

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Fünfundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Franz von Schönthan, Victor Tilsner, Fritz von Uhde.



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

## Inhalt des 65. Bandes.

April. — Mai. — Juni.  
1893.

---



	Seite
Jda Boy-Ed in Lübeck. Begraben. Novelle.....	277
Hjalmar Christensen in Christiania. Mattes Blut. Novelle.....	384
Otto feld in Berlin. fritz von Uhde.....	509
Ludwig fuld in Mainz. Die Volksgesetzgebung in der Schweiz.....	378
Karl Theodor Gaederz in Berlin. Goethe, Gries und friedrich Karl Meyer.....	173
Richard Garbe in Königsberg. Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers? Eine cultur- geschichtliche Betrachtung.....	211
Ola Hansson in Berlin-Friedrichshagen. Bauerndichtung.....	107
Moriz Hoernes in Wien. Illyrische Alterthümer.....	344
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin. Die Orestea des Aeschylus und das Tragische....	57
Arthur Kleinschmidt in Heidelberg. fénélon.....	366
Paul Lindau in Dresden. Bemerkungen über Regie und Inszenirung.....	85. 227

Rudolf Lindau in Konstantinopel.	
Die Stimme Allahs. Eine türkische Erzählung .....	124
Laura Marholm in Berlin-Friedrichshagen.	
Vom alten „Jungen Deutschland“ .....	200
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Victor Tilgner .....	160
Erneste Renan.	
Feuilles détachées. Eine Fortsetzung von Kindheits- und Jugend- Erinnerungen .....	42
Otto Roquette in Darmstadt.	
Meines seligen Onkels Stiefelsammlung. Novelle .....	243
Franz von Schönthan in Blasewitz.	
Der General. Eine erlebte Geschichte .....	1. 139
Berthold Schulze in Berlin.	
Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist) .....	322
Theo Seemann in Leipzig.	
Die Electricität und die Mikroorganismen .....	117
Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in Wexjö (Småland).	
Unsere Kinder .....	403
* * *	
König Karl von Rumänien .....	190
Bibliographie .....	132 267. 406
Musikalische Notizen .....	273
Bibliographische Notizen .....	135. 274. 409

Mit den Portraits von:

Franz von Schönthan, radirt von Johann Lindner in München; Victor  
Tilgner, radirt von Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe; Fritz von Uhde,  
radirt von Johann Lindner in München.





fünfundsechzigster Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1893.

Breslau.  
Schlesische Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

Band 65. — Heft 193.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

April 1893.

17.  
Jahrgang.

Greslau.  
Schlesische Verlags-Anstalt  
vormals S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LXV. Band. — April 1893. — Heft 193.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Schönthan.  
Nach einem Gemälde von Vilma Parlaghy).



Breslau  
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

**Inhalt.**

	Seite
<b>Franz von Schönthan in Blasewitz.</b>	
Der General. Eine erlebte Geschichte.....	1
<b>Erneste Renan.</b>	
Feuilles détachées. Eine Fortsetzung von Kindheits- und Jugend- erinnerungen.....	42
<b>Ulfr. Chr. Kalischer in Berlin.</b>	
Die Orestea des Aeschylos und das Tragische .....	57
<b>Paul Lindau in Dresden.</b>	
Bemerkungen über Regie und Inszenirung .....	85
<b>Ola Hansson in Berlin-Friedrichshagen.</b>	
Bauerndichtung .....	107
<b>Theo Seemann in Leipzig.</b>	
Die Electricität und die Mikroorganismen .....	117
<b>Rudolf Lindau in Konstantinopel.</b>	
Die Stimme Allahs. Eine türkische Erzählung.....	124
<b>Bibliographie.</b> .....	132
Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. (Mit Illustrationen.)	
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	135

Hierzu ein Portrait: Franz von Schönthan.  
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

---

Beilage zu diesem Hefte

von

Kenger'sche Buchhandlung, Gebhard & Willisch in Leipzig. (Anzeige von Novitäten).







## Der General.

Eine erlebte Geschichte

von

Franz von Schönthan.

— Blasewitz. —



Als ich ihn zum ersten Mal sah, — — Du lieber Gott, ich werd's im Leben nicht vergessen!

Es war unten in der Bocca di Cattaro, Ausgangs der sechziger Jahre. Damals wurde die „optische Telegraphie“ in der österreichischen Armee eingeführt: Signalposten, mit farbigen Fahnen ausgerüstet, wurden in entsprechenden Entfernungen von einander aufgestellt und gaben sich Zeichen; ein Senken der Fahne nach links hieß „Punkt“, — nach rechts „Strich“, — und aus „Punkten und Strichen“ wurden, nach dem bekannten Schema des Morse'schen Schreibtelegraphen Buchstaben, Wörter und Sätze zusammengestellt. Es ging prächtig; über ein paar Zwischenstationen hinweg konnten wir auf meilenweite Entfernungen Befehle vermitteln und Frage und Antwort wechseln. Ich hatte die Sache am schnellsten begriffen und fand auch bald Gelegenheit, mich vor unserem Regiments-Commandeur zu produciren. Bei einer großen Felddienst-Übung bekam ich Befehl, die eine Hälfte meiner Telegraphisten-Abtheilung auf dem Marktplatz in Cattaro zurückzulassen und mich mit der anderen Hälfte dem Regiment anzuschließen, das in „gesicherter Marschordnung“ einem supponirten Feind entgegenzog; dieser Feind hatte sich angeblich auf einem Plateau festgesetzt, hoch oben in den Felsenbergen, die steil zur montenegrinischen Grenze aufsteigen. Es war ein mühsames Klettern über den steinigten Karstboden, in sengender Hitze, — stunden- und stundenlang, bis wir dem Feind endlich auf Schußweite nahe waren; dann gab's noch ein

kurzes Feuergefecht, ein sprungweises Avanciren, endlich ein „Hurrah“ — und oben waren wir! Dann wurde „abgeblasen“ und Raß gehalten. Ich aber wurde zum Oberst befohlen.

„Na, wie steht's? — Können Sie von hier oben Ihre Telegraphisten in Cattaro unten sehen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst, mit dem Glas sogar ganz genau.“

Von unserer Position aus konnte man wirklich beinahe wie aus der Gondel eines Luftballons in die alte winkelige Stadt hineingucken. Und auf dem Marktplatz, unmittelbar vor dem Commandantur-Gebäude, standen auch richtig meine drei Telegraphisten, und ihre weiße Signalfahne flatterte im Winde.

„Wahrhaftig,“ sagte der Oberst, der auch durch den Feldstecher hinuntergesehen hatte, „wahrhaftig, man kann sie ganz deutlich ausnehmen!“ — Und dabei sah er mich und die Offiziere, die um ihn herumstanden, mit einem so naiven Ausdruck des Erstaunens in seinem behaglich leuchtenden Gesicht an, als ob er zum ersten Mal im Leben durch ein Fernglas geblickt hätte. Es war ein sehr glücklicher Mensch, unser Oberst; er konnte sich noch wundern und freuen wie ein Kind, trotz seiner grauen Haare; und als ich ihm jetzt sagte, daß ich mich mit denen da unten auf dem Marktplatz sofort in telegraphische Verbindung zu setzen vermöchte, da schüttelte er nur ungläubig lächelnd den Kopf! Das wär' doch gar nicht möglich! Und wenn ich das könnte, dann sollte ich doch gleich einmal einem meiner Leute den Befehl hinuntertelegraphiren, im Commandantur-Gebäude bei der Frau Oberst anzufragen, was der Herr Oberst heute Mittag zu essen bekäme. — „Ich habe nämlich schon einen höllischen Hunger,“ sagte er zu den übrigen Offizieren, lehnte aber trotzdem dankend ab, als ihm von allen Seiten aus den mitgebrachten Vorräthen angeboten wurde.

„Was glauben Sie denn, meine Herrn? Das darf ich ja gar nicht! Wir essen um Zwölf, und wenn da meine Frau merkt, daß ich mir den Appetit verdorben habe . . .“ Die Worte „Frau“ und „Appetit“ sprach er mit einer gewissen feierlichen Betonung aus, wie man eben von Dingen spricht, die einem heilig sind.

Ich hatte inzwischen telegraphirt und Antwort bekommen und trat jetzt meldend zum Oberst.

„Was? Schon fertig?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Und auch schon Jemand drüben gewesen, bei meiner Frau?“

„Der Cadett Libovic; ich habe ihn in's Haus treten und wieder zurückkommen sehen.“

„Nun — und hat er was herauftelegraphirt — über's Mittagessen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst: Schöberlsuppe, Rindsfleisch mit Paradeisauce, und als Mehlspeise — Erdäpfelknudeln.“

„Erdäpfelnudeln,“ wiederholte der Oberst mit einer gewissen zärtlichen Andacht und sah uns dabei glücklich lächelnd an. — „Es ist doch eine schöne Erfindung!“

Man wußte nicht recht, meinte er die Telegraphie oder die Erdäpfelnudeln.

Er legte mir väterlich gütig die Hand auf die Schulter, führte mich etwas abseits und sagte leise zu mir:

„Telegraphiren Sie nochmal hinunter . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Nur ein paar Worte: Nicht so blaß, wie das letzte Mal!“

Und dann reckte er sich dienstlich auf, rückte die Feldbinde zurecht, winkte dem Stabstrompeter und ließ zum „Sammeln“ blasen.

Die optische Telegraphie aber stand von diesem Tag an hoch in Ansehen, und ich selbst wurde zum Instructor ernannt. Ich hatte die Aufgabe, nach und nach sämtliche Truppentheile der Landarmee und der Marine, die damals im südlichen Dalmatien lagen, in der Kunst des Telegraphirens zu unterweisen.

Fünfzehn bis zwanzig Unteroffiziere und Cadetten wurden immer zu einem Curfus zusammengestellt, und wenn sie ausgebildet waren, erhielt ich wieder eine neue Abtheilung zugewiesen; das ging so den ganzen Sommer, und ich habe dabei ein herrliches Leben geführt. Ich war von jedem anderen Dienst befreit und lag mit meinen Schülern den ganzen Tag in den Bergen.

Einmal — es war im August — wurden wir von einem Gewitter überrascht, von einem fürchterlichen Unwetter, wie man's nur in diesem rings geschlossenen Felsentessel von Cattaro erleben kann! Da war natürlich an keine Rückkehr nach der Stadt zu denken; meine Leute flüchteten schnell unter einen kleinen Fels-Überhang; der gewährte freilich nur nothdürftigen Schutz, aber es war doch wenigstens etwas. Uebrigens hatten wir Leidensgefährten. Ganz in der Nähe hielt eine Abtheilung Infanteristen Schieß-Übungen ab; die armen Teufel kamen im Laufschrift angestürmt und drängten sich mit unter das Schutzbach; meine Telegraphisten ließen sich's gerne gefallen. Je mehr, desto besser, Einer schützte doch immer den Anderen! Und je enger man sich zusammendrängen mußte, desto wärmer war's! Das aber konnte man sich erst recht gefallen lassen, denn mit dem Gewitter war's plötzlich eilig kalt geworden.

Ich war von meinem erhöhten Standort gleichfalls, so schnell es gehen mochte, herunter geklettert und wollte nun über das kleine Plateau hinweg, zu meinen Leuten hinflüchten, — da sah ich im Vorübergehen, unter einem kahlen Olivenbäumchen so etwas wie eine menschliche Gestalt stehen! „Mitten in dem rasenden Unwetter?“ denke ich, „das wäre doch zu toll!“ Aber wie ich noch ein paar Schritte näher komme, — wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht. Da steht der Unglücksmensch! Eng

an das Bäumchen geschmiegt, das ihm doch nicht den geringsten Schutz bieten konnte, stand er fröstelnd und zitternd da; den dünnen Offiziers-Mantel fest um die schmalen Schultern gezogen, das Käppi tief in die Stirn gedrückt, vom Sturm gepeitscht, vom Regen überströmt — ein wahres Jammerbild!

„Um Gottes willen,“ rief ich ihn an, „was stehen Sie denn da? Sie holen sich ja den Tod!“ Er aber sieht mich aus seinem blassen Gesicht mit ein paar großen wasserblauen Augen lächelnd an und antwortet mit kaltezitternden Lippen, indem er auf die nachtschwarzen Wolken über uns zeigt:

„Ah, das macht nichts! — Es ist nur ein klein's Uebergang!“

\* \* \*

Das war also meine erste Begegnung mit dem Lieutenant Schödl vom 7. und 8. Infanterie-Regiment.

Doch dabei sollte es nicht bleiben; ich suchte seine nähere Bekanntschaft, und er hat es mir nicht schwer gemacht; er kam mir auf halbem Weg entgegen.

Ich glaube, wir hatten schon damals Beide das bestimmte Gefühl, als ob sich die vielfach gewundenen Wege, auf denen uns das Schicksal durch die Zukunft führen wollte, an irgend einer nahen oder fernen Stelle ganz besonders eng durchschlingen würden.

Wie das Schicksal unserer Ahnung Wort gehalten hat, davon will ich eben in diesen Blättern erzählen.

Schödl war damals schon über die Mitte der Zwanzig hinaus — und seit fünf oder sechs Jahren Offizier. Er sah nicht gut aus in der Uniform. Es hing und schlotterte Alles um seine mageren Glieder. Man konnte ihn leicht für einen schlecht verkleideten Candidaten der Theologie halten.

Dazu hätte auch sein Kopf gestimmt, der etwas zu groß für den kleinen Körper, merkwürdig wacklig zwischen den schmalen Schultern saß. Und zu allem das blasse, bartlose Gesicht, mit der überhohen Stirn und den lächerlich blauen Augen!

Nein, er machte durchaus nicht den Eindruck eines „schneidigen Lieutenants“!

Schödl war aus der Neustädter-Akademie in die Armee gekommen. In Neustadt hatte er einen Freiplatz, und seit er Offizier war, lebte er, ohne Zulage — und ohne Schulden — von seiner Lieutenants-Gage. Seine Mutter und zwei ältere Schwestern, beide unverheirathet, wohnten in Graz, wo auch Schödl geboren und erzogen war. Die Mutter bekam als Offiziers-Wittwe eine kleine Pension, die gerade hinreichte, um den bescheidenen Haushalt der drei vereinsamten Frauenzimmer zu decken. Der Vater war im Jahre neunundvierzig in Italien gefallen, und der alte

Nadežky hatte damals, in einem eigenen Armeebefehl, den Heldentod des Hauptmann Schödl als eine unvergängliche Ruhmesthat gefeiert.

Auch Groß- und Urgroßvater waren österreichische Offiziere gewesen, und der Urgroßonkel Schödl hatte in der Schlacht bei Aspern die Savoyen-Drager zur Attaque geführt. Von diesem denkwürdigen Vorgang besaß Schödl sogar eine bildliche Darstellung, eine alte Lithographie, die er mir auch sofort zeigte, als ich ihn zum ersten Mal besuchte.

Das Bild hing, von einem Epheu-Kränzchen umrahmt, über seinem Schreibtisch.

„Siehst Du,“ sagte er, „der da vorne ist's — der mit dem hochgeschwungenen Säbel! Und das sind die Franzosen, die Quarré forniert haben! Der Erste ist er drin' gewesen! Und unsere braven Drager ihm nach! Ueber die Bajonette hinweg, in's höllische Feuer hinein — und niedergefäbelt, was nicht ausriß! Donnerwetter, wer's so erleben könnte!“

Dabei stürmte er mit heißen Wangen durch's Zimmer und machte Schritte, die für seine kurzen Beine entschieden zu lang waren.

„Dein Urgroßonkel ist damals gefallen?“ frug ich.

„Ja!“ rief er mit freudigem Stolz. „Drei Kugeln sind ihm durch die Brust gegangen. Seine Leute haben ihn erst spät Abends gefunden und in ein Zelt getragen. Der Erzherzog Carl ritt eben vorüber, stieg ab und trat zu dem Strohbett, auf dem der Sterbende lag; und wie er den braven Oberst der Savoyendrager erkannt hat, da soll er sich tief erschüttert zu den Anderen gewendet und gesagt haben: „Seht her, hier stirbt ein österreichischer Reiteroffizier den Heldentod für seinen Kaiser!“ — Und in diesem Augenblick schlug mein Urgroßonkel die Augen noch einmal auf — zum letzten Mal — und lächelte noch einmal, zum letzten Mal, wie Einer, der sehr glücklich ist! . . . Siehst Du, Mensch, wer so sterben könnte . . .“

Ja, der Lieutenant Schödl wollte leben und sterben wie seine Väter und Vorväter, — wie ein Held! — Er war durchaus kein Poltron, bei Leibe nicht! Er glaubte sicherlich ganz ehrlich an seinen Heldenberuf, und wenn ihn Einer gefragt hätte, ob er sich jetzt, gleich auf der Stelle, für seinen Kaiser und seine Fahne in Stücke hauen lassen wolle — er hätte aus seiner redlichen Seele heraus Ja und Amen gesagt! Donnerwetter, ja! Wenn man mit einem so glänzenden Soldatennamen in die Armee kommt, das macht Einen doch innerlich stolz und stark! . . . Außerlich glich er freilich mehr der Mutter und war klein und schwächlich geblieben, das ist wahr, und ein weichmüthiges Herz hat er auch, das muß er selber zugeben! Er kann kein Huhn schlachten sehen, und wenn die Thür scharf in's Schloß fällt, fährt er schreckhaft zusammen, — aber das sind doch schließlich nur die Nerven! Das hindert Einen doch nicht, ein tapferer Kerl zu sein! Und er wünschte sich's gar nicht besser, als daß einmal ein Tag käme, wo er's beweisen könnte — mir und den Anderen!

Dabei griff er nach dem Säbelford und sah mit blühenden Augen nach dem Armeebefehl Radetzky's hinüber, der unter Glas und Rahmen über seinem eisernen Bett hing.

Dieses eiserne Bett war ein fürchterliches Ding: schmal wie eine Bank, ein steinharter Strohsack, kein Kopfkissen, keine Matratze! Aber der alte Heldenkaiser Wilhelm gönnte sich auch keine' bessere Liegestatt, und der Lieutenant Schödl wollte sich nicht verweidlichen und verwöhnen, — und wenn er noch so miserabel schlief. Es war ihm ja auch nicht angenehm, daß die Aussicht gerade auf den Friedhof hinausging, und als er zum ersten Mal an's Fenster getreten sei, hätt's ihn ordentlich wie ein Schauer überlaufen, aber gerade deswegen hat er dann dieses Zimmer gemiethet! Und, daß er nun jedesmal munter wird, wenn's draußen Mitternacht schlägt, das hat nichts zu sagen! Daran sind nur die dummen Gespenstergeschichten schuld, mit denen er als Kind von Mutter und Schwestern geängstigt worden ist.

Im Uebrigen sah es in dem kleinen Stübchen pedantisch ordentlich aus — beinahe, als ob eine alte Jungfer hier hauste. Kein Stäubchen und kein Unthätchen, aber auch nichts, was an Luxus und Behaglichkeit erinnern konnte. Nur die Wände waren reichlich mit Bildern besetzt und behangen. Alte Stiche mit braunen Stockflecken, ein paar Holzschnitte, ausgeblähte Photographien — sogar ein stark nachgebunkeltes Delbild war da: „Napoleons Uebergang über die Alpen“. Da schoben französische Grenadiere, mit fürchterlich hohen Pelzmützen, große Kanonen auf unglaublich steile Bergwände hinauf, während ganz oben in den schneebedeckten Gipfeln Napoleon auf einem blendend weißen Schimmel ritt; der Schimmel bäumte sich, und Napoleon machte ein gleichgiltiges Gesicht wie alle Helden im Augenblick der Gefahr. Und gleich daneben hing ein „Winkelried“, darunter ein „Andreas Hofer“ und mitten zwischen all den Kriegs- und Schlachtengemälden ein bunt bemaltes Heiligenbild: Sanct Sebastian, den die Heiden an's Marterholz geschnürt haben und grausam foltern, während er mit verzücktem Blick zum offenen Himmel hinausblickt . . . In diesem Blick lag übrigens eine lächerliche Aehnlichkeit mit Schödl's Augen; das hatten vor mir auch schon Andere bemerkt und hatten's ihm auch gesagt; aber da war er ernstlich böse geworden, denn, wenn er auch selten darüber sprach, in aller Stille seines Herzens war er doch ein fromm gläubiger Katholik, und seinen Namenspatron verehrte er ganz besonders. „Das war ein tapferer Mann, der für seinen Glauben gestorben ist; und auch das ist ein Heldentod, so ruhmvoll beinahe, wie der auf dem Schlachtfeld!“

Wem's aber nicht gegönnt war, für seinen Gott oder seinen Kaiser zu sterben, für den mußte Schödl noch ein drittes glorreiches Ende: den Tod für eine geliebte Frau!

Es hatte zwischen uns Beiden recht lange gedauert, viel, viel länger, als es sonst zwischen jungen Leuten Brauch ist, bis wir uns gegenseitig eingestanden, wie wir über die Frauen und die Liebe dachten.

„Siehst Du,“ jagte er mir, „ich kann's Euch Anderen nicht nachthun! Heute die — und morgen die! Dazu ist mir die Liebe eine viel zu heilige Sache. Und ich könnt' auch nicht so feck und dreist sein den Frauen gegenüber! Den Muth dazu hätte ich sicherlich ebenso gut wie Ihr, aber ich stelle die Frauen viel höher als Ihr — und darum bin ich so zaghaft — darum stottere ich und werde roth . . . Aber laß mich nur erst die Rechte finden, die mir die Erste und Einzige, die mir Alles und Letztes sein soll, die will ich mir erkämpfen und erobern, und gält's mein Leben! Die will ich festhalten mit meiner ganzen Liebe . . .“

Und nun kam's herausgeströmt aus dem Tiefsten seines stillen Wesens, all der rührende Unsinn und Ueberschwang, von dem ein junges Menschenherz überquillt, das zum ersten Mal von seiner Liebe spricht. Dabei sah er mit seinem verklärten Gesicht dem heiligen Sebastian wieder einmal lächerlich ähnlich; aber aus seinen flammenden Augen leuchtete der Helbengeist seiner Väter, und der kleine, unansehnliche Kerl mit dem großen, wackligen Kopf mahnte mich in diesem Augenblick trotz alledem an jene ritterlichen Gestalten aus längstvergangenen Tagen, die vor ihr Leben die Devise gesetzt haben:

A Dieu mon âme,  
Ma vie au roi,  
Mon coeur aux dames,  
L'honneur pour moi!

\* \* \*

Ende November kam Theater nach Cattaro, ein Triestiner „Opern-Ensemble“, das alljährlich seine Gastspiel-Tournée durch Istrien und Dalmatien machte; die Leutchen zogen von einer Küstenstadt zur anderen und spielten und sangen ein paar Wochen, einen Monat lang, bis sie ihr kleines Repertoire herunter geleiert hatten; damit war dann auch gewöhnlich das Kunst-Interesse des betreffenden Ortes erschöpft, — und dann ging's eben wieder weiter; von Pola nach Zara, — von Zara nach Spalato, Castelnovo, Ragusa — und so fort, die ganze Küste hinunter! Diesmal machten sie ihre Tournée in umgekehrter Richtung und fingen bei uns in Cattaro an. Sie hatten einige neue Kräfte engagirt und brachten ein paar Novitäten mit. Das war natürlich inmitten unseres eintönigen Lebens ein Ereigniß! Die Erwartungen waren hoch gespannt, und der erste Theater-Abend gestaltete sich zu einem großen Erfolg. Eine Spieloper, deren Autor der Kapellmeister der Truppe selbst war, gefiel ganz außerordentlich; der Tenorist wurde mit Beifall überschüttet, und auch die übrigen Mitglieder, und besonders der Chor, auf den bei italienischen Opern immer großer Werth gelegt wird, wurden lebhaft applaudirt. Nur über ein einziges Mitglied der Gesellschaft waren die Meinungen getheilt. Es handelte sich um eine blutjunge Triestinerin, die angeblich hier zum ersten Mal die Bühne betrat; ein Theil des Publikums fand sie entzückend — der größere Theil verhielt sich ablehnend; diese merkwürdige Verschiedenheit im Urtheil trat schon in

der ersten Vorstellung deutlich hervor, aber am zweiten und dritten Theaterabend verschärften sich die Gegensätze von Gunst und Ungunst derartig, daß es zu einer offenbaren Theilung des Publikums in zwei feindliche Lager kam: begeisterte Verehrer und leidenschaftliche Gegner der kleinen schwarzäugigen Sängerin Signorina Zolanda Oliviera.

Sie war das Tagesgespräch in Cattaro. Im Caféhäus und auf der Promenade, in der Kaserne und auf dem Exercierplatz wurde mit steigender Erbitterung gestritten, für und wider die Oliviera. Und — Abends war das Theater regelmäßig ausverkauft!

Nur wir Beide, Schödl und ich, waren noch nicht dort gewesen! In unserer Kasse war wieder einmal so trostlose Ebbe, daß wir uns den Luxus eines Parquet-Billetts absolut nicht gestatten konnten. So mußten wir uns — wohl oder übel — auf den nahen „Ersten“ vertrösten, der wieder Geld in unseren Beutel bringen würde.

Den Kameraden gegenüber ließen wir uns natürlich nichts merken. Wir heuchelten eine gewisse vornehme Blasirtheit: „Es läge uns überhaupt nicht so viel am Theater, — und diese Oliviera — lieber Gott, die konnte man ja später auch noch hören! . . .“

Inzwischen vergingen wir aber beinahe vor Neugier und Ungeduld.

Ich selbst hatte noch ein jugendlich ungetrübtes Interesse für Komödie und Komödianten, und Schödl, dem das Theater bis dahin beinahe gänzlich fremd geblieben war, hatte sich in der letzten Zeit aus meiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek in eine wahre Theater-Schwärmerei hineingelesen. In dieser Scheinwelt fand er ja alle seine Ideale verlebendigt: die tapferen Ritter, die schönen Frauen, große Leidenschaften und unsterbliche Heldenthaten! Er declamirte mir in seinem kleinen Stübchen den „Mortimer“ und den „Kosinsky“ vor, daß die vielen Helden und Heiligen, die an den Wänden hingen, höchlich verwundert dreinsahen, und schwur mir endlich, er könnte sich noch heute entschließen, Schauspieler zu werden, wenn ihm sein ruhmreicher Name nicht die Pflicht auferlegte, als Offizier für seinen Kaiser zu leben und zu sterben.

Nebenher gesagt, schien mir das eine sehr glückliche Fügung, denn angesichts der Talentproben, die er vor mir ablegte, war's mir ziemlich unzweifelhaft, daß man den guten Schödl bei seinem ersten Schritt auf die Bühne einfach ausgelacht hätte. Natürlich sagte ich davon kein Wort, um den Leichtverletzten nicht unnötig zu kränken.

Es war am Abend der dritten „Oliviera-Vorstellung!“ Wir waren bis zehn Uhr zu Hause geblieben, hatten über das glänzende Glend gemurrt, das einem nicht einmal die paar Soldi für die edelsten Genüsse übrig ließ — damit meinten wir natürlich das Theater — und gingen endlich noch einmal aus, um in dem Caféhäus nebenan einen Schlummerpunisch zu trinken.

Das „Café ai tre amanti“ wurde fast ausschließlich von Cadetten und jüngeren Offizieren besucht; es bestand aus einem einzigen Parterre-



Zimmer, in das man unmittelbar von der Straße eintrat. Fünf oder sechs Marmortischchen mit den dazu gehörigen Stühlen — im Hintergrund ein kleines Buffet und ein schmaler Ledertisch — das war das ganze Meublement. Aber hinter diesem Ledertisch waltete früh und spät, geschäftig und immer lustig, die Padrona, eine kleine flinke Frau von etlichen dreißig Jahren, die Birthin, Köchin und Kellnerin in einer Person war. Kein Mensch konnte der Padrona Rosina, so nannten wir sie Alle, etwas nachsagen, obwohl sie mit allen ihren Gästen kokettirte; dieser schlauen Tactik verdankte sie vielleicht den lebhaften Zuspruch, den ihr Geschäft fand.

Heute freilich war nicht ein einziger Gast im Local; „Alle im Theater,“ erklärte uns Rosina; und während sie uns den Punich zurechtbraute und aus den gefüllten Gläsern erst selber nippte, um die Mischung zu prüfen — sie machte das wirklich sehr appetitlich — frug sie uns ganz verwundert, warum denn „die Signori“ nicht auch in die Oper gegangen seien? Es soll ja so himmlisch schön sein? Und die Oliviera sei eine artista di primo rango!

Schödl und ich bemühten uns, wieder recht blasirte Gesichter zu machen: Uns läge überhaupt nicht so viel daran — und wir wollten erst abwarten — und die Oliviera würde doch von einem Theil des Publikums sehr getadelt . . .

Das war das Stichwort. Nun brauste die Padrona auf, als ob man ihr selber an die Ehre gegriffen hätte! „Getadelt? Die Oliviera? Von wem denn? Von ein paar halbwildem Zischtschen oder Morlachen, die von der Kunst so viel verstünden, wie ihre ausgestopfte Raqe! Man solle sie ihr doch gegenüber stellen, diese Bursche! Sie wolle ihnen erst klar machen, was für eine Künstlerin die Oliviera sei! Und sie verstünde sich einigermaßen darauf! Ihr verstorbenen Mann, der beim Steuer-Unt in Triest angestellt war, hätte doch jeden Abend im Teatro philodramatico als Chor-Tenor mitgesungen, und sie hätte einen Freiplatz auf der Galerie gehabt! Da habe sie auch den Vater der Oliviera kennen gelernt, einen Baritonisten, den ganz Triest vergötterte! Und darum wohnte jetzt auch die Oliviera bei ihr . . .“

„Was? die Oliviera wohnt bei Ihnen?“

„Aber, Dio mio, das haben Sie nicht gewußt? Ich habe ihr meine beiden Zimmer oben im ersten Stock gegeben — ich schlafe so lange in der Küche — und ich thu's gerne! Sie ist ein solches Zuckerherz, die Oliviera! Und für mein Geschäft ist sie ein wahrer Segen; kein Stuhl ist mehr frei den ganzen Tag über; die jungen Herren drängen sich ordentlich und lassen sich ein Absintzio nach dem anderen einschenken und warten, ob die Oliviera nicht einmal herunterkommen wird . . .“

„Kommt sie denn manchmal herunter?“ jagte Schödl und sah dabei mit verlangenden Blicken nach der schmalen Thür, die durch die hinterste Zimmerecke nach dem dunklen Flur und zur Treppe führte.

„O, wohl zwanzig Mal am Tag! So oft sie irgend etwas naschen will: ein Stückchen Kuchen, ein paar Confetti oder einen süßen Liqueur. Sie ist nämlich eine kleine Naschkaze. Aber da macht sie die Thür dort nur so ein ganz klein wenig auf, guckt blitzgeschwind im Zimmer herum, streckt ihr Pätschchen herein, und wenn sie hat, was sie will, — klapp! die Thür wieder zu und die Treppe hinauf! Und oben hören wir sie dann lachen und trällern und ihr Lieblingslied singen: „Te voglio bene assai, te voglio bene . . .“

„Assai!“ schmetterte eine jugendlich süße Stimme mit glöckereinem Einsatz dazwischen, und als wir uns überrascht umsahen, stand in der weit offenen Straßenthür . . . die Jolanda Oliviera! Wie ein virtuos auf den Effect gemaltes Bildchen stand sie dort. Die Thür gab den Rahmen her, und die stockfinstere Nacht draußen den Hintergrund. Und da hob sich nun das pikante Figürchen heraus in ganz hellen Farbentönen: sie hatte offenbar noch ihr Theater-Costüm an, ein weißes Empire-Kleidchen, und darüber irgend so etwas wie einen Spitzen-Umhang, ein faltenreich flatterndes Ding, das sie mit der einen Hand ziemlich nachlässig auf der Schulter festhielt, während sich die andere Hand, mit dem schön gehobenen Arm, an den Thür-Pfosten stützte; das Köpfschen schelmisch zu uns hingeneigt, die wunderhübschen Augen voll Uebermuth, so stand sie unbeweglich und sah uns lächelnd an. Und wie ich nun endlich die Ueberraschung abschütteln wollte und auf sie zutreten, — da war sie auch schon lautlos an uns vorübergehuscht, zur Padrona hin und umarmte sie in stürmischer Zärtlichkeit und tätschelte ihr die Backen und kicherte und blinzelte dazwischen zu uns hinüber mit spitzbübischer Koketterie. Dann griff sie mit beiden Händen nach den kleinen Kuchen, die auf dem Ladentisch aufgebaut waren, nahm sich zwei Stücke, — in jede Hand eines, — biß herzhaft ab, lächelte uns, mit vollem Mund kauend, einen Gruß zu — und verschwand.

Der gute Schödl hatte während alledem wie gebannt dagestanden, und auch jetzt noch sah er nach der Flurthür, die hinter der Oliviera klappende zugewallen war, mit einem Ausdruck hin, daß man zweifeln konnte, ob er wache oder träume; er selbst wußte es sicherlich auch nicht genau.

„Mensch,“ sagte er endlich, indem er mich mit beiden Fäusten am Uniformrock packte und schüttelte, als wollte er mir an's Leben, „Mensch, ist das ein entzückendes Geschöpf!“

Und aus dem zitternden Ton seiner Stimme hörte ich deutlich das treuherzige Geständniß heraus: Lieutenant Sebastian Schödl hatte sich soeben in die Sängerin Jolanda Oliviera verliebt! Und sehr ernsthaft! Dafür kannte ich meinen Schödl.

Indem kam's von der Straße hereingepoltert, mit Lachen und Lärmen, eine ganze Schaar junger Leute, meist Kameraden von uns. Sie waren alle im Theater gewesen, waren alle begeistert und wollten schließlich alle miteinander über die Treppe hinaufftürmen, um der Oliviera ihre Bewunderung

zu Füßen zu legen. Aber damit kamen sie bei Padrona Rosina an die Rechte! Im Nu war sie dazwischen und pflanzte sich resolut vor der Thüre auf. Das wollte sie sehen, wer da hinauf käme! Sie sei eine donna rispettabile, und ihr Haus sei eine casa onesta! Und damit basta! Zu aller Sicherheit drehte sie den Schlüssel im Schloß herum und steckte ihn in die Tasche. In diesem Augenblick sah ich, daß Schödl, der neben ihr stand, die Hand auf's Herz legte und ihr mit dem feierlichsten Ausdruck stummer Verehrung eine tiefe Verbeugung machte.

Der Enthusiasmus unserer Kameraden mußte sich also in anderen Formen Luft machen; man griff nach den Bunschgläsern und stimmte, falsch, aber kräftig, den schönen Chorgesang an: „Hoch soll sie leben . . .“ Dazu wurde im Takte mit den Säbeln auf den Boden gestampft, und Fräulein Oliviera hätte sehr schwerhörig sein müssen, wenn diese Huldigung nicht bis zu ihr gedrungen wäre. Aber es beliebte ihr nicht, darauf zu reagiren; es blieb Alles mäuschenstill im ersten Stock oben. Damit schien nun Schödl wieder sehr zufrieden zu sein; er klopfte mich zärtlich auf die Schulter und flüsterte mir, glücklich lächelnd, zu: „Mensch, das ist ein entzückendes Geschöpf!“

Im Café ai tre amanti ging's für gewöhnlich ziemlich solide her; aber heute wurde es spät; in der allgemeinen Kunstbegeisterung wurde mehr als gewöhnlich getrunken — und je mehr getrunken wurde, desto höher stieg die Begeisterung. Und schließlich kam auch noch der kleine Simovics und gab eine Flasche Champagner nach der andern zum besten; er war mit einer sehr reichen Ungarin verlobt, und der zukünftige Schwiegerpapa hatte ihm gerade heute einen großen Geldbrief geschickt. Dafür mußten wir den Alten natürlich hoch und immer wieder hoch leben lassen! Das Interesse für die Oliviera war für den Augenblick zurückgestellt, Alles drängte sich um Simovics, und endlich sollte er erzählen, wie er es denn eigentlich angefangen, sich das Millionen-Töchterchen zu angeln.

„Ja, liebe Kinder,“ sagte er, „wißt Ihr denn, was ‚Absteigen über den Hals‘ heißt? Nein? Na, dann kann ich Euch auch nicht erklären, wie ich zu dem reichen Mädel gekommen bin.“

Nun ließen wir ihm natürlich keine Ruhe, nun mußte er's uns erst recht erklären.

Lieutenant Simovics war ein Kroate; er hatte bis vor einem halben Jahr bei einem Husaren-Regiment in Wien gestanden, dumme Streiche und Schulden gemacht und wurde dann auf Betreiben seines einflußreichen Onkels zu uns nach Dalmatien veretzt! Zur Infanterie! Bevor er in die „Straf-Verbanung“ ging, wirkte er sich noch vierzehn Tage Urlaub aus, um einen ungarischen Pferdezüchter zu besuchen, den er auf einer Remontierungs-Reise im Debrecziner-Comitat kennen gelernt hatte. Auf dem Gute dieses reich gewordenen Züchters gab's edle Pferde, feurige Weine, eine herrliche Jagd — und ein heißblütiges Töchterchen, mit ein paar langen, kohlschwarzen Zöpfen! Das war nun für Simovics ein wahres

Paradies. Denn ein Jäger und Reiter war er, wie es sicherlich wenige gab, und wenn er auch nicht soviel trinken konnte, wie der Alte, so hielt er doch Stand mit ihm, bis in die späten Nächte hinein und würzte ihm den Wein mit ausgelassenen Geschichten. Und daß er vor der Eva dieses Paradieses Gnade fand, war auch nicht weiter zu verwundern; sein verwegenes geschnittenes Gesicht war freilich nichts weniger als schön — aber er hatte den Teufel im Leib — das sah ihm jede richtige Eva auf den ersten Blick an! Aber der Vater hätte doch sicherlich nicht so bald „Ja“ gesagt, wenn ihn Simovics nicht mit einem richtigen Husaren-Stückchen überrumpelt hätte.

Und das kam so: Der Alte hatte sich im Frühjahr eine vierjährige Vollblutstute aus England mitgebracht; ein kostbares Thier, mit den edelsten Qualitäten und einem hochadeligen Pedigree. Die Stute wäre ganz unschätzbar gewesen, — wenn man sie nur hätte reiten können! Aber das war wirklich nicht möglich. Ruffisen ließ sie ganz ruhig, ging auch willig Schritt und Trab und ließ sich, wenn sie gerade bei Laune war, sogar in Galopp einsprengen, — aber abfisen ließ sie Keinen wieder, man mochte es anstellen wie man wollte! So wie man den rechten Fuß aus dem Bügel zog, um das Bein über die Kruppe zu schwingen, fuhr der Satan in das Pferd! Blitzschnell hatte es den Kopf zwischen den Vorderhufen, machte einen Buckel wie eine Kasse und feuerte im nächsten Moment hinten aus, daß der Reiter im weiten Bogen vornüberflog. Da gab's kein Halten! Und wenn einer sah wie Eisen! Es half auch weder Prügeln noch Schmeicheln. Die besten Reiter hatten's vergeblich versucht, bis sich der Oberstallmeister selber beim Sturz den Arm gebrochen und die Schulter ausgefallen hatte. Da gab man's endlich auf. Man mußte das edle Thier nutzlos im Stall stehen lassen, und dem Besitzer gab's jedes Mal einen Stich durch's Herz, wenn er an seinem Stand vorüberging.

Natürlich wurde die Geschichte auch unserm Freund Simovics erzählt, und noch natürlicher mochte er nicht daran glauben, bis er es selber versucht hätte. Der Alte wollte es ihm zwar ausreden, aber er bestand darauf. Er ließ sich das Pferd auf den „Zirkel“ führen, nahm es an die Longe und ließ es antraben. Und wie er nun die herrlichen „Gänge“ sah und die großartige „Action“, da hielt sich sein Reiterherz nicht länger. Er ließ den Sattel auslegen, prüfte vorsichtig Gurt und Bügel, machte die Randarenette um ein paar Glieder lockerer, klopfte dem Thier, das lammfromm dastand, den glänzenden Hals und stieg dann ganz sanft und leicht in den Sattel.

Inzwischen waren alle Leute aus dem Schloß und aus den Ställen zusammengelaufen; der Alte stellte sich mit der Peitsche im Zirkel auf, und Evchen sah aus dem Fenster. Simovics grüßte verstohlen mit den Augen hinauf und ritt dann im Schritt auf den Hufschlag. Ganz ruhig! Zwei Mal rechts, zwei Mal links herum. Dann trabt er an — deutsch, englisch, — reitet eine Wolke, — es geht Alles vortrefflich! Er sitzt wie eine Puppe

und fühlt sich, als ob er das Pferd schon jahrelang unter dem Sattel hätte. Nun kennt er schon die Bewegungen des Thieres, hat es völlig in der Hand, und nun will er's auch mit dem Absteigen probiren. Er parirt also. Das Pferd steht wie eine Mauer. Aber es spitzt die Ohren, und Simovics fühlt ganz deutlich, daß es auf der Lauer ist. Also vorsichtig! Vor Allem will er herauskriegen, bei welcher Bewegung des Reiters das Thier eigentlich mit seinen „Mucken“ einsetzt. Er stellt sich also ganz vertrauensvoll, streicht ihm mit den Zügeln über die Mähne, tätschelt ihm den Hals und zieht dabei leise, ganz leise den rechten Fuß aus dem Bügel, ohne den Oberschenkel zu rühren. Das Pferd bleibt ruhig! Aha, denkt er, das ist es nicht! Nun will er's weiter versuchen — mit dem Oberschenkel. Aber kaum hat er den vom Sattel weggerührt, da ist der Teufel los! Der Gaul wirft den Kopf zwischen die Beine und die Hinterhufe in die Luft und hätte den Reiter sicherlich in den Sand geschleudert, wenn er nicht so gut vorbereitet gewesen wäre. Aber wenn einer so sitzt, wie der Simovics, und noch dazu genau weiß, was kommt, — dann ist er doch nicht leicht herunterzukriegen. Bei der ersten Muskelbewegung des Pferdes hatte er mit den Schenkeln schon wieder eisernen Schluß und warf sich gleichzeitig mit dem ganzen Oberkörper über den Sattelkranz zurück, so daß sein Hinterkopf die Kruppe berührte. Dadurch fing er den gewaltigen Ruck ab und blieb im Sattel. Im nächsten Augenblick saß er auch schon wieder aufrecht, riß dem Pferd den Kopf hoch und schlug ihm ein paar Sporen in die Flanken, daß es mit einer mächtigen Lançade vorwärts flog.

Damit war das Kunststück wenigstens schon zur Hälfte gelungen: er hatte sich nicht abwerfen lassen! — Und jetzt wußte er auch, wie er es anstellen mußte, um mit heiler Haut von dem Thier herunterzukommen. Er zwang es zunächst in den Zirkel zurück, ließ es dort so ein zwanzig Mal rückwärts treten, zog dabei die Füße aus den Bügeln — und parirte endlich. Das Pferd zitterte am ganzen Körper, aber es stand. Und nun ging's rascher, als man's erzählen kann: er ließ die Zügel fallen, warf das gestreckte linke Bein mit kräftigem Schwung vorn über den Hals des Pferdes, und stand schon auf der Erde, bevor das überraschte Thier die Contenance fand, seinen Katzenbuckel zu machen und hinten auszufeuern! Jetzt brach unter den Zuschauern ein Jubel los! — Sie konnten doch alle reiten, — aber das hatte noch keiner gesehen! Der Alte umarmte und küßte den Simovics immer wieder, und Simovics versprach ihm, der Stute die Mucken noch völlig auszutreiben: — „In acht Tagen könnte er ein Kind hinaufsetzen.“ Fräulein Eva aber, die vom Fenster oben, in athemloser Spannung zusehen, kam jetzt heruntergestürzt, noch zitternd vor Angst und schluchzend vor Freude, und flog dem glücklichen Simovics an den Hals! Der hielt sie natürlich fest, — die Gutsleute schriegen „Ehen“ — und da blieb dem Alten schließlich nichts übrig — er mußte seinen Segen geben, — ob er wollte oder nicht.

Ein Jahr noch sollten die Brautleute warten, bis zu Evas siebzehntem Geburtstag; — dann sollte Simovics quittiren und das große Gut seines Schwiegervaters übernehmen.

Das war also die Geschichte seiner Verlobung. Er hatte sie sehr gut erzählt, — ohne alle Großsprecherei, aber mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperaments! Wir hatten uns alle um ihn herumgedrängt, die Padrona mitten zwischen uns — und Schödl drückte mir einmal über's andere die Hand vor Begeisterung. Das war so ein Heldenstück nach seinem Sinn. „Siehst Du,“ flüsterte er mir zu, „wenn mir so was passirte! . . .“

„Kannst Du denn reiten?“

„Na, viel nicht! Das bisschen, was wir in der Akademie gelernt haben! — Aber das macht nichts! Wenn man nur die Courage hat! . . .“ und dabei faßte er krampfhaft die Lehne des Stuhls, auf dem er rittlings saß und rückte sich zurecht, als sei er ganz darauf gefaßt, daß der alte Rohrjessel mit den Hinterbeinen ausschlagen würde.

Inzwischen hatte Simovics wieder Knickebein auffahren lassen, — Knickebein war die Specialität des Café ai tre amanti, — und wir ließen zum so und so vielen Male den alten Magyaren und seine schwarzäugige Tochter leben!

Es war spät geworden! Als wir endlich auseinandergingen, lud uns Simovics noch ein, morgen mit ihm in's Theater zu kommen; er wollte zwei oder drei ganze Logen kaufen, und wir alle sollten seine Gäste sein!

Das wurde natürlich mit Halloh angenommen — und damit — Gute Nacht!

Schödl und ich machten noch einen Umweg, um uns in der kühlen Nachtluft die Köpfe ein wenig ausrauchen zu lassen! Schödl war wieder einmal ganz aus dem Gleichgewicht! Die Aussicht, morgen in's Theater zu kommen, — und dann dieser Simovics mit seinem Reiterstück, — und dann, — und eigentlich vor allem Anderen — diese Oliviera! Das war ein Weib! Könnte man sich denn etwas Grazioseres und Lieblicheres denken? Er wenigstens, der Lieutenant Schödl, könnte das nicht! — Und wenn ich etwa anderer Meinung sei . . .

Ich hütete mich natürlich, anderer Meinung zu sein. Uebrigens war ich wirklich selbst entzückt von dem lieblichen Geschöpf, und so redeten wir uns denn Beide in einen wahren Oliviera-Enthusiasmus hinein; dabei hatten wir uns mindestens schon dreimal gegenseitig nach Hause gebracht, bevor wir's selber merkten und uns endlich und endgiltig Adieu sagten. Während ich meine Hausthür aufschloß, sah ich Schödl mit langsamen Schritten die Cale larga hinunter gehen und hörte noch ganz deutlich, wie er mit glücklichem Ausdruck vor sich hinsang: Te voglio bene assai, — te voglio bene — assai . . .! Daß er dieses Liebeslied nach der Melodie des Radetzky-Marsch sang, schien er nicht weiter zu bemerken.

\*

\*

\*

Am nächsten Abend waren Schödl und ich ziemlich die Ersten im Theater. Simovics hatte uns die Billets schon Vormittag in die Wohnung geschickt. Zwei Vorderplätze in der linken Prosceniums-Loge, ganz knapp an der Bühne. Wir freuten uns wie die Kinder und sahen mit Ungeduld zu, wie sich das Haus nach und nach füllte; endlich kamen auch die Kameraden, die unsere und die Loge nebenan besetzten. Ganz zuletzt erschien Simovics, begleitet von seinem Burschen, der einen größeren, in Seidenpapier gehüllten Gegenstand auf einen leeren Stuhl in der hinteren Logen-Ecke deponirte. Die Musik spielte schon die Ouvertüre; Simovics begrüßte uns mit Kopfnicken und Händedruck und setzte sich in die zweite Reihe, dicht hinter Schödl's Stuhl. In dieser Position konnte er die Bühne sehr gut überblicken, blieb aber dem Parquet und dem größten Theil des übrigen Hauses völlig unsichtbar. Ich hatte sofort die bestimmte Empfindung, als ob er diesen Platz mit besonderer Absicht gewählt hätte.

Indessen begann das Spiel. Volksscene; Lustiges Carnevalstreiben auf einem öffentlichen Platz in Rom; Chor der Maskirten. Der Tenorist, ein junger Maler, tritt auf und singt seinem Freunde, dem Baritonisten, eine Romanze vor; er sei unsinnig verliebt in ein junges Mädchen, das er nur einmal im Maskengewühl gesehen habe und seither vergeblich suche; der Chor stürmt wieder auf die Scene und meldet das Herannahen der Marietta, einer Improvisatrice und Straßen-Sängerin, die als die Krone aller Lieblichkeit geschildert wird. Nun tritt sie selber auf! Marietta Oliviera! In einem sehr kleidsamen, kurz geschürzten Phantasie-Costüm, eine Mandoline im Arm, kommt sie auf die Bühne gesprungen: feck und ausbündig hübsch und ganz siegesgewiß! Lächelnd tritt sie an die Rampe vor, schickt ihre großen Augen langsam im ganzen Publikum herum — von Einem zum Andern, — daß Jeder darauf schwören möchte, sie hätten gerade ihn besonders auf's Korn genommen, gleitet dann mit suchendem Blick auch durch unsere Loge und nickt, während sie auf der Mandoline leise Accorde greift, einen verstohlenen Gruß herüber, genau nach der Richtung, wo mit weit über die Brüstung gelegtem Oberleibe mein Freund Schödl sitzt. Einige Leute im Parterre haben es gemerkt und sehen zu Schödl hinauf, der sich, blutroth vor Glück und Verlegenheit, rasch hinter den Theaterzettel versteckt.

Glücklicherweise setzte in diesem Augenblick das Orchester ein, und die Oliviera fing an zu singen. Sie hatte ein lächerlich kleines Stimmchen und gar keine Schule; das war's auch, was ihr das feinhörige italienische Publikum bei den ersten Vorstellungen übelnahm; aber seither hatte man sich an ihre dreist-naturalistische Manier gewöhnt, und wie sie jetzt ihr einfaches Volksliedchen sang, recht kunstlos, aber mit einem ganz undefinirbaren Reiz im Vortrag, da war der Beifall groß und ungetheilt — im ganzen Haus! —

Dann trat der Tenorist vor, erkannte in der Straßenjägerin die langgesuchte Geliebte, es kam zwischen den Beiden zu einem Liebesduett und

obwohl in dieser künstlerisch fein geführten Nummer die musikalische Hilfslosigkeit der Oliviera ziemlich unverhüllt zu Tage kam, war das Publikum doch schon nachsichtig genug, mit einem achtungsvollen Schweigen darüber wegzugehen; dann erschienen die Edelleute mit ihrem Gefolge, umdrängten die kleine Marietta, die als Liedersängerin und mehr noch durch ihre allezeit schlagfertige Kunst des Improvisirens in ganz Rom bekannt und beliebt geworden war, und beschworen sie, auf der Stelle einige Proben ihres Talents zu geben. Sie erklärte sich bereit, und jetzt entwickelte sich die hübsch erfundene, musikalisch und textlich sehr witzig ausgeführte Schlusscene des Actes, die sich schon darum ungemein wirksam gestalten mußte, weil das Improvisiren, überall wo italienisch gesprochen wird, die volkstümliche Kunst ist. Die kleine Improvisatrice trat also in die Mitte der Bühne, verbeugte sich zierlich und bat die Umstehenden, man solle ihr einzelne Schlagworte zurufen; der Tenorist fing an; natürlich mit „felice cuore“! Sie nahm das Wort auf, sang — scheinbar improvisirend — ein paar naive Verse von „amore“ und „dolore“ und spielte dazu auf ihrer Mandoline eine musikalische Reminiscenz aus dem vorhergegangenen Liebesduett. Inzwischen wurde ihr schon von einem anderen Mitspieler ein zweites Wort zugeworfen, mit dem sie ihre Reime sofort weiterspann; ebenso mit einem dritten und vierten; dazu wählte sie als Begleitung Anklänge an bekannte Volkslieder, die in irgend einem graziosen oder spasshaften Gegenjatz zu dem gesungenen Text standen. Dabei kam sie immer weiter in den Vordergrund der Bühne, bis sie, dicht vor dem Souffleurkasten stehend, mit einer überraschenden Wendung der letzten Verszeilen, die fecke Aufforderung in's Publikum hinunterrief, sich doch auch an dem Spiel zu betheiligen. Natürlich waren im Parquet und auf den Galerien ein paar Schauspieler placirt, die ihr nun der Reihe nach die betreffenden Stichworte zuriefen. Unter dem hellen Jubel des leicht und gern getäuschten südländischen Publikums griff sie die Worte auf, verslocht sie zierlich in ein paar Schlusszeilen und endete mit einer lustigen Anspielung auf die „povoretta“, „marietta“, die zwar keine große Sängerin sei, aber doch sonst ein ganz nettes Persönchen, das mit gefalteten Händchen und schelmisch gesenktem Köpfcgen das liebe Publikum um Nachsicht bat.

Damit fiel der Vorhang.

Und nun wurde applaudirt, wie man es nur in den südlichen Ländern Europas hören kann; auch Schödl, der schon wieder mit halbem Leib über der Brüstung lag, klatschte wie besessen; die Oliviera mußte immer und immer wieder herauskommen, und als sie endlich zum letzten Mal abging, mit Blicken und Rußhänden nach allen Seiten dankend, da warf sie wieder einen ganz besonders heißen Blick und einen beinahe zärtlichen Kuß nach unserer Loge hin — wieder genau nach der Richtung, in der Schödl saß! Schödl wurde zwar wieder dunkelroth im Gesicht, aber er versteckte sich nicht mehr hinter den Zettel, sondern sah glücklich und triumphirend in's Publikum!



Im Zwischenact wurde er natürlich von allen Seiten mit seiner Eröberung geneckt; er stellte sich, als ob er gar nicht verstünde, was man von ihm wollte, bis Simovics energisch dazwischen fuhr und sich eine solche „Heuchelei“ verbat. „Das könnte doch ein Blinder merken, daß die Oliviera gerade ihn, den Schödl, ganz besonders ausgezeichnet hätte, und er könnte ihm nur von Herzen Glück wünschen, denn sie wäre ein brillantes Frauenzimmer.“

Da wurde der arme Schödl ganz ernsthaft, zog mich aus der Loge hinaus, in den halbdunklen Corridor, ging ein paar Mal auf und nieder, — wobei er mich immer krampfhaft am Rockärmel festhielt — und dann, in der finstersten Ecke, frug er mich mit einer merkwürdig fremd klingenden Stimme:

„Glaubst Du denn wirklich, daß . . . ?“

Ich hatte nicht den Muth, dem guten Kerl zu sagen, was ich wirklich glaubte; übrigens war mir die Geschichte selbst noch nicht recht klar; ich half mir also mit ein paar Redensarten, und da eben das Zeichen zum zweiten Act gegeben wurde, gingen wir rasch wieder auf unsere Plätze.

Der zweite Act war, bis gegen den Schluß hin, ziemlich langweilig; für die Oliviera enthielt er nur zwei Nummern: ein Duett mit ihrer Mutter, in dem die Alte sie warnt vor der Schlechtigkeit der Männer, besonders vor dem treulosen Tenoristen, — dann ein Terzett zwischen ihr, dem Tenoristen und seinem Freund, dem Baritonisten, wobei letzterer, als Mönch verkleidet, die beiden Liebenden heimlich traut. Diese beiden Nummern waren musikalisch nicht werthlos, aber sie gaben der Oliviera keine Gelegenheit, die Glanzzeiten ihres Talentes leuchten zu lassen. Eben an diesen Stellen hatte an den vorhergegangenen Abenden die Opposition gegen die unsichere Sängerin am kräftigsten eingesezt, und auch heute wurde das Publikum hie und da ein wenig unruhig. Schödl befand sich in merklicher Erregung; er warf wüthende Blicke in's Parterre, und ich glaube, wenn es jezt Jemand gewagt hätte, zu zischen, er wäre mit dem Säbel auf ihn losgegangen.

Es kam aber nicht dazu. Im Gegentheil! Die Scheintrauung hatte das Interesse an dem Fortgang der Handlung wieder etwas belebt, und von da ab erwärmte sich die Stimmung stetig bis zum Actschluß, der wieder eine sehr wirksame Scene brachte.

Es ist Nacht — die Nacht zwischen dem Faschingdienstag und dem Aschermittwoch. Marietta, in einen dunklen Mantel gehüllt, sitzt in der weitgeöffneten Balkonthür des Hintergrundes und wartet auf den Tenoristen, der versprochen hat, sie um Mitternacht abzuholen und zu entführen. Durch diese Balkonthür sieht man auf das mondbelegante Rom hinaus — mit seinen zahllosen Kuppeln und Thürmen — bis fernhin zum Albanergebirge. Marietta singt eine Arie, in der sie der Sehnsucht nach dem Geliebten Ausdruck giebt; Erinnerungen an ihre Kindheit mischen sich hinein und bilden den Uebergang zu einem schwermüthigen, südslavischen Volkslied, das sie mit rührend einfachem Vortrag in die Nacht hinausjingt:

Mila, mila lunica  
Kje moja ljubica? . . .

Indem schlägt es Mitternacht; die Kirchenglocken von Rom fangen an zu läuten; auf der tiefergelegenen Straße tollt eine Maskengesellschaft vorüber und singt in letzter Carnevalsfreude einen ausgelassenen Chor, während gleichzeitig aus dem gegenüberliegenden Kloster ein Zug büßender Nonnen hervortritt, die, mit Fackeln in den Händen, das Haupt mit Asche bestreut, zur Grabkapelle des Erlösers ziehen; aus den tiefsten Tönen ihres Bußgesangs, in die das übermüthige Carnevalslied hineinklingt, aus dem fernen Glockengeläute und dem sehnsüchtig dazwischen gesungenen „Mila, mila, lunica“ hatte der Componist ein Finale von seltener Klangschönheit aufgebaut, und als sich, im letzten Augenblick vor dem Vorhangsfallen, der Tenorist über die Balkonbrüstung schwingt, und Marietta-Diiviera mit einem Alles übertönenden Freudenschrei an seinen Hals fliegt — da war der Erfolg ein großer und der Enthusiasmus unbeschreiblich.

Man warf der kleinen Sängerin Blumen und Kränze, Apfelsinen und Taschentücher auf die Bühne und jubelte sie immer wieder vor die Rampe.

Mitten in diesem Tumult sah ich, wie Simovics aufstand und sich in der hinteren Logenecke an dem Packet zu schaffen machte, das sein Diener zu Anfang der Vorstellung dort niedergelegt hatte; er holte aus der Seidenpapierhülle einen mächtigen händergeschmückten Kranz hervor, trat dann dicht hinter Schödl, bemächtigte sich mit einem Griff seiner wüthend applaudirenden Hände, drückte ihm den Kranz hinein und flüsterte ihm dringend in's Ohr: „Werfen! Werfen!“ Schödl folgte ganz automatisch. Der Kranz flog in großem Bogen auf die Bühne, gerade der wieder herauskommenden Diiviera entgegen, die ihn geschickt auffing und mit dankbarem Lächeln an's Herz drückte. Das Publikum brach auf's Neue in Beifall aus, und beinahe schien es, als ob diesmal ein Theil des Applauses dem jungen Offizier gälte, der den schönen Kranz so geschickt geworfen hatte. Schödl zog sich ganz verwirrt in die Loge zurück, und als er dort auf Simovics traf, wußte er dem Sturm in seinem Innern nicht mehr zu gebieten: er fiel über den großmüthigen Kameraden her, umarmte und küßte ihn ein paar Mal und stürzte zur Thür hinaus.

Er kam erst zurück, als der dritte Act schon in vollem Gange war; die Geschichte auf der Bühne oben nahm jetzt offenbar eine tragische Wendung; in einem Duett mit ihrer Nebenbuhlerin hatte Marietta den Betrug erfahren, dessen Opfer sie war; sie glaubt noch nicht an den Verrath ihres Liebsten; aber zwischen ihren quälenden Zweifeln wetterleuchtet es schon heraus, wie grausame Rache, Haß, Tod! Diese Seelenstimmung brachte sie auch schauspielertisch zu großer Geltung; sie spielte eigentlich, wie sie sang, ganz roh naturalistisch, aber mit einem erschreckenden Wahrheitsausdruck in Ton und Geberde. Wie sie zwischen süßen Schmeichelliedern grausam tödtlich nach dem treulosen Geliebten hinschielte, wie sich die krampfenden Finger 'zur

Faust ballten und die Lippen zuckten in zitternder Rachgier — man konnte ordentlich Angst bekommen vor dem kleinen Frauenzimmer da oben.

Das Stück schließt natürlich mit dem Tode des Tenoristen. Sie selbst hat ihm mit heuchlerischen Schmeichelworten den Giftrank gereicht; — und während er sich nun in Todesangst und Schmerzen windet, vergeblich nach Hilfe schreit, mit letzter Kraft auf seine Mörderin zustürzen will und sterbend vor ihr zusammenbricht, steht sie unbeweglich mit verschränkten Armen da, nicht einen Schimmer von Mitleid oder Gnade in dem lächelnden Gesicht! Aber dann, wie mit einem Schlag, erwacht sie aus dieser Erstarrung. Sie weicht entsetzt vor der Leiche zurück und will fliehen. — Sie kann nicht! Wie von einer übermächtigen Kraft gezwungen, drängt sie's zu dem Todten hin — auf ihre Kniee. Mit beiden Händen hebt sie seinen Kopf, starrt ihm in's leblose Gesicht und schreit weinend auf: „Te volevo bene assai, te volevo bene-assai!“

Darüber fiel der Vorhang.

Ich war in großer Erregung; ich ließ das Publikum applaudiren und rufen, wie es wollte, und drängte mich zur Thür hinaus auf die StraÙe. Es lag wie eine schwere Beklemmung auf meinem jugendlichen Herzen! Himmel, war das ein Weib! Erst am Molo unten, als mir die frische Luft von der See her in's Gesicht blies, holte ich wieder freien Athem. . . Himmel, war das ein Weib!

\* \* \*

Am nächsten Morgen hatte ich dienstlich nach Castelnovo zu fahren; ich blieb vier Tage dort und kam erst am Sonntag Mittag wieder nach Cattaro.

Nachdem ich mich in meiner Wohnung rasch umgezogen und ein paar Bissen gegessen hatte, ging ich zum Regiments-Commandeur, um mich vor-schriftsmäßig zu melden.

Der Herr Oberst hatte eben sein Mittagsschläfchen gehalten; er war augenscheinlich erst geweckt worden, denn als ich eintrat, sah er noch ganz verträumt aus, und die linke Scheitelhälfte seines spärlichen grauen Haarschmuckes war bedenklich in Unordnung gerathen; er hatte sich aber schon den Säbel umgeschwungen und nahm in dienstlicher Haltung meine Meldung entgegen.

„Also in Castelnovo sind Sie gewesen?“ sagte er mit erstauntem Gesicht und so feierlicher Betonung, als ob das eine sehr merkwürdige Reise, und Castelnovo ein Ort sei, der am andern Ende der Welt läge.

Dann stellte er den Säbel wieder in die Ecke, trat in die Thür und rief mit seiner mächtigen Commando-Stimme über den Corridor nach der Küche hin: „Mali, den Kaffee! Aber zwei Schalen! — Sie trinken doch einen kleinen Schwarzen mit?“ wandte er sich wieder zu mir. „Sehen Sie, so ein Schaler! Kaffee, besonders wenn er recht heiß ist, und eine Virginier-Cigarre dazu, besonders so die ersten Züge, das ist doch das Beste auf der Welt.“

Unser Oberst behauptete von einer ganzen Menge Dingen, sie seien das Beste auf der Welt.

Der Kaffee war inzwischen gebracht worden, wir saßen uns gegenüber, und der alte Herr begann eine merkwürdig umständliche Manipulation, um seine und meine „Virginier“ kunstgerecht anzubrennen. Dabei blinzelte er mir ein paar Mal vertraulich zu und machte ein verschmiztes Gesicht, als hätte er eine sehr spaßhafte Geschichte auf der Zunge und wolle mich nur noch ein wenig zappeln lassen.

Und richtig! Raum war die Mali aus dem Zimmer, plakte er los: Was ich denn eigentlich zu der Geschichte mit dem kleinen Schödl sage?

Ich verstand ihn zunächst gar nicht.

„Aber ich bitte Sie,“ sagte er, „stellen Sie sich doch nicht so! Die ganze Stadt redt ja davon.“

„Aber von was denn, Herr Oberst?“

„Na, von seinem Techtel-Mechteln mit der kleinen Schauspielerin, der Oliviera.“

Nun war ich wirklich auf's Höchste überrascht.

„Uebrigens eine bildsaubere Person,“ fuhr der Oberst fort und nickte dabei sinnend vor sich hin, als dächte er an manche andere bildsaubere Person aus längstvergangenen Jugendzeiten. „Ja, ja, so ein paar schwarze Augen, ein rothes Munderl und ein kleines Handerl — das ist doch das Beste auf der Welt!“ . . .

„Aber, Herr Oberst, ich begreife wirklich nicht . . .“

„Ach so,“ brummte er, „Ihr habt Euch wohl Alle miteinander verabredet, daß Euer alter Oberst nichts erfahren soll? Der Simovics der heute Vormittag bei mir war, um mir seine offizielle Verlobung mit auch kleinen Ungarin anzuzeigen! Der wollte auch nicht heraus mit der Farbe! Aber den habe ich überrumpelt, und als er sich einmal verchnappt hatte, da konnte er nicht mehr zurück, da mußte er beichten.“

„Es ist also wirklich . . .?“

„Aber natürlich!“ sagte er und tuschelte mir geheimnißvoll in's Ohr: „Sie haben was miteinander!“ Dann lehnte er sich weit in den Stuhl zurück, sah mich wieder schalkhaft lächelnd an und kicherte mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Ein schlechter Kerl, der Schödl!“

Indem kam die Frau Oberst herein. Eine rundliche alte Dame, deren freundliches Gesicht von einem wunderschönen weißen Wellenscheitel eingerahmt wurde; ich verabschiedete mich und wurde noch liebevoll ermahnt, den heutigen Regiments-Abend nicht zu vergessen. Am ersten Sonntag jeden Monats war nämlich jour beim Oberst, zu dem wir ein für allemal in corpore eingeladen waren.

„Heute giebt's was Besonderes,“ sagte der Oberst, „dem Simovics zu Ehren! Lauter ungarische Sachen: Debrecziner-Gunlas, Krautstrudel mit

Paprika und garnirten Siptauer! Und ein Weinchen . . . na, damit sollen die Herren aber ganz extra überrascht werden!”

Sein Gesicht leuchtete ordentlich im Vorgechmack aller dieser Herrlichkeiten, und als ich zur Thür hinausging, flüsterte er mir noch zu: „Der Krautstrudel ist nämlich eine Specialität von meiner Frau! Das ist das Beste auf der Welt. . . .“

Unten auf der Straße blieb ich stehen, um mir's erst einmal ordentlich klar zu machen: Der Schödl und die Oliviera? . . . Nein, das ist doch gar nicht möglich! Ich will sofort selber zu Schödl hingehen . . . Auf dem Markt fängt gerade die Platzmusik zu spielen an, die jeden Sonntag von drei bis fünf Uhr vor der Hauptwache concertirt. Es ist wunderschönes warmes Wetter — obwohl wir im Anfang December sind — und der ganze Platz wimmelt von festtäglich geschmückten Spaziergängern. Ich schiebe mich durch die Menge, um nach der andern Seite zu kommen; da taucht plötzlich, ein paar Schritte weit von mir, mein Freund Schödl auf. Und neben ihm — wahrhaftig, ganz dicht neben ihm, geht die Oliviera! Sie sieht sehr hübsch und sehr kokett aus, mit ihrem kleinen Bolero-Hütchen und der enganliegenden Jacke, und plaudert so eifrig und so arglos mit ihm, als ob sie's gar nicht merkte, daß sich alle Leute nach ihr umsehen. Und Schödl merkt es wirklich nicht, er wandelt augenscheinlich wie in einem Traum neben ihr hin! Jetzt treten sie aus dem Gewühl heraus und wenden sich zum Thor, das auf die Riva hinausführt. Zuerst wollte ich ihnen nach und sie anreden, aber dann überlegte ich es mir wieder; es ist vielleicht doch besser, wenn ich erst mit Schödl allein spreche. Ich sehe ihn ja heute Abend beim Oberst.

Im Nachhausegehen kam ich an den tre amanti vorüber. Die Padrona stand in der Thür und machte ein recht übellauliges Gesicht, wie man's an der munteren Person gar nicht gewöhnt war. Ich sprach sie an, und sie klagte mir ihr Leid. Sie sei ganz unglücklich wegen der Liebchaft, die sich die Oliviera in den Kopf gesetzt hätte. Mit wem? Nun, das wisse ich wohl ebenso gut wie sie! Und das könnte im Leben kein gutes Ende nehmen. Der Herr hätte ja nichts zu nagen und zu beißen! Wenn sie ihn heirathen wolle, dann müsse entweder er vom Militär oder sie vom Theater abgehen.

„Haben Sie ihr das nicht vorgestellt?“

„Hundert Mal! Aber sie ist blind und taub vor Leidenschaft!“ Er müsse sie rein behert haben; denn schön sei der Lieutenant Schödl doch sicher nicht, und wenn sich ein Geschöpf, wie die Oliviera, in so Einen verliebe, das könnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Wie sie ihr das aber rund heraus gesagt habe, da sei ihr das Mädcl mit einem hellen Gelächter um den Hals gefallen und hätte ein über das andere Mal gerufen: Oh, wie dumm bist Du, meine goldige Rosina, wie dumm bist Du!

„Und kommt denn Schödl öfters zu ihr?“

„Hier, in mein Haus?“ frug die Padrona ganz entrüstet. „Oh, das wollt' ich ihm rathe! Ich hab's ihm gleich am ersten Tag gesagt, wie ich die Sache merkte! Und deutlich! Er hat mir's wohl auch übel genommen, denn seither ist er ganz weggeblieben. Aber was nützt das? Sie sehen sich wahrscheinlich irgendwo außerhalb. Die Kleine ist jetzt fast gar nicht mehr zu Hause, und jeden Morgen kommt ein Briefchen und ein herrliches Bouquet . . .“

„Von Schödl?“

„Nun, von wem denn sonst? Wie würde sie sich denn sonst so nützlich anstellen mit den Blumen? Und das Briefchen küßt sie sogar und setzt sich gleich hin, schreibt bogenlange Antworten und trägt sie selber auf die Post, damit's nur ja sicher ankommt.“

Und was ich denn zu der Unglücks Geschichte sage? Ich sei doch sein Freund? Und ich könnte es doch unmöglich so ruhig mit ansehen . . . .

„Meine liebe Padrona, ich bin fast die ganze Woche verreist gewesen und weiß so gut wie nichts; aber ich werde mit Schödl reden, verlassen Sie sich darauf, ich werde mir schon Klarheit verschaffen.“

Damit ging ich; vorläufig war mir die Geschichte wirklich räthselhaft! Mein Freund Schödl als Liebhaber dieser Oliviera! Ich konnte mir's nicht denken. Aber der Oberst hatte es mir doch gesagt? Und die ganze Stadt sprach davon! Und ich hatte es ja selber gesehen, damals im Theater, wie's anfing! Und eben vorhin erst, bei der Plazmusik. Und die Erzählung der Padrona? Die Briefchen! Die Bouquets! Wo er nur das Geld dazu hernahm? Und wo das Ganze hinaus sollte? Sicherlich — ich mußte mit ihm reden.

Ich ging nochmal an seiner Wohnung vorüber; er war nicht zu Hause. Wann er wohl wiederkäme? — Vor Abends kaum; er hätte einen kleinen Ausflug gemacht und ginge dann wahrscheinlich direct in die Gesellschaft — zum Herrn Oberst!

Bei mir zu Hause fand ich einen Brief, den Schödl's Bursche vor zwei Stunden gebracht hatte. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, den Zschacko abzuwickeln, riß das Couvert auf und las:

„Theurer Freund!

Ich höre, daß Du heute Mittag angekommen bist; verzeihe, wenn ich nicht gleich zu Dir eile, aber ich bin verhindert. Wir sehen uns heute Abend beim Oberst und nachher bei mir, nicht wahr? Ich habe Dir so viel zu erzählen. Mir winkt ein unverhofftes, ein unbeschreiblich großes Glück! Noch wage ich nicht daran zu glauben! Aber wenn es wahr und wirklich wird, dann will ich's festhalten wie mein Leben — mag kommen, was will.

Dein übergelücklicher

Schödl.“

Ich las den Brief zwei- und dreimal, legte ihn endlich aus der Hand, griff wieder danach und fühlte mich ordentlich gequält von einer merkwürdigen Unruhe.

Warum eigentlich? . . . Wenn er wirklich eine Liebchaft mit dieser  
— — — aber nein, nein, das ist nicht möglich!

Ich nahm allerlei vor, um mich abzulenken — umsonst! Endlich litt es mich nicht mehr im Zimmer; ich lief planlos durch die winkligen Straßen, frug nochmals bei Schödl's Wohnung vor, ging in das Café grande auf den Marktplatz, las ein paar Zeitungen — ohne eigentlich recht zu wissen, was ich las — und kam endlich, fünf Minuten vor Sieben, als erster Gast zum Regimentsabend des Herrn Oberst.

Diese Regimentsabende verliefen ziemlich planmäßig, — einer wie der andere. Pünktlich um sieben Uhr kamen wir zusammen, dann wurde eine Kleinigkeit herumgereicht, — im Winter Thee, im Sommer Bowle, — und spätestens um halb Acht saß Alles an den Kartentischen: eine Whist- und zwei bis drei Tarockparthien, natürlich zu einem sehr niedrigen Point; Schlag Neun erschienen die Damen, — die Hausfrau und ihre drei erwachsenen Töchter, die leider dem Papa ähnlicher sahen als der Mama, — die Karten wurden hingelegt, und es ging zum Essen. Das Menu war immer spießbürgerlich einfach, aber ausgezeichnet gekocht und appetitlich servirt; dazu kam, daß der Oberst ein entzückender Wirth war, dessen joviale Laune und guter Appetit ansteckend auf alle Andern wirkte. Um zehn Uhr wünschte man sich „wohl gespeist zu haben“ und ging in den Salon, wo trotz der Anwesenheit der Damen geraucht werden durfte; man plauderte noch ein Stündchen, hie und da setzte sich Einer an's Clavier und spielte einen Walzer, manchmal wurde auch noch ein wenig getanzt, und um elf Uhr ging die Gesellschaft regelmäßig auseinander.

Heute kam von vornherein eine Störung in das gewohnte Programm. Es hatte schon längst halb Acht geschlagen, und wir waren noch immer nicht complet. Simovics und Schödl fehlten.

„Beim Herrn Lieutenant Schödl kann ich's am Ende noch begreifen,“ brummte der Oberst, „der wird wohl im Theater zu thun haben . . .“

Aus den Gesichtern der Andern sah ich, daß diese Anspielung ganz allgemein verstanden wurde.

Um es noch deutlicher zu machen, rief der alte Major lachend dazwischen:

„Aber in der heutigen Oper singt sie ja gar nicht, die Olivieta.“

„Na, dann begreif' ich's erst recht,“ sagte der Oberst, — und nun lachten Alle mit.

„Jedenfalls sangen wir jetzt zu spielen an, und wenn der Schödl und der Simovics kommen, können sie eintreten — oder kibizen.“

Die Partien wurden durch's Loos bestimmt; ich kam an den Tisch des Obersten. Als die Karten zum ersten Mal ausgetheilt wurden, war der alte Herr schon wieder guter Laune.

„So eine gemüthliche Tarockpartie, das geht doch wirklich über Alles! Sie haben Borhand, Herr Lieutenant!“

Ich war sehr zerstreut und spielte ausnahmsweise schlecht; der Oberst wurde ordentlich böse.

„Wissen Sie, da hört Alles auf! Wenn ich klein Tarock anzeige, und Sie spielen mir Herz nach . . .“

Ich entschuldigte mich und gab mir alle mögliche Mühe, bei der Sache zu bleiben. Aber die große Pendeluhr hing mir gegenüber, und ich sah den Zeiger weitergehen, Viertelstunde um Viertelstunde, und Schödl kam noch immer nicht . . .

Endlich, fast gleichzeitig mit den Damen, die uns zum Essen holten, trat er in's Zimmer.

Er war auffallend blaß und stammelte verworrene Entschuldigungen: er hätte sich bei der Rückkehr von einem Ausflug, im Bosco, verlaufen — wäre nochmals zu Hause gewesen, hätte sich umkleiden müssen . . .

„Na, und der Simovics?“ frug der Oberst.

„Der Simovics?“

„Wo bleibt der denn?“

„Ja, lieber Gott,“ jagte Schödl mit merklichem Erschrecken, „ist der noch nicht hier?“ Und dabei sah er sich beinahe ängstlich suchend im Zimmer um, trat zu mir hin, ergriff meine Hände und frug nochmal: „Ist der denn noch nicht hier?“

Während die Uebrigen die eintretenden Damen begrüßten, nahm ich Schödl schnell bei Seite:

„Was hast Du denn? Ist etwas geschehen?“

„Nein — ich erzähl' Dir Alles nachher — aber der Simovics? Der müßte doch längst hier sein . . .“

„Messieurs, prenez vos dames!“ commandirte der Oberst und schritt zum Eßzimmer.

Wenn sich der Oberst in gehobener Stimmung befand, wie z. B. jetzt, unmittelbar vor einem guten Souper, sprach er meistens französisch. Es war manchmal ein merkwürdiges Französisch, — aber er konnte nicht anders. Wie es schien, fand er für einen gewissen Grad der Gefühlswärme in der deutschen Sprache keinen Ausdruck mehr. Man erzählte sich als ganz authentisch, daß er im Jahre sechsundsechzig ein stöckböhmisches Bataillon mit einer französischen Ansprache in's Feuer geführt habe; er bekam damals für seine bravouröse Haltung den Maria=Theresien=Orden. Und als ihm der Feldmarschall Lieutenant Gablenz dieses hohe Ehrenzeichen an die Brust heftete, da fand er im Uebermaß seiner Freude auch keine anderen Worte als: „Mon dieu, mon dieu!“

Jetzt saß er in spannungsvoller Erwartung am oberen Ende der Tafel; rechts und links von ihm die beiden Bataillons-Commandeure; weiterhin, in bunter Reihe mit den Damen, die Hauptleute und schließlich, nach dem Dienstalter rangirt, die Lieutenants. Ich war von Schödl ziemlich weit getrennt, mußte also Besorgniß und Neugier bekämpfen.



Der für Simovics bestimmte Stuhl blieb leer.

Indessen erschien, eine riesig große Schüssel in den Händen tragend, die Mali auf der Schwelle, und augenblicklich verbreitete sich im ganzen Zimmer der würzige Duft des Debrecziner-Gurkas.

„Attention, Messieurs,“ rief der Oberst, „la pièce de résistance!“

Zwischen dem ersten gehäuften Teller, den er leer gegessen, und dem zweiten, den er sich eben gefüllt hatte, wischte sich der Herr Oberst sorgsam die Lippen und erhob sich zu folgender Rede:

„Verehrte Herren und liebe Kameraden! Ich wünsche Ihnen allseitig guten Appetit. Vom Essen hoffe ich, daß es Ihnen so wohl schmecken wird, wie es liebevoll zubereitet ist . . .“ dabei machte er eine kleine ehrerbietige Verneigung nach seiner Gattin hin — „aber was das Trinken anbelangt, so mache ich Sie feierlich darauf aufmerksam, daß wir heute nicht unseren gewöhnlichen ordinären Weidlinger<sup>4</sup>, sondern einen ganz besonders köstlichen Tropfen vor uns haben! Einen feurigen Ungarwein, dessen großmüthiger Spender kein anderer ist, als der zukünftige Schwiegervater unseres Kameraden Simovics . . .“ Er warf einen vorwurfsvollen Blick auf den leergebliebenen Stuhl und fuhr fort: „Der alte Herr hat eine Kiste mit fünfundzwanzig Flaschen und diesen Brief hier geschickt, den ich Ihnen vorlesen muß, weil er nicht nur an mich, sondern an Sie alle gerichtet ist.“

Der Brief, der in einem seltsamen Ungarisch-Deutsch geschrieben war, enthielt zunächst eine officiële Verlobungsanzeige an das Regiment; dann die Bitte, mit beifolgendem Wein auf das Wohl des Brautpaares anzustoßen, und schließlich die temperamentvolle Versicherung, „daß der ergebenst Unterfertigte zwar für alle Schulden oder Spielverluste seines inniggeliebten Schwiegerjohnes gerne aufkommen würde, — wann aber nützige Kerl andere Dummheiten macht, mit Madl oder so, dann soll sich nur gar nicht mehr sehen lassen, in Felegyhaza, weil Junst Buckel voll Schläg kriegt von hochachtungsvoll ergebenen Kelemen Józsa.“

Die drei Töchter des Oberst, die trotz ihrer Häßlichkeit überaus lustige Mädchen waren, lachten hellauf; wir Andern stimmten ein und ließen den schlagfertigen Schwiegerpapa hochleben. Der Hauptmann Lipius, der Compagnie-Chef des Simovics, meinte übrigens, mit der Drohung des Alten hätte es weiter keine Gefahr, denn wenn der Simovics schlau genug gewesen wäre, es bis zur Verlobung zu bringen, dann würde er auch klug genug sein, bis zur Hochzeit zu kommen. Zu den Dummheiten hätte er ja noch hinterher Zeit.

Der Oberst sagte, das solle ihm sehr lieb sein, denn er hätte doch nun gewissermaßen die Verantwortung; darum habe er auch den Herrn Lieutenant schon vor acht Tagen, gleich als er den Brief bekam, ordentlich in's Gebet genommen, und dieser hätte ihm die heiligsten Versprechungen gegeben.

Die jungen Damen hatten augenscheinlich wieder die größte Lust, herauszulachen, unterdrückten es aber, weil sie doch nicht wußten, ob es schicklich wäre.

Der Ungarwein war in der That vortrefflich; den Krautstrudel nannte der dicke Major, unter dem zustimmenden Beifall der ganzen Tafelrunde, ein Gedicht, auf dessen Verfasserin er unter abermaliger und allseitiger Zustimmung ein begeistertes „Hoch“ ausbrachte.

Man bedauerte allgemein, daß Simovics nicht da sei; es wäre doch eigentlich eine Art von Verlobungs-schmaus, der ihm zu Ehren veranstaltet wäre . . .

„Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist,“ sagte die besorgte Frau Oberst.

Die militärfeindliche Stimmung der Bochesen, die einige Jahre später zum offenen Aufstand führte, gährte schon damals merklich unter der Bevölkerung; mehrfach war es vorgekommen, daß einzeln gehende Soldaten von den fast ausnahmslos gut bewaffneten Cattarejern überfallen und mehr oder minder schwer verletzt worden waren.

Der Hauptmann Lipsius glaubte uns aber auch darüber beruhigen zu können. Der Simovics fürchte sich vor Hölle und Teufel nicht, und wenn er nur so viel Zeit behielte, den Säbel aus der Scheide zu reißen, dann könnten es seine Angreifer gut haben! — Er hätte neulich im Festsaal seine Wunder gesehen! Wegen den Simovics kämen wir alle miteinander nicht auf! — Und als Schützen erst recht nicht. Bei seiner Compagnie trügen die meisten Leute durchlochte Bierkreuzerstücke an der Uhrkette, die der Simovics mit der Pistole aus der Luft heruntergeschossen hätte, — im vollen Flug.

So wurde noch dies und jenes von Simovics' Kunststücken erzählt. Er bildete fast ausschließlich das Thema des Gespräches. Im Ganzen hatte ich den Eindruck, daß man seiner Courage, seiner Geschicklichkeit und seinen geselligen Talenten allseitig Gerechtigkeit widerfahren ließ; man schätzte ihn ehrlich . . . bis zu einem gewissen undefinirbaren Punkt; darüber hinaus kam Keiner! Man traute ihm nicht voll! Unsere gute Regimentsmutter, die Frau Oberst, konnte ihn sogar direct nicht leiden und sagte es auch frei heraus. Der Oberst nahm seine Partei, trank noch extra ein letztes Glas zu seiner Ehre und hob die Tafel auf.

Es war später geworden als gewöhnlich bei unseren Regiments-Abenden, und man trennte sich daher auch bald nach dem Essen.

Ich trat gleichzeitig mit Schödl auf die Straße; er sprach kein Wort, hielt mich aber am Armel fest und lief mehr, als er ging, die paar hundert Schritte bis zu den „tre amanti“ hin. Die Padrona legte eben die Fensterladen vor.

„Ist Fräulein Oliviera zu Hause?“ schoß er auf sie zu. Und als sie nicht gleich Antwort gab, wiederholte er mit einem so ängstlich bittenden Ausdruck: „Sagen Sie mir doch, ob Fräulein Oliviera zu Hause ist?“ daß ihn die Padrona ganz erschrocken ansah. Natürlich sei sie zu Hause; schon seit einer guten Stunde! — Schödl seufzte erleichtert auf. — Wie von

einer großen Angst erlöst, rief er der Badrona ein „grazia tanto“ zu und zog mich fort — zu sich nach Hause.

Als wir in seinem Zimmer standen, fiel er mir um den Hals. „Wein Gott, habe ich Sorge ausgestanden! — Ich dachte, es müßte ihr ein Unglück zugestoßen sein . . .!“

„Aber willst Du mir nicht endlich . . .?“

„Ja,“ sagte er und schüttelte meine Hände, „jetzt sollst Du Alles erfahren! — Setz' Dich und hör' mich an . . .!“

Er hatte Licht gemacht und ging unruhig auf und nieder, als suchte er einen Anfang für seine Mittheilungen.

Ich ließ ihm Zeit; es war eine Weile ganz still; nur das eintönige Rauschen des Meeres hörte man durch's weit offene Fenster, und von ganz fern her, vom Deck einer Fregatte, die im Hafen lag, trug der Wind den langgezogenen Ruf der Schildwache herüber:

„Alles wohl! — — Laternen klar!“ — —

„Ich weiß eigentlich wirklich selber nicht, wie Alles gekommen ist,“ — sagte er endlich, mehr zu sich selber, als zu mir sprechend, und dabei setzte er sich, durch die ganze Breite der Stube von mir getrennt, in den halbdunklen Winkel zwischen Schreibtisch und Fensterpfeiler, legte die gefalteten Hände auf's Knie — und fing an zu erzählen! Treu und schlicht, wie es ihm, geradweg's aus dem Herzen heraus, auf die Lippen kam.

Er liebte die Oliviera! Ja, er hätte sie schon geliebt von der Minute an, wo er sie zum ersten Mal in den „tre amanti“ gesehen; aber damals hätte er es selbst noch nicht gewußt, und auch nach dem unvergeßlichen Theater-Abend hätte er sich's noch nicht eingestehen wollen; aber dann sei am nächsten Tag der Simovic's zu ihm gekommen und hätte es ihm auf den Kopf zuge sagt! Da hätte er sich allerdings nicht mehr halten können und hätte dem theilnahm'svollen Kameraden Alles gebeichtet. Simovic's handelte nun an ihm wie ein wahrer Freund. Er begleitete ihn noch am selben Abend, nach der Vorstellung, zur Hinterpforte des Theaters, und als die Oliviera herauskam, stellte er ihn vor . . .

„Kannte denn Simovic's die Oliviera schon persönlich?“ frug ich erstaunt.

„Ja, — flüchtig; von Wien her, wo sie im vorigen Winter einige Wochen lang das Conservatorium besucht hat . . .“

„Ach so . . .“

Bei dieser ersten Begegnung sei nun die Sängerin Schödl gegenüber freilich sehr zurückhaltend gewesen, hätte eigentlich auf dem ganzen Weg nach den „Tre amanti“ hin nur mit Simovic's gesprochen, während Schödl traurig nebenher ging und meinte, nun sei Alles verloren. Aber Simovic's tröstete ihn und versprach ihm seine Vermittlung. Er wollte die Dame schon umstimmen. Und richtig! Schon am nächsten Tag kam er mit einem sehr vergnügten Gesicht zu Schödl und erzählte ihm, er hätte Gelegenheit

gefunden, die Oliviera allein zu sprechen, — und nun sei Alles im besten Gange. Schödl hätte einen sehr guten Eindruck auf sie gemacht, und sie erlaubte ihm, sie jeden Abend vom Theater abzuholen und bis zu ihrer Wohnung zu bringen! Das hätte er dann auch gethan . . .

„Aber Du bist doch in diesen Tagen auch sonst noch mit ihr zusammengekommen?“ unterbrach ich ihn.

„Sonst noch . . .? Nein . . .“

„Du hast doch Briefchen mit ihr gewechselt, hast ihr Blumen geschickt — —?“

„Gott bewahre! wie hätte ich denn das wagen sollen? Sie war ja immer sehr freundlich zu mir, wenn ich sie vom Theater abholte, — aber von . . . von Liebe,“ sagte er ganz leise und innig, . . . „von meiner Liebe habe ich noch kein Wort zu ihr gesprochen. Aber heute wollte ich's,“ rief er aus und sprang dabei vom Stuhl auf. „Heute wollt' ich's und hätte es ihr sicherlich gesagt, wenn nicht die schreckliche Geschichte mit dem Wasser dazwischen gekommen wäre!“

„Mit dem Wasser?“

„Ja! Gestern Abend sagte sie mir, sie wäre heute, am Sonntag, zum ersten Mal nicht beschäftigt im Theater, und wenn's mir recht wäre, wollten wir uns bei der Platz-Musik treffen und einen kleinen Ausflug miteinander machen! Ob's mir recht wäre! Du kannst Dir denken, daß ich die ganze Nacht nicht schlief vor Freude. Das war ja die lang ersehnte Gelegenheit! Jetzt konnte ich ihr endlich Alles gestehen! Auf so einem einsamen Spaziergang, dachte ich mir . . .“

„Ich habe Euch gesehen — Ihr geht durch's Thor hinaus . . .“

„Ja, das war's eben! Ich achtete gar nicht auf den Weg, bis wir dicht davor standen . . .“

„Wovor?“

„Vor'm Wasser!“ sagte er mit kläglichem Ausdruck. „An der Riva, wo diese schrecklichen Kerle mit den rothen Mützen ihre Schaukel-Boote angehängt haben und die Vorübergehenden anschreien . . .! Und, denke Dir, da fällt's der Oliviera plötzlich ein, sie will über den Hafen hinüber nach St. Bartholo fahren! Bevor ich antworten kann, ist sie auch schon drin im Boot, — ich muß nach — und los geht die Fahrt! Zum Glück war das Meer ziemlich ruhig; aber Du kennst mich ja. Das Wasser ist vielleicht das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angst habe; — das schäme ich mich auch nicht einzugestehen; es ist eben eine Idiosynkrasie, gegen die man nicht ankämpfen kann; besonders wenn man immer gleich seefrank wird!“

„Aber das konnte ich doch dem schönen Mädchen, das mir gegenüber saß, nicht erklären. Sie hätte mich unfehlbar ausgelacht. Und dabei fühlte ich, wie's mir die Gurgel zuschnürte und daß mir immer schlimmer und schlimmer wurde. Es war entsetzlich! Wie ich schließlich bei St. Bartholo drüben an's Land kam, weiß ich nicht! Ich konnte mich kaum mehr auf-

recht halten. Und wie's mit der Rückfahrt über's Meer werden sollte, — daran durfte ich gar nicht denken! In diesem Augenblick erschien, ganz unerwartet, aber wie ein richtiger Helfer in der Noth, mein Freund Simovic's! er hatte zufällig auch einen Ausflug nach St. Bartholo gemacht, hatte uns schon von Weitem kommen sehen und war an den Strand geeilt, um uns herzlich zu begrüßen. Nun war ich gerettet! Ich gab ihm einen Wink — er überjah mit einem Blick die Situation, flüsterte mir leise zu, er werde mich bei der Oliviera discret entschuldigen, gab der Dame den Arm und ging mit ihr davon. Ich blieb zurück, scheinbar, um mit unserm Bootsmann über die Rückfahrt zu verhandeln, in Wirklichkeit aber war ich entschlossen, die ganze Lustpartie für heute aufzugeben; mir war zu elend zu Muthe! Und wenn ich an eine nochmalige Seefahrt dachte, bei dem immer stärker einsetzenden Abendwind — nein, lieber wollte ich zu Fuß nach Cattaro zurückgehen. . . .“

„Was? Um den ganzen Hafen herum?“

„Ja — gut drei Stunden bin ich durch Gestrüpp und Geröll gewandert; es war ein abscheulicher Marsch! Und dann mein Schreck, als ich zum Oberst kam, und Simovic's war nicht da! Er mußte doch längst wieder zurück sein! Wenn ihm und der Oliviera ein Unglück zugestoßen wäre.“ . . .

„Aber die Padrona sagte uns doch . . .“

„Ja, ja, jetzt bin ich auch wieder ganz ruhig! Jetzt ist Alles wieder gut! Morgen werde ich mich bei ihr entschuldigen und werde ihr Alles sagen!“ Er ging in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ja, keine Stunde schiebe ich's mehr auf! Sie muß es wissen, wie ich sie liebe! Ich will auch gar nicht daran denken, was dann werden soll! Mag sie doch selber entscheiden! Mein Leben gehört ihr! Sag' mir nichts,“ — rief er mir heftig abwehrend zu — „Du hörst ja, daß ich sie liebe!“ Und dann wiederholte er's, ganz leise vor sich hinsprechend, als ob er selbst dem Klang seiner Worte lausche: „daß ich sie liebe!“ . . .

„Alles wohl, Laternen klar,“ tönte es wieder von fern herüber! Es mußte Mitternacht sein. — In unserm Zimmer war's ganz still, und mir lag das Herz wie ein Stein in der Brust.

Du armer, armer Kerl!

Wie wird er es tragen, wenn er die Wahrheit erfährt?

Ich hatte natürlich längst Alles errathen! Lieber Himmel, es war ja so plump und durchsichtig! Kein Anderer hätte sich täuschen lassen! Nur er, der gute Mensch mit dem treugläubigen Herzen! Mir that er so tief innerlichst leid. Und was sollte ich nun thun? Erst mit den beiden Andern reden? Oder gleich ihm selber Alles sagen? Rücksichtslos? Ohne Zaudern? Wahrhaftig, ich mußte es nicht!

Mit einem Male wurde ich aus meinem Grübeln aufgeschreckt! Ein Geräusch! Ein merkwürdiges Geräusch, das immer stärker wird! Wie

eilig näher kommende Schritte? — Nein, das ist ein wildes Laufen! Es kommt in rasender Eile den schmalen Steinweg entlang, der zwischen unserem Haus und der Friedhofsmauer hinführt! Wir wollen zum Fenster, aber da ruft's schon von unten herauf, flehend und schluchzend:

„Signor tenente! Signor tenente!“

„Allmächtiger Gott! Das ist ja die Oliviera!“

Schödl ist schon aus dem Zimmer — die Treppe hinunter! Ich trete mit der Lampe vor die Thür und leuchte weit hinaus über's Geländer.

Da kommt sie herauf! Es ist wirklich die Oliviera!

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“

Sie stürmt an mir vorüber in's Zimmer; ich ziehe den todtbleichen Schödl nach und schließe die Thür.

Sie steht uns gegenüber — athemlos — wortlos! Und dabei sieht sie uns mit einem so verstörten Gesicht an! Es ist zum Erbarmen! Zum Erbarmen und zum Fürchten! Schödl will auf sie zu, aber sie wehrt ihm mit vorgestrecktem Arm.

„Sagen Sie mir die Wahrheit —“ die Stimme kam heiser aus ihrer feuchenden Brust herauf — „sagen Sie mir die Wahrheit! Ihr Freund — der Lieutenant Simovics — er ist verlobt?“ . . .

„Ja.“ . . .

„Mit einem reichen, schönen Mädchen?“

„Ja.“ . . .

„Und . . . er wird sie heirathen?“

„Ja.“ . . .

„Ah!“ kreischte sie laut auf, warf die Arme in die Luft und sank an dem Stuhl zusammen, neben dem sie eben stand. „Der Elende! Der meineidige Feigling! Der Schuft!“ . . .

Eine Fluth von häßlichen Schmähworten und Verwünschungen brach aus ihr heraus! Ohne Rücksicht und Scham — unaufhaltsam, bis ihr die Stimme im Schluchzen und Weinen erstickt.

Und drei Schritte von ihr steht Schödl; gegen den Tisch zurückgelehnt, an den er sich krampfhaft festklammert; mit erdfahlem Gesicht und weit aufgerissenen Augen starrt er sie an! Jetzt weiß er Alles! . . .

Endlich trete ich zu ihr hin und will sie vom Boden aufheben; sie schüttelt mich ab. Sie will keinen Trost und keinen Zuspruch! Sie meint auch nicht mehr! Sie hat nur noch einen Gedanken: die Rache! Beim Seelenheil ihrer Mutter verschwört sie sich: sie will sich rächen! An's Leben will sie dem Elenden . . .

Das weckt den Schödl aus seiner Betäubung. Das Wort bringt ihn wieder zu sich selbst. Er reckt sich auf, so hoch und so stolz er's kann.

„Ueberlassen Sie das mir! Mir soll er Rechenschaft geben für meine gekränkte Ehre — für den Schimpf an einem mehrlosen Weib!“

Und wie er das sagt, ruhig und bestimmt, schweiften seine großen, blauen Augen zu dem Helmbild seines Großvaters hinüber, und seine Lippen murmelten es, wie einen Schwur, vor sich hin: „Auf Tod und Leben!“

Dann wendet er sich ab, tritt zum Fenster und starrt hinaus, — als hätte er Alles im Zimmer hinter sich vergessen.

Die Oliviera wollte noch einmal sprechen, aber er hörte sie gar nicht mehr! Da ruckte sie sich trotzig zusammen und schritt stumm zur Thür hinaus; ich ging ihr nach und holte sie auf der Straße ein. Als wir um die nächste Ecke bogen, ging sie langsamer. „Sie hätten nicht mitzukommen brauchen,“ sagte sie leise, „ich mache keine Dummheiten; . . . ich könnte es nicht . . . ich fürchte mich!“ Sie hing sich zitternd an meinen Arm und fing wieder zu weinen an. Heute Abend, nachdem die Padrona schon zu Bett gegangen war, sei sie nochmal zu ihr hinuntergeschlichen, habe sich zu ihr gesetzt und ihr Alles gebeichtet: Daß sie den Simovics liebe, schon von Wien her, daß er sich heute in St. Bartholo draußen feierlich mit ihr verlobt, — daß sie ihm gehöre, für immer! Da sei die Padrona entsetzt aufgesprungen und habe sie um aller Heiligen willen gefragt, ob sie denn nicht wisse, daß der Simovics längst mit einer Andern versprochen sei! Das hätte sie wie ein Blitzstrahl getroffen! Wie eine Unsinnige sei sie aus dem Hause gestürzt, — zu Simovics hin, wo sie auf Pochen und Rufen keine Antwort bekommen, — und dann — zu Schödl! — Sie schluchzte wieder bitterlich.

Jetzt kam uns, von den „Tre amanti“ her, die Padrona entgegengekommen, ganz aufgelöst vor Sorge und Angst! Ich blieb stehen, und wartete, bis ich die beiden weinenden Frauenzimmer in ihr Haus treten sah.

Dann ging ich wieder zurück, dieselben Straßen, die ich eben gekommen war, — zu Schödl's Haus.

Er stand noch immer am offenen Fenster, — regungslos — wie vorhin.

Ich rief ihn an: „Ich will noch einmal zu Dir hinaufkommen?“

Er schüttelte den Kopf: „Nein! Komm morgen!“

Ich blieb noch ein paar Augenblicke, — er rührte sich nicht! Endlich ging ich.

Eine erdrückende Müdigkeit lag auf mir!

Als ich über den todstillen Marktplatz ging, klang es wieder vom Meer herüber:

„Alles wohl — — Laternen klar!“

Es war ein Uhr!

\* \* \*

Um neun Uhr früh war ich wieder bei Schödl. Ich fand ihn ziemlich ruhig. Er sagte mir, daß er schon an den Schiffsführerich Albario geschrieben habe; der Bursche hätte eben die Antwort gebracht: der Herr Schiffsführerich würde gleich hier sein! Uns Beide wollte er bitten, sein Rencontre mit

Simovic's einzuleiten. Die Waffen seien ihm gleichgültig, — die übrigen Bedingungen wünsche er natürlich so ernsthaft wie möglich.

Von der Diviera wurde kein Wort gesprochen.

Indem kam Albario, — der goldne Albario, wie wir ihn nannten, wegen seiner goldblonden Haare und seines ungeheuren Reichthums. Ein guter Kamerad, auf den man sich in allen Stücken verlassen konnte. Er hörte Schödl's Bitte ruhig an, gab ihm die Hand, — und die Sache war abgemacht.

Wir gingen zu Simovic's.

Untermeg's verabredete ich mit Albario, auf Pistolen zu bestehen. Ich hatte mir schon in der Nacht überlegt, daß es dabei für Schödl wenigstens noch die Chance eines glücklichen Zufalls gab, — während er mit dem Säbel sicherlich verloren war.

Wir mußten Simovic's erst wecken lassen; als er in's Zimmer trat, merkte er auf den ersten Blick, um was es sich handle. Er war sichtlich bestürzt, — benahm sich aber absolut correct. Kein überflüssiges Wort wurde gewechselt. Seine Zeugen würden um elf Uhr in Albario's Wohnung sein.

Ich hatte noch dienstlich zu thun und kam erst mit dem Glockenschlag Elf zum Rendez-vous. Die Herren waren schon versammelt: Lieutenant Hohnstein von unserm Regiment und Oberlieutenant Erbödy von den Jägern.

Albario, der älter war als ich, trug Schödl's Anklage vor und sprach die Forderung aus.

Der Graf, ein vornehmer liebenswürdiger Herr, suchte in gut gemeinter Absicht den Fall etwas gemüthlicher aufzufassen. Schließlic' läge doch nur eine Mystification vor, die vielleicht nicht ganz taktvoll genannt werden könne, die man aber doch auch nicht tragisch zu nehmen brauchte; und was die Dame vom Theater beträfe . . .

Ich mußte dieser Auffassung leider entgegentreten. Schödl sei mein Freund, und ich hätte die Pflicht, zu constatiren, daß er sich, durch die planmäßig gegen ihn geführte Intrigue in seinen heiligsten Empfindungen schwer verletzt, und durch die lächerliche Rolle, die man ihn habe spielen lassen, in seiner Ehre gekränkt fühle. Gleichzeitig nehme er das Recht in Anspruch, für eine makelfreie Dame, die er auf's innigste verehere und die ohne jeden anderen Schutz dastünde, mit seiner ganzen Person einzutreten!

Albario schloß sich meiner Darlegung in allen Theilen an und verlangte im Namen unseres Freundes Genugthuung in den ernstesten Formen.

Im Grunde genommen, dachten wir alle Vier ganz gleich über den Fall; wir hatten auch innerlich alle Vier den Wunsch, womöglich ein Unglück zu vermeiden; aber wir mußten auch ängstlich darüber wachen, daß der Ehre genug geschähe! Und so einigten wir uns auf glatte Pistolen, zehn Schritte Barrière und zweimaligen Kugelwechsel. Als die Zeit verhandelt werden sollte, machte der Graf Erbödy die Mittheilung, daß Simovic's heute Mittag die Hauptwache beziehen müsse und erst morgen Mittag abgelöst



würde. Die Austragung der Angelegenheit müsse also auf übermorgen früh verschoben werden.

Nach gepflogener Rücksprache mit unsern Mandataren, wollten wir heute Abend nochmal zusammenkommen, in Graf Erdöbys Wohnung, und das Protocoll auflesen.

Mit dieser Verabredung trennten wir uns.

„Es ist doch eine vertheufelt ernste Geschichte,“ sagte Albario unterwegs, „besonders mit einem Gegner, wie dieser Simovics. Ich habe noch ein paar ganz alte Puffer, die bei mir zu Hause als Zimmerschmuck an der Wand hängen; die werde ich vorschlagen; wenn sie angenommen werden, das wäre noch die einzige Hoffnung für Schödl.“

Ich schwieg; ich hatte viel nähere Sorgen, als den schließlichen Ausgang des Duells. Dieser Aufschub bis übermorgen früh, der uns durch eine force majeure aufgebrängt war, — dieser unselige Aufschub lag mir schwer auf dem Herzen.

Nichts zermürbt und zerbröckelt den festesten Muth sicherer, als ein thatenloses Warten auf die Entscheidung; das haben die tapfersten Regimenter erfahren, wenn sie als Reservisten stundenlang hinter der Gefechtslinie stehen mußten, Gewehr bei Fuß.

Und ich kannte Schödl! Besser, als er sich selber kannte!

Wir fanden ihn am Schreibtisch. Er hatte Briefe geschrieben — an seine Mutter — an seine Schwestern! An jede einzeln!

Er war sichtlich bewegt.

Als wir aber von unserer Mission zu sprechen angingen, wurde er gleich wieder ein Anderer; er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, blickte stolz und kühn um sich und erklärte uns mit fester Stimme, daß er auf diese „kindischen Bedingungen“ unmöglich eingehen könne. Er heiße Schödl und in der Familie sei es nicht Brauch, sich um die Gefahr herumzudrücken, wenn's einen ehrlichen Soldatentod gälte! Auf acht Schritten müsse er bestehen und auf gezogene Pistolen — dreimaliger Kugelwechsel!

Davon war er nicht abzubringen. Mit jedem Wort redete er sich mehr in seine Heldenrolle hinein.

„Wenn mein Gegner nicht den Muth hat, sich auf diese Bedingungen zu stellen,“ sagte er mit stolzerhobenem Haupt, „so dürfte er auch nicht den Muth haben, einen Schödl zu beleidigen!“

Wir mußten den Widerspruch aufgeben und ihm versprechen, seine Wünsche der Gegenpartei als Ultimatum vorzutragen.

Albario ging; ich blieb noch und sagte ihm erst jetzt, daß ein Aufschub bis übermorgen unvermeidlich sei . . .

Er war zunächst überrascht, nahm's aber dann gleichgiltig.

„Es ist gut,“ sagte er, „es ist gut! So finde ich Zeit, noch mancherlei in aller Ruhe zu ordnen!“ — „In aller Ruhe,“ wiederholte er dann nochmal und sprach sich die Worte langsam vor, als ob sie ihm ganz besonders

gefielen. „Ich werde zu Hause bleiben diese beiden Tage; ich werde mich krank melden — —“

Das wollte ich ihm ausreden; er sollte sich zerstreuen, wie gewöhnlich seinen Dienst thun . . .

„Nein, nein! Ich will Niemand unter die Augen treten, bevor meine Rechnung nicht ausgeglichen ist — mit Jenem. Uebrigens fühle ich mich wirklich nicht wohl genug, um Nachmittag zum Bataillonserzieren auszurücken. Mir liegt's wie Blei in den Gliedern! Gott, es ist ja natürlich. Denke doch, die jeelische Erregung, alle die Tage her . . . Lieber Himmel,“ sagte er halblaut vor sich hin, „ich war so glücklich!“ . . . Dann, sich gewalttham losreißend, fuhr er laut fort: „Und gestern, die Seefahrt! Der angestrenzte Marsch, und dann . . . Geschlafen habe ich auch nicht seither! Und gegessen wohl auch nicht?“

Er suchte sich zu erinnern! Das Frühstück stand wirklich noch unberührt auf dem Tisch; er wollte jetzt darauf hin, mußte sich aber plötzlich setzen und wurde sehr blaß.

„Mir ist recht übel,“ sagte er und griff nach dem Herzen, als ob er dort einen Schmerz fühle.

„Ich will Dir den Regimentsarzt schicken?“

„Ja, — und geh' jetzt! Ich habe noch so viel zu schreiben! Und komm' Abends wieder — —“

Ob ich nicht noch bleiben sollte?

„Nein — geh' nur! Abends bleibst Du dann bei mir. Weißt Du, wenn man nicht schlafen kann, — und der Friedhof da drüben . . . ich werde mir doch eine andere Wohnung nehmen . . .“

Der Regimentsarzt war nicht zu Hause; er sei im Garnisonspital; es wäre ein Unglück passiert, beim Scheibenschießen.

Ich ging in's Spital. Der Inspectionsoffizier erzählte mir die traurige Geschichte. Die 2. Compagnie ist heute früh auf dem Schießplatz gewesen, mit den neuen Hinterladern. Ein Unteroffizier wollte einem anderen den neuen Verschuß erklären, hat unvorsichtig manipulirt, das Gewehr hat sich entladen, und der Schuß ist einem Infanteristen in den Rücken gegangen; sie trugen den armen Teufel noch lebend in's Hospital; nun suche der Regimentsarzt die Kugel.

Indem kam dieser selbst in die Kanzlei herein und beantwortete unsere fragenden Blicke mit einem Achselzucken.

„Nichts zu machen gewesen!“ sagte er gleichgiltig.

„Todt?“

„Mausetodt! Als ich mit der Sonde in den Wundcanal fuhr, zappelte er noch ein wenig, aber dann war's mit einem Mal aus; er streckte sich lang — und weg war er!“

Der Regimentsarzt war ein außergewöhnlich tüchtiger Mediciner, aber ein unangenehmer Mensch, den Keiner von uns leiden mochte. Er drängte

Einem seine Krankengeschichten mit herzloser Behaglichkeit auf, und erzählte Einem ungefragt die widerlichstn Details.

Auch jetzt fing er gleich wieder an, daß die Kugel die Leber zerrissen hätte, und daß . . .

Ich unterbrach ihn kurz, sagte ihm, daß ihn der Lieutenant Schödl bitten ließe und ging in den Krankensaal.

Am Bett des Verunglückten standen ein paar Offiziere, — zu Häupten der Oberst. Er hielt die Mütze in den gefalteten Händen, und sein ehrliches Gesicht war voller Betrübniß.

Als ich leise näher kam, wandte er sich zu mir, drückte mir die Hand und seufzte mit traurigem Kopfschütteln:

„Mon dieu, mon dieu!“

Abends, in der Conferenz bei Erdödy, setzten wir die von Schödl verlangten Bedingungen nach kurzer Debatte durch. Die gegnerischen Zeugen erhoben zwar Einspruch, den sie auch ausdrücklich protocolliren ließen, mußten aber schließlich zugeben, daß sie von Simovics bestimmte Weisung hätten, jeden Wunsch seines Gegners ohne Weiteres zu acceptiren. Es blieb also bei den acht Schritten, gezogenen Pistolen, drei Kugeln. Als Zeit war übermorgen früh 8 Uhr festgesetzt und als Ort ein einsam gelegenes Wein-Bettolin auf der Uferstraße zwischen Cattaro und St. Bartholo.

Als das Protocoll unterzeichnet war, hat ich Albario, es gleich zu unserem Freund hinzubringen und ihm zu sagen, daß ich selbst erst später nachkommen könne. Ich mußte noch in die Kaserne, um die Vorbereitungen zu der für morgen angefesten Garnisons-Parade zu überwachen. Das dauerte länger, als ich dachte, und es schlug richtig neun, als ich endlich frei war.

Nun eilte ich zu Schödl.

Beim Vorübergehen sah ich am Theater rothe Zettel angeschlagen, und weil mir der Name „Oliviera“ in die Augen fiel, blieb ich stehen und las: Die Vorstellung war abgesetzt „wegen Heiserkeit der Signorina Jolanda Oliviera.“

Ich frug den Portier, ob er Näheres wisse? Der Mann, der gleichzeitig Theater-Diener und Zettelträger war, kannte alle Welt in Cattaro und wußte Alles, was vorging.

„Ma, Dio mio“, sagte er, und war augenscheinlich entzückt, daß er Gelegenheit zum Klatschen fand, — „wissen Sie denn die schöne Geschichte noch nicht? Durchgebrannt ist sie! Mit Saß und Paß! Heute, in aller Frühe, mit dem Lloyd-Dampfer nach Triest! Ich hab's ja immer gesagt: es ist eine verrückte Person. Durchgebrannt! Und Unserer hat die Laufereien davon! Den ganzen Nachmittag bin ich in der Stadt herum galoppirt, — überall neue Zettel hingetragen. Bei Ihrem Freund, dem Signor Schödl bin ich auch vorhin gewesen; wie ich dem die Geschichte erzählt habe, hat

er mir ein Paar Augen gemacht! — Na ja, — man kann sich denken, — ihm muß es ja besonders fatal sein — nicht wahr?“ . . .

Dabei zwinkerte er mir verständnißsinnig zu! —

Bei Schödl kam mir der Bursche schon auf der halben Treppe entgegen: Ich möchte doch schnell hinaufkommen; dem Herrn Lieutenant ginge es sehr schlecht, und der Herr Lieutenant wäre sehr krank! . . .

Ob denn der Arzt noch nicht dagewesen sei?

„Freilich; heute Nachmittag; aber seither ist es immer schlechter geworden“ . . .

„Lauf gleich nochmal hin, ich lasse den Herrn Regimentsarzt dringend bitten“ . . .

Der brave Kerl war schon über die Treppe unten, bevor ich ausgesprochen hatte.

Als ich eintrat, bemerkte mich Schödl erst gar nicht. Ganz in sich zusammengekauert, bis an den Hals zugedeckt, lag er auf seinem schmalen Marterbrett; der Bursche hatte ihm Alles übergeworfen, was an Decken und Tüchern zu finden war! Ganz oben drüber auch noch den Uniform-Mantel. Ich trat zu ihm und begrüßte ihn; einen Augenblick lang sah er mich fremd an, — dann erkannte er mich und zwang sich zu einem unbefangenen Lächeln, das mich über seinen Zustand beruhigen sollte.

„Entschuldige, daß ich mich schon hingelegt habe, — aber es war so höllisch kalt im Zimmer, — — nicht wahr, es ist sehr kalt . . .“

„Was hat denn der Doctor gesagt“ —

„Ach, der! Wollte mir einreden, ich sei krank! — Ich bin gar nicht krank!“ stieß er mit allem Aufwand seiner unterliegenden Energie heraus. „Ich darf nicht krank sein! . . . Du weißt ja, . . . wegen übermorgen! . . . Der Albario hat mir das Protocoll gebracht . . . da hab' ich's“ — er tastete unter's Kopfkissen und zog das zusammengefaltete Papier hervor — „da ist's: . . . Acht Schritte, gezogene Pistolen! . . . Und wenn ich jetzt krank würde . . . Herr Gott, wenn da Einer glauben sollte . . .“ Die Zähne schlugen ihm fröstelnd aufeinander.

Ich nahm ihm das Papier weg und bat ihn, sich jetzt ruhig und vernünftig zu halten, dann werde er morgen wieder gesund sein!

„Nicht wahr,“ sagte er eifrig, „es ist nur der fürchterliche Stoß, den ich innerlich bekommen habe, — mit — — na, Du weißt ja . . .“

Dabei senkte er tief auf und war eine ganze Weile still, während er unverwandt zur Decke hinaufsah, als ob er dort oben, im Halbdunkel, ein Bild erblicke, von dem er seine fiebernden Augen nicht losreißen könne . . .

„Wann wird er denn begraben?“ frug er plötzlich ganz unvermittelt.

„Wer denn?“

„Nun, der arme Teufel, den sie erschossen haben? Der Doctor hat mir Alles erzählt: Die Kugel hat ihm die Leber zerrissen; gewunden hat

er sich vor Schmerzen! . . . So jung — und sterben! . . . Sterben! . . . Es ist entsetzlich!“

Er schauerte in sich zusammen.

„Ich hab' ihn gekannt!“ fuhr er fort: „Er ist ein Grazer gewesen, — wie ich! Sein Vater wohnte in der Sporgasse, — ein Holzschnitzler; ich habe dort, als Junge, immer meine Armbrust repariren lassen; ich spielte damals so gern „Wilhelm Tell“! Die Mutter lebt noch! . . . Denk Dir nur, — die arme Frau! Wenn sie's der jetzt schreiben müssen, daß ihr einziger Sohn todt ist . . . es muß furchtbar sein! . . . Man glaubt nicht, wieviel Liebe und Zärtlichkeit so eine Mutter . . . die meinige hat mir gerade heute geschrieben . . . Einen merkwürdigen Brief! . . . Dort liegt er, auf dem Tisch . . . Merkwürdig! . . . Den mußt Du lesen!“

Als ich aber zum Tisch hinwollte, hielt er mich fest und stammelte in wachsender Angst:

„Nicht jetzt! . . . Nicht jetzt! Bleib bei mir! Es dreht sich plötzlich Alles!“

Und gleich im nächsten Augenblick wehrte er mich wieder heftig ab: „Leg Dich doch nicht so über mich! Du erstickst mich ja!“ schrie er auf, wollte Decken und Tücher fortstoßen und aus dem Bett springen.

Ich that, was ich konnte; — mit Gewalt und Güte und Trostworten suchte ich ihn zu beruhigen, — und endlich gelang es mir auch! Er lag jetzt ziemlich still! Nur die Hände zitterten unruhig auf der Decke umher, und seine Lippen lallten unaufhörlich zusammenhanglose Worte. Er sah so fremdartig verändert aus, daß mir ganz unheimlich um's Herz wurde.

Jetzt trat der Burische in's Zimmer mit einem Kübel, in dem ein paar Eisstücke lagen — und unmittelbar hinter ihm der Regimentsarzt.

Er untersuchte den Kranken mit großer Aufmerksamkeit. Er zählte die Pulsschläge, hob die herabgefallenen Augendeckel, — klopfte und horchte, — kniete schließlich vor dem Bett nieder und legte das Ohr auf Schödl's entblößte Brust, um auf die Herzschläge zu lauschen. Das dauerte wohl zwei Minuten lang. — Im Zimmer war's todtensstill; — der Burische hatte sich scheu in die Ecke gedrückt und trocknete sich die Augen, — ich lehnte neben dem Bett und wagte mich nicht zu rühren.

Endlich stand der Doctor auf, schob die Decken wieder zurecht und wandte sich zu mir.

„Wer kann denn heute Nacht bei ihm wachen?“

„Ich, natürlich.“

„So? Das ist recht! Lassen Sie den Burischen auch aufbleiben. Machen Sie Eisumschläge auf den Kopf und auf's Herz. Wenn er sehr unruhig werden sollte, geben Sie ihm sechs bis acht Tropfen von der Medicin, da.“ Er nahm ein kleines Fläschchen aus der Tasche und überreichte es mir. „Ich komme morgen früh wieder; dann lassen wir ihn in's Spital transportiren.“

„In's Spital?“

„Natürlich; hier kann er die Geschichte nicht abmachen.“

„Es ist also — sehr ernsthaft?“

„Wie ich mir's gleich Nachmittag gedacht habe, — ein reguläres Nerven-  
fieber.“

„Und — gefährlich?“

„Na, das kann man nicht wissen; wenn keine besondere Complication  
dazu tritt, wird er wohl drüber weg kommen. Aber einen Knacks behält  
er, das ist sicher.“

„Wieso?“

„Das Herz ist nicht in Ordnung; ein organischer Fehler, den er wahr-  
scheinlich schon mit auf die Welt gebracht hat; aber jetzt ist die Geschichte  
acut geworden — und jetzt ist nicht mehr zu spaßen damit. Man kann ja  
hundert Jahr alt werden mit so einer wackligen Herzklappe, — aber freilich,  
in Acht nehmen heißt's! Ein ruhiges Leben muß er führen, keine körper-  
lichen Anstrengungen . . .“

„Aber als Soldat? . . .“

„Damit ist's natürlich vorüber,“ sagte er mit großer Bestimmtheit.  
„Darauf kann ich Ihnen schon heute Abend Brief und Siegel geben. Von  
der nächsten Felddienst-Übung brächten sie ihn als Leiche nach Hause.“

Er hatte Mantel und Mütze genommen, gab dem Burschen, der in-  
zwischen Tücher im Eiskübel gekühlt hatte, noch ein paar Anweisungen und  
wendete sich zum Gehen.

„Eine gute Nacht wird's nicht werden,“ jagte er noch in der Thür,  
„aber was sich vorläufig thun läßt, wissen Sie ja. Und wie gesagt: mit  
dem Soldatenspielen ist es vorüber — ein für allemal!“

Der Bursche leuchtete ihm hinaus, und als er mit der Lampe zurück-  
kam, stand ich noch immer regungslos mitten im Zimmer, und immer noch  
klang's mir in's Ohr: „Mit dem Soldatenspielen ist es vorüber.“

Ich blickte nach dem Freund hin, der schwer athmend dort lag und  
dachte an die Stunde, wo er's erfahren würde. Armer Kerl!

Der Bursche schlich auf den Behen durch's Zimmer; er rückte den Tisch  
und den Lehnstuhl an's Bett, stellte die Lampe auf den Tisch und das  
Medicinfläschchen und einen Löffel, — rückte den Eiskübel näher, legte frische  
Tücher auf und frug mich flüsternd, was er noch thun könne. Ich sagte  
ihm, er solle sich ruhig auf sein Bett legen, draußen im Vorzimmer, — ich  
würde ihn rufen, wenn ich ihn brauchte.

Dann setzte ich mich zu dem Kranken. Er schlief; der Athem ging  
kurz, aber das Gesicht sah ruhig und friedlich aus; manchmal schien es mir  
fogar, als ob ein leises Lächeln um seine Lippen suchte.

Mein Blick fiel auf den eingerahmten Armeebefehl Radetzky's, der über  
seinem Bett hing. Zwei Zeilen, mit Goldbuchstaben viel größer geschrieben  
als die andern, konnte ich von meinem Platz aus ganz deutlich lesen:

„Der Name Schödl wird für ewige Zeiten eingeschrieben bleiben in  
dem Heldenbuch der ruhmreichen österreichischen Armee!“

Armer Freund!

Dann nahm ich den Brief seiner Mutter, der vor mir lag, und las:  
„Mein theurer Sohn!

Ich danke Dir vielmals, daß Du uns wieder so lieb geschrieben hast. Deine Briefe sind halt doch immer die größte Freude für uns. Es geht uns so weit gut. Nur so viel kalt laßt sich diesmal der Winter an, und die Kohlen sind schon wieder um vier Kreuzer theurer geworden, die Butten. Na, da setzen wir uns halt Abends in das kleine Hofzimmerl zusamm, Deine Schwestern und ich — und reden von Dir, lieber Basfl, und da wird uns auch schön warm. Und weil grad morgen Dein Geburtstag ist, da schreib ich Dir heut noch und schick Dir die zwei Schnupftücheln, die Dir die Schwestern gestickt haben; an der accuraten Arbeit wirst schon sehen, mit wie viel Lieb sie dabei an Dich denkt haben, die guten Madln! Bei mir geht's mit die Augen nit mehr recht; na, da mußt schon fürlieb nehmen, mit ein' recht ein' schönen Glückwunsch, mein lieber Bub!

Schau, da hab' ich in der vergangenen Nacht einen ganz sonderbaren Traum g'habt. Ich hab Dich leihhaftig vor mir g'sehen, in einer glänzenden Generals-Uniform, die ganze Brust voller Orden; dabei hast aber auf der Erd' g'legen, und ganz blaß bist gewesen, wie Einer, der schwer vermundet ist; das Merkwürdigste war, daß ich gar nicht erschrocken bin; aber das ist daher kommen, weil ich selber schon lang im Himmel war, bei Deinem seligen Vater! Mit dem bin ich Hand in Hand dag'standen und alle zwei haben wir zu Dir runterg'schaut und haben Dir die Arm' entgegengestreckt; und gewesen ist es uns, als ob Du zu uns herauflächeln thät'st und zu uns sagt: Ich komm' schon, liebe Eltern, und als General komm' ich, der dem Soldatennamen Schödl Ehr' gemacht hat, hier unten, auf der Erd'!

Und weil der Traum gar so deutlich war, mein ich schier, er müßt was zu bedeuten haben, und leg' mir ihn so aus: daß ich's zwar nimmer erleben werd', aber daß Du's noch weit bringen wirst, bis zu einem hohen, hohen General; und wann Dich endlich unser Herrgott abrufen will, so wird er Dir noch zu guter Letzt den schönsten Tod schenken, den ein braver Soldat finden kann, — auf'n Schlachtfeld, für Kaiser und Vaterland. Und für so einen Lebenslauf voller Ruhm und Preis thät ich den lieben Gott gewiß noch im Himmel oben auf den Knieen danken.

Deine Schwestern grüßen Dich zu tausendmal, und ich, mein lieber Bub, druck Dich an's Herz und bleib jetzt und allzeit

Deine treue alte Mutter.“

Und als ich den Brief mit der altmodischen Handschrift und den vielen Schreibfehlern gelesen hatte, da stützte ich den Kopf in beide Hände und hätte meinen mögen, so traurig war mir's um's Herz.

\*

\*

\*

Der Regiments-Arzt behielt Recht. Mit dem Soldatenspielen war's wirklich vorüber für Schödl. Das Nervenfieber hatte er zwar überwunden, nach wochenlangem schmerzern Kranksein, aber der „Knacks“ im Herzen blieb, und an ein Weiterdienen war gar nicht zu denken.

Als er's erfuhr, schloß er sich in sein Zimmer ein und ließ sich zwei Tage lang vor keinem Menschen sehen.

Was er da durchgekämpft haben mag, in dem kleinen Stübchen — zwischen dem Märtyrerbild des heiligen Sebastian und dem Schlachten-gemälde, auf dem der Großonkel Schödl an der Spitze der Savoyen-Drägoner in den Tod reitet — der Himmel wird es wissen! Er schien freilich ruhig und gefaßt, als er wieder unter uns trat; aber wer ihn so kannte, wie ich, der wußte, daß er von einem großen Begräbniß kam: zu seiner gestorbenen Liebe hatte er jetzt auch noch die erschlagenen Hoffnungen seiner ganzen Zukunft eingescharrt! Und nun — nun lebte er eben so hin, wie so manches andere arme Menschenkind, das Morgens aufsteht und sich Abends niederlegt, einen Tag um den andern, und wohl weiß, daß es eigentlich nichts mehr zu suchen hat auf der Welt.

Wohl erfuhr er Liebe und Theilnahme von allen Seiten; wohl rüstete ihm Albario, der sich schon während seiner Krankheit als der „goldne“ erwiesen hatte, ein glänzendes Abschiedsmahl, bei dem der Oberst eine Rede voll gutherziger Lebensfreude hielt, — und Schödl sang auch schließlich tapfer den fröhlichen Abschiedschor mit, den der dicke Major anstimmte, — aber er sah bei alledem aus, wie Einer, der in tiefe Trauer gekleidet, sich zum Lächeln zwingt — aus purer Gutmüthigkeit, um den Andern die Freude nicht zu stören.

Und so brachten wir ihn an einem stürmischen Februar-Morgen zum Lloyd-Dampfer hinunter. Wir hatten uns schon zum letzten Mal die Hände geschüttelt, er wollte eben in's Boot steigen, das ihn zum Schiff hinüberführen sollte, da kam Albario noch angeläufen mit einem Brief in der Hand.

Ein Brief von Simovics!

Der Lieutenant Simovics war an demselben Tage, an dem Schödl schwer krank in's Hospital geschafft wurde, mittelst Regiments-Befehl zur vierten Compagnie nach Budua versetzt worden; von dort aus hatte er seinen Abschied eingereicht und erhalten — und wir hatten seither nichts wieder von ihm gehört.

Nun schrieb er aus Ungarn einen offenen Brief an das Offiziers-Corps mit einer completten Revocation für Schödl: „Er bedaure aufrichtig, einen Kameraden gekränkt zu haben, der sich so überaus correct und tapfer bewährt hätte, und hoffe mit dieser Erklärung den Fall als beigelegt betrachten zu dürfen.“

Während Albario diesen Brief vorlas, ging es wie ein Schimmer stolzer Venugthuung über Schödl's Gesicht.



Indem gab der Dampfer das zweite Glockenzeichen; Schödl drückte Albario nochmals die Hand; zu mir aber sagte er, als wir miteinander die Stufen zum Boot hinunterstiegen:

„Ja, ja, vor einer ehrlichen Kugel fürchtet sich ein Schödl nicht, nur das Wasser —“ dabei schielte er zaghaft auf das ziemlich unruhige Meer hin, „siehst Du, das Wasser ist das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angst habe!“

Damit kletterte er unbeholfen in's Boot, kauerte sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die Ruderbank hin, so recht wie ein Häuflein Unglück — und fuhr in den Nebel hinaus. . . .

Auf dem Molo aber stand die Padrona Rosina, sah ihm mit rothgeweinten Augen nach, und als ich zu ihr trat, sagte sie schluchzend:

„Poveretto — gli volevo tanto bene!“

(Schluß folgt.)





## Feuilles détachées.\*)

Eine Fortsetzung von Kindheits- und Jugenderinnerungen

von

Erneste Renan.



Es mich mein lieber Freund Calman Lévy, es mag wohl im Mai des vergangenen Jahres gewesen sein, zum letzten Mal im Collège de France besuchte, gab er mir die erste Anregung zur Abfassung nachfolgenden Bandes. Wir sprachen ein Langes und ein Breites über den Aufschub, den die Vollendung des vierten Bandes der „Geschichte des Volkes Israel“ am Ende doch noch erleiden dürfte, und berechneten, daß vor Ablauf des Jahres 1892 dieser Band wohl keinesfalls würde erscheinen können.

„Könnten Sie mir nicht,“ sagte Calman, „unterdeß für den nächsten Winter einen Band gemischten Inhalts zusammenstellen?“ Darauf hin rechnete ich ihm einige belehrende Artikel vor, die auch in der That noch niemals von mir gesammelt worden waren. „Nein,“ gab er mir zur Antwort, „das ist nicht das Rechte; sehen Sie einmal in mir ganz allein den Maßstab und die Neigung des Lesepublikums; was wir jetzt von Ihnen wollen, ist etwas ganz Anderes. Es soll einfach, schlicht und persönlich, für Jedermann verständlich und in der Geschmacksrichtung Ihrer „Souvenirs“ gehalten sein.“ — „Ich habe wohl,“ entgegnete ich ihm darauf, „einige alte bretagnische Geschichten liegen, vielleicht fallen mir auch noch andere ein, aber es können Jahre vergehen, ehe daraus ein Bändchen wird.“ — „Aber Sie haben doch auch kleine Reden, Tischunterhaltungen, Vorträge,

\*) Unter diesem Titel ist im Februar vorigen Jahres bei Calman Lévy in Paris E. Renans letztes Werk erschienen, dessen hier veröffentlichte Vorrede in der autorisirten Uebersetzung von Marie Wohl unsern Lesern um so willkommener sein wird, als dieselbe durch das inzwischen erfolgte Hinscheiden des berühmten französischen Gelehrten auch ein aktuelles Interesse erhalten hat.

könnten Sie diese nicht zu einem Bändchen vereinigen, das gewissermaßen eine Fortsetzung zu Ihren „Souvenirs“ bildet?“

Nun habe ich den Geistern unserer Zeit schon mehr als einmal den Vorwurf gemacht, daß sie zu subjectiv seien, sich zu sehr mit sich selbst beschäftigen, sich zu wenig von dem Gegenständlichen außerhalb unseres eigenen Ichs in Welt, Natur und Geschichte hinreißen und absorbiren lassen. Von sich selbst reden ist meist ein übles Ding und berechtigt zu der Annahme, daß man auch zu viel an sich selbst denkt. In früheren religiöseren Zeiten hätte man gesagt, daß zu viel an sich selbst denken, gleichbedeutend wäre mit einem Raube an Gott, dem Herrn über Zeit und Ewigkeit. — Als ich anfang, in der „Revue des deux mondes“ die erste Serie meiner vertraulichen Mittheilungen zu veröffentlichen, begegnete ich einmal Jules Sandeau, der mir erzählte, daß er sie mit Vergnügen gelesen haben habe. „Dulcia vitia“, antwortete ich ihm, „wer kann wissen, wenn das Publikum mich auch jetzt so nachsichtig und wohlwollend behandelt, ob es nicht eines Tages doch desto übler mit mir umspringt? Und an welchem vorbedeutenden Zeichen soll ich denn erkennen, wenn es seine Meinung über mich zu ändern droht?“ „Nein, Renan,“ erwiderte er mir, „Ihr Publikum wird Sie immer gern von sich selbst reden hören.“ — So hat mich die gute Meinung Sandeau's vielleicht ein wenig zu weit geführt, aber auch meine strengeren Freunde, welche diese kleinen Werkchen der Oberflächlichkeit beschuldigen, können sich zu Gute geben, ich werde nach dieser Richtung hin viel nicht mehr verbreehen. Weiß ich doch nur zu gut, daß ich seit einiger Zeit ein gefährliches Spiel treibe. Immer vom Ende und vom Tode reden und dabei doch einen Platz nicht räumen, den junge, talentvolle Männer berufener sind, einzunehmen und auszufüllen, ist eine gewagte Sache. Außerdem fürchte ich auch, daß ich bald eine Vorladung zum letzten Wort erhalte, so will ich es denn bei diesem Mal bewenden lassen.

Einige Tage nach dieser Unterhaltung mit meinem lieben Calman erfuhr ich eines Morgens den traurigen Schicksalschlag, der ihn uns für immer entrisen hatte. Mein Schmerz war groß. Calman ist einer der besten Menschen gewesen, die ich je gekannt. Er war vom Schlage Derer, welche die Gerechtigkeit über Alles lieben und auch bethätigen. Kein Eigendünkel, keine Ueberhebung, keine Spur jener Fehler, welche die Menschen über sich selbst irre führen und sie so unglücklich machen, war bei ihm zu finden. Ein Niedermann war er in des Wortes bester Bedeutung, und seine selten gleichmäßige Gemüthsstimmung, ja Seelenheiterkeit hatte ihren Ursprung darin, daß er sich in einer steten inneren Uebereinstimmung fühlte mit einer höheren Ordnung der Dinge. Von wahrhafter Frömmigkeit beseelt, nämlich von derjenigen, welche ihre Quelle in einer mit dem Herzen aufgenommenen Ueberlieferung hat, war er ein Jünger der Lehre Hillels, welche lautet: „Seid Aarons Schüler und liebet den Frieden.“

Sein Haus war nicht angesteckt von dem abscheulichen Egoismus unserer

Tage, denn er ſelbſt war kein Egoiſt, und rührend war das tiefe Gefühl der Zuneigung und der Verehrung, welches ihn mit ſeinen Mitarbeitern verband. Die große, ſchwierige Aufgabe unſerer Zeit, an ein gemeinſames, großes Werk zahlreiche, auch untergeordnete Kräfte zu feſſeln, er hat ſie auf ſeine eigene Weiſe gelöſt, und zwar durch nichts Anderes, als daß er es verſtand, ihnen Liebe zum Schaffen und Sympathien für ſich ſelbſt einzufloßen. Ach, wenn ihm doch alle Leiter eines großen, induſtriellen Unternehmens folgten, dann würden die Wunden, die uns verzehren und die Lebenskraft der modernen Geſellſchaften bedrohen, ſchnell geheilt ſein. — Unter den Seinigen, im engen Familienkreiſe beſonders, zeigte er ſich in ſeiner eigenſten Art; heiter, zufrieden und glücklich in dem wohlthuenden Bewußtſein, für immer fortzuleben in einer Familie, mit der er ſich in vollkommeneſter Harmonie verbunden fühlte. Jeden Tag gönnte er es ſich, ein Stündchen mit ſeinen Enkelkindern zu vertändeln, und genoß in vollen Zügen das Glück, vom ſicheren Hafen ſeines Alters aus nach der einen Seite einen freien Ausblick in das Leben und in die Zukunft zu haben, wenn derſelbe ſich auch ſchon von einer anderen Seite für ihn zu verſchließen anfing. Der Liebescultus, den er mit ſeinem Bruder während ſeiner Lebzeiten ſowohl als nach ſeinem Tode trieb, rührte her von der Verehrung, welche er von Kindheit auf für Michels ſtaunenswerthe Intelligenz hegte. Dieſem wunderbar hellen und klaren Kopfe, dieſer überruſchenden Schaffenskraft ordnete er ſich vollkommen unter. So hätte Calman mit ſeinen Fähigkeiten wohl das Haus nicht gegründet, aber er war dafür der rechte Mann, es auszubauen und ſeine Dauer zu ſichern. Sein ſelten klares Urtheil bewahrte ihn vor jedem Mißgriff; ihm gebührt der Dank, daß das große publiciſtiſche Unternehmen, das durch Michel gegründet worden war, unter ſeiner Leitung in Dienſte der franzöſiſchen Wiſſenſchaft der mächtigſte Factor zu deren Verbreitung wurde. Die Stunden, die er in meinem Arbeitszimmer verbrachte, ſind mir ſtets ſehr angenehme geweſen; welches Glück im Leben, es mit gerade, redlich denkenden Menſchen zu thun zu haben; ihm danke ich, daß er ſeine ordnende Hand angelegt an die Mütter, die aus meiner Feder hervorgegangen, und je älter ich werde, deſto mehr freut es mich, meine alten Erinnerungen feſtgehalten zu wiſſen. — Leb' also für immer wohl, mein theurer Calman!"

Das Verſprechen, das ich einem dahingefchiedenen Freunde gegeben, dürfte es also einigermäßen entſchuldigen, daß ich dieſe Sammlung loſer Abriſſe, hinter denen ſich leider nur allzu oft die literariſche Faulheit unſeres Jahrhunderts verbirgt, dem Publikum übergebe. Ich werde es nicht verſuchen, auseinanderzuſetzen, daß der vorliegende Band viel innere Einheit in ſich aufweiſt. Ich habe ihn ſaſt ganz aus Einfällen ohne inneren Zusammenhang und kurzen kritiſchen Urtheilen über literariſche Stoffe zuſammen geſtellt. In meinem Alter, wo ich mich eigentlich nur mit ewigen Wahrheiten beſchäftigen ſollte, mache ich mir manchmal ſelbſt den Vorwurf,

daß ich einen Theil der mir noch zugezählten Tage zur Sammlung von Gedanken vergeube, die manche meiner Leser der Geringswerthigkeit beschuldigen könnten. Um aber mein Unrecht wieder in milderem Lichte erscheinen zu lassen, muß ich dabei einschalten, daß ich mich dieser Arbeit erst gewidmet, nachdem ich das erste Werk meines Lebens, „Die Geschichte des Volkes Israel“ schon beendet hatte. Manche meiner Leser haben mich freundschaftlich gemahnt, ich möchte mich jeder Nebenarbeit so lange enthalten, bis ich dieses Werk, welches „Die Geschichte des Ursprungs des Christenthums“ vervollständigt, ganz zu Ende geführt, und diesem wohlmeinenden Rathe hin ich auch gern gefolgt. Die Geschichte des Volkes Israel bis zur Erscheinung des Christenthums ist so weit fertig. Ich werde zwar noch viel Zeit brauchen, um die Correcturbogen zu verbessern, aber der Hauptinhalt des Buches steht doch fest. Wenn ich morgen sterben sollte, so könnte es mit Hilfe eines guten Correctors jederzeit erscheinen. Fest gezimmert stehen die Bogen der Brücke, welche ich zur Verbindung des Judenthums mit dem Christenthum geschlagen. In dem Leben Jesu habe ich versucht, das großartige Aufstreben des Galiläerstammes von seinem ersten Wurzelanjab bis hinauf auf seinen Gipfel, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels singen, zu schildern. In dem Bande, welchen ich letzten Sommer beendet, hoffe ich, daß es mir gelungen, den Untergrund zu finden und klarzulegen, auf welchen die Wurzeln der Lehre Jesu ihre stillen Keime trieben; so ist also meine Hauptarbeit gelöst. In der „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften“ geht die Arbeit über die „Rabbinen“ auch ihrem Ende entgegen, und das „Corpus inscriptionum semiticarum“ befindet sich in ausgezeichneten Händen. Ueber all diese glücklichen Umstände empfinde ich eine große innere Befriedigung; nachdem ich also in dieser Richtung fast alle meine Schulden getilgt zu haben glaubte, gönnte ich mir gern ein wenig leichtere Kost, und es war mir ein Vergnügen, diese oft losen Blätter zu sammeln. Die Mitwelt ist stets so gütig gegen mich gewesen und hat mir so viel Fehler verziehen, daß ich glaube, ihre gewohnte Nachsicht wird mich auch diesmal nicht im Stich lassen.

Ich hätte gemeint, den Problemen abtrünnig zu werden, die sich eigentlich jedem edlen Lebensgange aufdrängen, wenn ich nicht unter einzelne Artikel, die vielleicht oberflächlich erscheinen, auch einige philosophische Aufsätze mit eingestreut, vor Allem meine Gewissensprüfung, eine Art philosophischer Bilanz, die ich im Jahre 1888 niederschrieb. Ich habe seitdem meine Weltanschauung nicht sehr geändert. Je älter ich werde, desto mehr glaube ich, daß wir eigentlich sehr wenig wissen von dem, was wir am liebsten wissen möchten. In Sachen der Philosophie müssen wir ein wenig Vertrauen haben auf die unendliche Güte Gottes und uns wohl hüten vor übertriebenem Eifer. Wir gewinnen nichts dabei, wenn wir uns der Wahrheit aufdrängen und uns Tag für Tag um ihre Gunst bewerben. Die Wahrheit ist taub und kalt, und sei unsere Sehnsucht nach ihr auch noch

ſo heiß, dieſelbe dringt doch nicht bis zu ihr. Die neue Philoſophie, die neuere Philoſophie, die neuste Philoſophie. Gott, wie naiv ſind dieſe Uebergebote, und welchen Sinn hat es doch, ſich darüber zu ſtreiten, wer ſich am meiſten irrt. Lernen wir doch endlich, uns abwartend zu verhalten! Wer weiß denn, ob am Ende überhaupt Etwas iſt oder ob die Wahrheit nicht eine recht traurige iſt? Wozu mußt alſo der heiße Drang, ſie kennen zu lernen?

Recht peinlich berührt mich die unruhige Erregtheit, welche ich an der Jugend wahrnehme, und gerade ein Vorrecht der Jugend ſollte es doch ſein, harmlos und frei von jedem Skrupel dahinzuleben. Man kann nur annehmen, daß dieſe Art junger Leute weder die Geſchichte der Philoſophie, noch den Prediger Salomo geſehen haben. Was immer war, das wird in Ewigkeit ſein! Meine lieben Kinder, mit all' Euren Kopffchmerzen kommt Ihr nicht weiter, nur die Irrthümer werden andere. Amüſirt Euch doch mit Euren zwanzig Jahren und arbeitet zu gleicher Zeit! Wenn wir auch in der Metaphyſik die Räthſel nicht löſen können, ſo ſind doch die Phyſik die Chemie, die Aſtronomie und Geologie voll werthvollſter Offenbarungen. Wie viele Dinge, von denen ich nie eine Ahnung haben werde, werdet Ihr in 40, 50 Jahren wiſſen? Wie viele Probleme werdet Ihr gelöſt ſehen? Welchen Entwicklungsgang wird die innere Individualität Kaiſer Wilhelms II. nehmen? Was wird aus dem Conflict der europäiſchen Nationalitäten hervorgehen? Welche Wendung werden die ſocialen Fragen erleiden? Wird aus der eigentlichen Socialiſtenbewegung heraus überhaupt ſich Etwas entwickeln? Welches wird das zukünftige Schickſal des Papſtthums ſein? Ich leider werde ſterben, ohne von all' dieſen Fragen eine Löſung, höchſtens eine Vorahnung davon erfahren zu haben, und Ihr, Ihr werdet all' dieſe Räthſel in fertige Thatſachen umgewandelt ſchauen. Man erzählt, daß ſich im Libanon alte, arabische Teſtamente vorfinden, in denen der Verſtorbene es ſich zur Bedingung für ſeine Schenkungen gemacht hat, daß man ihm noch bis über das Grab hinaus von dem Zeitpunkt Kunde giebt, wann die Franzoſen die Herren ſeines Landes ſein werden. So giebt es auch bei mir Zeiten, wo ich zu mir ſelbſt ſpreche: „Wenn mir dieſe oder jene Nachricht im ſtillen Grabe heimlich in's Ohr geraunt werden könnte, ich glaube, wie zur Auferſtehung würde es mich packen. Nun habe ich aber doch ſo oft in der Bibel geſehen, daß in jener ſtillen Tiefe wir nichts wiſſen von dem, was auf Erden vorgeht, daß wir nichts davon begreifen, uns an nichts erinnern, — nein, nein, ſo wie es iſt, iſt es gut, und es wird mir nicht einfallen, eine Klausel jener Art unter mein Teſtament zu ſetzen. Und warum wollen wir uns denn auflehnen gegen Wahrheiten, die ſo alt ſind, wie die Welt? Hat man denn erſt geſtern die Entdeckung gemacht, daß der Menſch ein gebrechliches vergänglichſes Weſen iſt? Ich gehöre nicht zu denen, von denen der alte Prophet ſagt: Qui nihil patiebantur ſuper contritione Joſeph. Der arme Joſeph thut mir leid, und auch die arme

Jugend thut mir leid, die von einem solchen Pessimismus verzehrt wird und keinem Troste zugänglich ist. Oft liest man auf alten Grabsteinen: „Muth, mein Lieber, Niemand ist unsterblich, und selbst Hercules ist dahingegangen.“ Vielleicht finden Viele den Trost ein wenig schwach, und doch ist er der einzig wahre. Marc-Aurel, meine lieben Freunde, war uns Allen überlegen an Edelsinn und hat sich auch damit zufrieden gegeben. Haben wir denn zu irgend welcher Zeit geglaubt, daß wir unsterblich wären? So wollen wir denn ruhig dem Tode entgegengehen in Uebereinstimmung mit der ganzen Menschheit und der Religion der Zukunft. Der Bestand der Welt ist für lange Zeit hinaus gesichert. Frankreich wird sich in seiner kühnen Kometenlaufbahn vielleicht besser zu helfen wissen, als es den Anschein hat. Auch die Zukunft der Wissenschaft steht auf festem Boden, denn in dem großen wissenschaftlichen Bau ist auch das Kleine ein Gewinn, und Nichts geht verloren. Der Irrthum wird niemals aus der Welt verschwinden, aber immer wird er nur vorübergehend sein. So können wir also ruhig leben und sterben; noch ehe tausend Jahre vergangen sind, das ist meine feste Zuversicht, wird nicht bloß für die erschöpften Fundgruben der Steinkohlen, sondern auch für die im Abnehmen begriffene Tugend ein Ersatz gefunden worden sein.

Wir werden böse Tage zu überwinden haben, denn es ist nicht zu leugnen, daß die moralischen Werthverhältnisse beträchtlich sinken, daß Opferfreudigkeit fast ganz ausstirbt, ja vielleicht ein Tag kommt, wo Alles sich zu großen nutzbringenden Zwecken vereinigt und ein planmäßiger Egoismus an die Stelle der Liebe und Hingebung tritt. Unser Jahrhundert hat Werkzeuge und Mechanismen von nie dagewesener Vollkommenheit geschaffen, aber setzt die Herstellung dieser Mechanismen nicht auch bis zu einem gewissen Grade ein Quantum von Moralität, Gewissen und Selbstentäußerung voraus? Seltsame Wechselwirkungen werden aus diesem neuen Umschwung entstehen, und selbst das Heer und die Kirche, welche allein bis jetzt dem Autoritätenunglauben widerstanden haben, werden bald von dem großen Strom mit fortgerissen werden. Was bedeutet auch ihr geringer Widerstand? Bis in alle Ewigkeiten unendlich sind die Auswege der Menschheit, und ihre ewigen Werke werden vollbracht werden, ohne daß die Urquelle ihrer lebendigen Kräfte, die zuletzt doch immer bis an die Oberfläche sich Bahn brechen, jemals zu versiegen braucht. Die Wissenschaft besonders wird nie aufhören, uns durch neue Offenbarungen in Erstaunen zu setzen, und an Stelle einer erbärmlichen Weltanschauung und Schöpfungserklärung, die nicht einmal mehr die Phantasie eines Kindes befriedigt, wird die Wissenschaft immer mehr die Unendlichkeiten des Raumes und der Zeiten setzen. —

Und abgesehen davon, ist denn die Sehnsucht nach einem ewigen Sichbewußtsein wirklich eine Täuschung? Ich sage nein, denn bei solch allgemeinen Grundbegriffen ist eine ausdrückliche Verneinung ebenso gewagt, wie

eine bestimmte Bejahung. In der Unendlichkeit treffen sich so wie die Parallelen, auch die Unterschiede des Glaubens; erst wenn Gott sich ganz und gar zu erkennen gegeben, dann wird er auch gerecht sein. Ich bin fest davon überzeugt, daß zuletzt ein Tag kommt, wo die Tugend als der denkbar beste und glücklichste Erdenantheil, als das begehrenswertheste Loos gelten wird. Bis dahin halten wir Stand und lassen wir den Spott der vermeintlich „Besserwissenden“ über uns ergehen. Das höchste Verdienst besteht doch darin, selbst trotz einem augenfälligen Gegendruck der inneren Pflichtnothwendigkeit zu genügen; denn wäre die Tugend ein gar so einträgliches Geschäft, so hätten das die sehr scharfsinnigen Geschäftsleute schon längst bemerkt und sich alle insgesammt zur Tugend befehrt. Sie ist im Gegentheil eine sehr schlechte Capitalsanlage in der endlichen Ordnung der Dinge, aber in der Unendlichkeit verwischen sich die Widersprüche, und die Negationen verschwinden.

Nichts giebt uns den Beweis, daß es in der Welt ein centrales Bewußtsein, daß es eine Seele des Weltalls giebt, aber auch das Gegentheil wird uns nicht bewiesen. Im ganzen Universum finden wir nirgends die Spur eines absichtlichen, überlegten Willens, und man kann dreist behaupten, daß seit Jahrtausenden keine aus einem bewußten Willen hervorgegangene That dieser Art sich vollzogen habe. Nichtsdestoweniger was sind Tausende von Jahren im Vergleich zur Unendlichkeit, und was wir Menschen lang nennen, kann es nicht zu gleicher Zeit sehr kurz sein im Verhältniß zu einem andern Zeitmaß? Wenn der Chemiker ein Experiment vorbereitet, dessen Gelingen oder Mißlingen erst nach Ablauf eines Jahres festgestellt werden kann, so läßt er während der festgesetzten Zeit die Apparate ganz unberührt. Alles, was im Innern der Retorten vorgeht, vollzieht sich nach durchaus unbewußten Geseßen, deshalb ist aber doch nicht ausgeschlossen, daß am Anfang des Experiments ein bewußter Wille eingegriffen und ebenso bei seinem Ausgange eingreifen wird. Millionen von Lebewesen können sich während der Zwischenzeit in den Retorten erzeugt haben, und wären dieselben mit dem nothwendigen Verstande ausgestattet, so fühlten sie sich vielleicht versucht, zu sagen: „Diese Welt wird von keinem Einzelwillen regiert.“ Für den kurzen Zeitraum, der ihnen zu ihren Wahrnehmungen zu Gebote steht, hätten sie mit ihrer Annahme wohl auch Recht, aber in Bezug auf den unendlichen Weltenszeitraum wären sie in einem Irrthum befangen.

Was wir die Unendlichkeit nennen, ist vielleicht eine Minute zwischen zwei Weltwundern. „Wir wissen Nichts,“ das ist das einzige Sichere, das wir über einen Begriff zu behaupten wagen dürfen, welcher über das Unendliche hinausliegt. Leugnen wir nichts, stellen wir aber auch nichts als ganz fest hin, sondern versuchen wir, zu hoffen. Es ist eine schöne Sitte, daß, wenn alles Irdische mit uns zu Ende geht, wir der Musik und dem Weihrauch eine Stelle einräumen, als ein Ausdruck unserer Sehnsucht nach einer höheren Sphäre, denn ein ungeheuer moralischer, vielleicht überhaupt



geistiger Niedergang würde dem Tage folgen, an dem der Glaube aus der Welt verschwindet. Einzelne unter uns können wohl die Religion entbehren, wenn nur Andere dafür um so fester an ihr halten und auch die Ungläubigen von der mehr oder weniger glaubenden Masse mit fortgerissen werden; aber an dem Tage, wo die Masse einer gewissen heiligen Begeisterung, eines Aufschwungs zu dem Höchsten verlustig ginge, würden auch die Tapfersten unter ihnen gleichgiltig in's Feuer gehen. Aus einer Menschheit, die nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, ließe sich viel weniger machen, als aus einer solchen, welche gläubig auf dieselbe hofft. Der innere Werth eines Menschen läßt sich bemessen nach einer gewissen religiösen Empfindungsweise, die er vermöge seiner Erziehung in sich trägt, und die im Stande ist, sein ganzes Leben zu durchduften. Fromme Seelen leben von einem Schatten, aber wir leben von dem Schatten eines Schattens, und wer weiß denn, wovon die Welt nach uns ihr Bedürfniß nach einem höheren Leben befriedigen wird?

Streiten wir doch nicht darüber, wie viel und in welcher Form wir glauben, sondern beschränken wir uns darauf, den Glauben nicht zu verleugnen. Mit dem ganzen, großen Bereich der Unendlichkeit zu rechnen, dürfen wir niemals aufhören, und auch die Möglichkeit, mit unserem Geist in unbekannte Fernen zu schweifen, sollen wir nicht verlernen.

Es ist doch nicht nothwendig, daß der unvermeidliche Untergang der Religionen, die nur vermeintlich von göttlicher Offenbarung sind, auch das Verschwinden jeder religiösen Empfindung nach sich ziehe. Das Christenthum hat uns zu anspruchsvoll, zu schwer zu befriedigen gemacht, wir wollen, fürwahr kein bescheidenes Unterfangen, mit einem unfehlbaren Schläge den Himmel uns zu eigen machen, und sollten uns doch mit kleineren Vortheilen begnügen. Vor einigen Jahren vertheidigte Herr von Rothschild auf einer israelitischen Kirchenversammlung mit wahrer Begeisterung die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; ein sehr gelehrter Israelit der alten Schule, der mir davon erzählte, fügte noch die folgende Bemerkung hinzu: „Unbegreiflich, ein so reicher Mann, zu allem herrlichen Besiß noch das Paradies dazu zu begehren; das könnte er doch wirklich uns armen Teufeln überlassen.“

In dieser Hinsicht hatte das Mittelalter ganz merkwürdig logische Begriffe, denen zu Folge die Thiere nach einer gewissen Richtung viel besser behandelt wurden als die Menschen. Diesen muthete man wohl zu, daß, da das ewige Leben ihr Theil war, sie alle Ungerechtigkeiten hienieden zu ertragen hätten, ohne zu murren, wohingegen die Thiere schon in dieser Welt für das Gute, was sie gethan, belohnt werden müßten, wenn die göttliche Gerechtigkeit auch ihnen zu Gute kommen solle. Es wird erzählt, daß in altchristlichen Zeiten Nonnen eine Hindin dazu erzogen hätten, vor der heiligen Jungfrau ihre Andacht zu verrichten. Voll frommen Sinnes knieete das kleine Thierchen auf einem Betpult vor dem heiligen Bilde; da indessen die Hindinnen keine unsterbliche Seele haben und dem zu Folge in's Paradies

nicht eingehen dürfen, ſo lag es den Nonnen dringend am Herzen, daß ihre kleinen Schützlinge ſchon hienieden die ſüßen Freuden genießen, die ſie ſich im Leben verdient, und ſie fütterten ſie deßhalb voll mit Süßigkeiten. Faſt daſſelbe Beiſpiel wird im „Leben der Väter“ in der Wüſte angeführt. Der Löwe, den der heilige Antonius dazu beſtimmt, den heiligen Paulus in die Erde zu ſcharren, gebraucht ſeine Tagen mit einem ſtaunenswerthen Eifer. Als Belohnung dafür ertheilt ihm der heilige Antonius ſeinen Segen, und dieſer erweißt ſich ſo wirksam, daß der Löwe gleich darauf einem Schafe begegnet, welches er natürlich verſchlingt. Freilich wird bei dieſem Geſchichtchen dem Bedürfniß göttlicher Gerechtigkeit nur in Bezug auf den Löwen Genüge geleistet. Ob ſie daſſelbe in Betreff des Schafes that, bleibt dahingeſtellt, denn in der Organisation des Weltalls iſt keine Spur von Gerechtigkeit für die Schafe aufzufinden. Warum thun wir es alſo nicht den Hindinnen der Nonnen gleich, warum gewöhnen wir uns nicht daran, aus Mangel an Besserem, uns mit kleinen Vekereien zu begnügen und an ihnen Gefallen und Genuß zu finden. Wir können ja mit äußerſter Sittenſtrengung gegen uns ſelbſt verfahren, ohne daß das Leben für uns ärmer zu werden braucht. In allen ſolchen Dingen ſind mir die gelehrten Haarſpalter unſerer Tage nicht muſtergiltig. — Warum wollen wir der Menſchheit ihre Freuden rauben, warum weiden wir uns nicht viel mehr an ihrer irdiſchen Seligkeit? Die Mißfreude an Andern iſt ein weſentlicher Beſtandtheil unſeres eigenen, inneren Glücks, und nur aus ihr reſultirt die Gemüthsruhe, die Seelenheiterkeit, in welcher der höchſte Lohn für ein rechtſchaffenes Leben beſteht.

Oft ſchon hat man mir den Vorwurf gemacht, daß es wohl ein Leichtes ſei, eine ſolche Art von Religion zu predigen, die nur ſcheinbar ſo leicht durchführbar, in Wirklichkeit aber ſo ſchwer zu befolgen wäre, wie keine andere. Nun denn, zur Lebensfreude kann man die Menſchen nicht zwingen, und auch dazu muß man von altem Schlage, nicht abgeſtumpft für den Genuß und außerdem auch zufrieden ſein mit dem Plaß, den das Schickſal im Leben uns angewieſen. Mein Leben iſt ſo geweſen, wie ich es mir nur irgend gewünscht und wie ich es beſſer mir ſelbſt nie hätte geſtalteten können. Ich würde auch, ſollte ich es noch einmal von vorn beginnen, nicht viel daran ändern und vor der Zukunft iſt mir wenig hange. Ich hoffe auf einen rechtſchaffenen Biographen, bin aber auch darauf gefaßt, daß man allerlei Märchen und Legenden von mir erzählen wird. Indeß was liegt daran? Iſt mir doch die Methode der geiſtlichen Schriftſteller nicht gar ſo fremd, und da die Legenden, welche um das Leben der Kirchenſeinde erfunden werden, faſt alle aus Einem Stoffe gewebt ſind, ſo könnte ich ſehr gut die meine im Voraus ſkizziren. Ihre ſichere und unvermeidliche Grundlage kann nur das Capitel ſein, mit welchem die Anlageacten gegen Judas (*crepuit medius*) ſchließen. Nach einer anderen Form der Tradition wird das Schlußcapitel meines Lebens theils an das Ende des Arius, theils an

das des Voltaire erinnern. Herr, mein Gott, wie schwarz wird man mich malen, und je boshafter die Mittel sind, zu welchen die heilige Kirche, wenn sie erst ihre Existenz bedroht fürchtet, greift, je ungeberdiger sie sich benimmt, je mehr sie, gleichsam wie ein toller Hund um sich beißt, desto schlimmer wird es mir ergehen. Aber mag dem sein, wie ihm wolle, ich habe doch ein großes Vertrauen zur menschlichen Einsicht, und der aufgeklärte Theil der Menschheit, der einzige, welchem ich Rechenschaft schuldig bin, wird mir doch ein ehrendes Andenken bewahren. In 500 Jahren wird auch, hoffe ich, die Abtheilung „Französische Literaturgeschichte der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften“ den biographischen Bericht meines Lebens abfassen, und über was für sonderbare Urkunden werden bei dieser Gelegenheit Erörterungen und Auseinandersetzungen sich entspinnen. — Da wird in großen, von der Kirche heilig gesprochenen Folianten zu lesen stehen, daß ich dafür, daß ich „das Leben Jesu“ geschrieben, eine Million von Herrn von Rothschild und fast ebenso viel vom Kaiser Napoleon III. erhalten, der mir später, nachdem er mich abgesetzt, noch einen großherzigen Jahresgehalt\*) für die Mitarbeiterschaft am Journal des Savants bewilligte. Ueber all diese anstößigen Punkte wird die Commission auf's Strengste zu Gericht sitzen und Klarheit bringen, aber ich bin gewiß, daß für alle vernünftigen Geister der Zukunft ihr Urtheil ein maßgebendes sein wird. Ich fürchte ernsthaft nur Eins, das sind die apokryphischen Schriften; es cursiren ohnehin schon so viel Phrasen, Zoten und Anekdoten, die mir angedichtet werden und welche die katholische Presse so lächerlich machte. Im Allgemeinen nimmt die Geistlichkeit ihre Angaben erst aus zweiter Hand, und da sie wenig Bücher kauft, meist aus kleinen Kirchenzeitschriften niederer Gattung. Nun ist jetzt schon Alles, was die kirchlich polemischen Autoren mir andichten, im höchsten Grade sophistisch gefärbt und oft geradezu widersinnig. Ich richte also an alle Freunde der Wahrheit die Bitte, als von mir herührend nur das anzusehen, was in den vom Hause Lévy herausgegebenen Bänden erschienen ist. Zu einer Zeit schon, wo ich „das Leben Jesu“ der Deffentlichkeit übergab, haben von den Jesuiten bestochene Journale vermeintliche Autographen von mir verbreitet, gegen welche ich niemals Einspruch erhob; wenn diese einmal zur Sprache kommen, dann wird die Commission der französischen Literaturgeschichte Gelegenheit haben, ihren ganzen Scharfblick zu entwickeln. Wenn freilich die gelehrte Forschung, anstatt tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen, Rückschritte machte, dann wäre ich verloren, aber wenn die Menschheit zur Verblödung verurtheilt ist, dann liegt mir auch herzlich wenig an ihrer Achtung, und dann ist es mir auch gleich, welche Dummheiten und Albernheiten sie mir zumuthet. — Außerdem sind aber auch 500 Jahre ein langer Zeitraum; der Mensch hat über das Sterben

---

\*) Ich trat in das „Journal des Savants“ im Jahre 1873. Das festgesetzte Gehalt beträgt 500 Francs.

noch so kindliche Begriffe, daß er sich weniger todt vorkommt in dem Augenblick, wo man ihn begräbt, als 500 Jahre später. Es liegt uns weit weniger daran, was man nach Ablauf einiger Jahrhunderte von uns sagen und denken wird, als vielmehr an der Meinung, welche man von uns an unserem Begräbnistage hat, beinahe scheint es, als ob wir uns an jenem Tage noch lebendig, gleichsam nur als den eingeschlummerten Helden des Festes dünkten. Ach Gott, wie kindisch sind wir doch, wir kleinen Menschen.

Ich glaube, an einer anderen Stelle schon erzählt zu haben, daß ein frommes Mädchen aus der Gegend von Nantes, welche augenscheinlich glaubt, daß ich nur in Saus und Braus lebe, alle Tage die Worte an mich schrieb: „Es giebt eine Hölle“. Gutes Mädchen, ich danke Dir für Deine wohlmeinende Absicht, aber Du schreckst mich nicht so sehr, als Du glaubst. Ich wünschte, es wäre sicher, daß es eine Hölle giebt, denn besser die Hoffnung auf eine Hölle, als die Aussicht auf ein Nichts.

Glauben doch viele Theologen, daß es für die Verdammten besser sei, weiter fortzuleben, als zu sein aufzuhören, und halten diese Unglücklichen sogar für mehr als eines frommen Gedankens fähig. Ich für meinen Theil denke mir, daß, wenn auch der Ewige mir zuerst diesen unheimlichen Ort als Wohnstätte bestimmt haben sollte, ich mich doch durch eine gewisse List herauszuschmuggeln verstände. Meine an den Schöpfer gerichteten Bittgesuche müßten ihm schließlich doch ein Lächeln entlocken, und ich würde ihm auf so feine und schlaue Art auseinanderzusetzen suchen, daß ich doch eigentlich nur durch seine Schuld verdammt bin, daß er um eine Antwort verlegen wäre. Wer weiß, ob er mir nicht dann doch einen Zutritt in sein heiliges Paradies, wo es übrigens sehr langweilig hergehen soll, verschaffen würde. Von Zeit zu Zeit läßt er deshalb auch Satan, den Spötter, unter den Kindern Gottes erscheinen, um die ganze Gesellschaft ein wenig aufzuheitern.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so würde mir, wie ich schon angedeutet, nicht die Hölle, sondern mit Fug und Recht das Fegefeuer als ein viel besseres Loos erscheinen, wenigstens als ein zwar melancholischer, aber doch dabei reizender Ort, wo Diejenigen, die irgend eine Besserungsstrafe zu verbüßen haben, sehr gut aufgehoben sein würden. Ich stelle mir das Fegefeuer wie einen ungeheuer großen, mit dunklen Hagebuchen dicht besetzten und nur von einem Polarlicht erhellten Park vor, wo die auf Erden begonnenen Liebchaften und zarten Verhältnisse bis zur vollständigen Aetherisation geklärt und geläutert werden. Was für reizende Romane müßten da ihren Abschluß finden, und wie wohl und gemüthlich müßte es sich darin leben lassen, schon in Anbetracht dessen, daß von dem Paradiese so wenig Anziehungskraft ausgeht. Das Einzige, was ich zuweilen an diesem meinem Lieblingsort zu bemängeln hätte, wäre seine Einförmigkeit. Könnte man denn darin einen Ortswechsel unternehmen, wenn man, — man ist doch nur

ein Mensch — seines Nachbarn oder seiner Nachbarin überdrüssig geworden? Die Verjekungen von Planeten zu Planeten würden sehr nach meinem Geschmack sein, aber ob sie den Beifall der frommen, alten Weiber hätten, die, wie man sagt, die große Mehrheit der Auserwählten bilden, das ist doch noch sehr zu bezweifeln. So geschehe also Gottes Wille.

Bei meiner ersten Reise nach Syrien genoß ich die Gastfreundschaft in einem echt patriarchalischen Hause des Libanon, in welchem ein alter Vater von selten tiefer Frömmigkeit wohnte, der mich ganz in sein Herz schloß und mich aufrichtig liebte. Als „das Leben Jesu“ erschien, hörte er so viel verurtheilende Predigten über mich, daß er von Zweifeln beschlichen wurde. In seinen Strupeln wendete er sich an seinen Sohn Dominique, der in die französischen Verhältnisse besser eingeweiht war, weil er mich immer auf meinen Reisen begleitet hatte. „Sage mir, mein lieber Sohn, welches große Vergehen hat denn M. Kenan begangen? Gehen wir sie doch einmal der Reihe nach, also von Anfang an, durch. Unter den heiligen Dingen, an welche man vor allen anderen glauben muß, da steht zuerst oben an Gott, der Vater. Nun, glaubt er denn an Gott, den Vater?“ „Gewiß, gewiß,“ entgegnete ihm Dominique. „Gerade in dieser Hinsicht ist sein Glaube felsenfest, über jeden Zweifel erhaben.“ „Aber weißt Du, mein Sohn, daß das eigentlich an und für sich schon viel, sehr viel ist?“ antwortete der Greis. „Also geben wir doch den Glauben an Gott, den Vater, nicht auf und leugnen wir doch nicht ganz die Möglichkeit an ein letztes, jüngstes Gericht. Sind wir auch selbst vielleicht nie in einer jener tragischen Lagen gewesen, in denen Gott gewissermaßen der einzige Vertraute, der letzte rettende Tröster ist, so denken wir doch an das Schicksal eines reinen, keuschen, aber ungerecht angeklagten Weibes, an das unschuldige Opfer eines nicht wieder gut zu machenden Justizvergehens, versetzen wir uns in die Seele eines Mannes, der sein Leben dahingiebt für eine Verthätigung selbstloser Menschenliebe oder in die eines Weisen, der von zuchtlosen Söldlingen dahingemordet wird; welcher Trost bleibt diesen Unglücklichen, wenn nicht der, daß sie ihre Augen zum Himmel erheben, um dort den einzigen wahren Zeugen ihrer Unschuld zu suchen? Selbst bei dem friedlichsten zurückgezogensten Stillleben, von welchem große und ernste Prüfungen ausgeschlossen sind, wie oft fühlen wir auch da das unabwiesbare Bedürfnis, an eine höhere, lautere Wahrhaftigkeit zu appelliren und ihr zuzurufen: „Rede, rede, enthülle Dich mir.“ Vielleicht sind Augenblicke dieser Art unsere edelsten und wahrsten, obgleich es noch nie dagewesen und nirgends ein Beweis dafür zu erfinden, daß unser heißes Gebet, unser inbrünstiges Rufen bis irgendwohin gedrungen und einen Widerhall gefunden. Als Nimrod seine Pfeile gen Himmel schleuderte, kehrten sie blutig von dort zu ihm zurück, und noch nie haben wir nach Wahrheit schmachtenden Menschen von droben eine Antwort empfangen. Herr, Du mein Gott, zu dem wir in Anbetung aufzuschauen uns nicht entzathen können, zu dem wir unzählige

Mal des Tages stehen, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, Du bist in Wahrheit ein allgegenwärtiger, aber ein verborgener Gott.“

Ich wünschte von Herzen, daß dieser Band dem Leser nur einen kleinen Theil der Freude brächte, welche ich empfunden, zur Zeit, als ich ihn verfaßte und zusammenstellte. Er ergänzt meine „Erinnerungen“, und dieselben bilden einen sehr wesentlichen Theil meiner literarischen Arbeit überhaupt, denn ob sie nun mein Ansehen als philosophischer Denker vermehren oder vermindern, sicher ist es doch, daß sie den Ursprung meines Denkens, meiner richtigen sowohl als falschen Urtheile klarlegen. Meine Mutter, an deren Seite ich ein so bescheidenes Leben geführt, die stundenlang, wenn ich arbeitete, bei mir saß, und die ich, wenn ich einen Augenblick pausirte, von Zeit zu Zeit immer wieder zu fragen pflegte: „Mama, bist Du noch mit mir zufrieden?“ meine kleinen Kindheitsgespielinnen, die mich mit ihrer bescheidenen Anmuth so sehr entzückten, meine so vornehm und lauter denkende Schwester Henriette, welche, obgleich erst zwanzig Jahre alt, schon im Stande war, mich in die Bahnen höherer Einsicht zu lenken, und von deren zarter Hand geleitet, ich eine der schwierigsten Uebergangsperioden meines Lebens überschritt, all diese theuren Wesen haben den Anfang meines Lebens mit einer Atmosphäre umduftet, deren letzter Hauch erst mit meinem Tode verwehen wird. Eine Erklärung all meiner Eigenschaften und all meiner Fehler kann nur Derjenige fünden, der da weiß, daß meine Erziehung in der Hand der Priester und der Frauen gelegen. In der Bretagne stehen die Frauen geistig über den Männern, oft müssen diese sich von jenen einen Verweis, ja, eine noch schlimmere, als sich ihres Uebergewichts bewußte Behandlung gefallen lassen. Das rührt theilweise von der großen Gewalt her, welche in früheren Zeiten die Priester über die Laien ausübten; es kam wohl vor, (in allen Ehren natürlich), daß die Frauen ihren Pfarrer bei Weitem mehr liebten, als ihre eigenen Männer. — Daß ich nur mit einer gewissen Unbeholfenheit mit denjenigen Menschen zu verkehren verstehe, welche sich nicht ausschließlich mit geistigen oder moralischen Dingen befassen, rührt von der Geringschätzung her, welche mir meine Lehrer von Kindheit auf für die Laien eingeflößt haben. So wird man mich wohl verstehen, wenn ich behaupte, daß mein linksches Wesen in der Behandlung weltlicher Angelegenheiten theils in dem Priesterhochmuth, theils in der weiblichen Ueberhebung ihren Ursprung hat. In meiner ganzen Empfindungsweise will mir scheinen, bin ich zu mehr als drei Viertel eine Frau.

Auch weiß ich nicht, ob es Andern ebenso gehen mag, als mir; mich hat mein ganzes Leben hindurch die Erinnerung an jene Mädchenköpfe umschwebt, mit welchen ich mit 16 Jahren verkehrte; deshalb kehre ich so gern und unermüdtlich immer wieder zu diesen alten, beinahe erloschenen Bildern aus früherer Vergangenheit zurück. Habe ich vielleicht darin etwas zu viel gethan, so hat mich nur die Nachsicht, welche das Publikum für meine „Kindheits-erinnerungen“ an den Tag gelegt, dazu verleitet. Trotzdem muß

ich gestehen, daß ein bißchen Weltklugheit wohl auch dahinter steckt: in sehr vielen Dingen, dünkt mir, wissen die in der Welt Erfahrenen mit ihrem schlichten, nur scheinbar oberflächlichen, aber gesunden Menschenverstand besser Bescheid, als die „Schulklugen“. Sie haben einen klareren Einblick in das Gefüge, in die lebendigen Theile des Ganzen. Selten nur hat sich ein großer, tiefer Denker mit der „Liebe“ beschäftigt, und doch beharre ich in meinem Glauben, daß „die Liebe“ das wunderbarste Geheimniß, aber auch der schlagendste Beweis ist für unseren Zusammenhang mit dem Weltenall. Wenn ich auf diesen Punkt zu reden komme, dann fließt mir der Mund über, und immer von Neuem werde ich davon fortgerissen, mich über ein Thema auszulassen, über welches ich schon so oft erschöpfende Aeußerungen gethan zu haben glaube.

„Aber wie kann man denn,“ wird man mir entgegen, „von einem Gegenstande nicht aufhören zu reden, den man eigentlich so wenig kennt?“

O gemacht, gemacht. Dagegen muß ich denn doch einen Einspruch erheben. In diesen zarten Angelegenheiten kann gerade derjenige keinen Ausschlag geben, der ein zu erfahrener Kenner ist. Die rührendste Wundergeschichte aus dem Mittelalter erzählt uns Gauthier de Coinci von einem armen Teufel aus Laon, der das größte der Martyrien erlitt, weil er sein Keuschheitsgelübde nicht brechen wollte. Eines Tages, an dem er mehr als je von Versuchungen befallen war, entschlummerte er unter heißen, brennenden Thränen. Da erschien ihm die heilige Jungfrau während seines Schlafes, reichte ihm ihre Mutterbrust, so nahe, daß es seinen Lippen, sie zu berühren und ihre süße Kost einzusaugen, gestattet war. Diese himmlische Speise befriedigte und heilte ihn für immer; nach einem solchen Liebestraume wurde es ihm nicht schwer, für den ganzen Rest seines Lebens die Wirklichkeit zu entbehren.

Der Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts, welche von derjenigen des Mittelalters schon so sehr verschieden, lag eine ähnliche Empfindung zu Grunde, und Arnauld in seinem Buche von dem „häufigen Abendmahlsgebrauch“ war wohl in seinem Recht. Die Jansenisten glaubten sehr folgerichtig, daß der zu häufige Gebrauch des Abendmahls das Bedürfniß danach schwächt und die innere Befriedigung daran vermindert. Dasselbe könnte man wohl von der Liebe sagen. Diejenigen, die ihr am meisten das Wort reden, haben sie am wenigsten genießbraucht und sehen in ihr vielmehr einen geweihten, religiösen Akt. Ja, wohl ist die Liebe ein frommes, gottgefälliges Thun, ein heiliger Augenblick, in welchem der Mensch sich über seine gewohnte Mittelmäßigkeit erhebt, in welchem er sein tiefes Sehnen nach Freude, Genuß, Seligkeit und nach einer höheren Uebereinstimmung bis auf den Höhepunkt sich steigern fühlt und zu gleicher Zeit den dauernden Bestand alles Lebens sichert. Liebe, du süße und ruhrende Verirrung, du bist ebenso ewig wie die Religion, du bist der beste Beweis für das Dasein Gottes, du bist das Band, an dem wir an dem Herzen der Natur hängen, wie der Kindeskeim

im Schoße der Mutter: „Du bist unser wahrer Zusammenhang mit der Ewigkeit!“

„Himmliſcher Vater, ich danke Dir für das Leben, das Du mir gegeben. Von Kindheit auf von den ſelten vortrefflichen Weſen umgeben, welche in mir nie den leiſeſten Zweifel an Deinem reinen Willen, an Deinen lautern Abſichten haben aufkommen laſſen, iſt mir dieſes Leben ſüß und köſtlich geweſen. Ich war nie ohne Fehl und habe wie alle Menſchen geſündigt; aber was auch dieſenigen mir nachſagen, die ſich „Priester“ nennen, eine wirklich ſchlechte Handlung habe ich niemals begangen. Ich habe die Wahrheit über Alles geliebt, und ihr habe ich manches zum Opfer gebracht. Immer habe ich geſeht, daß endlich „Dein Reich“ komme, himmliſcher Vater, und daß es einſt kommt, daran glaube ich noch feſtenfeſt. Wohl iſt mein früherer Glaube in Trümmer geſunken, aber anſtatt zu jammern und Dir zu zürnen, habe ich es vorgezogen, im Unglück nicht zu verzagen. Wie feige wäre mein Jammern, wie ſinnlos albern meine Empörung gegen Dich geweſen!“







# Die Oresteia des Aeschylos und das Tragische.

Don

Mfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

## I.

**D**ie Erkenntniß des Tragischen, der echten Tragödie, hat nach dem ruhmvollen Vorgange des Aristoteles alle hervorragenden Geister der Dichtkunst und Aesthetik anhaltend beschäftigt. Daß zu irgend einer Zeit eine maßgebende überzeugende Anschauung vom Wesen des Tragischen geherrscht hätte, kann nimmermehr behauptet werden. Vielleicht hat hier die Autorität des großen Peripatetikers übel eingewirkt: denn die Einsicht dürfte sich doch immer größere Geltung verschaffen, daß die weltbekannte Definition, die Aristoteles von der Tragödie aufstellte, außerordentlich überschätzt worden ist. Um es nur kurz zu sagen — die aristotelische Theorie mit ihrer „Furcht“ und ihrem „Mitleid“ als Wesenheiten der Tragödie giebt statt des wirklichen Tragödienbegriffes nur eine Folgerung, wie sie der dem echten Grundwesen des Tragischen einwohnende Begriff im Geleite hat. Was eine Tragödie unter anderen feelischen Dingen in uns erzeugt, das erfahren wir aus der Definition des Stagiriten, doch nimmermehr, worin der Kern und Grund einer derartigen Kunstschöpfung beruht.

Unsere Zeit scheint nun vollends keine irgendwie klare Vorstellung vom Wesen des Tragischen zu besitzen: denn sonst würden sich doch nicht so viele solcher unqualificirbare dramatische Erzeugnisse als Trauerspiele im ästhetischen Sinne vorführen und auch nicht von sehr vielen denkenden (?) Menschen als solche angesehen werden. —

Hat sich einmal auf irgend einem Gebiete des menschlichen Geistes eine entschiedene Begriffsverwirrung herausgestellt, so erweist sich ein Zurückgehen, Zurückschauen auf die anerkannten klassischen Grundpfeiler solcher Cultur-

gebiete stets als heilkräftig und darum nothwendig. Ist etwa im religiösen Leben der Völker eine Stagnation oder eine Verwirrung eingetreten, so werden die maßgebenden Culturvölker jedenfalls aus ihrem Urquell religiösen Geistes, aus der Bibel neue Aufklärung, neue Errettung und Erlösung suchen und sicherlich auch finden, so lange es eine religionsbedürftige Menschheit geben wird.

Eine von der Aurore des Religiösen umstrahlte Richtung des menschlichen Geistes ist ja auch die Tragödie. Die berühmten, nicht genugsam zu preisenden Urväter der tragischen Dichtung sind und bleiben für uns die Hellenen. Darum erscheint es bei dem thatsächlich vorhandenen Nothstande in der Erkenntniß und in den Erzeugnissen der Tragödie durchaus geboten, auf jene Vorfahren der tragischen Kunst zurückzuschauen, und in erster Reihe auf den Vater der echten Tragödie selbst, auf Aeschylos, des Euphorion herrlichen Sohn.

Aeschylos ist auch der einzige griechische Tragiker, von dem uns eine Trilogie erhalten ist. Diese einzige Trilogie des klassischen Alterthums ist die Dreiteia mit ihren drei Einzelwerken: Agamemnon, die Choëphoren und die Eumeniden.

Es soll nun der Versuch unternommen werden, darzustellen, wie die Composition dieser Trilogie das wirkliche, echte Wesen des Tragischen zur Erscheinung bringt.

Da stellt sich vor allen Dingen die Nothwendigkeit heraus, daß gesagt wird, was das Tragische sei. Hinsichtlich der erforderlichen Erklärung vom Wesen des Tragischen werde ich zum Theil nur kurz wiederholen können, was ich darüber bereits früher geschrieben und veröffentlicht habe\*), als ich über den „gefesselten Prometheus“ des Aeschylos sprach.

Die Summe der anerkannt besten Tragödien aller Zeiten und aller Völker verschafft die Erkenntniß, daß das Tragische ganz allgemein überall zum Vorschein kommt, wo eine besonders willenskräftige Menschennatur mit leidenschaftlichem Eifer bestrebt ist, ihrer speciellen Sinnen- und Gedankenwelt durchaus Geltung zu verschaffen. Der so geartete Menscheng Geist wird und muß auf Mächte und Gewalten stoßen, welche ihre eigene, anders geartete Gedankenwelt besitzen, die denn auch ganz anders geartete Handlungen bedingt. Der Zusammenstoß wird unvermeidlich. Der wahrhaft tragische Mensch gleicht einem Felsen, der auf andere Felsen stößt. Eigenmacht kämpft gegen Eigenmacht; den endlichen Sieg behauptet diejenige Gewalt, welcher größere Festigkeit und Unererschütterlichkeit innewohnt. Nur in Wahrheit gefestete, eiserne Charaktere eignen sich zum tragischen Helden; alle sogenannten weich geschaffenen Seelen sind dazu untauglich, da sie wohl Mitleid, aber keine Bewunderung oder Staunen erwecken können. Das

\*) Vergl. meine Abhandlung: „Die Tragödien des Aeschylos und die moderne Bühne“ in der „Deutschen Bühnengenossenschaft, officielles Organ der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“. Nr. 51, 52 vom Jahre 1889 und Nr. 1 vom Jahre 1890.

Wesen absoluter Naturnothwendigkeit muß aus allen echten tragischen Handlungen hervorleuchten; der Zufall hat nichts mit der wirklichen Tragödie zu schaffen. — Das Tragische kann sich nun nach zwei Hauptrichtungen offenbar machen. Der leidenschaftlich willensvolle Mensch kann sein eigenes äußeres Ich auf Kosten der Mitmenschen ungebührlich betonen, so daß diese in unverdienter Weise mit Unrecht leiden müssen. Der von einer derartigen Leidenschaft ergriffene Willensmensch kann jedoch nicht davon loskommen, er muß — einem Dämon folgend — sein lebiglich egoistisches Ziel zu erreichen trachten. Das würde der subjectiv tragische Mensch sein, der — je nachdem die Leidenschaft mehr oder weniger unedel sein kann — wohl auch der unedel Tragische genannt werden könnte; wie etwa ein Macbeth, ein Richard III., eine Medea, ein Nero, eine Agrippina und andere ähnliche Phänomene im Gebiete des Tragischen.

Anders der im höheren und höchsten Sinne des Wortes tragische Mensch, die objective tragische Persönlichkeit. Hier tritt uns ein Menschengestalt entgegen, der bei außerordentlicher Thatkraft mit Leidenschaft nur dem Edlen, Guten, Selbstlosen in der Welt ergeben ist. Daß der Gute, Reine, Gerechte in der Erdenwelt zur Herrschaft gelange, das ist seine feuerbeseelte Leidenschaft, um derentwillen er leidet und sich schließlich ganz hinopfert. In höchstem Maße repräsentiren ein solch edel Tragisches Persönlichkeiten wie Sokrates, Christus. Läßt man Letzteren als höchste tragische Erscheinung überhaupt gelten, so hätte man wohl ein Recht, all solche Tragödien mit Helden, die sich aus Liebe zur Menschheit aufopfern, christartige oder christgeistige Tragödien zu nennen. Auch diese Helden leiden persönlich, weil sie ja ihr persönliches Bewußtsein behalten müssen, aber durch den steten, liebevollen Hinblick auf die Anderen, auf das Ganze, Allgemeine, durch das völlige Heraustrreten aus sich selbst wird ihr tragisches Leiden objectiv und gewinnt dadurch die allerhöchste Weihe, die uns durch die Macht genialer Intuition belehrt, wie das Irdische auf ein Transcendentales, auf ein Jenseitiges hinweist. In der vorchristlichen Welt giebt es in diesem Sinne keine erhabneren christgeistigen oder messianischen tragischen Charaktere als den Prometheus, wie ihn Aeschylos, und als Antigone, wie ihn Sophokles verewigt hat.

Fast überflüssig darf nun noch die Bemerkung erscheinen, daß nur Menschen mit ungetrübtem Verstande, Menschen, die im Besitze gesunder Vernunftthätigkeit sind, zur Folie einer Tragödie dienen können. Denn alles Tragische hat es schließlich mit Schuld und Sühne zu thun; schuldig wird der Mensch nur durch sein moralisches Verhalten. Die Verletzung des Sittengesetzes in uns schürzt allein den tragischen Knoten. Und wie im politischen Leben jede Verantwortlichkeit des Menschen aufhört, sobald seine Gehirnfunktionen in Unordnung gerathen sind, also auch auf dem Felde der Tragödie. Wo einmal die Herrschaft über den Verstand aufhört, da hört alle moralische Verantwortlichkeit auf, also auch jede tragische oder drama-

tische Schuld überhaupt. Es versteht sich aber von selbst, daß geistige Umnachtung als Folge echter tragischer Leiden auf der tragischen Bühne wohl am Platze sein kann. Hierfür sprechen ja genügend tragische Namen wie Ophelia, Lady Macbeth, König Lear, Gretchen und Andere mehr.

Und nunmehr können wir uns zur Dresteia selbst wenden.

## II.

Aeschylos befand sich bereits am Abend seines schaffensreichen Daseins, als er seine tragische Tetralogie (Didaskalie) Dresteia schuf und auch zur Aufführung brachte.

Unser Dichter lebte bekanntlich von 525—456 v. Chr. Und im zweiten Jahre der 80. Olympiade (458 v. Chr.), zwei Jahre vor des Dichters Tode, unter dem Archon Philokles erlebte die Dresteia ihre erste Aufführung in Athen und errang dem mannigfach geprüften Dichter einen glanzvollen Sieg. Die Choregie bestritt Xenokles aus Aphidnä. Ob Aeschylos die Aufführung dieser Didaskalie in Athen selbst geleitet hatte, bleibt zweifelhaft. Wenn er darum wieder seinen Wohnsitz von Athen nach Sicilien verlegt haben sollte, so konnte ihn Athen trotz des großen Dresteia-Triumphes doch nicht langa gefesselt haben, denn Aeschylos starb nicht lange darnach (456) in Gela auf Sicilien.

Diese ganze tragische Didaskalie war freilich eine Tetralogie, die außer den bereits genannten drei Dramen (Agamemnon, Choëphoren und Eumeniden) noch das Satyrdrama „Proteus“ umfaßte, welches nicht auf uns gekommen ist. Durchaus berechtigt erscheint jedoch die Annahme derjenigen Kritiker, Uebersetzer und Commentatoren des Aeschylos, wonach auch im „Proteus“ ein logischer Zusammenhang mit anderen Stücken der „Dresteia“ vorwaltend war. Hier sei nur auf die einleuchtende Auseinandersetzung hingewiesen, die Johann Gustav Droysen in seiner Aeschylosübersehung bei der Dresteia vorträgt (4. Auflage Berlin 1884: Proteus, Satyrspiel, p. 145—150).

Hat nun auch der verloren gegangene Proteus wohl mit der Fabel des Ganzen mancherlei zu schaffen, so doch jedenfalls nichts mit dem Wesen des Tragischen, wie es die drei Haupttheile der Dresteia durchzieht, also die eigentliche Drestes-Trilogie.

Es ist für diese ganze erhabene Dichtung außerordentlich bezeichnend, daß sie ihren Gesamtnamen nicht vom Helden Agamemnon, auch nicht von seiner Gattin Klytaimnestra erhalten hat, sondern allein von deren Sohne Drestes, wie ja auch schon Dichter der klassischen Zeit des Aeschylos letzte Didaskalie kurzweg die Dresteia benennen, so z. B. Aristophanes.

In Wahrheit haben wir es auch in der Dresteia nur mit einer einzigen großartigen Tragödie zu thun, deren Hauptheld Drestes ist, obgleich dieser im ersten großen Theile des Werkes gar nicht auftritt. Das umfangreiche erste Drama der Trilogie, Agamemnon, stellt uns, genau genommen, nur

die ergreifende Exposition dar, um das tragische Leiden, Kämpfen und Sühnen der tragischen Hauptpersönlichkeit Orestes begreiflich zu machen. Mit diesem ersten Drama der Oresteia empfängt man jedoch, wenn man will, als Parergon eine Nebentragedie, die man Klytimestra nennendarf. —

Machen wir uns an der Hand der Dichtung zunächst den Gang der mannigfachen Schuldverflechtungen klar.

Der Fluch, der auf dem Hause der Pelopiden oder noch weiter hinauf gerechnet, auf dem Geschlechte des Tantalos ruht, darf uns nicht kümmern, wenn wir die tragische Schuld eines Menschen erörtern wollen. Wir haben allein den einzelnen Menschen an und für sich unter dem Gesichtspunkte des in Jedem gepflanzten Moralgesetzes zu beleuchten, wonach jeder Mensch unbekümmert um Tugenden und Laster der Vorfahren ganz allein für sein Thun und Lassen verantwortlich ist. Und ein solcher, einzig richtiger tragödiurgischer Standpunkt leuchtet auch aus allen echten tragischen Erzeugnissen des Aeschylos hervor. So auch hier bereits im Expositions-drama Agamemnon.

Der ruhmreiche Griechenfeldherr Agamemnon hat auf dem Zuge nach Troja, im Hafen Nulis, eine schwere Schuld auf sein Gewissen geladen. Das Schicksal legte ihm die schwere Gewissensfrage auf, ob sein Feldherrnruhm über die Leiche seines eigenen Kindes Iphigeneia mit seinem Willen hinweggehen dürfe oder nicht. Der ruhmsüchtige Vater willigte nach manchen Seelenkämpfen ein, die eigene Tochter hinzuofern. Das Sittengesetz in ihm hätte gebieten müssen: du mußt dich deiner Oberfeldherrnwürde begeben, da diese nur mit dem Tode deiner und Klytimestras Tochter erkauft werden konnte.

In diesem Sinne spricht sich denn auch Aeschylos aus. Seinen göttlich richtenden Dichtergeist verkündet — wie fast immer — so auch in dieser Schuldfrage der Chor. Da heißt es in der dritten Gegenstrophe (Vers 191 ff. nach Donners Uebersetzung):

Da sprach er also, der ält're Heerfürst:  
 Ein hartes Loos ist es, nicht zu folgen,  
 Ein hartes, soll ich schlachten  
 Mein Kind, des Hauses Kleinod,  
 Und beim Altar die Vaterhand hier  
 Auchlos in's Herzblut der Tochter tauchen,  
 Was bleibt da frei von Leid?  
 Lieb' ich Verrath am Heere?  
 Täusch' ich die Kampfgenossen?  
 Daß sie das windstillende Sühnopfer, das jungfräuliche Blut,  
 Forbern in zornglühender Gier, recht ist's: führ' es zum Heile!

Vierte Strophe.

Jetzt, als er aufnahm das Joch des Zwanges  
 Und Sinneswandlung im Busen hauchte,  
 Gottlose, schänd' unheil'ge,  
 Ergriff er tollkühn das feste Wagniß.

Denn dreist in Unthat verlockt die Menschen  
Unsel'ger Wahnsinn, des Fluches Quelle.  
So trug er's dem, sein Kind schlachten zu seh'n,  
Dem frauenraubbrächenden Krieg zum Schutze,  
Als Voropfer des Seezugs u. s. w.

Besonders erst mit diesen Worten:

Denn dreist in Unthat verlockt die Menschen  
Unsel'ger Wahnsinn, des Fluches Quelle\*).

verkündet des Dichters Mund das Schuldig über Agamemnon und läßt damit ein Milderungsmotiv für die unvergleichlich größere Schuld der Klytāimnestra durchblicken. — In guter Erkenntniß des Tragischen läßt Aeschylos hier die günstige Wendung des Geschickes der von ihrem eigenen Vater zum Opfertode bestimmten Jungfrau unberührt. Der Chor berichtet nun von allen Zurüstungen zum Opfer durch den Priester Kalchas bis zur schrecklichen Entscheidung. Dann singt der Chor (Vers 230 ff.):

Was dann geschah, sah ich nicht, sag' ich nicht,  
Doch Kalchas' Wort bleibt nicht unwollenbet. —

Der Dichter predigt so indirect die ewige Lehre, daß in allen menschlichen Handlungen die Gesinnung, die Willensbeschaffenheit das Wesentliche bleibt. Genug also: Agamemnon war bereit, sein Kind für seinen Ruhm preiszugeben: an ihrer wunderbaren Rettung hat seine eigene verantwortliche Seele keinen Antheil. Die Schuld bleibt also an ihm bestehen und muß böse Früchte zeitigen. Und noch vielfältig verkündet des Dichters Sehermund ähnliche Weisheit — sei es, daß er von Sünden des Atreidenhauses oder von denen des Priamidenhauses spricht — überall bleibt diese Lehre bestehen (Vers 439 ff; Chor):

Wer durch Frevel glücklich ward,  
Den stürzt zuletzt der Gumeniden  
Schwarze Schaar in Nacht hinab,  
Sein Glück zertrümmern; ohne Macht  
Wohnt er im Dunkel — bei den Todten.

Der sieggekürnte Agamemnon, der Bezwinger Iliens, kehrt nun glücklich heim. Seine Gattin Klytāimnestra, die ihn seit der Opferung der Iphigeneia aus tiefstem Grunde des Herzens haßt, hat sich inzwischen innerlich gänzlich von ihm losgelöst und pflegt im Geheimen Liebe mit ihrem Better Aigisthos, dem Sohne des von den Atreiden getödteten Thyestes. Der Dichter führt uns in Klytāimnestra eine Ehebrecherin vor, die mit der Untreue kein geringes Maß von Frechheit verbindet. Dem Herold, der die Rückkehr des gepriesenen Helden vermeldet, ruft sie unter Anderem die lügnerrisch vermessenen Worte entgegen (V. 579 ff.):

\*) *ἄριστος φρασόνει γὰρ αἰσχρομνητις  
τάλαινα παρακοπὰ πρωτοπήμων* (Ed. Kirchhoff, v. 209—210).

In genauer Uebersetzung würden diese Verse lauten:

„Verwegen macht die Menschen stets der Wahn,  
Unheilvoll, trügerisch, der Leiden Grundkeim.“

Werde meinem Herrn!

Er möge schleunig kommen, heißersehnt der Stadt:  
 Zu Hause find' er sein Gemahl, so treu, wie einst  
 Er sie verlassen, als des Hauses Wächterin  
 Dem Gatten holberggeben, Bösgesinnten feind,  
 Und sonst sich gleich in Allem, wie sie nimmer auch  
 Ein Siegel ihm erbrochen in der langen Zeit.  
 Verkehr mit anderen Männern und besleckter Ruf  
 Sind mir so fremd, als Wunden, die das Schwert mir schlug.

Auch dem arglosen — in übrigen milden und frommen — Gemahl gegenüber setzt Klytāimnestra ihr gleichnerisches, heuchlerisches Wesen fort. — Nur in Folge banger Träume, trüber Ahnungen will sie den einzigen Sohn, den Orestes, zu seinem eigenen Heile zum Gastfreunde Strophios nach Phokis gesendet haben:

„Deswegen steht der Knabe nicht zur Seite mir,  
 Orestes, mein und Deiner Liebe theures Pfand,  
 Wie's wohl geziemt: wund're Dich darüber nicht“ (V. 835—837).

Burpurdecken und allerlei sonstige verschwenderische Pracht hat die mordlustige Klytāimnestra vor dem triumphirenden Helden herrichten lassen, um den Arglosen auf Rosenpfaden den Weg zum schwarzen Tode wandeln zu lassen. Der bescheidene Sinn des Herrschers will all solchen Prunk von sich werfen und lehrt uns (V. 884 ff.):

Auch ohne Burpurdecken und getünchte Pracht  
 Schallt laut der Nachruhm, und ein arglos weiser Sinn  
 Ist höchste Gottesgabe. Selig preißt den Mann,  
 Der still in wommerreichem Glück sein Leben schloß!  
 Wenn Alles so mir glückte, wär' ich wohlgemuth.“

Schließlich gefellt Klytāimnestra zu aller Lüge und Heuchelei noch wahren Götterhohn, indem sie den in den todbringenden Palast abgehenden Agamemnon mit den Worten verabschiedet (V. 931—932):

Zeus, Zeus, Vollender, mein Gebet vollende Du,  
 Und was Du willst vollenden, sei Dir heimgestellt!

Die trüben Ahnungen des Chores gewinnen durch die Königstochter Kassandra, eine dem Agamemnon mitfolgende Siegesbeute, neue Nahrung. Der heimtückischen, eifertigen Klytāimnestra will es freilich nicht gelingen, der Seherin Lippen zu lösen; die Mordlust läßt der Königin keine Rast; in verhängnißvoller Zweideutigkeit ruft sie es aus (V. 1003 ff.):

Nicht länger hab' ich Muße, vor der Thüre hier  
 Zu weilen; denn in Hauses Mitte steh'n am Herd  
 Die Dämmer schon zum Feueropfer uns bereit,  
 Nachdem wir solches Festes Lust nicht mehr gehofft.

Wie nun Kassandra mit dem Chore allein ist, da öffnet sie den Mund und entrollt in ergreifenden Reden das Geheimniß ihres leidvollen Prophetendaseins. Die ganze große Kassandra-Szene ist als Episode zu betrachten, als ein dramaturgisches Mittel, den Charakter der Klytāimnestra heller und greller zu beleuchten. Denn so sehr mußte diese vor allen

Großen des Reiches ihr sündhaftes Treiben und ihren tödlichen Haß gegen den Gatten zu verbergen, daß der Chor der lebenserfahrenen Greise noch immer keine Ahnung von ihren Mordplänen gewinnt, obwohl die Seelenschauerin Cassandra den bevorstehenden Mord des Herrschers in immer deutlicheren Bildern und Zügen vorausschilbert. So ruft die Seherin aus (Vers 1073 ff.):

Ach, ach! O schau, o schau! Halte die Färje doch  
 Vom Stiere fern! Sie hüllt ihn  
 In Schleier, stößt mit schwarzgehörnter Wehr nach ihm,  
 Und trifft: er sinkt in des Gefäßes Fluth!  
 Ja, von der Mörderwarme grausem Trug red' ich Euch!

Im weiteren Strome ihrer prophetischen Begeisterung weiß Cassandra vor den erstaunten Greisen alle Greuel des Tantalidengeschlechtes zu enthüllen, und doch bleibt ihr Sinn vor dem nahenden Verhängniß verschlossen. Der Götterfluch, dem Cassandra vor allen Sehern unterworfen ist, macht sich auch hier in vollem Maße geltend, die Greise fassen ihrer dunklen Rede Sinn nimmermehr — und wie sie das Entsetzliche deutlich bezeichnet hören, da glauben sie der Seherin nicht und thun auch nichts, um das schenßliche Unheil von ihres Königs Haupte abzuwenden. — Immer deutlicher spricht die seelenkundige Cassandra (V. 1185 ff.):

Wie sie hell aufjubelte,  
 Die Alvervegne, wie im Siegesruf der Schlacht!  
 Sie heuchelt Freude, daß er glücklich heimgekehrt! —  
 Und ob man mir auch Glauben hier verjage — sei's!  
 Sie naht, die Zukunft. Zeuge wirst Du selbst sofort,  
 Und nennst mich jammernd allzuwahre Seherin.

Der Chorführer.  
 Was Du verkündest von Thuestes' grausem Mahl,  
 Versteh' ich, und mich schaubert und mich faßt ein Schreck,  
 Zu schau'n der Wahrheit treffend nachgeschaff'nes Bild.  
 Das Andre hörend stürz' ich fort auf irre Bahn.

Cassandra.  
 Agamemnon, sag' ich, wirst Du morgen sterben seh'n.

Der Chorführer.  
 Gebiete Deinem Frevelmund, Unselige! —

Und je fester die Seherin ihr Wort behauptet, desto weniger wollen es die Greise glauben. Schließlicly geräth Cassandra in immer leidenschaftlichere Gottverzüglichung, in welcher sie nicht nur ihren eigenen und Agamemnons Tod immer deutlicher erschaut, sondern auch bereits die Vergeltung durch die Himmlischen. So verkündet sie (V. 1228 ff.):

Doch meines Todes Rächer sind die Götter einst.  
 Denn wieder kommt ein anderer Rächer uns, der Sohn,  
 Ein Muttermörder, der des Vaters Tod vergilt.  
 Ein irrer Flüchtling kehrt er heim aus fremdem Land,  
 Den Götterfluch zu krönen, der dies Haus verfolgt.  
 Mit hohem Eide schwuren ja die Himmlischen,  
 Daß ihn des Vaters Todessturz heimführt dereinst. —



Doch all solche Reden verschlagen hier nichts. Die Greise verharren in Zweifel und Unglauben, auch wie sich Kassandra todesmuthig und todesbewußt in den Palaßt hineinbezieht, von dem sie soeben gesungen hat:

Mord hauchen diese Mauern, blutuntrieften Mord (B. 1258).

Doch kaum ist die Seherin ihren Augen entschwunden, kaum will etwas wie Ahnung in ihnen aufdämmern, da vernehmen die entsetzten Greise schon aus dem Palaste Agamemnons Todesrufe (B. 1292):

Weh! tief in's Herz des Lebens traf mich Mörderhand! —

Nun wird das Wort der unglücksvollen Seherin zur Gewißheit; doch die Greise hegen noch immer keinen Verdacht gegen die Königin. Während sie noch unentschlossen sind, was in diesem Wirrsale zu thun ist, erscheint die graue Wahrheit selbst in Gestalt der Klytaimnestra, die das Mordbeil über den Schultern trägt; die zugebedeckten Leichen Agamemnons und Kassandra folgen ihr nach.

Da erzählt denn die entmenschte Klytaimnestra in frechen, dünnen Worten, daß und wie sie selbst den König ermordet hat. Ein neßähnliches langes Gewebe habe sie um ihn geschlungen und dann den Wehrlosen durch dreimaligen Schlag mit dem Beile getödtet. Die Blutstrahlen des Gatten, die sie mit bespritzen, sind ihr hohe Freude; voller Jubel ist die freche Mörderin:

Und wie des Blutes jäher Strahl ausprudelte,  
Bespritzt er mich mit dunkeln Tropfen rothen Thau's,  
Die mich erfreuten, wie Kronions feuchter Süd  
Die Saaten, wenn's im Mutter Schoß der Knospen schwillt.  
Ob solchen Glücks, ihr grauen Häupter dieser Stadt,  
Freut euch, wofern ihr Freude fühlt; ich juble laut!  
Ja, ziemte sich's, Trankopfer über Leichname  
Zu sprengen, wär' es hier gerecht, ja vollgerecht. (B. 1338 ff.)\*

\*) Es mag daran erinnert werden, daß die weit ältere homerische Dichtung den Tod Agamemnons nicht als im Bade so heimtückisch, sondern als offen am Festgelage zu Ehren des heimgekehrten Trojabezwingers geschehen schildert. Dreimal selbst Homers Odyssee den Tod Agamemnons. Das erste Mal, in der Erzählung, die Nestor dem jungen Telemachos vorträgt, erfahren wir, daß Agamemnon seinem Weibe einen ehrbaren Sänger als Hüter zurückgelassen hatte (Odyssee III, B. 267 ff.); erst als es der Schlantheit des Nigisthos gelungen war, den Sänger auf ein fernes Eiland zu schaffen, gelang ihm die Verführung Klytaimnestras:

Und die Willige führte der Willige nun nach Hause. (Vers 272).

(Τὴν δ' ἐθέλων ἐθέλουςαυ ἀνίγαγεν ὅνδε δέμονδε). — Im zweiten Berichte — Menelaos erzählt's dem Sohne des Odysseus, wie er es vom Meergreise Proteus vernommen hatte — wird Nigisthos als eigentlicher Mörder hingestellt. Er hatte zwanzig tapfere Männer in einen Hinterhalt gestellt; diesem gegenüber besorgte er das Ehrenmahl für Agamemnon. Im Palaste wird der Völkerhirte von Nigisthos gefaßt — „wie wenn an der Krippe man tödtet den Farren“ — (IV; B. 5351: ὡς τις τε κατέχευε βόων ἐν κρήνῃ). Von Klytaimnestra ist hierbei gar nicht die Rede. — Erst der dritte Bericht im XI. Gesange, wie ihn der das Schattenreich besuchende Laertiade aus Agamemnons Munde erfährt (Vers 405 ff.), stellt die Nachlosigkeit Klytaimnestras in den Vordergrund. Hier wird das zum Mordmahl werdende Festmahl eingehend geschildert. Hier heißt es:

## III.

Der Dichter stellt uns Klytaimnestra als die alleinige Mörderin hin, die selbst, wohl berathen von ihrem Verführer Aigisthos, die graue That vollbracht hat und die nicht müde wird, wenn auch die Häupter der Stadt sie schmähen und verwünschen, sich ihres gottlosen Werkes zu rühmen. — Also ruft sie es wieder aus:

O schmäht mich immer als ein sinnverblendet Weib!  
 Ich sag' es unerbrochen, was ihr Alle selbst  
 Hier seht, und ob ihr's loben, ob ihr's tadeln wollt,  
 Gleichviel! Da liegt er, Agamemnon, mein Gemahl,  
 Als Leiche, hier von meiner rechten Hand entleert,  
 Ein Werk der ehlen Meisterin! So steht es hier! (Vers 1350 ff.)  
 (ἔργον δικαίας τέκτονος, τὰδ' ὠδ' ἔχει).

Und nun beginnt Klytaimnestra ihre Rechtfertigungsrede. Sie wirt den Vätern der Stadt vor, daß sie kein Schuldig über ihren Gatten ausgesprochen haben, der sein eigenes Kind, ihr liebstes Kind, gemordet habe, „gleich als wär's ein Lamm“, um die wilden Stürme Thraciens zu bändigen. Einen solchen Uebelthäter hätte der Rath der Alten aus der Stadt verbannen müssen und nicht also ehren. Die Drohungen der Greise schreckten sie mit nichts — sonder Furcht stünde sie da und würde so fortleben, so lange ihr „holder“ Aigisthos ihr als Hort zur Seite stünde. Agamemnon sei der wahre Eheschänder gewesen:

Da liegt der Eheschänder, der mein Recht verhöhnt,  
 Der Chrysestöchter Augenlust vor Ilion;  
 Da liegt die kampferrungne Zeichenschauerin,  
 Genossin seiner Mächte, zukunftsdeutende  
 Getreue Buhlin, die des Schiffes Steuerbord  
 Mit ihm getheilt hat! Ihren Lohn empfangen sie.

Wir schuf Tod und Verderben Aigisthos, er lud mich in's Haus ein  
 Und erschlug mich im Bunde mit meiner verderblichen Gattin,  
 Mein Bewirther, wie wenn an der Krippe man tödtet den Farnen.

(Vers 409—411).

Der ganze Boden schwamm von Blut; Kassandra wird vor dem Könige von Klytaimnestra getödtet:

„Die Verrätherin Klytaimnestra  
 Würgte sie neben mir ab, da erhob ich am Boden die Hände,  
 Griff nach dem Schwerte, bereits ein Sterbender, aber das Umweib  
 Wandte sich ab, und ohgleich ich zum Habes entschwebte, sie drückte  
 Nicht mit den Händen die Augen mir zu und schloß mir den Mund nicht.  
 Nichts Grauensvolleres drum, nichts Unverschämteres giebt es,  
 Als ein Weib, das sich trägt mit solcherlei Werken des Frevels,  
 Wie denn eben auch jene den schmählichen Frevel sich ausstann,  
 Daß sie den rechten Gemahl ermordete. (Vers 422—430).

Weld' ein Unterschied in den Epithetis für Klytaimnestra. Zuerst heißt sie in milder Betrachtung die göttliche (δία) Klytaimnestra; jetzt hier die verderbliche, — die Verrätherin (δολόμητις, eig. verdschlagen) und enblich Umweib (κυνόπις, eig. hundsäugige, schamlos).

Ihm wurde dieser; jene, die dem Schwane gleich,  
 Zum letztenmal anstimmte Todesklage,  
 Ruht ihm gesellt, sein Liebchen, und gewährte so  
 Mir noch ein süßes Weigericht zu meiner Luft! (Vers 1389 ff.).

Hiermit tritt die Aiklymnestratriagödie in ihren Angelpunkt ein. Ein tiefes tragisches Problem berührt hier der Dichter, ein Problem, das auch gegenwärtig durchaus noch keine Lösung gefunden hat. Soll die Frau allein gehalten sein, die eheliche Treue zu hüten, oder der Mann ebenso wie die Frau? Es ist ein steter Beweis für die sittliche Höhe des Aeschylus, daß er es zu allen Zeiten offenbar macht, wie der Dichtergeist nur im Dienste des göttlich ordnenden Weltgeistes dichten und lehren soll. Daher sind alle Aeschyleischen Dichtungen, mögen sie auch uralte mythische Stoffe behandeln, zugleich Spiegelbilder der Culturbestrebungen seiner Epoche. Dem Ethiker und Politiker Aeschylus war die Stellung der Frau im Staate durchaus kein gleichgiltiges Ding; er kannte die darauf bezügliche Gesetzgebung von Männern wie Lykurg in Sparta und Solon in Athen. Bekanntlich war Lykurgus hinsichtlich der ehelichen Treue nichts weniger als rigoros und pedantisch — freilich stets im Hinblick auf das Staatsganze, welchem kräftige und gesunde Kinder geboren und aufgezogen werden sollten. Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Lykurg theilt uns darüber unter Anderem mit (Cap. 15): „So führte nun zwar Lykurgus beim Ehestande Schamhaftigkeit und strenge Ordnung ein, aber nichtsdestoweniger suchte er die eitle und weibische Eifersucht ganz davon zu verbannen. Er hielt es freilich für rathsam, daß der Frechheit und Ausschweifung in der Ehe gesteuert würde, auf der anderen Seite aber fand er es dem Staate zuträglich, wenn unter würdigen Männern eine Gemeinschaft der Kinder und deren Erzeugung stattfände, und insofern lachte er diejenigen aus, welche bei solchen Dingen durchaus keine Theilnahme gestatten und sich deshalb durch Krieg und Blutvergießen rächen.“ Auch die Solonische Gesetzgebung enthält Mancherlei, woraus hervorgeht, daß absolute eheliche Treue nicht nach seinem Sinne und Geiste war; man denke nur an das von den Einen für ungereimt und lächerlich, von Anderen wieder für gut und weise erklärte Gesetz, wonach eine reiche Erbin, wenn ihr Ehegatte den ehelichen Pflichten nicht genügen konnte, sich einem nahen Verwandten ihres Gatten angeloben durfte. Reichen Erbinnen waren also unter gewissen Umständen gesetzlich Liebhaber gestattet (Vgl. Plutarchs Solon Cap. 20). Manche andere Frauengesetze des Solon fanden mit Recht schon manche Philosophen, Dichter und Historiker für ungereimt. So durfte Jeder, der in seinem Hause einen Ehebrecher betraf, diesen tödten; für Vergewaltigungen von Frauen dagegen bestimmte er nur eine Geldstrafe. Mit Recht bemerkt Plutarch dabei (a. a. O. Cap. 23): „Aber einerlei Verbrechen bald mit der größten Härte und Strenge, bald wieder gelind und gleichsam zum Scherze zu bestrafen und nur eine geringe Geldbuße darauf zu setzen, ist doch in der That sehr ungereimt.“

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte Aeschylos zu denjenigen, welche die ganz ungleiche Beurtheilung desselben Vergehens bei Männern und Frauen übel empfanden. Einen derartigen Schrei der Empörung stößt seine im Uebrigen so schuldbeladene Klytainnestra aus. Man vergewärtigt sich die Lage der Kriegerfrauen während des trojanischen Krieges, der zehn Jahre andauerte. Es war selbstverständlich, daß alle Helden von Troja, obwohl sie Gattinnen in Hellas zurückließen, vornehme Landestöchter, die ihr starker Arm erbeutet hatte, zu Liebhaberinnen, Nebengattinnen besaßen; aber den einsam zurückbleibenden Gattinnen im fernen Griechenland wurde es schwer verdacht, wenn sie es hier und da ebenso wie ihre Männer trieben. Gegen diese Gesellschaftstheorie bäumt sich hier der Stolz und Troß Klytainnestras auf. Sie nennt ihren Gatten in erster Reihe „Eheschänder“, der „Chrysestöchter Augenlust vor Ilion“. Dem Völkerhirten Agamemnon war ja Chryseis, die Tochter des Apollopriesters Chryses, als Ehrengeschenk zuerkannt worden. Diese Priestertochter nennen die Scholiasten zur Ilias auch wohl Astynome. Damit nun, daß Aeschylos sich hier des Ausdrucks „Chrysestöchter“ (des Pluralis) bedient — genau genommen heißt es „Chryseiden“ (Χρυσίδων μελιγμᾶ), — will er uns vor Augen führen, daß Agamemnon es nicht allein mit jener Chryseis gehalten habe, sondern mit verschiedenen derartigen lieblichen Frauen; versteht man unter Chryseiden doch überhaupt Troerinnen von der Art der Chrysestöchter Chryseis (Astynome).

Solch einen Vorwurf erhebt hier nun Klytainnestra neben dem Vorwurfe der Iphigeneia-Opferung zu ihrer Vertheidigung. — Letzteres Moment hebt die furchtbare, nicht ohne Heroismus erscheinende Klytainnestra immer markiger, wüthender hervor. Wildtrotzig ruft sie den Stadthauptern entgegen:

Kein schmachvoll Todesgeschick war, traum,  
 Agamemnons Loos!  
 Spann er nicht blutige Lücke zuerst  
 In dem Hause mir an?  
 Der das Kind mir erschlug, das von ihm ich empfing,  
 Das ich ewig beweim', Iphigentien, ach!  
 Nahm würdigen Lohn für würdige That:  
 Er brüste sich nicht in des Hades Haus,  
 Da der mordende Stahl  
 Das Verschuldete nur ihm vergolten! (V. 1472 ff.)

Selbst der den König heißliebende Chor, in Tiefsten ergriffen und erschüttert, kann sich der Eindringlichkeit dieser furchtbaren Anklagen von Seiten Klytainnestras nicht ganz verschließen. Hängen und Hängen scheint seine Lösung zu sein. Er muß es bekennen:

Schmachwort erhebt sich hier gegen Schmachwort.  
 Dunkel umhüllt den Ausgang.  
 Was fällt, fällt; wieder büßt der Mörder.  
 So lange Zeus waltet, waltet dies Gesetz:  
 Was Jeder that, also muß er leiden.  
 Wer stößt ein Kind vom Hause, mag's dem Fluche weihn?  
 Unlösbar haftet Zweig am Stamme.

Klytāimnestra.

Wohl sprachst Du mit Wahrheit, was Du mir jetzt  
Kundthatst. — (Vers 1510 ff.)

Den Beschluß der ersten und zugleich größten Tragödie der Orestea-Trilogie bildet das Auftreten des Agisthos im Königsglanze. Die Blutrache, die ja ein wesentliches Moment der ganzen Trilogie ist, vertritt im Agamemnon so recht und eigentlich Agisthos, der Sohn des Thyestes, also ein Neffe des Völkerhirten Agamemnon. Die Brüder Atreus und Thyestes hatten wider einander die unglaublichsten Greuel verübt; äußeren Erfolg hatte erst Atreus oder Pleisthenes mit seinen Söhnen Agamemnon und Menelaos, späterhin Agisthos, der den Atreus tödtet und die Atriden verjagte. Das Scheußlichste hatte ja Atreus verbrochen, der seine beiden Neffen Tantalos und Pleisthenes, deren eigenem Vater Thyestes zum Mahle vorsetzte, nachdem er sie selbst geschlachtet hatte. Agisthos, der Bruder dieser ärmsten Opferlämmer, erschlug ihn aber schließlich; doch sein rache-glühendes Herz verfolgt die ganze Atridenbrut, und so sinnt er dem Agamemnon, dem Sohne oder Enkel des Atreus stets das Verderben. — So rühmt er denn jetzt vor den greisen Häuptern der Stadt, indem er die Hauptgreuel des Atreusstammes aufzählt, sein Werk also:

Ich bin der Meister, der des Mordes Fäden spann,  
Denn mich, den dritten, nach den zwei Unglücklichen  
Verbannt er sammt dem Vater, klein in Windeln noch. (V. 1555 ff.)

Und weiterhin:

Ihn überleben ziemte ja dem Weibe nur:  
Ich schien verdächtig als des Mannes alter Feind.  
Doch nun mit seinem reichen Schatz verjuch' ich es  
Das Bürgervolk zu knechten! (V. 1587 ff.)

Doch der Chorführer weist schon prophetisch auf den Rächer Agamemnon's hin, der diese beiden Mörder fällen wird:

Schaut nicht Orestes irgendwo die Sonne noch,  
Auf daß er, heimwärts kehrend auf des Glückes Pfad,  
Mit starkem Arme Mörder sei der beiden hier? (V. 1597 ff.)

Zwischen die kühn trotgenden beiden Parteien, die des geliebten Herrschers Agamemnon und die des Agisthos, tritt nun beschwichtigend die wieder herbeieilende Klytāimnestra.

Nimmermehr laß neues Leid uns sä'n, Geliebter, nimmermehr! (V. 1605)  
ruft sie dem Königsmörder Agisthos zu, und dann beiden Parteien:

Gehe Du, geht ihr, o Greise, nach dem euch beschiednen Herd,  
Eh' ihr Unrecht ühend leidet. Was wir litten, g'nügte wohl.  
Hätten wir noch nicht genug an dieser Mühsal, tragen wir's,  
Wenn des Gottes schwerer Ingrimm uns mit hartem Schläge trifft.  
Also lautet meine Meinung, hört ihr auf des Weibes Wort. (V. 1608 ff.)

Doch mit nichten gelingt es ihr; die treuen Häupter der Stadt setzen ihre ganze hoffnungsvolle Zukunft auf die rachegeheiligte Wiederkehr des Agamemnonsohnes Orestes. Und so bleibt auch Klytāimnestra nichts Anderes

übrig, als ihren Bühnen mit diesen letzten Schlußworten der Tragödie zu trösten (Vers 1623—1624):

Nächte weiter nicht des eilen Schwagens; ich und Du vereint  
Werben Alles wohl bestellen als die Herrn in diesem Haus! —

Damit hat die große Exposition der eigentlichen Tragödie ihren Abschluß gefunden. Das Expositions-drama ist die größte von den drei Tragödien der Trilogie, sie umfaßt 1624 Verse, nach der Kirchhoff'schen Recension sogar 1644 Verse, während der II. Theil, die Choëphoren 1070 (resp. 1073) Verse, der III. Theil, die Eumeniden, nur 999 (resp. 1022) Verse umfaßt.

#### IV.

Das zweite Stück dieser tragischen Didaskalie hat der Dichter die Choëphoren benannt (Χορηφοί). Alle namhaften Aeschylos-Übersetzer sind in der Verdeutschung dieses Tragödiertitels „Choëphoroi“ (Choëphoren) nicht glücklich gewesen. Dieses Nomen compositum ist gebildet aus Choë (χοή) = Guß, Ausgießung, besonders Trankopfer, Todtenpende, und aus phoros (φορός) = darbringend, tragend; also bedeutet Choëphoroi (Choëphoren): Die das Trankopfer oder Todtenopfer Tragenden (Darbringenden). Der Aeschyleische Ausdruck müßte also deutsch etwa heißen: Die Trankopfer-Darbringenden oder die Todtenopfer-Spendenden. Freilich sind es Frauen, die hier den Chor darstellen; aber es ist nicht nöthig, dieses durch den Wortausdruck erkennen zu lassen, da ja auch das griechische Wort generis communis ist. Sonst müßte man sagen: Die Todtenopfer-Spenderinnen. Die meisten Uebersetzer haben nun den Tragödiertitel: Choëphoren ganz einfach mit: Todtenopfer übersezt, wie Donner, Warbach, Wolzogen, Bruch und Wähly. Nicht glücklicher sind Troyen, der es durch: Grabespendnerinnen wiedergiebt und Winckwik, der dafür „Die Todten-spenderinnen“ sezt. Man hat also nur die Wahl, den Aeschyleischen Ausdruck: Die Choëphoren beizubehalten, oder dafür die Todtenopfer-Darbringenden zu sagen.

Treten wir nunmehr in den Kreis dieser Dichtung selbst ein.

Der Hauptheld der Dreiteia, Orestes, eröffnet die Choëphoren-Tragödie. Wir werden sogleich mit dem furchtbaren Geschieh vertraut gemacht, welchem der jugendliche Königssohn anheimgegeben ist. Er hat den ausdrücklichen Befehl von Apollo Loxias\*) empfangen, den Mord des Vaters an der eigenen Mutter zu rächen. In's Moderne übersezt, würden wir sagen: Gewissenspflicht treibt den Sohn in unentrinnbarer Weise, die am Erzeuger begangene frevelhafteste That zur blutigen Verantwortung zu ziehen.

\*) Loxias (λοξίας), Beiname des Apollo, der mannigfach commentirt wird. Die Mehrzahl leitet es von λοξός = dunkel, schief her, womit die dunkeln Orakelsprüche des Apollon bezeichnet sein sollen; Andere von der Schiefe der Ekliptik, wie Macrobius; Neuere auch von λέγω sagen, also der Orakelsagende. Vgl. Papez Handwörterbuch der Griechischen Sprache unter λοξίας.

Der Keim zu einem der schwersten tragischen Conflicte ist hiermit in des Orestes Seele geworfen. Soll ein Kind die von der eigenen Mutter am eigenen Vater begangene Uebelthat selbst rächen oder nicht? Die Entstehung, Entwicklung und endliche Lösung dieses die ganze Menschheit sympathisch berührenden Conflictes ist das eigentliche Object der Orestea, und jetzt in den Choëphoren befinden wir uns mitten in der verhängnißvollen Handlung.

Orestes ist mit seinem herrlichen Freunde Pylades, einem Sohne seines Oheims Strophios in Phokis, wo er so lange ein zweites Heim gefunden hatte, in's Vaterhaus zurückgekehrt. Die Freunde in Wandererstracht sehen wir am Grabmale des gemordeten Königs Agamemnon. Hier betet Orestes zu Hermes Pimphompos, dem Zeussohne, der mit Charon die Seelen der Verstorbenen zur Unterwelt geleitet. Da verkündet es Orestes:

Am Grabeshügel ruf' ich hier den Vater an:  
 Er höre mich, vernehme meines Mundes Schwur!  
 Dein Blut zu rächen, Vater, bin ich heimgekehrt,  
 Von Bogias gesendet, dessen Spruch gebot,  
 Daß Dir die Mörder fallen durch Orestes' Hand. (R. 7 ff.)

Sehr bald erscheinen die schwarzgekleideten Frauen, die Choëphoren, um am Grabe des Herrschers zu opfern. Elektra, des Orestes Schwester, ist mit ihnen. Die von schweren, bangen Träumen heimgesuchte Mörderin Klytänneustra hat dieses Opfer veranstaltet, um die Manen des Erschlagenen zu beschwichtigen. Der Gedankengang des Chores bewegt sich um den noch immer ungeführten Mord des theuren Völkerhirten Agamemnon, wobei Jungfrauen-Vergewaltigung und Mord als allerschwerste Sünden gebrandmarkt werden. So singen die Choëphoren:

Dritte Strophe.

Der Strom des Blutes, den die Mutter Erde trank,  
 Gerann zum Rächermale, das nicht mehr zerfließt.  
 Der Fluch, grimmvoll, zerreißt, zerfleischt  
 Den Mörder, daß ihn Jammer ohne Maß umwogt.

Dritte Gegenstrophe.

Wer keusche Brautgemächer kühn erstürmt, wird nie  
 Geführt; und strömten alle Ström' auf Einer Bahn  
 Bereint, morddrother Hände Fluch  
 Hinwegzuspülen: strömten all' umsonst daher. (R. 71 ff.)

Im Zwiegespräch mit dem Chore stellt sich Elektra als ebenbürtige Schwester des Orestes dar. Nicht Heil für die angstvolle Mutter geziemt es ihr hier am Grabe des Vaters zu erleben, sondern Vergeltung für den an ihm begangenen Mord; darin wird sie vom herrschertreuen Chore auf's nachdrücklichste bestärkt. Die Enthüllungen Elektrons lassen nun auch die Schuld der Klytänneustra immer größer erscheinen. Deren Treulosigkeit, ihr Haß gegen Agamemnon geht so weit, daß sie ihr eigenes Fleisch und Blut verachtet und heßt. So ist das Loos der Elektra im Königspalaste ein bejammernswerthes. So begleitet die Jungfrau denn beim Todtenopfer

ihre Gebete an den Schatten des Vaters mit schweren Anklagen gegen die eigene Mutter:

Ich ströme diesen Weihetrank den Todten aus  
Und rufe: Vater, schaue mitleidvoll auf mich  
Und Deinen Sohn Orestes, daß wir wiederum  
Zurück den Theuren führen in der Väter Haus!  
Denn flüchtig unstät irren wir und wie verkauft  
Von unsrer Mutter, und zum Manne hat sie sich  
Ertauscht Megisthen, welcher Dich mit ihr erschlug.  
Mich hält sie gleich der Sklavin, und Orestes lebt  
Verbannt von seinem Erbe; sie voll Uebermuth,  
Sie schwelgen hoch in Deiner Mühen reicher Frucht. (V. 133 ff.)

Von Rachedurst gegen die ruchlosen Mörder des Vaters ist Elektra nicht minder beseelt als ihr Bruder. Auch weiterhin, als sie die von Orestes auf das Vatergrab gelegte Locke betrachtet und Hoffnungen ihre Brust durchziehen wollen, schleudert sie über die Mutter diesen heftigen Vorwurf hin:

Und nimmer schnitt sich dieses Haar die Mörderin,  
Ha, meine Mutter, die, des Mutternamens ganz  
Unwerth, ein gottvergeß'nes Herz den Kindern zeigt! (V. 193 f.)

Ebenso bricht ihr Haß gegen diese Rabennutter aus, nachdem sich Orestes zu gesegneter Stunde der Schwester und den andern Choëphoren zu erkennen gegeben hat. Ihr Eines und Alles, ihr ganzer Herzenstrost ist allein Orestes. Die Weiswister sind in der schrecklichen Vergeltungsthat ein Herz und eine Seele\*). So rühmt sie ihn denn:

O süßes Auge, Dir gebührt vierfacher Theil  
An mir: Des Vaters Name kommt Dir zu von mir,  
Und Dein gehört die Liebe, die der Mutter erst  
Gebührte — denn ich hasse sie mit vollem Recht —  
Dein auch der Schwester Liebe, die geopfert ward;  
Und treuer Bruder bist Du, Licht in meiner Nacht!  
O stehe Kraft nur, stehe Dir Gerechtigkeit  
Zur Seite, sammt dem dritten Allergrößten, Zeus! (V. 242 ff.)

Daß aber Orestes nicht übereilt, in leichtfertigem Antriebe der Zorneswallungen das Vergeltungswerk übernimmt, daß er vielmehr erst lange mit sich gerungen, gekämpft und sein Innerstes anhaltend geprüft hat: darüber läßt uns der Dichter durchaus nicht im Zweifel. So verkündet der Jüngling seiner geliebten Schwester ausdrücklich:

Nie, wahrlich, täuscht mich Phöbos' allgewaltiger  
Orakelspruch, der solches Wagniß mir gebot,  
Der laut mich aufrief, und in heißdurchglühter Brust  
Sturmvoller Qualen Marter mir verkündigte,  
Wenn meines Vaters Mörder ich nicht züchtige,

\*) In der Sophokles'schen Tragödie „Elektra“, worin ebenfalls dieses Rachedrama bargestellt wird, tritt die kräftige Racheleidenschaft der Elektra noch weit mehr in den Vordergrund, worauf schon der Tragödiertitel „Elektra“ hindeutet.



Und nicht die Frevler morde durch denselben Mord,  
 Da schon des Vatererbes Raub zur Rache trieb.  
 Ich werde, wenn ich säumte, sprach der Gott, es einnt  
 Am eignen Herzen büßen durch viel herbes Leid. (W. 273 ff.)

Und so malt Orestes fort und fort in düsteren Farben die schweren Folgen aus, die ihn, sein Haus und ganz Argos treffen müßten, wenn er dieses heilige Pflichtgebot nicht erfüllen wollte. In diesem Geiste spinnt sich die Klage am Grabe fort; Orestes, Elektra, Pylades und der Chor sind einmüthig. Agamemnon's Kinder und die Choëphoren sind fast unerschöpflich darin, diese entsetzliche Blutthat, namentlich auch im Hinblick auf den erstaunenswürdigen Heldenruhm des Vaters, zu verdammen und immer mehr die Rachegluth zu schüren: denn immer schimpflichere Einzelbänge des grausen Mordwerks werden vor Orestes offenbar. Ehrte man doch nicht einmal die Leiche des hingemordeten Königs. So läßt der Dichter in der 8. Gegenstrophe hier Elektra sagen:

Verstümmelt ward, höre noch, sein Leichnam,  
 Begraben so, wie sie ihn erschlagen;  
 Sie sann für Dein Leben Tod,  
 Der Schmerzen schmerzvollsten aus.  
 Du hörst das schmachvolle Leid des Vaters. (W. 441 ff.)

Nach vollendeten Klagen und Betheuerungen am Grabe deutet der fest entschlossene Orestes auch Klytāimnestras Traum vom Drachen, der sich aus ihrem Schoße wand, im Geiste der gerecht waltenden Nemesis also (W. 541 ff.):

So fleh' ich, Erde, Vatergruft, dich fleh' ich an,  
 Das Ziel vollenden möge mir das Traumgesicht.  
 Ich deut' es also, daß es wohl eintreffen muß.  
 Denn wenn demselben Mutterchoß, wie ich entstammt,  
 In meine Windeln eingehüllt der Drache lag,  
 Dieselbe Brust umgähnte, die mich einust genährt,  
 Und Klumpen Blutz einsaugte sammt der Muttermilch,  
 Daß sie, von Angst ergriffen, laut aufschrie vor Schmerz:  
 Dann muß sie wahrlich sterben, die solch grause Brut  
 Ernährt, gewaltfam sterben; ich, ein Drache selbst,  
 Ermorde sie, wie jenes Traumbild kundgethan.  
 Du sei der Zeichendeuter mir für solchen Traum!

Darauf entrollt Orestes seinen Lieben die Wege, die zum Gelingen der schweren Rachehat einzuschlagen sind. Die Freunde verlassen die Grabesstätte, um bald darauf als fremde Wanderer Einlaß in die Königsburg zu begehren. Wie Klytāimnestra aus dem Munde ihres unkenntlich gemachten Sohnes vernimmt, daß dieser gestorben sei, heuchelt sie erst tiefen Schmerz, wie ihr Glück von Grund aus zertrümmert wäre. Doch traut sie dem Frieden nicht recht, das beweisen all ihre Anordnungen, besonders die, daß sich der neue Gatte nur im Gefolge von Kriegerern nahen soll. Allein jetzt ist die ganze Königsburg vom Walten der erhabenen Nemesis durchzogen; alle Frauen des Palastes, nicht nur die Choëphoren, auch die alte treue Amme des Orestes, die hoffende Klyssa, durch den vermeintlichen Tod des

Königssohnes der Verzweiflung entgegengetrieben: Alle sind nun bereit und gläubig gerüstet, das schreckliche Vergeltungswerk zu unterstützen. Unermülich namentlich ist der Chor, die Getreuen des Agamemnon, den anwesenden wie den abwesenden Orestes anspornende Gebete anzustimmen, immer in diesem Sinne:

O vernimm, Sohn, und gehorch' ihm,  
Der Dich zu Rache ruft  
Zur Vollendung, — dem Ruf des Vaters! (V. 821 ff.)

Kaum hat nach Agisthos' Fortgange die Chorführerin zum Preise des Orestes ausgerufen:

In so mächtigem Kampf will kühn er allein  
Sich messen mit Zwei'n, der erhabene Held  
Orestes. Kröne der Sieg ihn! (V. 860 ff.)

da hört man schon aus dem Palaste die Weherufe des vom Tode getroffenen Agisthos. Ein Diener stürzt heraus und verkündet's, daß der Fürst drinnen in seinem Blute erschlagen liegt; ahnungsvoll erschaut er auch schon den Tod der Königin. Bald tritt auch diese heraus — und nun entspinnt sich die entscheidende Katastrophe in lebendigster Tragik. Die Mutter steht jetzt dem racheglühenden Sohne gegenüber, dessen erstes Eindringen sie noch durch den Hinweis auf ihr Mutterthum beschwichtigen kann. Da wendet sich in zweifelnder Angst Orestes an seinen Freund Pylades (V. 892 ff.):

Freund, was beginn' ich? Soll ich scheu'n der Mutter Mord?

Und Pylades antwortet:

Wo blieben denn des Pythotempels übrige  
Orakelsprüche? Wo des Eides heilig Band?  
Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht!

Orestes.

Du redest Wahrheit, seh' ich, und gemahnst mich recht.

(Zu Klytaimnestra)

Du folge mir; verbluten sollst Du neben ihm!  
Im Leben war er theurer als mein Vater Dir:  
Im Tode ruh' auch ihm gefesst! Du liebst ihn ja,  
Den Menschen; den Du lieben solltest, hassest Du.

Vergebens ist es, daß Klytaimnestra fleht und bittet und alle möglichen zarten Saiten des Kindergemüthes in Orestes anzuschlagen bemüht ist, vergebens ihr Streben, sich rein zu waschen, vergebens endlich auch die Warnung vor der Mutter Rachegöttinnen. Denn auf die angedrohten „grimmigen Hündinnen“ der Mutter hat Orestes die Gegenfrage:

Wie meid' ich die des Vaters, laß ich ab von Dir? (V. 918.)

Und nun weiß Klytaimnestra, daß sie von des Sohnes Hand, vom „Drachen, den ihr Schoß trug“, fallen muß. Mit den Worten:

Ja, recht ein Seher wurde Dir der Schreck im Traum!

Du schlugst, den Du nicht solltest; Gleiches büße nun!

wird sie von ihm in den Palast hineingedrängt, um da drinnen den Todesstreich zu empfangen. Nachdem die grause That vollendet ist, tritt Orestes

vor die Getreuen des Hauses und macht die Nothwendigkeit solch ungeheuren Thuns klar. Noch ist sein Gemüth voll vom göttlichen Nichtamte, noch rast er fort im Zornesmuthe gegen die unnatürliche Mutter:

Wie? Stammt sie nicht von Vipern, nicht von Nattern ab,  
 Daß ungebissen faule, wen sie nur berührt,  
 Ob ihrer Frechheit, ihres kühn ruchlosen Simms? (V. 994 ff.)

Doch bald weiß die Chorführerin andere Geister in seiner Seele wachzurufen. Die Vaterlehre war allein mächtig in ihm, so daß der Sinn für die Mutterlehre ganz in ihm zurückgedrängt ward. Jetzt beginnt der Gedanke an ihm zu nagen, daß Mutter doch immer Mutter bliebe, selbst wenn schwere Sünden auf ihrer Seele lasten. Darf der eigene Sohn der blutige Richter der sündenbeladenen Mutter sein oder nicht? Innere Unruhe beginnt des Orestes Herz zu bestürmen. Das absolute Gefühl der Sicherheit, eine ruhmvoll sittliche That vollbracht zu haben, beginnt mehr und mehr von ihm zu weichen; schon ahnt er, daß die nagende Macht solcher Gedanken seinen Geist unnachten will und muß:

Schon beginnt in meiner Brust  
 Das Lieb des Wahnsinns, und vor Schrecken hüpfst(!) das Herz.  
 Bevor mein Geist erdunkelt, hört, o Fremde, noch:  
 Der Mutter Leben mordet' ich nicht ohne Recht,  
 Der Gottverhassten, die der Vatermord besiekt. (V. 1018 ff.)

Er muß sich's immer wiederholen, daß ihn des Gottes Stimme entschieden zur Rachethat angespornt habe; Apollon allein soll auch an seiner geheiligten Stätte zu Delphi die endgiltige Entscheidung fällen:

Und jeso seht mich: frommgeschmückt mit diesem Kranz  
 Und diesem Delzweig will ich hin zum Mittelraum  
 Der Erde wandern nach Apollons Heiligthum,  
 Zu jenem Feuerglanze, den man ewig nennt,  
 Der Mutter Blut zu fliehen. Einem andern Herd  
 Mich zuzuwenden, wehrte mir des Gottes Spruch. (V. 1028 ff.)

Und mehr und mehr geräth der Geist des Orestes in Verwirrung; schon erschaut er im Geiste die furchtbaren Nachweiber, die Gorgonen mit dem Schlangenhaar; vergeblich sucht ihn der Chor zu beruhigen. Mit den Worten:

Ihr seht die Graungestalten nicht, ich sehe sie;  
 Mich treibt's von himmen, nicht verweil' ich länger hier! (Vers 1055 f.)

stürzt der geistverwirrte Orestes fort.

Den Beschluß der Choëphoren bilden die Worte der Chorführerin, die noch einmal die dreifachen Blutthaten zusammenfaßt, wie sie diesen Königspalast durchstürmt haben; erst die von Atreus bewirkte Zerfleischung der Thyesteskinde und das blutige Mahl des Thyestes; zum zweiten den am Könige Agamemnon im Bade vollbrachten Mord durch Klytaimnestra und Aigisthos. Und

Zum Dritten erschien — wie nenn' ich ihn doch?

Den Erretter? Den Fluch?

Wo endet sie noch, wo findet sie Ruh,

Die entschlummerte Wuth des Verderbens? (Vers 1067—1070).

Mit diesen Schlußversen der erschütternden Dichtung legt der Dichter durch den Mund der Chorführerin den Zweifel in unsere Brust: ob die That des Orestes ein Segen oder ein Fluch sei. Die Lösung dieses Räthsels bleibt dem dritten großen Theile der Oresteia vorbehalten.

## V.

Das dritte Hauptstück der Aeschyleischen Oresteia, die Eumeniden (Εὐμενίδες) bewegt sich im Grunde um das ethisch-religiöse Problem, ob ein Kind dem Erzeuger größere Ehrfurcht entgegenbringen müsse, als der Mutter oder nicht. Darf die Schuld des Muttermörders Orestes geüht werden oder nicht? Und in welchem Sinne und Geiste ist diese Schuld zu sühnen?

Auf all solche Fragen antwortet die tiefsinnige Eumenidendichtung in reichlichem Maße.

Der Dichter führt uns zum Tempel des Apollon nach Delphi hin. Die Seherin Pythia erscheint in den Vorhallen des Tempels und verkündet im Gebete die hochwaltenden Götter des Orestesitzes, die Urprophetin Gaia, dann Themis und besonders Phoibos Apollon; dann begiebt sie sich in's Heiligthum, um schnell wieder entsetzt zurückzukehren. Denn dort hat sich ihren Augen ein grauenvolles Bild dargeboten. Am geweihten Altare des Tempels sah sie einen fluchbeladenen Mann sitzen, dessen Herz Erlösung von einer Blutschuld suchte.

Und vor dem Mann liegt eine wunderfame Schaar

Von Frauen, schlummernd auf die Sessel hingestreckt,

Nicht Frauen wahrlich, nein, Gorgonen nenn' ich sie;

Doch auch Gorgonenbildern gleicht ihr Neuk'res nicht. (Vers 46 ff.)

Es sind vielmehr die grausen Erinyen, die sich an die Ferse des Muttermörders Orestes heften. Die entsetzte Priesterin will sich an Apollon selbst wenden:

Das Weit're sei dem Fürsten dieses Heiligthums,

Selbst heimgestellt, dem hochgewalt'gen Loxias!

Wahriagarzt und Zeichendeuter ist er ja,

Und kann die Häuser Andern auch entzündigen. (Vers 60 ff.)

Es sei hier gleich mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß man dem Verständniß der Dichtung durchaus näher kommt, wenn man alle hierin auftretenden Gottheiten in anthropomorphem Sinne deutet und anschaut; um so mehr, als hier Götter und Menschen in stetem persönlichen Verkehre erscheinen. Phoibos Apollon also (= Loxias) ist als ein König von außerordentlicher Weisheit anzusehen, der im ganzen Erdenrund das allerhöchste Ansehen genießt; wurde er ja seiner Zeit bei seinem Einzuge in Delphi

neben dem dortigen Könige Delphos von allem Volke verherrlicht und gepriesen. Dieser Herrscher Phoibos verkündet aller Welt, wenn sie ihn um Rath fragt, was ihr Noth thut. Und was Phoibos mit Sonnenklarheit verkündet und entschieden hat, das sollen seine Schutzbefohlenen thun und dürfen gewiß sein, daß der weise, seelenmuthige Gott sie nimmermehr in Noth verlassen wird. So, von diesem Gesichtspunkte aus betrachte man Phoibos Apollon, späterhin ebenso Pallas Athene und die Erinnyen, und man wird bald mit Entzücken begreifen, wie dadurch die ganze Tragödie in ihren Hauptträgern uns menschlich immer näher rückt, also durchaus unsere Sympathie erwecken muß. —

Nach dem Fortgange der Seherin treten Apollon und Orestes aus dem Hintergrunde des Tempels hervor. Klar und deutlich versichert Apollon dem verfolgten Orestes seinen unverbrüchlichen Schutz:

Nie werd' ich Dich verlassen; nein, ich stehe stets  
Zur Seite Dir als Hüter, auch entfernt von Dir,  
Und werde Deinen Feinden nie befreundet sein. (Vers 64 ff.)

Der göttliche Fürst des Pythiasißes ermunthigt Orestes, sich vor den weiblichen Schreckgestalten, vor den „greisen Mädchen, die kein Gott umarmt und denen liebend weder Mensch noch Thier naht,“ keine Furcht zu hegen; sie würden wohl fortfahren, ihn rastlos zu verfolgen, doch würde er ihrer Wuth nicht unterliegen. Die Entscheidung und Erledigung von all seiner Pein soll die weise Pallas Athene in ihrer Hauptburg zu Athen vollführen. Dorthin zu ihr soll sich Orestes begeben und das Weitere vernehmen.

Dort werden wir die Richter über solche Schuld,  
Das Wort der Sühne finden und erspäh'n die Bahn,  
Die Deiner Müh'n aller Dich erledige.  
Denn auch zum Muttermorde trieb ich selbst Dich an. (Vers 81 ff.)

Neubelebt und neugestärkt verläßt nun Orestes das Delphische Heiligthum, Apollon ebenfalls, nachdem er ihn dem Schutze des Hermes anempfohlen hat. Doch kaum sind die segnenden Gottheiten verschwunden, da erscheint das Schattenbild der Klytainnestra, um die ruhenden und schlafenden Erinnyen zu neuer Rachethätigkeit zu entflammen. Die Fluchweiber müssen von ihr das schlimme Wort vernehmen:

Du schläfst so fest, erbarmst Dich meines Leidens nicht.  
Orestes, mein, der Mutter Mörder, ist entflohn! (Vers 119 f.)

Kaum ist Klytainnestras Schatten verschwunden, da erwachen die Erinnyen mehr und mehr und stimmen zornentbrannte, wüthende Gesänge um den entflohenen Orestes und seinen Beschützer Apollon an. So fahren sie diesen an:

Du stahlst den Muttermörder uns und bist ein Gott!  
Wer pries je solches Thun als gerecht? (Vers 148 f.)

Noch eine ganze Fluth böser Scheltworte schleudern sie auf das Haupt des Phoibos Apollon, verdammen mit und in ihm überhaupt das Schalten

und Walten der neuen, jungen Götter, die da Gewalt üben, „*allem Recht zum Hohn*“ (Vers 157), bis endlich der beleidigte Fürst selbst hervortritt und sie aus dem Heiligthum hinauswirft, hier wäre keine Stätte für fluchentfesselte Graungestalten, der heilige Prophetensitz werde durch ihre Anwesenheit in unerhörtem Maße entweiht. Doch der Chorführerin Bitte, auch ihr Rechtfertigungswort anzuhören, willfahrt der delphische Gebieter — und nun entspinnt sich ein bedeutungsvolles Zwiegespräch über die Schuld oder Nichtschuld des Orestes. Die Chorführerin vertritt das Recht ihrer Schaar, welche einen Muttermörder rastlos verfolgen will und muß. Auf die Entgegnung Apollons, daß hier eine Mutter getödtet ward, die ihren eigenen Gatten gemordet, beruft sich die Erinnyß auf die Heiligkeit der Blutsverwandtschaft:

Nicht eines Blutsverwandten Mord ist solche That. (Vers 203).

Doch dem jetzt der delphische Gott die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe auf's Allernachdrücklichste entgegen:

Der Bund, in dem das Schicksal Mann und Weib vereint,  
Ist heilig mehr als Eide, wenn das Recht ihn schirmt. (Vers 208 f.)

Mit diesen Dingen ist die eigentliche Peripetie der Tragödie der Idee nach berührt. Freilich ist Klytännestra doppelt schuldig; doch darf ihr pflichtschuldigster Blutsverwandter, der eigene Sohn, den sie in Schmerzen getragen und mit Schmerzen geboren hat, sie zur blutigen Verantwortung ziehen? Darum erscheinen die Leidensqualen des Orestes nicht ohne höhere Gerechtigkeit. Freilich sehen die Erinnyen hier des Orestes That unverhältnißmäßig schlimmer an als diejenige seiner Mutter. Und Phoibos ruft es ihnen mit Recht zu:

Das Eine, weiß ich, hasset Ihr als schwere That,  
Das Andre seht Ihr offenbar gelinder an,  
Die hohe Pallas prüfe, was hier Rechtens ist! (Vers 213 f.)

Darauf verlassen nach und nach die Furien und auch Phoibos Apollon das delphische Heiligthum. Und damit wird der Schauplatz der tragischen Handlung nach Athen in's Heiligthum der Pallas Athene verlegt.

Raum hat hier am Bilde der jungfräulichen Zeus-tochter Orestes sein Flehen um Gnade beendigt, da erscheint auch schon der Chor der nimmer rastenden Erinnyen. Sie wanken und weichen nicht von ihrer Wuth, obwohl sie ihn vor dem Bilde der Göttin erblicken. Doch der tragisch leidende Orestes gewinnt mehr und mehr seine Ruhe wieder; voll heiliger Zuversicht erwartet er hier den erlösenden Spruch der Weisheitsgöttin, denn hier hat es ihm ja „*ein weiser Meister laut zu reden*“ geboten. (Vers 268). Doch der grause Furienchor fährt fort, ihn trotzend zu höhnen und zu plagen, nicht Apollon, auch nicht die hohe Pallas könnten ihn vor ihrem gerechten Zorne schützen. Und in diesem dämonischen Siegestroze stimmen die Cymeniden jetzt hier ihren furchtbaren Gesang an, wozu sie den entsprechenden Reigen aufführen. Da singen sie denn in schauerlichen Weisen von der grimmigen Pein, die jeden Blutvergießer tödtlich treffen muß:

Um das Schloßtopfer schlingt  
 Euer Lieb, Wahnsinnshauch, Wahnsinnslaut der Bethörung,  
 Schlingt Erinnyenfestgesang  
 Harfenlos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt. (V. 316 ff.)

Für die Entwicklung dieser vielseitigen Trilogie ist aus diesen Erinnyengesängen, worin die ganze Art und Bedeutung dieser Wesenheiten zum Ausdruck gelangt, besonders der Umstand beachtenswerth, daß die Erinnyen als unerbittliche Vergelter jedweder Bluthat immer noch von allen Göttern und Menschen verachtet dastehen, obwohl sie ja für die göttliche Weltordnung so nothwendig erscheinen. Man denke doch an die sociale Stellung, welche der Scharfrichterstand im Mittelalter und zum Theil auch noch in der Gegenwart einnimmt. Er gehörte bis in die Neuzeit hinein zu den sogenannten „unehrlichen“ Berufszweigen. Man kann die Erinnyen auch mit den Behnrichtern des Mittelalters vergleichen. So werden uns folgende Klagen dieser schrecklichen Frauen menschlich verständlicher, als:

Bei der Geburt ward uns vom Gesichte beschieden,  
 Ewig zu fliehn der unsterblichen Götter Gemeinschaft. (V. 329 ff.)

Ferner:

Ein ungeehrt, verachtet Amt  
 Verwalten wir, daß, Göttern fern, der Sonne Glanz fliehet,  
 Schwer zu erklimmen den Menschen im Lichte,  
 Wie dem blinden Volk der Nacht. (V. 361 ff.)

Und endlich ihr wildtrogiger Trost:

Mein ward ein altes Ehrenamt, von keiner Schmach weiß ich,  
 Wenn auch unter der Erde mein Haus ist,  
 Tief in sonnenloser Nacht. (V. 370 ff.)

Nachdem die Fluchgöttinnen ihren grausen, erschütternden Gesang vollendet haben, erscheint Pallas Athene selbst in ihrem kriegerischen Ornat und sieht staunenden Blicks, welches ein furchtbar eigenthümliches Schauspiel sich in ihrem eigenen Tempel zuträgt. Mit Geduld hört Tritogeneia aus dem Munde der führenden Erinnyis die schweren Anklagen gegen den Muttermörder Orestes an, und da auch die Eumeniden die Weisheitsgöttin auffordern, den Orestes ebenfalls zu verhören und dann nach Gerechtigkeit zu richten, wendet sich Pallas also an die Chorführerin:

Mir stellt ihr denn des Streites Endurtheil anheim? (V. 410.)

worauf diese antwortet:

Sehr gerne; würdig ehren wir die Würdige. (V. 411.)

Nun wendet sich Athene an Orestes, der über Ursache und Ausführung seiner unseligen That das bereits Bekannte vorträgt, um sich ihrer maßgebenden Entscheidung zu überlassen. Doch die aigisführende Göttin wagt es nicht, eine so schwierige Sache allein zu entscheiden:

Der Handel ist zu schwierig, wenn ein Sterblicher  
 Ihn wähnt zu schlichten; aber mir auch ziemt es nicht,  
 Den Spruch zu fällen über solch ergrimnten Mord,

Zumal Du meinem Hause rein und fleckenlos  
Nach wohlerfülltem Brauche Dich als Schützling nahest,  
Und Dich Gefühnten meine Stadt aufnimmt mit Fug. (Q. 446 ff.)

Pallas beschließt deshalb, daß die Bürger der Stadt selbst richten sollen; zu diesem Zwecke wird ein eigenes Blutgericht eingesetzt, das für alle Zeiten bestehen soll; die würdigsten Bürger werde die Göttin selbst auswählen. So wird — das ist eine Nebenabsicht in dieser Tragödie, — die Einsetzung des berühmten Areopags von Aeschylus mit der Orestes-tragödie in Verbindung gebracht. Chorgesänge der Erinyen, worin besonders Verehrung gegen Eltern und Gastfreunde gepredigt wird, beschließen diese Scene.

## VI.

Der Dichter führt die Helden seines Dramas nunmehr vor den Areopag, so daß wir hier das Bild einer althellenischen Gerichtsitzung empfangen, deren Vorsitzende Pallas Athene selbst ist. Auch Phoibos, der getreue Helfer des Orestes, ist zur Stelle, um für diesen zu zeugen. Die Chorführende Erinyis kann durch Ausfragen den Orestes leicht zum offenen Geständniß seiner That bewegen und muß ihn schwer peinigen. Doch fehlt es auch dem jungen Königssohne nicht an tüchtigen Gegen Gründen. Kommt die Chorführerin mit dem Sophisma, daß der Muttermörder Orestes ja noch lebe, während die Gattenmörderin Klytännestra durch ihren Tod die Schuld gefühnt habe, so darf ihr dieser mit Recht entgegenhalten, warum denn die lebende Klytännestra nicht von den Rachegöttinnen verfolgt worden war. Diese bringen nun das Motiv der Blutsverwandtschaft vor; Klytännestra habe keinen Blutsverwandten getödtet, wie er. Ungeschickt ist des Orestes Gegenfrage:

Ich aber bin mit meiner Mutter blutsverwandt?

Die Chorführerin.

Wie? Hat sie nicht, o Mörder, Dich in ihrem Schoß  
Genährt? Der Mutter theures Blut verleugnest Du? (Q. 576 f.)

Die nun folgende Apostrophe des geprüften Orestes an Apollon dürfte man füglich Weise wohl etwas anders erwarten, als es hier geschieht. Orestes mußte zugestehen, daß er Mutterblut vergossen habe, schweren Herzens zwar, aber Zeus Panomphaios habe es durch Apollon Loxias also gewollt, um zu verkünden, daß der Sohn seinem Vater, zumal einem Vater, der sich um ganz Hellas unsterbliche Verdienste errungen habe, mehr Ehrfurcht und Treue zollen müsse, als der frevelnden Mutter. In der Dichtung überläßt nun Orestes alle Fürsprache und Rechtfertigung allein dem hier anwesenden Orakelbeherrscher von Delphi:

Doch ob gerecht Dir oder nicht, der Nord erscheint,  
Entscheide, daß ich's sagen kann, den Richtern hier. (Q. 582 f.)

Und nun wird Apollon seinem Schützling ein vortrefflicher Anwalt. Wenn wir nun die von diesem vorgeführten Vertheidigungsargumente von



dem allein maßgebenden Gesichtspunkte aus betrachten, d. h. insofern diese und alles wesentlich Tragische uns Gegenwärtige noch sympathisch berühren können: dann werden wir manches noch heute Mustergiltige zu verzeichnen haben, Anderes hingegen nur vom Standpunkte der mythologischen Weltbetrachtung der Griechen begreiflich finden.

Apollon setzt also vor diesem erhabnen Gerichtshofe auseinander, daß sein an Orestes ergangener Gottesruf, den Tod Agamemnon's an der eigenen Mutter zu rächen, im Geiste des Göttervaters geschehen sei. Denn hier war ein außergewöhnlich berühmter, edler Fürst zu schauen: Agamemnon, der sieggekrönt, nachdem er so Vieles ums Vaterland ertragen, heimkehrte, um dann von seinem eigenen ehebrecherischen Weibe schimpflich erschlagen zu werden, als sie ihm in heuchlerischer Freude ein stärkendes Bad bereitete. — Der Anschauung, daß alle Gottheiten des Vaters Mord für belastender erachten, als den Mord der Mutter, sucht die Chorführerin damit zu begegnen, daß ja Zeus selbst seinen Vater Kronos gebunden und vom Throne gestürzt habe. Hier kann sich Apollon leicht verantworten:

Ihr allverhaßte Gräuelbrut, der Götter Grauen!  
Die Bande kann man lösen; da giebt's Hülfe noch,  
Gar manches Mittel bietet sich zur Lösung an.  
Doch wenn vergoff'nes Menschenblut die Erde trank,  
Des einmal Hingestorb'nen harrt kein Auferstehn. (V. 614 ff.)

Und da die chorführende Erinny's nicht müde wird, an die verletzten Mutterrechte zu erinnern, die Orestes zu scheuen habe, an „seiner Mutter blutsverwandtes Blut“, das er vergoß, da antwortet Apollo in folgenden tief sinnigen Worten:

Auch das verkünd' ich; höre, denn ich rede wahr.  
Die Mutter ist dem Kinde, das sie Mutter nennt,  
Nicht Quell des Lebens, sondern hegt den jungen Keim.  
Der Vater zeugt ihn; sie bewahrt den Sproß, ein Pfand  
Vom Freund die Freundin, wenn ein Gott ihn nicht verlegt. (V. 627 ff.)

In dieser Anschauung begegnet sich Aeschylos mit dem berühmtesten Philosophen der Neuzeit, mit dem genialen Arthur Schopenhauer, der den Vatermord für das Ungeheuerste erklärt, ihn auch weit härter verdammt, als Muttermord.

Wenn dann Phoibos fortfährt, die Superiorität des Erzeugers vor der Erzeugerin damit zu erhärten, daß man auch ohne Mutter Vater sein könne und sich dabei auf Pallas Athene beruft, die dem Haupte des Zeus entsprungen sei, so gehört dieses Argument zu denjenigen, die für uns lediglich ein historisches, aber kein tragisches Interesse in Anspruch nehmen können. Ueberdies ist schon die spätere Mythenbildung genügend, das Richtige dieses Arguments bloßzulegen. Gab es ja auch späterhin „Mutter ohne Vater“, wie ja Hera den Hephaistos nur aus und durch sich selbst erzeugt haben soll. Auch der Mariencultus der Christenheit ist wohl geeignet, in diesem Sinne die Mutter dem Vater mindestens gleichzustellen. — Nachdem aber

Lorjas des Drestes Sache zu Ende vertheidigt hat, fordert die Gebieterin des Areopags, Pallas Athene, die Bürger auf, frei von jedweder Voreingenommenheit, frei von aller Bestechung und Einflüsterung das Urtheil in diesem Blutsstreite zu fällen, wobei der Areopag für solche Verbrechen als hoher Rath ein für alle Mal feierlichst eingesetzt ward.

Verehrt ihr solches Heiligthum mit rechtem Sinn,  
 Ein festes Bollwerk eurem Land gewinnt ihr dann,  
 Ein sichres Heil des Staates, wie kein Sterblicher,  
 Nicht bei den Skythen, noch in Pelops' Landen hat.  
 Den hohen Rath dann, ungerührt von Goldesglanz,  
 Ehrwürdig, strengen Sinnes, über Schlummernden  
 Wachsam, des Landes treue Gut, verordn' ich so.  
 Das ist die Weisung, die für alle Zeiten ich  
 Zurufe meinem Volke. Nun erhebet euch,  
 Nehmt euren Stimmstein, und entscheidet diesen Streit  
 Getreu dem Eidschwur. Alles habt ihr nun gehört. (V. 670 ff.)

Zufrieden ist auch Phoibos und gebietet den richtenden Bürgern noch ausdrücklich hinzu, seinen eigenen Ausspruch und damit denjenigen des Allvaters Zeus wohl zu ehren. Auch der immer noch weiter grollenden Chorführenden Crinnys gegenüber fährt der Musaget fort, die milderen Seiten des Gemüthes zu preisen und an's Herz zu legen. Da erfolgt denn durch Pallas Athene das gewichtigste, bedeutiam entscheidende Wort in diesem Seelenstreite, für die tragödiurgische Schuldfrage von hauptsächlichster Kraft. Athene nimmt einen Stimmstein zu Gunsten des schwer bedrohten Drestes in die Hand, indem sie spricht (V. 704 ff.):

Mir liegt die Schlußentscheidung ob in diesem Streit,  
 Und für Drestes leg' ich diesen Stein hinzu.  
 Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar;  
 Den Männern bin ich zugewandt mit Herz und Sinn,  
 Nur nicht zur Ehe; denn im Vater leb' ich nur.  
 Drum acht' ich minder sträflich auch des Weibes Mord,  
 Das ihn, den Mann, erschlagen, der dem Haus gebot.  
 Es siegt Drestes, ständen auch die Stimmen gleich.  
 So schüttet aus der Urne flugs die Loose nun,  
 Ihr Richter, denen dieses Amt geboten ist!

Bald folgt das Ergebniß, das eine gleiche Stimmenzahl für beide Parteien besagt — und da verkündet Pallas Obrinopatre, indem sie ihren Stimmstein zu den freisprechenden legt, vernehmlich also die Erlösung des Drestes:

Schuldlos erkannt ist dieser Mann im Flutgericht;  
 Denn gleich von beiden Seiten ist der Loose Zahl. (V. 721 f.)

Zufrieden gestellt entfernt sich der pythische Fürst und nach einem Dankeshymnus an Pallas Athene, die Retterin seines Hauses, auch der zu Gnaden aufgenommene Drestes. Ewigen Schutz und stete Freundschaft gelobt der Königssohn auch der Stadt Athen, in der sein Leid und Weh eine erlösende Grenze fand:

Nun fahre wohl, o Göttin, sammt dem Volk der Stadt:  
Den Feinden unentrinnbar steht im Sturm der Schlacht,  
Die Freunde schirmend, eurem Speer zum Siegesruhm! (W. 745 ff.)

Damit verläßt der tragische Hauptheld Orestes, die eigentliche Hauptpersönlichkeit der Oresteia, den Schauplatz dieser dramatischen Begebenheiten.

Doch damit hält der Dichter seine Aufgabe noch nicht für vollendet; auch die das allgeheiligte Blutrecht vertretenden Erinnyn sollen versöhnt von dannen ziehn. Den auß's Neue in Zorn und Empörung ausbrechenden Chor der Rächerinnen sucht Pallas Atrytone immer eindringlicher zu beschwichtigen. Die Gleichzahl der Stimmen sollte ihnen den Beweis abgeben, daß sie nur durch höheren Götterbefehl überwunden seien, so sei der Ausgang ehrenvoll für sie. Auch sollte ihnen ein Heiligthum gegründet werden, welches die Bürger dieses Landes stets verherrlichen und pflegen sollen. Schwer nur gelingt es der unermüdlchen Weisheitsgöttin, die zornentflammten Erinnyn zur Ruhe und Friedensstimmung zu bringen. Immer wieder kehrt in ihnen der alte Grollgedanke zurück:

Vernimm, Mutter Nacht,  
Den Groll! Göttertrug, unüberwindlich, hat  
Das uralte Recht um Nichts uns geraubt. (W. 804 f.)

Doch endlich wird auch die starre Rinde dieser rachfüchtigen Herzen erweicht; die Sonne der Milde umzieht und umleuchtet auch die Herzen der Erinnyn. Die Chorführerin bekennt es endlich:

Dein Wort erweicht mich, glaub' ich, und mein Groll entflieht. (W. 856.)

Und nun wird die geistige Umwandlung über die wilden Rachedämonen ausgesprochen. Die wilde Rachsucht soll sich in hochwaltenden, segnenden Rechtshort, in göttliche Gerechtigkeit verwandeln, die aus Liebe zu den Mitmenschen strafen und vergelten muß! So lehrt's Athene (W. 866 ff.):

Die Frevler aber schaffe schonungslos hinaus;  
Denn gleich dem treuen Gärtner mag ich's gerne seh'n,  
Wenn, unversehrt von diesen, blüht der Guten Stamm.  
Das sei denn Deines Amtes!

Und damit zieht himmlische Freude in die Seelen der Erinnyn, und dankbar nehmen sie die hohe Ehre der Stadt und ihrer Beschirmerin Pallas an, segens- und gnadenvoll wollen sie nunmehr dem Lebensglücke dieser geweihten Stätte zur Seite stehen. In diesem hehren Zwigespräche, im gedankenvollen Melodrama fahren Athene und der Erinnynchor fort, den Segen über die Stadt zu verkünden und dabei den Geist der sittlichen Ordnung und Gerechtigkeit zu predigen. Beachtenswerth mag es noch besonders erscheinen, daß Aeschylos durch Athenas Mund auch das Wesen der Erbfünde anerkennt (W. 890 ff.):

Denn die Sünde, vererbt von den Vätern, sie treibt  
Ihn den Schrecklichen zu, und so laut er auch prahlt,  
Stumm faßt ihn der Fluch  
Und zermalmt ihn feindlichen Grimms.

In großen, weiten Zügen entrollen die Erinnyen dann ein Bild von der zukünftigen Art ihres Segnens und Vergeltens, besonders schön in folgender Strophe (V. 913 ff.):

Manneskraft welle nicht, eh' die Blüthe reift zur Frucht!  
 Holber Mädchen Blume schenkt  
 Bräutliches Glück und ein Loos, durch Kreuden geeignet,  
 Ihr Erimen, ihr Moiren,  
 Töchter der Nacht wie wir,  
 Göttliche Erbner des Rechts,  
 Jeglichen Scuies gedenkend,  
 Jeglichen Tages dem Wandel  
 Frommen Menschen zugeneigt,  
 Allzeit hochverehrte Göttinnen!

Entzückt ist Pallas Athene, bejagt und beglückt die Vergelterinnen, die nun überschwänglich sind, das Füllhorn ihrer Segnungen über das geweihte Athen auszugießen. Und gleich muß ihr Heiligthum eingeweiht werden. Auf den Wink der herrlichen Zeusochter treten fackeltragende Priesterinnen heran, um den hehren uralten Gottheiten ihren Tempelsitz bei Athen zu zeigen und zu weihen. Und Pallas Athene, dankerfüllt ob des Segens aus dem Munde der Erinnyen, wandelt jetzt auch diesen schreck-erfüllten Namen in denjenigen der „Eumeniden“, der Wohlwollenden\*) um. So ruft es die Weisheitsgöttin aus: (V. 978 ff.)

Trete denn hervor der Stolz  
 Des ganzen Theseuslandes, eine fromme Schaar  
 Von Kindern, Frauen, und ein Zug von Greifinnen!  
 Von purpurcheller Festgewande Schmuck umhüllt,  
 Verehrt der Eumeniden Macht — dies sei hinfort  
 Ihr Name — lichter Fackeln Glanz erhebe sich,  
 Daß diese Mitherrinnen eures Landes hold  
 Und gnädig fortan schaffen an der Männer Glück!

Wie der Festzug sich ordnet, treten die Priesterinnen hervor und geben in einigen Strophen den Eumeniden das segnende Geleit zu ihrer neuen Stätte — der segnenden, richtenden und ordnenden Gerechtigkeit. Und mit den Schlußversen der Priesterinnen (V. 996—999):

Stets reicht Pallas' Volk bei Fackelglanz euch  
 Zenden hinfort. So wolle das Schicksal,  
 So Zeus' alledurchschauender Blick.  
 Nun schalle der Jubel zum Festlied!

Sei von der erhabenen Dreiteia-Trilogie des Aeschylus hiermit Abschied genommen.

\*) αἱ Εὐμενίδες, von Εὖ = wohl und μένος — Kraft, Muth, Streben, Gefinnung: εὐμενής = wohlwollend, gnädig. So würde auch der Name des berühmten Eumenes (Εὐμηνής), des Feldherrn Alexanders des Großen, soviel wie „der Wohlwollende“ bedeuten.



## Bemerkungen über Regie und Inszenirung.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

### I.

**I**n den dramaturgischen Abhandlungen von Lessing und Goethe an bis auf Laube und Dingelstedt finden sich über die Kunst, ein Werk der dramatischen Dichtung zur Darstellung auf der Bühne gerecht zu machen, viele überaus werthvolle Bemerkungen über diese und jene Einzelheit, aber sie sind eben zerstreut und eigentlich nur durch die Gelegenheit herbeigeführt. Nach einem Werke, das sich systematisch mit dem Wesen der Regie und Inszenirung befaßt, wird man sich in unserer dramaturgischen Literatur vergeblich umsehen. Es wird wohl kein Zufall sein, daß es uns an einer solchen Schrift gebricht. Wenn ein entschiedenes Bedürfnis dafür vorhanden gewesen wäre, so wäre das Werk auch ohne Zweifel längst geschrieben worden. Verwunderlich bleibt diese Erscheinung indeß auf alle Fälle, selbst wenn die Arbeit entbehrlich gewesen wäre. Denn das Theater, das wohl von allen Künsten an den Kunstverstand des Einzelnen die geringsten Anforderungen stellt, und das den künstlerischen Genuß in der denkbar bequemsten Weise darbietet, hat seiner Beschaffenheit nach die größte Anwartschaft auf die lebendige Theilnahme aller Kunstfreunde. Das Theater ist denn auch das Schooßkind des Publicums. Es übt die größte Anziehungskraft aus; ihm werden die erheblichsten Opfer mit willigem Herzen dargebracht.

Das Interesse für das Theater hört bei der Verkörperung des dichterischen Wortes nicht auf; es erstreckt sich auch auf das Persönliche. Daß unsere jugendlichen Helden und Liebhaber und unsere sentimentalen und tragischen Liebhaberinnen in der menschlichen Schätzung eine bevorzugte Stellung einnehmen, wird uns jeder Vachsich und jeder junge Lebemann sagen können. Ueber das Theater, wie es sich dem Zuschauer beim hellen

Lichte der Kämpfe darstellt, bringen die Zeitungen fast täglich längere und kürzere Berichte, und auch eine kleine Indiscretion über das hinter der Couliſſe Erspähte und Erlauschte ist den Zeitungslesern willkommen. Hier haben wir also das Theater in seiner fertigen Leistung, wie es sich dem Urtheil des Publicums und der Kritik darbietet, und das Theater im Seitenlichte der Couliſſe, das uns eigentlich gar nichts angeht.

Wir wollen nun die Räume, die das Publicum nur in der festlichen Beleuchtung des Abends kennt, während der ernstesten, schwierigen vorbereitenden Arbeit auf den Proben, im freudlosen, grauen Dämmerlichte des Tages betreten, wollen uns das Theater in seinem vielleicht nicht kleidsamen, aber dafür um so respectableren Werkeltagskleide etwas näher ansehen. Wir wollen das große Räderwerk in dem Zeitpunkte betrachten, der zwischen dem Augenblicke liegt, da der Dichter sein Bühnenwerk am Pulte für abgeschlossen erklärt, und dem Augenblicke, da der Vorhang am Abend der ersten Auführung sich zum ersten Male hebt. Während dieser Zeit ist der Regisseur der nahezu unumschränkte Herrscher, und von seinem Schalten und Walten hängt das Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Stückes sehr wesentlich ab.

Ueber die Aufgaben der Regie bestehen selbst unter den Verufensten, wie ich mich durch persönlichen Verkehr mit einigen der ersten praktischen Dramaturgen in Deutschland und Frankreich überzeugt habe, weitgehende Widersprüche. Steigt man aber von dieser obersten Plattform der Regie auch nur einige Stufen herab, so stößt man schon auf das Nichts.

Der Regisseur der mittleren und kleineren Provinzialbühne kann sich um nichts Anderes kümmern, als das rein Handwerksmäßige auf den Proben festzustellen. Zu vornehmerer künstlerischer Arbeit fehlt ihm die Zeit, fehlt ihm das Material. Seine Thätigkeit beschränkt sich ungefähr auf das, was der selige Fürst vom Wiener Volkstheater so schön ausdrückte: „Du kommst von rechts, Du kommst von links, ich komme durch die Mitte, das giebt ein schönes Bild“. Was soll so ein bedauernswerther kleiner Provinzialregisseur auch von den Geheimnissen der Regiekunst wissen! Es giebt keine Regieschule, es giebt nicht einmal eine Regieübertieferung. Jeder Regisseur ist mehr oder minder Selbstlerner und zugleich Selbstlehrer. Die Individualität entscheidet Alles. Das ist schön und gut, wenn eben eine Individualität vorhanden ist. So begünstigt ist indessen wohl kein Beruf, daß er unter den paartaufend seiner Mitglieder gleich ein paarhundert genügend bedeutsame Individualitäten aufzuweisen hätte, die die thatsächlich wichtigste Rolle im Theater aus ihrer eigenen Eingebung heraus auszufüllen befähigt wären.

Die Regie ist die Kunst, durch die Darstellung den geistigen Inhalt der Bühnendichtung so anschaulich, leicht faßlich und eindringlich wie möglich zu machen und zugleich ein dem Inhalt entsprechendes, möglichst echtes und schönes Bild herzustellen. Schön im weitesten Sinne des Wortes, also auch schön im Häßlichen, wenn es erforderlich ist. Die Arbeit der Regie hat

sich daher sowohl mit dem innern Gehalt, als mit der äußern Gestalt des Dichtwerkes zu befassen. Die Arbeit für Ohr und Auge oder besser gesagt, für das geistige und für das leibliche Auge, die Herausarbeitung des Inhalts und die Herstellung des echten äußern Bildes soll ihre Aufgabe sein. Die vollkommene Regie wäre also die Vereinigung einer zwiefältigen, der Inhaltsregie, gewöhnlich schlechtweg „Regie“ genannt, und der Formregie, die man „Inszenirung“ zu nennen pflegt.

Fassen wir zunächst jeden dieser beiden Theile besonders in's Auge.

Die vornehmste und wichtigste ist unstreitig die Inhaltsregie. Sie ist die einzige, auf die unser verstorbener Meister Heinrich Laube Werth legte. Mit Unrecht, wie ich gleich hinzufügen will, denn auch die Formregie hat, wie wir noch sehen werden, ihre weittragende Bedeutung. Laube war unter allen Regisseuren des modernen Theaters wohl der geistig fleißigste und liebevollste. Er kümmerte sich eigentlich um nichts Anderes, als daß das ihm anvertraute Bühnenwerk seinem geistigen Inhalte nach auf der Bühne zu vollster Klarheit und Wirkung käme. Aber es hat wohl selten einen bedeutenden Menschen gegeben, der ein so wenig ausgebildetes malerisches Auge gehabt hätte wie Laube. Wenn er auf seinem Regiestuhl saß, hörte er Alles, er sah aber nichts. Er hörte mit einer Feinfühligkeit sondergleichen. Die kräftesten Farbenzusammenstellungen indessen, die gährende Leere da, wo gemüthliche Fülle am Platze gewesen wäre, die unschönsten Linien in der Gruppierung, Alles das war ihm gleichgiltig. Er sah es gar nicht. Das Außerliche kam für ihn nur dann in Betracht, wenn es für die Veranschaulichung des Inhalts bedeutend war. In der Herauslösung des Inhalts aber, in der Durchglühung des dichterischen Wortes mit der Wärme seiner eigenen Dichternatur war der alte Laube unvergleichlich. Wenn er auf die erste Probe kam, kannte er das Werk, das er zum Bühnenleben erwecken wollte, beinahe schon auswendig. Er hatte es sozusagen bis in die dunkelsten Winkelchen durchleuchtet, und keine Verborgenheit, keine noch so zarte Andeutung war ihm entgangen.

Damit hatte er die erste und schwerste Pflicht des Regisseurs erfüllt: das Werk, dessen Umgestaltung vom Buchdrama zum Bühnenstücke er zu unternehmen im Begriff steht, nicht bloß kennen zu lernen, sondern sich mit ihm zu befreunden, bevor er noch an die praktische Arbeit auf der Bühne herantritt.

Man kann getrost sagen, es giebt kein Bühnenwerk, das am Pulte fertig zu machen wäre. Mag der Bühnendichter auch eine noch so starke Kraft der Vorstellung besitzen, mag sich seinem geistigen Auge das Bühnenbild auch mit vollster Schärfe bei seiner Arbeit vergegenwärtigen, mag er die Stimmen seiner Künstler hören, ihre Bewegungen sehen, es wird ihm doch nimmermehr gelingen, ein Drama bühnenfertig und bühnenreif zu gestalten. Erst auf der Bühne selbst, erst auf der Probe erlangt das Bühnenwerk seine Reife. Erst da wird es fertig.

Der gewöhnliche, der unausbleibliche Fehler aller Bühnendichter ist:

sie werden zu breit. Der Autor hält es beim Schreiben für nothwendig, dies und das des Breiteren zu motiviren, was, wie das Bühnenbild später zeigt, einer besondern Motivirung überhaupt nicht bedarf oder doch durch ein paar Worte, ja durch ein einziges Wort allgemein verständlich wird. Er fühlt unbewußt das Bedürfniß, auf dies und das schon Gesagte hinzuweisen, und wenn er dann das Stück auf der Probe sieht und hört, so merkt er erst, wie unvergleichlich stärker das Bühnenwort wirkt als das geschriebene, wie tief es sich einprägt, wie der Zuhörer und Zuschauer das einmal Gehörte und Erblickte nicht wieder vergißt und daran also auch nicht mehr erinnert zu werden braucht. In dem engbemessenen Raum aber, innerhalb dessen sich die Bühnenhandlung abspielen muß, ist äußerste Knappheit geboten. Jede Motivirung, die nicht durchaus nothwendig, jede Ausschmückung, die auf eine künstlerische Liebhaberei des Dichters zurückzuführen ist, jeder Hinweis auf schon Gesagtes, das wie eine Wiederholung wirkt, muß unbarmherzig ausgemerzt werden. Alles Entbehrliche ist vom Uebel.

Der Dichter steckt aber viel zu tief in seiner Arbeit, er ist zu innig mit ihr vertraut, er hat sie zu lieb gewonnen, um die Fehler und Schwächen seines jüngsten verärrtelten Kindes überhaupt nur wahrzunehmen. Es ist für ihn daher von unberechenbarem Werthe, wenn nun eine von der Dichtung losgelöste Persönlichkeit, ein sachverständiger Bühnenpraktiker, vom bühnentechnischen Standpunkte aus das Werk in die Hand nimmt und die schädlichen Entbehrlichkeiten und Breiten beseitigt. Der vielverschrieene Rothstift des Regisseurs — ich weiß nicht, weshalb man das Streichen so nennt, denn es wird immer mit dem gewöhnlichen Bleistift gestrichen — wird nur von Neulingen gefürchtet und verdient seinen schlechten Ruf durchaus nicht. Die meisten Striche sind für das Wohl des Ganzen förderlich, ja oft nothwendig.

Mit dem sogenannten „Einrichten des Buches“, das also hauptsächlich in den nothwendigen Kürzungen und der Regulirung des Außerlichen beruht, beginnt die Arbeit des Regisseurs. Der gewissenhafte Regisseur wird nach dem bloßen Lesen mit seinen Strichen und den ihm etwa nothwendig erscheinenden kleinen Veränderungen, Umstellungen und Zusätzen sehr vorsichtig sein. Denn wenn er auch die Bühne ganz genau kennt und auf den Brettern alt und grau geworden ist, so wird er sich doch sehr oft irren, gerade wie sich der Dichter geirrt hatte, wenn er seine Arbeit am Schreibpult zu erledigen vermeinte. Es läßt sich mit dem Auge gar nicht beurtheilen, was auf der Bühne als Länge wirkt; das sieht man erst, wenn man den Schauspieler vor sich sieht, man hört es erst mit dem Ohr.

Daher die Nützlichkeit der Leseprobe, die wenigstens die größten Verstöße in dieser Beziehung schon erkennen läßt, wenn freilich auch lange noch nicht Alles, die aber außerdem den Zweck hat, alle beschäftigten Schauspieler mit der Dichtung, in der sie auftreten, bekannt zu machen. Das ist sonst oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja mitunter beinahe unmöglich. Das im Manuscript eingereichte und zur Aufführung bestimmte



Schauspiel ist nur in der Originalschrift vorhanden und in den nothwendigsten Abschriften, die für die Bühne gebraucht werden. Das Buch kann bei der oft übergroßen Anzahl der Schauspieler nicht cursiren. Es kommt daher vor, daß, wenn keine Leseproben abgehalten werden, die Schauspieler auf die Probe kommen, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in dem Stücke eigentlich vorgeht, daß lässige Schauspieler, die sich, sobald sie auf der Bühne fertig sind, sogleich abschminken und den Verlockungen nach dem Stammtisch folgen, es überhaupt nie erfahren. Man kennt die typische Anekdote: Ein naiver Mann fragt einen ihm bekannten Schauspieler: „Wie ist denn das eigentlich mit ‚Kabale und Liebe‘, endigt das lustig oder traurig?“ „Ja, das weiß ich selbst nicht,“ antwortet der Gefragte, „ich spiele den Hofmarshall Kalk. Ich gehe nach dem vierten Act nach Hause, ich habe im letzten Act nichts zu thun.“ In Wahrheit ist's nun freilich nicht so schlimm, aber es hat immerhin etwas entwürdigend Handwerkermäßiges, daß dem Künstler, der an einem Kunstwerke mitwirkt, die intime Bekanntschaft mit diesem Werke erschwert wird.

Erst während der Proben stellt sich heraus, was schleppt, was überflüssig, was schädlich, was zu breit oder was ungenügend motivirt ist. Nirgends zeigt sich die capriciöse und unberechenbare Natur der Bühne deutlicher als gerade hier. Eine Rede, die auf dem Papier endlos aussieht, von der sich der Dichter selbst gesagt hat: so wird's wohl nicht bleiben können, zeigt sich auf einmal im mündlichen Vortrage unter den richtigen Bedingungen als in hohem Grade fesselnd, belebend und aufreißend. Eine lächerliche Oeringfügigkeit dagegen, die der Beachtung gar nicht werth erschien, zerstört auf einmal durch ihre Ungehörigkeit die Wirkung einer ganzen Scene. Ein einziger Satz, zuviel gesprochen, kann wie Blei die Empfangsfreudigkeit niederdrücken, ja ein schlecht gewähltes oder entbehrliches Prädicatum, ein einziges Wort, über das das Auge ruhig hinwegliest, kann verhängnißvoll schaden.

Da hat der Dichter etwas niedergeschrieben, von dem er voraussetzt, daß es freundlich und lustig wirken wird, und auch der Leser gewinnt dieselbe Ansicht. Er hat die Empfindung: da muß das Publicum mitgehen. Auf der Probe aber hört nun auf einmal der Regisseur, daß es gar nicht wirkt. Er kann sich das Geheimniß nicht erklären! Es ist doch Alles gut gesagt! Nun, dieses Verpuffen der Wirkung kann an der bloßen Wortstellung liegen. Eine einfache Umstellung, die Beseitigung irgend eines schleppenden Beiwortes, die Ausmerzunge eines Relativsatzes — und dem Uebel ist abgeholfen. Die bei der Lectüre erwartete Wirkung ist nun auf einmal auch auf der Bühne da.

So hat also der Regisseur dem oft unbeholfenen Freunde von der Feder zu helfen. Er hat das ungenügend Klare zu verdeutlichen, er hat dafür zu sorgen, daß die dichterische Absicht erfüllt wird, wenn sie durch eine technische Ungechicklichkeit vereitelt werden würde. In diesen Fällen hat der Dichter auf die einseitige und verständnißvolle Mitwirkung des Regisseurs zu zählen,

und es sei gleich hinzugefügt, daß sie ihm stets mit vollster Freudigkeit gewährt wird.

Bühnenautor und Regisseur sind die geborenen Freunde, zusammengeschnitten durch die Solidarität ihrer künstlerischen Interessen. Der Dichter will ein möglichst gutes Bühnenstück schreiben, der Regisseur will es in möglichst guter Darstellung herausbringen. Der richtige Regisseur ist immer in das Stück verliebt, das er gerade in Scene setzt. Laube hielt jedes Stück, auch das schwächste, so lange er sich mit der Inszenirung beschäftigte, für ein Meisterwerk. Vorher, wenn es sich um die Frage der Annahme oder Ablehnung handelte, hatte er ein gutes objectives Urtheil. Hatte er es aber einmal — oft nach langem Schwanken — angenommen, und beschäftigte er sich nun damit, dann war er für alle Schwächen blind und erlangte seine kritische Objectivität erst wieder, wenn es längst aufgeführt und für ihn abgethan war.

\* \* \*

Nach dieser Arbeit im Studirzimmer des Regisseurs beginnt die Thätigkeit auf der Bühne.

Zum bequemen Erfassen dessen, was auf der Bühne vorgeht, ist die erste Bedingung Deutlichkeit, also die scharfe und eindringliche Aussprache und die genaue Wiedergabe des Dichtermortes.

Der Regisseur hat also zunächst dafür zu sorgen, daß der Schauspieler seine Rolle mechanisch und technisch vollkommen beherrscht, daß der Schauspieler, wenn er auf die Probe kommt, sich um das Wort nicht mehr zu kümmern braucht. Diese Forderung wird von den Schauspielern, die sich respectiren, und die an unseren beachtenswertheren Kunstinstituten beschäftigt sind, in unserer Zeit allseitig anerkannt und auch fast immer erfüllt. Die Ausnahmen sind in der Theaterwelt bekannt. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich unter diesen, den Halblernern und den Nichtlernern, leider einige unserer bedeutendsten schauspielerischen Begabungen befunden haben und noch befinden, Künstler, deren sichtliches Bestreben es ist, von dem Augenblicke an, da sie die Bühne betreten, sofort auf die Mitte loszuschießen und sich aus dem Souffleurkasten jedes Wort herauszuholen. Es sind die „Schwimmer“, wie es im Schauspielerjargon heißt. Sie bringen wohl ungefähr den Sinn des dichterischen Wortes, aber sehr oft nicht den genauen Wortlaut. Zum größten Theil sind es ältere Schauspieler aus einer abgeschlossenen Periode. Einem jungen Künstler würde es heutzutage bei den vollberechtigten Forderungen der Regie wohl schwerlich gelingen, sich jemals zu einer ersten Stelle emporzuschwingen, wenn er diese Unart besäße. Heutzutage muß der Schauspieler seine Rolle bis auf's „und“ kennen, wie man hinter den Coullissen zu sagen pflegt.

Der Grund, daß einige unserer ersten Bühnenkünstler diesem natürlichsten und unabweislichsten Ansprüche nicht genügen, ist nicht etwa bloß

— oder auch nur hauptsächlich — in der Faulheit zu suchen. Faule Schauspieler gehören zu den seltensten Vögeln. Ueber diesen wie über viele andere Punkte herrschen in Betreff der Schauspieler im Publicum die unberechtigtesten Vorurtheile. Es giebt kaum einen Beruf, in dem so viel unermüdlischer Fleiß, ein solcher Ernst, eine solche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vereinigt wäre, wie gerade im schauspielerischen. Die genial bummelnden Schauspieler, wie sie sich der Philister vorstellt, sind fast immer Phantasiegebilde. In Wahrheit sind gerade die Schauspieler zum größten Theil Philister.

Wenn die Schauspieler ihre Rollen nicht beherrschen, so ist der Grund dafür vielmehr in der Verbildung von vornherein oder in der ursprünglichen oder mit dem Alter eintretenden Gedächtnißschwäche zu suchen.

Die meisten Schauspieler fangen auf kleinen Bühnen an, den sogenannten „Meerschweinchen“. Das Merkwürdige ist nun, daß gerade die kleinsten Bühnen die größten Anforderungen an ihre Künstler stellen müssen. Wer einmal auf einer Theateragentur Gelegenheit gehabt hat, einen Blick auf das Repertoire der Schauspieler zu werfen, die sich oft vergeblich um ein Engagement an Theatern fünften und sechsten Ranges bewerben, schlägt die Hände über den Kopf zusammen. Man kann dreist behaupten, es giebt kein menschliches Gehirn, das fähig wäre, diesen Memorirstoff zu beherrbergen. Thatächlich haben die Bewerber den größten Theil der von ihnen bezeichneten Rollen gespielt, wie sie sagen: studirt, das heißt, sich genügend damit beschäftigt, um mit der oberflächlichsten Vorbereitung, die in den kleinen Provinzialstädten eine Nothwendigkeit ist, vor das Publicum hinzutreten und unter unausgesehmem Beistande des Mannes im grünen Kasten, so gut es eben gehen mag, die Rolle zu bewältigen.

In diesen kleineren Städten kann thatächlich nur in den seltensten Fällen ein Stück ein- oder gar zweimal wiederholt werden. An jedem der drei oder vier Spielabende der Woche muß immer etwas Neues gegeben werden. Und bei dem ebenfalls nothgedrungen beschränkten Personal spielt unweigerlich der Künstler in jedem Stücke die Rolle seines Faches oder irgend eine andere. Sechzig bis siebzig verschiedene Rollen in einem Jahre in den ungefähr zwanzig Wochen der Winteraison gehören zur Regel. Zur Vorbereitung ist immer nur eine ganz kurze Zeit gegeben. Nach zwei, drei Proben muß das Stück heraus. Es wird also verlangt, daß der Schauspieler in den wenigen Stunden, in denen er vom Theater nicht in Anspruch genommen ist, also am freien Nachmittag des Nichtspieltages, seine Rolle studirt, das heißt, mechanisch so weit beherrscht, daß er eben auftreten kann. Natürlich muß er dazu noch die Stunden der Nacht verwenden. Wenn ihm der Theaterdiener einen Stoß Rollen in's Haus bringt, so kann er sie zunächst kaum oberflächlich lesen. Sofern es sich nicht um ältere Stücke handelt, kommt er daher gewöhnlich mit der Rolle in der Hand auf die erste Probe. In den freien Stunden sucht er sie sich nun, so gut es gehen will, einzuprägen. Auf der zweiten Probe spielt er mit stärkster Nachhilfe des Souffleurs, in

der dritten und letzten versucht er sich davon ein wenig mehr zu emancipiren, und dann mit Gott! So geht's einen Tag wie alle Tage.

Bei dieser Art von Bühnen ist die künstlerische Regie von vornherein ausgeschlossen. Da kann es sich eben nur um die äußere Anordnung handeln: daß sich die Leute nicht auf die Füße treten, nicht rempeln und wissen, wo sie zu stehen, zu gehen und sich zu setzen haben. Der Künstler selbst ist in nahezu allen Fällen dazu verurtheilt, sich mit dem bloßen Ungefähr zu begnügen. Es ist ganz unmöglich, daß er die Rolle wirklich auswendig kennt — so auswendig, daß er sie wortsicher mit Hilfe des Souffleurs spielen kann. Er ist vielmehr beständig darauf angewiesen, sich zu helfen, zu improvisiren, nicht stecken zu bleiben, durch seine Geistesgegenwart Verlegenheitspausen zu vermeiden.

In dieser schlechten Schule wachsen nun nahezu alle Schauspieler auf. Das Erste, was sie da lernen, ist der größte Fehler, den sie später abzulegen haben. Die Bevorzugten, die das Glück haben, aus diesen Verhältnissen bald herauszukommen und in Verhältnisse einzutreten, in denen eine kunstreiche Vorbereitung möglich ist, Schauspieler, die an eine große Bühne engagirt werden, wo auch nicht ein Zehntel dessen von ihnen verlangt wird, was sie an Memorirstoff an den kleinen Bühnen zu bewältigen hatten, die also aus der mechanischen Handwerksarbeit in die künstlerische Arbeit vorrücken, haben denn auch nichts Eiligeres zu thun, als das, was sie gelernt haben, möglichst schnell wieder zu vergessen, daß heißt, die Unart der incorrecten Wiedergabe abzulegen. Bei Einigen hat sich das jedoch schon so tief eingefressen, daß es gar nicht mehr auszumerzen ist. Sie können beim besten Willen nicht mehr genau lernen; die bisherige Übung hat sie zu sehr an das Ungefähr gewöhnt; und wenn sie meinen, daß sie ganz genau Alles wissen, bleibt es doch immer nur beim Ungefähr.

Das sind die Verbildeten. Unter diesen giebt es erste Talente, die jetzt die gefeiertsten Künstler an unseren allervornehmsten Bühnen sind. Sie sind die Unart, die ihnen aus der sogenannten „Schmierzeit“ noch anklebt, nie wieder losgeworden. Bei ihnen überwiegen eben andere hervorragende künstlerische Eigenschaften: eine echte, vollsaftige Schauspielernatur, Wahrheit und Schlichtheit der Empfindung, so daß man ihnen, wenn auch mit tiefem Bedauern, diese Todsünde wohl oder übel nachsehen muß.

Bei Anderen ist es das Alter, die Abnutzung des Gehirns, die die Incorrectheit verschuldet. Die Anforderungen, die an das Gedächtniß des Schauspielers gestellt werden — ich spreche einstweilen nur von den Anforderungen an das Gedächtniß, nicht an die anderen physischen und psychischen Kräfte —, sind ganz ungeheuerlich und unverhältnißmäßig. Es ist geradezu wunderbar, daß sich bei dieser unausgesetzten Anspannung des Gehirns für die einseitige Thätigkeit des Wortlernens so viele Schauspieler bis in ihr spätes Alter ihre völlige geistige Frische und Sicherheit des Gedächtnisses bewahren. Weniger robuste Naturen unterliegen allerdings diesen

unausgehehnten und einseitigen Anstrengungen. Bei den unglücklichsten Opfern ihres künstlerischen Berufs führen diese Ueberanstrengungen zur völligen Zerstörung der geistigen Kräfte, zur tiefen Ummachtung. Tragische Beispiele dafür stehen vor Jedermanns Augen.

Bei vielen Anderen nehmen sie zum Glück eine mildere Form an: auch die alten Künstler bewahren sich ihre geistige Frische und Regsamkeit, aber das Gedächtniß versagt mit der Zeit nach seiner allzu gewaltigen Dienstleistung zunächst zögernd den Dienst, bis es sich geradezu gegen neue Zunuthungen rebellisch auflehnt. Ich habe einen bedeutenden Schauspieler gekannt, einen überaus gewissenhaften Lerner, dem während der Blüthe seiner Jahre fast niemals auch nur ein Versprechen unterlief. Auch in späteren Jahren kam er noch vollkommen fertig auf die erste Probe. Er brachte den Text fast ganz correct ohne Hilfe des Souffleurs. Von Probe zu Probe wurde er unsicherer. Am Abend der ersten Vorstellung frischte die Aufregung das Gedächtniß momentan wieder auf, dann aber ging es rapide bergab, und bei der zehnten, zwölften Wiederholung des Stückes blieb er regelmäßig stecken.

Solchen Künstlern gegenüber, die entweder niemals haben lernen oder infolge des übermäßig angespannten Gedächtnisses das Gelernte nicht bewahren können, ist der Regisseur ohnmächtig. Einzugreifen hat er nur da, wo er beim Künstler ein ungenügendes Pflichtgefühl, mangelhaftes Verständniß, Leichtsinm in der Vorarbeit und Trägheit wahrnimmt. Dazu bietet sich ihm übrigens zum Glück an unseren ersten Bühnen nicht oft Veranlassung.

An den Kunstinstituten, die wir vor Allem in's Auge zu fassen haben, gehören Schauspieler, die den Wortlaut ihrer Rolle am Abend der ersten Vorstellung nicht beherrschen, zu den großen Seltenheiten. Was aber häufiger vorkommt, ist eine gewisse Unsicherheit und Schwankung im Text, ist Falschgelerntes. Jedermann, der die Bühne vom Regiestuhle oder von einem Sitz des menschenleeren Hauses aus, nicht bei der Beleuchtung der Rampen, sondern bei dem grauen Lichte des hereindämmernden Tages, kennt, weiß, daß diese Unsicherheit, diese Versprechungen und Schwankungen, die bei der Vorstellung später stören, fast in allen Fällen schon auf den Proben vorkommen und regelmäßig wiederkehren. Wenn ein Schauspieler auf den Proben zwei-, dreimal nicht pünktlich auf das Stichwort einsetzt und erst durch den deutlichen Zuruf des Souffleurs oder die Mahnung des Regisseurs geweckt werden muß, oder wenn er mehrfach in einem bestimmten Satze sich verspricht oder stockt und diesen Satz mit einer ungehaltenen Bewegung noch einmal wiederholen muß, so kann man darauf schwören, daß ihn bei der ersten Aufführung das gleiche Schicksal ereilt. Auf diese Unebenheiten hat der Regisseur mit großer Aufmerksamkeit zu achten. Er darf niemals fünf gerade sein lassen, er muß die betreffende Stelle so oft wiederholen lassen, bis es klappt.

Es kommt vor, daß der Dichter, der ja nicht immer hört, was er schreibt, diese oder jene Wendung achtlos auf's Papier wirft, die dem betreffenden Künstler, der sie auf der Bühne zu sprechen hat, absolut nicht

mundgerecht ist. Trotz aller Mühe bringt er es nicht heraus. Er lernt den Bassus mit eiserner Zähigkeit, spricht ihn zwanzigmal durch, und jedesmal, wenn die gefürchtete Stelle naht, wird er schon vorher unsicher und unruhig, wie der Kenner, der weiß, daß er einen sehr breiten Graben zu nehmen hat, über den er vielleicht doch nicht hinwegkommt. In solchen Fällen ist das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen. Und wenn ein Dichter wie Laube und Dingelstedt die Regie führt, oder sonst ein tüchtiger Mann mit pietätvollem Respect vor dem Bühnenwerke, so darf ihm der Autor auch ruhig die Freiheit einräumen, das geschriebene Wort umzugestalten, daß es zu einem leicht sprechbaren wird.

Noch auf Eines hat der Regisseur bei dieser ersten und elementarsten Beschäftigung mit der richtigen Wiedergabe des Wortes zu achten. Beim Ausschreiben der Rollen kommen sehr oft Versehen vor, die nicht so stark sind, daß sie selbst der intelligente Künstler sogleich bemerken müßte, die aber dennoch sinnentstellend sind. Hat aber der Schauspieler einmal das Falsche eingelernt, so ist es unglaublich, wie fest es sitzt. Er wird es nur mit äußerster Anstrengung wieder los. Es handelt sich da allerdings anscheinend nur um Geringfügigkeiten, aber auch diese können von großer Wichtigkeit werden. Das Bühnenwort wirkt so unverhältnißmäßig stark, daß die Vertauschung irgend eines Eigenschaftswortes eine stimmungsvolle Schönheit zu einer trivialen und banalen Wirkungslosigkeit machen kann. Gerade weil es sich hier um Kleinigkeiten handelt, die sich der oberflächlichen Betrachtung leicht entziehen, hat der Leiter der Proben besonders scharf aufzupassen.

\* \* \*

Wenn nun der Regisseur dafür gesorgt hat, daß seine Schauspieler das dichterische Wort mechanisch vollkommen beherrschen, so hat er die erste seiner Aufgaben erfüllt, und die zweite tritt heran: für die Deutlichkeit der Wiedergabe zu sorgen, die gute und correcte Aussprache zu pflegen.

Die Klage der Bühnenleiter darüber, daß die Schauspieler undeutlich und schlecht sprechen, ist so alt wie die Bühnenkunst selbst. In der interessanten Schrift „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung“ von Julius Wahle, die unlängst im Verlage der Goethe-Gesellschaft in Weimar erschienen ist, wird die folgende Stelle aus einem Briefe, den Goethe an den Regisseur Vohs gerichtet hat, mitgetheilt, die im Zusammenhang mit vielen anderen Vorschriften des Theaterdirectors Goethe beweist, wie auch er gegen diese abscheuliche Unart bei seinen Künstlern anzukämpfen hatte: „Auch haben sich die Schauspieler zu besleißigen, durchaus laut und vernehmlich zu sprechen. Worauf die Direction künftigen Winter ohnnachlässlich dringen wird.“

„Es ist noch meine letzte Klage,“ sagt Ludwig Tieck zu Laube, „daß unsere Schauspieler nicht sprechen können.“

Laube hatte deshalb auch, wie man weiß, für sein Theater einen eigenen Posten zur Erzielung der deutlichen, scharfen und richtigen Aus-

sprache geschaffen: den Vortragsmeister. Die Zweckmäßigkeit der Anstellung eines besondern „Einpaukers“ ist zwar von vielen Seiten bestritten worden, und das Laube'sche Experiment hat keine Racheiferung gefunden. Es ist daher auch nicht möglich gewesen, Erfahrungen über diese Einrichtung zu sammeln. Die Thatsache aber läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unter Laube Strakosch erhebliche Dienste geleistet hat, daß mit verhältnißmäßig oft bescheideneren Kräften Leistungen zu Stande kamen, die über das Niveau des Berechtigten und Erwarteten weit hinausgingen, daß von Strakosch unterwiesene Schauspieler unter Laube besser gespielt haben als später, wenn sie ihrem eigenen Genius überlassen waren, und daß, allgemein gesprochen, auf den Bühnen des Leipziger und Wiener Stadttheaters unter Laubes Leitung die Rede der Schauspieler durch Schärfe, Bestimmtheit und Leichtverständlichkeit rühnlich hervortrat. — Ganz dasselbe gilt auch von Meiningen, das in der Person der Gemahlin des Herzogs, der künstlerisch feingebildeten Freifrau von Heldburg, eine ungemein tüchtige und unermüdllich fleißige Vortragsmeisterin besitzt.

Ob nun mit oder ohne Vortragsmeister, jedenfalls hat der Regisseur seine vollste Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß vor Allem deutlich gesprochen wird. Auch deutlich im Pianissimo, auch mit dem Publicum abgewandtem Gesicht, auch wenn der Schauspieler zum Fenster hinaus oder vor die Thür spricht. Verstandenwerden ist Alles, und zwar mühelos verstanden werden; denn die Anforderungen, die das Bühnenwerk an den Zuschauer stellt, sind ohnedies so starke, daß dem Publicum nicht zugemuthet werden kann, sich noch besonders anzustrengen, um überhaupt zu verstehen. Es muß ihm leicht gemacht werden. Die vollkommen mühelose Verständlichkeit ist die Vorbedingung des ungetrübten künstlerischen Genusses im Schauspielhause.

Diese einfache Deutlichkeit, die ich vorläufig noch ohne Rücksicht auf den geistigen Inhalt in's Auge fassen will, wird nun auf sehr verschiedene Arten zu erzielen sein, je nach den Bedingungen, unter denen der Schauspieler zu sprechen hat. Steht der Schauspieler in einer dichterisch gut vorbereiteten Situation, in der ohnehin alles Interesse auf ihn hingelenkt ist, etwa allein auf der hellbeleuchteten Bühne, auf der Höhe der ersten Gasse in der Nähe des Souffleurkastens, so wird ein Minimum von Stimmstärke und Articulation schon genügen, um ihn überall durchaus verständlich zu machen. Da sorgen schon die äußeren Bedingungen für die Deutlichkeit, und der Regisseur braucht da kaum noch mitzusprechen. Je nach den veränderten Umständen aber verändert sich auch die Deutlichkeit. Stellung, Umgebung, Beleuchtung, Alles das hat seinen besondern Charakter und erheischt besondere Leistungen, um die Deutlichkeit zu erzielen.

Wenn der Schauspieler vom Hintergrunde aus oder mit abgewandtem Gesicht oder aus der Bühne heraus in einen benachbarten Raum oder auf die Straße spricht, so hat er, um vollkommen verständlich zu sein, schon ganz andere Anstrengungen zu machen. Es ist auch etwas Anderes, ob er

allein oder im Zwiegespräch oder in einer volksbewegten Scene zu sprechen hat. Hier werden schon beträchtliche Anforderungen an die Einsicht und Findigkeit der Regie gestellt, um zunächst die bloße Deutlichkeit hervorzurufen.

Das Gleiche gilt von der Beleuchtung. Es ist etwas Anderes, ob die Rede bei der gewöhnlichen hellen Rampenbeleuchtung oder bei gedämpftem Lichte, beim Sonnenuntergang oder beim Morgengrauen oder gar in finsterner Nacht von den Lippen des Schauspielers kommt. Denn das Auge ist der starke Vermittler aller Sinne und besonders des Gehörs. Der Deutlichkeit, die sich unter den gewöhnlichen und günstigen Bühnenbedingungen beinahe von selbst ergibt, muß dann auf künstliche Weise nachgeholfen werden, wenn diese besonderen Bedingungen eintreten. Ein Satz, der unter diesen gewöhnlichen Bedingungen vollkommen verständlich wäre, würde unter den ungewöhnlichen nur mit äußerster Anstrengung vom Zuhörer erfaßt werden, wenn er unter diesen ungünstigen Verhältnissen ebenso gesprochen würde wie vorher.

Ein großer Irrthum wäre es nun, zu glauben, daß diese Schwierigkeiten der Stellung, der Umgebung, der Beleuchtung schon durch einen höhern Stärkegrad der angewandten Stimmittel zu überwinden wären. Schreien hilft auch beim Theater nichts. Jeder Zuhörer weiß, daß in Fortissimo hervorgestohene Tiraden oft unverständlich bleiben, während im leisesten Pianissimo gesäufelte tief eindringlich wirken. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Deutlichkeit auf diese künstliche und künstlerische Art in viel höherem Grade durch das Tempo, als durch das laute Schreien erreicht wird.

Allgemeinere Regeln lassen sich da nicht aufstellen. Das Einzelne wird jedesmal durch den concreten Fall bestimmt werden müssen und die Entscheidung immer von Fall zu Fall erfolgen. Das aber ist als allgemein richtig festzustellen, daß die Deutlichkeit für die besonderen Bedingungen immer auf besondere Weise angestrebt werden muß, daß also der Schauspieler, wenn er seine Stellung verändert, wenn er sich zum Beispiel im Monologe von der Mitte der Bühne vorn gedankenvoll nach hinten wendet, um in demselben Maße verständlich und deutlich zu bleiben, nicht mehr ebenso sprechen darf, wie er zuvor gesprochen hatte, sondern anders reden muß, daß er, wenn er sich hinten in einer Ecke niederläßt, um so deutlich zu bleiben, wie er vorher gewesen war, entweder lauter oder langsamer oder auch leiser oder schneller als vorher sprechen muß.

Auf diese Veränderung des Vortrags nach den veränderten Bedingungen legen die Franzosen den größten Werth, und Tausende von Proben werden lediglih darauf verwandt, die Abstimmung der Stärke des Organs und die Feststellung des Tempos scharf zu regeln.

\* \* \*

Ist nun einmal die mechanische Deutlichkeit des Wortes erzielt, so rückt die nächste ungleich wichtigere Frage in den Vordergrund: wie ist die



Verständlichkeit des dichterischen Inhalts durch die Hilfsmittel der künstlerischen Technik zu erleichtern? Laube nannte das in seiner berben Manier: der Regisseur muß dem Publicum Alles in's Maul schmieren.

Der Kunstgenuß im Theater hat seine eigenthümlichen Bedingungen. Ursache und Wirkung folgen blischnell aufeinander. Die Worte fliegen pfeilgeschwind. Für das Publicum giebt es kein Rasten, keinen Stillstand, keine Umkehr. Es wird von der unaufhaltbaren Strömung der Handlung im Vortrage mitgerissen. Was im Augenblick nicht verstanden wird, bleibt überhaupt unverstanden. Man kann nicht fragen: wie war das gleich? ist nicht vorher das und das gesagt worden? Das einmal Ueberhörte erschwert oder vernichtet das Verständniß des Späteren, ruft Mißverständnisse hervor und verdirbt vielleicht die Empfangsfähigkeit für das Wichtigste.

Das, worauf es ankommt, was das Publicum unbedingt verstehen soll und muß, muß also auch durch die Art des Vortrags wichtig wirken. Wichtig, aber nicht aufdringlich. Alle Absichtlichkeit muß im Gegentheil streng vermieden werden.

Das Publicum ist nicht dumm, es ist sogar unerhört feinfühlig und scharfsinnig. Das Räthsel, daß die Summirung einer großen Anzahl verschiedenartigster Elemente, sogar zerstreuter, blasirter, mittelmäßiger, einfältiger Köpfe mit einer Minderheit hervorragender Intelligenzen als Facit eine ganz ungewöhnlich entwickelte Intelligenz ergiebt, hat schon tiefsinnige Denker ernsthaft beschäftigt. Erfahrungsgemäß fest steht aber der Satz, daß in letzter Instanz das Publicum das beste und auch das gerechteste Urtheil fällt. Von Voltaire, dem man das Compliment machte, der geistvollste Mann seiner Zeit zu sein, stammt das bekannte Wort: „Es giebt noch Jemand, der mehr Geist hat als Voltaire: alle Welt — tout le monde.“ Das Publicum hat daher auch das Recht, es sich zu verbitten, für dumm gehalten zu werden. Es will sich nicht mit beleidigender Deutlichkeit Dinge vorsagen lassen, die es bei seinem feinen Verständniß auch ohne diese Anstrengung von Seiten des Darstellers vollkommen verstehen würde. Jeder einzelne Zuschauer soll vielmehr glauben, daß er eigentlich der Einzige ist, der diese Feinheit, diese Anspielung sogleich bemerkt hat. Der Zuhörer darf nicht die Empfindung haben, daß man ihn auf etwas ganz besonders aufmerksam macht. Gleichwohl muß der Darsteller dem Publicum beständig den Punkt auf's i setzen, aber eben ohne daß es bemerkt wird. Das Unterstreichen darf nie etwas Absichtliches haben.

In dieser Beziehung der unmerklichen Unterweisung des Publicums durch die Darstellung war Laube der unerreichte Meister. Alles, was in dem Stücke war, brachte er durch seine Künstler auch so heraus, daß alle Zuhörer es capiren mußten, und daß wiederum jeder Einzelne sich sehr geschickt vorkommen durfte, die unmerkliche Kleinigkeit, auf die es ankam, so schnell erfaßt zu haben.

Die unerläßliche Vorbedingung zu dieser vergeistigenden Regie ist natürlich die allergenaueste Kenntniß und das vollkommenste Verständniß der Dichtung. Mit dem bloßen Lesen ist es nicht gethan. Ehe Laube auf die erste Probe kam, hatte er das Stück für sich schon bearbeitet, und zwar nicht auf das bloße Streichen und Zusammensziehen hin, nicht auf die Regulirung der Aeußerlichkeiten, sondern ganz besonders und zunächst ausschließlich auf die Herausjählung des Wichtigen, des für die Handlung Bezeichnenden, ich möchte sagen: des sachlichen Kernes. So hat denn auch Niemand eine Exposition herausgebracht wie Laube. Er ging da mit pedantischer Sorgfalt vor.

Ich besitze ein von Laube in Scene gesetztes Stück mit feinen Streichungen und Randbemerkungen. Alle auf die Haupthandlung bezüglichen Vorbereitungen in der Dichtung, die willkürlich in so und so viel Scenen zerstreut sind und oft weit auseinander liegen, sind von Laube blau unterstrichen worden, einzelne Wendungen, ja einzelne Wörter, auf die später irgendwie einmal Bezug genommen wird, sind schwarz angemerkt mit der Randbemerkung: siehe Act xx, Scene y, pagina so und soviel.

Es kam also vor, daß Laube im ersten Act auf der Probe einen Schauspieler unterbrach und ihm zurief: „Das Wort xx müssen Sie schärfer markiren.“ Und antwortete der erstaunte Schauspieler: „Ja, aber das giebt doch keinen rechten Sinn, ich kann's doch nicht betonen!“ so antwortete Laube: „Das brauchen Sie auch nicht zu betonen. Sehen Sie meinerwegen während des Satzes nach der Uhr, so daß Sie beim Sprechen der vorhergehenden Worte schon zerstreut wirken und dann das entscheidende Wort zwanglos dehnen können oder vor dem Worte eine unmerkliche Pause machen. Dann sitzt das Wort beim Publicum. Und wir brauchen das Wort für den vierten Act, fünfte Scene. Da wird es von dem und dem in einem ganz andern Sinne gebraucht, und dann wird es da komisch belebend wirken.“

Ich führe hier nur eine winzige Einzelheit an, die aber doch für die ganze Regieauffassung und Regieführung Laubes charakteristisch ist und zur Erklärung der von Allen gemachten Erfahrung beitragen kann, wie es kam, daß die Stücke unter Laube ein merkwürdig scharf ausgearbeitetes Relief, eine auffallende Klarheit und Durchsichtigkeit besaßen, wie bei ihm Scenen zur Geltung kamen, die an anderen Theatern oft ganz unbemerkt vorübergingen.

Das geistige Unterstreichen kann durch die verschiedensten Mittel erreicht werden. Das einfachste, aber gewöhnlich auch das roheste und deshalb auch das wenigst geeignete Mittel ist die bloße Betonung, das lautere und schärfere Hervorheben. Da merkt man aber auch am leichtesten die verstimrende Abfichtlichkeit.

Ist ist aber gerade das Umgekehrte wirkungsvoller und zweckmäßiger, das Leisepprechen. Der Schauspieler muß wie jeder gute Redner das Ohr des Auditoriums besitzen. Wenn es ihm durch einen geschickten Uebergang

gelingt, das Publicum dahin zu bringen, ihm bis zum Pianissimo zu lauschen, wenn er es dahin bringt, daß es die Ohren spitzt, dann ist die Wirkung des Piano immer die eindringlichste.

Auch durch den Wechsel des Tempos wird derselbe Zweck der Hervorhebung erreicht, durch langsameres, stockenderes, schleppenderes, unter Umständen aber auch durch hastigeres und nervöseres Sprechen.

Ebenso durch die Mimik. Wenn das Auge des Sprechers, das bisher auf den Partner gerichtet war, nun plötzlich in die Weite blickt oder am Boden schweift, so wird das, was er jetzt sagt, sich von dem bisherigen Vortrage ebenfalls abheben und eindrucksvoll für das Publicum werden. Ebenso durch die Geberde, durch die Veränderung der Stellung, also dadurch zum Beispiel, daß der Schauspieler, der bisher gesessen hatte, nun aufsteht, oder umgekehrt, wenn er gestanden hatte, sich nun setzt. Alles das wird in vernünftiger, kunstgerechter Ausführung zweckdienlich sein und das Beachtenswerthe von dem Gewöhnlichen für das Verständniß des Publicums abheben.

Mit einem Worte: in der Veränderung der Sprache, des Vortrags, der Haltung hat sich das Wissenswichtige und Wissensnöthige vom Uebrigen unmerklich, aber doch sehr eindringlich zu unterscheiden.

Mancher mag von diesen äußerlichen Mitteln und künstlichen Nothbehelfen geringschätzig denken und glauben, auf das Alles käme ja wenig an; die innere Wahrheit sei die Hauptsache.

Ja, das ist schön gesagt: innere Wahrheit! Aber mit Pilatus fragen wir: Was ist Wahrheit? Die Wahrheit auf der Bühne ist eben eine Scheinwahrheit, wie die Bühnenwelt die Welt des Scheines ist. Die Bühne hat nicht die Aufgabe, wahr zu sein, sondern wahr zu wirken, und zur Hervorbringung der wahrhaften Wirkung sind allerdings künstliche Mittel geboten. Mit den einfachen und natürlichen, die sich von selbst ergeben, ist's nicht gethan.

Die Natürlichkeit auf der Bühne ist keineswegs die photographisch getreue Wiedergabe der Wirklichkeit.

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,  
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.“

sagt Schiller. Die Bühnennatürlichkeit ist vielmehr eine modificirte Wirklichkeit, eine nach den besonderen Bedingungen der besondern Bühnenoptik und Bühnenakustik umgestaltete Wirklichkeit. Wie die Schminke der Gesichtsfarbe nachhelfen muß, um für das Auge das richtige Bild der ungeschminkten Wahrheit hervorzurufen — ich lasse die Verschönerungszwecke der Schminke ganz außer Acht —, so sind auch künstliche Verstärkungsmittel nöthig, um auf der Bühne die natürliche Sprache hervorzurufen. Und gerade so verhält es sich mit der Mimik und mit den Geberden. Um zum Eindruck der Wahrheit zu gelangen, muß der Ausdruck auf der Bühne über das Wahre hinaus verstärkt werden.

Die richtige Abmessung des Grades der anzuwendenden Verstärkungsmittel — das ist das Talent des Schauspielers. Der Begriff „schauspielerisches Talent“ ist mit diesem einen Satze ungefähr erschöpfend definiert.

Das Bestreben, die Wirklichkeit so zu copiren, wie sie in Wahrheit ist — dieser schauspielerische Verismus — hat neuerdings manche Unarten bei uns eingebürgert. So das jetzt viel beliebte Spiel mit dem Rücken gegen das Publicum. Es läßt sich natürlich nichts dagegen einwenden, wenn damit ein besonderer künstlerischer Zweck angestrebt und erzielt wird. Unbedingt verwerflich ist es aber, wenn zu dessen Motivirung nichts weiter angeführt werden kann, als der bedenkliche Gemeinplatz: im Leben ist's ja auch so! Das beweist gar nichts. Das Lebensrichtige ist noch lange nicht bühnenrichtig. Die Bühnematürlichkeit ist eine Mischung der Wahrheit und der Convention. Wie bei jedem Bühnenzimmer die vierte Wand ausgebrochen ist, um dem Publicum den Einblick in das Interieur zu gewähren, und wie die drei verbleibenden Wände auch bloß ungefähr richtig sind, so ist es um die ganze Bühnenkunst bestellt. Drei Viertel ist ungefähr richtig, ein Viertel ist ehelich falsch. Das stimmt beinahe im Verhältniß. Wie man den Schauspieler hören und verstehen will, so will man ihn auch sehen, bequem sehen, Ob der Rock im Rücken Falten schlägt oder nicht, interessiert uns nicht, wir wollen das Gesicht sehen. Das ist des Zuschauers wohlverworfenes Recht. Die Regie hat also bei der Anordnung der Stellungen immer darauf zu achten, daß die Darsteller womöglich von allen Plätzen des Hauses mühelos gesehen werden können. Die Schwierigkeiten, die da zu überwinden sind, sind oft groß, denn hier werden die Sünden der Architekten heimgesucht an den Regisseuren, und mit ihnen, vielleicht in noch höherem Grade, an den Künstlern, und im höchsten Grade an dem Dichter.

Das aufdringliche Spiel auf dem Proscenium, in der nächsten Nachbarschaft der Rampen und des Souffleurkastens, ist zwar als unschön und unfein möglichst einzuschränken, aber es ist immer noch ein geringeres Uebel als das Hineinkriechen in Ecken und das Verschwinden im Hintergrunde, das die Inzassen der wenig begünstigten Plätze zu den abenteuerlichsten Stellungen und Halsverrenkungen nöthigt, wenn sie die Künstler überhaupt sehen wollen.

Wie beim Schauspieler, so zeigt sich auch beim Regisseur das eigentliche Talent vor Allem darin, die richtige Mitte zu treffen und zwischen der durch die Bühnenverhältnisse gebotenen Unwahrheit und der Lebenswahrheit, deren Bild die Bühne sein soll, einen modus vivendi herzustellen. Die Stellungen müssen also so geordnet werden, daß sie wahr wirken. Sie dürfen aber nicht der Abklatsch der Wirklichkeit sein, wenn sie eben den Eindruck des Wahren und Schönen machen sollen.

Abscheulich würde es aussehen und entsetzlich langweilig wirken, wenn sich die Personen in einem Bühnensalon so setzen und so lange auf ihren Stühlen sitzen bleiben wollten, wie es in Wahrheit bei wohlherzogenen Leuten

in der guten Gesellschaft geschieht. Die Bühne erfordert eine viel stärkere Bewegung. Wie sich in der Dichtung die Vorgänge hart aneinander schieben, die Stimmungen beständig wechseln, die Handlung in unwahrscheinlicher Schnelle unaufhaltfam vorwärts drängt, wie hier alle Mittelglieder der Wirklichkeit ausgeschieden werden, so herrscht auch in der Bewegung der handelnden Personen auf der Bühne eine Lebhaftigkeit, die der viel bedächtigeren Wirklichkeit gar nicht entsprechen kann. Wir sehen ja auf der Bühne eigentlich nur ungewöhnlich erregte Personen, freudig oder schmerzlich ungewöhnlich bewegte. Sind sie normal, dann sind sie langweilig. Dieser unausgesetzten Erregung entspricht es, daß sie sich mehr bewegen, daß sie sich also öfter setzen, öfter aufstehen, öfter die Plätze wechseln, als es in der guten Gesellschaft der Wirklichkeit der Fall ist, auch wenn sie der allerbesten Gesellschaft auf der Bühne angehören. Bewegt muß das Bühnenbild immer sein, aber es darf nicht in quecksilberne Unruhe ausarten.

Ueber das Aufstehen-, Sichsetzenlassen, den Wechsel der Stellungen, über alle diese Dinge, die von großer Wichtigkeit sind — denn es ist etwas ganz Anderes, ob eine Rede stehend oder sitzend gesprochen wird —, läßt sich allgemein Zutreffendes natürlich nicht aufstellen. Der einsichtige Regisseur hat an der Hand der Dichtung genau an den betreffenden Stellen die Weisungen zu geben und immer zu beachten, daß eine jede Veränderung der Stellung dem Zuschauer auffällt, ob dieser sich nun Rechenschaft davon ablegt oder nicht. Es stellt sich dem Auge eben ein neues Bild dar. Wenn der Dichter den Zuhörern etwas Neues zu sagen hat, so hat also der Regisseur den Zuschauern auch das neue Bild für die Augen zu bieten.

Wie man sich auf der Bühne anders bewegt als im Leben, so kann auch die Bühnenunterhaltung nicht die Bedingungen der Wirklichkeit erfüllen. Die frühere Schauspielschule trieb mit dem Rechte der nothgedrungenen conventionellen Bühnenunterhaltung schrecklichen Mißbrauch. Der Schauspieler der alten Schule sah seinen Partner, mit dem er sich unterhielt, eigentlich nie an. Er sprach beständig in's Publicum hinein, und der Mitspieler verhielt sich passiv und that so, als ob ihn die Sache gar nichts angehe, bis das Stichwort fiel, auf das er einzusetzen hatte.

Goethe verlangte vom Schauspieler stete Rücksicht auf das Publicum. „Dieses ist nicht seinetwegen da, sondern der Schauspieler um des Publicums willen.“ „Die Schauspieler sollen nicht aus mißverständener Natürlichkeit unter einander spielen. Profil- und Rückenstellung ist verboten. Wo es das Charakteristische oder die Nothwendigkeit verlangt, geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.“

Goethe geht offenbar viel zu weit, wenn er als Regel ohne Ausnahme aufstellt: der Schauspieler soll nie in's Theater hineinsprechen, sondern immer mit dem Publicum! Nach unseren modernen Auffassungen wäre dieser Satz zum mindesten so zu modificiren: der Schauspieler soll nie vergessen, daß das Publicum im Hause ist; aber er soll nie in das Publicum selbst hineinsprechen.

Auch andere Vorschriften von Goethe erscheinen sehr pedantisch und mit unseren heutigen Auffassungen unvereinbar. Goethe verlangt, daß auf der rechten Seite immer die geachtete Person stehe: Frauenzimmer, Ältere, Vornehmere. Darum kümmert sich heutzutage mit Recht kein Mensch mehr. Die Stellung auf der Bühne wird nicht durch den äußern Rang bestimmt. Wenn sich der Narr im „Lear“ beständig links vom König halten müßte, so würde das mit der Zeit sehr langweilig werden.

Der Goethe'schen Regie haftete ja überhaupt trotz aller unverkennbaren Vorzüge etwas unbegreiflich bürokratisch pedantisch Steifes an. Wahle erwähnt in seiner schon genannten Schrift über Goethes Bühnenleitung eine Tradition, die sich in einer mit Kirns verwandten weimariischen Familie erhalten hat: daß Goethe beim Einstudiren sich des Tactstockes bedient habe! Auch Rius Alexander Wolff erzählt, daß Goethes Art, eine dramatische Dichtung für die Aufführung vorzubereiten, ganz die eines Kapellmeisters war: „Er liebte es, bei allen Regeln, die er festsetzte, die Musik zum Vorbild zu nehmen und gleichnißweise von ihr bei allen feinen Anordnungen zu sprechen. Der Vortrag wurde von ihm auf den Proben ganz in der Art geleitet, wie eine Oper eingeübt wird: die Tempi, die Fortes und Pianos, das Crescendo und Diminuendo zc. wurden von ihm bestimmt und mit der sorgfältigsten Strenge bewacht.“

Daß diese Art der Regieführung die schärfste Kritik hervorrufen durfte, kann nicht in Erstaunen versetzen. Als kühnste der polemischen Schriften gegen die Goethe'sche Wirksamkeit als Theaterdirector erwähnt Julius Wahle das im Jahre 1808 erschienene Pamphlet: „Saat, von Goethe gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aesthetiker und junge Schauspieler.“ Wahle verurtheilt den Neid, die Bosheit und Ungerechtigkeit des Kritikers, aber er gesteht ihm doch zu, daß in seiner gehässig absprechenden Beurtheilung ein gutes Stück Wahrheit steckt. Der anonyme Verfasser — es war der Schauspieler Karl Reinhold — machte der Goethe'schen Schule zum Vorwurf, daß in ihr der einseitigste Idealismus, die pathetische manierirte Declamation und eine in angelernten Neußerlichkeiten bestehende, nicht minder manierirte Mimik und Körperbewegung die natürliche Wahrheit, die in Schröder ihren idealsten Vertreter der Zeit fand, verdrängt habe.

Das „Sprechen in's Publicum“ galt bei den Schauspielern des vorigen Geschlechts noch als ziemlich allgemein gültige Regel. Eine rühmliche Ausnahme machte Emil Devrient, und er hatte ganz Recht, wenn er als Marquis Poja dem Darsteller des Philipp, der in der Probe zerstreut um sich blickte, in seinem wohlklingenden Gesang zurief: „Ich bitte um Ihr Auge.“ Mit diesem Unfug des Sprechens in's Publicum bei den Einen und des Nichtzuhörens bei den Anderen hat nun allerdings unsere junge Schule gründlich aufgeräumt, manchmal sogar zu gründlich. Es kommt wohl vor, daß sich die Schauspieler auf der Bühne so wahrheitsgetreu ihre Geschichten erzählen, daß sie ganz vergessen, wie noch so und soviel hundert Menschen zugegen

sind, die auch gern wissen möchten, was da erzählt wird. Daran ist wieder das mißverständene Bestreben der Natürlichkeit schuld. Nur schämbar haben die Künstler miteinander zu sprechen, thatsächlich sollen sie aber doch für's Publicum reden, aber so, daß das Publicum die Meinung gewinnt, sie sprächen ganz unter sich.

Der Regisseur hat sich nun aber hauptsächlich mit denen zu beschäftigen, die zuhören. Der Zuhörer auf der Bühne ist gewissermaßen der Mandatar des Zuhörers im Hause. Macht er da oben ein gelangweiltes Gesicht, dann gelangweilt sich auch das Publicum.

\* \* \*

Mit der Herstellung der correcten Wiedergabe des Textes und der wichtigeren Verdeutlichung des geistigen Inhalts geht die Anordnung der Neußerlichkeiten, die der handwerksmäßige Regisseur im Gegensatz zum künstlerischen Dramaturgen für seine Berufsarbeit hält, beständig Hand in Hand.

Es handelt sich da um die Frage, ob die Schauspieler von rechts, von links oder durch die Mitte auftreten und abgehen sollen, wie sie sich zu einander stellen, wann sie an einander vorübergehen, wann sie sich zu setzen und aufzustehen haben, die Handhabung der Requisiten, die Stellung des Mobiliars u. s. w. Alles das klingt sehr einfach. Der Fernstehende meint, daß sich das unter verständigen Leuten auch ohne feste Verabredung erledigt. Das ist aber ein sehr großer Irrthum. Diese Neußerlichkeiten sind, wenn auch nicht die Hauptsache, doch für die scenische Wirkung sehr erheblich.

Die Frage, ob für den Rahmen des Kunstwerkes das große oder das kleine Schauspielhaus das zweckmäßigste sei, hat mit der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, nichts zu schaffen. So gestellt ist die Frage auch gar nicht zu beantworten. Sie wäre gerade so thöricht, als wollte man fragen, ob ein Bild in einem sehr großen hellen oder in einem behaglich matter beleuchteten kleinen Raume am besten aufzuhängen sei. Das hängt eben ganz vom Bilde ab. Einen in größten Verhältnissen durchgeführten und auf Fernwirkung berechneten Rubens wird man nicht in ein kleines Boudoir hängen, ebenso wenig ein liliputanisches Meisterwerk von Meissonier, das die Prüfung durch die Lupe verträgt und jedenfalls in nächster Nähe gesehen werden muß, in einen Riesensalon von schwindelnder Höhe. Für ein großartiges Shakespeare'sches Drama mit johlenden Volksmassen und Schlachtgetümmel taugt natürlich nicht die Umrahmung, die für ein intimes Proverb von Feytalet oder Muffet die geeignetste wäre. Aber der Rahmen steht ja fest, das Haus ist da, der Zuschauerraum ist unveränderlich. Das ist ein gegebener Factor, mit dem der Regisseur zu rechnen hat, an dem er nichts modificiren kann.

Anders allerdings der Schauplatz, die Bühne, die er voll, das heißt, so groß sie ihm der Architekt gebaut hat, benutzen oder auch nach seinem

Ermeſſen räumlich vermindern, einengen kann. Da kann es als Regel gelten, was auch von der Bühnendichtung gilt: alles Ueberflüssige iſt vom Uebel, alles Entbehrliche ſchädlich, nur das Allernothwendigſte iſt richtig.

Unter allen Umſtänden ſoll der Raum für den Schauspieler ſo knapp wie möglich bemessen werden, das erleichtert das Spiel ungemein, verbreitet Behaglichkeit und ſtellt den Zusammenhang zwischen Bühne und Zuſchauer-  
raum am müheloſteſten her.

Für unſere modernen Stücke, die gewöhnlich in der Gegenwart ſpielen, ſind kleine Theater mit kleinen Bühnen von unberechenbarem Vortheil. Von der hohen und breiten Oeffnung der großen Bühne ſtrömt eine eiſige Kälte in den Zuſchauerraum hinein. Die Bühne gähnt Einen förmlich an, wie ein weitgeöffneter Mund.

Nur da, wo die Maſſenentfaltung nöthig iſt, iſt die große Bühne als unvermeidliches Uebel anzusehen und auch da noch mit größter Vorſicht zu benutzen. Der kunſtverſtändige Herzog von Meiningen, der in der Belebung der Volksmenge auf der Bühne, der geſchickten Gruppierung und der künſtleriſchen Ausnutzung des Raumes das Beſte geleistet hat, was die Inſcenirungskunſt überhaupt kennt, hat gezeigt, wie er gerade die größte Wirkung der Menge dadurch erzielte, daß er ſie auf einen möglichſt beſchränkten Raum zuſammenpferchte. Wie verbaute er in den großen Volkſcenen die Bühne mit allerhand Verfaßstücken! Einen kleineren Spielraum für Maſſen hat wohl Niemand beansprucht als der Herzog. Und doch wirkte das Forum im „Caſar“ wie ein unermehlicher Platz, der von einer zahlreichen Volksmenge dicht bevölkert war, obwohl er in Wahrheit einen nur kleinen Raum hergeſtellt hatte und im Verhältniß zu dem Maſſenaufgebote vieler anderen Bühnen mit einer beſchränkten Anzahl von Chorführern und Statisten ſehr wohl auskam. In der „Hermannſchlacht“ ließ er die römischen Cohorten durch eine ganz vollgebaute Bühne aufziehen. Da rief der Zug die Täuſchung hervor, als ob wirklich tauſende und abertauſende von Römern in die cheruſtiſche Niederlaſſung eindringen. Bei den Meiningern quetschte ſich der Krönungszug in der „Jungfrau“ durch enge verwickelte Gaſſen, die bis hart an das Portal des Doms von Rheims geführt ſind. Auch da erzielte der Herzog bei verhältnißmäßig beſcheidenem Material die überracheſtende Wirkung der Maſſenhaftigkeit. Ich habe hier Stücke genannt, die im Aufgebot der Compaſserie die höchſten Anforderungen ſtellen, und auch hier ſind die Meiningen mit der kleinen Bühne durchgekommen, ja ſie haben ſie künſtlich verkleinert, wenn ſie ihnen zu groß war.

Bei unſeren modernen Luſt- und Schauspielen, die derartige Ansprüche nicht erheben, iſt die Herſtellung kleiner intimer Räume aber geradezu geboten. Sie allein wecken die behagliche Stimmung.

Die Franzoſen gehen in der Verkleinerung der Bühne mitunter bis an's Extrem. Das reizende Proverb von Alfred de Muſſet, „Zwiſchen Thür und Angel“, ſpielt im Boudoir einer vornehmen Frau zwiſchen zwei



Personen, einer jungen Wittve und ihrem Courmacher. Im Théâtre Français wird das Stück nun in einer Decoration gegeben, deren Hintergrund gleich hinter der ersten Gasse abschließt. Der Raum hat also gerade die Breite eines Fensters. Man kann sich nicht darin umdrehen. Aber dadurch kommt das intime Geplauder erst zu seiner rechten und unmittelbaren Wirkung. In einem großen Salon würde das Stück gar nicht verstanden werden, es wäre einfach langweilig; in dieser gemüthlichen Enge wirkt es allerliebste.

Auch für den Schauspieler ist der enge Raum überaus förderlich.

Nichts ist beschwerlicher, als wenn der Schauspieler gleich beim Auftreten, ehe er noch irgend etwas Beachtenswerthes hat sagen können, so und soviel Schritte von der Thür zu machen hat, bis er die Person erreicht, mit der er sprechen soll. Auf der Bühne ist der erste Eindruck immer der stärkste. Das Merkmal, daß der Schauspieler bei seinem Auftreten oder in der ersten Scene durch das Publicum bekommt, wird er gar nicht wieder los. Wenn man Benvenuto Cellini auftreten ließe und zeigte, wie er bei seinem ersten Auftreten an eine Vase stieße, die er unwürfe, so würde man nie und nimmer glauben, daß dieser Mann mit kunstgeschickter Hand die feinsten Werke schaffen könne; er würde in den Augen des Publicums ein Tolpatsch bleiben. Es ist daher ein Gebot der Regie, den Schauspieler, wenn nicht eine ganz besondere Absicht vorliegt, so auftreten zu lassen, daß es möglichst unauffällig geschieht, und daß man eben nur die Empfindung hat: es ist Jemand da, und sich erst später das Urtheil über ihn bildet. Muß er gleich bei seinem ersten Erscheinen einen weiten Raum durchschreiten, so wirkt er fast immer affectirt oder pedantisch oder ungelent, kurzum er bekommt seine besondere Marke. Die Franzosen beachten das mit großer Aufmerksamkeit und sorgen dafür, daß der neu auftretende Schauspieler niemals viel Schritte zu machen hat.

Liegt eine besondere Absicht vor, will man meinetwegen einen unangenehmen Menschen einführen, der gleich unangenehm wirken soll, nun, so mag man ihn den langen Weg von der Thür bis zu der Person, die er aufsucht, zurücklegen lassen. Dann sieht das Publicum schon, daß es mit Jemand zu thun hat, dem man nicht recht trauen darf. Liegt aber keine besondere Absicht vor, dann ist es immer rathsam, den Auftretenden möglichst schnell und unmerklich in Contact mit den auf der Bühne befindlichen Personen zu bringen.

Ich erinnere mich einer meisterhaften Charakterisirung durch das Auftreten in der französischen Aufführung der „*Dame aux camélias*“. Marguerite hat sich in ihr Landhaus zurückgezogen. Ein Herr wird gemeldet. Sie erwartet den Mann, der ihre Pariser Geschäfte erledigt, und sagt gleichgiltig: „Ich lasse bitten.“ Das Mädchen geht ab. Es tritt eine kleine Pause ein. Marguerite geht langsam nach vorn links. Sie sieht sich um und wundert sich, daß der Herr nicht kommt. Da geht die Thür auf. Der Vater ihres Geliebten tritt ein. Er bleibt an der Schwelle stehen.

Die ganze Breite der Bühne trennt die Beiden von einander. Auf der Schwelle nennt er seinen Namen. Marguerite fährt zusammen. Nun tritt er durch eine Handbewegung Marguerites veranlaßt, das ganze Zimmer langsam durchschreitend, an Marguerite heran. Da mußte Jedermann ganz genau: jetzt naht das Verhängniß.

Ganz ebenso verhält es sich mit dem Abgang der Schauspieler. Es ist fast immer vom Uebel, wenn der Schauspieler das letzte Wort auf der Bühne vom Ausgang entfernt spricht. Auf dem Wege bis zur Thür fühlt sich bei der Alles übertreibenden und vergrößernden Eigenthümlichkeit der Bühne die Wirkung merklich ab. Das Publicum wartet noch; es glaubt, er werde am Ende doch noch etwas sagen, und die überflüssige Secunde verwirrt es. Das Spontane und Unmittelbare, das Eigenthümlichste der Bühne, wird geschädigt.

Auch hier muß natürlich bei besonderen Fällen anders verfahren werden. Wenn Tartüff im vierten Acte, als er von Orgon aus dem Hause gejagt wird, sich plötzlich aufrichtet, bis an die Klappe vortritt und den betroffenen und entsetzten Mitgliedern der Familie Orgon die fürchterlichen Drohungen in's Gesicht schleudert, wenn er dann den weitesten Weg von dem einen Ende der Bühne bis zum andern stumm zurücklegt, mit erhobenem Haupte, und unter tiefstem Schweigen die Thür zuschlägt, so ist das natürlich vollkommen gerechtfertigt, künstlerisch richtig und überaus wirksam. Im Allgemeinen aber ist es immer gut, wenn für den Abgang möglichst wenig Zeit beansprucht wird, wenn also der Sprecher, nachdem er das letzte Wort gesagt hat, den Ausgang schnell und ungezwungen erreichen kann.

\* \* \*

So wird also auf den vorbereitenden Proben das aufzuführende Stück in allen Einzelheiten und Kleinigkeiten zerstückt, und jedes einzelne Stückchen des Stückes wird sorgfältig ausgearbeitet. Der noch bühnenunkundige Autor, der zum ersten Mal der Einstudirung seines Stückes beiwohnt, kommt denn auch von den ersten Proben in der denkbar fagenjämmerlichsten Stimmung nach Hause. Es macht auf ihn den Eindruck, als ob das Gefäß, das er gebildet hat, in tausend Scherben zerschlagen vor ihm läge, und er hält es für undenkbar, daß der Schaden wieder gut gemacht werden könne. Nun aber tritt der Regisseur bei dem weiteren Fortgange der Vorbereitungen an die allerschwierigste seiner Aufgaben heran: das für die Bearbeitung nothwendigerweise Getrennte wieder zu verbinden, aus den Stücken eine Eintheillichkeit herzustellen und sie in richtigen Uebergängen stimmungsvoll abzutönen. Das ist das wahre Ensemble.

(Schluß folgt.)





## Bauernichtung.

Don

Ola Hansson.

— Berlin-Friedrichshagen. —



Goldige, stille, kühle Morgenfrühe. Der kleine Dampfer, der zwischen Göteborg und Christiania alle Küstenorte anläuft, läßt die Ankerkette rasselnd niedergehen und legt sich zur Ruhe. Er ist am Ziel. Vor mir liegt Christiania, ein Häufchen Häuser, eingeklemmt zwischen mächtigen, grünen, runden Fjeldwölbungen. Es ist drei Uhr. Alle Passagiere schlafen in ihren Kojen; ich bin allein auf dem Hinterdeck und hungrig. Aber zu essen giebt's nichts, auch nichts zu trinken. Auch in Christiania giebt's nichts zu essen und zu trinken vor sechs Uhr. Ich sehe hinauf zu den mächtigen, runden, grünen Bergwölbungen, deren Grün mit jedem Augenblick saftiger und leuchtender wird; rothe Häuschen liegen darauf verstreut, in dichten Massen, und wie in geschlossenen Colonnen rückt der Nadelwald zu den Gipfeln hinauf und postirt sich da in langen welligen Kettenlinien. Ganz oben, über Christiania, dämmert aus schwärzlichen Waldmassen etwas hervor, das letzte Gebäude vor den ewigen Wäldungen, wo Niemand mehr wohnt. Ich schlage im Ingvar Nielsen, dem norwegischen Bäderer, nach. Ich finde den Namen, aber ich vergeße ihn im selben Augenblick, denn nun wird das Roth über den schwärzlichen Spizenunrissen der höchsten Baumwipfellinie tiefer und voller und blutähnlicher, mattrothe Lichter legen sich über das stahlgraue, blanke Wasser des Fjords, durch die Luft geht es wie eine verhaltener Athemzug, ein Schweigen, eine Stille, und dann eine kühle, reine Frische, wie ein ruhiges Ausathmen — und auf einmal eine leuchtende, blendende, silberblanke, erhitende Helle. Die Sonne ist aufgegangen. Der wachthabende Matrose toffelt schläfrig auf Holzschuhen

an mir vorüber, spuckt das Priemchen aus und sagt: „'s wird 'n heißer Tag.“ „Und Christiania ist eine heiße Stadt,“ erwidere ich. „Der Herr kann ja da hinauf,“ und er wies mit der Hand nach dem letzten Gebäude, hoch über Christiania, hinter dem die ewigen Waldungen anfangen. „Nach 'm Frognerfäter. Hier vom Schiff können wir dem Herrn 'n guten Wagen schaffen. 'n Doctorwagen. Er miethet ihn meist aus für Fremde!“

Eine halbe Stunde ging und eine ganze. Christiania schief weiter, und auf dem Schiff schief auch noch Alles, mit der Zuthat, daß nun auch der Capitän zu Bette gegangen war. Nach einer weiteren halben Stunde kam der Wagen, eine zweispännige Kalesche von den colossalfsten Verhältnissen. Ihr Geräffel auf dem unebenen Steinpflaster weckte einige Hasenlungerer, die auf den Bänken in der Sonne schliefen, aufstanden und zwecklos und hungrig am Ufer herumzutrotten angingen. — Durch winklige, holprige Straßen ging es vorbei an prächtigen Karl-Johann, der sich hinabsenkt in einer unendlichen schrägen Linie vom Schloßberg zum Fjord, und über dessen südlich weißen Facaden und grünen Hainen die frühe Hitze schon zu brüten begann, durch das schlafende, langweilige Willenviertel der Homansby — und jetzt fing es an zu duften, stärker und stärker, berauschend, bezwingend, so frisch und süß und mandelartig und eigen, wie nur die Wiesen des norwegischen Erdbodens duften, herb und betäubend zugleich, mit Salzluft und Höhenluft und Tannenduft und Nordlandluft in einer unauflösllichen Vereinigung. Und der Weg stieg und stieg, und als der Wagen auf St. Hans-Haugen hielt, da schollen die grünen Berggrücken ringsum, soweit das Auge reichte, in unübersehlicher Breite an, als wäre der ruhige Wogengang des Meeres hier zu gigantischen Rundungen erstarrt; und darunter dehnte sich glitzernd in zahllosen Zacken und Wiefen und Fjorden einschneidend und in eine endlose Fläche verschwimmend, das wirkliche Meer. Unter St. Hans-Haugen aber lag es wie ein Häufchen Geröll und Steine aus der Schürze einer Kiefen verstreut, etwas Unwesentliches, Nichtsagendes zwischen diesen gebieterischen, mächtigen Naturformen; man sah nur mit halbem Auge hin und dann darüber weg, wie über eine zwecklose Zufälligkeit, daß es gerade Christiania, die Hauptstadt war, die da die mächtigen Linien einer großen und stolzen Natur mit ihren paar Kirchturmspitzen und Steinwürfeln zu unterbrechen versuchte.

Und weiter ging es, und die Pferde schnauften, die Wiesen verschwanden, und der Wald schloß sich um Einen zusammen, that sich auf und schloß sich wieder, saftig, üppig, sumpsig, mit einer Vegetation wie die südlicher Gegenden. Dann blieben die Edeltannen und das Laubholz zurück, die Kletterpflanzen verschwanden, die lange, dürre, zähe Fichte kam heran. Der Wagen hielt vor dem Frognerfäter, die Pferde fraßen und tranken, der Kutcher aß und trank, und ich aß und trank. Es gab da ein paar alterthümliche Blockhäuser mit Sammlungen von Alterthümern, aber was soll man mit Alterthümern in Norwegen? Nicht die Kunst der Vorzeit lockt hier und

nicht die Cultur der Vorzeit, sondern die Gegenwärtigkeit dieser mächtigen Vergrundungen mit ihrer salzigen, harzigen See- und Höhenluftfrische und ihren starken, armen, einsiedlerisch lebenden Menschen.

Der Fahrweg hörte auf, und die Fichten wurden niedriger und dürrer. Man steigt noch eine halbe Stunde, dann ist man am Luginöland. Ein hohes Gerüst ist aufgebaut, und von dessen oberstem Stockwerk sieht man Norwegen vor sich liegen. Keine Schornsteine, keine Fabriken, keine Städte. Ein starker, tiefblauer Luftschleier über den Höhen, ein weißer Silberflor über dem Meer; und aus dem weißen Silber tauchen die blauen Höhen auf und die rothen Klippen; und aus dem blauen Schimmer wachsen sie empor, Millionen und Millionen fein gezackter Spitzen, in unendlichen Colonnen, eine hinter der andern rücken sie höher und höher empor, und in weiter, unabsehbar weiter Ferne schließen sie gegen Norden hin in großen Wellenlinien den Horizont ab: die Wälder und der Reichthum Norwegens, seine blauschwarzen, harzigen Fichten.

Und wenn man nach Osten blickt, so sieht man hinüber nach Schweden, und wenn man nach Westen sieht, so stehen die Höhenzüge von Hallingdal und Telemarken da, und alle Alpenerinnerungen und alle Alpenausblicke verschwinden vor dieser unendlichen Weite, und alle mitteleuropäischen Bergländerinnerungen kommen Einem freundlich, beinahe lieblich und etwas coullissenhaft vor neben dieser ruhigen, großen, unübersehlichen Monotonie. Hier pfeift keine Eisenbahn, hier rennen keine Dampfschiffe, hier verschwinden die Touristenströme wie ein Tropfen im Meer. Ueberall, wohin man kommt, steht die Einsamkeit um Einen herum, steinern, wipfeltrauschend, gießbachschäumend: Bergeinsamkeit, Waldeinsamkeit, Meereinsamkeit. Dies ist das Land der Fischer und der Bauern.

Aber je weiter ich nach Norden hinauf und je mehr ich herumkam, zu Fuß und per Skyds, häufig allein, häufiger in Gesellschaft mit Bauern, die eine Zeit lang dieselbe Strecke hatten und sich zu Führern erboten, auf Wegen, die mir eingeborene Norweger und Gewohnheitswanderer Abends beim Ziegenkäse und gedörrten Lammfleisch auf der Holzbank eines Sätters in's Notizbuch zeichneten, halbe Tage lang durch steinige Eindröden ziehend, wo das Quieken des Lemmings der einzige Laut und auf eine besondere Art übereinandergelegte Felsstückchen zwischen einem Chaos von Steingeröll die einzigen Wegmarken sind, um dann spät Nachts in einem Säter von dem jungen Bauern und seinen Schwestern, hohen, blonden, linien schönen Gestalten, mit adeliger, fernhaltender Würde empfangen und bewirtheet (die Alten bleiben auch Sommers daheim auf ihren Höfen) und nach einem eingehenden und sachkundigen Gespräch über die Literatur und Politik des Landes discret ausgeholt zu werden: ob ich vielleicht auch „Verfasser“ sei? je mehr Einblick ich in das sichere Selbstbewußtsein und das gar nicht unmittheilsame Insielbststruben dieser Race unabhängiger und arbeitsamer freier Grundeigner gewann, desto öfter und verwunderter fragte ich mich:

wie kommt es, daß den norwegischen Bauern keiner schildert? Weil Ibsen Bourgeoisdispositionen, weil Björnson Pastorendispositionen, weil Garborg Bohème-dispositionen hat? weil alle berühmt gewordenen nordischen so gut wie anderen Dichter erst durch das Bürgerthum durchfiltrirt werden, erst bürgerlich sehen und empfinden lernen mußten, ehe sie berühmt wurden? Oder liegt es noch tiefer? Liegt es darin, daß das differenzirte Gehirn des Dichters und des modernen Dichters die primitiven Werkzeuge eingebüßt hat, womit das vegetative Leben, die Unaufgelöstheit des Menschen, sich allein fassen und festhalten läßt? Liegt es daran, weil alle Dichtung Gehirndichtung, Anstrengung geworden ist, weil kein Dichter mehr den Ruhezustand des ungeahnten, ungewollten Empfangens und des halbchlafenden Gestaltens, die Halbwachheit, das Vitalität anhäufende Vegetiren des Landarbeiters mehr erlebt und kennt?

Einmal auf den Gedanken gekommen, fing ich an, mich anzusehen — Bauern-dichtung? ja, allerdings, von Bürgerlichen, aus bürgerlichen Gesichtspunkten, vorhanden! Deutschland hat Auerbach und Jeremias Gotthelf — lassen wir die Todten ruhen. Frankreich hat Zolas, dieses solidesten aller literarischen Geschäftsmänner: „la terre“, Dänemark hat des Pastorensohnes Pontoppidan ausgezeichnete Schilderungen seiner Klein- und Großbauern, Schweden hat Almqvist und Strindberg (die nordischen Bauernländer stellen eben das größte und beste Contingent). Ja, die Bücher dieser Männer enthalten, wo sie am besten sind, Züge aus dem Bauernleben. Den Bauern enthält keins von ihnen; es ist immer der Blick der einen Klasse auf die andere Klasse der Blick, der nur Einzelheiten wie durch einen Operngucker, der nur vergrößert oder gefärbt, nur durch Hilfsmittel sieht. Die Stimmung, das Tempo des Bauernlebens war in keinem Buch, das ich gelesen.

Und ich reiste weiter in Norwegen und lebte mich tiefer hinein in diese strenge, schroffe, undienstbare Natur mit ihren großen Einsamkeiten und ihren gehärteten Menschen.

Einige Monate nach meiner Heimkunft kam ein Bücherpacken aus Bergen an mich an. Ich machte ihn auf — Dialekt, unbarmherziger norwegischer Dialekt mit seinen starken Anklängen an's Schwedische und Altisländische, wie er im Kampfe gegen die dänisch-norwegische Schriftsprache sich dort jetzt Bahn bricht. Die Titel waren norwegische Bauernnamen: „Tengill Hovda“, „Hamna Tjonet“, der Autor hieß Jens Tvedt. Die Bücher blieben zwischen anderen lange ungelesen liegen. Als sie mir einmal wieder in die Hände geriethen, war es abermals Sommer geworden, ein schwüler Tag, an dem man zu keiner Anstrengung aufgelegt war. Ich steckte sie in die Tasche und schlenderte in den Wald. Die Sonne brannte auf dem märkischen Sande, und die langen dünnen Fichten dufteten trocken und betäubend. Ich streckte mich in ihrem karglichen Schatten auf das Preiselbeerkraut aus,

gedachte jeuzend der kühlen Buchenwälder meiner Heimat, zog Jens Tvedt hervor und fing an zu lesen.

Ich las und las — ohne Spannung, ohne Anstrengung für Gedanken oder Empfindungen, las unter einem steigenden körperlichen Wohlgefühl, unter einem wachsenden seelischen Gleichgewicht, las, ohne zu merken, daß ich las, während das vegetative Behagen wuchs und sich über mich ergoß wie ein warmes Bad. Etwas ging von diesen Büchern aus, das die Seele klar und gelassen und voll schläfriger Ruhe machte, etwas, das einen unendlichen Fernblick um sie herum stellte und das Individuelle und Persönliche zu einer humoristischen Kleinheit zusammendrückte — und auf einmal sah ich vor mir die unendlichen Weiten des norwegischen Hochlands, die großen Einsamkeiten und Ausblicke der norwegischen Natur, in der die Menschen sich als etwas Kleines und Nebenächliches fühlen und keine Gelegenheit finden, viel Wesens von sich zu machen.

Als ich „Tengill Hovda und „Ganna Tjonet“ aus der Hand legte, sagte ich zu mir: Das sind die gesundesten Bücher aus der Gegenwart, die mir vorgekommen.

Es sind auch die einfachsten. Ihre ganze Eigenthümlichkeit und Vorzüglichkeit beruht in ihrer Einfachheit. Die einfachsten Vorgänge in der einfachsten Weise dargestellt und angeschaut durch eine einfache Seele. Nichts Zusammengesetztes, Problematisches, nichts Aufgebauschtes, Verschiefertes; aber in jedem Zuge das Auge des geborenen, naiven Psychologen, der ein so großer Humorist ist, weil er Alles so gut versteht.

Und dabei selbstverständlich solch ein Gleichgewicht zwischen Körper und Seele, solch eine frohe Kraft der in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, solch ein überlegenes Verständnis für die Relativität aller Dinge und insbesondere aller menschlichen Dinge und soviel wirkliche Tiefe in dem Verständnis der Rolle, die das Vegetative im Menschenleben spielt.

Ich wurde neugierig auf diesen Schriftsteller. Ich schrieb nach mehreren von seinen Büchern und bat zugleich um biographische Einzelheiten.

Die Bücher kamen und ein dicker Brief dazu. Die Bücher waren originell und unterhaltend, der Brief war es noch mehr. Denn darin gab Jens Tvedt seine ausführliche Lebensgeschichte, die Lebensgeschichte eines norwegischen Bauern, der Dichter wurde, weil sein Sinn so sehr danach gestanden hatte.

Jens Tvedt war aus einer gebildeten Familie. Sein Vater war alle 3 wozu man einen „Häusler brauchen konnte: Districtskassirer, Vergleichscommissär, Obervormund und vieles andere“. Außerdem war er, wie der Großvater, der eigentlich „Adelsmann zum Väterhof“ gewesen, sich aber mit den Eltern nicht vertragen konnte, weil er während seiner Dienstzeit ein Smaalensmädchen festgefriegt und auch geheirathet hatte, weshalb er auf den Väterhof verzichten mußte, Militär gewesen. Der Stammvater war um's Jahr 1600 aus Jütland eingewandert. Die Familie war also genügend mit

fremdem Blut durchseht, um dem zum Dichter veranlagten Sohn den nöthigen Blick der Distanz mitgeben zu können. Den hatte denn auch Jens frühzeitig, und er distancirte ihn zunächst von dem, was der Bauer „arbeiten“ nennt, machte ihn dagegen hitzig, streitsüchtig und lernlustig. „Prügel gab's, wenn er ungehorsam war, und das kam oft vor.“

Die Lust, Bücher zu machen, stellte sich vor der Fähigkeit des Schreibens ein und wurde im Confirmationsalter so mächtig, daß Jens Buchbinder für die Baronie Rosendal in der Nachbarschaft wurde. Dabei bekam er eine Masse Schönliteratur zu lesen.

Nach der Confirmation ging er in die Abendschule bei einem frankten Bauernstudenten, wo er eigentlich Rechnen, norwegisch, d. h. dänisch und Geschichte und daneben „auch gewissermaßen ein bißchen Deutsch“ lernen sollte, aber meist blieb's für Lehrer und Schüler beim Bücherlesen, wobei Björnson einen großen Platz einnahm. „Verse machte Jens auch, aber ungewöhnlich leere und inhaltslose“, die Märchen waren besser, denn die holte er aus dem Volksmund, mit den Erzählungen ging es aber garnicht; er mußte sie immer wieder verbrennen.

Mit 17 Jahren kam er zum Amtschreiber auf's Comptoir und saß eine Zeit lang unter den Schreibern. Die Nächte vertrieb er sich mit Kartenspiel und Herumstreifen, was ihn bei seinen Altersgenossen sehr beliebt, bei den alten Leuten seines schwarz-pietistischen Heimatsdorfes aber äußerst unbeliebt machte. Darauf errichtete der Baron Rosenkrans auf Rosendal eine höhere Volksschule, die Jens Tvedt besuchte, zugleich war er aber auch Krambude-Commis im „Handelsverein“, dem einer seiner Brüder vorstand. „Das war eine lustige Zeit, in der viel Schelmstücke ausgeführt wurden“, die seinen Ruf nicht verbesserten.

Inzwischen aber wurde Jens doch ein so erwachsener Kerl, daß er an seine Zukunft denken mußte. Er begab sich also auf's Seminar von Stodö, wo er in Berücksichtigung der Zukunft sich alsbald verlobte. Sie war die Tochter eines verstorbenen Seminarlehrers, Jens aber dachte nicht daran, Lehrer zu werden, weshalb er auch nichts lernte, was ihn dazu anleiten konnte. Wurde er kein „Dichter, so mußte er eben einen Comptoirstuhl reiten — aber Schulmeister, Gott bewahr Ein'n!“ Er schrieb Kleinigkeiten, am liebsten Verse. „Und die Verse fingen ein klein bißchen an, mehr Sinn zu bekommen als früher, obgleich sie noch schwach genug waren, weiß Gott.“ Außerdem ward er Begründer und Hauptredacteur einer handschriftlichen Zeitung für Seminaristen.

Als er aus dem Seminar heraus war, hatte er nichts zu thun und vicarirte daher für einen Freund in einer Schule bei Bergen. Dort verkehrte er „mit Eisenbahnarbeitern, Herumtreibern und Bergensern“. Später unterrichtete er stellvertretend in einer Schule am Hardangerfjord; auf Dichten und Träumen aber verwandte er mehr Zeit, suchte nach Form und Stil, studirte Volksleben und Literatur und was sonst dazu nützen konnte.



Aber geheirathet sollte auch werden — und darum suchte er den Lehrerposten in seinem Heimdorf. Die mächtigen Pietisten hatte er gegen sich: er war ein gefährlicher Kerl, er konnte die Kinder nicht zu Jesus führen; die regulären Pastoren hatte er auch gegen sich, — aber gewählt wurde er doch. Mit der Schule ging es klein; am meisten arbeitete er an „seiner eigenen Entwicklung und führte dabei vielleicht auch die Entwicklung im Dorf ein klein bißchen vorwärts; aber weit war es nicht“.

Darauf wurde er des „Oeffentlichen“ überdrüssig. Er zog nach Stavanger, wo er Lehrer an einer Privatschule geworden war. Und da blieb er.

Unterdessen fingen „auf eigene Kosten“ Bücher von ihm zu erscheinen an. Als bald schrieb er nur noch im Volksdialekt. Er war lange mit seiner norwegisch-dänischen Schriftsprache unzufrieden gewesen, die „weder Fisch noch Vogel“ war, sollte er's zu „künstlerischer Form“ bringen, so mußte es durch „reines Norwegisch“ sein. „Jedes Jahr machte ich ein neues Buch, zugleich arbeitete ich an meiner Entwicklung. Aber die Zeiten waren schlecht; neben der Schule hatte ich noch den Assistentenposten an der Communebibliothek, sodaß ich nur die eine oder andere Freistunde zum Schreiben hatte. Ganze Kraft habe ich nie an meine Bücher gesetzt“.

Diese halbe Kraft war sein Glück. So, wie er in seiner Selbstschilderung vor uns steht, war Jens Tvedt nicht perfectibel genug, um ein ganz großer Künstler zu werden. Seine intellectuelle Spannkraft steht nicht auf der Höhe seiner Intuition und productiven Gestaltungskraft. Er „arbeitet an seiner Entwicklung“ wie ein strebsamer Pedant, aber er sieht wie ein Genie. Und daß er keine Zeit hatte, seine Geschichten durch's Gehirn passiren zu lassen, sondern sie den kürzeren Weg durch seine feinen, empfänglichen Sinne in die Schreibfinger machen ließ, das giebt ihnen das Halbawgewachte, das vegetative Wohlgefühl, die ruhigen, gesunden Athemzüge, worin sie einzig, ein Anfang, sind.

„Meine ganze Entwicklung,“ schließt Jens Tvedt, selbstbewußt wie ein echter Norweger, seine Selbstbiographie, „habe ich auf eigene Hand geführt, niemals Andere um Rath oder Wegweisung gefragt, oder Urtheile über meine Bücher eingeholt, ehe sie heraus waren. Ich war zu blöde und — zu stolz dazu. Was ich wurde, wollte ich mit eigener Hilfe werden — und der Frau ihrer.“

Jens Tvedt's Bücher schildern recht vollständig die verschiedenen Klassen der norwegischen Bauern. Aus einem der natur schönen, heiteren Striche Norwegens, zwischen Bergen und Hardanger gebürtig, wo die Landschaft abwechslungsreich, der Menschenschlag aufrecht und lebensstark ist, wo wohlhabende Höfe in tiefen Thälern, auf offenen weiten Höhen, an einsamen Fjorden liegen, schildert er, was in der ganzen nordischen Literatur noch ungeschildert ist, die eigentliche feste Basis des Landes, den unzugänglichen, stolzen, behäbigen Hofbauern, den Adelsbauern, der Keinen, der nicht mit

ihm aufgewachsen, in seine Häuslichkeit und seine Sitten hineinschnüffeln äßt, dessen Nachbarn und Verwandten, Knechte und Mägde und die kinderreiche Armuth der Strandbauern, aus der letztere hervorgegangen. Er schildert ihr Tagewerk und ihre Sonntage, Schulleben, Confirmationsunterricht, Einsegnung und die seelischen und physischen Vorgänge dabei. Er schildert die nächtlichen Besuche der Bursche bei den Mädchen und die Brautwerbungen im Bett, die Hochzeiten und die in nächster Zeitverbindung mit ihnen stehenden Kindtaufen, auch die unehelichen mit nachfolgender Hochzeit, wobei der Kindvater keine Rolle spielt. Er schildert complete Lebensläufe, wie die Geschehe ganzer Familien, und bei Allem, was er schildert, wird es Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein mit allen dahingehörigen Conjunctionen, wird gegessen, getrunken, aufgewaschen, schlafen gegangen, aufgestanden, gesät, geerntet, gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet in Unermüdblichkeit und vegetativem Halbschlaf, wird gegrübelt und verlangt und erreicht, — aber gesprochen wird nicht mehr als das höchst Nöthige.

Jens Tvedts Bücher sind, ich erwähnte es schon, wie ein Mensch, der aus dem Schlummer aufwacht und noch nicht ganz wach ist; alle wesentlichen Vorgänge gehen halb unter der Bewußtseinschwelle vor, alle hauptsächlichsten Ereignisse des Lebens vollziehen sich, ohne daß der Betreffende recht weiß, wie oder warum. Da ist z. B. die Erzählung: „Hamna-Tjonet“, was soviel heißt, wie: das Hamna-(Hafen-)Anweisen. Die Hamna-Leute sind eine kinderreiche, hungrige Fischerfamilie, die ihren Stolz hat. Die älteste Tochter, Brita, dient bei den reichen Knuta-Leuten, ein starkes, dickes Mädchen, rund von Gesicht und schwer von Körper. Sie ist in einer stetigen Berlegenheit, spricht Einer zu ihr, wird sie roth, sieht ein Mannsbild sie an, läuft sie davon, man sieht sie daher meist laufend, und wenn die andere Magd sie neckt, daß Einer wohl den Weg zu ihrer Kammer fände, antwortet sie schnippisch: sie hätte gelbe Butter wohl schon früher gesehen und doch nicht davon geschmeckt.

Aber eines Tages kommt der Schreiner-Ola auf den Hof und bleibt da lange, denn die Knuta-Leute lassen sich ein neues Wohnhaus bauen. Der Schreiner-Ola kriegt sie gleich fest und will sie küssen und singt immer Liebeslieder, wenn sie vorbeigeht, so daß sie sich gar nicht zu lassen weiß. Und eines Tages schmeckt Brita die gelbe Butter, die sie sich vermessen, nie anzurühren. Und das thut so wohl, und Brita läßt sich von seinen Bartstoppeln stechen und giebt Alles aus einem guten Herzen und denkt, er thut es ebenso.

Aber eines Tages, mitten in der Ernte, wo alle Menschen daheim vollauf zu thun haben, kommt ein Boot angefahren, und darin sitzen der alte Torstein und seine Tochter, und wie der Ola das Boot kommen sieht, geht er gleich weg vom Bau. Aber der Torstein sucht ihn, und der Ola muß mit ihm hinab zum Boot; da sprechen sie lange zusammen, während das Mädchen weint, darauf giebt Torstein dem Ola eine hinter die Ohren, und

Ola dem Torstein eine vor die Brust, das Mädchen wirft sich dazwischen, und darauf beruhigen sie sich wieder. Aber am Abend kommt Ola diesmal nicht zu Brita an den Elf, sondern er leiht das Boot vom Wirth und rudert über die Bucht, und am andern Sonntag ist Aufgebot, und ein paar Wochen später hält Ola Hochzeit mit Torsteins Tochter, und wieder ein paar Wochen später halten sie auch gleich Kindtaufe. Und wieder ein paar Wochen später wird Brita vom Hof geschickt, denn es ist nur eine Zeitfrage, wann Brita Kindtaufe haben wird. Daheim bei ihren armen Eltern und sieben unbändigen Geschwistern hat Brita es gar nicht gut, aber im Grunde nehmen sie und die Alten und alle anderen Leute das Alles doch als Selbstverständliches; und als das Kind erst da ist, arbeitet Brita auf den Nachbarhöfen auf Tagelohn, und Sonntags geht sie zu ihrer Zerstreung auf die Betversammlungen, wodurch sie sich viele Sympathien erwirbt und wo sie immer Anders trifft, der früher schon ein gutes Aug auf sie gehabt und auch zu den Betleuten gehört. Und unter freundlicher Nachhilfe ihrer früheren Brotmutter und anderer guter Menschen kommt Anders, der nur Knecht war, zu einem eigenen Haus und geht auf Freierrücken; nur Brita allein kann sich nicht denken, wen er meint. Eines Tages aber regnen sie zusammen in einer Scheuer ein, und es regnet lange und gründlich und wird immer dunkler. Und schließlich regt sich Anders, der lange still geseffen und rührt dabei an Brita. Und wieder nach einer Weile legt er den Arm um ihren Leib, und sie merkt, wie seine Faust zittert.

Da vergißt Brita alle heiligen Gedanken und ist blos froh und bang: „Wenn er sie nur nicht auch anführt?“ — Aber der Einfall war so rasch vorbei, wie er gekommen.

„Brita,“ sagt er, und auch seine Stimme zittert, und auf einmal preßt er sie an sich.

„Gott verzeih mir armer Sünderin — aber ich hab Dich so gern!“ antwortet Brita, schlug die Arme um seinen Hals und wußte von nichts mehr. —

Oder eine andere Geschichte; sie heißt „Vanheppa“ (Mißgeschick).

Der Bauer Per Dosi hat den Hof und hat ihn doch nicht, denn Mutter Durbei regiert ihn. Per möchte gern Manches verbessern, sowohl die Wirthschaft wie sich selbst, aber er darf nicht, denn Mutter Durbei und Schwester Ili (die außerdem verwachsen ist) sind zwei Drachen, die streng darauf halten, daß nichts anders wird, ehe Ili verheirathet ist. Daran arbeiten Mutter Durbei und Ili fleißig, obgleich sie sonst in Allem uneinig sind. Schließlich sind sie soweit, daß eine andere regierende Mutter ihre altgewordene Tochter an Per absetzen will, und dafür soll Ili an den Sohn abgesetzt werden. Aber der Sohn will Ili nicht, und Per will die Tochter nicht. Und so bleibt Alles, sammt täglichem Unfrieden im Hause, wie früher. Aber eins ändert sich. Es kommt eine neue Magd, Sanna, und sie bleibt jahraus jahrein, trotz Mutter Durbeis und Ilis Bissigkeiten. Denn Sanna und Per haben

ein gutes Auge auf einander. Per hat aber bei Mutter Durbei Geduld gelernt, und darum wartet er darauf, daß sie erst sterben soll. Und Jahr vergeht auf Jahr, und Mutter Durbei lebt immer weiter. Auch Sanna wartet lange und geduldig, aber eines Tages ergreift sie doch die Initiative — und da führt sich Per altjüngferlich auf. Schließlich stirbt die Mutter, und nun läßt Per bedeutungsvoll das große elterliche Ehebett in die beste Stube bringen. Aus Naserei über diese symbolische Handlung erhängt sich Ni. Das Haus ist nun ganz rein, und Per ist ganz frei, und nun soll die Freierei losgehen. Aber wie er so vorsichtig bei Sanna anklopft, bekommt er zur Antwort, daß ihre Brüder ihr aus Amerika ein Billet geschickt hätten, und nun müsse sie reisen.

„Das Billet könne sie wohl wieder loswerden,“ meinte Per, „denn — er hätte die Absicht, sie zu fragen, ob sie nicht Frau auf dem Hof werden wolle?“

Aber Sanna antwortet gekränkt: damit sei's jetzt zu spät, denn nun müßte sie reisen; er solle sich doch an die Andere halten, die seine Mutter ihm ausgesucht — ehe es auch dort zu spät wäre. — Und Sanna reiste.

Und Per war's zu leer im großen Ehebett, er verschwand ganz darin. Da ließ er sich einen großen Eichenkloß hineinbringen und legte ihn in's Bett an die Wand. Der füllte es gut. „Und nun hab' ich auch 'n Bettgenosß,“ sagte Per.

So sind alle Geschichten Jens Tvedts. Kleine Auschnitte aus dem Leben, so tief, weil sie so wirklich angeschautes Leben sind. Alles wird direct beim Namen genannt, aber decent sind sie trotzdem, denn der Bauer will das nicht beschrieben lesen, was er ganz gut aus Erfahrung kennt. Und es sind die Bauern, die Jens Tvedt lesen. Dieselben Bauern, die jetzt die Union mit Schweden zerreißen wollen und in Norwegens äußerer und innerer Politik mit rathen und thaten, ein von uraltersher freier Bauernstand, aufrecht, selbstbewußt, arbeitfam an einer eigenen Cultur. Jens Tvedt ist in der europäischen Literatur der erste Bauerndichter aus erster Hand. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er Nachfolge haben wird, so wenig es unwahrscheinlich ist, daß die drei nordischen Länder in immer strengerem Sinne Bauernländer werden.

Ob er aber Nachfolger haben wird in jenen psychologischen Feinheiten, auf die ich hier gar nicht eingehen konnte? Seine Bücher sind voller unbeabsichtigter Lekturbissen, seine Frauenpsychologie vor Allem ist voll intuitiver Erkenntnisse. Sie ist grundlegend, denn es ist nicht bloß die Bäuerin — eine Gesellschaftschiicht — die er schildert, sondern es ist das Weib, das, was tiefer als alle socialen Bedingtheiten liegt. Vorläufer hat er auf diesem Gebiet wenige gehabt.





## Die Electricität und die Mikroorganismen.

Don

Theo Seelmann.

— Leipzig. —

**D**er Kampf gegen die Mikroorganismen wird auf der ganzen Linie geführt, immer wieder studirt man die Entwicklungsvorgänge, die sich bei diesen kleinsten organischen Gebilden abspielen und sucht Mittel und Wege zu ergründen, durch die es gelingen möchte, ihre Lebensfähigkeit zu beeinflussen und zu schwächen, daß sie nicht mehr im Stande sind, dem menschlichen Organismus zu schaden, und zu Grunde gehen. Als Lister seinen antiseptischen Verband erdachte, kam es ihm eigentlich darauf an, die Mikroorganismen im wahrsten Sinne des Wortes von der Wunde abzuschließen, später, als man mit der antiseptischen Wundbehandlung vertrauter wurde, legte man mehr den Nachdruck auf die antiseptischen Mittel selbst, die nun in reicher Auswahl zu Tage traten. In anderen Fällen glaubte man durch Inhalationen zum Ziele zu gelangen, sei es, daß man bestimmte Dämpfe oder nur heiße Luft einathmen ließ. Oder man griff auch zu den Injectionen, durch die man gewisse Stoffe direct der Blutbahn einflökte. Zu diesen Kampfmitteln ist in letzter Zeit ein neues getreten, die Electricität.

In einer Epoche, wie der unserigen, wo die Electricität von Tag zu Tag eine größere Bedeutung erlangt, lag es nahe, ihre Anwendung auch auf die Mikroorganismen zu erproben. Zuerst suchte man zu erfahren, ob es möglich wäre, die Mikroorganismen, die in einer aus Bouillon und erwärmter Gelatine bestehenden Nährflüssigkeit oder in einer physiologischen Kochsalzlösung aufgeschwemmt waren, dadurch zu vernichten, daß man galvanische Ströme durch das Nährsubstrat leitete. Es konnte also hier nur

von einer Fernwirkung des elektrischen Stromes die Rede sein. Es wurde nun die Nährflüssigkeit in ein kleines, sterilisirtes Becherglas gebracht, das einen Glasdeckel trug, an dem kleine, an Platindraht aufgehängte Platinplättchen hingen, die die Elektroden, die beiden Pole, darstellten. Der so eingerichtete kleine Apparat war mit einer elektrischen Batterie in Verbindung gesetzt. Vor, sowie nach der Einwirkung des Stromes wurden jeweilig drei Platinösen voll von der Aufschwemmung entnommen und auf Gelatineplatten ausgefäet. Zunächst war der Widerstand, der sich dem Strom entgensetzte, nach der Beschaffenheit der benutzten Nährsubstrate verschieden. Bei Verwendung von sterilisirtem Wasser und voller Ausnutzung von 25 Elementen konnte man nur eine Stromstärke von 4 Milli-Ampère erreichen, bei physiologischer Kochsalzlösung, Bouillon und Gelatine gestalteten sich die Verhältnisse viel günstiger, indem man, namentlich bei Bouillon, bis auf 250 Milli-Ampère steigen konnte. Man versteht unter einem Milli-Ampère den tausendsten Theil einer Stromstärke-Einheit. Die Einwirkungsdauer wechselte zwischen 6 und 120 Minuten. Die ersten Versuche wurden mit dem Heubacillus angestellt. Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurde die Beweglichkeit der Heubacillen in hängenden Tropfen geprüft und wurden dann Gelatineplatten gegossen. Auch das Nährsubstrat wurde vorher und nachher einer Prüfung unterworfen und zeigte sich, je nachdem man das Material nach der Stromwirkung aus der Gegend des positiven oder negativen Pols entnahm, sauer, beziehentlich alkalisch. Um ein Vergleichsobject zur Beurtheilung der Beeinflussung durch den Strom zu haben, legte man noch Controlculturen von Heubacillen an, die nicht der elektrischen Einwirkung ausgesetzt wurden. Das Ergebnis war das, daß, wenn es auch schien, als ob das Wachstum der Heubacillen auf den nach der Stromeinwirkung gefertigten Platten ein langsameres war als auf den Controlplatten, dennoch ein wesentlicher Unterschied nicht festgestellt werden konnte. Indeß ersah man aus der Beobachtung im hängenden Tropfen dennoch insofern eine Veränderung, als die sich zuvor sehr lebhaft bewegenden Bacterien sich nach der Einwirkung des Stromes, besonders wenn er eine hohe Intensität besaß, ganz bewegungslos oder wenigstens sehr träge in ihrem Bewegungsvermögen zeigten. Erst nach einigen Stunden kehrte allmählich die ursprüngliche Beweglichkeit zurück und hatten sich die Mikroorganismen von der elektrischen Erschütterung erholt.

Die nächste Versuchsweise galt dem *Staphyloconus pyogenes aureus*, dem kleinen goldgelben Traubencoccus und dem Milzbrandbacillus. Bei beiden war trotz der Benutzung stärkster Ströme und mehrstündiger Anwendung eine Abnahme des Wachsthums oder irgend eine Entwicklungsstörung nicht zu bemerken.

Eine interessante Ergänzung haben diese Untersuchungen durch die Beobachtungen gefunden, die M. Verworn an niedrigsten Lebewesen anderer Art, den sogenannten Protisten machte. Die Protisten bestehen bekanntlich in ihrer einfachsten Form als Amöben aus einem mikroskopisch kleinen, form-

lojen, beweglichen Klümpchen eines eiweißartigen Schleims, von dem nach Belieben an allen Punkten der Oberfläche fingerartige Fortsätze oder feine Fäden, die Pseudopodien oder Scheinfüße ausgesandt werden können. Die Amöben antworteten nun auf schwache elektrische Reizungen dadurch, daß ihre Fortbewegung auf kurze Zeit stockte und erst nach einer Pause in normaler Weise aufgenommen wurde. Waren die Inductionsschläge stärker, so kam es zur Annahme der Kugelgestalt mit Unterbrechung aller anderen Bewegungen, bis nach einiger Zeit die Scheinfüße wieder gebildet wurden. Bei ganz starken Inductionsschlägen aber fand ebenfalls die Kugelbildung statt, jedoch zerplatzte die Kugel, und es trat ein wurstförmiges Gerinnsel hervor.

Der genannte Forscher stellte seine Experimente direct unter dem Mikroskop an, indem er zwei poröse Thonleisten auf dem Objectträger festklebte und ihre Enden durch einen Kittstreifen verband, so daß ein vierseitiges Kästchen entstand, das die Flüssigkeit mit dem Untersuchungsobject aufnehmen konnte. Durch zwei Binselelektroden wurde den Thonleisten der Strom zugeführt. Hierbei ergab sich denn, daß der galvanische Strom auf die Protisten, es waren in diesem Fall Paramäcien, eine richtende Wirkung ausübte. Wurde nämlich in der beschriebenen Form ein Tropfen Wasser, das Paramäcien in möglichst großer Individuen-Anzahl enthielt, zwischen die Elektroden gebracht und der Strom durch einen zwischen die Kette und das Object eingeschalteten Quecksilber Schlüssel geschlossen, so sah man schon mit bloßem Auge im Augenblick der Schließung sämtliche Paramäcien den positiven Pol, die Anode, verlassen und als dichter Schwarm auf die Kathode, den negativen Pol, zufließen, wo sie sich in großen Massen ansammelten. Hier blieben sie während der ganzen Dauer des Stromes. Wird der Strom geöffnet, so tritt die Umkehrung ein, der ganze Schwarm verläßt wieder die Kathode und schwimmt nach der Richtung der Anode hinüber. Hierbei findet aber keine vollkommene Ansammlung an der Anode statt, sondern ein Theil der Protisten bleibt gleichmäßig im Tropfen zerstreut. Anfänglich nähert er sich nicht der Kathode, sondern thut dies erst allmählich, einige Zeit nach der Stromschließung. Zuletzt sind wieder alle Protisten gleichmäßig im Tropfen vertheilt.

Um den Versuch vor dem Einwurf zu sichern, die Protisten richteten und sammelten sich nicht selbst an, sondern wurden nur mit dem Strom der Flüssigkeit, in der sie sich befinden, fortgetragen, ätherisirte Verworn seine Untersuchungsobjecte, so daß ihre Wimperbewegung vollständig aufgehoben wurde. Der Erfolg war der gehoffte, in diesem Zustand fand nicht die geringste Bewegung nach einem Pole hin statt. Die Protisten werden also nicht von der Wasserströmung mit fortgerissen, was ja auch bei der Betäubung hätte eintreten müssen, sondern sie bewegen sich selbstständig in der angegebenen Weise.

Dieselbe Thatfache wird auch durch die mikroskopische Betrachtung bestätigt. Hierbei bemerkt man, daß im Augenblick der Schließung des

Stromes plötzlich alle Paramäcien ihr vorderes Ende der Kathode zuwenden und nun diese Richtung ihrer Körperachse beibehalten mit nur unbedeutenden Schwankungen nach seitwärts, die sich aus der Art des Schwimmens dieser Protisten erklären. Sie bewegen sich nämlich in der Weise, daß sie beim Vorwärtsschwimmen ihren vorderen Körper immer abwechselnd etwas nach rechts und dann wieder nach links von der geraden Richtung abwenden, wodurch eine wellenförmig um die gerade Richtung verlaufende Bahn zu Stande kommt. Sind die Paramäcien an einem Pole angelangt, so schwimmen sie gegen die betreffende Elektrode an, tummeln sich in der dichtesten Nähe der Elektrode umher, schwimmen wieder an und so fort wodurch ein lebhaftes Durcheinanderwimmeln entsteht.

Bei einem anderen Experiment benutzte Verworn zwei bewegliche Spitzenelektroden, die er verschieden in den beobachteten Wassertropfen einstellte. Indem er nun beständig die Einstellung wechselte, hatte er die Bewegung der Paramäcien vollständig in der Hand und konnte sie nach Schließung des constanten Stromes hindirigiren, wohin er wollte, da sie immer dem negativen Pole folgten. In wenigen Sekunden hatten sich alle um einen Punkt versammelt. Die betreffende Elektrode wirkte also gleichsam wie eine Falle. Diese Beeinflussung äußert sich aber nicht nur in einem kleinen Tropfen, sondern sie zeigt sich noch in voller Geltung an den Rändern einer Wassermasse von über 10 Cubiccentimeter Inhalt. Bei dieser Sachlage vermag man also die zerstreuten Protisten einer größeren Flüssigkeitsmenge zu sammeln und sie aus ihr zu entfernen.

Um Vieles aber noch wichtiger war die Beobachtung, die der genannte Gelehrte machte, als er bei seinen Versuchen Kupferelektrode benutzte. Hier zeigte sich nämlich die auffällige Erscheinung, daß sich um jede Elektrode ein sich immer weiter verbreitender Hof von Zersetzungspunkten bildete, der auf die Protisten giftig einwirkte. Wenn man nämlich die Paramäcien in einen Tropfen setzt, durch den man mit Kupferelektroden vorher den Strom längere Zeit hatte gehen lassen, so kehren sie, wenn sie an die Sphäre der Zersetzungspunkte gekommen sind, um. Sobald aber die Zersetzungstoffe sich mehr im Tropfen vertheilen, sterben die Infusorien unter starker Achsendrehung. Dasselbe tritt ein, wenn man den Strom aus Kupferelektroden gleich durch einen Tropfen mit Paramäcien scheidt. Dabei zeigt sich, daß die Protisten trotz der giftigen Stoffe in gewöhnlicher Weise zu der Kathode hinüber schwimmen, wo sie dann ihren sicheren Tod finden. Sobald sie in den Wirkungskreis der giftigen Zersetzungspunkte kommen, tritt beschleunigte Achsendrehung ein, bis der Protist seine Bewegungen allmählich ganz einstellt und todt auf der Stelle, meist noch vor dem Ziele, liegen bleibt. Die Protisten stürzen sich förmlich in ihr Verderben, denn man sieht sie ohne Zögern in die giftige Sphäre eindringen. Nach kurzer Zeit der Einwirkung des Stromes liegen alle Paramäcien aus dem ganzen Tropfen todt um die Kathode herum.



Wir erkennen also hier den elektrischen Strom als die Ursache vom Absterben von Mikroorganismen, denn mögen diese auch eigentlich durch die Zerlegungsproducte zu Grunde gehen, so werden eben jene Producte doch erst durch die Einwirkung der Elektrizität geschaffen.

Zu welsch' hervorragender Bedeutung diese Eigenschaft des elektrischen Stromes werden kann, werden wir sogleich einsehen. Wir haben gehört, daß die Experimente mit dem Heubacillus und dem Milzbrandbacillus, die durch Fernwirkung ein Wachsthumshemmniß herstellen wollten, erfolglos blieben. Allein damit beruhigte man sich nicht, sondern man bemühte sich nun, festzustellen, ob nicht eine Nachwirkung durch unmittelbare Berührung der Elektrode mit den Bacillen erzielt werden könne. Zu diesem Zweck übergossen Brochnownik und Späth die Platinelektroden mit Agar-Agar und ließen den Nährboden erstarren. Darauf impften sie ihm die Mikroben ein. Am anderen Tage wurden die Elektroden, auf denen inzwischen unter Anwendung der Bruttemperatur ein runder Bacterienherd gewachsen war, in einer Versuchsbüchse an Platindrähten aufgehängt und dem Strome ausgesetzt. Als flüssigen Bestandtheil benutzte man sterilisirte physiologische Kochsalzlösung, weil man dadurch den Verhältnissen im thierischen Organismus am nächsten zu kommen glaubte.

Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurden Kulturproben auf Agar- und Gelatineröhrchen verpflanzt. Zu den ersten Experimenten verwandte man den rasch wachsenden goldgelben Traubencoccus. Gleich bei ihm zeigte sich ein auffälliger Unterschied zwischen Proben, die der Einwirkung des positiven Poles unterworfen gewesen waren, und denjenigen, auf die der negative Pol seinen Einfluß ausgeübt hatte. Während nämlich die letzteren im Vergleich zu den Controlculturen nur eine geringe Abnahme der Wachsthumsenergie zeigten, blieben die vom positiven Pol stammenden Röhrchen vollständig ohne jede Spur von Mikroben, selbst wenn solche in großer Menge verimpft worden waren und auf Agarplatten tage- und wochenlang der Bruttemperatur ausgesetzt wurden. Von Einfluß war die Stromstärke und die Einwirkungsdauer. Ströme von 60 Milli-Ampère waren bei viertelstündiger Einwirkung noch im Stande, eine Reincultur des goldgelben Traubencoccus zu vernichten, während 50 Milli-Ampère dies nicht mehr vermochten. Trotzdem konnte auch bei letzteren eine beträchtliche Verminderung der Lebenskraft der Mikrococcen insofern festgestellt werden, als auf den vom positiven Pol entnommenen Culturen erst nach drei Tagen vereinzelte Colonien auftauchten, während die Controlculturen schon nach 24 Stunden einen weitausgedehnten dichten Pilzrasen darbot. Bei einer Intensität von 15—25 Milli-Ampère ließ sich keinerlei Beeinflussung erkennen. Mitunter wurde die positive Elektrode noch längere Zeit aufbewahrt, ohne daß auf ihr, wenn vorher Ströme von mindestens 60 Milli-Ampère angewendet wurden, irgend welche Mikroben erschienen. Zudem wurden nach einigen Tagen abermals Culturen von ihr angelegt, aber auch sie blieben von jeder Pilzspur frei.

Eine andere Versuchsweise wurde mit dem Eiterfettencoccus angestellt. Der Erfolg war derselbe wie im ersten Fall, denn schon schwache Ströme richteten ihn bei viertelstündiger Einwirkung zu Grunde.

In ähnlicher Weise experimentirte man mit dem heftig ansteckenden und stark sporentreibenden Milzbrandbacillus, den man als einen der widerstandsfähigsten Mikroben betrachten muß. Bei ihm mußten weit höhere Stromstärken in Anwendung kommen, um die Bacillen mit den Sporen zu tödten. Eine Viertelstunde genügte nicht, schwächere Ströme hemmten nur das Wachsthum, ohne es völlig aufheben zu können, dagegen erwies sich ein Strom mit einer Intensität von 200—230 Milli-Ampère bei einer Zeitdauer von  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde als höchst wirkungsvoll, so daß die Bacillen zum Absterben gebracht wurden.

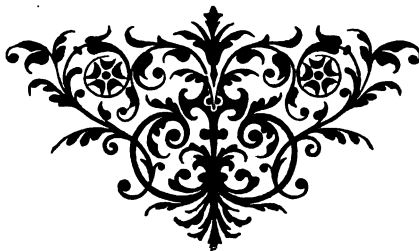
Wie die deutschen Aerzte, so haben auch die Franzosen Apostoli und Laquerrière an Untersuchungen über den Einfluß der Electricität auf den Milzbrandbacillus gearbeitet, die außerdem noch Vorkehrungen trafen, durch die sie die bei der Elektrolyse entstehende Wärmewirkung ausschalteten. Hierdurch ergibt es sich, daß nicht etwa die Wärme, sondern der elektrische Strom als solcher der die Pilzkeime zerstörende Factor ist. Das Ergebnis ihrer Arbeit faßten sie dahin zusammen, daß ein Strom von 100 Milli-Ampère und darunter trotz einer Anwendung von 30 Minuten nicht die Ansteckungsfähigkeit aufhebt, sondern es kommt nur zu einer Abschwächung, die mit der Intensität des Stromes steigt. Wurden mit so behandelten Milzbrandbacillen Meerschweinchen als Controlthiere geimpft, so starben sie nur ein bis zwei Tage später, als der gewöhnliche Verlauf der Krankheit währte. Ein Strom von 200—250 Milli-Ampère, 5 Minuten lang angewendet, vernichtete nicht immer und sicher die Ansteckungsfähigkeit. Einige Meerschweinchen starben noch, aber längere Zeit nach den Controlthieren, die mit einer Cultur geimpft wurden, die der Wirkung des elektrischen Stromes nicht ausgesetzt worden war. Dagegen vernichtete ein Strom von 300 Milli-Ampère und mehr während fünf Minuten stets die Milzbrandbacillen. Uebertrug man diese Culturen auf Nährboden, so erschienen niemals auf ihnen Milzbrandbacillen. Ebenso blieb die Impfung auf Meerschweinchen ohne Wirkung.

Die Untersuchungen ergaben demnach eine örtliche, antiseptische Wirkung der Electricität, und zwar ist es der positive Pol, der unmittelbar mikrococcentödtend zu nennen ist. Das Resultat ist für eine Reihe von Krankheiten von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Ueberall da, wo die Anwendung von anderen antiseptischen Mitteln, die die Entwicklung der Krankheitskeime verhindern, unmöglich und mit einer Gefahr für den Kranken verbunden ist, wird man jetzt in der Electricität ein Mittel in der Hand haben, das einen sicheren Erfolg ohne schädliche Nebenwirkungen verbürgt.

Es ist jetzt nur noch die Frage zu beantworten, auf welche Ursachen die antiseptische Kraft der Electricität zurückzuführen ist. Es lag von An-

fang an nahe, die Erklärung der Anodenwirkung in der Zersetzung der bei den Versuchen benutzten physiologischen Kochsalzlösung zu suchen. Denn da am positiven Pol freies Chlor ausgeschieden wird, das sich in dem Experimentirglas stets durch den Geruch bemerkbar macht, so darf man wohl annehmen, daß diesem sehr energischen Antisepticum, das bei seiner Entstehung sicherlich noch viel kräftiger wirkt, die Ursache für das Erlöschen der Lebensfähigkeit der an der Anode angebrachten Cultur zuzuschreiben ist. Daß in der That auch freies Chlor bei Anwendung am menschlichen Körper abgespalten wird, beweist ein hellgrüner Ueberzug, der die Kupferelektroden umkleidet und dessen Hauptbestandtheil bei der chemischen Analyse und bei der Flammenprobe sich als Chlorkupfer herausstellte. Auf der anderen Seite ist dem in Wasser, also auch in den Gewebssäften des menschlichen Organismus löslichen Kupferchlorid eine gewisse antiseptische Kraft nicht abzuspochen, da es sich zeigte, daß geringe Mengen von diesem Salz Agar und Gelatine für die Entwicklung von Mikroorganismen unempfindlich machten.

In die Reihe von Mitteln, die gegen die Lebenskraft der Mikroben ankämpfen, reiht sich die Electricität als werthvolles Glied ein. Zwar wird auch sie nicht im Stande sein, in jedem Fall ihre antiseptische Wirkung auszuüben, sondern ihre Anwendung wird voraussichtlich nur auf bestimmte Krankheitsformen beschränkt bleiben, aber auch hierdurch ist schon genug gewonnen, denn je mehr die Zahl der Gegenmittel anwächst, desto sicherer kann der Arzt für den beabsichtigten Zweck die Auswahl treffen oder durch den vereinten Gebrauch mehrerer Hilfsmittel desto nachdrücklicher auf die Heilung hinarbeiten.





## Die Stimme Allahs.

Eine türkische Erzählung

von

Rudolf Lindau.

— Konstantinopel. —



In einem kleinen Dorfe in Anatolien lebte auf seinem Hofe, ohne Weib und Kind, ein braver Bauersmann, Namens Abdullah, der sich im Schweiße seines Angesichts recht und schlecht durchschlug, dabei aber immer mit einigen Bedauern daran dachte, wie traurig es doch sei, daß er sich jahraus, jahrein von früh bis spät abzarbeiten habe, nur um immer für die allernächste Zeit genug zum Leben zu gewinnen. Er hätte so gern ein ruhiges, würdiges Dasein geführt; — aber dazu gehörte Geld, — und er besaß nichts als das geringfügige Erbe seiner Väter: eine elende Hütte auf einem kleinen Hofe, einen Esel, eine Kuh, einige Gänse, Hühner und Enten und ein Stückchen schlechten Bodens; das, wenn er es gut düngte, pflügte und besäte und wenn die Ernte nicht durch Hagel, Regen oder Sturm vernichtet wurde, gerade so viel einbrachte, daß er mit dem Erträgniß desselben seine Bedürfnisse, die wirklich recht bescheiden waren, armselig befriedigen konnte. Gab es aber eine Mißernte, so war das für ihn ein Hungerjahr, und es war dann schon einige Male so weit gekommen, daß er seine Kräfte verdingen, für fremde Leute hatte arbeiten müssen, um nicht elendiglich zu Grunde zu gehen. — Das war sehr hart und sehr traurig.

Eines Abends, als Abdullah nach eines heißen Tages Mühen vor seiner Thüre saß und sein Leben ihm wieder einmal aufs Außerste bejammernswerth erschien, trat ein alter Bettler auf ihn zu und bat mit kläglichem Stimmton um eine kleine Gabe. — Abdullah war ein guter Mann. Er gab dem Armen zehn Para, etwas weniger als fünf Pfennig.

„Der Herr wird es Dir tausend Mal vergelten,“ sagte der Bettler und zog seiner Wege.

Der Mann hatte eine laute, tiefe Stimme, und seine Worte klangen in Abdullahs Ohren nach. — „Der Herr wird es Dir tausend Mal vergelten,“ wiederholte er unwillkürlich. Dasselbe war ihm schon oftmals gesagt worden, aber er hatte nicht mehr darauf geachtet, als auf das Rauschen des Flusses und das Säuseln des Windes in den Bäumen. Er hatte sich nichts dabei gedacht. Er hatte überhaupt mehr zu thun, als ihm behagte. — Was sollte er noch denken? — An jenem Abend, zum ersten Male wog er die Worte in seinen Gedanken, und langsam, wie das in seiner Natur lag, bildeten sich aus den ersten Gedanken einige andere und endlich ein Entschluß. — Wenn der Bettler die Wahrheit sagte, wenn aus den zehn Para zehntausend würden! War das denkbar? . . . Hätte er nicht, wenn dem so wäre, schon zu verschiedenen Malen zehntausend Para von Allah erhalten müssen, da er doch schon häufig einem Armen zehn Para gegeben hatte? — Die Frage war unlösbar für ihn. Er wollte den Schulmeister, den Hodscha, oder noch besser den Gottesdiener, den Imam um Rath fragen; aber nicht den dummen Imam vom Dorfe, der nicht klüger war als Abdullah selbst, nur daß er eine schönere Stimme besaß als dieser. — Nein, ein gelehrter Imam, einer aus Stambul, aus einer ehrwürdigen, heiligen Moschee, der sollte ihm Auskunft geben.

Abdullah verschloß seine Hausthür, vertraute die Sorge um sein Vieh einem freundlichen Nachbar an, griff zum schweren Wanderstabe und zog gen Stambul, gerades Weges nach der großen Hagia Sophia. Dort fand er bald, was er suchte — einen Imam. Dieser Gottesdiener in der heiligen Moschee mußte ein gelehrter Mann sein!

„Ehrwürdiger Imam,“ sprach Abdullah, „ist es richtig, daß mich Allah für das, was ich den Armen gebe, tausendfach belohnen wird?“

„So lauten die Worte des Propheten; so steht es im Koran. Es ist ja und wahrhaftig wahr.“

Abdullah schwieg einen Augenblick, während der Imam ihn von der Seite beobachtete. Dann fuhr er bedächtig fort: „Wie kommt es, daß ich noch nie in meinem Leben zehntausend Para erhalten hatte, wenn schon — Allah ist mein Zeuge! — ich oftmals einem Armen zehn Para geschenkt habe?“

Der Imam antwortete sogleich: „Und als Du die zehn Para gabst, gabst Du sie um Gottes willen, dachtest Du dabei an Allah?“

Denken war Abdullahs schwache Seite. Er hatte, wenn er einem Armen gab, dabei niemals an Allah gedacht. Und da Abdullah sehr einfach und ehrlich war, so antwortete er auf die Frage des Imam: „Ich habe derartige barmherzige Gaben nicht um Gottes willen gemacht; und ich habe dabei auch nicht an Allah gedacht.“

„Thor! Und Du erwartest, daß Allah sich Deiner Erbärmlichkeit erinnerte, wo Du seiner Größe nicht einmal gedachtest! Ziehe heim und bessere Dich und vertraue der Barmherzigkeit Allahs.“

Abdullah zog heim. Jetzt wußte er, weshalb seine Almosen ihm bisher keine Zinsen getragen hatten. Das sollte nun anders werden! Er wollte den Armen geben, mit vollen Händen geben, um Allahs willen, Allah gedenkend, auf daß dieser ihm seine barmherzigen Gaben tausendfach vergelten sollte, wie der Prophet es versprochen hatte und es im Koron stand.

Abdullah verkaufte sein Hab und Gut und mit dem Erlös von tausend Piafter — etwa 180 Mark — kehrte er nach Stambul zurück. Auf dem Wege dorthin traf er mit vielen Armen zusammen. Er gab allen: diesem fünf, jenem zehn Piafter, und er sagte dabei jedesmal halblaut: „Um Allahs willen!“ und der durch die Größe des Geschenke überaschte Arme rief ihm jedesmal dankend nach: „Allah wird es Dir tausend Mal vergelten.“

Als er in Stambul ankam, blieben ihm von den tausend Piafter noch achthundert. Diese trug er nach der Hagia Sophia, denn er sagte sich, daß in den Händen der Diener Gottes in einer so heiligen Moschee seine Gaben Allah unmöglich verborgen bleiben könnten. — Im Vorhof der Hagia begegnete er einem Imam. Er redete den heiligen Mann an:

„Ich habe eine Summe Geldes bei mir, die ich den Imam der Hagia Sophia zur Vertheilung an die Armen übergeben möchte. Wäre das ein gottgefälliges Werk?“

„Allah wird es Dir tausendfach vergelten,“ sagte der Imam.

Nun war Abdullah seiner Sache ganz sicher und schritt rasch der Moschee zu; aber ehe er die Thür erreicht, war der Imam, mit dem er soeben gesprochen hatte, an seiner Seite: „Du kannst auch mir einen Theil des Geldes geben. Ich werde es in Deinem Sinne gut verwenden.“

Abdullah gab ihm fünfzig Piafter: „Um Allahs willen.“

„Er wird es Dir tausendfach vergelten,“ sagte der Imam.

In der Hagia entledigte sich Abdullah mit großer Leichtigkeit, immer „um Allahs willen“, der noch übrigen siebenhundertundfünfzig Piafter und empfing von neuem aus dem Munde heiliger Imam die bestimmte Zusicherung, Allah werde es ihm tausend Mal vergelten; und nachdem er so alles, was er besaß, den Armen unter den vorgeschriebenen Bedingungen geschenkt hatte, ging er leichter Tasche und leichten Herzens in eine Herberge, in der Nähe der Moschee und wartete.

Er wartete geduldig und nicht sehr lange, denn die wenigen Piafter, die ihm übrig geblieben waren, nachdem er den Armen den vollen Erlös seiner irdischen Habe geschenkt hatte, waren in einer kurzen Reihe von Tagen vollständig aufgezehrt worden. Um der Unannehmlichkeit zu entgehen, seinem vertrauensvollen Wirth zu Last zu fallen, verließ er dessen Haus am sechsten Tage und wanderte zwecklos umher. Bei der Gelegenheit gelangte er gegen Abend nach Hissar und dort an das weit und breit bekannte alte Kloster der Bektaschi-Derwische.

Diese Mönche erfreuten sich nicht des besten Rufes. Man jagt den alten Freunden der Janitscharen nach, sie seien Schlemmer, Erbschleicher,

Freidenker, ja, man wollte sogar wissen, sie besäßen in ihren Zellen und in verborgenen Winkeln der Moschee sogenannte Heiligenbilder, wie man sie in griechischen Kirchen und Klöstern findet, und sie verrichteten vor diesen ihre Andacht. Aber Abdullah, wenn schon sein Vertrauen zu Allah keineswegs erschüttert war und er nur bedauerte, daß die versprochene tausendfache Vergeltung seiner Gaben an die Armen nicht so schnell erfolgte, wie er angenommen hatte, — Abdullah war in dem Augenblicke nicht geneigt, sehr streng auf die Beobachtung gewisser Cultus-Vorschriften zu achten. Ihn hungerte und dürstete. Er klopfte an die Pforte des Klosters, und als diese ihm von einem langen Derwisch geöffnet wurde, sagte er einfach, er sei hungrig und müde und bäte um eine Mahlzeit und ein Nachtlager.

Der wohlgenährte Abdullah sah in seinen ordentlichen, reinlichen Kleidern nicht wie ein gewöhnlicher Bettler aus.

„Wie kommt ein Mann wie Du dazu, um Almosen zu bitten?“ fragte der riesige Derwisch.

„Das ist eine lange Geschichte, heiliger Mönch. Gib mir nur erst zu essen und zu trinken, denn ich fühle mich schwach von langem Fasten — dann sollst Du sie hören.“

Der Derwisch ließ ihn ein und führte ihn in eine Halle, in der noch mehrere andere Mönche versammelt waren. Man ließ Abdullah sich dort nach Herzenslust stärken; als er sich aber gesättigt vom Tische zurücklehnte, trat der Pfortner wieder auf ihn zu und sagte:

„Nun die versprochene Geschichte, Bänderlein! Denn wenn Du mich getäuscht hättest, so würde es Dir übel ergehen. Du weißt, oder Du würdest dann sogleich erfahren, daß die Bektaschi-Derwische nicht mit sich spaßen lassen.“

Abdullah seufzte, strich sich den Bart und erzählte seine kurze Geschichte.

Die Derwische lauschten aufmerksam und blinzelten sich von Zeit zu Zeit verständnißvoll zu.

„Also den Imam der Hagia Sophia gabst Du Dein Geld?“ fragte einer von ihnen.

„Ja, heiliger Mönch. Denen gab ich den Rest meiner ganzen Habe. siebenhundertundfünfzig Pfaster. Sie werden es Dir bestätigen, wenn Du sie fragen willst.“

„Du bist ein guter Mann — aber Du hast Dich wie ein Narr benommen.“

Abdullah blickte den Sprecher fragend an.

„Wärst Du,“ fuhr dieser fort, „anstatt zu den dummen Imam der Hagia Sophia zu gehen, zu uns gekommen, so würdest Du Deinen Lohn schon erhalten haben.“

„Es ist traurig für mich, daß ich noch warten muß; aber daran kann ich nichts mehr ändern. Der Wille Allahs geschehe! Wann glaubst Du,

heiliger Mönch, daß ich die hunderttausend Piafter, die er mir schuldet, bekommen werde?“

„Vor Deinem Tode, will ich Dir wünschen. Bestimmteres weiß ich auch nicht.“

„Aber, was soll ich thun, wenn er mich noch lange warten läßt? Ich besitze nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trage. Ich kann nicht lange ausharren, ohne großem Elend preisgegeben zu werden.“

Der Derwisch, der eine dicke rothe Nase hatte und wässerige Augen, war ein gutmüthiger Mann. „Du kannst die Nacht über hier schlafen,“ sagte er, „und morgen früh sollst Du gestärkt werden, ehe Du von dannen ziehst. Kehre dann gerades Weges nach Deiner Heimat zurück. Allah wird Dich auch dort finden; Dir aber wird es unter Deinen alten Bekannten leichter werden, Dich zu ernähren, als hier, wo Du ein Fremdling bist, den die Reichen mit Argwohn, die Armen mit Mißgunst betrachten. Nicht alle Gläubigen sind so mildbthätig, wie die armen Bektaschi-Derwische.“

Abdullah seufzte tief, legte sich nieder und schlief ein.

Bei Tagesanbruch wurde er von dem Pförtner geweckt, der ihm zu essen und zu trinken vorsetzte und ihn sich ungestört daran laben ließ. Als dies geschehen war, sagte der Mann, der Tag werde wohl sehr heiß werden, worauf Abdullah seinen Stab ergriff und die gastfreundlichen Derwische verließ.

Abdullah zog wunden Fußes seine Straße. Müde, halb verhungert, mußte er sich erbetteln, was er zu seines Leibes Nothdurft gebrauchte. Aber sein Vertrauen blieb unerschütterlich. Er fand überall barmherzige Seelen, die ihm gestatteten, unter Dach und Fach zu ruhen, und die ihm, wenn er wieder aufbrach, ein Stück Brod und einen Schluck Wasser mit auf den Weg gaben. Es war magere Kost. Aber Abdullah war nicht an viel bessere gewöhnt, und er murrte nicht. Er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

Endlich näherte er sich seinem Dorfe. Er hoffte, es am Abend zu erreichen; doch hatte er vorher noch eine weite öde Strecke Landes zu durchziehen. Er war dazu am frühen Morgen aufgebrochen, um nicht zu sehr von des Tages Hitze belästigt zu werden, und er schritt nun schon seit Stunden seines Weges, geduldig und nicht schneller, als seine Müdigkeit es ihm bequem machte.

Da erblickte er, noch in weiter Ferne, drei Männer, in langen, fliegenden Gewanden, die kräftigen Schrittes auf ihn zukamen. Abdullah hatte nichts mehr zu verlieren als sein Leben und die bestäubten Kleider, die er auf dem Leibe trug, aber die langen Fasten hatten seinen Muth gedrückt. Die großen bärtigen Gestalten, die sich ihm näherten, waren ihm unheimlich; er wollte ihnen aus dem Wege gehen und suchte nach einem Versteck. — Nicht weit vom Wege standen, dicht neben einander drei alte, mit dichtem Laub bedeckte Bäume, von denen der schönste einen Brunnen beschattete. Ab-



Abdullah bückte sich tief, schlich dorthin, erklimmte den Baum und verbarg sich in dessen Zweigen.

Die drei Männer näherten sich. Schon von weitem vernahm der Bauer ihre rauhen starken Stimmen. Es waren Bektaschi-Derwische. Jeder von ihnen trug einen mächtigen, keulenartigen Pilgerstoch in der Hand und auf dem Rücken einen Sack — und sie sahen erhibt und müde aus.

„Hier ist Schatten,“ hörte Abdullah den einen sagen. „Hier dürfen wir in Frieden rasten. Wir können das ganze Land übersehen.“

„Allah sei gepriesen, daß ich mich diesen Männern entziehen konnte,“ sagte der Bauer vor sich hin. „Sie sehen aus, als ob sie jeder Gewaltthat fähig wären, ja, als ob sie soeben eine Vollbracht hätten. Es sind ja fromme Mönche, Derwische — aber es sind Bektaschi, wüste Burschen, kaum besser als ihre Freunde und Beschützer, die Janitscharen. — Allah sei gelobt, daß sie mich nicht erblickt haben.“

Die drei Mönche waren nun unter dem Baume angelangt, auf dem Abdullah saß. Sie warfen die Säcke von ihren Schultern zu Boden, entledigten sich ihrer schweren Gürtel und ließen sich, befriedigt stöhnend, am Stamme des Baumes nieder. „Hier ist es gut fein,“ sagte der eine.

Aus den Säcken kamen nun viel schmachhafte Sachen zum Vorschein, die die Derwische, in Vorfreude schmunzelnd, behaglich vor sich ausbreiteten und dann langsam, laut schmatzend, zu verzehren begannen. Sie aßen viel und aßen lange und lobten einer dem andern, was sie aßen. Abdullah, der seit mehreren Tagen von schmaler Kost lebte, lief beim Zuschauen das Wasser im Munde zusammen. Aber er hielt sich still, mäuschenstill, denn daß die Derwische nicht fromme, gottesfürchtige Mönche waren, das erkannte der strenggläubige Bauer schon daran, daß sie aus schweren Krügen Rakki zu sich nahmen und zwar in solchen Mengen, daß der bloße Gedanke daran Abdullah verwirrte. Die drei Mönche lachten und spaßten, daß es weit über das öde Land tönte, und einer von ihnen wurde mit der Zeit vollständig trunken. Er sang Lieder, die sich für einen Mönch nicht schickten, er erzählte Schwänke, denen kein Mönch hätte lauschen sollen. Aber die beiden andern waren nicht viel besser als er. Sie lachten aus vollem Halse, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten und stachelten den Berauschten zu immer ärgerem Unfug an.

„Jetzt werde ich in einer Weise zu Gericht sitzen, die Euch mit Wunder und Schrecken füllen wird,“ sagte der Trunkene. — Er suchte lange Zeit in der Tiefe des großen Sackes, der vor ihm lag, und endlich zog er daraus drei sorgfältig in kleine Kasten verpackte thönerne Bildnisse, die er mit feierlichem Ernste, unter dem jauchzenden Lachen seiner Gefährten, vor sich hinstellte.

„Dies ist Mahommet, der Prophet,“ sagte er, auf die eine Figur deutend; sodann die andern beiden Bildnisse bezeichnend: „dies ist der Erzengel Gabriel, und dies ist Allah! Ihr habt verstanden?“

„Wir haben verstanden!“

„Nun wohl! Ich werde jetzt über die drei richten, wie es nie zuvor geschehen ist, aber wie sie es verdienen . . . O, Mahommet, denn mit Dir, der ersten Ursache des Uebels, beginne ich — wie konntest Du so leichtfertig sein, aus diesem Leben zu scheiden, ohne klare Bestimmungen wegen Deiner Nachfolgerschaft getroffen zu haben? . . . Welche Kriege, welch' ungeheures Blutvergießen, welch' namenloses Elend hat Dein Leichtsinn über die ganze Erde gebracht! Und doch lebst Du im Paradies! Aber ich, der Derwisch Abd-ur-Rahman werde Deinen frevelhaften Leichtsinn gebührend strafen . . . Hier! Sei vernichtet!“

Und mit einem kräftigen Schläge seines Pilgerstabes zertrümmerte er das Bildniß des Propheten.

„Jetzt kommt die Reihe an Dich, Erzengel Gabriel!“ fuhr der Derwisch schwerer Zunge fort. „Fühlst Du Dich etwa schuldfreier als der Prophet? . . . Ich will Dich lehren! . . . Konntest Du nicht erfahren, mußttest Du nicht wissen, welcher Leichtfertigkeit der Mann fähig war, dem Du den Koran anvertrautest? — Und doch gabst Du ihm das heilige Buch! Du bist nicht besser als der Prophet; mit ihm theilst Du die Verantwortlichkeit für alles Unglück, das die Welt nach seinem Tode heimgesucht hat . . . Für gleiches Vergehen, gleiche Strafe! Hier!“

Ein Keulenschlag vernichtete das Bildniß des Erzengel Gabriel.

„Allah! . . . Es wird mir wahrlich schwer, auch Dich anklagen zu müssen . . .“ Der Trunkene lallte nur noch; seine beiden Genossen blickten scheu, aber sie unterbrachen ihn nicht. „Allah . . . war es recht . . . war es nicht sehr unrecht . . . auch Du . . .“

Die Worte kamen unverständlich über seine geifernden Lippen. Aber wenn man auch nicht mehr verstehen konnte, was er sagen wollte, man konnte sehen, was sein ruchloses Vorhaben war. — Er hob den Pilgerstab und, schwerfällig taumelnd holte er schon aus, um auch das Bildniß Allahs zu zerbrechen, als plötzlich hoch über ihm eine furchtbare Stimme erscholl, die aus dem Himmel zu kommen schien:

„Halt ein, Unglücklicher! Nicht Allah darfst Du vernichten! Ich bin dein Gläubiger!“

Die drei Derwische sprangen mit einem jähen Aufschrei furchtbarsten Entsetzens in die Höhe. Der Schrecken machte sie taub für den Sinn der Worte, die sie vernahmen. Für sie war es die strafende Stimme Allahs, die zu ihnen sprach. Sie entwichen in wildester Flucht. — Der Trunkene fiel nach wenigen Schritten . . . raffte sich mühsam auf — lief weiter . . . fiel wieder nieder und blieb wie entseelt, regungslos liegen. Von den beiden andern sah Abdullah nur noch die sich schnell bewegenden Hacken und die fliegenden Kasan — dann waren sie verschwunden.

Abdullah kletterte vom Baum hinab und näherte sich zunächst vorsichtig dem gefallenen Derwisch, dem Lasterer. Der hatte schon seinen Lohn dahin!

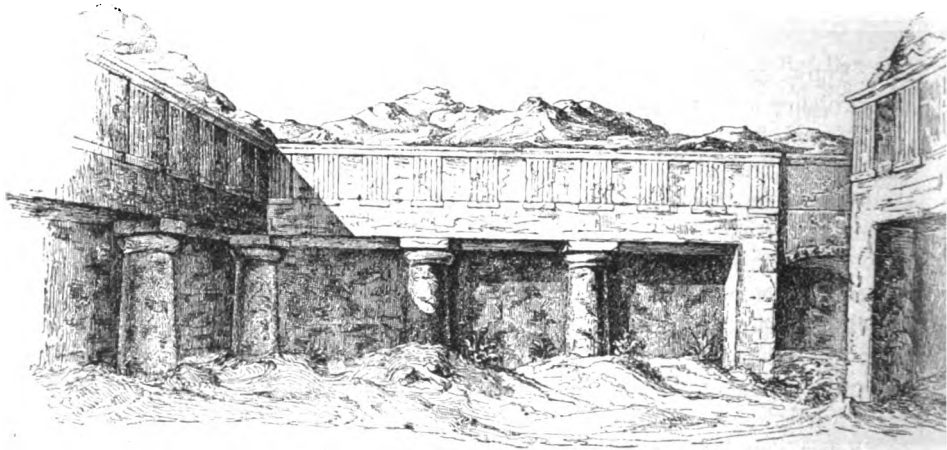
Sein Antlitz, auf das die heiße Mittagssonne brannte, war dunkelroth; die halbgeschlossenen Augen starren entseztlich. Er war todt!

Darauf kehrte Abdullah leichteren Herzens nach dem Baume zurück. — Die Ueberreste der Mahlzeit der entflohenen Bektaschi waren genügend zu einem starken Mahl für mehrere Hungerige. Abdullah labte sich daran — aber er rührte nicht an den Rakti, sondern schöpfte einen kühlenden Trunk aus dem Brunnen, neben dem er saß. — Er hatte keine Ueberraschung zu fürchten. Debe und still in der Hitze des Mittags lag das weite Land vor seinen Augen. — Gefättigt lehnte er sich endlich zurück an den Baumstamm und fühlte sich behaglich, zufrieden, wie seit vielen Tagen nicht mehr. Die gute Mahlzeit hatte ihm wohlgethan. „Gelobt sei Allah dafür,“ sagte er leise.

Neben ihm lag der große Gürtel eines der Derwische. Er wollte ihn bei Seite schieben, um sich bequemer ausstrecken zu können. Aber der Gürtel war auffallend schwer. Abdullah suchte in den Falten, was wohl darin enthalten sein mochte, und da fand er an Gold und Goldeswerth mehr, als er je beisammen gesehen hatte. Er nickte befriedigt. Er zählte, was vor ihm lag, sorgfältig, mit inniger Freude, aber ohne überrascht zu sein; denn das, was er in den Falten des Derwisch-Gürtels gefunden, was Allah ihm gesandt hatte, war genau, was er seit dem Tage erwartete, als er den Armen sein ganzes Vermögen geschenkt hatte: hundert Tausend Piaster!

Er trug die Summe nach seinem Dorfe, kaufte dort einen großen Hof, nahm ein Weib und führte bis zu seinem späten Ende ein ruhiges, würdevolles Leben. — Der Leichnam des lästernden Derwisch aber wurde ein Raub der Hyänen und Geier.





Pictorisches Grab auf Cypern.

Aus: „Spamer's Illustrirte Weltgeschichte“. 3. Aufl. Erster Band. Leipzig, Otto Spamer.

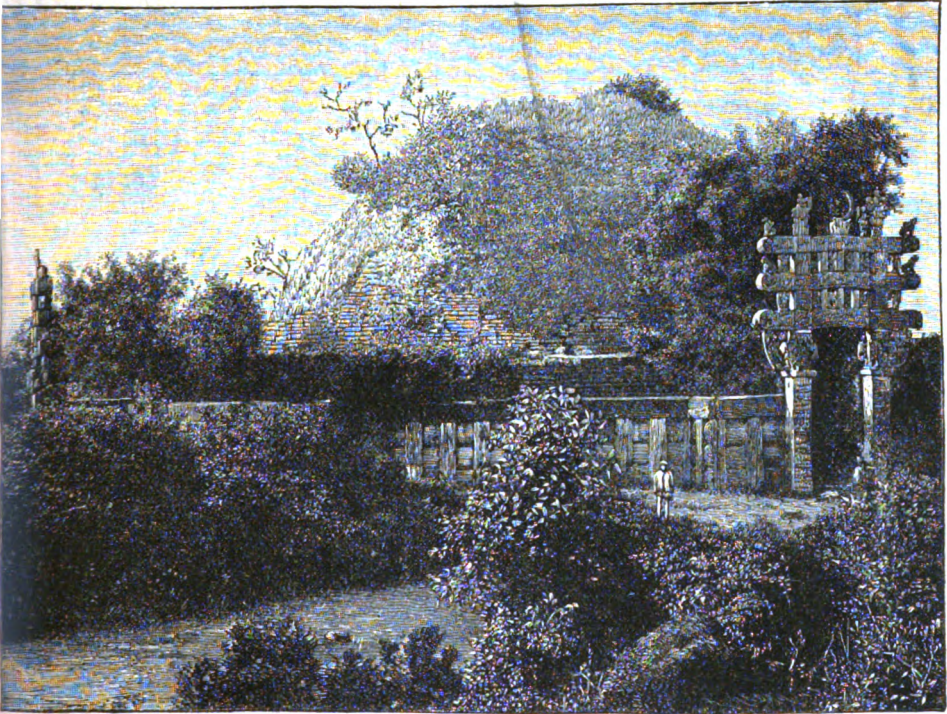
## Illustrirte Bibliographie.

**Spamer's Illustrirte Weltgeschichte.** Mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Raemmel und Prof. Dr. B. Volz. Dritte völlig neugestaltete Auflage. — Erster Band: Geschichte des Alterthums. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. B. Volz, Dr. P. Petersen und Dr. K. Sturmhoefel. Mit 400 Textabbildungen und 41 Kunstbeilagen und Karten. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer.

Zehn Jahre sind verflossen, seit die 2. Auflage von Spamer's Illustrirte Weltgeschichte ihren Abschluß fand; jetzt erscheint das groß angelegte Unternehmen in einer textlich wie illustrativ völlig neu gestalteten Ausgabe, die vollständig acht Bände umfaßt und von denen der erste bereits vollständig vorliegt. — Die Spamer'sche Verlagshandlung hat sich in diesem Werke wie in ihrem rühmlich durchgeführten Illustrirten Conversationslexikon das Ziel gesteckt, die bildliche Darstellung in ausgedehnterem Maße zur Unterstützung des belehrenden Wortes heranzuziehen. Man hat derartige wissenschaftliche Werke oft etwas geringschätzig als „Wilderbücher“ bezeichnet; und dieses Urtheil mag auf gewisse Werke, bei denen der Text zu Gunsten der Illustrationen zurücktrat, und diese selbst ihrer Auswahl und Beschaffenheit nach ohne wissenschaftlichen Werth waren und nur einen zur Augenweide dienenden Schmuck bildeten, berechtigt sein. Im Allgemeinen aber läßt sich gegen die Illustrirung — namentlich populärwissenschaftlicher Werke — nichts Begründetes einwenden, vorausgesetzt daß dieselbe in zweckmäßiger Weise nach wissenschaftlichen Grundsätzen geschieht; vielmehr können Illustrationen, sobald ihnen authentisches Material zu Grunde liegt, oft rascher und unmittelbarer das Verständnis für vergangene Zeiten, Personen und Ereignisse wecken, als seitenlange Beschreibungen. So können wir ein Unternehmen wie „Spamer's Illustrirte Weltgeschichte“, zumal in der durchgreifenden Neubearbeitung — wie sie am erschienenen ersten Bande bemerkbar — nur in sympathisch begrüßen. Bei allem Reichthum des illustrativen Theils erbrückt dieser den textlichen Theil durchaus nicht; derselbe ist in Umfang, Gehalt und Form von selbstständigem Werthe. Der vorliegende erste Band bringt nach zwei einleitenden Abhandlungen über den „vorgeschichtlichen Menschen“ und über „Chronologie“ die Geschichte der alten Völker bis zum Verfall der Selbstständigkeit von Hellas. Dieser Stoff wird in fünf Büchern nach folgender Anordnung

behandelt: China und Indien, Aegypten, Vorderasien (Mesopotamien, Assyrien, Syrien, die Phöniker, Israel, Armenien, Kleinasien, die assyrischen Großkönige, Neubabylonien), Medien und Persien, Hellas.

Es wird uns nicht nur das politische Leben, nicht nur die großen Staatsactionen und kriegerischen Ereignisse der einzelnen Völker erzählt, sondern auch in ausgiebigem Maße ihr Ringen und Streben auf geistigem Felde, ihre Leistungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, ihr häusliches, religiöses und sittliches Leben; kurz, die Geschichte im engeren Sinne ist hier mit der Culturgeschichte verbunden. Bei einem populären Werke, das seinen Lesern ein möglichst abgeschlossenes vollständiges Bild geben soll, ist dieser Standpunkt durchaus berechtigt, ja geboten. Nur auf diese



Lope von Sanchi. Gesamtansicht von Norden.

Aus: „Spamers Illustriertes Weltgeschichte.“ 3. Aufl. Erster Band. Leipzig, Otto Spamer.

Weise wird dem Laien ein tieferes historisches Verständnis und eine Erkenntnis der verborgeneren treibenden Kräfte in der Geschichte der Völker erschlossen. —

Die textliche Darstellung ist bei wissenschaftlicher Gründlichkeit fesselnd und geschmackvoll, von doctrinärer Trockenheit wie phrasenhaftem Schwulst gleich weit entfernt und bei aller Verständlichkeit nicht oberflächlich. —

Ein ungemein reiches Illustrationsmaterial, das sich über alle Gebiete erstreckt, erläutert und ergänzt den Text in erschöpfender Weise. 400 Textillustrationen und 41 Kunstbeilagen führen uns landschaftliche Ansichten, Bauwerke, wie Tempel, Burgen, Gräber u. s. w., Statuen und Reliefs, Trachten, Opfergeräte, Handwerkszeuge, Gefäße, Waffen, Musikinstrumente, Scenen aus dem häuslichen, dem Kriegs- und Gewerbsleben, Münzen, Urkunden u. s. w. u. s. w. vor.

An Karten und Plänen enthält der Band: Aegypten, die Cypriatländer, Phönicien und Palästina, Griechenland und die Küsten des Ägäischen Meeres, Plan von Athen



Holzbild eines vornehmen Ägypters aus dem alten Reiche (der sogenannte „Schelch el beled“, gefunden in den Gräbern von Sakkarah).

Aus: „Spamers Illustrirter Weltgeschichte.“  
3. Aufl. Erster Band. Leipzig, Otto Spamer.

Schrift des Rigveda (London); Bruchstück der Inschrift des Königs Neoka auf dem Felsen vor Sinar; Facsimile einer altindischen Palmblatthandschrift (Cambridge); Facsimile aus dem ältesten Buche der Welt, dem Papyrus Brisse (jetzt in Paris); Blatt aus dem Petersburger Propheten-Codex vom Jahre 916 nach Chr. mit babylonischer Punctuation (die älteste in Europa befindliche hebräische Bibelhandschrift); Urkunde des babylonischen Königs Nabupaliddin (879—855 v. Chr.), gefunden im Sonnenempel zu Sippar 1881 u. Chr.; Rückseite eines unverkehrten Tafelchens aus Assurbanipals Bibliothek, enthaltend den Schluß einer Hymne auf die Istar und die Bibliotheks-signatur; Facsimile einer Seite aus der ältesten Handschrift des Avesta; Inschrift des Xerxes u. s. w.

Das Gesamtwerk wird acht Bände zum Preise von 8.50 Mk. (geb. 10 Mk.) umfassen, die gegen 4000 Textabbildungen nebst 200 Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. enthalten sollen. Die Verlagsbuchhandlung hat das ihrige gethan, um dem Publikum

mit dem Beiraiens, Karte der Thermopylen, Schlachtfeld von Plataä, Plan der Belagerung von Syrakus 414 v. Chr.

Unter den Kunstbeilagen befinden sich fünf interessante farbige Tafeln, nämlich: „Tribut syrischer Häuptlinge“: die Wiebergabe einer Malerei, die sich in dem Grabe des Hui zur Heben findet, der zur Zeit der 18. Dynastie lebte — ein Gemälde, das in mehrfacher Hinsicht interessant ist, zunächst als geschichtliches Document, sodann ethnographisch, weil es den durchaus semitischen Typus der damaligen Bevölkerung Syriens unzweifelhaft darthut, und schließlich kunstgeschichtlich durch die Wiebergabe von Gefäßen mit Blumen und Thierornamenten; ferner eine Malerei aus einer Grabkammer aus der Zeit der IV. Dynastie; eine Tafel mit phönizischen Glasarbeiten; Reliefs auf den Bronzehörnern von Balawat (jetzt im Britischen Museum); endlich eine assyrische Wanddecoration: Ziegel mit Schmelzmalerei und Wandmalerei, auf dem Beiwurf aufgetragen. — Diesen Tafeln ist noch die nicht polychromisch ausgeführte Malerei anzureihen, welche die Vorbereitungen der aus dem 3. Jahrhundert stammenden Dareiosvase, einer zu Canosa (Apulien) gefundenen, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel befindlichen Amphora, schmückt.

Von den übrigen Kunstbeilagen, zu deren Herstellung verschiedene kunsttechnische Methoden benutzt worden sind, seien noch die folgenden hervorgehoben:

Jaina-Tempel zu Mont Abu; der große Säulensaal des Tempels zu Karnak; Grab des Dareios zu Naksh-i-Rustan; Thorhalle des Xerxes zu Persepolis; Gesamtansicht der Palastbauten von Persepolis; die Höhen des Tangetos; Apollo vom Belvedere; Pallas Athene; Olympia; Berg Ithome und das Thal von Messene; Athena Parthenos; der Markt zu Athen. —

Sehr reichhaltig ist das urkundliche Material, das zahlreiche Reproduktionen uns bieten; von diesen seien erwähnt: Die „Inschrift des Jao“ (das älteste Denkmal chinesischer Cultur); Facsimile aus einer Handschrift des Rigveda (London); Bruchstück der Inschrift des Königs Neoka auf dem Felsen vor Sinar; Facsimile einer altindischen Palmblatthandschrift (Cambridge); Facsimile aus dem ältesten Buche der Welt, dem Papyrus Brisse (jetzt in Paris); Blatt aus dem Petersburger Propheten-Codex vom Jahre 916 nach Chr. mit babylonischer Punctuation (die älteste in Europa befindliche hebräische Bibelhandschrift); Urkunde des babylonischen Königs Nabupaliddin (879—855 v. Chr.), gefunden im Sonnenempel zu Sippar 1881 u. Chr.; Rückseite eines unverkehrten Tafelchens aus Assurbanipals Bibliothek, enthaltend den Schluß einer Hymne auf die Istar und die Bibliotheks-signatur; Facsimile einer Seite aus der ältesten Handschrift des Avesta; Inschrift des Xerxes u. s. w.

Das Gesamtwerk wird acht Bände zum Preise von 8.50 Mk. (geb. 10 Mk.) umfassen, die gegen 4000 Textabbildungen nebst 200 Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. enthalten sollen. Die Verlagsbuchhandlung hat das ihrige gethan, um dem Publikum



Alte-Tempel auf der Akropolis zu Athen.

Aus: „Spamers Illustrierte Weltgeschichte.“ 3. Aufl. Erster Band, Leipzig, Otto Spamer.

die Anschaffung des Werkes zu erleichtern; dasselbe kann nämlich außer in 8 Bänden auch in 23 Abtheilungen zu je 3 Mk. oder in 136 Lieferungen zum Preise von je 50 Pfg. bezogen werden, von denen je 17 einen Band bilden. Monatlich sollen 3 Lieferungen herauskommen.

Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang und eine freundliche Aufnahme bei dem Publikum.

— 1 —

## Bibliographische Notizen.

**Orientalische Skizzen.** Von Theodor Nöldeke. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

Die vorliegende Sammlung von 9 Aufsätzen gehört zu den nicht allzu häufigen Werken, in denen wahre Wissenschaftlichkeit mit leicht faßlicher und durchweg anregender

Darstellung vereinigt ist. Die Mehrzahl der Skizzen beschäftigt sich mit dem Islam und den früheren Epochen seiner Geschichte. Selbst die erste Abhandlung (Zur Charakteristik der Semiten) steht mit diesem Stoffe in einigem Zusammenhange, indem der Verfasser, um die Eigenschaften der semi-

tischen Völkerrasse hinsichtlich Religion, Staatsleben, Wissenschaft und Kunst zu ermitteln, vornehmlich die Araber, die eigentlichen Träger des Muhammedanismus, heranzieht; Licht und Schatten werden gerecht vertheilt. Darauf werden Entstehung, Inhalt, Stil und Chronologie des Koran behandelt, die Religion des Islām, seine Ausbreitung und seine Spaltungen im Allgemeinen geschildert. Die folgenden Aufträge (Der Chalif Mansūr; ein Sklavenkrieg im Orient; Jakub, der Kupferkämmerer, und seine Dynastie) betreffen einzelne Punkte aus der Geschichte des Chalifats im 8. und 9. Jahrhundert. In ganz andere Verhältnisse verlegen uns die „syrischen Heiligen“ des 5. und 6. Jahrhunderts; hier erfreut nächst der vorurtheilsfreien Stimmung ein oft recht humoristisch angehauchter Ton. Der allerneuesten Zeit ist der Schlussartikel gewidmet, über „Theodoros, König von Abessinien“, der sich, von den Engländern besiegt, im Jahre 1868 selbst den Tod gab. — Auch für einen größeren Leserkreis wird Nöldekes Buch eine ebenso belehrende, wie angenehme Lektüre bilden. s. b.

**Klaus Groth's** gesammelte Werke. 4 Bde. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

Die gut ausgestattete und mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers geschmückte Gesamtausgabe der poetischen Werke Klaus Groth's entspricht in ihren zwei ersten Bänden den beiden Theilen des „Quickborn“; jedoch ist der zweite um viele Gedichte bereichert und mehr noch, als es in der ersten Auflage dieses Theiles (1871) der Fall war, zu einem „Volksleben in plattdeutschen Dichtungen dithmarscher Mundart“ ausgestaltet. Die neu hinzugekommenen Gedichte vertheilen sich nach ihrer Entstehungszeit auf eine lange Reihe von Jahren, und manche sind noch von recht jungem Datum. Außer manchen still-friedlichen Stimmungsbildern („Ostern“ S. 6) seien besonders erwähnt die sehr ausdrucksvollen Zeit- und Streitbilder aus der Zeit der politischen Kämpfe („Fiv nte Leeder vör Sleewig-Volsteen“ 1848—63; „John Bull“ 1864/65) auf S. 11—20. Auch das (zuerst in „Nord und Süd“, Heft 97, erschienene) hübsche Gedicht „Jung Bismarck“ steht auf S. 272 dieses Theiles.

Der dritte Band enthält Erzählungen in plattdeutscher Prosa („Vertelln“ I. II. und „Um de Heid“); der vierte die Fortsetzung derselben („Ut min Jungsparadies“, „Büsum“, „Sophie Detthfels un ik“, „Land-

burs Dochter“) und die hochdeutschen Gedichte Groth's, von denen ein Theil als „Paralipomena zum Quickborn“ bereits 1854 erschienen war, viele anderen aber später, zum Theil erst in den letzten Jahren entstanden sind. Diese Gedichte geben in klar durchgebildeter Form den Stimmungen und Bestrebungen eines rein und tief empfindenden norddeutschen Gemüthes Ausdruck; sie sind bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden, aber wohl geeignet, dem Dichter noch neue Freunde zu gewinnen.

In gleichem Verlage erschienen bekanntlich 1891 Klaus Groth's „Lebenserinnerungen“; mit der wohlgeordneten Gesamtausgabe der Dichtungen vereint, lassen sie das anziehende Bild dieser dem holsteinischen Volksleben erwachsenen, aber eigenartigen und poeievoll ausgebildeten Persönlichkeit lebensvoll hervortreten. E.

### Im Jahrhundert Grillparzer's.

Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893.

Die in vorliegendem Büchlein vereinigten Aufsätze über Grillparzer, Theodor Körner, Ferdinand Raimund, Eduard Bauernfeld, Rob. Hamerling, Anzengruber, Weilen und Mautner zeichnen sich sämmtlich durch wohlthuende Wärme und feine Charakteristik aus, die mit wenigen Worten das Wesentliche zu sagen weiß. Man fühlt, daß der Verfasser selbst ein Dichter ist. Der letzte Aufsatz, „Auch ein Dichter“ betitelt, führt uns in die Werkstatt eines Colportage-Roman-Fabrikanten, der sich vergeblich bemüht, aus seinem elenden Handwerk herauszukommen. Ein trübes Bild, das durch die liebevolle Darstellungsweise des Verfassers unsere volle Theilnahme gewinnt. K. J.

„Neues Leben.“ Moderner Roman von Curt Grottenwig. Berlin, J. & P. Lehmann.

Curt Grottenwig nennt sein Buch einen modernen Roman — es will uns scheinen, als ob er hiermit dessen Rahmen viel zu eng gezogen. „Zur neuen Schönheit“, zur Freiheit und Wahrheit „den Weg zu finden“, ist kein modernes Bestreben, es ist so alt, wie die Culturgeschichte der Menschheit ist! Freilich, die Situationen, zu denen jenes Bestreben hier führt, sind ganz modern, sind in jenem realistischen Stile gestaltet, dessen unsere „jüngsten“ Dichter nach frau-



zöfischem Muster sich theilhaftig gemacht und der als ein Fortschritt der Dichtkunst gerühmt wird. Glücklicher Weise hat Grotte- wig hier Grenzen innegehalten, die nach unserem Dafürhalten unbedingt respectirt werden müssen, wenn von Dichtkunst noch die Rede sein soll, und so können wir so- wohl der Durchführung der Ideen, als der theils schön-schwungvollen, theils maßvoll- drahtischen Sprache unsere Anerkennung zollen, ohne indessen uns als Gesinnungs- genossen des Dichters zu bekennen. Im Gegentheil, nur der enge Raum hindert uns, ihm energisch zu opponiren — aber gelesen soll das Buch werden, weil es viel zu verwerfen und viel zu danken giebt.

A. W.

**Carriere.** Roman von Olga Wohl- brück. Berlin, Verein der Bücher- freunde.

Freudig haben wir bisher jede Ver- öffentlichung von Olga Wohlbrück begrüßt. Ueberall begegneten wir der Feinfühligkeit ihres Empfindens, grazioser Schilderung und jener warmblütigen Gestaltung, die tiefes und nachhaltiges Interesse erregt. Wir halten Olga Wohlbrück für eine hochtalen- tirtre Schriftstellerin und sind überzeugt, daß wir ihr noch viel Gutes zu ver- danken haben werden. Vorläufig aber scheint ihre Schaffenskraft zu größeren epischen Dichtungen noch nicht gereift genug zu sein. Ihr erster größerer Roman, der uns vorliegt, ist in der Erfindung nicht durchweg gelungen. Neben einem Guttheil Lebenswahren, erscheint Manches uns ge- sucht und nicht folgerichtig. Die Handlung selbst weist nicht jenen temperamentvollen Pulsschlag auf, den wir in den Novellen Olga Wohlbrücks so wirkungsvoll empfunden, hier tritt häufig ein Hinstreben ins ent- gegen, das fast ermüdet, und das hervor- gerufen wird durch das Bestreben der Dichterin, gar zu sorgfältig psychologisch zu motiviren. In der Darstellung dagegen finden wir ungeschmälert den bekannten Zauber; edt weiblicher Zartheit, stark ent- wickeltes Empfindungsvermögen schaffen auch hier wieder tief ergreifende und fesselnde Situationen, so daß schließlich ein besonderes Wohlgefallen auch Olga Wohlbrücks neuestem Werke zu Theil werden wird.

A. W.

**Liebeswirren.** Novellen von Hanna Schomaker. Hamburg. Verlags- anstalt und Druckerei M.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Von den beiden Novellen, welche das Bändchen enthält, ist die auf russischem Boden spielende die weitaus bedeutendere und bekundet, daß die Verfasserin, welche in St. Petersburg lebt, in der dortigen Gesellschaft mit scharfer Beobachtungsgabe Studien gemacht hat und über ein Dar- stellungs-Talent verfügt, das auf dem Ge- biet der Seelenkunde Bescheid weiß. Mit glücklicher Hand schildert sie typische Frauen- charaktere aus den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt, denen in üppigem Wohlleben und thatenlosem Nichtsthun das Leben zu einem tändelnden Spiel wird und die nicht mehr fähig sind, eine große Leiden- schaft zu empfinden.

Neben dieser von wahrem Talent zeugenden Novelle erscheint die erste Er- zählung doppelt unbedeutend. mz.

**Luftige Geschichten aus dem Oken.**

Von Leopold von Sacher-Masoch. Breslau, Schlesische Buchdrucke- rei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. 1893.

Seiner genauen Kenntniß jener eigen- artigen Welt, die sich bis zum heutigen Tage im östlichen Galizien erhalten, ver- dankt Leopold v. Sacher-Masoch den fesseln- den Reiz des größten Theiles seiner Ge- schichten. Nicht als ob, was er dieses Mal Lustiges uns erzählt, auf factische Vorgänge zurückzuführen wäre, aber es ist so charakteristisch für Land und Leute, bringt so trefflich Sitten und Anschauungen und — das Temperament der Ost-Galizier, ins- besondere der dortigen Frauen, zur Er- scheinung, daß die Lectüre des Buches, neben der angenehmen Unterhaltung, auch eine ernsthafte Befriedigung für culturelles Inter- esse genährt. Von allen Ausschreitungen hält Sacher-Masoch sich in dieser Geschichten- sammlung fern und bleibt von Anfang bis zu Ende ein liebenswürdiger anregender Erzähler, dem wir gern noch länger lauschen.

A. W.

**Am Siquirischen Meere.** Drei Riviera- Geschichten von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die drei Erzählungen behandeln Motive aus dem italienischen Volksleben, zu welchen der Verfasser Student an der Riviera ge- macht hat, aber nicht an jenen Orten, in welche der Strom der Fremden sich all- jährlich ergießt, sondern abseits von der Landstraße, in einsamen Fischerdörfern und weltabgeschiedenen uralten Felsenstädtchen, die im Laufe der Zeiten nichts von ihrer

Ursprünglichkeit und ihrer charakteristischen Eigenart verloren haben. Hauptächlich ist es der Wunderglaube, der ihm den Stoff zu seinen Erzählungen liefert, und die natürlichen Ursachen, denen so manches Wunder seine Entstehung verdankt, dessen heilwundernde Kraft noch heute eben so gläubig verehrt wird, wie zu Zeiten der Väter, wie in der Geschichte „Madonna in Rosen.“ Eine andere Erzählung behandelt die Abwege des Wunderglaubens, auf welche ein unglückliches Menschenkind durch eine thörichte Leidenschaft sich verirren kann. — Auch der Seelenkämpfe geschieht Erwähnung, die in manchem Menschenleben im Geheimen

sich abspielen, weil ein fremder Wille von Anbeginn an ihm die Wege gewiesen hat, ohne nach Neigung und Beruf zu fragen. Wie oft bestimmt ein Gelübde der Eltern ein Kind für den geistlichen Stand, das mit überprudelnder Wollust geboren worden, und doch kann keine Macht der Erde solch ein Gelübde lösen, an dessen Erfüllung manches Menschenglück zu Grunde geht.

Für alle diese Geschehnisse bietet das üppige, farbenprächtige Landschaftsbild einen reizvollen Rahmen, und vermöge des Gestaltungstalentes Lehmanns werden dieselben zu theils anmuthigen, theils rührend ergreifenden Geschichten. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von J. Kürschner. 1893. Heft 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Boek, A., Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik.** Leipzig, C. Reissner.
- Braune, R., Thüringer Dorfgeschichten.** Novellen. Leipzig, Fr. Schneider.
- Brink, B. ten, Geschichte d. Englischen Literatur.** Zweiter Band. Bis zur Reformation. Zweite Hälfte. Herausg. von A. Brandl. St. ausburg, K. J. Trübner.
- Buttl, E. A., Né odí nó amori.** Milano, Fratelli Dumolard.
- Della, M., Reisende Musikerinnen.** Tagebuchblätter. Wien, A. Hartleben.
- Fraungruber, H., Gedichte in Steirischer Mundart.** Wien, A. Hartleben.
- Fallertow, G., Die Gräfin von Bonneval.** Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig XIV. und der Regentschaft. Münster, A. Russel.
- Geissler, M., Ausfahrt.** Dichtungen. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt.
- Die Gedächtnisare und der Bartwuchs der Frauen und ihre Heilung.** Frankfurt, J. Alt.
- Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen.** Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 2. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Hottenroth, Fr., Handbuch der deutschen Tracht.** Lieferung 1. Stuttgart, G. Weise.
- Jagow, E. v., Ratibor.** Bühnendichtung in vier Theilen. Leipzig, B. Elischer Nachf.
- Leszczynski, H., Unser Bruder bist Du!** Ueber eine volle staatsbürgerliche, gesellschaftliche und militärische Gleichstellung der modern gebildeten Israeliten. Leipzig, C. J. Müller.
- Lindenberg, P., Berlin als Kleinstadt.** Berlin, Trowitzsch & Sohn.
- Mathé, B., Mein liebtes Gebet.** Beiträge edler Männer und Frauen der Gegenwart. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbandlung.
- Mit der Pennsylvania-Eisenbahn zur Columbian Welt-Ausstellung, nebst beschreibendem Bemerkungen über die Städte New-York, Washington, Philadelphia, Chicago, sowie einer ausführlichen Beschreibung des Ausstellungs-Platzes und der Gebäude.** Mit Karten und Illustrationen. Philadelphia, Pennsylvania Eisenbahn-Gesellschaft.
- Osterloh, Unter Kameraden.** Roman. Dresden H. Minden.
- Portraitwerk, allgemeines historisches.** Neue Ausgabe nach Zeitaltern geordnet. Eine Sammlung von über 600 Portraits der berühmtesten Personen aller Nationen von etwa 1300 bis etwa 1840 nach Auswahl von W. von Seidlitz. Mit bibliogr. Daten von H. A. Lier und H. Tillmann. Abtheilung I. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Friedr. Bruckmann.
- Prochazka, R., Mozart in Prag.** Zum hundertjährigen Gedächtniss seines Todes. Mit drei Beilagen u. 5 Abbild. Prag, H. Dominicus.
- Ostdeutsche Reform.** Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrgang No. 1—5. Königsberg i. Pr., Braun & Weber.
- Rückert, Fr., Aus Saadis Divan.** Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin, H. Lästener.
- Ruseler, G., König Konradin.** Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Varel, J. W. Acquastapace.
- Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge.** Neue Folge. VII. Serie. Heft 165, 166. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Spamers Illustrierte Weltgeschichte.** Erster Band: Volz, Petersmann und Sturmhofel, Illustr. Gesch. des Alterthums. III. Auflage. Mit 400 Text-Abbildungen und 41 Kunstbeilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.
- Strindberg, A., Dramen.** II. Das Band, [Herbstzeichen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Troost, K., Seebilder aus Virgil.** Versuch einer im Goethe'schen Sinne „identischen“ Uebersetzung. Leipzig, G. Fock.
- Wiermann, H., Deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung 1890—92.** Berlin, C. Skopnik.
- Zeitschrift für Hypnotismus.** Jahrg. I. Heft 4. Berlin, H. Brieger.
- Zellner, L. A., Vorträge über Orgelbau.** Wien, A. Hartleben.
- Zipper, A., Gedichte.** 2. Aufl. Leipzig, G. Körner.
- Der Zuschauer.** Monatsschrift für Kunst, Literatur, Kritik und Antikritik. Herausg. von Leo Berg und C. Brunner. Jahrg. I. No. 1. Hamburg, Verlag des Liter. Vermittlungs-Bureaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleßische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen  
und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58<sup>20</sup> R  
Mühlbrunn . 40 "  
Schlossbrunn 418 "  
Theraienbrunn 471 "  
Neubrunn . . 47<sup>3</sup> "  
Marktbrunn . 34<sup>5</sup> "  
Felsenquelle. 47 "  
KaiserKaria-Qu. 934 "  
Kaiserbrunn. 391 "

—✦—

**Karlsbader**  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte.

KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

—✦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Karlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen :—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 65. — Heft 194.

— 4 —

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

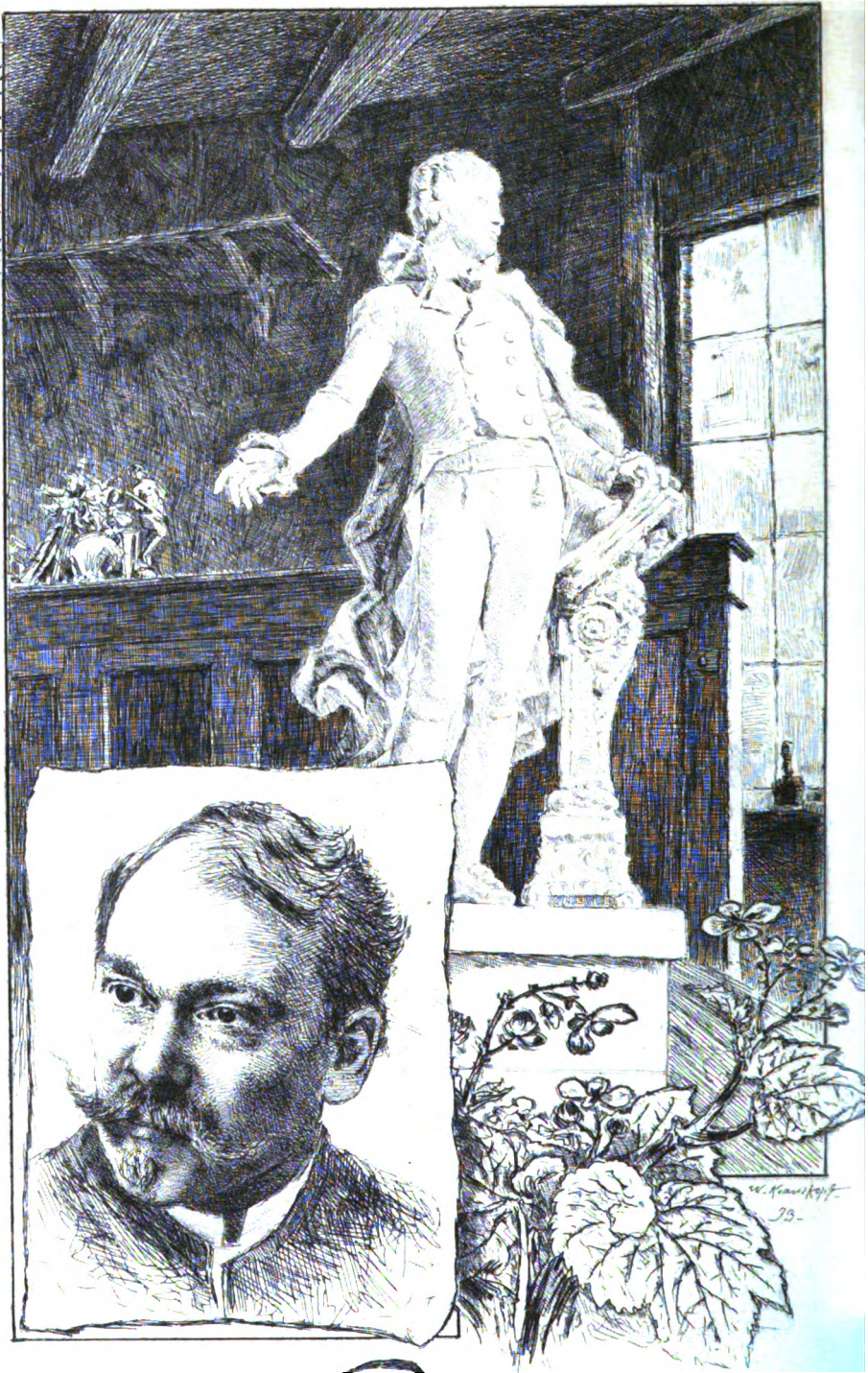
Mai 1893.

17.  
Jahrgang.

Breslau.  
Schlesische Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.





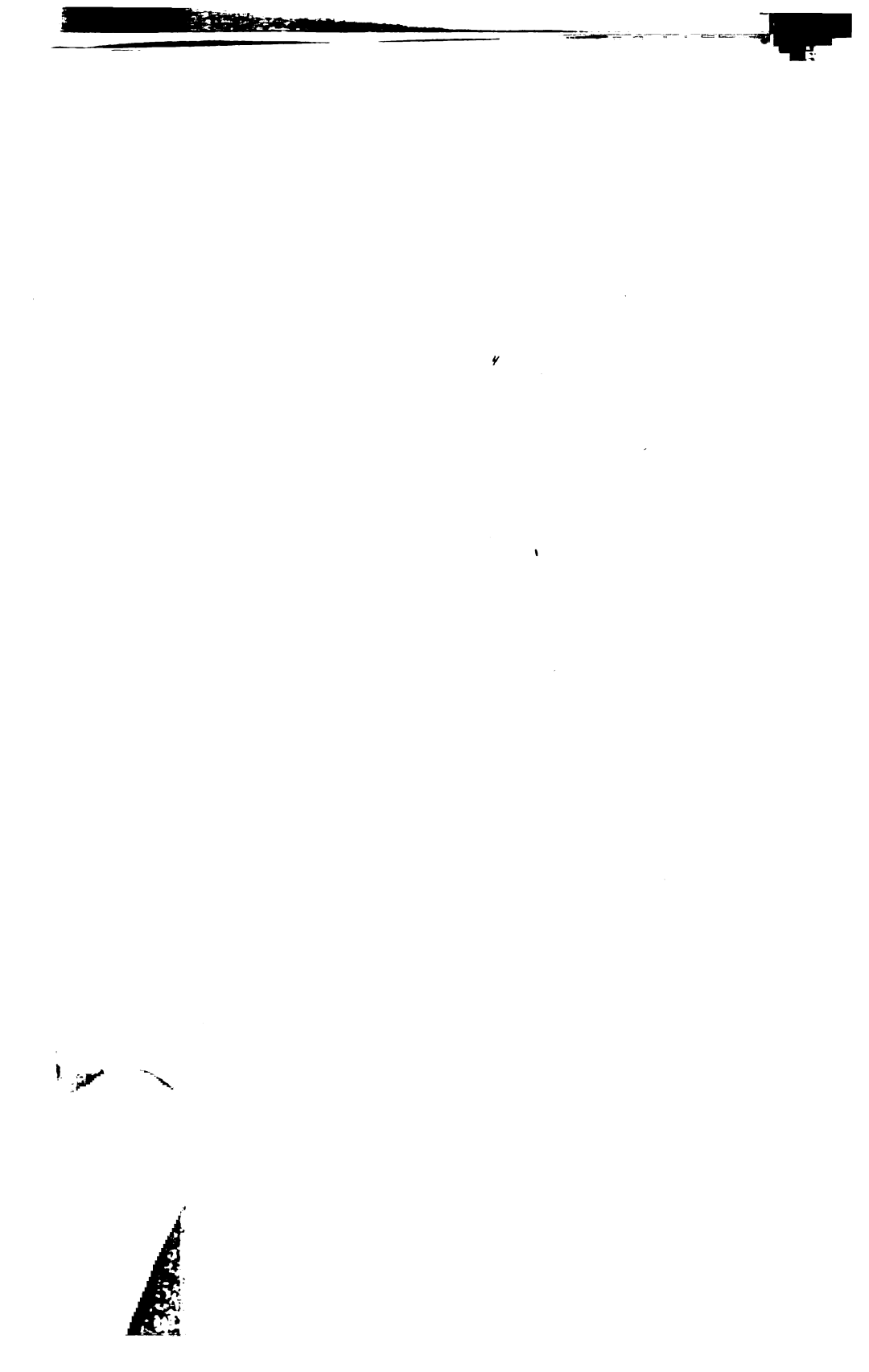


Victor Tilgner

Schlesische Marienanstalt vorm. S. Bonifacien in Breslau







# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LXV. Band. — Mai 1893. — Heft 194.

(Mit einem Portrait in Badingang: Victor Tilgner).



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.





## Der General.

Eine erlebte Geschichte

von

Franz von Schönthan.

— Blasewitz. —

(Schluß.)



Jahre waren seither verflossen . . .

Auch ich hatte längst den bunten Rock ausgezogen, um dem Glück — oder was ich dafür hielt — auf andern Wegen nachzugehen. — Sie waren recht mühselig — im Anfang, — aber endlich fand ich glattere Straße, und nun ging's rüstig vorwärts.

Um diese Zeit entschloß ich mich, einen kleinen schlesischen Curort aufzusuchen, von dessen heißen Quellen ich mir Linderung der lästigen Schmerzen versprach, die mir mein gebrochener und schlecht geheilter Arm noch manchmal verurjachte.

Obwohl es mitten im Winter war, fand ich doch ziemlich viele Curgäste. Meist ältere Offiziere — und unter diesen die Mehrzahl Oesterreicher.

Ich ließ mir die Curliste geben, um nachzusehen, ob nicht zufällig ein früherer Kamerad, . . . und richtig, auf den ersten Blick entdeckte ich den Namen meines alten Regiments-Commandeurs aus Cattaro.

Er wohnte sogar im selben Hôtel — und als ich ihn natürlich unverweilt aufsuchte, da war die Freude groß — auf beiden Seiten.

Er drückte und schüttelte mir die Hände und war ordentlich gerührt; er hätte so oft von mir gehört und gelesen, — aber daß er mich nun hier träfe, das wäre doch wirklich der merkwürdigste Zufall!

Und dabei sah er wieder sehr erstaunt aus!

Er hatte sich überhaupt wenig verändert.

In dem gutmüthigen Gesicht lag noch dieselbe behagliche Lebensfreude, wie damals. Nur weiß war er geworden, — und als er jetzt durch's Zimmer ging, merkte ich, daß er den linken Fuß ein wenig nachschleppte.

„Ja, ja,“ sagte er, „das ist ein Andenken aus dem Hochfelsen-Aufstand! So eine heimtückische Morlachens-Kugel! Nun,“ — fügte er, seinen Zornausbruch gleichsam selber begütigend, hinzu, — „nun, es hätte ja leicht schlimmer werden können! Unserm dicken Major hat's am selben Tag das Leben gekostet! Dem braven Kameraden! Mir ist doch wenigstens vergönnt, noch ein paar Jahre herumzuhumpeln, hier auf der Erde! Und dafür bin ich unserm Herrgott auch recht dankbar! Denn, sehen Sie, es ist gewiß etwas Schönes, der Tod für's Vaterland, — und wenn's mir beschieden wäre, — zu jeder Stunde wäre ich bereit, — aber leben, — sehen Sie — leben ist halt doch das Beste auf der Welt!“

Und dann erzählte er mir, daß er nach seiner Verwundung als General-Major pensionirt worden und nach Graz übersiedelt sei. Seiner Frau gefällt's sehr gut, da in der herrlichen Gegend, sie wird ordentlich wieder jung, die Prachtfrau. Er selber hätte auch nicht zu klagen, — nur im Winter meldeten sich immer wieder Schmerzen im Fuß; diesmal sei's besonders arg, darum möcht er's einmal mit dem Bad hier versuchen, das ihm der Doctor sehr empfohlen hat. Die Frau ist nicht mitgekommen, weil's zuviel gekostet hätte. Sie sitzt jetzt allein zu Haus — denn die Töchter haben sich verheirathet! Alle drei — in einem und demselben Faßching! Die Älteste mit dem Postdirector in Cattaro, und die beiden Andern mit zwei Brüdern, wohlhabenden Holzhändlern in Triume. Wie's die „Rader“ angefangen haben, begriffte er eigentlich selber nicht, denn die übergroße Schönheit hätte sie doch nicht geplagt, und der Reichthum erst recht nicht! Da müsse man's denn als ein rechtes Glück ansehen, daß sie noch so gute Parthien gefunden hätten. Freilich fühlen sich die alten Leute jetzt recht vereinsamt — so plötzlich wieder als kinderloses Ehepaar! Man kann sich ja schreiben, ja — aber man hätte doch gern was Lebendiges um sich, für das man sich sorgen, und an dem man seine Liebe auslassen könnte, — so den ganzen Tag über!

So erzählte mir der alte Herr und rauchte dabei seine „Virginier“ und trank sein „Schaler!“ schwarzen Café! Und die ganze schöne Jugendzeit stieg wieder lebendig vor mir herauf aus der großen Versenkung, in der unsere Erinnerungen im dämmrigen Halbdunkel liegen, bis sie ein Stichwort auf die Scene ruft.

Ob er denn in Graz nichts von Schödl gesehen oder erfahren habe? frug ich den General. Ich selbst hatte damals zwei oder drei Briefe an ihn geschrieben, in langen Pausen ziemlich einsilbige Antworten bekommen, — und dann nichts weiter von ihm gehört.

„Ja, ich habe mich nach ihm erkundigt, — gleich in der ersten Zeit, wie wir nach Graz gekommen sind, aber ich habe nichts Rechtes herauskriegen können; die Mutter soll gestorben sein, und er und die Schwestern sind weggezogen. Wohin — weiß ich nicht. Wissen Sie denn übrigens, was aus dem Simovics geworden ist?“

„Nein.“

„Na, das war ja ein ganzer Roman; hat damals fogar in der Zeitung gestanden. Der hat also richtig zu der festgesetzten Zeit seine kleine Ungarin heirathen wollen, aber es ist nicht dazu gekommen. Bei der Kirchenthür ist ihm plötzlich die italienische Sängerin entgegengetreten, — na, wie hieß sie denn gleich . . .?“

„Die Oliviera?“

„Richtig — ja! Also diese Oliviera hat mit einem Male vor ihm gestanden mit einem kleinen Kind auf dem Arm und einem Flascherl in der Hand, in dem wahrscheinlich Vitriol oder so etwas gewesen ist. Das Flascherl haben sie der wüthenden Person noch rechtzeitig wegnehmen können, aber mit der Heirath war's natürlich aus. Er soll dann nach Amerika gegangen sein, — ich glaube als Reitlehrer. Schade um den Menschen! Aber meine Frau hat's gleich vom ersten Augenblick an gesagt: Aus dem wird nichts! Merkwürdig, was das für eine gescheitete Frau ist!“

Aus seinen Augen leuchtete die zärtlichste Bewunderung für diese merkwürdige Frau.

Als ich mich endlich empfahl, verabredeten wir uns noch für die nächsten Tage. Er hätte zwar ziemlich viel mit der „verfluchten“ Cur zu thun, — baden, massiren, spazieren gehen, aber zwischen 10 und 12 Uhr Vormittags spielte er mit ein paar österreichischen Herren einen „Tapper“, und wenn ich da als Bierter eintreten wollte, würden sie sich alle sehr freuen. — —

Dazu sollte es aber nicht kommen. Ich fand für meine Vormittagsstunden ganz unerwartete Beschäftigung.

Am andern Morgen ließ sich nämlich Herr Carl Theodor Edlmann, der Director des Stadttheaters bei mir melden. „In einer höchst wichtigen Angelegenheit —“ ließ er mir durch den Zimmerkellner sagen.

Es war ein mittelgroßes, hageres Männchen, mit glattrasirtem Gesicht und einer schlecht gebrannten Perrücke. In seinem altmodischen Frack, den engen schwarzen Beinkleidern und dem hohen weißen Halstuch sah er ungefähr aus wie ein Provinzschauspieler, der sich eine „Geheimraths-Maske“ zurecht gemacht hat. Auf dem Zeigefinger der rechten Hand trug er einen auffallend großen Siegelring.

„Ich möchte es nur ja nicht ungütig nehmen,“ bat er mich im allerhöchsten sächsischen Dialekt, „daß er mich so überfalle, — aber, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb . . .“

Ich lud ihn zum Sitzen ein und erfuhr nun Folgendes:

Die Edlmann'sche Gesellschaft spielt schon seit Jahren jeden Winter zwei bis drei Monate im hiesigen Stadttheater; sie hätten auch immer ein ganz leidliches Geschäft gemacht; in dieser Saison aber ginge es gottserbärmlich. Eine Novität nach der andern sei durchgefallen, und auf die alten Stücke kämen die Leute nicht in's Theater. Er wisse sich nur noch

eine Rettung, und die hinge von mir ab: das neue Stück, das sie jetzt am Wallner-Theater in Berlin spielen, wenn er das aufführen dürfte, dann könnte er sich für die ganze Saison herausreißen! Das Buch hätte ihm der Theateragent auch schon geschickt, aber die Erlaubniß zur Aufführung könnte er nicht bekommen, — weil er noch von zwei Quartalen im Rückstand sei mit den Tantiömen! Und er sei ja ein ehrlicher Mann, aber er könnte es jetzt nicht bezahlen. Wenn ich aber ein gutes Wort für ihn einlegte . . .

Und weil er wirklich so aussah, wie ein ehrlicher Mann, der ohne allzuviel eigenes Verschulden im Unglück saß, ließ ich ihn nicht weiter bitten und sagte ihm, er möge das Stück nur aufführen, auf meine Verantwortung, ich würde es dem Agenten gegenüber vertreten.

Er war übergücklich. Die Rollen, sagte er, könnten über Nacht ausgeschrieben sein; — da müsse die ganze Gesellschaft zusammenhelfen. Uebermorgen, um 10 Uhr früh, wäre die erste Probe, und am Sonnabend hätten wir die Premièrre. Es würde eine Mustervorstellung werden, — darauf könnte ich mich verlassen; besonders wenn ich die Gnade hätte, mich bei der Inszenirung „eigenhändig“ zu betheiligen. Das versprach ich ihm auch noch.

Nun wollte er gleich die Besetzung mit mir berathen; ich sagte ihm, das hätte keinen Zweck, da ich sein Personal ja doch nicht kenne.

„Nun, da werden Sie Ihre Freude haben,“ beruhigte er mich; „lauter vortreffliche Kräfte; nur bei einer Rolle bin ich in einer gewissen Verlegenheit . . . bei dem General! Da spielt es sich . . .“

„Wieso?“

„Nun, sehen Sie, das Stück stellt eben sehr große Anforderungen an das Personal, — und für den General, — ich hab' mir's schon hin und her überlegt, — da hab' ich eigentlich gar Keinen mehr übrig . . .“

„Ja, aber lieber Direktor . . .“

„Herausstreichen können wir ihn wohl nicht?“ frug er ganz schüchtern, — und als ich lachend verneinte, fuhr er fort: „Na ja, — er gehört eben doch gewissermaßen zur Handlung; es wäre auch schade wegen der schönen Uniform! Ich habe nämlich eine Generals-Uniform . . . ich kann Ihnen sagen, da könnte mich manches Hoftheater beneiden! Ich habe sie erst neulich unter der Hand gekauft, — aus dem Nachlasse eines wirklichen, richtigen, preußischen Generals . . .“

„Aber wenn Sie keinen Darsteller haben . . .?“

„Gott, einen Ausweg gäb's vielleicht,“ — sagte er nach einigem Zögern; „wenn wir uns beim Souffliren abwechseln, — der Eine oder der Andere ist ja immer wieder ein paar Scenen frei, — dann könnte am Ende unser Souffleur den General übernehmen?“

Was das für ein Mensch wäre? frug ich einigermaßen besorgt . . .

„Nu, es ist ein stilles, bescheidenes Kerlchen, — aber er hat doch gewissermaßen etwas Militärisches in seinem ganzen Wesen; — wenn man sich auf den Proben ein bißchen Mühe mit ihm giebt . . .“



Wir beschloffen also, es mit dem Souffleur zu versuchen. Herr Carl Theodor verließ mich mit vielen Dankfagungen und versprach, mich übermorgen zur Probe abzuholen.

Das Theater, ein mächtiges Gebäude, das noch aus dem vorigen Jahrhundert stammte, war ursprünglich ein Carmeliter-Kloster gewesen; dann hatte es vorübergehend als Cavallerie-Kaserne gedient, und schließlich wurde es zum Schauspielhaus umgestaltet.

Aus dem früheren Kirchenschiff und der späteren Reitbahn war der jetzige Zuschauer-Raum entstanden. Das einstige Refectorium war zur Bühne geworden, und in den alten Klosterzellen schminkten sich die Schauspieler.

Als ich zur verabredeten Zeit auf die Probe kam, führte mich der Director in ein Foyer, in dem noch die Steinfiguren der Apostel Petrus und Paulus standen, und durch lange finstere Gänge, über eine ausgetretene Treppe, auf die Bühne.

Unterwegs erzählte er mir, daß der Souffleur also richtig den General übernommen hätte:

„Der närrische Zwickel war ganz außer sich vor Freuden! Es wäre schon längst sein Wunsch gewesen, einmal selber mitpielen zu dürfen, er hätt' sich's nur nicht zu sagen getraut! Und daß es nun gar eine Generalrolle sei, darauf war er besonders stolz. Nur wie ich ihm sagte, daß Sie persönlich anwesend sein würden, da schien ihn die Courage wieder zu verlassen. Ordentlich blaß ist er geworden und wollt' mir die Rolle hinlegen und davonlaufen. Na, schließlich hat er sich doch noch zureden lassen!“

Auf der Bühne waren sämtliche Mitglieder versammelt; ich wurde vorgestellt, und die Probe sollte beginnen.

„Welcher von den Herren ist denn nun der, dem Sie den General gegeben haben?“ flüsterte ich dem Director zu.

„Ach so,“ sagte der Director, die auf der Bühne Stehenden noch einmal überblickend, „der ist ja gar nicht da!“ Dann rief er mit lauter Stimme, daß man's auch hinter den Coulißen hören sollte:

„Herr Schödl! Wo ist denn der Herr Schödl?“

„Wer? — Was? — Wie heißt der Mann?“ rief ich aus und wollte dem Director nachlaufen, der sich suchend nach dem Hintergrund gewandt hatte. —

Aber da wurde ich schon am Rockärmel ergriffen, von einer Hand, die sich rasch aus der ersten Couliße, unmittelbar neben mir, herausstreckte. Mit sanftem Druck fühlte ich mich festgehalten und nachgezogen, in den halbdunklen Raum hinein, — und dort, — nun dort stand er wahrhaftig vor mir — mein lieber alter Kamerad!

Und bevor ich noch, aus meiner Ueberraschung, Freude und Bestürzung heraus, das erste Wort gefunden hatte, umklammerte er mich mit bittenden Händen und tuschelte mir hastig zu:

„Verrath' mich nicht! Ich bitte Dich, sag' den Anderen keine Silbe, daß Du mich kennst . . .“

„Aber Schödl . . .“ stammelte ich.

„Thu' mir's zu Lieb', ich bitt' Dich,“ fuhr er drängend fort. „Später sag' ich Dir Alles.“ — Damit schob er mich wieder zur Bühne zurück und verschwand im Dunkel hinter den Coullissen.

Mir war's wie ein Traum. Während der Director den ersten Act probiren ließ, saß ich an dem kleinen Regietischchen, vorne an der Rampe, und sah und hörte nichts.

Schödl! Mein alter Freund Schödl! Hier! Bei dieser reisenden Komödiantengesellschaft! Als Souffleur! Zehn Mal wollte ich aufspringen, hinter die Coullissen laufen, mit ihm sprechen, — aber er hatte mich so ängstlich gebeten: Thu's nicht! Mir zu Liebe! — Da bezwang ich mich wieder — und blieb.

So ging der kurze erste Act vorüber.

Im zweiten Act tritt der General auf. Schödl kam durch die Mittelthür heraus, die Rolle in der Hand, wie alle übrigen Darsteller — es war eine sogenannte „Arrangirprobe mit der Rolle in der Hand“ — und während ihm der Director umständliche Belehrungen gab, wie er auftreten müsse und wohin er sich mit den ersten Worten wenden solle, hatte ich Zeit, ihn aufmerksam zu betrachten.

Lieber Himmel! Er war sehr gealtert. Das spärliche Haar grau durchzogen, in dem blassen Gesicht die deutlichen Spuren von Leiden, Sorgen — Entbehrungen. Das dünne, eng über die Brust geknüpfte Röckchen ließ ihn noch kümmerlicher erscheinen, als damals die Uniform. Nur die großen blauen Augen waren dieselben geblieben. Und doch nicht! Als er jetzt mit einem vollen Aufschlag zu mir herübersah, fühlte ich es ganz deutlich: es lag etwas Fremdes, Rührendes in seinem Blick! So etwas Stilles und Frommes! Mehr als jemals erinnerte er mich jetzt an das Bild seines Namenspatrons, Sanct Sebastian.

Aus dem Gespräch mit dem Director heraus, wandte er sich mit einer Frage an mich. Er betonte absichtlich das „Sie“ und sprach mich mit „Herr“ und meinem vollen Namen an. Ich ging darauf ein, erklärte ihm Dies und Jenes in seiner Rolle, gab ihm jede nur mögliche Anleitung und beschäftigte mich während der ganzen Probe fast ausschließlich mit ihm.

Darüber verlor sich unmerklich die Befangenheit zwischen uns; ich redete mich in den Regieeifer hinein, und er schien Alles vergessen zu haben, was nicht zu seiner Rolle, zu seinem Spiel gehörte. Er war mit sichtlicher Freude bei der Sache. Immer wieder frug er, ob's denn so recht wäre? Und ob er's nicht nochmal und nochmal probiren solle? Dabei rötheten sich seine Wangen, und wenn er Worte zu sprechen hatte, die sich auf militärische Dinge bezogen oder auf seine Generalwürde, da rechte er sich ordentlich stolz auf

in soldatischer Strammheit und war wieder ganz der alte Schödl, in dem der Heldengeist seiner Väter glühte.

Natürlich mußte ich ihn fortwährend zu vorsichtigem Maßhalten ermahnen; denn so ehrlich empfunden sein Pathos auch war, für die Bühnenwirkung konnte es leicht in's Lächerliche fallen. Das sagte ich ihm freilich nicht so gerade heraus, um ihn nicht zu entmuthigen, aber ich nahm mir vor, ihn auf den folgenden Proben nach und nach zu einer noch ruhigeren Auffassung seiner Generalsrolle hinzuleiten.

Inzwischen tröstete ich ihn mit der Versicherung, daß er am Abend der Vorstellung recht gut bestehen und einen schönen Erfolg haben würde.

Das machte den armen Kerl ganz glücklich; er drückte mir wieder und wieder die Hände, nahm mich bei Seite und flüsterte mir zu, ob ich nicht zu ihm kommen wolle. Er würde mich ja gern im Hotel auffuchen, aber . . . Ich versprach Vormittags zu kommen. Er dankte mir mit einem völlig gerührten Blick und lief fort.

Die Probe war zu Ende. Während mich der Director nach Hause begleitete, theilte er mir das Wenige mit, das er selber von Schödl wußte. Vor zwei Jahren sei er zu ihm gekommen, durch einen Wiener Theateragenten; im Anfang hätte er ihn gar nicht behalten wollen, weil's mit dem Souffliren so schlecht ging; aber er hätte ihm leid gethan, denn er wäre sichtlich in Noth gewesen, und schließlich hätten sie sich Alle an den bescheidenen pflichteifrigen Menschen gewöhnt. Wo er eigentlich herkäme und was er früher gewesen sei, das wisse heute noch Keiner, denn er hätte mit Niemand vertraulicheren Umgang und lebe ganz still für sich hin, — immer zu Hause, immer nur mit seinem Kind!

„Ein Kind?“ frug ich auf's Höchste überrascht. „Er hat ein Kind?“

„Ei ja! Ein Töchterchen von sieben oder acht Jahren. Ein wahres Bild von einem Kinde! Die Leute auf der Straße bleiben stehen, wenn er mit ihr vorübergeht; er pußt sie auch immer an, wie eine richtige Prinzessin! Er selber natürlich — das arme Luder — läuft in der größten Kälte mit'n Sommerpaletot. Hundertmal hab' ich ihm schon gesagt, er soll die Kleine doch mitspielen lassen, — man hat doch immer einmal eine Kinderrolle zu besetzen, oder zu Weihnachten, wenn wir unsere große Ausstattungs-Feerie aufführen, — aber meinen Sie, daß er das zugeben möchte? Z behahre! Nicht für schweres Geld! Obwohl er sonst ganz fiebrig ist auf jeden Groschen Nebenverdienst und oft die halben Nächte aufsitzt beim Rollen-Ausschreiben!“

Und so schwatzte er weiter, der mittheilsame Herr Edelmann, und erzählte mir von Schödl's rührender Zärtlichkeit gegen das Kind, und von des Letzteren Talenten, und daß es offenbar wie geschaffen sei für's Theater — lauter Dinge, die ich nur noch mit halbem Ohr hörte, weil ich mir im Stillen unablässig die Frage vorlegte, was es wohl für eine Bewandniß haben könne mit diesem Kind? . . . Und mit der Mutter? . . . War sie

todt? War sie von ihm geschieden? . . . Oder war sie? . . . Ich fühlte, daß mir irgend eine unbestimmte Ahnung vorschwebte, die ich so nicht in Worte fassen konnte, und nach der ich aber auch nicht fester hinblicken mochte — als ob ich mich scheute, als ob . . .

Da blieb der Director plötzlich stehen, hielt mich fest und zeigte über die Straße hinüber.

„Nu sehen Sie, weil wir gerade von der kleinen Krabbe sprechen — da ist sie!“

„Wo?“

„Herr Jesus, da drüben! Sehen Sie nur, wie sie mit dem alten Herrn kokettirt . . .“

Schräg über der Straße drüben, in der Nähe unseres Hotels stand mein alter General und vor ihm, das Gesicht von mir abgewendet, ein kleines Mädchen. Sie sah mit graziös zurückgelegtem Köpfschen zu ihm hinauf, und er, auf seinen Krückstock gestützt, zu ihr niedergebeugt, horchte auf ihr Geplapper. Es war ein hübsches Bildchen, der weißhaarige alte Herr im langen Pelzrock und das zierliche Püppchen ihm gegenüber. Mit einem ganz eigenthümlichen fremdartigen Chic war sie gekleidet. Ein lockes, weißes Barett, unter dem eine Fülle dunkler Locken hervorquoll, ein wolliges weißes Mäntelchen, mit drei oder vier übereinanderfallenden Kragen, und darunter der Saum eines blauen Sammtrockchens. Die auffallend kleinen Füße waren in hohe, enganliegende Knopfstiefel gestellt, und in der rechten Hand hielt sie lässig ein Paar blanke Schlittschuhe. Sie mochte eben etwas Drolliges gesagt haben, denn der alte Herr lachte hell auf. Sie lachte mit, machte ihm einen graziösen Knix, wich geschmeidig wie ein Käschchen aus, als er sie noch zurückhalten wollte, und lief, übermüthig die Schlittschuhe in der Luft schwenkend, die Straße hinauf.

Jetzt hatte mich der General erblickt; er kam lebhaft gesticulirend zu mir herübergehumpelt und rief mir schon von Weitem zu:

„Da habe ich ja ein unglaubliches kleines Frauenzimmer kennen gelernt.“

Und dann erzählte er mir, während sich Herr Edelmann bescheidenlich empfohlen hatte, sein Abenteuer.

Vorhin, beim Heraustreten aus dem Hotel, sei er mit der eilig vorüberlaufenden Kleinen „zusammencarambolirt“; er habe sie noch glücklich aufgefangen, als sie hinfallen wollte, habe sie wieder auf ihre Füße gestellt und sich mit „Hoppsa“ oder „Bardon“ oder „so was dergleichen“ entschuldigt; darauf hat das Kind zu seiner großen Ueberraschung geantwortet:

„Ma, non fa niente, Eccellenza!“

Nun frug er sie, ob sie eine Italienerin sei.

„O ich kann auch deutsch, Herr General.“

Und als er sich immer erstaunter erkundigte, ob sie ihn denn kenne, sagte sie mit einem spitzbübischen Lächeln: „Ma, sicuro“ und plapperte ganz geläufig des Generals vollen Namen und Titel herunter.

Nun wollte er natürlich wieder erfahren, woher sie das wisse. Sie aber legte den Zeigefinger auf das Mündchen und flüsterte: „Geheimniß!“ Und wie sie selber hiesse? — „Geheimniß!“ antwortete sie wieder mit derselben Geberde, — „und nun müsse sie fort!“

„Wohin denn?“

„Klaviernoten holen!“

„Spielst Du denn schon?“

„Erst ein Stückchen; Papa hat mir's einstudirt. Ihre Lieblingsmelodie, Herr General!“ Und dabei fängt sie auch gleich zu trällern an. „Dididom, dididom, dididom — bombom —“ den Kadetzymarsch. Damit lief sie lachend weg.

„Nun sagen Sie mir, das ist doch das Tollste, was mir im Leben passiert ist! Wer kann denn die kleine Hexe nur sein?“

„Ich weiß es, Herr General!“

„Sie?“

„Ja, es ist die Tochter des Lieutenants Schödl!“

Er sah mich mit einem maßlos erstäubten Gesicht an und wußte seiner Ueberraschung keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er mit dem Krückstock aufstieß und ein paar Mal „Morbleu, morbleu!“ ausrief.

Dann nahm er mich mit hinauf in sein Zimmer, und ich mußte ihm berichten, wie ich Schödl gefunden und was ich von ihm erfahren habe.

Er war gleich wieder voll warmherziger Theilnahme.

„Aber daß sich der Sappermenter gar nicht sehen läßt, bei seinem alten Regiments-Commandeur!“ fuhr er grollend heraus.

„Gott, Herr General, er wird's eben nicht gewagt haben; bedenken Sie — in seiner Lage! Er ist Ihnen sicherlich mit bescheidener Absicht ausgewichen und wird Sie nur von Weitem seinem Kind gezeigt haben: ‚Siehst Du, das ist mein Oberst gewesen!‘ Und dann hat er gewiß mit Liebe und Verehrung von Ihnen gesprochen; das haben Sie ja selber herausgehört, aus dem Geplauder der Kleinen!“

„Na ja, ja, ja! Aber das geht so nicht! Wenn Sie ihn wieder sehen, sagen Sie ihm, das geht so nicht! Und das mit dem Ausweichen und dergleichen — das ist Unfönn! Kamerad bleibt Kamerad! Und die treue Kameradschaft ist schließlich noch immer das Beste auf der Welt! Und wenn er sich nicht zu mir traut, dann gehe ich zu ihm. . . . Sehen Sie nur, da kommt sie wieder zurück!“ sagte er eifrig und riß trotz der Kälte das Fenster auf, um auf die Straße hinunterzusehen.

Ich trat zu ihm; drüben auf dem Fußsteig kam das Ding eben angetänzelt; sie hatte uns Beide gleich am offenen Fenster bemerkt, und als ihr der General nun freundlich zunickte, da blieb sie stehen, wandte sich voll zu uns, machte einen zierlichen Knix, den sie mit einer ungemein graziösen Grußbewegung beider Arme begleitete, warf dem General noch eine Kußhand zu — und trippelte weiter.

Mich aber durchfuhr es in dem Augenblick wie eine Aehnlichkeit — eine Erinnerung — beinahe unheimlich lebendig: Cattaro — das Theater — die Improvisatrice Marietta — wie sie sich verneigt — Rußhände in's Parterre wirft — und dieses Lächeln — diese Augen! — Nein! Nein, da ist keine Täuschung möglich! . . .

„Wissen Sie, wer das Kind da unten ist?“ sagte ich zum General.

„Nun?“

„Die Tochter der Oliviera!“

Ich hatte mich nicht getäuscht! Die Kleine, die übrigens wirklich Marietta hieß, war die Tochter der Oliviera.

Schödl selbst hat es mir erzählt, als wir noch am selben Abend — und bis tief, tief in die Nacht hinein — in seiner ärmlichen Wohnung zusammensaßen.

Als er damals — vor nun bald neun Jahren — nach Graz zurückkam, fand er, nach manchem vergeblichen Bittgang, endlich eine bescheidene Stelle als Magistrats-Schreiber. Seiner alten Mutter hatte er eingeredet, es handle sich nur um „ein kleines Uebergangl“; sein unbedeutendes Herzübel bessere sich von Tag zu Tag, und wenn er erst wieder ganz gesund sei, dann könne er sofort wieder als Offizier in die Armee eintreten. Und sie hat ihrem „Bastl“, der sie ja nie angelogen hat, auch das geglaubt und ist im nächsten Frühjahr mit der tröstlichen Zuversicht hinübergewandert, daß es ihr Sohn noch recht weit bringen wird . . . recht weit! . . .

Der kleine Hausstand, dessen materielle Basis die Pension der Mutter war, löste sich auf; die Schwestern kamen zu wohlhabenden Verwandten nach Kärnten, wo sie noch heute leben — angeblich als „liebe Hausgenossen“ — thatsächlich als besser behandelte und schlechter entlohnte Diensthöten.

Schödl blieb allein zurück in Graz; allein und einsam! Er lebte so für sich hin, ohne Hoffnung für die Zukunft — ohne Freude an der Gegenwart — und meinte, er hätte nichts mehr zu thun, als still und geduldig auf das Ende zu warten.

Da trat die Oliviera zum zweiten Mal in sein Leben! Vor ungefähr vier Jahren war's. Sie kam mit einer italienischen Opern-Gesellschaft nach Graz — als Choristin! Jugend und Schönheit hatte sie eingebüßt — und das bischen Stimme, das sie ehemals besaß, war rauh und brüchig geworden; aber für Schödl war sie geblieben, was sie immer war: das Weib, das er geliebt hatte! Das er noch immer liebte!

Abend für Abend saß er im Theater — ganz hoch oben, auf dem billigsten Platz, und sah und hörte von allen Herrlichkeiten nichts, als die kleine Choristin, um die sich sonst kein Mensch im ganzen Hause kümmerte.

Eines Abends fehlte sie im Chor — und am nächsten Abend auch! Da faßte er sich ein Herz und erkundigte sich nach ihr. Sie sei krank, hieß es, schwer krank! . . . Nun hielt ihn nichts mehr! Nun ging er zu

ihr — und hat sie nicht wieder verlassen, bis sie Niemand mehr brauchte — keinen Pfleger, keinen Freund und keinen Trost!

Zuerst lag sie zwei Monate lang in Graz; jede Minute, die ihm sein Amt frei ließ, saß er an ihrem Bett; und als sie endlich wieder aufstehen durfte und ihm der Arzt sagte, die letzte Hoffnung für sie wäre eine Cur in Meran, da gab er ohne Zaudern seine Anstellung auf, verkaufte, was er besaß, raffte die paar hundert Gulden zusammen, die ihm aus dem Erbe seiner Mutter noch geblieben waren und brachte die Kranke nach Meran. Dort hat die arme Dulberin ausgelitten. Der letzte Tag ihres Lebens war auch der erste, an dem die finstere Scheu von ihr gewichen ist, mit der sie sich bis dahin — wortkarg und ohne Dank — gefallen ließ, was er an ihr that. Erst die letzten Schläge ihres trotzigen Herzens haben ihm gegolten — ihm und ihrer kleinen Marietta — die er von ihren erkaltenden Lippen weg, an seine Brust zog. . . .

„Und seither bin ich ihr Vater —“ sagte er schlicht und treuherzig und führte mich zu dem Bettchen hin, wo das schlafende Kind, frisch und ruhig, zwischen weißen Decken lag.

„Wie sie ihr ähnlich sieht!“ dachte ich im Innersten. Und als ob er es gehört hätte, flüsterte er dieselben Worte leise vor sich hin. „Wie sie ihr ähnlich sieht!“ Dabei neigte er sich vorsichtig über das liebliche Kind, küßte es und blickte mit einem stillen Lächeln zu mir hinüber: „Siehst Du, so hab' ich halt doch noch mein bißchen Glück gefunden! Freilich, ich hab' erst redlich drum dienen müssen. Die Kleine hat sich im Anfang auch gewehrt gegen meine Liebe — g'rad so, wie ihre Mutter!“ sagte er mit einem Seufzer. „Und selbst jetzt noch! Wenn man so eifersüchtig wie ich danach hinschaut, merkt man's ganz genau: Derjenige, der giebt — das bin halt immer nur ich! Sie nimmt blos. — Lieber Gott, vielleicht ist das überhaupt mein Schicksal! Vielleicht muß ich damit schon zufrieden sein, daß ich nur Menschenherzen finde, die sich's wenigstens gefallen lassen, wenn ich mit meiner Liebe an ihnen häng'!“

Und gleich wieder, als ob ihn das bittere Wort reute, sprach er in den zärtlichsten Ausdrücken von dem süßen kleinen Geschöpf. Und was sie ihm geworden sei, in den vier Jahren, seit dem Tode ihrer Mutter! Nun erst hätte sein Leben wieder ein ernstes Ziel: das ihre zu schmücken! — Vorläufig könne er ihr freilich nur das Nothdürftigste bieten, — und das bißchen Puskrum, das dem eitlen Ding wichtiger sei als Essen und Trinken. Aber seine jetzige Stelle sei doch nur ein Provisorium, nach dem er in der größten Noth gegriffen habe. „Denn damals, in Meran,“ erzählte er weiter, „als ich mit Marietta an der Hand vom Friedhof zurückkam, wußte ich wirklich nicht, wovon wir Beide im nächsten Monat leben sollten. Da fand ich in unserer Wohnung einen Brief von Olivieras früherem Director; ich hatte ihm ihr Ende angezeigt, weil der alte Herr immer gut zu ihr gewesen ist und sie auch unterstützt hat, so weit er konnte. Nun schrieb er

mir aus Triest, ich solle zu ihm kommen, wenn ich nichts Anderes hätte, er ginge mit seiner Oper nach Oesterreich und Deutschland und brauche einen redlichen, gebildeten Mann, den er als Dolmetsch, Secretär und Cassirer verwenden könne. So bin ich zwei Jahre bei ihm geblieben, bis er schließlich in Wien, vom Unglück verfolgt, seine Gesellschaft auflösen mußte. Er empfahl mich einem Agenten — und der verschaffte mir die erste freie Stelle, die sich bot: als Souffleur zum Director Edelmann. Da bin ich nun, und wäre auch zufrieden, wenn ich nur an mich allein zu denken hätte! Aber um ihretwillen möchte ich's gerne weiter bringen; wer weiß, wie lange sie mich noch hat; mit meinem Leiden, Du weißt ja, da kann es einmal mit einem Schlag aus sein! — Aber — vielleicht — vielleicht stehe ich gerade jetzt vor dem freundlichen Wendepunkt meines Schicksals, auf den ich trotz alledem im Stillen noch immer gehofft habe.

Und als ich nicht recht wußte, wie ich ihn verstehen solle, ergriff er meine Hände und sagte, zögernd und stotternd, als ob er sich kaum heraustraue mit seinem Geständniß:

„Lach' mich nicht aus! Die schwärmerischen Träume von damals, — als wir Beide meinten, wir brauchten nur den Offiziersdegen in den Winkel zu stellen, um gleich als große Künstler auf die Bühne zu springen — die sind natürlich vorüber — wie so Vieles, von dem wir damals geträumt haben. Und ich habe auch jahrelang nicht mehr daran gedacht. Aber jetzt, wo ich täglich hinter die Couliissen komme, wo ich sozusagen im Theater und mit Schauspielern lebe, da ist doch nach und nach die alte Neigung wieder aufgewacht. Oft und oft schon habe ich den Director bitten wollen, er soll's mich doch einmal versuchen lassen mit einer Rolle, für die ich mich besonders eigne, wie z. B. jetzt, der General in dem neuen Stück! . . . Ach, Freund, wenn mir das Glück brächte — und wenn ich dann nur zu einer ganz bescheidenen Stellung an irgend einem Hoftheater käme . . .“

„Aber Schödl . . .“

„Nun ja, zum Liebhaber bin ich freilich inzwischen zu alt geworden, das seh' ich ja ein; aber es giebt schon noch Rollen, die mir das Herz warm machen! Weißt Du, diese großen Heldengestalten, in die ich mich so lebendig hineindenken kann, der „Wilhelm Tell“, der „Herzog Alba“, der „Schweizer“ aus den „Räubern“, der „Göz von Berlichingen“ mit der eisernen Faust! Ja, wenn ich mir die so vorspreche, mit mir ganz allein, so mit der vollen Leidenschaft, ja, da packt mich die helle Begeisterung, und da mein' ich, das Publikum müßt' mir's und müßt' mir's glauben!“ . . .

Dabei war er mit großmächtigen Heldenschritten im Zimmer auf und niedergegangen und stand jetzt stolz aufgerichtet vor mir, blitzenden Auges und mit drohend erhobener Faust, als wäre er wirklich der eisenhändige Göz, der in der Rathsstube zu Heilbronn den zaghaften Häschern zuruft: „Wer kein ungrischer Dchs ist, komm' mir nicht zu nah!“ . . .

Und mir wurde ganz trübselig zu Muthe; denn ich sah es ja zum



Greifen deutlich vor mir, wie es meinen armen Freund zu einer neuen Enttäuschung hintrieb — vielleicht zur bittersten seines Lebens. Und ich konnte ihn nicht warnen; es wäre eine nutzlose Grausamkeit gewesen, ihm die Wahrheit zu sagen, — er hätte nicht daran geglaubt. Er fühlte doch in seiner innersten Seele den großen Helden — der er nicht war! Nicht im Leben — nicht auf der Bühne!

Ich nahm mir in Stillen vor, ihn vor dieser schmerzlichen Erkenntniß zu schützen, — wenn's irgend möglich sei; es mußte sich wohl — so oder so — ein sturmsicherer Winkel für ihn finden lassen.

Am nächsten Morgen hatten wir wieder Probe; Schödl war schon vor Anfang da, nahm mich bei Seite und frug mich leise, ob's mir recht wäre, wenn er gleich in vollem Kostüm probirte? „Man fände sich doch leichter in den Charakter hinein.“

Ich hatte natürlich nichts dagegen, und im zweiten Act erschien er richtig in voller Generals-Uniform auf der Bühne. Sie war ihm freilich ein wenig zu weit, aber er sah doch ziemlich gut aus und schien sich selbst sehr zu gefallen. Auf der Bühne stand ein großer Spiegel, der zum Meublement des Zimmers gehörte, und Schödl versäumte nie, ein paar zärtliche Blicke hineinzuwerfen, wenn er an ihm vorüberstolzirte; einmal überhörte er darüber sogar sein Stichwort, und ich mußte den Spiegel schließlich anders stellen lassen. Im Uebrigen wußte er seine Rolle bis „auf's Und“ und sprach sie noch pathetischer, als am Tag vorher. Er fühlte sich augenscheinlich sehr glücklich im Hochgefühl seiner Generalswürde.

„Einen Bart werde ich mir nicht kleben,“ sagte er mir im Zwischenact mit wichtiger Miene; „ich bin nicht daran gewöhnt, und so könnte es mich am Ende stören; übrigens — ein General kann doch auch bartlos sein? Nicht wahr? Moltke, — Friedrich der Zweite — —“

Und als die Probe vorüber war, kam er mit einem neuen Anliegen:

„Wegen der Orden wollte ich Dich fragen . . .?“

„Was für Orden?“

„Nun, es ist doch ein General! Und die Kriege von Vierundsechzig und Siebzig-Einundsiebzig hat er jedenfalls mitgemacht . . .?“

„Ach so, — ja, — ein paar Orden kann er schon haben . . .“

Er nickte mit freudiger Zustimmung, dann nach einer kleinen Pause:

„Ich denke mir, das eiserne Kreuz erster Klasse hat er sicher?“

Der Meinung war ich natürlich auch, und am nächsten Tag erschien Schödl mit dem eisernen Kreuz und vier anderen Orden auf der Brust, die sich im Laufe der letzten beiden Proben noch um drei Ritterkreuze und eine goldene Tapferkeits-Medaille vermehrten, — ohne daß weiter darüber gesprochen wurde.

Inzwischen hatte ich Schödl auch gesagt, daß ihn unser ehemaliger Regiments-Commandeur zu sprechen wünsche, und daß er jedenfalls hingehen müsse. Das kostete ihm zwar einen schweren Entschluß — aber

schließlich ging er doch, und als er wiederkam, war er ganz gerührt von der überaus freundlichen Aufnahme, die er beim General gefunden habe. — Und zu morgen wären er und Marietta zum Essen eingeladen, — und ich sollte auch dabei sein.

Bei diesem Mittagsmahl, — es war am letzten Tag vor der Premiere, — ging's sehr lustig her zwischen uns Vieren. Marietta, die zum ersten Mal in ihrem Leben Champagner zu kosten bekam, hielt uns mit ihrer drolligen Ausgelassenheit in fortwährendem Lachen, und der General war förmlich verliebt in das graziose Kind.

„Grad' so ein Wurfel,“ sagte er, „ist unsere Jüngste gewesen, die hat's auch immer so getrieben beim Essen.“ — Und dann fuhr er mit einem leisen Seufzer fort: „Jetzt ist es freilich sehr still geworden bei uns — Na ja, — jetzt sitzen wir halt ganz allein am Tisch, — meine Frau und ich . . .!“

Nun brachte die Kleine, deutsch und italienisch durcheinander plappernd, ein „Hoch“ auf die Frau Generalin aus! Der General stieß mit ihr an, schloß das Kind zärtlich in seine Arme, und sie küßte ihn herzlich auf den Mund.

Schödl neigte sich zu mir herüber und sagte:

„Siehst Du,“ so zärtlich ist sie zum Beispiel nie mit mir . . .“

Das sollte wie ein Scherz klingen — es lag aber doch eine leise Klage darin. Und er sah beinahe eifersüchtig zu unserm guten alten General hinüber, der Marietta auf seinen Schoß gehoben hatte und ihr Köpfchen liebevoll an eine Brust drückte, während die Kleine mit ganz leiser Stimme, wie ein träumendes Vögelchen, vor sich hinsang — ein Lied, das ich lange nicht gehört hatte: „Mila, mila, lunica, — kje, moja ljubica?“

Plötzlich, — mitten im Vers brach sie ab und bat, ob sie jetzt fort dürfe? Auf dem Johanništeich draußen sei heute Eislaufen mit Musik, und da möcht' sie zu gern dabei sein!

Sie sprang davon; der General schlug ordentlich zornig auf den Tisch und sagte mit ganz rauher Stimme:

„Merkwürdig! Grad' wie meine Jüngste!“

Dann ließ er eine neue Flasche bringen, bot uns Cigarren an — und nun wurde erst gemüthlich geplaudert! . . . Von was? . . . Natürlich — von damals! . . . Von den rothweißen Aufschlägen, der schwarzgelben Fahne und dem goldenen Porte-épée! Dann wurde auf den Kaiser getrunken und auf die tapfere Armee, — und zwischendurch kam's immer wieder dem Einen und dem Andern über die Lippen, — wie ein Refrain:

„Es ist doch schön gewesen . . .!“

Schödl war während der letzten Stunde immer stiller geworden, und als ich ihn nach Hause brachte, ging er ganz verjunkt neben mir her. — Ich wollte ihn aufheitern, fing vom Theater an und von seinen Zukunftsplänen — aber er hörte mich kaum; und als ich mich erbot, noch ein wenig zu ihm mit hinauf zu kommen, schüttelte er mit einem stummen Nein

den Kopf und wandte sich zur Hausthür; aber dann plötzlich kehrte er noch einmal um, — ergriff meine beiden Hände, presste sie an sein Herz und sagte tief aufstöhnend:

„Du glaubst nicht, wie unglücklich ich manchmal bin . . .!“

Und auch am nächsten Morgen, auf der Probe, war er ganz ungewöhnlich ernst und in sich gekehrt. Er hätte schlecht geschlafen und unruhige Träume gehabt! — Von seiner Mutter! Und auch von seinem Vater, von dem er sich gar nicht erinnern könne, seit seiner Kindheit je wieder geträumt zu haben . . .

„Und ganz merkwürdig war's! Der Vater wollte mir etwas sagen, aber gerade in dem Augenblick wurde ich durch ein eigenthümliches Klirren im Zimmer geweckt — und habe auch nicht wieder einschlafen können. Bis zum Morgen habe ich mich herumgequält: Was hat er Dir nur sagen wollen? . . . Und jetzt liegt's mir in den Gliedern, wie eine unbestimmte Angst . . .“

„Das wird weiter nichts sein, als ein wenig Lampenfieber . . .“

„Freilich, freilich“ — tröstete er sich selbst, — „ist mir nur fatal, daß sich gerade heute die Gesichte, hier, wieder meldet.“ Er griff nach der Herzgegend: . . . „So stark ist es noch gar nicht gewesen“ . . .

„Sollen wir vielleicht die Vorstellung abfragen?“ frug ich nun doch besorgt . . . Davon wollte er unter keiner Bedingung etwas hören; die Andern sollten nicht glauben, daß er vielleicht aus Angst . . . nein, nein, es würde schon besser werden; er wolle sich gleich nach der Probe hinlegen, um vielleicht noch ein bißchen Schlaf einzuholen, und Abends sei er sicher auf dem Posten!

Ich fühlte mich aber beunruhigt, und ersuchte den Badearzt, der mein Tisch-Nachbar an der Table d'hôte war, Nachmittags bei Schödl vorzusprechen. Wenn irgendwie anzunehmen wäre, daß sich der Zustand meines Freundes durch die bevorstehenden Aufregungen des Abends verschlimmern könnte, würde ich die Vorstellung noch in letzter Stunde inhibiren.

„Davon kann gar keine Rede sein,“ sagte der Medicinalrath, „ich kenne den Herrn Schödl, — er war schon ein paar Mal in meiner Sprechstunde; er hat körperlich allerdings nicht viel zuzusetzen, das ist richtig, aber das bißchen Lampenfieber wird's auch nicht schlimmer machen; so ein Herzleiden, wie er's mit sich herumschleppt, ist sicherlich keine gemüthliche Sache, aber es gehört doch immer ein derber Stoß dazu — von innen oder von außen, — wenn's gefährlich werden soll! Dann freilich kann's auch sofort zu Ende sein. Uebrigens gehe ich gleich nach Tisch hin! Meinen Weg führt mich ohnedies vorüber; ich muß zum Johannesbrunnen hinaus . . .“

„Hat sich das Wasser schon wieder eingestellt?“ frug Jemand über den Tisch herüber.

„Kein Tropfen; — es ist, als ob die ganze Quelle mit einem Ruck in die Erde gerutscht sei!“ —

Ich erfuhr jetzt erst, daß wir in der vergangenen Nacht ein kleines Erdbeben gehabt hätten, das einige Leute mit leisem Rollen und Klirren aus

dem Schlaf geweckt — sonst aber kein Unheil angerichtet habe. Nur der Johannesbrunnen sei merkwürdigerweise plötzlich versiegt; — aber das sei schon öfter in diesem Jahrhundert vorgekommen, erklärte der Medicinalrath, und die Quelle hätte sich immer nach ein paar Tagen wieder gezeigt.

„Na, meinetwegen braucht sie sich nicht zu bemühen,“ brummte der General, der uns gegenüber saß, „ich bin froh, wenn ich das warme schweißige Zeug nicht mehr trinken muß!“

Und dann bestellte er sich mit seiner lautesten Commandostimme eine Flasche von dem streng verpönten Rothwein und sah dabei den Wadearzt so herausfordernd an, als betrachte er sich, nach dem Versiegen des Johannesbrunnen, überhaupt an keine weitere Kur-Vorschrift gebunden.

Im Laufe des Nachmittags schickte Schödl noch einen kleinen Zettel in's Hotel: — ich solle mich um feinetwillen nicht weiter beunruhigen, er fühle sich ganz wohl und sei eben im Begriffe, in die Garderobe zu gehen!

Das Theater war ausverkauft, und der glückstrahlende Herr Edelmann hatte dem General und mir die zwei letzten Plätze im ganzen Hause — die sogenannte Directions-Loge — eingeräumt; während wir nun in diesem kleinen finstern Käfig saßen und mit gespannter Erwartung dem Beginn der Vorstellung entgegen sahen, kam ein ungemein lebhaftes Gefühl der Neue über mich: Ich hätte es doch nicht zugeben sollen! Mit aller Kraft hätte ich Schödl dieses unglückselige Experiment ausreden müssen! Es konnte ja kein gutes Ende nehmen! Im besten Falle kam er heute noch mit heiler Haut davon, — denn die Rolle war nicht allzu groß und die gefährlichen Stellen hatte ich vorsorglich herausgebracht, — aber was war damit gewonnen? Im Gegentheil! Ein solcher Schein-Erfolg konnte seine Selbsttäuschung nur steigern, — und dann war ihm die schmerzlichste Erfahrung gewiß! Und wenn sie ihm gar schon heute bevorstand! Wenn er verhöhnt und ausgelacht wurde? Ich wagte es gar nicht auszubenten! . . . Der General neben mir schien auch in gedrückter Stimmung zu sein: „Wissen Sie,“ sagte er, „ich fürchte, die Schauspielerei — das ist erst recht nichts für Schödl. Ich hab's meiner Frau geschrieben, und die ist auch dagegen! Einen acht Seiten langen Brief hat sie mir heute geschickt — und Alles über den Schödl. Das Uebel, sagt sie, das die Aerzte in seinem Herzen constatirt haben, das wäre noch nicht das Schlimmste! Aber, daß ihm der liebe Gott in das selbige kranke Herz, neben so viel Einfalt und Demuth, einen so unbändigen Stolz gelegt hat, und neben die ängstliche Verzagttheit so eine heiße Begierde nach Ruhm und Ehre, — daran müßt' er zu Grunde gehen, der arme Hascher! . . . Es ist ja sehr traurig,“ fuhr er seufzend fort, „aber sehen Sie, wenn meine Frau so etwas sagt, da glaub' ich d'ran, wie an's Evangelium!“ . . .

Glücklicherweise fing jetzt das Stück an, und der erste Act, der recht gut gespielt wurde, riß auch uns aus den trüben Gedanken. — Als der Vorhang fiel, war das Publicum in der heitersten Laune, und ich ging auf

die Bühne, um mich nach Schödl umzusehen, der gleich in den ersten Scenen des zweiten Actes aufzutreten hatte.

Ich fand ihn in der besten Stimmung; mit der glänzenden Generals-Uniform schien wieder der alte Geist in ihn gefahren zu sein, und als ich ihm sagte, daß er sehr gut und sehr echt aussehe, nahm er's als etwas Selbstverständliches, mit einem beinahe herablassendem Lächeln hin.

„Merkt Du nichts besonderes an mir?“ sagte er dann noch leichtthin. Ich sah ihn prüfend an — konnte aber nichts finden.

„Nun, ich meine das hier!“ und dabei deutete er mit einer Handbewegung, die recht vornehm-nachlässig aussehen sollte, nach seinem Rocktragen.

Und nun sah ich es: aus der Halsöffnung des Kragens hing das achtspitzige Kreuz des Johanniterordens heraus.

„Ich dachte mir,“ sagte er wie zur Entschuldigung, „der Mann ist doch wahrscheinlich aus einer altadligen Familie“ . . .

„Gewiß, gewiß,“ beeilte ich mich zu bestätigen, „es wird ja sogar im Stück davon gesprochen.“

„Nun war er erst recht befriedigt und strich mit der Hand leise, wie lieblosend, über den emallirten Ordensstern.“

Indem wurde das Klingelzeichen für den zweiten Act gegeben, und ich ging mit ihm hinter die Scene, um bis zu seinem Auftreten bei ihm zu bleiben.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, und die Schauspieler auf der Bühne fingen zu sprechen an: von da ab wurde Schödl merklich unruhig; er zog mich in nervöser Hast zur Mittelthür, durch die er später aufzutreten hatte, spähte durch den schmalen Spalt zwischen den beiden Thürflügeln in's Publikum hinaus, — rückte und zupfte an der Uniform — und zeigte alle mir wohlbekannten Symptome des hochgradigen Lampenfiebers; ich suchte ihn durch meine eigene Sicherheit ruhiger zu stimmen, sagte ihm, es wäre überhaupt noch Zeit, und er brauche auch nicht so ängstlich aufzupassen, — wenn sein Stichwort fiel, würde ich ihn schon auf die Scene herauschieben. Dann, um ihn abzulenken, frug ich nach Marietta; ob sie im Theater wäre?

„Gott bewahre!“ fiel er mir eifrig in's Wort, „was denkst Du denn? — Ich lasse sie nie in's Theater gehen, — und wenn sie mich noch so bettelt. Heute Abend ist sie übrigens mit unsern Hausleuten auf dem Johannisteich draußen; da ist Petersbürger Nacht! Ein großes Eisfest für die Kinder. Schlittschuhlaufen bei Musik, bunte Lichterballons und ein maskirter Aufzug, auch von Kindern! Unsere Wirthsrau hat ihr ein Rothkäppchen-Costüm zurechtgestoppelt, — ich sage Dir, zum Küssen hat das kleine Ding ausgelesen . . .“

In diesem Augenblick geschah etwas Merkwürdiges!

Schödl hatte wirklich, während er von Marietta sprach, sein Lampenfieber vergessen, so völlig waren seine Gedanken mit dem Kind beschäftigt; ich stellte mich auch so, als ob ich ihm sehr interessiert zuhörte, lauschte aber

dabei mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das, was die Schauspieler draußen auf der Scene sprachen, — denn nun fehlten nur noch einige Sätze, dann mußte Schödl's Stichwort zum Auftreten fallen. Plötzlich höre ich statt der Stimme des Schauspielers, der eben noch sprach, — eine andere, fremde Stimme! — Zehn, — hundert Stimmen! — Ein eigenthümliches, dumpfes Geräusch — Etwas unerklärlich Unheimliches, das — ich weiß nicht von wo, — herkommt? Von unten? Von der Straße? Aus dem Zuschauerraum? Ich sehe rasch durch die Thürspalte hinaus, — ich glaube meinen Augen nicht zu trauen! Der Zuschauerraum ist beinahe leer! Von den vielen hundert dicht gedrängten Köpfen nichts mehr zu sehen! — Ich reiße die Thüre auf und stürze auf die Bühne; die beiden Schauspieler, die eben noch sprachen, stehen schreckstarr draußen und stieren in's Parquet hinunter, aus dessen hinterster, weit aufgesperrter Thür sich eben die letzten Menschen hinausdrängen, — in milder Hast, — wie auf der Flucht vor etwas Entsetzlichem! Was ist das? — Feuer! ist mein erster Gedanke! Aber ich sehe keinen Rauch, keine Flamme? Oder das Erdbeben? Oder . . . Jetzt kreischt es laut auf! Eine Weiberstimme! Von hinter den Coulißsen her! Dann ein wildes Durcheinander von Stimmen — ein Rennen, Boltern über die hohlen Bühnenbretter — und dann — auch dort wieder Alles still! Die beiden Schauspieler neben mir sind verschwunden, — ich stehe allein auf der Bühne! Mit einem Sprung bin ich über die niedere Rampenbrüstung unten — und über die Parquetstiege weg — dem Ausgang zu! Dort kommt mir der Director entgegen, — bleich und verstört!

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“

„Der Johannisteich!“ — stammelt er. „Eingebrochen! — Die vielen Kinder!“ . . .

„Allmächtiger!“

„Die heißen Quellen aus dem Johannisbrunnen sind unterirdisch durchgebrochen — das Eis aufgethaut — und die Kinder — die vielen Kinder!“ Und erst jetzt fällt's mir ein — wie mit einem Messer fährt's mir durch's Herz: „Schödl's Kind! Marietta!“

Ich stürze in's Freie. Ich weiß den Weg nicht zum Johannisteich — aber ich brauche nicht zu fragen! Von allen Seiten stürmen die Menschen herbei — und Alles rennt nach der einen Richtung — und ich mitten unter ihnen. Kein Laut kommt von den Lippen! Nur vorwärts! Durch die engen finsternen Gassen vorwärts! Keuchend, von Schrecken gejagt, vorwärts! Und noch um eine Ecke — da stehen Bäume — dazwischen schimmern schon Lichter — da geht's den Hügel hinunter — da sind wir!

Den ganzen Teich kann man überblicken! Rings am Ufer hängen noch die bunten Lampions! Und in dem ungewissen, dämmerigen Licht wogt's und tobt's durcheinander — ein dunkler Menschenknäuel! Mit Schreien, Rufen, Weinen drängt sich's auf's Eis, — und zwischen die geborstenen Schollen in's Wasser hinein!

Ich haste hinunter; an mir vorüber Männer mit Leitern und Stangen; mir entgegen ein baarhäuptiger Mann, der etwas in den Armen trägt — in ein Tuch gehüllt — ein gerettetes Kind! Die Mutter läuft nebenher und lacht und weint! Und gleich dahinter drei oder vier — und ein Junge zwischen ihnen, der noch die Schlittschuhe an den Füßen hat.

Und jetzt bin ich am Ufer und dränge mich durch und suche — suche Marietta! Wie im Traum seh' und hör' ich's neben mir und um mich herum: Männer, Weiber, Kinder, — schreckbleich, zitternd! Ein Gewirr von tausend Stimmen, Klagen und Rufen! Und dazwischen immer wieder in heiserer Angst dieselben Worte: „Ist Keines mehr drin?“ „Sind sie Alle heraus?“ „Alle!“ „Zwei sind ertrunken!“ „Nein drei! drüben liegen sie im Fischerhaus!“ „Eins lebt noch — der Doctor ist schon drüben!“ Alles strömt nach dem Fischerhaus.

Plötzlich bin ich festgehalten! — Eine weinende Frau — Schödl's Wirths-frau — klammert — sich an mich und schreit mir mit Schluchzen und Stanneln in's Gesicht: „Wir haben sie! Herr Gott, wir haben sie!“

„Marietta?“

„Sie lebt! Drüben im Fischerhaus ist sie — sie lebt! Mein Mann ist bei ihr! Ich laufe um trockene Kleider. Vor meinen Augen ist sie eingebrochen — und ich konnte sie nicht retten! Und Keiner konnte sie retten! Sie hielt sich am Eis fest — so tapfer — so lang! Und die Leute schrien um Boote, aber es war keins da! Keine Stange — nichts! Und wer zu ihr hinwollte, der brach ein — bis ihr Vater kam . . .“

„Schödl?“

„Ja! Der lief hinein — das Wasser bis an den Hals — und schob sich weiter — von einer Scholle zur andern! Und sie ihm entgegen — mit Händen und Füßen! Und dann hatte er sie und brachte sie heraus, bis ganz nah' an's Ufer! Da wär's nicht weiter gegangen, er konnte nicht mehr — aber nun waren schon hundert Hände da, die nach ihm griffen und ihn herauszogen — ihn und sie!“

Ich rannte zum Fischerhaus hinüber! Und innerlich jauchzte es in mir! Sie lebt! Er selber hat sie sich herausgeholt! Wie hat er immer gesagt? Das Wasser ist das Einzige, vor dem ich wirklich Angst habe! Und gerade mit dem hat er's aufgenommen — ohne Zucken und Zagen — und hat sein Kind wirklich herausgeholt . . . das Kind des Simovics und der Diviera! Oh, Du guter, tapferer Kerl!

Jetzt komme ich an der Teichschenke vorüber; da haben heute Abend die Musikanten gespielt; da hat's Kaffee und Punsch und Brezeln gegeben; die Gaststube ist noch erleuchtet — aber die große Eingangsthür ist geschlossen, und um die hellen Fenster drängen sich die Menschen und spähen hinein.

„Was ist denn hier geschehen?“

„Sie haben Einen hineingetragen . . .“

„Er ist ohnmächtig . . .“

„Wie er mit dem Kind aus dem Wasser kam, ist er zusammengebrochen.“

„Und das Blut ist ihm aus dem Mund gestürzt.“

Ich rüttle an der Thür. Verschlossen! Ich laufe um's Haus herum, über den finstern Hof — durch die Küche — in's Gastzimmer.

Da liegt er!

Mitten im Zimmer haben sie zwei Holzbänke ohne Lehnen zusammengeschoben, ein Kissen unter den Kopf — und da liegt er! Ueber den Körper ist ein großes Tuch hingeworfen; nur das blasse Gesicht ist zu sehen, mit den geschlossenen Augen — und an den Schläfen klebt das spärliche graue Haar. Vier, fünf Menschen stehen um ihn herum: der Medicinalrath und die Leute, die ihn hereingetragen haben. Hinten, in der Ecke, neben einem Tisch, auf dem noch halbvolle Punschgläser stehen, sitzt der General; auf seinem Schoß, fest an seine Brust geborgen, die weinende Marietta. Er sieht mich mit einem kummervollen Blick an und nickt dann traurig nach Schödl hinüber.

Es ist todtensstill in dem heißen Zimmer; der Arzt, über den Ohnmächtigen hingebeugt, horcht auf seine Athemzüge.

„Ich bitte Sie, Doctor,“ flüstere ich ihm zu, „ist denn nicht zu helfen? Kann ich nichts thun? Sollen wir ihn . . .“

Er winkt mir mit den Augen „Nein“ zu.

„Nicht unnöthig quälen,“ sagt er leise.

Ein leichtes Zittern geht über das Tuch hin, mit dem sie ihn zugedeckt haben — ein tiefer Seufzer kommt aus seiner Brust — dann schlägt er die Augen auf.

Wir treten zu ihm heran, auch der General und die anderen Leute, und die, die jetzt nach und nach von draußen hereinkommen durch die Küchentür, entblößten Hauptes und auf den Zehen schleichend, die große Stube füllen.

Schödl sieht uns an, zuerst mich, dann den General; er kann nicht sprechen, aber er sagt uns Adieu; jetzt fällt sein Blick auf die Kleine. So zärtlich — so sorgenvoll zärtlich. Der General hat ihn verstanden; er legt seine große Hand schützend auf ihr Köpfschen. „Die gehört mir! Die gehört mir!“ sagt er leise — und es klingt wie ein Schwur. Und der Andere hat ihn gehört; er kann nicht sprechen, aber die Arme hebt er aus der Decke heraus und streckt die Hände dem General entgegen, der sie ergreift und festhält.

Dabei ist die Decke zur Erde gerutscht und enthüllt vor Aller Augen die glänzende Uniform und die blinkenden Orden auf Schödl's Brust.

Eine staunende Bewegung geht durch's ganze Zimmer — die Leute drängen sich heran. „Ein General! Ein General!“ flüstert Einer dem Andern zu. „Es ist ein General! Und diese vielen Orden!“



Und auch das hat der Sterbende gehört. Ueber sein Gesicht zieht's wie eine letzte irdische Eitelkeit, eine letzte große Freude.

Seine Augen glänzen in fremdartigem Licht. Sie sind schon von uns abgewandt — nach oben gerichtet.

Vielleicht sieht er durch die niedrige Zimmerdecke durch, schon in den offenen Himmel hinein; zu der alten Frau hinauf, die dort Hand in Hand mit dem tapferen Hauptmann Schödl steht und auf ihren „Bastl“ wartet; er strebt ihr entgegen, mit einem stolzen Lächeln um den Mund: „Siehst, liebes Mutterl, jetzt komme ich halt doch noch so zu Dir, wie Du Dir's immer gehofft hast: als General!“

Hier unten aber, auf der Erde, liegt ein Kind neben ihm auf den Knien und flüstert ihm unablässig schluchzend in's Ohr:

„Te voglio bene — te voglio bene — te voglio bene . . . assai!“





## Victor Tilgner.

Don

Ludwig Pietzsch.

— Berlin. —



s dürfte fast ohne Beispiel in der Geschichte sein, daß in einem großen Reich und seiner Hauptstadt auf einen unglücklichen Krieg, welcher es einer Provinz und seines bisherigen Prestiges beraubt hat, eine solche Periode des glänzenden gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Aufschwunges gefolgt wäre, wie in Oesterreich-Ungarn und Wien nach dem Feldzuge gegen Preußen im Jahre 1866.

Ein neuer Geist schien in den Kaiserstaat und in die schöne Kaiserstadt eingezogen, eine Fülle neuer Kräfte sich auf allen Gebieten zu entfalten, jede Schranke gefallen zu sein, welche ihre Entwicklung und Bethätigung so lange zurückgehalten und behindert gehabt hatte.

Die Geister erwachten, die Studien blühten und — die Geschäfte erjt recht! Man fand in Wien und in Budapest, es sei eine Lust zu leben, wie sie seit lange, lange schon nicht mehr empfunden worden war. Auch auf allen künstlerischen Gebieten regte sich neues Leben. Die Ausführung der neuen großartigen monumentalen Bauten, welche man nach der Niederlegung der Wälle, Bastionen und Thore Alt-Wiens geplant hatte, wurden energisch in Angriff genommen.

Mit der öffentlichen gewaltigen Bauhätigkeit ging eine ähnlich schwungvolle private Hand in Hand. Die Freude am künstlerischen Luxus, an allem prächtigen heiteren Schmuck des Lebens wie seiner Stätten und Schauplätze, das Bedürfniß desselben wurden stärker und verbreiteter als je zuvor, und die Mittel zu seiner Befriedigung schienen aus unerschöpflichen Quellen zu strömen. Ein künstlerisches Genie, in dessen Schöpfungen dieser damals

in Wien herrschende Geist seinen adäquatesten Ausdruck fand, war der österreichischen Malerei in Hans Makart erstanden, der in Wien seinen Wohnsitz aufgeschlagen, hier seine wahre Lebensluft gefunden hatte, von der Gesellschaft verhässelt und vergöttert wurde und, auf diese wieder zurückwirkend, den allgemeinen Rausch seinerseits noch steigern half durch das, was er und wie er malte. — Man weiß, von wie kurzer Dauer diese neue prächtige Blüthen- und Glückszeit Wiens gewesen ist und ein wie trauriger Niedergang auf diesen „Aufschwung“ folgen sollte. Aber der Antrieb, welchen die bildenden Künste und das Kunstgewerbe während jener Jahre in Wien und Oesterreich empfangen hatten, wirkte dennoch weiter fort. Die Production auf diesen Gebieten ist noch in den schlimmen Jahren des Krachs, welche gerade damals ihren Anfang nahmen, als Wien mit dem großartigsten und erstaunlichsten Beweise seiner Leistungskraft und seines Reichthums, mit seiner Weltausstellung, vor die Völker der Erde hintrat, nicht zurückgegangen; die Erzeugnisse sind nicht armseliger, kümmerlicher, kleinlicher, minderwerthiger geworden. Sie spiegeln auch heute noch nichts von dem Mißmuth, der Niedergeschlagenheit, dem pessimistischen Verzagen, welche sich so vielfach in Oesterreich und in seiner Hauptstadt kundgeben. Die Architektur und die Sculptur athmen im Gegentheil eher noch ein kraftvolleres, feurigeres, prangenderes Leben, als selbst in den glücklichen Jahren von 1867—1873. Beiden fehlt es nie an großen öffentlichen Aufgaben, in deren Lösung sich origineller künstlerischer Geist und Talent bewähren können; und an letzteren beiden hat es in diesen zwanzig Jahren noch niemals für jene Aufgaben in Wien, in Budapest und im ganzen Doppelreich gemangelt. Nennt man aber von den damit gesegneten österreichisch-ungarischen Meistern unserer Zeit die besten Namen, so wird sicher immer an erster Stelle der Victor Oscar Tilgner's genannt werden; er, der in Wien, wie Reinhold Begas in Berlin, die Bildhauerkunst aus ihrer Erstarrung erlöst, dem Thon und Stein ein so warm pulsirendes Leben einzuhauchen und seine plastischen Gebilde zugleich mit so fesselndem, malerischem Reiz zu schmücken verstanden hat, wie während fast zweier Jahrhunderte kein Anderer vor ihm. —

Auf der Weltausstellung in Wien im Frühling 1873 wurde Tilgner's Talent und Meisterschaft zuerst weltbekannt durch die in der Kunsthalle ausgestellten Bildniß-Büsten Charlotte Wolters, der gefeierten Künstlerin des Hofburgtheaters, und Heinrich Laubes. In beiden die vollendetste Aehnlichkeit der Formen, des Antlitzes, des seelischen Ausdrucks der Augen, des Mundes, aller Züge. Das Material erschien gänzlich überwunden; in der Wolterbüste hier in sammet- und atlasglatte Haut über warmblütigem Fleisch, dort in weich und wellig fließendes seidiges Haar, hier in zartes, kunstvolles Spitzengewebe, in Sammet und Brokat verwandelt. Dazu ein Geschmac, ein instinctiv richtiges Gefühl für das Passende, das Graziöse und Anmuthige im Arrangement der an der Büste sichtbar werdenden Tracht

und des immer die größten Schwierigkeiten bereitenden Ueberganges zum Büstenfuß, wie man es in modernen Werken der Bildnißplastik bis dahin überall sonst vergeblich gesucht hätte. Ein prächtiges Gegenstück zu dieser Wolterbüste bildete die des damaligen Stadttheaterdirectors Heinrich Laube, dessen knorrigen, gedrungenen, nichts weniger als schönen, aber desto charaktervolleren Gesichtszuformen der Bildhauer eben so gerecht geworden war, und die er mit ebenso energischem und wahrhaftigem Leben zu befeelen verstanden hatte, wie den edlen, fein und großartig geschnittenen, classischen Frauencopf Charlotte Wolters. —

Der Name des jungen Urhebers dieser meisterhaften und ganz eigenartigen Arbeiten, Victor Tilgner, war bald in Aller Munde. Nur in den Bildnißbüsten weniger genialer moderner Franzosen und in den lebenssprühenden Arbeiten der großen Meister der Portraitsculptur des 17. und 18. Jahrhunderts war Aehnliches auf diesem Gebiet erreicht und geleistet worden. Aus welcher Schule war dieser bis dahin außerhalb eines engen wienerischen Kreises fast unbekannt gebliebene jugendliche Meister hervorgegangen? Wie hatte er sich gleichsam im Verborgenen zu einer solchen Größe des bildnerischen Könnens, zu einer solchen Schärfe und Feinheit des Blickes für die plastische Erscheinung und das Wesen der Persönlichkeit herangebildet?

Leicht hatte ihm das Schicksal diese Entwicklung nicht gemacht. Sein bisheriges Leben war ein Leben voll harter Mühen, voll zäh ausdauernden Ringens nach hohen Zielen bei unausgesetztem Kampf um das Dasein, um die unentbehrlichsten Mittel der Existenz. Es bot ein ähnliches Schauspiel, wie das so manches der größten Künstler der Gegenwart und der Vergangenheit: der Kampf mit der Noth und Entbehrung konnte seine wie ihre jugendliche Kraft nicht beugen und brechen, sondern nur stählen und verdoppeln, so daß sie über jeden Widerstand und alle Hindernisse zu triumphiren vermochten, die sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellten.

Victor Oscar Tilgner ist im Jahre 1844 zu Preshburg geboren. Schon in seinem zweiten Lebensjahre übersiedelten seine Eltern mit ihm nach Wien. Die materielle Lage seiner Familie machte es unmöglich, dem Knaben eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Seine Begabung für die bildende Kunst bekundete sich schon frühe, und mit ihr zugleich war auch der Wunsch und Wille erwacht, sich dem künstlerischen Beruf zu widmen. Wie der lebhafte und talentvolle Knabe, fast nur auf seine eigene Kraft gestellt, sich so weit durchgearbeitet hat, daß er im fünfzehnten Jahre als Schüler in die Kunstakademie und bei Professor Bauer eintreten konnte, darüber schweigen meine Quellen, und er selbst erst recht. Der Meister, dem er seinen Unterricht in der Bildhauerkunst verdankte, war Joseph Gasser von Walhorn, der vorzugsweise auf dem Gebiet der kirchlichen Sculptur thätig war und mit solchen Werken seinen Ruf erworben hatte. Er erkannte die ungewöhnliche Begabung seines Schülers und widmete ihrer Ausbildung liebevolle Sorgfalt und Aufmerk-

samkeit. Tilgners Eifer im Studium und seine Leistungen auf der Akademie blieben nicht ohne die verdiente Anerkennung. Er errang wiederholt Preise und auch ein Stipendium.

Im Besitz einer gründlichen künstlerischen und besonders auch kunsttechnischen Ausbildung, verließ er die Akademie und seines Meisters Werkstätte, um fortan selbständig sein Heil zu versuchen und sich sein Publikum zu erobern. Zunächst wurde ihm das schwer genug. Mit Arbeiten des Kunsthandwerks hatte er sich durchzuhelfen. Die erhofften Aufträge zur Ausführung größerer künstlerischer Arbeiten wollten sich nicht einstellen, trotzdem gerade in jener Zeit das Leben Wiens einen so mächtigen Aufschwung nahm. In sein rechtes Fahrwasser, in die „Fluth, welche ihn zum Glück führte“, kam Tilgner erst da, als er sein glänzendes und originelles Talent für die Portraitbildnerei erkannte und erprobt hatte. —

Mit jener Ausstellung der Büsten Charlotte Wolters und Heinrich Laubes vor nun zwanzig Jahren beginnt die ruhmvolle Laufbahn unseres Meisters, die eine ununterbrochene Folge von künstlerischen Siegen und Triumphen darstellt. Die größten und unbestrittensten darunter sind freilich bis heute noch immer die, welche er auf dem Gebiet der Bildnißsculptur errungen hat. Und doch wäre es falsch und ungerecht, seine Schöpfungen auf dem der Monumentalbildnerei deshalb geringer zu schätzen. —

Das erste bedeutendere Werk, mit welchem Tilgner, etwa zwei Jahre nach jenem großen Erfolge auf der Wiener Weltausstellung, vor die Öffentlichkeit trat, war die „Gruppe des römischen Gladiators“, der im Zweikampf einen „Nekfechter“ überwunden und niedergeworfen hat und eben das Schwert zückt, um den Besiegten zu tödten. Dies interessante Werk, welches ein eindringendes Studium der antiken wie der Renaissance-Sculptur erkennen läßt, ist nach jener italienischen Reise entstanden, die der Künstler in Gesellschaft Hans Makarts im Jahre 1874 gemacht hatte. Die Gruppe der beiden kraftstrotzenden, muskelschwellenden Gestalten baut sich in kühnen Linien auf. Der fast gänzlich nackte athletische Körper des besiegten „Retiarius“ windet sich über seinem Netz und Dreizaß am Boden, die linke Hand erhoben, die rechte auf die wunde Brust drückend, das Haupt zurückgeworfen, die angstvoll flehenden Blicke hinauf zu den Sitzen der Zuschauer gerichtet, von deren Wunsch und deren Daumenbewegung es abhängt, ob der Sieger den tödtlichen Stoß gegen den Verwundeten führen oder ihm das Leben schenken soll. Der andere Gladiator mit den reliefgeschmückten ehernen Beinshienen gewappnet, am linken Arm den Rundschild, in der gepanzerten Rechten das kurze Schwert zum Stoße bereit, setzt den linken Fuß auf den rechten Schenkel seines Opfers, während er das, vom riesigen reich reliefirten Helm beschattete, harte Antlitz mit fragendem Ausdruck über die Schulter hin zu den Logen wendet: soll er zustoßen oder schonen? Man kann kaum etwas Lebensvolleres, energischer Bewegtes und in den Mienen und Stellungen Verebteres sehen, als diese beiden Fechtergestalten. Die

Durchbildung der mächtigen Körperformen in ihrer elastischen Spannkraft, in denen Alles Muskel und Sehne ist, erscheint von bewundernswerther Vollendung. Die realistische Wahrhaftigkeit in allen Theilen und der leidenschaftliche Ausdruck vereinigen sich in dieser Gruppe mit einem prachtvollen Schwunge der Composition und mit einer herben Größe der Auffassung, um das Werk zu einem der bedeutamsten Gebilde moderner Plastik zu machen.

Zwei Gattungen von bildhauerischen Werken nächst der Bildnißsculptur gehört die große Mehrzahl der bisherigen Schöpfungen Tilgner's an: den Brunnen- und den Grabdenkmalen. In der Lösung solcher Aufgaben hat er bis diesen Tag die glücklichste Erfindungsgabe und eine bewundernswerthe Gestaltungskraft bewiesen. Eines seiner phantasievollsten Brunnenmonumente dankt seine Ausführung in kolossalem Maßstabe in Bronze und seine öffentliche Aufstellung im Volksgarten zu Wien einem Besuch Kaiser Franz Joseph's im Atelier des Meisters. Der Monarch, dessen Büste zu modelliren Tilgner beauftragt wurde, sah dies Modell der Gruppe in dessen Werkstatt und fand ein so lebhaftes Wohlgefallen daran, daß er den Bronze- guß bestellte und diesem eine öffentliche Bestimmung gab. Auf einem von Gräsern und Gestein umwucherten, aus Felsblöcken und Steinen hergestellten Sockel, der aus der Mitte eines weiten Brunnenbassins aufragt, erhebt sich die Riesengestalt eines Tritonen mit gewaltigen, in sich zusammengerollten, fisch- oder schlangenförmigen, schuppigen und bespösten Beinen, ähnlich den Giganten des Pergamenischen Altarreliefs. Auf seiner linken Schulter trägt er die nackte prangende Gestalt eines jungen Weibes, dessen schwellende Hüfte mit dem linken Arm umfassend, während seine Rechte den fortgestreckten rechten Arm seiner schönen Deute gepackt hält. Vergebens versucht die angstvoll um Hilfe Rufende, die Finger seiner Linken, die sich auf das Fleisch der Hüfte pressen, zu entfernen und sich aus der Umstrickung des Räubers zu befreien. Mit seinem mächtig gebauten, menschlichen Oberkörper, feinem, mit einem Kranz aus Wasserpflanzenblättern geschmückten, Haupt mit dem fischmäuligen grotesken Antlitz erscheint dies phantastische Wasserungeheuer als ein echter Verwandter derer, mit welchen Böcklins Phantasie und Pinzel die schwärzlich blaue, weißschäumende Meereswüste und die aus ihrer Brandung aufragenden Klippen bewölkert hat.

Noch drei andere Brunnengruppen führte Tilgner für seinen kaiserlichen Gönner aus. Die eine, in Marmor gemeißelt, besteht aus kolossalen nackten Putten, Vuben und kleinen Mädchen von prächtiger Gliederfülle, die in drollig naiven, übermüthigen Bewegungen mit phantastisch gestalteten Delphinen spielen. Im Mittelpunkt der Composition erhebt ein solches Meergeschöpf den gewaltigen Kopf zwischen einer zu ihm aufstrebenden köstlichen kleinen Dirne, mit dem Zöpfchen im rundlichen Nacken, und einem lockenköpfigen, kräftigen Bübchen, welches, muthig zupackend, dem Riesenfisch den Rachen aufsperrt, aus dem der Strahl des Springbrunnens aufsteigt. Hinter diesem aufgerichteten Obertheil des Delphins, der, auf den trockenen

Fels gezogen, mit dem Flossenschwanz um sich peitscht, sitzt ein anderer derber Bube am Boden, sich halb erschrocken, halb lachend zurückbeugend vor einem, Wasserstrahlen aus den Nüstern aufsprühenden, zweiten Delphin, welchen ein vierter Knabe zu reiten versucht, — eine Gruppe, die sich ähnlich auf der anderen Seite der lang gestreckten Composition wiederholt. Dies Werk, welches wie aus dem Geist eines kühnen Meisters des Barocco geboren erscheint, hat seine Aufstellung im kaiserlichen Park zu Ischl erhalten.

Sinn- und stilverwandt ist diesem Delphinbrunnen die für das kaiserliche Jagdschloß „Thiergarten“ von Tilgner ausgeführte kleinere einfachere Brunnen-Gruppe: ein reizender nackter Knabe, welcher mit aller Kraft seiner Händchen und Arme einem jungen Krokodil den Rachen aufsperrt, auf dessen hartschuppigen Leib er den linken Fuß stemmt, während er den Kopf und Obertheil des gemüthlichen Sauriers bis zur eigenen Hüftenhöhe heraufgezogen hat.

Für denselben Park des Jagdschlosses Thiergarten wurde von Tilgner auch das vierte seiner Brunnenmonumente gestaltet. Es hat in seiner Composition nichts mit jenen anderen, lebhaft bewegten Gruppen voll phantastischem und naivem Humor gemein. Ein liebliches, plastisches Idyll voll stiller, heiterer, feiner Anmuth und Grazie. Die schlanke, holde Nymphe ruht, ihre edlen Glieder lässig dehnend, hingelagert auf dem Boden des Ganges nahe der Quelle, — hier durch ein nacktes Bübchen versinnlicht, das, ebenfalls hingestreckt, Arm und Köpfchen auf die Urne stützt, aus welcher das Wasser hinab in das Becken rauscht. Während die Nymphe den rechten Arm, auf den sie sich stützt, zugleich um eine barock umrahmte Cartouche mit dem Relief der Kaiserkrone auf deren elliptischem Felde legt, reicht sie lächelnd einem sich zutrauensvoll nahenden Reh die aus der Quelle gefüllte Schale zum Trunk dar. In Auffassung, Stil, Composition und Formengebung erinnert dies liebenswürdige Werk an die graziösesten Schöpfungen der heiteren Kunst des Rococo.

Für seine Vaterstadt Preßburg führte Tilgner ein Brunnenmonument aus, das sich in seinem Aufbau mehr der allgemeinen Gestalt solcher Brunnen auf den öffentlichen Plätzen unserer alten Städte anschließt. In der Mitte eines großen Bassins mit steinerner Umrahmung in Bierpassform erhebt sich die zierliche Brunnensäule, mit interessant belebtem Profil, in der Mitte ihrer Höhe von einem kreisrunden Becken umgeben, über dessen Rand vier kleine Schildkröten kriechen. Sie trägt die Statue eines Ganymed in graziös bewegter Stellung mit der Schale in der etwas erhöhten Rechten, den Hirtenstab in der gesenkten Linken. Halb freudig, halb erschrocken beugt sich die fast mädchenhaft weiche Jünglingsgestalt in sich zusammen vor dem zu ihr herabgeschwebten Zeus-Adler, der, die mächtigen Schwingen weit ausbreitend, den Liebling des Olympiers mit den Fängen zärtlich umfaßt, um ihn zum Vater der Götter und Menschen hinauf zu tragen. Auf drei Eckvorsprüngen am Fuß der Brunnen Säule sitzen

ebenjo viele nackte Bübchen, wie sie Tilgner in fo unvergleichlicher Lebensfülle und echt kindlicher naiver drolliger Anmuth zu bilden versteht, jedes in anderer Stellung und jedes mit dem einen Arm einen Delphin an sich drückend, aus dessen Maul ein Wasserstrahl aufsteigt. An dem oberen Theil der Säule über dem Schildkrötenbecken treten vier ornamentale Delphinköpfe heraus, welche Wasserstrahlen in jenes speien.

Man sieht, wie der phantasiereiche Meister es verstanden hat, die Aufgabe der Gestaltung von Brunnenmonumenten immer wieder von andern und neuen Seiten anzufassen, und sie in immer wechselnder und immer gleich fesselnder eigenartiger Weise zu lösen. —

Das Gleiche gilt von seinen Grabmonumenten, die er in großer Zahl während der letzten zwanzig Jahre ausgeführt hat. Nie wiederholt er sich. Jedes dieser Denkmäler trägt sein eigenes individuelles Gepräge, hat seinen eigenen poetischen Reiz bei gleicher Vollenbung der plastischen Durchführung. Eine der frühesten derartigen Schöpfungen Tilgners ist das gemeinsame Grabdenkmal für den Astronomen und für den berühmten Mediciner Oppolzer in Wien (gest. 1871). An einer, von zwei Pilastern und dem sie verbindenden Rundbogen eingefassten, hohen Marmorwand, über welche goldene Sterne, zum Theil in der Gruppierung bekannter Sternbilder, verstreut sind, und auf der links oben eine goldene Sonne in der Mittagshöhe, rechts unten am Sockelrande eine unter sinkende Sonne strahlt, tritt, ein Relief gearbeitet, eine bekränzte Grabstele heraus, zu deren Sockel drei Stufen hinaufführen. Auf der obersten steht eine, von leichtem, durchscheinendem Idealgewande umflossene, zarte, weibliche Gestalt, welche die Schale mit der Schlange zu ihren Füßen als Hygieia kennzeichnet, in schlichter, halb schreitender Stellung da und schreibt den Namen „Oppolzer“ auf die Front der Stele hin. Den Sockel der letzteren schmücken Flachreliefs: rechts ein Putte, der einem trübselig vor ihm dazuhenden Bübchen die Schale mit dem heilenden Trank reicht, während er mit der anderen Hand jenem den Puls fühlt; links ein anderer Putte, der durch ein aufgerichtetes Fernrohr den Himmel beobachtet. — Eine weibliche Gestalt von herrlicher Schönheit und Anmuth ist die von Tilgner gemeißelte Statue am Grabmal Liebig-Nadekky. Sie ist dargestellt, wie sie die letzte Stufe zu der Thür hinauffsteigt, welche von zwei, das Giebelgebälk darüber stützenden dorischen Säulen flankirt wird. Mit der erhobenen Rechten öffnet sie den einen Flügel dieser Grabesportie, während sie das holde Haupt noch einmal wehmuthsvoll zu denen zurückwendet, von denen sie für immer scheidet.

In den ersten Achtziger Jahren ist das in ganz entgegengesetztem Stil gehaltene marmorne Denkmal des Herzogs August von Sachsen-Coburg-Gotha für die Schloßkirche zu Ebenthal entstanden. Der genannte Fürst, in den Hufaren-Attila, mit umgehängtem Dolman, gestickte eng anliegende Reiterhosen und Stiefel gekleidet, die Pelzmütze mit hohem Busch in der Linken gegen den linken Schenkel gestützt, die Rechte auf die Brust gelegt,



hat sich mit dem rechten Knie auf ein bequastetes Kissen niedergelassen, das auf einer über den Boden gebreiteten, befranzten schweren Decke liegt. Ein reizendes Flügelbüchchen zur rechten Seite des knieenden Herzogs hält über einer von einem großen Ordensbande umschlungenen Cartouche mit darauf flachrelief gemeißelter Herzogkrone, lächelnd ein Lorbeerzweiglein. Das edle männliche Antlitz mit dem starken Backenbarte und dem energischen freien Kinn, wie die ganze knieende kraftvolle Gestalt des Herzogs sind durchaus realistisch behandelt; ein lebensvolles Marmorbildniß des dargestellten ritterlichen Herrn. In den Linien geht die knieende Statue potreflich mit dem ihr beigegebenen kleinen Genienbüchchen zusammen. —

Eine außerordentlich glückliche Verschmelzung idealen Stils mit Bildnistreue ist von Tilgner in dem Grabdenkmal für den Gatten Charlotte Wolters, dem Grafen D' Sullivan, erreicht. Es zeigt halb erhaben auf der Fläche der großen Platte, eine Frauengestalt in sie weichfaltig umfließenden Idealgewändern, das schöne Haupt, über dessen Haar zur Seite und zum Rücken hin ein Schleier herniederwallt, auf die rechte Hand gestützt, auf einem Sessel vor einer Hermenbüste des verstorbenen Grafen sitzend, zu der das Antlitz voll stiller Trauer aufblickt, während ein mit der rechten Hand locker gehaltener voller Rosenkranz von den Knien der Trauernden zum Fuß der Herme herabgleitet. Der herrliche Profilkopf dieser trauernden Frauengestalt trägt die nur noch vergeistigten und verfeinerten Züge Charlotte Wolters. Die lateinische Inschrift oben rechts in der Ecke der Tafel unterhalb des dort angebrachten Wappens nennt jene, die „Uxor tristissima“, als die Stifterin des Grabdenkmals des ihr im Tode vorangegangenen Gatten.

Noch eines anderen schönen Werkes dieser Gattung, das Tilgner im Jahre 1876 ausführte, sei hier gedacht: des in Trautenau aufgestellten Grabmonuments der Familie Faltis. Des Meisters Werk, ein großes Relief, schmückt die hohe rundbogige Hintergrundwand einer von Streit entworfenen Architektur. Es zeigt die von langem breitfaltigem Schleier umwallte, aus weißem Marmor hochrelief gemeißelte Gestalt der Trauer, die, gesenkten Hauptes an einen einfachen monumentalen Sarkophag hinter ihr den rechten Arm und die rechte Seite lehrend, auf den dazu hinaufführenden Stufen steht. In den flach gemeißelten Wolken ihr zu Häupten schweben geflügelte Cherubsköpfchen und tummeln sich reizende Engelsbüchchen; die einen mit betend gefalteten Händen, einer das abgelaufene Stundenglas haltend, ein anderer mit dem Palmzweig aufwärts zeigend zur Höhe des von einer Sternenreihe eingefassten Bogens. Von dort her schwingt sich in kühner Flugbewegung ein schöner Himmelsbote in flatternden Gewändern mit ausgebreiteten Fittichen herab, mit erhobener Hand nach den Sternenweisend. Das Ganze ist in einem edlen Rocococharakter gehalten. Seine Wirkung wird erhöht durch die glückliche Zusammenstellung der verschiedenfarbigen Materialien, aus denen es gearbeitet ist: Aus rothem Marmor ist der Sockel des Sarkophags; dessen Hauptkörper aus schwarzem Syenit, von

dem sich die Gestalt aus weißem Marmor leuchtend abhebt; die Hinterwand mit ihren Reliefgestalten aus Laaser Marmor. —

Große öffentliche Denkmale, auf städtischen Plätzen errichtet, zum Gedächtniß hervorragender, um Nation und Menschheit hochverdienter Männer zu gestalten, ist Tilgner erst in jüngster Zeit berufen worden. Nur ein kleineres anspruchsloseres Monument solcher Bestimmung ging im vorigen Jahrzehnt aus seiner Werkstatt hervor. Es ist dem Componisten und berühmten Klavierspieler Hummel geweiht und in dessen und Tilgners Vaterstadt Preßburg aufgestellt; eine Bildnißbüste des Musikers mit Lorbeerwinden umhangen, auf einem schlanken Piedestal in Hermenform, und auf dessen Sockelstufen, auf denen zur Rechten eine lorbeerbefränzte antike Lyra angelehnt steht, ein sitzendes nacktes Flügelbübchen, das eine auf dem Papier in seiner Linken eingegrabene Hummelsche Melodie singt, zu der der Kleine mit der Rechten gleichsam den Takt markirt; und ein daneben stehender Genosse, der mit den Händchen auf die Büste des Urhebers dieser Musik dort oben weist. —

Die beiden monumentalen Bildwerke, an welchen Tilgner gegenwärtig arbeitet, nachdem ihm der Sieg in der Bewerbung um den Auftrag zu ihrer Ausführung zugefallen ist, sind das in Wien zu errichtende Mozartdenkmal und das für den hochverdienten Waffenfabrikanten Werndl, welches diesem die Aktiengesellschaft, in deren Besitz dessen Fabrik übergegangen ist, in Steyer setzt. Beide Monumente bilden in Auffassung und Stil die größten Gegensätze. Das Mozartdenkmal schließt sich in der Art seines Aufbaues und der Formengebung dem zur Zeit des großen Musikers in Wien herrschenden Geschmack an, welcher den Stil Louis XVI. vor Allen begünstigte. Die einfache Grundform des hohen vierseitigen, sich ein wenig nach oben zu verjüngenden Postaments, die schlichte Zierrath seines weit ausladenden elliptischen Sockels und seines obersten Aufsatzes entsprechen demselben genau, wenn das bunte krause Gewirr kleiner Putten an beiden seitlichen Flächen auch mehr im Sinn des eigentlichen Hochrococo gedacht ist. Mozarts Bildnißgestalt in der Tracht der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts zeigt den Meister in einer Haltung und Stellung, welche den Zustand schöpferischer künstlerischer Ekstase sprechend ausdrückt. Er steht, im linken Bein ruhend, vor einem niedrigen Notenpult, dessen Fuß mit einer als Karyatide dienenden Chimärenherme geschmückt ist; greift mit der Linken in die Blätter des auf diesem Pult liegenden Notenbuches, und blickt in Begeisterung oder einer Art Verzückung, als vernähme er himmlische Harmonien, erhobenen Hauptes aufwärts, während die Hand des vom Körper abgestreckten rechten Armes in unwillkürlicher Bewegung auch auf ihre Weise diesen Seelenzustand ausdrückt. Ein Mantel aus scharf knitterndem Stoff wallt von der linken Schulter herab über den Rücken hin in lebendig realistischem Faltenwurf zur Plinthe nieder. Kopf und Gestalt, jener nach dem besten Originalbilde Mozarts gearbeitet, mit seiner Haarfrisur, in der, in

Stoff und Sitz treu und der Wirklichkeit nachgebildeten, knappen Zeittracht, scheinen, abgesehen von dem colossalen Maßstab, denen des wirklichen Wolfgang Amadeus auf's genaueste zu gleichen, während freilich die ihnen gegebene Stellung keineswegs aus der Persönlichkeit Mozarts und seinem menschlichen Naturell heraus entwickelt, sondern ihm von der Phantasie des Künstlers octroyirt ist. Das ist sein gutes Recht, und was er damit ausdrücken wollte, gelangt auch sehr wohl und wirksam zum Ausdruck. Aber die Empfindung eines gewissen Widerspruchs zwischen dem ganz realistischen, porträtgetreuen Menschenbilde und dieser Stellung und Bewegung, die ein Mann, und ganz speciell dieser Mann nie, auch nicht in den Momenten entzückten Laufchens auf die seine Seele durchtönenden, ihm von seinem Genius eingegebenen Melodien und Accorde angenommen haben würde, wird man der, ob auch noch so meisterhaft durchgeführten, Mozartstatue gegenüber nicht los.

In den prächtig bewegten Butten, welche wie volle Trauben aus reizenden nackten Kinderfigürchen, die an beiden Seitenflächen des Postamentes sitzend, kletternd, sich aufschwingend, sich zu überschlagen scheinend, hier an der linken Wand oben eine tragische Maske enthüllend die religiöse Musik, und paarweise singend, das Lied symbolisiren; dort, vor der rechten Seitenwand, die Laute spielend, Tambourin und Pauke schlagend, die Instrumentalmusik versinnlichen, jubelnd, einander umarmend, die heitere und zärtliche Musik, — hat der Meister des Guten etwas zu viel gethan.

Im Einzelnen sind diese lebhaft bewegten Buttengestalten und Köpfschen von entzückendem Reiz. Aber als monumentaler Schmuck eines Denkmalpostamentes wirken ihre krausen Gesamtmassen doch gar zu unruhig lustig und spielerisch. Ich hätte zur Veranschaulichung der Größe, Schönheit und Herrlichkeit Mozart'scher Musik eine andere Art von Symbolisirung und plastischer Ausdrucksform der hier von Tilgner gewählten und so anmuthig durchgeführten vorgezogen.

Die Stirnseite des Postamentes ist unten mit einer antiken Lyra, Notenheften, Blasinstrumenten, Rosen- und Lorbeerkränzen in hohem Relief geschmückt; darüber, mit einer auf Mozarts Meisterwerk, den Don Giovanni, bezüglichen Flachrelief-Darstellung; die Rückseite mit einem ebenso flachrelief gearbeiteten Bilde: Mozart als Knabe und seine Schwester Marianne unter Aufsicht seines Vaters vor der Kaiserin Maria Theresia Clavier spielend. Das ganze Monument wird aus weißem Marmor ausgeführt und jeder rein ornamentale Theil vergoldet, die Musikinstrumente in vergoldeter Bronze. Eine Balustrade wird die elliptische Plattform, in deren Mitte es sich erhebt, umgeben und gegen den starkbelebten Platz an ehemaligen Kärnthner Thor hin, wo es errichtet werden soll, abschließen.

In der Composition des Denkmals für Berndl hat Tilgner alle herkömmlichen symbolischen Ausdrucksformen verschmäht und ein rein realistisches Monumentalwerk geschaffen. Der darin Verherrlichte ist in seiner gewohnten

bürgerlichen Tracht, im kurzen, offenen Jacket, das Haupt mit dem kleinen weichen Hut bedeckt, wie ihn die Arbeiter in seinen Fabriken kannten und am Werk sahen, dargestellt; an einem Ambos stehend, auf den er die Linke stützt, während er den rechten Arm und die Hand mit bezeichnender, einen Befehl oder Zuruf begleitender, Geberde vorstreckt. Die lebensvolle Bildnißstatue ruht auf einem fast schmucklosen cylindrischen Postament von einfachster Gestalt, an dessen Fuß vier Lorbeerkränze niedergelegt sind und an dessen Sockel vier ebenso schlichte viereckige Vorsprünge heraustreten. Auf jedem dieser Viere sitzt die ganz naturalistisch behandelte Gestalt eines Arbeiters der Werke. Der Eine, mit Müze und Schurzfell, hält eine runde Platte mit der Inschrift: „Arbeit Ehrt“ neben seinem Sitz aufgestemmt. Ein Zweiter, in lebhaft bewegter, wenn auch sitzender Stellung, blickt mit dem Ausdruck der Verehrung im Antlitz zu der Statue Bernolds auf und hält in der Rechten die abgezogene Müze. Allerlei Werkzeug liegt neben ihm. Lebendig und trefflich vor Allem ist die Figur des jungen Schmiedes im Schurzfell, der ein Knie auf seinen Sockel setzt, und den Hammer in der erhobenen nervigen Rechten schwingend, wuchtige Schläge auf das Eisenstück, das seine Linke auf dem kleinen Ambos vor ihm hält, zu führen scheint.

Unter Tilgners bildhauerischen Schöpfungen verdienen besondere Beachtung auch jene Bildnißgestalten geschichtlich berühmter Menschen der Vergangenheit und seine Verkörperungen mancher, von der Phantasie großer Dichter vorgebildeter dramatischer Charaktere. Derartige Statuen hat er vielfach für decorative Bestimmungen, zum Schmuck öffentlicher Gebäude in Wien und in fremden Städten gearbeitet. Ich nenne hier nur: die Marmorstatuen antiker Geistesgrößen wie Homer, Archimedes, Phidias und Varro für die neuen Parlamentsgebäude in der österreichischen Kaiserstadt; die Statuen Rafaels und Rembrandts für das Museumsgebäude in Savannah im nordamerikanischen Staat Georgien; die Statue des Rubens für das Wiener Künstlerhaus; die Peters von Cornelius, M. von Schwind's, Rauchs und Führich's, Alexander von Humboldt's, Leopold von Buchs für die beiden neuen Hofmuseen an der Ringstraße. Zum Schmuck des neuen Hofburgtheatergebäudes modellirte er die von wahrhaft genialem Humor sprühenden Statuen eines Falstaff und des Utwienerischen „Wurstl“ in dessen traditioneller Tracht. Auch die der Phädra, im Begriff sich den Tod zu geben, — eine Gestalt voll tragischer Großartigkeit und Anmuth. Das reichste und schönheitvollste rein decorative Werk Tilgners aber ist das große Relief, welches er an Ort und Stelle an einem Plafond in der kaiserlichen Villa „Thiergarten“ in Stuck ausführte: die Wiederkehr des Frühlings und Sommers. Letzterer ist verkörpert in der Gestalt der Ceres, die in einem niederen Wagen, von vier feurig ansteigenden Rossen gezogen, daher kommt. Vor ihrem Gespann schwebt, von Wolken getragen, von Amoretten und Lerchen umflattert, Blumen streuend, die herrliche hüllenlose grazios hingelagerte Göttin des Frühlings.

Doch wie glänzend und eindrucksvoll sich Tilgners Bildhauerkunst auch in allen den hier aufgeführten und theilweise geschilderten Werken bethätigt haben möge, — seinen großen weitverbreiteten populären Ruhm dankt er dennoch mehr als ihnen, seinen Bildnißbüsten. Die Zahl der von ihm theils für den Bronzeguß, theils für die Marmorausführung gearbeiteten, geht bereits weit über dreihundert hinaus. Ich kann nicht behaupten, daß ich sie alle kenne; aber immerhin eine genügende Auswahl aus ihrer Menge, — und zwar Büsten mit wohlbekannter Menschen — um befähigt zu sein, Tilgners eminente künstlerische Kraft und Leistungen auch auf diesem besonderen Gebiet der Bildhauerei richtig beurtheilen und gebührend würdigen zu können.

Es sind Büsten von berühmten und unberühmten Menschen, von schönen Frauen und Mädchen der verschiedensten Klassen, von Männern jedes Alters und Lebensberufs, Künstler, Gelehrte, Industrielle, Dichter und Schriftsteller, hocharistokratische fürstliche und schlichtbürgerliche Persönlichkeiten. Aber ich wüßte keinen einzigen Fall, in welchem es Tilgner etwa nicht gelungen wäre, das wahrhaft Charakteristische, die eigenste Art des Kopfes wie des Naturells und Geistes dessen, dem dieser gehört, herauszuholen und im Thon, im Marmor, in Bronze mit der zwingenden Ueberzeugungskraft der lebendigen Wahrheit auszubringen. Was oben von den Büsten der Wolter und Laubes gesagt ist, kann für alle anderen, die ich von ihm kenne, in vollem Umfang gelten. Manche von ihnen geben in der malerischen Behandlung der Köpfe wie des ganzen Arrangements der Tracht über andere, einfacher, strenger, in einer sich mehr der traditionellen anschließenden Form gehaltene, Büsten des Meisters hinaus. Aber im scharfen Erfassen und genauen Treffen der Erscheinung und in der vollendeten Wiedergabe des persönlichsten Lebens der Dargestellten sind sie alle einander so ziemlich gleich.

Einen Eindruck, wie er noch überall durch diese Meisterwerke der Portraitplastik bei der Ausstellung einer Anzahl von ihnen hervorgebracht wurde, sah man durch Büsten auch der besten Künstler, wenigstens unseres Jahrhunderts, mit Ausnahme einzelner von Reinhold Begas, noch nie annähernd erzeugt werden. Ich vergeße nie den Anblick und den Eindruck jenes Kabinetts im Berliner „Glaspalast“, wo während der Jubiläumsausstellung unserer Kunstakademie im Jahre 1886 gleichzeitig sechs der bewunderungswürdigsten Bildnißbüsten Tilgners beisammen standen. Da sah man die in Bronze ausgeführte des Malers Schön, Brust und Schultern mit einem Pelzrock über einem gesteppten Unterwams bekleidet; die dagegen in ganz einfacher herkömmlicher Büstenform mit nacktem Halse ausgeführte des Malers Leopold C. Müller; die bronzene des Grafen E. Zichy mit dem langbärtigen, prachtvollen, kühn geschnittenen Ungarkopf; die Halbfigur in pelzbesetzter reicher nationaler Magnatentracht, in deren sammtene Stoffmassen die linke Hand hineinfast, während die Rechte in die Seite gestemmt ist; die bronzirte Gipsbüste des Bischofs Heiler von Preßburg mit dem weichwangigen vornehmen Prälatenantlitz; die Marmorbüste

der Frau Baurath Wagner, welcher ein zarter Hauch von wärmeren Tönen, hie und da der Oberfläche des Marmors gegeben, ein noch erhöhtes wunderbares Leben verlieh, ein Werk von nicht zu schildernem feinem Liebreiz und einer unübertrefflichen Kunstvollendung in der Behandlung des Marmors.

Diese Büsten Tilgners erscheinen wie eine für ein modernes Publikum ganz neue Offenbarung dessen, was eines Portraitbildhauers „Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel“ in der bildnerischen freien Reproduction von befeelten Menschenantlitzern zu erreichen vermögen.

Von anderen Bildnißbüsten Tilgners führe ich hier noch einige der vorzüglichsten an: die der schönen Fürstin Karolath in reicher prächtiger Gewandung, deren Stoffmassen in haushigen Falten über das Postament herabwallen; die desto schlichtere Marmorbüste von idealer und doch so lebendiger Anmuth des Fräulein Martens; die Büsten der Maler Gelli und Brozik; die Franz Liszts in seinen letzten Jahren; die des gelehrten Aimé Boué mit der Müze auf dem gesenkten Greisenhaupt; die der Frau Schenk, einer Wiener Dame entre deux ages, in eleganter Gesellschaftstoilette; die Werndls in stolzer Haltung mit freudig selbstbewußt um sich blickendem Antlitz; die wieder ganz schlicht und ohne jene Tendenz zum Malerischen behandelten Büsten der Frau von Clarwill und des Herrn von Wittgenstein; die Büsten des Schauspielers Girardi, Paul Lindaus, Julius Stettenheim's.

Wie groß auch die Menge der Werke, welche Tilgner bisher geschaffen hat, und wie bedeutend der künstlerische Gehalt und Werth so vieler von ihnen sei, — ich bin überzeugt, daß der, heute erst im neunundvierzigsten Lebensjahre stehende Meister sein letztes Wort in der Kunst noch lange nicht gesprochen, den Reichthum seiner erfinderischen Phantasie und seine Bildnerkraft noch lange nicht erschöpft hat. Sein Vaterland, Fürst und Volk, haben längst erkannt, was sie an ihm besitzen, die Größe seiner Begabung und seines Könnens nach Gebühr würdigen gelernt; und auch weit über die österreichisch-ungarischen Grenzen hinaus ist der Ruhm seines Namens und seiner Werke gedrungen. An seiner würdigen Aufgaben wird es Tilgner während seiner zweiten Lebenshälfte sicher nicht fehlen. Immer wird sich das Bedürfniß und der allgemeine Wunsch regen, die öffentlichen Plätze und Gebäude der Städte, die Paläste der Fürsten und Großen mit ernstem oder heiter-prächtigem monumentalem bildnerischem Schmuck geziert, verdienten Männern der Vergangenheit Standbilder zu ihrem Gedächtniß und ihrer Verherrlichung errichtet, die vergängliche persönliche Erscheinung hervorragender Menschen in treuen dauernden lebensvollen plastischen Abbildern festgehalten und bewahrt zu sehen. Und man weiß es heute in Wien wie überall in der gebildeten Welt, daß zur Lösung jeder von solchen Aufgaben der plastischen und der decorativen Kunst nur wenige ihrer lebenden Meister so berufen und in jeder Hinsicht befähigt sind, als Victor Oskar Tilgner.



## Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer.

Von

Karl Theodor Gaebertz.

— Berlin. —



Als ein glückliches Geschick Jugendbriefe und Bildniß von Wilhelmine Herzlieb mich finden ließ und zu ernster Beschäftigung mit Goethes Sonetten und Wahlverwandtschaften auf's Neue anregte, erschien mir von der gesammten Literatur über die Urgestalt der Ottilie ein in den preussischen Jahrbüchern (Band XXV, 1870) veröffentlichter F. K. M. unterzeichneter Aufsatz besonders beachtenswerth und authentisch. Die dort niedergelegten Ansichten waren offenbar aus persönlichen Beziehungen zur Familie Frommann in Jena geschöpft.

Mein Wunsch, als Biograph der Wilhelmine Herzlieb \*) mit dem Manne in Verbindung zu treten, der „über Wilhelminens und Ottiliens gemeinsames Grabmal den reineren und volleren Schimmer eines stillen Verständnisses auszugießen“ versucht hatte, bewog mich zu Nachforschungen, die sich unerwartet interessant entwickelten und allmählich einen gewiß weiteren Kreisen willkommenen Beitrag zur Goethekunde an's Tageslicht förderten.

Hinter jenen Chiffren verbarg sich nämlich der am 29. December 1884 zu Berlin verstorbene königlich preussische Legationsrath Dr. Friedrich Karl Meyer. Derselbe ist merkwürdigerweise identisch mit dem räthselhaften, enthusiastischen „Studiofus Meyer“ in Jena, welcher 1824 die Bekanntschaft des Dichters machte, dessen Sympathie in hohem Grade erwarb und sich dann im Laufe eines langen, wechselvollen Lebens stets als

\*) Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert von Karl Theodor Gaebertz. Mit dem bisher unbekanntem, von Johanna Frommann gemalten Porträt Wilhelmine Herzliebs und Facsimile. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, C. G. Müllers Verlag. 1889.

warmer Verehrer und hervorragender Kenner Goethes — wovon nur die nächsten Freunde\*) wußten — bewährt und bewiesen hat.

Am 1. Mai 1823 hatte sich in die Matrikel der Universität Jena inscribirt Friedrich Adolph Karl Meyer, geb. 20. März 1805 zu Rinteln in Hessen, lutherisch. Seine Mutter Christel, geborene Wachler, Kaufmannswittwe, war nach Gotha übergesiedelt, woselbst der Sohn die Schule besuchte, um — frühreif — schon am 16. April 1822 in Breslau Philologie zu studiren. Als er ein Jahr darauf nach Jena zog, führten ihn Empfehlungen in das Frommann'sche Haus und zu dem wackeren Karl Ludwig von Knebel. Letzterer staunte ob des jugendlichen Philologen außerordentlich gelungener poetischer Versuche, die meist seiner Lieblingswissenschaft, der Mythologie, entlehnt waren, und sandte deren etliche an Goethe nach Weimar mit folgender Notiz vom 17. Juli 1823: „Unsere Dichter wachsen hier wie die Saat nach dem Regen auf. Probe von einem derselben will ich hier beilegen. Es ist unglaublich, was dieser junge Mensch für eine Fertigkeit hat. Er macht mehrere derselben, die nicht tief unter beiliegenden stehen, in gar wenig Tagen. Es freute mich, daß er seinen Stoff mehrentheils aus der alten Mythologie nimmt, und so ermuntere ich ihn. Ist sein Talent gleich nur rhythmisch, wie Du es nennst, so ist es doch ungemein.“

Goethes nicht überliefertes Urtheil lautete wahrscheinlich ebenfalls günstig, so daß der durch Knebel davon benachrichtigte und beglückte Musesohn sich ein Herz fassend seinem Ideal diesen Neujahrswunsch schickte:

Laß mich Dich seh'n! Die wohlbekannte Bitte  
Steigt zu Dir auf im schüchternen Gebicht:  
Reig' ihm Dein Ohr! Du stehst schon in der Mitte!  
Verschmäh' der eignen Lieber Echo nicht!  
Du, dessen Zauber meiner Stundheit Tage  
Schon früh geschmückt mit Wunderton und -Bild:  
Den Fischer lern' ich singen, Schäfers Klage,  
Den Jäger nächtlich lauschend im Gefild . . .

\*) Obgleich zu ihnen der kürzlich dahingeshiedene, verdienstvolle Gustav von Zoepfer zählte, scheint er dennoch in das frühe Verhältniß Meyers zu Goethe nicht eingeweiht worden zu sein, vielmehr für den Sänger der weiterhin abgedruckten Jugendgedichte einen Sohn von Nicolaus Meyer, Goethes Weimarer Correspondenten, gehalten zu haben; denn diesen hat Fräulein Lily von Kretschman, wie sie mir brieflich erklärt, gestützt auf den Rath und die Autorität Zoepfers und des Herrn Director Dr. Burckhardt, in ihrem Essay über Weimars Gesellschaft und das „Chaos“ (Westermanns Monatshefte, November 1891) als den Dichter jener Lieber bezeichnet; auch sein dort entwordener kurzer Lebensabriß enthält Personalien und Umstände, welche nur auf unseren Friedrich Karl Meyer passen. Uebrigens sind die fraglichen Manuscripte zum Chaos nicht von Meyer und Gries, wie die Verfasserin des interessanten Aufsazes meint, geschrieben, sondern, nach einer mir gewordenen gütigen Mittheilung des Herrn Dr. von der Hellen, Abschriften von fremder Hand. Es ist gewiß ein Mißgeschick, wenn Jemand, über den man Untersuchungen anzustellen hat, den gemeinen Namen Meyer führt; aber je schwieriger eine solche Arbeit, desto mehr reizt sie den nimmer müden Forschungstrieb.



Nun hatt' in Dir ich selber mich gefunden,  
 In Deinem Wort all meiner Träume Sinn,  
 Du zogst vom Fleiß und Spiel der Tagesstunden  
 Mich still zu Dir; Dir dank' ich, was ich bin.  
 Von Deinen Höh'n stieg jedes Licht mir nieder,  
 An Deiner Hand genoß ich Lust und Schmerz,  
 Ich lebte, las, und las und lebte wieder:  
 Dich zu versteh'n sich bildete mein Herz.

Da ließ ich Ritterbuch und Traumgefechte,  
 Vom Drang der Wirklichkeit das Herz geschwellt,  
 Durchließ mit Dir den Regens Sturm der Nächte  
 Und ritt wie Meister singend in die Welt:  
 Welch reiches Thal! Wie leuchten Strom und Bände!  
 Und Frau'n und Männer wandeln, ernst und mild,  
 Dort Frieberike mit dem Rosenbände  
 Und Gretchen, ach, am Muttergottesbild!

Ein Engel kniet am Grabe, stumm verglühet,  
 Vor Kälte starr: laßt ihm sein Nachtgewand!  
 Dahin, dahin, wo die Citrone blühet,  
 Zieht mich sein goldner Fuß, — kennst Du das Land?  
 Dort ruh' ich aus in marmornen Gemächern,  
 Der Schatten sinkt, die Berge glüh'n im Duft,  
 Und säulenhoch mit bunten Blumenbüchern  
 Steigt Vill' an Villa schimmernd in die Luft . . .

Ja, so dereinst auch ich ein Held zu werden  
 Schwur ich, ein edler Kämpfer thatenreich,  
 Hülfreich und gut und groß, und schon auf Erden  
 An Seel' und Leib, wie Du, den Göttern gleich!  
 Ein Held wie Du im Handeln und im Dichten,  
 Schwur ich, von Dir gelenkt, durch Schmerz und Wahn  
 Mir rein und reiner stets den Weg zu lichten,  
 Stets himmlischer zu wandeln meine Bahn . . .

Du lehrtest mich, still lauschend, unverdrossen  
 Im Schein des Tags den höhern Sinn versteh'n  
 Und wieder dichtend auch in lecke Poffen  
 Das Menschenpuppenspiel zusammendreh'n:  
 Du wecktest wandernd mir in leichter Veier  
 Den Widerklang von Himmel und Gefühl;  
 Du zeigtest mir im duft'gen Morgenschleier  
 Auf goldnen Höhen der Göttin hehres Bild . . .

So trat ich aus der Kinderwelt in's Weite,  
 Weit ohne Maß, mein Maß und Steuer Du!  
 Auf wirrer Bahn, durch inn' und auß're Streite,  
 Fand ich bei Dir Klarheit und Seelenruh;

Ich sah den Zwiespalt, der die Welt zerrissen,  
 Wie im Gesetze sich die Freiheit regt;  
 Du bleibst mein Stern im Dichten, Glauben, Wissen,  
 In Mitten stets beweglich unbewegt . . .

Laß mich Dich sehn! — Ach, Dich zu finden,  
 Hab' ich gelebt, geträumt drei Jahre lang!  
 Mein Leben war ein einziges Empfinden,  
 War, Dir geweiht, ein einziger Gesang.  
 Dein Name bloß, wie's meine Bang' ansachte!  
 Was Du gesagt, wie fuhr's durch mein Gebein!  
 Und was ich hofft' und glaubte, that und dachte,  
 Du mein Beginn und Du mein Ziel allein!

Du bist so nah, ich mag nicht länger hoffen,  
 Mir brennt die Luft von Deines Athems Weh'n!  
 Ich seh' Dein Haus, dort steht ein Fenster offen,  
 Die Thüre thut sich auf — Laß mich Dich seh'n!  
 Und wenn ein Ton aus meiner Seele Grunde  
 Mächtig verwandt an Deine Seele klingt,  
 Laß kommen auch die goldne Lösungsstunde,  
 Wo, Aug' in Auge, Geist den Geist umschlingt!

Auf diesen Herzenserguß gab indeß der Meister nicht alsbald Antwort, welche der Jüngling voll Ungefüg und Ungeduld wohl erwartet haben mochte; so machte er sich auf den Weg nach Weimar und betrat das Goethe'sche Haus, um dort — abgewiesen zu werden. Da ließ er aus Jena unterm 26. Januar 1824 zwei Strophen folgen:

Doch nicht geseh'n! trotz dem Gebicht!  
 Nun schleich ich heim auf langen, öden Wegen:  
 Warum auch ging ich? folgte stumm, verlegen  
 Des Dieners zweifelndem Bericht?  
 Ich stand in seinem Haus, ich sah die Stiegen,  
 Die goldnen Götterbilder an der Wand:  
 Wer konnte hindern mich, hinaufzusteigen  
 Und abzubitten über seiner Hand?!

Zu wunderbar noch schien das Glück mir heut,  
 Mit Träumen erst muß kühner ich's gewinnen,  
 Wann erst das Herz das Finden uns gebeut.  
 Ja, woll' es auch, Du kannst mir nicht entriemen!  
 Getäuscht auch, doch flieh'n wir uns entgegen,  
 Ein Nebelband zerriß, ich sehe Licht:  
 Nach allem Irr'n und eillen Hoffungswegen  
 Ruh' ich zuletzt vor Deinem Angesicht.

„Ich habe zu diesen Versen,“ heißt es in den Begleitzeilen, „nur Weniges in Prosa hinzuzufügen. Ich wollte die Gunst, Ew. Excellenz zu sehn, Niemandem als mir selbst verdanken; glaubte aber, daß meine Bitte nicht anders von Ihnen erhört werden würde, als wenn Sie die ganze

Fülle des Lebens, der Liebe und Bewunderung erkannt hätten, die ich aus Ihren Schriften eingesogen habe. Und wie konnt' ich die anders auszusprechen wagen, als in einem Gedichte? — Erlauben Ew. Excellenz mir jetzt, nächsten Sonnabend in Ihrem Hause anzufragen, ob und wann ich die Erfüllung meines Wunsches erwarten darf."

An Bettina, das Kind, erinnert vergleichsweise der originelle Vorgang. Goethe wandte sich den 11. Februar mit der schriftlichen Anfrage an Ernst Weller in Jena: „Mögen Sie wohl mir einige Nachricht geben, ob Sie den Studiosus Karl Meyer, der mir durch ein Gedicht merkwürdig geworden, aufgefunden und ihm eröffnet haben: daß ich ihn, wenn er sich irgend Morgen (Morgens?) um 12 Uhr bei mir anmeldete, gern sprechen würde.“ Sonntag den 15. Februar 1824 hatte denn die heiß ersehnte Audienz statt, worüber Eckermanns Gespräche u. A. berichten: „Goethe schien sehr heiterer Stimmung. ‚Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt‘, sagte er mir freudig entgegen, ‚ein sehr hoffnungsvoller, junger Mann, Meyer aus Westphalen, ist vorhin bei mir gewesen. Er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit . . . Ich habe ihm meine kolossale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er ist ein prächtiger junger Mensch! Wenn er sich vor Zersplitterung in Acht nimmt, so kann etwas aus ihm werden.“

Mit welcher Begeisterung diese Begegnung den Jüngling erfüllte, zeigt dessen unmittelbar darauf niedergeschriebenes

### G e s e h e n !

Eine Stund' in Seiner Seele Schranken,  
Eingefakt in Seines Athems Weh'n!  
Leb' ich auch? Ich zittre beim Gedanken,  
Zweifel noch, „so hab' ich Ihn geseh'n?“  
Herz, mein Herz, wo war ich in der Stunde?  
Sah ich dort so fremd, so eitel-küh!  
Stumm die Gluth in meiner Seele Grunde  
Und in Aug' und Lippe kein Gefühl.

Und nun wach' ich auf, vom Miß getroffen,  
Jäh erkennend, was ich all veräumt!  
Jäh erscheint mit jahrelangem Hopen  
Jeder Traum von Ihm, den ich geträumt.  
Steigt empor, verzährete Seelenbilder,  
Augen, Stirn und Lippen und Gestalt:  
Ja, so war's; nur traulicher und milder,  
Nicht so kühn, so stolz und nicht so kalt!

Dieses weiche Lächeln, diese Güte,  
Dieses Haupt mir lauschend zugekehrt!  
Dieses tiefe, sinnend ausgeglühte  
Auge, das erlöschner Sonnen denkt!  
Alles still und mild wie aus der Ferne,  
Aus des Daseins goldnem Hintergrund:  
Augen ihr, entzückte Morgensterne!  
Du, begeisterungsvoll, o Grazienmund!

Nenn' ich nun, der Liebe Qualen leidend,  
Ach, von Drang und Reue so geplagt,  
Zaudre wie der Liebende, der scheidend  
Noch zu ihr „ich liebe“ nicht gesagt!  
Geh'n wohin? was ferner noch erstreben?  
Schwindlig zieht's die Seele mir zurück:  
Hoffnung Ihn zu finden war mein Leben,  
Lieben jetzt, Ihn lieben all mein Glück! —

In Jena genoß der jugendliche Poet auch des vertrauten Umganges von Johann Diederich Gries, dem trefflichen Uebersetzer des Tasso, Ariost und Calderon, welcher an ihn zum zwanzigsten Geburtstag mit einem

Exemplar des Tasso drei Stanzas richtete, worin er den Verlust vieler alter Freunde beklagte, an deren Stelle er indessen manchen neuen gesetzt habe:

Vor Vielen Dich! — Du warst noch nicht geboren,  
Als ich mit Jünglingsmuth dies Lieb begann;  
Doch wen zum Freund die Muse sich erkoren,  
Schleicht wohl sich gern den ältern Freunden an.  
Was ich gesucht — das Meiste blieb verloren!  
Den Kranz, den ich erstrebt' und nicht gewann,  
Dir gönn' ich ihn, wenn Dir ein Lieb gelungen  
Wie Tassos Lieb, doch eigner Brust entflungen.

Leider näherte sich das Wintersemester seinem Abschluß und damit für Karl Meyer der Aufenthalt in der lieblichen Musenstadt an der Saale. Besonders schwer wurde ihm die Trennung von Gries. In den letzten Tagen flog hin- und herüber folgender Lieber-Cyklus:

Sonett.

Der Frühling naht, die Seele schlägt nach Sünden,  
Die Flur verjüngt das Herz, das Herz die Flur,  
Und draußen wandelnd find'st du manche Spur  
Von Lenzen und von Rosen, die verblühten.

So sei's denn! auch durch Freuden, welche schieben,  
Wird reicher das Gemüth, wie die Natur;  
Wenn erster Rausch' und Schmerz vorüberfuhr,  
Steht die Erinnerung fest in tiefem Frieden.

Was ruht in dir versenkt und abgespiegelt!  
Des eignen Lebens volle Liederwelt  
Und fremder Dichtung süßlich blauer Himmel.

O geh' hinaus, daß dich der Ost umflügel't!  
Wenn um und in dir alles treibt und schwellt,  
Erfennst du dich in deiner Brust Getümmel.

Lächle nur ob des Versuchs Mißlingen;  
Was ich alles dir zu sagen hätte,  
Läßt sich kaum in andre Verse zwingen,  
Nimmermehr in's Versmaß der Sonette.

M.

Morgensendung, den 8. April.

Kömt' ich in Sternen lesen,  
So ging ich gestern nicht aus;  
Denn du bist hier gewesen,  
Und ich war ferne vom Haus.

Wie muß' ich im Stillen fluchen,  
Als mir's der Nachbar erzählt!  
Das Gute ging ich suchen,  
Das Beste ward verfehlt.

Heut Abend, nach alter Weise,  
Da sitz' ich lauschend allein;  
Da öffnet die Thür sich leise,  
Da tritt der Freund herein.

Ich hab's mir vorgenommen,  
Nie geh' ich wieder von Haus;  
Und willst du, Freundlicher, kommen,  
Bleibt auch die Muse nicht aus.

G.

Antwort.

Wie konntest fragen du die Sterne? Sie strahlten durch die Wolken nicht; Ich sah schon unten, daß du ferne, Denn an den Fenstern war kein Licht.	Doch glaubt' ich dich vielleicht zu finden In stiller Dämmerung dunkler Ruh; Ich pochte an, ich klinkt' und klinkte, Vergebens, ach! die Thür blieb zu.
---	--

Heut brauchst du keinen Stern zu fragen;  
 Sieh diese krummen Lettern an!  
 Dies weiße Blatt soll grüßend sagen,  
 Was dir kein Himmel künden kann.

Nich dauert nur der arme Mann,  
 Sucht so erwartungsvoll mich an!

M.

Erwiderung.

Bedaur' ihn nicht, den armen Mann, Er hat wohl Recht, dich anzugucken; Und liehest du die Lieber drucken, So guckte dich gar Mancher an.	Doch hast du wirklich nicht gewußt, Warum er guckt? Du guter Junge Hast statt der Leber, Milz und Lunge Ja nichts als Saiten in der Brust.
---	---

G.

Letzter Gruß.

Den letzten Gruß für dieses Scheideblatt  
 Hab' ich am letzten Tage noch gesungen.  
 Auf frischem Rasen lag ich sehnuchtsmatt,  
 Rückrufend eines Jahrs Erinnerungen:  
 Du schönes Thal an sanftgewölbten Hügeln,  
 Mit diesem Blut schwör' ich dir ew'ge Treu!  
 Die Wolken, die im Auge sich bespiegeln,  
 Schau'n schwermuthsvoll wie ich und ziehn vorbei.

All meiner Kinderzeit vergaungne Wonnen,  
 Was ich geliebt, gerungen und geweint,  
 Hier schlug's zum erstenmal vereint zur Sonnen,  
 Und meine Sehnucht fand sich manchen Freund.  
 Auch dich nun, dessen Namen ich von ferne  
 Mit fremder Ehrfurcht flüchtig sonst genannt,  
 Und dem ich näher stehend dann, wie gerne,  
 Doch schüchtern, Aug' und Rede zugewandt.

Was bist du jetzt mir —! Dieses Lebens Blüthe,  
 Die Niemand noch, wie du, so ganz erblickt,  
 Fühlt sich an deiner Liebe, deiner Güte  
 Zum erstenmal bewußtvoll und beglückt.  
 Wär' dieses Blatt der Spiegel ihrer Freuden!  
 Doch ach! du siehst es, Geist und Sinn sind krank.  
 Eintönig ruft es nichts, als: scheiden, scheiden!  
 Und meine ganze Seele: habe Dank!

M.

Letzter Gruß, den 12. April.

Leb' wohl, leb' wohl! Aus meiner tiefsten Seele  
 Ruf' ich noch einmal: Lebe wohl!  
 Du, den ich mir vor Tausenden erwähle,  
 Von dem ich nun so schmerzlich scheiden soll!  
 O könnt' ich Wonn'erinnerung, Leidvergeffen,  
 Hoffnung, Erfüllung, Liebe, Glück  
 In dieses Eine Wort zusammenpressen:  
 Leb' wohl! — was bleibt mir noch zurück?

Ist's wahr, ein Jahr lang lebten wir zusammen?  
 Wir lebten? — Nein! ich kannte dich ja nicht;  
 Und erst an deines Liebes ächten Flammen  
 Entzündete sich mir ein neues Licht.  
 Ja, selbst die träge, längst verstummte Leier,  
 Von dir erregt, schlug sie noch einmal an  
 Und klang, sich selbst zum Staunen, heller, freier,  
 Als sie seit Jahren nicht gethan.

Du dankst mir? Was hab' ich dir zu danken  
 In dieser Wochen kurzem Raum!  
 Du hast dem Einsamtrüben, Sehnsuchtskranken  
 Zurückgetäncht der Jugend schönsten Traum;  
 Hast ihn geweckt aus seinem dumpfen Brüten,  
 Den halbverstorbenen Lebensmuth erneut  
 Und deines Frühlings reiche Blüten  
 Auf seinen herbstlich öden Pfad gestreut.

So ziehe hin! — Du bist mir unverloren;  
 Du bleibst mir ewig, was du warst.  
 Ich habe dir, du hast dich mir geschworen,  
 Und dich bewahr' ich, wie du mich bewahrst.  
 Seh' ich auf Erden oder nie dich wieder:  
 Aus weiter Ferne reich' ich dir die Hand  
 Und lausche, freudig stolz, auf deine Lieder,  
 Jetzt ich — und bald das Vaterland.

G.

Nach der Trennung den 13. April.

Selbst in der letzten Abschiedschnelle  
 Hast du mit Blüten mich erfreut:  
 Ich fand — kaum warst du von der Schwelle —  
 Den dürrn Boden meiner Zelle  
 Mit Rosenblättern überstreut.

G. \*)

\*) Gedruckt sind hiervon in Gries' Gedichten (Stuttgart 1829) nur „Morgengruß“ (An einen jungen Dichter. I. Morgengruß.), „Erwiderung“ (II. Rechtfertigung.) und „Nach der Trennung“ mit der Jahreszahl 1824, doch ohne Datum. Das Zwischenglied zwischen den beiden ersten, „Antwort“, liegt außer in obiger ursprünglicher Fassung mir auch in einer nachmals ausgefeilten Form vor, von Meyer in seinem späteren Alter be-

Auch Gries verließ bald darauf, im Sommer 1824, Jena, um Zeitweise nach Stuttgart überzufiedeln. Seinem Hamburger Freunde Riß schrieb er von dem jungen Dichter Karl Meyer, der vergangenen Winter in Jena studirt habe, und dessen schönes, höchst ausgezeichnetes Talent auch von Goethe anerkannt worden sei.

Studioſus Meyer wurde am 4. Juni 1824 bei der Universität Leipzig immatrikulirt, hörte dort ebenfalls im Winter Vorlesungen. Knebel meldete den 30. December an Goethe: „Der kleine Meyer hat mir wieder aus Leipzig geschrieben. Er hat, wie Gilde Harold, Reisen durch Deutschland gemacht und befindet sich nun bei Professor Hermann in Leipzig. Ich fürchte nur, daß er uns einmal echappirt; denn es ist ein unruhiges Menschenchen.“

Den alten Knebel täuschte seine Ahnung nicht; denn den jungen Freund, der sich mehr und mehr linguistischen und vergleichend mythologischen Arbeiten zuwandte, trieb es weiter, und zwar nach Paris, dann nach England und Italien, wo er die für seine Laufbahn folgenschwere, sich rasch zu inniger Freundschaft gestaltende Bekanntschaft des preußischen Gesandten Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen machte. Von Windsor Castle schrieb Bunsen am 9. November 1846 seiner Frau: „Ich eile, Dir eine schöne Nachricht zu geben. Der Prinz hat mir gestern seine Absicht erklärt, Meyer zu seinem Bibliothekar und Privatsecretär zu machen. Siehe, meine geliebte Fanny, so hilft der liebe Gott solchen enfans de la Providence, wie unser theurer Freund ist, und wir dürfen dankbar sein. Ich habe dem Prinzen gesagt, Meyer müßte jährlich zwei bis drei Monate Urlaub haben, um nach Irland und Schottland, wegen Fortsetzung seiner linguistischen Studien, die er in Wales schon so weit gebracht, reisen zu können.“ Dr. Meyer erhielt den Posten beim Prinzen Albert, Prinz-Gemahl der Königin Viktoria, und erwarb sich das Vertrauen seines hohen Gebieters und der gesammten königlichen Familie. In wissenschaftlicher Beziehung fanden seine Dialektforschungen die gesteigerte Beachtung Seitens der Fachgenossen; besonders erntete ein von ihm in der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu Oxford 1847 gehaltenen Vortrag großen Erfolg; er wurde mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit angehört. Drei Jahre später, 1851, zog sich Meyer als Privatgelehrter nach Heidelberg zurück, bis der König von Preußen durch Allerhöchste Ordre vom 27. December 1861 ihn unter Verleihung des Charakters „Legationsrath“ behufs fortlaufender literarischer Beschäftigung für das Ministerium des königlichen Hauses nach Berlin berief. Bei dieser Gelegenheit kam es zur Sprache, daß Meyer durch die mehr universelle, von ungewöhnlichen Fähigkeiten und gründlichen Studien unterstützte Richtung

---

hufs deren Herausgabe angefertigt. Bemerket sei noch, daß in der Gries'schen Sammlung die Vieber Band I, Seite 160 und 161, 163—168 und II, S. 61—66 sämmtlich an Meyer gerichtet sind und nunmehr, nach Kenntniß der Person und Zustände, an Verständlichkeit und Interesse gewinnen.

seines Bildungs- und Lebens-Weges sich einen seltenen Schatz der vielseitigsten Kenntnisse angeeignet und sich auf zahlreichen Gebieten des menschlichen Wissens heimisch gemacht habe.

Goethe war zu allen Zeiten sein Stern gewesen. „Von Ihm zu Ihr!“ betitelt sich ein Gedicht aus dem Jahre 1828, als der Liebe Pein und Qual ihn ergriff, mit gleichem Womenweh wie einst Goethe, da er glücklich zu Friederiken flog. Und bei der Trauerbotschaft vom Erlöschen dieses Genius am 22. März 1832 sang er einen dem Andenken des Unvergesslichen geweihten Morgenhymnus: aus der Quelle Seiner Lieder wollen wir Epigonen Begeisterung der süßen Liebe, zur Wahrheit, zum Großen und Guten schöpfen, täglich besser werden nach Seinem Bild.

Während des Aufenthaltes in Italien, zumal in der ewigen Stadt, erinnerte sich Meyer natürlich oft Goethes, mit ganz besonderer Stärke beim Anblick der Juno Ludovisi zu Rom, im Februar 1836. Hatte doch just zwölf Jahre früher der Meister ihm persönlich vor dem Abgüß dieser himmlischen Göttin Lehren der Kunst und Weisheit ertheilt. Jetzt sah er das Original:

So vor mir, Holdselige, standst Du,  
Als Dein Priester und Dichter zuerst  
Dich mir zeigt' und mir mit begeisterter  
Red' und Geberde Dein Antlitz deutete.

„Schau sie Dir an, mein Sohn, und bleib' ihr  
Würdig im Leben und Dichten!“ rief er;  
Ich aber stand von heiligen Schauern  
Heiß überwunden und schwur Dir, o Göttin,

Ewige Treu. — Und wie ich den schwörenden  
Blick zu Dir aufschlug, siehe, da neigte,  
Hold von des Vorhangs morgenrothen  
Wolken umflossen, Dein Haupt sich leize.

Dir nun gehör' ich, Dir, holdselige  
Hera, und Ihm, Deinem heiligen Priester!  
Habe, getreu meinem Schwur, an Eurem  
Gängelbände die Welt durchwandert,

Bis nach Rom! wo jetzt an meinem  
Nächtlichen Lager Dein Haupt, o Hera,  
Mächtig thront und Schlaf und Erwachen,  
Leben und Tod mir heimlich segnet . . .

Bleibet mir hold, meines Lebens und Dichtens  
Genten heid' und lasset an Eurem  
Blicke, wie heute, bereinst vom letzten  
Schlaf mich erwachen zum ewigen Morgen!

Den Sommer 1836 brachte er in dem über den Trümmern des Jupiter-Tempels erbauten Retiro der Passionisten zu, auf Monte Cavo (Mons Jovis Latini) und citirte am 28. August Goethes Geist:



Bei jener ew'gen Harmonie der Geister,  
 Die Gott geschöpft aus eines Athems Weh'n,  
 Der Wahlverwandtschaft zwischen Kind und Meister,  
 Die einst mich bitten hieß: „Laß mich Dich seh'n!“  
 Die heut, in neue Bahnen eingetreten,  
 Von Zweifel rings zerrissen meinen Geist,  
 Mich, der um Deinen Anblick einst gebeten,  
 Dich jetzt um Rath und Rettung bitten heißt:

Ruf ich Dich an! — Im Drang und Kampf des Lebens,  
 Von Lieb' und Sehnsucht, ach, das Herz so voll,  
 Harr' ich im ideo Dunkel doch vergebens  
 Auf einen Blitzschlag, der mich führen soll.  
 Komm, hoher Meister Du, mir Licht zu spenden;  
 Der Weiße Wort, dem Lehrling einst verlieh'n,  
 O steig herab, es nun mit Götterhänden  
 An dem verirrtten Wanderer zu vollzieh'n!

Auf diesem Gipfel, den auch Du betreten  
 Und hingeschaut auf Dein geliebtes Rom;  
 Am Tempel Deines Gottes und Planeten,  
 Der leuchtend dort mir winkt am Himmelsdom;  
 Wo drunten Sie, von Dir mir zugeschworen,  
 Die Göttin, baden geht in heil'gen Seen;  
 Beim Morgengraun des Tags, der Dich geboren,  
 Fleh' ich noch einmal heut: „Laß mich Dich seh'n!“

Im Reigentanz unter Gesang tragen Chariten und Musen den Dichter herab:

Ich seh' Dich, Jüngling, hier, der mich gerufen,  
 Unschlüssig steh'n an Deiner Zukunft Stufen.  
 Glück auf! und Dank Dir für Gebet und Beichte,  
 Mein Sohn! — So laß', statt andrer Wort' und Weh'n,  
 Der Göttin Bild, das ich Dir damals zeigte,  
 Dir lichter jetzt enthüll'n in ew'gen Sphär'n!

Königin Hera erscheint thronend im Hintergrunde; der Jüngling steht da, versenkt in seliges Schauen, der Dichter aber ruft:

So hehr und lieblich Du! so streng und mild!  
 So weit und wallend, daß ich, Bilo an Bild,  
 Im Spiegel dieser leuchtenden Geberden  
 All meine Schatten seh' lebendig werden . . .

Du liebst, mein Sohn! So prüf' der heil'gen Dual  
 Geheimniß nun an diesem Ideal,  
 Und stimmt es, wohl! so wahr' es treu im Herzen!  
 Doch stimmt es nicht, so reiß es aus mit Schmerzen,  
 Wie ich, der süßen Thorheit halbbewußt,  
 Phälinen, Bili riß aus meiner Brust,  
 Auf Berthers Grab als Wilhelm neugeboren,  
 Zu Liban aufstieg und Leonoren,

Balb, höher noch, an Wilhelminens Hand,  
 Auch der Entfagung schweres Wort verstand,  
 Um endlich hier von allen ird'schen Binden  
 Durch Margarethen mich erlöst zu finden . . .

Du blickst die Göttin an und strebst ihr zu  
 Hingebungsvoll; — wohlan, so wag' auch Du,  
 O Jünger mein, den, heute neuerkoren,  
 Schon damals ich der Göttin zugeschworen,  
 Ihr würdig stets zu sein, wie ich es war.

Derweilen die Grazien wieder mit dem Dichter emporischweben, gelobt  
 der Jüngling:

Dir nach, Dir nach! Die Stirne hoch und hehr,  
 Siegreich durch allen Nebelkampf der Sorgen!  
 Schon sinkt die Nacht, Selene taucht in's Meer,  
 Und an Soraktes Fackeln blinkt der Morgen:  
 Dir nach, dem Ziele nach, wo schicksalschwer  
 Noch Pallas Nike hält den Kranz verborgen!  
 Von Licht zu Licht, zur ew'gen Morgenröthe,  
 Treu Göttin Dir, treu ewig Dir, o Goethe!

Diese poetische Nachfeier findet ein Seitenstück in einer politischen  
 Nachfeier: zum hundertjährigen Geburtstage, 28. August 1849, steigt Goethe  
 auf die heimatlliche Erde nieder, auf die Stätte seiner Kindheit und Jugend,  
 die alte Wahl- und Freistadt Frankfurt, als erster Mahner wider die  
 Wähler und Schergen, als begeistertster Ahner eines neuen Deutschen Reiches  
 unter Borussias Führung:

Ob Traum, ob Wahrheit ich geschaut? — Das ruht  
 In Mannes Hand: hier frommt kein eitles Wagen;  
 Frommt nur des Glaubens und Gesetzes Muth,  
 Die große Kunst zu wollen und entfagen!  
 Nie wankend durch der Zeiten Ebb' und Fluth  
 Dem Volk das eine Panzer vorzutragen,  
 In dem es siegen wird nach Ost und West:  
 Deutschland, Glück auf zu Deinem Wiegenfest!

Später, nach der Verwirklichung des Einheitsgedankens, 1871, legte  
 unser Sänger seinem Goethe die Worte in den Mund:

Ein neues Deutschland, langer Nacht entstiegen,  
 Mit frischer Tagespflicht für meinen Faust,  
 Für meinen Gök mit großen deutschen Kriegen! —  
 Aus langem Schlaf zum zweiten Mal erwacht,  
 Schau ich's erlöst von allen seinen Banden,  
 Hör' durch das Morgengraun der Osternacht  
 Den Jubelruf: Germania ist erstanden!  
 Seh' dort in Gos' roßgem Wiberstein  
 Das neue Reich mir winken, im erneuten  
 Glanz meiner Jugendzeit am Main und Rhein,  
 Und hör' die alte Kaijerglocke läuten. —

Aber nicht nur in Poesie, auch in Prosa hat Friedrich Karl Meyer die Goethe-Literatur werthvoll bereichert durch eine Anzahl feinsinniger Aufsätze, welche sämmtlich anonym erschienen sind, und deren Ursprung nur Eingeweihten bekamt war. Diese Aufsätze befaßten sich mit lieblichen oder bedeutenden Frauen, die in Goethes Herzensleben eine Rolle gespielt haben, und dürfen durch theilweise persönliche Beziehungen und Verührungen Anspruch auf besondere Beachtung erheben.

Als die Friederike Brion-Forschung durch Professor Nafes Buch „Wallfahrt nach Sesenheim“ 1839 in Schwung kam, brachte die Allgemeine Zeitung (1840, 30. Juni und 1. Juli) eine Abhandlung, worüber Fr. Laun im Morgenblatt für gebildete Leser (1840, 8. September) u. A. bemerkte: „Was ich über Goethe, Friederike, Sesenheim nur schwach und oberflächlich andeutete, das hat der Verfasser auf das Umständlichste und Kräftigste ausgesprochen. Seine Abhandlung ist so voll Seele und Gedanken, daß der ganze köstliche Eingang, nebst den Hauptsachen des Uebrigen, jeder künftigen Auflage von Goethes Werken beigelegt werden sollte . . . Denn zu Anregung des rechten Verständnisses über das Verhältniß Goethes zu Friederike, ja man könnte sagen, über den Charakter und die Erzeugnisse unseres größten Dichters überhaupt, ist schwerlich noch ein so prägnantes Wort in solcher Kürze ausgesprochen worden. Sehr einleuchtend ist u. A. auch das, was der Verfasser auf den Fall, daß die Auflösung des festen Bündnisses zwischen Goethe und Friederike einzig dem ersteren zur Last fallen sollte, geäußert hat.“ Mit Wärme tritt Meyer, denn er ist, wie wir wissen, der Schreiber und zugleich Goethes Bewunderer, für die Unschuld und Treue des holden Mädchens ein und knüpft mit größter Objectivität und Unparteilichkeit nachstehende Schlußbetrachtung daran: Aber, wird man ausrufen, so haftet der Makel jenes Treubruchs nun doch wieder an Goethe selbst, wieder an ihm der schwere Vorwurf, daß er es gewesen, der das Glück eines ihm geweihten Lebens und damit vielleicht einen Theil seines eigenen Lebensglücks dem gewissenlosen Spiel selbstsüchtiger Leidenschaft und Flatterhaftigkeit zum Opfer brachte? Und womit will man ihn entschuldigen, wenn er, wie in diesem Aufsatz sogar selbst angedeutet ward, nun wirklich als Urbild jenes seines Clavigo und vielleicht auf die Einflüsterungen eines Mephistophelischen Merd-Carlos, der ihm das Verhältniß mit Friederike als eine Fessel für seine wachsende Berühmtheit schilderte, mit kalter Falschheit dieses Verhältniß fallen ließ und seiner Verlobten das Herz brach? Gewiß, wir beabsichtigen hier nicht, Goethe gegen eine solche Anklage — auf so wenig bis jetzt sicher bekannten Thatsachen sie auch gegründet erscheint — zu vertheidigen, sondern gestehen gern zu, daß sein Charakter keineswegs ganz ohne Mängel, sein Leben keineswegs ganz ohne Flecken und so vielleicht auch nicht ohne den jener Untreue gewesen sei. Wie hätte auch er, den Gott so durch und durch menschlich schuf, sich aller menschlichen Gebrechen und Irrungen enthalten mögen! Noch

mehr, wie hätte er, der so durch und durch zum Dichter geboren wurde, sich nie veranlaßt gesehen, seine poetische Freiheit durch eine moralische Unfreiheit zu erkaufen! Des Dichters Stärken stehen oft nahe neben des Menschen Schwächen, und gerade aus einer solchen Mischung menschlicher Schwächen mit dichterischen Tugenden läßt sich Goethes Untreue gegen Friederike am besten erklären. Die Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit, mit der er sich von ihr abwandte, war zugleich ein fortstrebendes Feuer, das ihn drängte, seine Leidenschaft an immer höheren Erscheinungen zu prüfen und die Flügel seines Genius zu immer ferneren Gestirnen emporzuheben: das Zersplittern seiner idyllisch um sie geschlossenen Kräfte war zugleich die sich entfaltende künstlerische Sehnsucht nach einem immer weiteren Kreise von Schönheiten, aus deren Mannigfaltigkeit er sich zuletzt das eine vollkommen befriedigende Ideal der Schönheit selbst schaffend erobern sollte; seinen Wortbruch an ihr und der Vergangenheit konnte er durch die neuen Verpflichtungen und Ansprüche, zu denen ihn eine neue glänzende Gegenwart und eine noch glänzendere, früher nicht geahnte Zukunft aufforderte, gerechtfertigt glauben. — Und doch wollen wir Goethe vom Vorwurf der Schuld keineswegs freisprechen; ja, wir sind überzeugt, daß Goethe diese Schuld, wenn er sie anders auf sich lud, auch als Mensch und Dichter hier auf Erden gebüßt hat. Genug, daß wir Friederikens Treue und Unschuld, und mit dieser Unschuld zugleich unsern reinen Begriff von des Dichters Persönlichkeit, das prächtige unvergeßliche Bild des „Jünglings“ Goethe gerettet haben.“

Mit demselben Freimuth und Wahrheitsgefühl hat Meyer in dem am Anfang citirten Essay über Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb geurtheilt. Er hatte Ostern 1823 die Jenaer Universität bezogen und während seines zweiten Studienjahres dort dem Frommann'schen Hause nahe gestanden. Bei seiner Frühreise war er wohl befähigt, die empfangenen Eindrücke verständnißvoll in sich aufzunehmen. Kurz vor seiner Ankunft hatte Wilhelmine Herzlieb ihren ungeliebten Gatten, den Ober-Appellationsrath Walch; und Jena verlassen, zum tiefsten Kummer ihrer vortrefflichen Pflegemutter, sowie der ganzen Familie. Daß dies friedliche Ereigniß in engeren und weiteren Kreisen lebhaft erörtert ward und Meyer nicht bloß von Frommanns, sondern auch von Knebel und Gries mancherlei Thatfachen, Ansichten und Muthmaßungen gehört haben mag, erklärt sich von selbst. Wenn wir dies im Auge behalten und ebenfalls seine Schwärmerei und Verehrung für Goethe, dann muß sein zu Wilhelminens Gunsten abgegebenes Votum doppelt schwer wiegen. Als ihr Anwalt tritt er auf „nach eigener mittelbarer Erinnerung, dem Munde älterer, nun auch größtentheils verklärter, gemeinsamer Freunde und Freundinnen entnommen.“ Dünker wollte, und mit Recht, dies Halbdunkel, worin der ihm unbekanntem Verfasser die Zeugnisse hüllte, nicht gelten lassen, wünschte vielmehr zum Vortheil der Sache die greifbarste Bestimmtheit; denn: „So lange wir nicht

wissen, aus welcher Zeit die Zeugnisse stammen, so lange ihre bestimmte Fassung nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenschaft Goethes zu Minna.“ Daß letzteres doch der Fall war, ja schon früher, hat die von mir nachträglich entdeckte Pfeifenkopf-Reliquie in Bild und Schrift bewiesen. Dünker wird jetzt auch hoffentlich, nach Namhaftmachung des Schreibers und Klarstellung seiner Beziehungen zu Frommanns einerseits, zu Goethe andererseits, das Alter und die Reinheit der Quelle anerkennen. Mich aber freut es, angesichts der Anfeindungen beim Erscheinen meiner Monographie „Goethes Minchen“, mich in Uebereinstimmung zu befinden mit einem klassischen Zeugen, der ein offener, ehrlicher Mann war, ein Charakter: Friedrich Karl Meyer, über den einmal Kaiserin Augusta äußerte, daß er „freier von Menschenfurcht sei, als sie je Einen gefamnt habe“.

Uebrigens hat den Wilhelmine-Ottilie-Auffatz Alwina Frommann gebilligt. Diese, Minchens Pflegeschwester, lebte lange als Vorleserin der Kaiserin-Königin Augusta, welche als Weimariſche Prinzessin von Goethe besungen worden ist, in Berlin und verkehrte viel mit dem elterlichen Freunde, der nach ihrem am 2. August 1875 erfolgten Tode einen liebevoll-würdigen Nekrolog\*) in der Allgemeinen Zeitung (13. August) veröffentlichte. Darin geschieht besonders des tiefen Eindruckes Erwähnung, welchen Johanna, der Mutter, Hingeheden auf Alwina, die Tochter, gemacht. „Noch im Herbst 1873, bei meinem letzten Besuche des Goethe'schen Hauses mit der Freundin, zeigte mir dieselbe in Goethes Arbeitszimmer die Stelle, wo er (anderthalb Jahre vor seinem eigenen Ende) sie sich gegenüber hinsetzen ließ und ihr, in ihrer Verzweiflung, männlichen Trost und frischen Lebensmuth in's Herz redete.“ Auch weiht er hier seinem unvergeßlichen — vor nunmehr fünfzig Jahren, 1842 gestorbenen — Gries ein Gedenkblatt und sagt von ihm u. A.: „Von den Freunden des Frommann'schen Hauses der dauerndste und vertrauteste war der Uebersetzer und Dichter Diederich Gries, der, mit wenigen Unterbrechungen, vierzig Jahre seines Lebens in Jena zubrachte und mit Frommanns während dieser langen Zeit durch ein nie gestörtes Verhältniß gegenseitiger Neigung, Freundschaft und Gewohnheit, sowie bei seiner zunehmenden Taubheit und Kränklichkeit gegenseitiger kleinerer und größerer

\*) Auch ich habe ein Lebensbild von Alwina Frommann mit besonderer Rücksicht auf Goethe nach ihren Briefen an Varnhagen von Ense geboten (Nord und Süd. Band LI, Heft 153). Diese „Goethe-Erinnerungen einer Jenenserin“ stellt der Bearbeiter der Abtheilung über Goethe in der neuen Ausgabe von Goebekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresden 1891. Band IV, Heft II, S. 703) zum Capitel: Die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb. Doch ist keineswegs Letztere jene „Jenenserin“, sondern ihre Adoptivschwester Alwina. Uebrigens weiß derselbe Bearbeiter nichts von unserem Friedrich Karl Meyer; er meldet nicht, wer hinter den Chiffren F. K. M. steckt, hat keine Ahnung von seiner Autorschaft bezüglich Friederike und Seseheim und kennt gar nicht die anderen, oben behandelten Auffäge.

Liebesdienste fest verbunden blieb. Bei den abendlichen Unterhaltungen wirkte derselbe theils als tüchtiger Clavierpieler und Musikkenner, theils als Vorleser mit und las namentlich seine meisterhaften — nicht minder durch seine Anempfindsamkeit als durch gewissenhaften Fleiß und strengen Stil ausgezeichneten — Uebersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen trefflich vor. Von seinem scherzhaft-innigen, freundschaftlich humoristischen Verhältniß zu dem weiblichen Theile der Frommann'schen Familie — außer der Mutter noch zu deren beiden Schwestern (Betty Wesselhöft und Sophie Bohn) und zu Alwinen selbst — zeugen mehrere seiner eigenen kleineren Gedichte.“

Noch über eine dritte Goethe'sche Frauengestalt\*) verdanken wir unserem Gewährsmann interessante Einzelheiten: über Marianne von Willemer (Suleika); es sind, nach der Publication von Creizenachs Buch, in der Allgemeinen Zeitung (1877, 21. November) niedergelegte neue persönliche Anschauungen und vergleichende Betrachtungen: „Sieben Jahre nach dem Advent seiner geliebten, wahlverwandtschaftlichen Wilhelmine-Ottolie, im September 1814, fand Goethe Mariannen an seinem Lebenswege und schöpfte vielleicht aus dem noch stark blutenden Schmerz aus jener nur halb geschlossenen Wunde den ersten Reiz zu dieser allmählich sich entwickelnden neuen Neigung, die, nach den Eigenschaften und Verhältnissen ihres Gegenstandes, anstatt abermaliger Leiden vielmehr Trost und Erheiterung verhieß“. An diesen Anfang reiht der Verfasser nachher den Schluß: „Fragen wir, wie Goethes höchste und edelste Eigenschaft, sein nicht minder unablässig nach sittlicher als nach wissenschaftlicher Vervollkommnung ringender Besserwerdtrieb, wie dieser eben erst in der bitteren Schule wahlverwandtschaftlicher Entjagung neugestärkte ethische Grundzug seines Wesens und Dichtens sich eine solche doch auch gegen das Ehegesetz verstoßende neue Liebe so leicht verzeihen und dieselbe dem dichterischen Bedürfniß so rasch habe gestatten mögen, so finden wir die Antwort und Erklärung zunächst in den eigenthümlichen persönlichen Verhältnissen des Willemer'schen Ehepaares sowohl zu einander als zu dem gemeinsamen Freunde. Eine noch viel treffendere, reiner ethische Antwort und Erklärung aber bietet uns dann die Selbstbeherrschung, mit der, nach dem Heidelberger Wiederfinden, Goethe eine jede neue Begegnung streng vermieden hat.“

Wir können nur wünschen, daß die gehaltvollen Abhandlungen gesammelt herausgegeben und so allgemein nutzbar gemacht werden, begleitet von einer

---

\*) Abgesehen von einer geistreichen Charakteristik Charlottens von Stein (Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. 1868, Band 32), worin der bemerkenswerthe Passus: „Mit welcher furchtbaren Schärfe Goethe in späteren Jahren die ganze geheimnißvolle sakramentale Strafbarkeit eines solchen Verhältnisses erkannte, das erhellt aus seinem, zwanzig Jahre nach dem Bruch mit Frau von Stein geschriebenen Roman der Wahlverwandtschaften, in welchem er, unter dem schöpferischen Einfluß einer jüngeren Neigung und deshalb mit Umkehr der ursprünglichen Lage, doch die eigentliche innere Geschichte jener Strafbarkeit unverkennbar an's Licht gezogen und poetisch gerichtet hat.“

Lebensskizze des Verfassers, sowie einer Darstellung seiner Dichtung, Studien und Reisen. Zwar sollte sich Gries' Prophezeiung, daß dereinst das Vaterland freudig stolz auf Meyers Lyrik lauschen werde, nicht erfüllen; immerhin zeichnen seine Goethe-Lieder sich durch warmes Gefühl und begeisterte Stimmung aus, ebenfalls die an Gries gerichteten. Erhalten sind hoffentlich noch die im Eingange von Knebel erwähnten poetischen Versuche des Jenerer Studiosus. Dieselben dürften gebildete Leser interessieren, wie auch seine Beziehungen zu namhaften Persönlichkeiten der klassischen Literaturepoche, ferner zu hervorragenden Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Gelehrten unserer Zeit bedeutende Momente aufweisen. Ein Porträt des ungewöhnlich begabten Mannes hat leider nie existirt, in welcher Form es auch sei; so müssen die Erinnerungen seiner Freunde und seine schriftstellerischen Leistungen für ihn sprechen, von ihm zeugen. In wie hoher Achtung er an den königlichen Höfen von Preußen und England stand, läßt sich aus dem oben angeführten Wort der Kaiserin Augusta ermessen. Dies Wort ist wohl das beste Bildniß, schreibt mir Georg von Bunsen. Ihm, wie den Professoren Dünker, Gyldeu, Justi, Schwarze und Suphan, sowie Ernst von Wildenbruch gilt schließlich mein Dank für diese und jene Beisteuer. Mag das Ganze denn als Vorläufer einer größeren, von einem Verwandten geplanten Arbeit hingehen und derselben den Weg ebnen, Theilnahme wecken! Solche verdient, wer ein langes Leben hindurch seinem Ideal und Jugendstern so treu geblieben ist, wie Friedrich Karl Meyer.





## König Karl von Rumänien.

Don

\* \* \*



on Jugend auf, durch eine lange Reihe von Jahren habe ich die Gestalt König Karls von Rumänien mit beobachtendem Auge verfolgt. Besser als manch Anderer kann ich deshalb ein Bild dieses Mannes entwerfen, welcher der Staatengruppe Europas ein neues Glied zuführte und die Grenze des westlichen Culturbereiches nach Osten verschob.

König Karl hatte das fünfzigste Lebensjahr erreicht, als ich ihn zum letzten Male sah.

Vielleicht giebt es kein Alter, in welchem ein Mann so sehr er selbst ist, wie gerade dieses, denn die physische Entwicklung eines Fünfzigers ist längst vollendet, er hat nichts Werdenbes, Unausgearbeitetes mehr und andererseits noch keine Einbuße an seiner Kraft und Elastizität erlitten; seine geistige Individualität ist gleichfalls ausgereift und fertig — soweit eine bedeutende, tiefe Natur überhaupt je ihre Entwicklung vollendet: Eine durchaus abgeschlossene, in sich abgerundete Persönlichkeit, steht König Karl vor meinem geistigen Auge da.

Wohl Jeder, dem es vergönnt war, Männern gegenüberzutreten, die durch ihre Geburt oder durch ihr Genie oder durch beides auf die Höhen der Menschheit gehoben wurden, hat sich manchmal eines Gefühls leiser Enttäuschung nicht erwehren können: Ihr Aeußeres schien ihm nicht mit der Vorstellung zu stimmen, die er sich von ihnen nach ihren Leistungen, ihrer Stellung gebildet hatte! — Diesen Eindruck von Disharmonie zwischen Körper und Geist hat man bei König Karl nicht.

Die Natur hat ihm eine Uebereinstimmung seiner äußeren Erscheinung mit dem Wesen seines inneren Menschen verliehen, wie sie vollkommener Niemand



besitzen und auch durch höchste Schulung, als Resultat eines ganzen reichen Lebens, Niemand sich selbst erringen kann. Ein harmonischer Mensch, ohne jeglichen Mißklang zwischen Geistes- und Gefühlsleben, ohne den leisesten Zwiespalt zwischen Wollen und Können, ist er schon in jungen Jahren zu diesem Ebenmaß aller Kräfte, zu dieser abgetönten Ruhe des Geistes gelangt, trotz all der Schwierigkeiten, die er auf seinem Lebenswege zu bewältigen fand; nie hat er erst sich selbst zu bekämpfen brauchen, um Andere besiegen zu lernen!

Dem Adel einer solchen Natur, die nichts Erborgtes, nichts Berechnetes hat, entspricht es, daß der erste Eindruck, den König Karl macht, kein frappirender ist: zu vornehm um aufzufallen, zu echt, um für das rohe Auge der großen Menge zu glänzen. Ein Künstler wird an ihm den „schönen Kopf“ bewundern, aber ihm fehlt die hohe Statur, die imponirende Haltung, die im Märchen dem Helden gebührt und die den Enthusiasmus der Masse herausfordert. Dafür ist seine schlanke, mittelgroße Gestalt elegant, nervig und geschmeidig, sein Gang rhythmisch und rasch, seine Bewegungen leicht und ungezwungen. Nur zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubt und ein außergewöhnliches Gefühl seine gemessene Art durchbricht, nimmt sein Wesen eine rührende Unbeholfenheit an, wie bei verlegenen Kindern: steckt doch in diesem ernstern Manne noch dasselbe Kinderherz, das ihn in seinen Jünglingsjahren so unwiderstehlich machte und stets das eigentliche Geheimniß seiner nie welkenden Frische geblieben ist! — Sturm und Grauen, Leid und Bitterniß — und die hat König Karl mehr als ein Anderer gekostet! — haben seiner Seele die Kindesreinheit und die kindliche Gefühls-Intensität nicht genommen; weil er sein Herz nie auf den Lippen trug, sondern es wirklich unerreichbar im Allerheiligsten seines Innern bewahrte, blieb es ihm unverfehrt erhalten.

Nur Wenige ahnen, daß dies der Duell ist, aus dem der König seine unverwundliche Jugendlichkeit schöpft, nur Wenige haben den Strahl gesehen, der plötzlich, wenn sein Gemüth bewegt ist, seine sonst so kalten, scharfen, unruhigen Augen durchbricht und ihnen dann den Glanz des blauen, sonnvergoldeten Meeres giebt.

Diese Augen, die unter starken, buschigen und über der gebogenen Nase zusammengewachsenen Brauen liegen, haben oftmals etwas Unruhiges, man könnte fast sagen Flatterndes, und gleichen dadurch denen des Ablers so auffallend, daß bereits unzählige Male dieser Vergleich gemacht worden ist, zumal da sie auch durch Schärfe und Sehweite an den König der Vögel erinnern. Aber jene unruhige Beweglichkeit seiner Augen spiegelt nur diejenige seiner Gedanken wieder; ist des Königs Aufmerksamkeit gefesselt, dann blicken sie ruhig, ja, träumerisch in die Welt; das schnelle Wechseln seines scharfen Blickes ist nur ein Zeugniß von der rastlosen Gehirnthätigkeit des abgehehten Mannes, welcher täglich fürchtet, daß er die Arbeitslast, die ihm obliegt, nicht bewältigen kann. Außerdem ist diese Eigenthümlichkeit noch ein Beweis von der Kindlichkeit seines Wesens, die

unfähig ist, sich zu verstellen: die Gesichtszüge hält er in ruhiger Unbeweglichkeit, nicht aber Richtung und Ausdruck des Blickes! Wie schon des Knaben Augen „flatterten“, wenn beim Unterricht seine mehr für das Praktische veranlagte Natur einer rein theoretischen, abstracten Darlegung nicht zu folgen vermochte, so heute während der zahllosen Audienzen, wenn er insgeheim berechnet, wie wenig Zeit ihm bleibt, um die Actenhaufen zu erledigen, die seiner auf dem Schreibtische harren! Er hört geduldig die vielen, oft nichtigen Klagen und Gesuche an — denn in Rumänien gelangen die geringfügigsten Dinge bis vor das Forum des Königs, in patriarchalischer Weise will man für Alles und Jedes des Königs directe, persönliche Entscheidung — er hört die Beschwerdeführer und Bittsteller an, sein feines, scharfes Ohr ist unendlich geduldig geworden, aber seine Augen entziehen sich der Schulung, die fliegen spähend und forschend voraus: „Was kommt dann? Und was darauf? Und was zuletzt?“ Ja, auch nach dem Zuerst kommen sie oft zu fragen, aber nicht in banger Sorge, sondern weil die Lebensorgen zu bang!

Als die Natur ihm das Ebenmaß, nach welchem so Viele zeitlebens vergeblich ringen, als ein Geschenk in den Schooß warf, hat sie ihm auch die Antwort auf jene quälendste aller Fragen zugestüstert, indem sie ihm den frommen Kindesglauben in's Herz pflanzte. Auch ihn, den Glauben seiner Väter, hat er sich bewahrt, hat ihn nicht fortspülen lassen von den Strömungen des Tages: ihm ist dieses Leben die schwere, vom Himmel gestellte Aufgabe; jenes andere wird sein Lohn sein, wenn er seine Pflichten treu erfüllt! Diese lebendige Ueberzeugung trägt ihn, giebt ihm die Kraft, der Menschen Haß und verleumderische Bosheit lächelnd zu ertragen. — Seine Richter leben nicht hienieden! . . . Wie ein Fremder geht er durch diese Welt, sie berührt sein tiefstes Innere nicht, gleich jenen Heiligen findet er in sich Verzeihen für seine Feinde, Mitleid für seine Weiber und Verleumder! Ist es ein Wunder, daß ihn die Welt oft schwach genannt hat? Kann die Menge Verzeihung und Milde gegen Feinde verstehen, läßt sie sich nicht meist betrügen durch den Schein äußerer Ähnlichkeit, der zwischen menschlicher Schwäche und fast übermenschlicher Tugend selbstlosen Verzeihens besteht? . . .

Daß König Karl die verantwortlichste und schwerste aller Würden, die des Fürsten- und Regententhums trägt, ist die einzige Ursache, weshalb er jenem Grundzuge seines Wesens nicht bis in die letzten Konsequenzen folgt: er darf wohl verzeihen, aber nicht vergessen! So hat er mit jedem Jahre seines Lebens den Schrein seiner Innerlichkeit fester verschlossen, um sein eigenes, vornehmes Ich der um ihn wogenden Welt zu entziehen. Sich zu geben, war überhaupt nie seine Sache; Erziehung hatte hier die primitive Anlage noch gestärkt, so daß seine Individualität manchmal Gefahr lief, dem modernen Ideal der Gleichmacherei gemäß sich im Typischen zu verlieren.

Wer gewöhnt worden ist, jegliches Gefühl nur in ganz bestimmter, conventioneller Art und Weise zu Tage treten zu lassen, jegliche Handlung nur unter gewissen feststehenden äußeren Formen zu unternehmen, der folgt schließlich zu leicht dem Trägheitsmoment, das jedem Menschen innewohnt. — Er fragt sich bald nicht mehr: entspricht es denn auch meiner Natur, so zu handeln, wie die Routine vorschreibt? fühle ich auch wirklich so, wie man meint, daß ich fühlen sollte?

Gerade bei der Art von Prinzenerziehung, wie König Karl sie gehabt, lag diese Gefahr, daß das Individuelle erstickt würde, sehr nahe, und in manchen Beziehungen spürt man noch heute an ihm die Einwirkung jenes Conventionalen, Uthergebrachten, obwohl er kaum erst das Jünglingsalter hinter sich hatte, als er auf den rumänischen Thron berufen wurde und somit seine ganzen Mammesjahre in einem jungen Lande verlebte, wo bis zum heutigen Tage jede Individualität reichlich, ja, überreichlich Raum und Zeit, sich zu entfalten, findet! — Vielleicht war es aber auch wieder sein Glück, unter den eigenthümlichen Umständen, die sein späteres Leben bestimmten, daß das Conventionalle ihn nicht nur wie eine leicht zu durchlöchernde Wand umgab, sondern ihn bis in sein Fühlen beherrschte, und daß die eigene, stark ausgeprägte Natur erst sehr spät zum Durchbruch, noch später zum deutlichen Bewußtsein dieser Eigenart kam . . .

Bis heute noch sind die Grundsätze der hergebrachten Moral ihm unumstößliche, ewige Gesetze; Ausnahmen zu Gunsten des Individuums erkennt er nicht an, und von einem Recht der Leidenschaft dürfte man ihm ebenso wenig reden, wie von der Unfreiheit des menschlichen Willens. Die Philosophen galten ihm lange Zeit als Antichristen, die ganze Philosophie als ein gefährliches Product ungezügelter Geister, und da er an nichts gern rührt, was er nicht von Grund aus bereits kennt und versteht, ging er jedem philosophischen Problem aus dem Wege.

Diese Macht des Conventionalen neben einer alles durchbringenden klaren Intelligenz und dem absoluten Fehlen jeden Kasten-Vorurtheils ist aber nicht nur auf Standes- und Erziehungseinflüsse zurückzuführen, sondern sie birgt ihre tiefste und festeste Wurzel im Charakter des Königs selbst: Ein außerordentlicher Mangel an Selbstvertrauen ist der letzte Grund der kühlen Gemessenheit, der vollendeten Correctheit dieses hochbegabten Mannes. Weil seine eigenen Auffassungen und Empfindungen schon in zarter Jugend von strenger Hand zurückgedrängt wurden, begann er an deren Berechtigung zu zweifeln und baute nun um sich die feste, ihn stets sichernde Mauer der Conventionalität. Außergewöhnlich zart und empfindlich organisirt — darin der echte Sohn seiner Mutter — zog er es vor, sich überhaupt nicht mehr zu geben, statt sich der Gefahr auszusetzen, in seinem Fühlen gekränkt zu werden; auch fürchtete er stets, daß jede Blöße, die er sich gäbe, nicht ihm, sondern der Sache, die er zu vertreten hatte, dem monarchischen Princip schaden müßte.

So ging er durch das Leben, wie er überzeugt war, daß ein Fürst gehen soll! Seine Grundsätze standen in ihm fest, und stets hat er gehandelt, wie er nach ihnen glaubte handeln zu sollen! — Sein staatsmännisches Genie gab ihm den Impuls niemals direct, sondern immer controllirt und geläutert durch das Medium zäher, langsamer Ueberlegung. Nie hat er dem tosenden Strom des heißen Wollens, der in vielfältigen Formen und Farben aus dem unbekanntem dunklen Innern hervorbricht, sich überlassen: Irren und fehlen, wieder gutmachen und bessern wollen, sich selbst belachen und beweinen — das Alles hat er eingedämmt an seinem Urquell! Er hat den Stein des gebändigten, zielbewußten Willens darauf gewälzt und sich gelobt: Ich will das Instinctive, Unreflectirte in mir ertöden, ich will nur werden, was ich sein soll! . . .

Stets imponirte ihm nur die auf sicherer Spur vorausschreitende Kraft, der in den langen Rehrbahnen kalten Denkens abgekühlte mächtige, durch nichts zu brechende Vorsatz. Schon als Jüngling ließ er selten nur seiner ursprünglich raschen, waghalsigen Natur die Zügel schießen. — Gerade sie war es jedoch, die ihn trieb, dem Ruf des Rumänenvolkes zu folgen: vom ersten Augenblicke an, als noch alle Welt dagegen stand, erklärte er laut: Ich bin entschlossen! Ich nehme die Fürstentkrone an! . . .

Ganz hatte er damals wohl nicht ermesen können, welche furchtbare Verantwortung er damit auf seine Schultern lud. Es war sein Thatendrang, dem er folgte; ihn verlangte nach einem Wirkungskreise, wo er die Fähigkeiten entwickeln konnte, die er in sich ahnte und deren Brachliegen ihn quälte und unzufrieden machte.

Das Offiziersleben in Berlin war ihm zur Last geworden; mit welcher Liebe er auch am Soldatenstande hing, ihn beengte dies Dasein als Prinz und Lieutenant: In dem dunklen Bewußtsein, daß sein Beruf auf anderem Gebiete läge, streckte er tastend seine Fühler aus; aber vergebens. — Als sein Vater, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, preussischer Ministerpräsident war (1858—61) hatte der damals noch nicht zwanzigjährige Prinz den ersten Einblick in das politische Leben seines Heimatlandes gewonnen; der Fürst selbst hatte ihn, seinen zweiten Sohn mit dem ernststen Gesicht und den klaren, vorurtheilslosen Augen, zu seinem Vertrauten gemacht und den jungen Mann dadurch früh einen Blick hinter die Coulißen der kleinen und großen Politik thun lassen. Die eigene glückliche Natur behütete aber den Prinzen Karl vor jener herben Menschenverachtung, die leicht denjenigen befällt, welcher in zu frühem Alter die Rehrseiten alles dessen sieht, was sich den Anschein des Großen und Echten giebt; er verstand es, über das Accidentelle wegzuschauen und das Wesentliche im Auge zu behalten.

Schon damals, vor dem dänischen und dem böhmischen Kriege, war er wie sein Vater, ein glühender Anhänger der deutschen Einheitsidee: Ein einziges Vaterland unter Preußens Führung, Aufgeben aller großdeutschen

Chimären, das war sein nationales Glaubensbekenntniß! Leider stimmte schlecht damit die unmittelbare Gegenwart. — In dem Preußen und Berlin von damals war und blieb dem jungen Prinzen das verknöcherte Junkerthum, das er bei Hofe allüberall traf, auf das Höchste zuwider. Sein Wesen war ein zu schlichtes, echtes, fast könnte man sagen, trotz seiner halbfranzösischen Abkunft, zu deutsches, um diese hohle Annahmung, dies Pochen auf veraltete, leere Formen ertragen zu können; er war zu vornehm, um nicht Einfachheit und Natürlichkeit für das Höchste zu halten, zu solide und gesund, um nicht vor Allem den Kern der Dinge zu schätzen. — Daß in Prinz Karl dieser gute Sinn zur Ausbildung kam, dazu hat zwar sicherlich die höchst gewissenhafte Erziehung, die ihm zu Theil geworden, das Ihre beigetragen, allein das Beste that doch die eigene Natur, das Angeborene und von den Eltern Ererbte. Die Liebe, welche den Fürsten von Hohenzollern an seine Gemahlin kettete, die wohlthuende Art, in welcher die Charaktereigenschaften Beider einander ergänzten, kamen ihren Kindern zu gute, die sämmtlich im höchsten Sinne normale Menschen wurden, körperlich und geistig gesund und auf's Beste gewappnet für den Kampf des Lebens.

Fürst Karl Anton lebt in der Geschichte des deutschen Volkes als ein freidenkender, edler Mann, der freiwillig seine Prärogative der deutschen Einheit zum Opfer brachte; im Herzen seiner Kinder lebt er vor Allem als das ideale Vorbild eines Vaters, der trotz der strengsten Familiendisziplin von seinen Kindern nur geliebt und verehrt, nie gefürchtet wurde, und der seinen erwachsenen Söhnen der beste Freund und Berather war.

Die Fürstin war eine deutsche Mutter: mild und weich, immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge, immer bangend, sowie sie ferne von ihnen war, immer Gnade vor Recht ergehen lassend, sobald eines ihrer Kinder sich in etwas verfehlt hatte! Von tiefster Frömmigkeit und doch nie frömmelnd, wirkte sie durch ihre Selbstlosigkeit überall Liebe und Verehrung; ihrem Gatten ordnete sie sich unter und schaute in frauenhafter Hingebung zu ihm auf, während er fast väterlich sie zu schützen und behüten suchte. — Die große Achtung, welche König Karl dem weiblichen Geschlechte als dem zarter gearteten entgegenbringt, entspringt seiner unbedingten Bewunderung für seine Mutter: die ganze Poesie seines Herzens spricht sich aus in seiner schwärmerischen Liebe zu ihr, der mädchenhaften Matrone, die unberührt durch das Leben gegangen zu sein scheint, die an den Tiefen des Seins vorübergeglitten ist, ohne sie zu bemerken, und die in ihren weißen Haaren mit derselben graziosen Schüchternheit die Menschen rührt und bezaubert, wie sie es als junge Frauentröpfe in blonden Locken gethan.

Für ihren ganz besonderen Liebling galt immer ihr Sohn Karl, lange ehe sie stolz sein konnte auf seine Krönung, die er sich mit dem Lorbeerkrantz von den Schlachtfeldern Bulgariens heimgeholt — sie betrachtete diese Krone vielleicht mit ebenso viel mütterlichem Weh wie Stolz: „Der Lorbeerkrantz ist, wo er dir erscheint, Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.“

und früher als Andere sah sie auf des Sohnes geliebtem Antlitze die Spuren, die das Leiden eingegraben . . . .

Es ist nicht meine Absicht, hier auf die moderne rumänische Geschichte einzugehen, ich will nur ein Bild der Persönlichkeit des Mannes entwerfen, welcher durch sein Eingreifen während der letzten 25 Jahre einen so bedeutenden Antheil an der politischen Entwicklung unseres Erdtheils gehabt hat; die Ereignisse seines Lebens sind mir lediglich die Illustration zu seiner Individualität, und nur insofern werde ich sie hier nicht ganz übergehen können. Denn der bedeutende Mensch trägt wohl zu den mannigfaltigsten, ja entgegengesetzten Charaktereigenschaften die Keime in sich, und vielleicht ist eben diese geistige Vielfältigkeit das bezeichnende Merkmal höherer Organisation; aber da es dann an den Lebensumständen — und an der eigenen Zucht — liegt, welche der Keime verkümmern, welche es bis zur Blüthe bringen, und welche endlich auch Früchte zeitigen, so muß eine Charakterzeichnung immerhin auf diesen äußeren Anzeichen der inneren Entwicklung basiren.

Dreimal im Laufe seiner Regierung hat König Karl Stürme zu überwinden gehabt, die eben nur er in seiner Eigenheit siegreich überstehen konnte, und bei denen er vor sich und vor aller Welt bewies, daß er wirklich war, was man bis dahin nur in ihm hatte vermuthen können. Von diesen Stürmen war der nachfolgende jedesmal schwerer als der vorhergegangene. Hätte König Karl sich nicht durch die Krisis des Jahres 1871 durchgerungen, so würde er sein Reich aus den Schrecken des Krieges von 1877 wohl nicht gestärkt errettet haben, und hätte ihm die stählende Erfahrung dieser zwei schicksalsvollen Entscheidungen gefehlt, so hätte er vielleicht nicht die Höhe des Charakters erklommen, die es ihm ermöglichte, die Brandung von 1891, die schwerste seines Lebens, ungefährdet zu durchschiffen.

Als Prinz Karl von Hohenzollern im Frühling 1866 nach Rumänien kam — bekanntlich hatten die rumänischen Staatslenker vor der Fürstenthwahl sich an den Kaiser Napoleon, den mächtigen Protector der Donaufürstenthümer, gewandt, und dieser hatte ihnen seinen Auserwählten, dem er sehr zugethan war und dessen Befähigung er schon früh erkannt hatte, als Fürsten empfohlen — fand er ein desorganisiertes Land vor. Eine zu freisinnige, der bisherigen Entwicklung des Landes in keiner Weise entsprechende Constitution hatte alle Begriffe verwirrt und Elemente an die Oberfläche getrieben, die für das helle Licht des Tages noch nicht gereift waren. Parteihader und die Gewohnheit unaufhörlichen Wechfels, Widerwillen gegen jedes allmähliche Aufbauen, Jagen nach äußerem Glanz, nach dem Schein der Cultur ohne ihr Wesen\*), dazu Gehässigkeit der mächtigen Nachbarstaaten ließen den jungen Fürsten in den ersten Jahren schon zu einem selbstständigen, sich nur auf sich selbst verlassenden Staatsmann erstarken

---

\*) I. Majorescu giebt in seiner Kritik: „Gegen die Richtung der neueren rumänischen Cultur“ (Bukarest 1874) ein packendes Bild jener Strömungen.

und bildeten in ihm jene mit seiner sonstigen Mührigkeit fast unvereinbare, unglaubliche Geduld aus, wie sie meist nur contemplativen Naturen eigen ist. — Contemplativ aber ist er nie geartet gewesen, er hätte sonst auch kein Politiker werden können; ihm ist die That das Höchste auf Erden! — Da nun diese Entwicklung, welche seinem instinctiven Genie durch den Gang seines Lebens aufgebrängt wurde, ihm in der großen Politik nur die reiflich erwogene, wohl ermessene That gestattete, und da sein rastlos beharrlicher Thätigkeitsdrang sich nur zu oft in das Gewand jener zuwartenden Geduld kleiden mußte, entschädigte sich dafür in Gebieten, wo er sich ungehemmt und selbstständiger bewegen durfte, sein heißes Blut mit einer ewig vorwärtstreibenden Thätigkeit: Er schuf sich ein Heer, und nachdem er die Topographie seines Landes studirt, wie kein Rumäne, nachdem er, als unermüdlicher Reiter, jeden Winkel desselben wieder und wieder besucht, jedes Flußthal, jede Gebirgslandschaft wiederholt durchstreift hatte, baute er mit der größten Energie und dem schönsten Erfolge Wege und Straßen und tracirte Eisenbahnen, welche dem Lande einen ungeahnten materiellen Aufschwung brachten. Und überall, wo es zu helfen galt, wenn Mißwachs und Dürre oder die Heuschreckenplage ganze Districte mit Hungersnoth bedrohten, wenn Feuersbrünste und Hochwasser ganze Ortschaften und Städte verwüsteten, dann zeigte der junge Fürst die Thatkraft, die in seinem Charakter lag, er verließ sich auf keines seiner dafür bestellten Organe, sondern eilte selbst hin, traf die richtigen Anordnungen und überwachte deren Ausführung. Was ihn aber noch höher denn als den unermüdlich besorgten, schneidigen Regenten stellt, was ihm auch menschlich die Bewunderung und Liebe Aller sichern mußte, das ist seine nie erlahmende Herzensgüte! Er gab und giebt mit vollen Händen, gab gewiß auch oft, wo seine Mildthätigkeit gemißbraucht ward, und verwandte auf Liebeswerke nicht nur einen großen Theil seiner damals noch knappen Civilliste, sondern scheute sich nicht, für solche Zwecke seine Mittel selbst beträchtlich zu überschreiten und sich in Schulden zu stürzen; noch heute verwendet er ein Fünftel seiner reicheren Einkünfte zur Linderung all der Noth, die sich dem Landesvater noch weit aufdringlicher offenbart, als dem Privatmanne! — Und einem solchen Fürsten hat man sich nicht entblödet den Vorwurf des Geizes zu machen! Bloß weil er die Linke nicht wissen läßt, was die Rechte thut, und weil er persönlich äußerst bedürfnislos ist, um desto mehr für sein Volk und sein Land zu thun! . .

In seiner bedächtigen Weise, Menschen und Dingen gegenüber den eigenen Standpunkt zu gewinnen, ließ er sich durch nichts die innere Stetigkeit beeinflussen. Viele hofften und glaubten, Einfluß auf ihn zu erlangen, ihn in andere Bahnen drängen zu können; die ruhige Freundlichkeit, mit der er stets jedem Rathgeber sein Ohr leihet, hat so Manchen dazu verführt, zu meinen, er habe Eindruck gemacht. Eindruck in gewissem Sinne macht ja ein Jeder; keines Mannes Anschauung, auch des Geringsten nicht, verwirft er unbedacht; als constitutioneller Herrscher erforscht er die Urtheile

der Menge, aber jede Entschliebung faßt er nur mit sich allein. Ihn charakterisirt Festhalten ohne Starrsinn, Beständigkeit ohne Eigensinn und zwar in einer ganz speciellen, individuellen Art, die nie ohne Grazie ist. Denn weit entfernt, trotzig auf den einmal geäußerten Willen zu pochen, läßt er vielmehr die feinste Form gerade da walten, wo er sein eigenes Ich gegen ein fremdes zur Geltung bringen muß. Und dieses eigene Ich hat bei ihm nur die eine Geltung: es soll identisch sein mit dem Staatsinteresse! Niemand ist im Uebrigen gleichgiltiger gegen seine Persönlichkeit; daher auch bei großer Gefühlsempfindlichkeit absolute Unempfindlichkeit für die herbsten politischen Angriffe, nie und Keinem trägt er etwas nach, trotz eines bewunderungswürdigen Gedächtnisses. Das bewies er zuerst im Frühling 1871, wo nach fünfjähriger Regierung, nach unermüdlichem Kampfe für das Wohl seines Volkes, sich eine so heftige Opposition gegen ihn, den deutschen Prinzen in dem romanischen, mit allen Sympathien an Frankreich hängenden Lande erhoben hatte, daß ein Jeder erwartete, er werde dem undankbaren Volke den Rücken kehren. Hatte doch selbst Graf Bismarck ihm zwei Jahre vorher gerathen: „Wenn Euer Hoheit aber nicht die Macht in Händen zu haben glauben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn von so hohem Hause wie Euer Hoheit bewegen könnte, eine undankbare Aufgabe weiterzuführen!“

Geschwanzt hat König Karl damals, und der Entschluß, sich frei zu machen, wäre ihm nicht zu verdenken gewesen, eine weniger unpersönliche Natur hätte den Lockungen der Heimat nicht widerstanden. Seine junge leidenschaftliche Gemahlin und unbewußt auch sein Töchterlein drängten ihn, den so für das intimste häusliche Glück beanlagten Mann, hinfort den öffentlichen Leben zu entsagen und ganz sich selbst und ihnen zu leben; aber die Idee der ihm von Gott durch Volkessstimme übertragenen Pflicht war das Stärkste in ihm, und durch diese Idee wurde er stärker als alle Schwierigkeiten und überwand sie.

Nicht bloße Hartnäckigkeit und Energie war es hier, sondern die höchste fittliche That, die der Selbstentäußerung, die ihn über die Wogen der Zeit forttrug. — Im Kriegsjahre 1877 mußte er sich dann als den Fürsten der schnellen, muthigen That erweisen. „Morgen gehe ich mit dem Heer über die Donau!“ lautete sein kurzer Befehl, als aus dem russischen Hauptquartier vor Plewna die Depeschen anlangten, welche ihn um Hilfe anriefen. Manche wagten Einwände, doch jetzt war er Soldat und nicht mehr Staatsmann, es galt nur das Vorwärts!

Als er dann mit seinem im Kampfe nie erprobten, erst vor einem Jahrzehnt geschaffenen Heere auf die öden, ausgezogenen, selbst in Friedenszeiten keine Hülfquellen bietenden Gefilde Bulgariens zog, auf denen schon Tausende der stolzen russischen Truppen in nutzlosem Ringen ihren Tod gefunden, — was



ihn da bewegte, das hat er Niemand anvertraut. Und als, seinem Rathe entgegen, ein neuer nutzloser Angriff gegen Plewna gemacht wurde, in denen seine Rumänen mit größtem Heldennuthe sich bewährten, den einzigen Erfolg des Tages davonzutragen, da durchleuchtete wohl ein stolzes Glück seine bangen Sorgen, er wußte jetzt, daß er recht gehandelt, als er über die Donau ging. Aber der Winter kam, und welch' Winter! In den Laufgräben von Plewna erstarrten seine Leute; die gewaltigen Schneemassen auf dem weglosen Lande drohten die Zufuhr abzuschneiden — König Karl allein trug alle Verantwortung! — Er theilte das Leben seiner Soldaten. Wie gut, daß er nie auf persönliche Bequemlichkeit gesehen und sich abgehärtet hatte gegen die Unbill der Bitterung! Nur mit seinem Mantel zugedeckt lag er im Zelt, durch das der Wind so stark wehte, daß man einen Holzstuhl über sein Feldbett stülpte, damit der Mantel nicht davonsflog. — —

Plewna fiel, und wenn auch russische Undankbarkeit der rumänischen Hilfe lohnte, so hatte König Karl seinem Lande doch die Unabhängigkeit errungen, und keine diplomatischen Spitzfindigkeiten und Mörgeleien konnten dem neuerverweckten Selbstbewußtsein eines jungen Volks, das sich auf dem Schlachtfelde bewährt, den Lorbeer rauben. Ein frischer Zug von Freudigkeit ging durch die Nation, die Erinnerungen alter heldenhafter Kämpfe waren neu belebt worden, und das junge Königreich machte ungeahnte Fortschritte, trotz der ewig wieder aufflackernden Parteikämpfe.

Da, nach 25 jähriger Regierung, brach von Neuem eine Katastrophe über den König herein, welcher er zu erliegen glaubte, angetastet in seinen heiligsten Gefühlen!

Der Welt bot diese schwere Krisis sich dar als ein von der Königin befürwortetes unstandesgemäßes Heirathsproject für den Thronfolger (des Königs Neffen); — was für ein Attentat gegen des hohen Herrn Land, Thron und Leben sich aber dahinter verbarg, kam erst ganz enthüllt werden, wenn die Jahre darüber fortgezogen sein werden! . . . Alle staatsmännische Klugheit, alle Energie seines Willens hätte den König nicht stark genug gemacht, diesen Sturm zu bewältigen: es brauchte dazu der Mannes-Hoheit und -Größe, welche schweigend Unrecht erleiden kann, wenn es gilt, eines Andern Schuld zu tragen und eine große Sache zu retten! — Diese Sache das Werk seines Lebens, die Zukunft seines Volkes ist gerettet. Was es den König gekostet, und daß er nicht nur mit dem Blute seiner Krieger vor Plewna das rothe Gold seiner Krone gewonnen, daß das eigene Herzblut daran klebt, wird vielleicht die Nachwelt dereinst ahnen.





## Vom alten „Jungen Deutschland“.

Von

**Laura Marholm.**

Berlin-Friedrichshagen.

I.



Es war an vielen Sonntagnachmittagen, als ich vierzehn bis fünfzehn Jahre alt war. Man war satt von Suppe und Braten, von denen es in den heißen Stuben nachduftete, der Geruch von starkem Kaffee machte sich auch schon bemerklich, die Alten saßen schläfrig umher, und die Onkel wandten den Vorschlägen der gelangweilten Tanten, anspannen zu lassen und eine Ausfahrt zu Glühwein und Tanz zu machen, das taube Ohr zu. Statt dessen wurden die grünen Tische aufgeschlagen und zwei Spiele Karten und zwei Stücke Kreide feierlich und auffordernd auf jeden niedergelegt. Die Vettern, halbwüchsige Tolpatsche, hockten in einer Ecke und pläpten zuweilen blödsinnig aus. Und ich hockte auch in einer Ecke, aber nicht bei ihnen, da mir das Männliche an sich damals noch kein Interesse einflößte. Mein Eckitz war im Schlafzimmer auf Onkels eisernem Geldkasten. Dort saß ich, weltlich weltabgewandt, und verschlang Gutzkow. Die romantische Tante, die in der Leihbibliothek abonniert war, die einzige in der ganzen Familie, die las, hatte einen ästhetischen Instinct für schöne Kleider und beunruhigende Bücher, und so war Gutzkow unter die Philister gerathen. Tantes damalige Lectüre glaubten Mutter und Vater, in diesem Punkt einig, im Interesse meiner sittlichen Entwicklung mir verbieten zu müssen; es war daher immer ein unsicheres und daher doppelt spannendes Vergnügen, Gutzkow zu verschlingen; es hatte nicht soviel zu bedeuten, daß ich ausgescholten werden konnte, aber es bedeutete einen unerträglichen, anwidernden Sonntag, wenn mir das Buch weggenommen wurde. So verschlang ich auf der eisernen und eisigen Geldkiste „Die Ritter vom Geist“ und den „Zauberer von Rom“, immer mit

einem Ohr hinausorchend, ob nicht Jemand auf der Entdeckungsreise nach mir war, hastig und angestrengt concentrirt den Inhalt in mich auffaugend, und so kam es, daß Gupkow einer meiner stärksten Erinnerungseindrücke wurde. Nur Hans Hopfens Novellen brannten sich einige Jahre später — unter ganz anderen Umständen — gleich stark in mich ein, sodas ich noch immer Bilder, Landschaftsstimmungen, innere Vorgänge in denselben wie etwas persönlich durch mich selbst in der Außen- und Innenwelt Erlebtes empfinde.

Was ist das? Woher diese unvergeßliche Wirkung einzelner Bücher auf einzelne Individualitäten, eine Wirkung, die nichts mit Vernunft-erklärungen zu thun hat, eine Wirkung, die weit über den Gedankenkreis und das Denkvermögen der noch ganz verkapselten grünen Individualität hinausgeht, die auf einem völlig anderen Gebiet als dem des objectiven Verstehens liegt? Und woher giebt es Büchereindrücke oder vielmehr Persönlichkeitsindrücke von Verfassern, die lange schlafen, die ganz vergessen und verschwunden zu sein scheinen und, wenn sie wiedererwachen, in uns schwingen, dumpf und bekennend, wie unser sich auf sich selber besinnendes Ich, oder uns in so deutlichen überscharfen Einzelheiten vor Augen stehen, wie eine persönlich erlebte Erkenntniß? Ist es die unerkannte Spannfähigkeit, sind es die unentdeckten Länder des eigenen Ichs, die sich damals zum ersten Mal beim Namen rufen hörten und sich umdrehen in ihrem Schlummer? Liegt auf diesem Gebiet vielleicht etwas von den geheimen Beziehungen, in denen eine Epoche einer anderen vorlebt? Eine kleine Zahl von Hopfens Büchern betrachte ich jetzt noch als den einzigen Anlauf zu einem frischen, unmittelbaren Naturalismus in Deutschland, einem Naturalismus, der nicht Schule und Absicht, sondern Natur, die intensive Art des Sehens ist. Und in jenen selben Büchern war Hopfen auch, was keiner unserer jüngsten Naturalisten ist, ein wirklicher, freier und schöpferischer Versteher des Geschlechtslebens. War es gerade dies — die doctrinlose Erkenntniß des Weibes, dieses Grundneue, was den seiner selbst noch ganz unbewußten weiblichen Geist in mir wackelpfte? War es der warme, lebendige Lichtstrahl, der in das hineinfiel, was später mein eigenes Leben ausmachen sollte? war es die erste, rasch wieder von außen verwirrte und verdunkelte Bekanntschaft mit der eigenen Veranlagung auf der Stelle, wo sie productiv war und Zukunft in sich trug? Für mich ist Hopfen in jenen Büchern ein Anfang von etwas Neuem geblieben, mehr Anfang als unser jüngstes Deutschland, denn was für eine neue Erkenntniß giebt uns diese so junge Kunst über das innere Wesen des Menschen? Wo leuchtet sie hinein in die Wellenschläge des Unbewußten? Was giebt sie uns über das Geheimleben der Geschlechtlichkeit; alles, was sie allenfalls thut, ist es zu isoliren; aber es ist das am allerwenigsten Isolirte in uns; es ist in allen unseren Handlungen, Anschauungen, Begriffen, Beziehungen, es prägt den ganzen Menschen freilich nicht so plump und äußerlich wie die militärische Dienst-

zeit ihm ihren Stempel aufdrückt. Was machen wir mit allen Fragen und allen Misdren, den socialen und pädagogischen und theosophischen und antisemitischen, so lange wir blind und stumpf sind für die große Fundamentalfrage aller Fragen, der Frage nach dem weder theologisch noch ethisch, noch socialistisch, weder materialistisch noch spiritualistisch sich einschachteln lassenden Menschen? Das, was sich vom Menschen nach außen krepelt, ist nicht die Aufgabe der großen Dichtung, nicht daß Peter sich nur von Kartoffeln nährt und daß Paul sich nicht ehelich verbinden will, sind die großen Probleme, das sind volkswirtschaftliche und praktische Fragen; sondern wie Peter und Paul in ihrem unbewußten Leben sind, welchen Antrieben ihr Wesen gehorcht, worin das Centrale in ihnen, der physiologische Bau, der ihre Handlungs-, Gefühls- und Denkweise bedingt, der in seiner Millionenmannigfaltigkeit das ganze menschliche Leben mit allen seinen Ausßerungsformen bedingt, der, selbst fortwährend in Umwandlung, alle Umwandlungen und Revolutionen hervorbringt, worin der besteht, das ist die Aufgabe der echten Dichtung, es zu offenbaren.

Es giebt Bücher, an die die Erinnerung eine Gedächtnißsache ist, andere, an die sie nur eine Schwingung ist. Ersteres ist das Gewöhnlichere, und weder der Leser noch das Buch nimmt Schaden, wenn sie die Bekanntheit erneuern. Letzteres gehört zu dem Zartesten und Verletzlichsten, was es im Reich der Empfindungen giebt. Ich weiß nicht, ob es Anderen so geht, das wird wohl sehr verschieden sein, aber jedesmal, wenn ich ein Buch, das stark, ich könnte sagen mystisch, in meiner Erinnerung nachvibriert, wieder vornahm, um es durchzulesen, dann war es mit Allem aus. Es wurde nicht mehr in mir lebendig, es fügte sich nicht mehr zum Ganzen, Alles fiel aus einander, das Beraltete, Ungeschickte, Docirende trat hervor, man sah die Theile alle einzeln und deutlich, unorganisch, das Band fehlte, das Leben war weg. Und als ich das wußte, da verließ ich mich auf mein Gedächtniß, auf mein Gedächtniß der Schwingungen, nicht der Thatfachen; dies Gedächtniß, das so wählerisch war, vergaß, was allgemeinen Ruhm besaß und behielt, was mißachtet oder verkehrt wurde.

Auch Guxfow's Name hatte ich seit zwanzig Jahren kaum anders als mit Geringschätzung und Tadel nennen hören; er war mir ein Wollender für eine Zeit, die sich brüstete, vollbracht zu haben, und dabei einen Gewissenswurm hatte. Da erschien vor einigen Monaten „Das junge Deutschland“ von Dr. Johannes Bröhl mit seinem reichen Quellenmaterial und seiner darstellerischen Durchsichtigkeit. Und während ich es las, wachten die alten Schwingungen aus den „Rittern vom Geist“ und dem „Zauberer von Rom“ wieder in mir auf und das, was in mir lebendig wurde, und das, was in der feinfühligsten Darstellung von Bröhl lebendig war — das war ein und derselbe Guxfow.

Es versuchte mich stark, wieder den ganzen Guxfow zu lesen — aber zugleich wurde mir, als öffnete ich damit ein Grab und holte ein Todten-

geripp an's Tageslicht — derselbe Grund, weshalb so viele dicke literaturgeschichtliche Bücher so todt sind. So verließ ich mich auf die Schwingung in mir, auf das, was von ihm in einem anderen Organismus lebendig geworden war.

Aus den „Nittern vom Geist“ erinnere ich mich nicht an einen einzigen Vorgang, an keinen Namen, keine einzelne Persönlichkeit. Es ist nur ein Bogen, eine starke zitternde, angespannte Bewegung, eine leidenschaftliche, übertriebene, franke Rhetorik, aus der wie aus einem unruhigen Meer einzelne menschliche Köpfe auftauchen, Köpfe von Schwimmern in's Ungewisse, nervöse, müde Gesichter ohne Natürlichkeit; und dann verschwinden die Gesichter wieder, und es rauscht ein Wasserfall voll geistreicher, posirender Beredtsamkeit herab und fließt aus in einem großen Meer, und aus demselben steigt es feucht auf, ein Nebel, der bald Alles einhüllt, ein grenzen- und bodenloser Scepticismus. Die Begeisterung ist heiß, aber der Athem dieser Flamme ist kalt.

Das war mein erster, undeutlich-deutlicher Eindruck, wie er sich in meiner Erinnerung erhalten hat. Mein zweiter war bestimmter. Es sind die Gestalten von Klingsohr, von Bonaventura, dem späteren Papst, von dem orthopädischen Edelfräulein, von der deutsch-demimondlichen Schulmeister-tochter, die den Faden durch das Niesenwerk „der Zauberer von Rom“ bildet. An diesen Menschen und vielen anderen in Guskow's großer Production ist das Eigenthümliche und Neue, das Vorausweisende, das Nervenleben. Es wird mir schwer, mich über etwas so ganz Schwebendes, mit den ungeschickten Worten unserer nur allzu plump gegenständlichen Sprache kaum Fassbares, verständlich zu machen und auszudrücken, worin für mich eben das Neue, Nichtfrüherdagewesene in dem nervösen Leben, das Guskow aus sich in seine Gestalten übergehen läßt, besteht. Es liegt erstens in einer anderen Sinnlichkeit, als man sie bis dahin empfunden, als man sie z. B. in Goethe oder sogar in Heine antrifft. Goethe ist nicht frivol, aber er ist vergeßlich, wie das achtzehnte Jahrhundert mit seinen robusteren Nerven in der Erotik vergeßlich war; man liebte und man starb bis in's neunzehnte Jahrhundert auf dieselbe Weise, mit Anstand, ohne nervöse Zuckungen, elegant, mit unverzerrter Oberfläche. Hundert verzärtelter Marquisen, die Blüthe der damaligen Verfeinerung, starben mit der leichtsinnigen Heiterkeit des guten Tons unter der Guillotine. Und den guten Ton in den äußersten Angelegenheiten bewahren ist doch nur robuste Natur. Und wie man starb, so liebte man. Die Liebe war ein schmückendes Bedürfniß. Einen Schmuck kann man ablegen.

Aber bei Guskow wird die Liebe ein seelischer Nothschrei, die Karte, auf die die zitternden Nerven Alles setzen, die große Hauptforderung an's Leben, die doch der Mensch, der sie stellt, nicht einzutreiben vermag. Warum? Weil er Nervenmensch ist.

Bei Heine finden wir auch noch nichts davon. Heine als Person scheint deutlich ein Defadencetypus gewesen zu sein, aber Heine als Dichter ist in der Erotik nicht einmal nervös. Er ist Frivolität und Sentimen-

talität rein abgezogen, ganz achtzehnter Jahrhundert-Ausgang — Voltaire und Rousseau zusammen, die Beziehung der Geschlechter in ihrer Oberflächlichkeit.

Bei Gutzkow ist das anders. Da klingt nicht mehr reinlich die einzelne Saite; da vibriert in dem centralen Gefühl der ganze Mensch in seiner Unzahl dissonirender Stränge.

Für mich hatte Gutzkow unter allen Dichtern jener und der späteren Epochen etwas vom Allermodernsten, für mich ist er, den unser jüngstes Deutschland so vielfältig fortsetzt, in seinem Gefühl moderner als unsere Modernsten. Was will das sagen, daß er in seinem Raisonnement, in seinem Vortrag veraltet ist? Er fühlte in den Schwingungen, und er schilderte die Schwingungen, in denen sich jetzt, gegen den Schluß dieses Jahrhunderts, das innere Leben des begabteren Menschen in Frankreich, Holland, Skandinavien, Deutschland, Oesterreich, immer allgemeiner und deutlicher wahrnehmbar äußert.

Man nennt dies Jahrhundert das Zeitalter der Nervosität, man wird das nächste Jahrhundert mit noch ganz anderem Recht so nennen können. Was man aber in der officiellen Sprache der uniformirten Mannestüchtigkeit damit meint, das ist ballhornisch. Es handelt sich dabei nicht um Hysterie und Nervenschwäche, denen mit einer Sonnenverfinsternung von marschirenden Bajonnetten zu begegnen ist, Hysterie und Nervenschwäche hat in Zeiten der kriegerischen und erwerblichen Anstrengung immer gewuchert, der Höhegrad derselben ist immer ein Gradmesser dafür gewesen, wieviel da faul ist im Staate Dänemark. Nein, was unser Zeitalter charakterisirt, das ist die Verfeinerung der Nerven, ihre größere und mannigfaltigere Empfänglichkeit für Reize, die Dünnhäutigkeit der Seele und des Körpers und durch alles zusammen eine unendlich erhöhte Empfindlichkeit für Schmerz, Unlust und alle niedererschlagenden, die Lebensenergie herabstimmenden Eindrücke. Und Hand in Hand damit und dadurch bedingt geht eine Ungläubigkeit an die Freude, an die Dauerhaftigkeit des Glücks, ein Sichzurückziehen von den die Lebensenergie erhöhenden Bedingungen, kurzum eine größere Verpersönlichung und dementsprechend auch eine größere Verleßlichkeit des Menschen. Und über Allem ruht wie ein dünner feuchter Schnupfen-Nebel ein Skepticismus ohne Grenzen und ohne Boden. Dieser Skepticismus macht diese so unendlich der Wärme und Zärtlichkeit bedürftigen, diese liebeskrank angelegten Menschen kalt und spröde und das Leben zu einer Kette von Mißverständnissen.

Ob Gutzkow ein großer Dichter war, das wüßte ich nicht zu sagen; ich glaube, er war es so wenig, wie Frankreichs feinsten gegenwärtiger Dichter, Paul Bourget es ist. Und so wenig wie Paul Bourget hatte er in dem, was er Nichtkritisches schrieb, einen sicheren Geschmack. Aber was er mit diesem vielseitigsten und gelehrtesten der modernen Franzosen — mit dem man ihn merkwürdigerweise in sehr Vielem vergleichen kann — theilte, das war die sichere, scharfsinnige Beobachtung, der Instinct für den

arrière fonds der Seele, das weltverbesserisch priesterliche Pathos und, in höherem Grade als Lektierer, der errathende Blick für die psychophysiologischen Geheimnisse, der später, nach der Aufrichtung des deutschen Militärstaates so gründlich verloren gegangen, und wo er auftauchte, uniformierungsfroh verfeßert worden ist.

Und darin dünkt mich, liegt hauptsächlich die Modernität Guskows, die noch immer der Zukunft angehört. Unsere jüngsten Deutschen erwachsen im Zeichen des Socialismus, sehen den Menschen recht und schlecht für ein sociales Product an: sociale Frage + Erblichkeit. Das ist klar und deutlich, nur allzu anorganisch klar und deutlich. Für Guskow, der sich über diese Dinge bewußt den Kopf schwerlich sehr zerbrach, war der Mensch etwas mehr und etwas weniger einfach. Worauf das beruhte? Auf der Gährung einer Zeit, die geistig intensiver als die unsere gährte, die eine größere Anzahl verfeinerter Typen als die unsere nach oben schleuderte, in der er sich ganz anders heißlebend als unsere Jüngstdeutschen herumtummelte und aus der der empfindliche Spiegel seiner Seele die ausgeprägtesten Typen freizüglerisch auffing. So entstand die Galerie männlicher und weiblicher Uebergangs- und Zwischenformen, die bei Guskow so überrascht. Fast alle seine Menschen haben einen physiologischen Untergrund, der deutlich und tief angeschaut ist. Da ist die merkwürdige Begründung der Keuschheit des jungen Papstes in spe, da ist das orthopädische adelige Fräulein, da ist Klingsohrs Zerrüttung, da ist ein Gewimmel von Dekadencetypen, da ist überall ein Hervorarbeiten des seelisch und körperlich Individuellen an den Menschen, die er schildert, das sonst zu allen Zeiten, nicht am wenigsten gerade jetzt, sehr selten ist. Guskow ist ein Pfadfinder der psychologischen Analyse. Wie moderner als modern, wie ganz aus der Gegenwart in dem Problem ist nicht eins seiner ersten Werke, Wallu, von dem Johannes Pröfk eins der meisterhaftesten Referate gegeben hat, die geschrieben werden können.

## II.

Es sind im Jahre 1891/92 zwei große Werke über „Das junge Deutschland“ erschienen. Georg Brandes ist der Verfasser des einen, Johannes Pröfk der des anderen. Georg Brandes hat mit dem seinen, dem sechsten Band seiner Hauptströmungen, diese seine umfangreichste literarische Leistung wahrscheinlich definitiv abgeschlossen. Er ist der Demagog unter den Literaturhistorikern, und wie in den früheren Bänden hat er auch in diesem in erster Reihe revoltiren wollen. In seinem „jungen Deutschland“ ist er der Mann mit den Idealen von 48, der noch immer jugendliche Läufer mit der Fahne. So etwas wirkt wirklich begeisternd auf die Jugend, besonders wenn es gut und amüßant vorgetragen wird; und wer Gelegenheit gehabt hat, Brandes dänisch vortragen zu hören, ist auch von ihm hingerissen worden. Gedruckt und deutsch vorliegend aber ist dies aus

Vorträgen entstandene Buch doch wesentlich ein Buch für die Dänen. Das heißt ein Buch für eine fremde Nation, der die Literatur von 1830—1848 kein intimes inneres Erlebnis ist, die nicht Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der Männer ist, die ihre Träger waren, die nicht die Umwandlungen erlitten und erlebt hat, die allein genügend sind, jene Dichter und das deutsche Volk in eins zu schweißen, ob auch jene von der Generation nach 1870 vergessen sind und dieses sich dieses Einsseins nur sehr dunkel bewußt ist. Von jenen Männern ist nur einer europäisch berühmt und sind nur zwei kosmopolitisch interessant geworden: Heine und Börne, weil sie sich geistig epatriirten und in dem Paris der Revolutionen niederließen. Dadurch wurde Heine im doppelten Sinn, was er ist: nächst Goethe der gefeiertste deutsche Dichter im Auslande; durch seine Pariser Verbindungen wurde er früh und dauernd in dem Centralpunkt des Ruhmes bekannt, und durch seine Abwesenheit von Deutschland erhielt er die Distance, die ihn zu dem überlegensten Geist und Spötter unter seinen Zeitgenossen machte. Heines Wiß war echter als seine Empfindung, doch wird er jetzt bei Franzosen und Skandinaven am meisten wegen letzterer geschätzt, denn das seine Ohr für die Unterscheidung des echten und falschen Klanges in der Sprache haben überhaupt nur die Wenigsten und unter diesen fast ausschließlich die allein, die dieselbe Muttersprache mit dem Dichter reden.

Brandes' Buch ist auch darin ein Buch für Ausländer, daß er Börne und Heine die Hälfte des Raumes einnehmen läßt. Heine war der einzige Name, bei dem sich seine Zuhörer etwas dachten und von dem sie etwas gelesen hatten, und Börne, von dem überhaupt Niemand mehr, weder im In- noch Auslande, etwas gelesen hat, secundirt ja ein für allemal Heine als das dringend erforderliche tief-sittlich-überzeugungsvolle Gegenstück.

Brandes' „Junges Deutschland“ ist, wie Alles, was er schreibt, ein unterhaltendes Buch voll nöthiger und unnöthiger Anekdoten, die den Eindruck machen sollen, als wären sie Psychologie, ein Buch voller Beweglichkeit, Doppelsinn und Freiheitspathos. Es ist dasselbe Pathos, das durch die gesammten Hauptströmungen geht und nothwendigerweise, je größere Zeiträume sich zwischen 48 und den Zeitpunkt der Abfassung legen, desto abstracter wird. Auch darin ist es ein Buch für Ausländer, denn der acht- undvierziger Bürgerliberalismus mit seinen politischen Errungenschaften hat in Mitteleuropa ganz anders als im Norden geistig abgewirthschaftet, und die Erbschaft des „Jungen Deutschlands“ ist längst von anderen staatsfeindlicheren Gruppen und Bewegungen angetreten worden. In dem im „Jungen Deutschland“ deutlich hervortretenden Bestreben, zugleich ein vorsichtiges und ein kühnes Buch zu schreiben, hat Brandes sich leider zwischen zwei Stühle gesetzt; die Freiheitsideale von 48 mit Begeisterung zu verfechten, kommt uns doch jetzt ziemlich antiquirt vor, wenn diese Ideale in den bereits verrollten Hauptströmungen, nicht in den immer stärker schwellenden Unterströmungen geschildert werden.



Man merkt es dem Buch an, daß Brandes — dessen große Wirkungen wir ja aus früheren Werken kennen — von dem Lande, in dem es spielt, abwesend ist und weder dessen lebendigen Pulsschlag fühlen, noch die Quellen benutzen konnte. Ueber diese nothgedrungenen Mängel hätte eine sehr feine und tiefe psychologische Divination hinweghelfen können, wie die Franzosen, wie Taine und Bourget sie haben, aber auf diesem Gebiet arbeitet Brandes allzusehr anekdotisch und mit der Oberfläche.

Etwa ein Jahr nach dem Brandes'schen „Jungen Deutschland“ erschien „Das junge Deutschland, ein Buch deutscher Geistesgeschichte“ von Johannes Brölk. Es ist ein Werk, an äußerem Umfang weit mehr als doppelt so groß als das erstere, und in gleichem Verhältniß steht es zu jenem an Werth. Das beruht zum Theil auf dem außerordentlichen Quellenreichtum, der Brölk zu Gebote stand, es beruht aber auch auf der Darstellungsweise. Es ist kein Buch, das seinen Verfasser spiegelt, sondern ein Buch, das ganz von dem Bestreben ausgeht, seinen Inhalt durchsichtig zu machen. Brölk hat ein ungeheures und höchst werthvolles Material klar, schlicht, mit Ehrfurcht vor seinem Gegenstand, mit sicherem Geschmack und feinem Gefühl für die organischen Zusammenhänge ineinandergearbeitet. Ueberall an dem stillen, zurückhaltenden Vortrag merkt man die innere Wärme und den discreten Tact, der halb gewollt, halb Natur ist. Es ist ein sehr deutsches Buch in Technik und Darstellung, und dadurch steht es in starkem Gegensatz zu Brandes' französischer Schulung. Aber das ist kein Mangel. Denn eben dadurch wirkt der Stoff so unmittelbar, und statt uns psychologische Analysen zu bieten, in denen doch die Franzosen und besonders die jüngeren unerreichbar sind, läßt Brölk die Menschen und Verhältnisse uns ganz aus erster Hand in ihren Briefen und Programmschriften entgegentreten und vermittelt uns dadurch den ganz individuellen und allgemeinen Duft der Persönlichkeiten und der Zeit.

Auch das ist ein Vorzug dieses Buches, daß dem Leser nicht vorge-dacht, oder ihm der Kopf gedreht wird, wohin er sehen soll. Der Verfasser hält sich zurück und läßt fast immer den Leser sich selbst ein Urtheil bilden. Das ist immer die anregendste Lectüre. Man kann der Suggestionen, die Einem von allen Seiten in den Kopf gedrückt werden sollen, so satt werden, daß man oft gar kein Buch mehr anrühren mag. An diesem kann man sich erholen.

Und nun sieht man es in diesem Buch überall keimen und aufschließen, werden und welken, die ganze neue Vegetation des Wesens unserer Tage. Und mehr als das. Ueberall sprießen dünne schwache Schößlinge hinüber in's zwanzigste Jahrhundert und offenbaren die Anfänge des Seelen- und Nervenlebens einer kommenden Zeit. Gegen diese Wachstums-Neppigkeit sieht das gegenwärtige Geistesleben Deutschlands fast wie eine Wüste aus. Welch' eine Energie, Unersticktheit, Schöpferlust, Welch' eine Fülle von

Problemen in der Seele der jungen Schriftsteller. Welch' eine Begeisterung um sie herum mitten in allem brutalen Druck. Was für Dichter! aber auch was für Verleger! Gutzkow spielt die verlegerischen Möglichkeiten nur so gegen einander aus. Wie stolz und Grenzen ziehend sind seine Briefe an Cotta. Und wie ehren Cotta seine Briefe. Man sollte aus der Gegenwart einmal ein Päckchen Verlegerbriefe des Vergleiches wegen daneben legen! Wie weit sind Cottas Gesichtspunkte, wie fein ist sein Verständnis des Wesens der dichterischen Productivität, wie nobel sind seine Angebote. Wie ist das jetzt Alles ganz anders! Man sollte einmal eine Parallele schreiben zwischen dem „jungen“ und dem „jüngsten“ Deutschland!

Was unser jüngstes Deutschland vor Allem ist, das ist: es ist nervös. Und was ihm fehlt, das sind die weiten Perspektiven, die großen Gesichtspunkte, der strömende Reichthum der inneren Erlebnisse. Sie sind alle so jung, die jungen Herrn, und sie sind doch alle so unjung. Die Dichtergeneration nach den großen Kriegen mit Frankreich am Anfange des Jahrhunderts war so stark und konnte soviel ertragen, die Dichtergeneration nach dem großen Kriege von 1870 ist wie eine überspannte Saite. Damals war das Leben so schwer. Jetzt wird es so schwer ertragen!

Und doch ist die Nervosität des sogenannten *fin de siècle* schon in Gutzkow, in Dingelstedt zc. Es sind schon dieselben nach Baumwolle, weichen Kissen und wohlbesetzten Tischen verlangenden Nerven. Schon damals verkürzte sich der Dichter mit allen Mitteln die Zeit der Entbehrungen. Und der rasche Ruhm wurde bei Weitem weniger wegen der Ehre als um der Vortheile willen erjagt. Aber anders als in früheren Zeiten ist schon damals das Genußverlangen so groß, wie die Genußfähigkeit klein ist. Keiner kann sich mehr dem Augenblick hingeben; es ist ein ewiges Vorwärts- und Rückwärtsblicken, ein stetes Sicherinnern und Sichsehnen. Ich möchte eine Beobachtung aussprechen, die sich mir immer wieder aufdrängt, von der ich aber nicht weiß, worauf sie sich gründet. Es ist ein geheimer Zusammenhang vorhanden zwischen Architektur und Hingabe an den Augenblick; in den Zeiten, wo man nicht genießen kann, kann man auch nicht bauen. Mit dem ancien régime verfiel der letzte organisch gewordene, einheitliche Baustil, verfiel die letzte künstlerische Empfindung des Lebens; seitdem haben wir nur Flickwerk in der Architektur, nur Griesgrämigkeit im Dasein. Mit dem Militarismus und den Siegen von 1866 und 1870 ist dem Deutschen ein strammes Rückgrat unter Verlust seiner feinsten und besten jeelischen Schwingungen aneigert worden, aber diese Straffheit ist nicht echt. Es giebt nicht nur keine Spartaner mehr, man kann sie auch nicht künstlich herstellen. Das Kennzeichen früherer Zeiten war: die Menschen waren zugleich umgänglicher, als sie jetzt sind, und innerlich isolirter. Es war, wie Paul Bourget von den Gemälden der Cinquecentisten bemerkt: sie waren da beisammen in prächtigen Kleidern, junge, blühende Männer bei frohen Gelagen oder festlichen Aufzügen, aber Jeder hatte einen Ausdruck in Ge-

sicht und Haltung, als wisse er von keinem Nebenmanne und als seien gar keine Beziehungen zwischen den Personen.

In dem Maße aber wie die Dichtung, also auch die Menschen im Allgemeinen, individualisirt worden sind, sind die Beziehungen erschwerter und freudloser, ist das Bedürfnis nach Hingabe und Empfangen innerlicher, dringender, wacher geworden. Der moderne Mensch langweilt sich in der Geselligkeit, mit der er sich die Dede seines Daseins ausfüllen läßt, aber er schmachtet nach dem intimen Verschmelzen mit dem einzelnen Wesen, von dem er sich gefühlt weiß. Gutzkow ist voll von solchen Zügen. Wie nüchtern wirken jetzt nicht Schillers Heirathsorgen, wie einfach machte nicht Goethe seine Liebchaften ab, wie oberflächlich ist nicht noch Heine in seinem Schmachten. Was sind dagegen nicht unsere jungen Vertreter des Naturalismus und der freien Liebe für zärtliche, skrupulöse Ehemänner. Und was that und opferte nicht Gutzkow Alles — er, der Autor der Wally — für die Ehe mit jener Rosalie, die Brölß so fein und anschaulich in ihren Briefen hervortreten läßt. Es sind längst nicht mehr die zweiunddreißig Schönheiten, die dem Mann das Weib begehrenswerth und unentbehrlich machen, es ist ihre Fähigkeit, ihn zu verstehen, zu fühlen, es ist ihre persönlich gewordene, ihrer selbst bewußte Liebe, die für sein innerstes und sein äußeres Leben Alles bedeuten. Eine so verfeinerte, vermannigfaltigte Beziehung der Geschlechter, diese Verinnerlichung der Liebe, deren erste Trägerin Charlotte Stieglitz war, die in dem Grade bewußt, durchreflectirt, gewollt in dem Mann ihrer Liebe aufging, daß sie sich auslöschte, um ihn mit sich zu protenziren, diese Mystik und Freiheit der Verinnerlichung, wo hätten wir sie früher gesehen? Sie kam erst mit dem verfeinerten Nervenleben, mit einem jener scheinbaren Sprünge, die in der Entwicklung der Menschheit immer über die großen inneren Umwälzungen hinwegtragen. Das Intervall von einem solchen Sprung zu einem andern pflegt man dann nachträglich eine Epoche zu nennen. Wie ganz achtzehntes Jahrhundert ist nicht gegen Charlotte Stieglitz mit ihrer verinnerlichten Hingabe an einen Mann die berühmte Rabel mit ihrem denkenden Verstand und ihren gleich warmen Freundschaftsbeziehungen zu hundert einander ganz entgegengesetzten unvereinbaren Menschen und Ideenträgern, mit ihrem Herzen als Salon.

Ich muß wohl ein Ende machen, sonst würde dies treffliche Buch, in dem nicht über merkwürdige Menschen geschrieben wird, sondern in dem sie sich selbst hinschreiben durften, mich verführen, noch auf Unzähliges, wozu es anregt, zu kommen. Es enthält zugleich ein Stück Zeitgeschichte und ein Stück Persönlichkeitsgeschichte, denen beiden mit gleicher Gründlichkeit aus dem Schutt der Vergangenheit hervorgeholfen ist. Nur auf das Wally-Referat möchte ich noch einmal zurückkommen. Brandes fertigt Gutzkows Wally als ein „kindisches Buch“ ab, „in dem mit einem leider höchst plumpen, unreifen Troß gegen die herkömmlichen Anschauungen in der

Geschlechtsmoral herausgerückt wird.“ Brölß nimmt das ganze Buch in sich auf, um ein Referat davon geben zu können, das in der Genauigkeit und dem Verständniß, mit dem es alle inneren Hauptmomente spiegelt, musterhaft und Bourget'sch feinfühlig ist. Wally ist in den Seelenschwingungen eine ungesprochene Sprache, die erst viel später Worte finden sollte, die aber durchsichtig, wie ein Körper unter dem Wasserspiegel, unter den romanhaften und schwülstigen Neußerlichkeiten lag. Brölß hat in seinem Referat die Neußerlichkeiten behandelt als das, was sie sind, und dadurch sehen wir den Körper unter dem Wasserspiegel doppelt deutlich. Und diese Gestalt unter dem Wasserspiegel ist die psychische Gestalt unserer Zeitgenossen von 1890. Darin besteht der psychologische Werth der „Wally“.

Noch ein Verdienst möchte ich an Brölß' Buch erwähnen. Seine Darstellung ist überall Theilnahme, nirgends Liebe oder Haß. Aber in der Art, wie er das Material über Gukfow ordnet und ihn hervortreten läßt, hebt er seine Persönlichkeit heraus aus der Verkleinerung, die ihr so lange widerfahren ist.





# Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers?

Eine culturgeschichtliche Betrachtung.

Von

Richard Garbe.

— Königsberg. —

**I**n jedem Staatswesen muß die Herrschaft einer einzelnen Volksklasse zu einer größeren oder geringeren Uebervorthellung der andern Stände führen; unter allen einseitig ausgebildeten Regierungsformen aber ist die Priesterherrschaft die schlechteste; denn der Priesterstand opfert rücksichtsloser als die übrigen Klassen das Wohl des Volkes der Befriedigung seiner Standesinteressen auf. Das hat uns die Weltgeschichte zur Genüge gelehrt, aber vielleicht nirgends deutlicher, als in dem Lande, in welchem das Priesterthum zu einer Machtstellung gelangt ist, wie sie von ihm auf Erden nicht wieder erreicht ist — in Indien.

Schon in den frühesten Zeiten des indischen Alterthums, die wir aus den Liedern des Rigveda erschließen, treten uns Priester entgegen, welche den Anspruch erheben durften, die Opfer in einer den Göttern ganz besonders wohlgefälligen Weise darzubringen und welche um dieser Fähigkeit willen zu Ehren, Reichthum und Einfluß gelangten. In diese älteste Periode der indischen Geschichte hinein lassen sich gleichfalls die Anfänge der indischen Kastenbildung verfolgen, die im Wesentlichen ein Product priesterlicher Selbstsucht ist und bis auf den heutigen Tag wie ein Alp auf dem indischen Volke lastet. Die Consolidirung des Priesterstandes zu einer geschlossenen bevorrechtigten Gemeinschaft jedoch erfolgte ebenso wie die eigentliche Ausbildung des Kastenwesens erst in der Zeit, die durch die zweite Periode der altindischen Literatur repräsentirt wird, d. h. durch die Tadschur-Veden oder die Veden der Opferprüche und durch die Literaturgattungen der Brahmanas und Sutras, welche beide das Opferceremoniell darstellen, die ersteren mit, die letzteren ohne theologische Erklärung. Diese Werke enthalten das Material, durch das uns die Entstehung der indischen Hierarchie

und der Kastenordnung anschaulich vor Augen geführt wird; freilich muß man oft dabei zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Der beste Kenner dieser umfangreichen Literatur, Professor H. Weber in Berlin, hat in dem zehnten Bande der von ihm herausgegebenen Indischen Studien seine auf diesen Gegenstand bezüglichen und im Folgenden von mir benutzten Sammlungen in einem höchst dankenswerthen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel „Collectanea über die Kastenverhältnisse in den Brahmana und Sutra“.

Mit wahrhaft verblüffender Offenheit erheben die Brahmanen in diesen Werken ihre Ansprüche. An zahlreichen Stellen erklären sie sich — um das Gravirendste gleich zu Anfang zu erwähnen — für auf Erden wandelnde leibhaftige Götter. „Es giebt zwei Arten von Göttern“, heißt es: „die eigentlichen Götter und die gelehrten Brahmanen, welche den Veda herjagen“; „der Brahmane stellt alle Gottheiten dar“, ja, „er ist der Gott der Götter“, — wohl ein einzig in seiner Art dastehender Fall, daß geistliche Anmaßung sich zu solchen Ansprüchen verstiegen hat. Befremden kann es uns hiernach nicht mehr, daß die Brahmanen als irdische Götter sich hoch über das Königthum und den Adel erhaben dünkten; eher dürfte es überraschend erscheinen, daß die Könige und Krieger den Brahmanen den ersten Rang im Staatswesen eingeräumt haben. Thatsächlich aber haben sie es gethan und es ohne Einschränkung thun müssen. Aus dunklen Sagen des großen indischen Epos können wir entnehmen, daß um den Vorrang blutige Kämpfe geführt sind, in denen der Adel unterlag; diese epischen Sagen sind somit für uns eine wichtige Ergänzung der Quellen, mit denen wir uns eben beschäftigen.

Wenn dieser Kampf, den die Brahmanen vernuthlich das eigentliche Volk für sich haben auskämpfen lassen, daher abgeleitet wird, daß die Krieger den Priestern die Schätze geraubt, die diese sich durch die Vollziehung der Opfer erworben — das Nähere ist in Lassen's Indischer Alterthumskunde, zweite Auflage, I. 711 zu finden, — so ist dieser Zug der Sage von so hoher Wahrscheinlichkeit, daß wir ihn kaum für erfunden halten dürfen, zumal wenn wir die gleich näher zu beleuchtenden Verhältnisse jener Zeit in Betracht ziehen. Es wäre das also wohl in der Weltgeschichte der erste Versuch einer Säkularisation, der den damaligen Machthabern schlecht genug bekommen ist.

Eine hierarchische Concentration haben die Brahmanen ebenso wenig wie geistliche Rangstufen begründet, auch persönlich an der Staatsverwaltung nur insoweit Antheil haben wollen, als der König verpflichtet war, einen Brahmanen als Purohita, als Hauspriester anzustellen, der als solcher zugleich das Amt des ersten Ministers bekleidete. Wenn sie es trotzdem vortrefflich verstanden haben, den Adel und das ganze Volk in ihrem Bann zu halten, so galt ihnen als Hauptmittel dazu das höhere Wissen, dessen sie sich rühmten, vor allen Dingen die Opferkunst; denn mit dem Opfer war,

wenn es richtig vollzogen wurde, in jenen Zeiten von den Göttern die Erfüllung aller Wünsche zu erzwingen. Für ein kunstgerecht dargebrachtes Opfer, das Wochen, Monate, ja Jahre in Anspruch nehmen konnte, verlangten die Brahmanen natürlich anständige Bezahlung. Zehntausend Rinder sind als Opferlohn für eine bestimmte Ceremonie vorgegeschrieben, für eine andere hunderttausend, und ein jüngerer Rituallehrer fordert gar für dieselbe Handlung zweihundertundvierzigtausend. Und doch ist damit noch nicht der Gipfel der priesterlichen Habgier erreicht, die in diesen Texten — um einen treffenden Ausdruck Professor Weber's zu gebrauchen — wahre Orgien feiert. Wenn man sich durch die endlose Beschreibung einer Ceremonie hindurchgearbeitet hat kann, man am Schluß die Bemerkung lesen, daß das ganze Opfer keinen Erfolg hat, wenn nicht der Opferlohn zur Befriedigung der Priester gezahlt wird. Und „damit nicht etwa — um modern zu reden — durch die Concurrnz der Preis gedrückt, der Markt verschlechtert werde, war es Regel, daß Niemand einen von einem andern zurückgewiesenen Opferlohn annehmen durfte“ (Weber, S. 54 der oben citirten Abhandlung.)

Das für uns so ermüdende und öde Opferritual — das einzige literarische Erzeugniß dieser geistesarmen Jahrhunderte vor dem Erwachen der philosophischen Speculation — hat gerade deshalb für uns so hohe culturhistorische Bedeutung, weil es uns die moralische Verworfenheit der Brahmanen im klarsten Lichte zeigt. Bis zu welchem Grade sexuelle Ausschweifungen üblich gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß während einer für ganz besonders heilig erachteten Ceremonie dem Priester als besondere Observanz auferlegt ist, den Ehebruch mit der Frau eines Andern zu vermeiden! Wer aber nicht im Stande ist, solche Enthaltbarkeit während der Dauer der heiligen Handlung zu üben, entschüht sich von aller Schuld durch eine Opfergabe aus geronnener Milch an Baruna und Mitra!

Ein lehrreiches Seitenstück zu dieser Nachsicht, welche die Brahmanen gegen ihre eigenen Schwächen übten, liefern die zahlreichen Stellen in den Ritualwerken, an denen dem fungirenden Priester ganz harmlos beschrieben wird, wie er beim Opfer zu verfahren habe, wenn er dem Manne, der ihn anstellt und reich bezahlt, diesen oder jenen Schaden zufügen will; in welcher Weise er von der vorgeschriebenen Technik abweichen soll, wenn er seinen Brotherrn seines Gesichts, seines Gehörs, seiner Kinder, seines Besitzthums oder seiner Macht berauben will! Das Vertrauen, welches man sich unter diesen Umständen einander entgegenbrachte, wird denn auch vortrefflich durch eine Ceremonie illustriert, deren Einführung vor dem Beginn eines Opfers man allmählich für nothwendig erachtete, eine feierliche Schwurhandlung nämlich, bei der sich die Opferpriester und der Opferveranstalter gegenseitig verpflichteten, einander während der Dauer der heiligen Handlung keinen wissentlichen Schaden zuzufügen. Nach diesen Proben werden uns die sonderbaren Rechtsbegriffe nicht mehr überraschen, welche die Brahmanen

in dieser Zeit zum Ausdruck gebracht haben. „Anderer Todtschlag als die Tödtung eines Brahmanen ist kein wirklicher Todtschlag“, und „ein Schiedsrichter hat stets dem Brahmanen, nicht seinem Gegner, der kein Brahmane ist, Recht zu geben“; solche und ähnliche Dinge sind in den Ritualtexten mit anerkenntnenswerther Unverfrorenheit ausgesprochen.

Daß auch die gleichzeitig entwickelte Kastenordnung hauptsächlich dazu diene, Macht und Einfluß der Priester zu stärken, liegt auf der Hand; denn wenn in dem Gemeinwesen die einzelnen Stände scharf von einander geschieden sind, so gelingt es dem Priester am leichtesten, je nach Bedarf den einen Factor gegen den andern auszuspielen. Auf die Brahmanen folgten als zweite Kaste die Kschatrijas (wörtlich die Herrschenden, d. h. Könige, Adel, Krieger), als dritte die Waischjas (das eigentliche Volk, Ackerbauer, Handel- und Gewerbetreibende), während die unterworfenen nicht-arische Urbevölkerung des Landes als Schudra oder Knechte, ohne Antheil an bürgerlichen und religiösen Rechten, ihre göttliche Bestimmung erfüllen mußten, den arischen Kasten und namentlich den Brahmanen zu dienen. „Der Schudra ist der Andern Diener, nach Belieben hinauszuerwerfen und zu tödten“; das ist die humane Anschauung, die von den Brahmanen der eingeseffenen Bevölkerung gegenüber zur Geltung gebracht wurde.

Mit einer solchen Ordnung der Dinge, wie sie uns in den altindischen Ritualtexten entgegentritt, hätte der Priesterstand sich füglich begnügen können. Die Brahmanen haben es nicht gethan; sie haben unverdrossen weiter gearbeitet, um sich neue Vortheile zu verschaffen und um die starren ständischen Unterschiede bis zu den grauenhaftesten Consequenzen zu verschärfen. Das Resultat liegt uns in geschlossener Form in dem berühmten Gesezbuch des Manu vor, das wir noch nicht im Stande sind, genau zu datiren, das aber etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung entstanden sein muß. Die Zustände, die ich im Folgenden kurz skizziren will, haben sich also in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten entwickelt. Wenn nun auch mancherlei unter den Bestimmungen des genannten Gesezbuches gewiß nur brahmanisch Theorie geblieben sein wird, ohne sich in die Praxis einzusetzen, so bleibe doch noch genug übrig, um die gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit in einem höchst unerfreulichen Lichte erscheinen zu lassen; und weit werden dieselben in Wirklichkeit nicht hinter dem priesterlichen Ideal zurückgeblieben sein. Köppen hat in dem einleitenden Capitel seines Werkes über den Buddhismus die socialen Verhältnisse, die Manus Gesezbuch uns erkennen läßt, scharf, aber gerecht beurtheilt, nur mit einem Irrthum, der durch die damalige Ueberschätzung des Alters dieses Gesezbuches bedingt war; Köppen verlegt nämlich die Entwicklung, um die es sich hier handelt, in die vorbuddhistische Zeit, während dieselbe in der That erst nach Buddha vor sich gegangen ist. Auch L. v. Schröder bietet in seinem Werke „Indiens Literatur und Kultur“ in der neunundzwanzigsten Vorlesung eine geschichte Gruppierung des hierher gehörigen Materials.



Daß im Laufe der Jahrhunderte der Anspruch der Brahmanen auf göttliche Würde nicht geringer geworden war, lehren uns verschiedene Stellen des Gesetzbuches: „Die Brahmanen sind zu jeder Zeit zu verehren; denn sie sind die höchste Gottheit,“ ja, „schon durch seine Abstammung ist der Brahmane eine Gottheit selbst für die Götter.“

Von größerem praktischen Werthe als diese Anerkennung werden die zahlreichen Bevorzugungen vor dem Gesetz für die Brahmanen gewesen sein. Sie waren unter allen Umständen steuerfrei, „selbst wenn der König dabei verhungern sollte.“ Auch für die schwersten Verbrechen durften sie nicht hingerichtet, geächtet oder durch Confiscirung des Vermögens bestraft werden, während das Strafgesetz für die anderen Kasten und insbesondere für die Schudras ein recht hartes war. Die Strafen steigerten sich proportional, je niedriger die Kaste des Schuldigen war, und ebenso erhöhten sich die Bußen für Beleidigungen im Verhältniß zu der Höhe der Kaste des Beleidigten. Der Geldverleiher durfte von einem Brahmanen (monatlich) zwei, von einem Kschatrija drei, von einem Waischja vier und von einem Schudra fünf Procent Zinsen nehmen. Und so zeigt sich in allen Bestimmungen, wie gut die Brahmanen es verstanden haben, ihren Vortheil zu wahren. Der Schudra war ihnen gegenüber nach unserem Gesetzbuch vollständig rechtlos. „Der Brahmane darf ihn ganz als seinen Sklaven betrachten und ist daher auch befugt, ihm sein Eigenthum wegzunehmen; denn der Besitz des Sklaven gehört seinem Herrn. — Der Schudra soll, auch wenn er dazu in der Lage ist, keine Reichthümer erwerben; denn dies beleidigt den Brahmanen!“ (s. Schröder S. 421).

Alle diese Dinge aber sind verhältnißmäßig harmlos den Satzungen gegenüber, durch welche die Brahmanen zahllose menschliche Wesen zu dem elendesten Leben verurtheilten, Menschen, die keine andere Schuld auf sich geladen, als daß ihre Abstammung nicht dem priesterlichen Schema entsprach. In früherer Zeit war es den Angehörigen der drei arischen Kasten erlaubt gewesen, wenn sie als erste Frau ein Mädchen der gleichen Kaste geheirathet, daneben noch Frauen aus den niederen Kasten zu nehmen; und den Kindern der letzteren hafte es darum kein Makel an: der Sohn eines Brahmanen und einer Waischja- oder gar Schudrafrau war unter diesen Umständen ein Brahmane. Das ist nun nach dem Gesetzbuch des Manu nicht mehr der Fall. Die Kinder von Eltern ungleicher Kaste nehmen weder den Rang des Vaters noch den der Mutter ein, sondern sie bilden eine Mischkaste und finden die Art ihrer Beschäftigung in ganz bestimmter Weise in dem brahmanischen Gesetz vorgeschrieben. Nach dieser Theorie entstand eine große Zahl von Mischkasten, die alle mehr oder weniger verachtet waren. Nun wurde aber die gesellschaftliche Stellung vieler dieser Mischkasten noch durch inen absurden Lehrsatz verschlechtert, der die indische Menschenvelt auf die Stufe von Gras und Kraut herabwürdigte. Guter Same in schlechtem Boden trägt zwar geringere Frucht als in gutem Boden, aber immerhin

ist das Erzeugniß noch ein erträgliches. Der Same des Unkrautes jedoch in gutem Boden bewirkt das Erstarren und Wuchern des Unkrautes. Mit einer Frau aus einer höheren Kaste erzeugt deshalb ein Mann nach brahmanischer Anschauung Kinder, die ihrem Werthe nach tiefer stehen als er selbst. Das niedrigste und verabscheuungswürdigste menschliche Wesen auf Erden ist demnach das Kind eines Schudra und einer Brahmanenfrau. Wenn schon das Los des Schudra ein hartes und trauriges war, so spottet das Glend des unglücklichen, aus solcher Verbindung hervorgegangenen Geschöpfes, des Tschandala, jeder Beschreibung.

„Fern von den Wohnsitzen anderer Menschen soll er hausen, Zeichen an sich tragend, durch die ihn Jeder erkennen und meiden kann; denn die Berührung mit ihm verunreinigt. Nur bei Tage darf er in die Dörfer kommen, damit man ihm ausweichen kann. Er soll nur gemeine Thiere wie Hunde und Esel besitzen, nur aus zerbrochenem Geschirr essen, sich nur in die Gewänder von Todten kleiden u. dgl. Sie sollen Dienste als Henker verrichten, Jedermann soll sie meiden. Es ist Verachtung, Jammer und Glend in höchster Potenz, die der stolze Brahmane über diese Elenden verhängt.“ (s. Schröder S. 423, 424).

Aber dieses, alle Menschenwürde vernichtende Schema des Brahmanen hat naturgemäß noch bei dem Tschandala kein Ende; denn dessen Nachkommenchaft muß, wenn er auch nur eine Schudrafrau sein eigen nennt, wiederum tiefer stehen, als er selbst. Und so sind denn wirklich eine ganze Zahl verabscheuter Mischkaste — oder vielmehr kastenloser Volksschichten — entstanden, eine immer verachteter als die andere und selbst sich gegenseitig wieder verachtend. Die meisten Arten dieser Outcasts sind mit dem Namen indischer Aboriginerstämmen benannt, also mit besonders verachteten Volkstämmen in eine Kategorie geworfen und in der gleichen Weise wie jene jeder Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins beraubt. Mag nun auch dies und jenes über die Entstehung der Mischkaste Gesagte nur ein Ausfluß brahmanischer Systematisirungslucht sein, so ist uns doch das factische Vorhandensein solcher von dem Priesterthum zu thierischem Dasein verdamnter Volksklassen in Indien zur Genüge durch fremde Beobachter bestätigt.

Daß in der Neuzeit die Zerklüftung des Volkes einen rapiden Fortschritt gemacht hat und noch heutzutage macht, der Art, daß jeder einzelne Beruf eine besondere Kaste darstellt, die weder gesellschaftlichen Zusammenhang mit den anderen Ständen hat, noch irgend ein patriotisches Interesse für dieselben fühlt, steht wenigstens mittelbar auch dem Einfluß der Brahmanen zu Buche; denn dieser traurige Zustand ist nur eine Folge und Weiterentwicklung der einstmal von den Brahmanen begründeten socialen Ordnung.

Ich kann es hier nicht als meine Aufgabe betrachten, das Sündenregister der Brahmanen vollständig aufzustellen; ich habe nur so viel anführen wollen, um dem Leser dieser Blätter keinen Zweifel über die Art und Weise

zu lassen, wie der indische Priesterstand für das Glück seines Volkes gesorgt hat. Man wird nun im Allgemeinen geneigt sein, die Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit der Brahmanen zwar streng zu verurtheilen, daneben aber doch mit Bewunderung anzuerkennen, was die Brahmanen an geistiger Arbeit geleistet haben; man wird ihnen viel verzeihen um der tief sinnigen Gedanken willen, mit denen sie ihr Land und die ganze Welt bereichert; ist es doch die „Weisheit des Brahmanen“, die dem Worte Indien einen Klang verliehen hat, der noch heute in den Herzen Aller fort tönt, denen das Ringen um die höchste Wahrheit als die wichtigste Erscheinung in dem Culturleben der Menschheit gilt. Wie nun aber, wenn sich nachweisen läßt, daß die tiefste Weisheit des Brahmanen, die Lehre von dem All-Einen, die selbst auf das Geistesleben unserer Zeit einen unverkennbaren Einfluß ausübt, gar nicht im Kreise der Brahmanen ihren Ursprung genommen hat? Schnell dann die Wage, in der der indische Priesterstand gewogen wird, nicht bedenklich in die Höhe?

Ehe ich auf diese culturhistorisch hochwichtige Frage näher eingehe, muß ich kurz die Zeit charakterisiren, in der uns die Gedanken, von denen ich hier spreche, entgegnetreten.

Jahrhunderte hindurch waren von den Brahmanen unermüdet Opfer auf Opfer erdacht, symbolische Erklärungen auf Erklärungen gehäuft, die nur zu deutlich den Stempel priesterlicher Aberweisheit an sich tragen. Mit einem Male treten höhere Gedanken auf; noch wird zwar das traditionelle Wissen und die Vollziehung der Opfer nicht verworfen, aber der Geist fühlt sich nicht mehr wie früher durch die Mythen des Opferplatzes befriedigt, sondern strebt höheren und edleren Zielen zu. Ein leidenschaftliches Verlangen, das Räthsel der Welt zu verstehen und das eigene Selbst im Verhältnis zum Weltganzen zu begreifen, macht sich geltend und beherrscht die Gemüther. Die Zeit des tiefsten geistigen Niedergangs wird abgelöst von einer hochgeistigen Zeit, die ganz erfüllt ist von der Frage nach dem Ewig-Einen, das hinter den wechselvollen Erscheinungen ruht und das man in der Tiefe des eigenen Wesens wiederfindet. Es ist das Zeitalter der Upanischaden, jener berühmten Werke, die sofort bei ihrem Bekanntwerden in Europa die größten Denker des Abendlandes mit Bewunderung und Begeisterung erfüllten. Ich spreche hier nur von den älteren Upanischaden, die etwa der Zeit vom achten bis zum sechsten Jahrhundert vor Chr. entstammen, nicht von der großen Masse der gleichnamigen, aber nicht gleichwerthigen Schriften — an Zahl sind es weit über zweihundert —, deren Entstehung bis spät in die nachchristliche Zeit hineinreicht. In den älteren Upanischaden hat das Ringen nach der Erkenntniß einen in seiner Art einzigen Ausdruck gefunden; und deshalb muß es mit Freuden begrüßt werden, daß die wichtigsten derselben jetzt in trefflichen genauen Uebersetzungen aus der Feder des berühmten Seniors der Indologen, Otto Böhtlingk's, vorliegen. Wohl begegnen uns in diesen Upanischaden manche Speculationen, über die wir verwundert den Kopf schütteln, aber die Be-

trachtung kehrt immer wieder zurück zu dem Brahman, — der Weltseele, dem Absoluten oder dem Dinge an sich, wie man nun das inhaltsschwere Wort übersetzen mag; und immer gipfelt sie in dem Gedanken, daß der Altman, das innere Selbst des Menschen, nichts anderes ist als das ewige unendliche Brahman. Ein wunderbarer Schwung belebt an solchen Stellen die Sprache der Upanischaden und legt Zeugniß ab von der gehobenen Stimmung, in der die Denker jener Zeit sich bemühten, das große Geheimniß zu verkünden. Immer neue Wendungen, Bilder und Gleichnisse werden gesucht, um das mit Worten nicht zu Beschreibende doch in Worte zu fassen. So heißt es z. B. in der ehrwürdigen Brihadaranjaka Upanischad: „Der in der Erde weilt, aber von der Erde verschieden ist, von dem die Erde nichts weiß, dessen Körper die Erde ist, der die treibende Kraft in der Erde ist, das ist dein Selbst, der innere unsterbliche Lenker.“ Mit den gleichen Worten wird dann dasselbe vom Wasser, Feuer, Aether, Wind, von Sonne, Mond und Sternen, von den Weltgegenden, von Donner und Blitz, von allen Welten, allen Wesen und noch von mancherlei anderen Dingen ausgesagt; und dann schließt das Capitel mit den Worten: „Der ungesehen sieht, ungehört hört, ungedacht denkt, unerkannt erkennt, neben dem es nichts Anderes giebt, das da sieht, hört, denkt, erkennt, das ist Dein Selbst, der innere unsterbliche Lenker. Alles Anderere ist leidvoll.“ Und gleich darauf tritt in dieser berühmten Upanischad eine wissensdurstige Frau auf, Gargi Vatschanavi mit Namen, und fragt den weisen Jadnjavalkja (nach Schröder's Uebersetzung mit einigen Auslassungen): „Was über dem Himmel, was unter der Erde und was zwischen Himmel und Erde befindlich, was da war, was da ist und was da sein wird, worin ist das eingewebt und verwebt (d. h. worin lebt und webt das)?“ Jadnjavalkja antwortet ausweichend oder um das geistige Vermögen der Gargi zu prüfen: „In dem Aether.“ Aber Gargi weiß, daß damit nicht die letzte Erkenntniß erreicht ist und fragt: „Worin aber ist der Aether eingewebt und verwebt?“ Und Jadnjavalkja sprach: „Das, o Gargi, nennen die Brahmanen das Unvergängliche, das weder groß noch klein, weder kurz noch lang, ohne Verbindung, ohne Berührung, ohne Auge, ohne Ohr, ohne Stimme, ohne Athem, ohne Antlitz und ohne Namen ist. In dieses Unvergänglichen Gewalt stehen Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tage und Nächte festgehalten; in dieses Unvergänglichen Gewalt, o Gargi, strömen die einen Flüsse nach Osten, die anderen nach Westen und in welche Himmelsgegend immer es sei. Wer aus dieser Welt scheidet, o Gargi, ohne dieses Unvergängliche erkannt zu haben, der ist beklagenswerth.“

In der Tschandogja Upanischad, einem nicht minder wichtigen Werke, wird dieselbe Weisheit von einem Manne, Namens Udalaka, seinem Sohne Schwetaketu in mannigfachen Gleichnissen gelehrt. Wir finden die Beiden vor einem Njagrodha-Baum stehen, jener Species des Feigenbaums, die immer und immer wieder von ihren Zweigen aus Wurzeln zur Erde senkt, so daß neue Stämme entstehen, bis im Laufe der Zeit der eine Baum einer grünen

vielsäuligen Halle gleich wird, die Hunderten und selbst Tausenden von Menschen Schatten gewähren kann. Und vor einem solchen Baume, dem schönsten Sinnbilde der sich selbst immer wieder verjüngenden Naturkraft, entspinnt sich zwischen Vater und Sohn das folgende Zwiegespräch (am besten übersezt von Deussen, System des Vedanta S. 286):

„Hole mir dort von dem Njagrodha-Baume eine Frucht.“

„Hier ist sie, Ehrwürdiger.“

„Spalte sie.“

„Sie ist gespalten, Ehrwürdiger.“

„Was siehst Du darin?“

„Ich sehe hier, o Ehrwürdiger, ganz kleine Kerne.“

„Spalte einen von ihnen.“

„Er ist gespalten, Ehrwürdiger.“

„Was siehst Du darin?“

„Gar nichts, o Ehrwürdiger.“

Da sprach der Vater: „Das Feine, was Du nicht wahrnimmst, o Theurer, aus diesem Feinen fürwahr ist dieser große Njagrodha-Baum entstanden. Glaube, o Theurer, was dieses Feine ist, dessen Wesens ist dieses Weltall, das ist das (einzig wahrhaft) Reale, das ist die Weltseele, das bist Du, o Schwetaketu.“

Dieser ewige Grund alles Seins, den ein Jeder in sich selbst trägt, das absolute Sein, das zugleich mit dem abstracten Denken identisch ist, war also als die einzige Realität erkannt. Die ganze wandelbare Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt dagegen ist ein Trugbild, ein Blendwerk (Maja), ein Gebilde des Nichtwissens. Man sieht, es ist der consequenteste Monismus, der hier in den Upanishaden gelehrt wird. Ihn zum ersten Male in der Welt verkündet zu haben ist ein Verdienst, das kaum hoch genug angeschlagen werden kann. Ob nun aber den Brahmanen dieses Verdienst gebührt oder ob es ihnen mit Unrecht zugeschrieben wird, das ist die Frage, zu deren Beantwortung diese Zeilen dienen sollen.

Zunächst sei bemerkt, daß im engeren Kreise der Fachmänner, von Weber, Max Müller, Hegnaud, Bhandarkar und anderen schon seit längerer Zeit auf die Spuren hingewiesen ist, welche dafür sprechen, daß ein anderer Factor des indischen Volkslebens für die Entstehung der monistischen Lehre der älteren Upanishaden von maßgebendem Einfluß war. Am deutlichsten finde ich diesen Gedanken ausgesprochen von Deussen in seinem schon vorher erwähnten Werke S. 18, 19: „Zahlreiche Anzeichen weisen darauf hin, daß die eigentliche Pfliegerin dieser Gedanken ursprünglich nicht sowohl die am Ceremoniell erfüllte Priesterkaste, als vielmehr die der Kshatrijas gewesen ist: immer und immer wieder begegnen wir in den Upanishads der Situation, daß der Brahmane den Kshatrija um Belehrung bittet, welche dieser, nach allerlei Betrachtungen über die Ungehörigkeit eines solchen Verfahrens, demselben erteilt.“ Vor das größere gebildete Publikum aber ist, so viel ich

weiß, dieser Gegenstand noch nicht in allgemein-verständlicher Darstellung gebracht worden; und doch verdient er meiner Meinung nach eher, als manches andere, denen, die sich für Indien und indische Culturgeschichte interessieren, bekannt gemacht zu werden.

In dem zweiten Buche der Brihadaranjaka Upanischad, aus der ich oben bereits zwei Proben angeführt habe, findet sich die folgende Erzählung, von welcher eine andere, nur wenig abweichende Version im vierten Buche der Kaushitaki Upanischad enthalten ist:

Der stolze und gelehrte Brahmane Balaki Gargja kommt auf seiner Wanderung zu Abschatašhatru, dem Fürsten von Benares, und sagt zu ihm: „Ich will Dir das Brahman verkünden.“ Der König ist hocherfreut und verspricht ihn reich dafür zu belohnen, mit tausend Rühen. Und nun beginnt der Brahmane seine Weisheit vorzutragen: „Den Geist (d. h. die Kraft) in der Sonne verehere ich als das Brahman“; aber der König unterbricht ihn und sagt, das wisse er wohl, davon solle er mit ihm nicht reden. Da spricht der Brahmane von dem Geiste im Monde, im Blitze, im Aether, im Winde, im Feuer, im Wasser, in den Weltgegenden; aber alles das weiß der König als ihm wohlbekannt zurück. Und auch was Gargja noch weiter vorbringt, ist dem König nichts Neues. Da, heißt es, verstummte der Brahmane. Abschatašhatru aber fragte ihn: „Ist das Alles?“ und Gargja antwortete: „Ja, das ist Alles.“ „Mit diesem Wenigen,“ rief da der König aus, „ist das Brahman nicht erkannt,“ worauf Gargja erklärt, so wolle er denn als Schüler bei dem König in die Lehre treten. Darauf erwidert Abschatašhatru: „Es widerspricht der natürlichen Ordnung, daß ein Brahmane bei einem Krieger in die Lehre tritt und erwartet, daß dieser ihm das Brahman verkünden werde; aber ich will es Dich doch erkennen lehren.“ Da nahm der König den Brahmanen bei der Hand und führte ihn zu einem schlafenden Manne. Der König rief diesen an; doch er erhob sich nicht. Als aber Abschatašhatru ihn mit der Hand berührte, da stand er auf. Nun fragte der König den Brahmanen: „So lange dieser Mann schlief, wo war da sein aus Erkenntniß bestehender Geist, und woher ist er jetzt wiedergekommen?“ Gargja aber wußte nichts darüber zu sagen. Und nun erklärte ihm Abschatašhatru, wie der Geist oder das Selbst des entschlummerten im Traume umherschweift, wie ihm alle Stätten gehören und er nach Belieben bald ein großer König, bald ein großer Brahmane ist; wie es dann aber noch einen höheren, glücklicheren Zustand giebt, wenn man nämlich in traumlosen Tiefschlaf versunken ist und von nichts mehr ein Bewußtsein hat. Das ist der Zustand, in dem das Selbst des Menschen, unberührt von der Welt der Erscheinungen, in seinem wahren Wesen ruht, in dem es keinen Unterschied giebt zwischen dem Atman und dem Brahman.

Vielleicht noch bedeutsamer als diese Erzählung ist eine andere, die sowohl in dem fünften Buche der Tschandogja Upanischad wie im sechsten Buche der Brihadaranjaka Upanischad berichtet wird:

Der junge Brahmane Schwetaketu kommt zu einer Versammlung, und hier fragt ihn der Fürst Pravahana Dschaivali: „Junger Mann, hat Dich Dein Vater unterwiesen?“ — „Ja wohl, Herr!“ — „Weißt Du also,“ fragt der Fürst weiter, „wohin die Geschöpfe von hier gehen, wenn sie abscheiden? Weißt Du, wie sie wieder hierher zurückkehren?“ Und noch drei andere Fragen legt er dem Brahmanenjüngling vor, der beschämt bekennen muß, daß er von allem diesem nichts wisse. Und so kehrt Schwetaketu niedergeschlagen zu seinem Vater zurück, der hier unter dem Namen Gautama auftritt, und macht ihm Vorwürfe: „Obwohl Du mich nicht unterwiesen, hast Du mir doch gesagt, daß Du mich unterwiesen habest. Fünf Fragen hat ein einfacher Fürst an mich gerichtet, und ich habe keine einzige von ihnen zu beantworten vermocht.“ Darauf antwortete der Vater: „Du kennst mich zur Genüge, mein Sohn, um zu wissen, daß ich Dir Alles gesagt habe, was ich weiß. Komm, wir wollen Beide gehen und bei dem Fürsten in die Lehre treten.“ Der Fürst empfängt den alten Brahmanen nun mit allen Ehren und gestattet ihm, sich ein Geschenk zu erbitten. Aber Gautama weist alles irdische Gut zurück, Gold, Kühe und Pferde, Sklavinnen und Gewänder, und verlangt von dem Fürsten die Antwort auf die Fragen, die dieser an seinen Sohn gerichtet: „Ich begeben mich zu dem Verehrten in die Lehre.“ Nachdem Pravahana sich zuerst ablehnend verhalten, läßt er sich doch herbei, den Wunsch des Brahmanen zu erfüllen, und sagt, daß Niemand in allen Welten außer dem Kriegerstande über diese Dinge Aufklärung zu geben wisse. Bezeichnend genug sind auch die folgenden Worte: „Mögest weder Du, o Gautama, noch Deine Vorfäter so an uns gesündigt haben, daß dieses Wissen bis jetzt bei keinem Brahmanen seine Wohnung aufschlug. Dir aber werde ich es mittheilen; denn wer könnte Dich abweisen, der Du in dieser Weise bittest?“ Und nun offenbart der König dem Brahmanen Alles, was er weiß.

Dieselbe Geschichte findet sich auch den Hauptzügen nach im Eingange der Kaušhitaki Upaniſchad, nur daß hier der Fürst einen anderen Namen führt, nämlich Tschitra.

Ich will nur noch, um Spuren von geringerer Bedeutung zu übergehen, kurz aus dem fünften Buche der Tschandogja Upaniſchad den Inhalt des elften und der folgenden Capitel mittheilen, in denen wiederum ein Mann der Kriegerkaste, Aſchvapati, der Fürst der Kekaja, im Besitze der höchsten Weisheit erscheint. Eine Anzahl hochgelehrter Brahmanen, die mit Namen angeführt werden, heißt es hier, stellten die Betrachtung an: „Was ist unser Selbst? Was ist das Brahman?“ und sie beschloſſen zu Uddalaka Aruni zu gehen, von dem sie wußten, daß er zu der Zeit das „überall wohnende Selbst“ erforschte. Dieser aber sagte sich: „Sie werden mich befragen, und ich werde ihnen nicht auf Alles Antwort geben können“, und deshalb forderte er seine Besucher auf, mit ihm zusammen zu Aſchvapati, dem Fürsten der Kekaja zu gehen, um von diesem Belehrung zu erbitten.

Der König nimmt die Ankommenden ehrenvoll auf, ladet sie ein, bei ihm zu verweilen und stellt ihnen ein Geschenk in der Höhe des Opferlohnes in Aussicht. Diese aber sprachen: „Ein Mann soll das mittheilen, womit er sich beschäftigt. Du erforscht eben jetzt das überall wohnende Selbst. Offenbare uns dieses!“ Der König erwiderte: „Morgen früh werde ich darauf antworten.“ Und am nächsten Vormittag fragte er, ohne sie als Schüler aufgenommen zu haben, d. h. ohne die Erfüllung der sonst bei solcher Gelegenheit üblichen Formalitäten, einen nach dem andern: „Als was verehrst Du das Selbst?“ Und die Brahmanen antworten nach der Reihe: „Als den Himmel, als die Sonne, als den Wind, als den Aether, als das Wasser, als die Erde.“ Da macht der König sie darauf aufmerksam, daß sie alle im Irrthum seien, weil sie das überall wohnende Selbst als etwas einzelnes, in der Besonderheit Existirendes ansehen; denn in Wahrheit sei es das Unendliche, zugleich das unendlich Kleine und das unendlich Große.

Die Bedeutung dieser Erzählungen liegt auf der Hand. Ob den einzelnen Berichten wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen oder ob sie nur als der legendarische Niederschlag einer in jener Zeit allgemein verbreiteten Ueberzeugung anzusehen sind, läßt sich nicht entscheiden; aber die Frage nach dem historischen Kern dieser Erzählungen ist auch für uns von gar keiner Bedeutung. Die Thatsache, daß in echt brahmanischen Schriften, in Werken, die in Indien mit Recht als Grundpfeiler des Brahmanenthums gelten, solche Erzählungen enthalten sind, redet zu uns in einer nicht mißzuverstehenden Sprache. Sie zeigt uns, daß die Verfasser der älteren Upanishaden gar nicht auf den Gedanken kamen oder nicht wagen durften, das zu ihrer Zeit noch offenkundige Verhältniß zu verschleiern und die monistische Lehre vom Brahman-Atman für ein Erbtheil ihres Standes auszugeben; vielleicht auch, daß sie die Begründung dieser Lehre noch gar nicht für ein Verdienst von so weittragender Bedeutung erachteten, um daselbe für die Brahmanenkaste in Anspruch zu nehmen. In späterer Zeit ist nun allerdings dieses Wissen zum vollsten Eigenthum der Brahmanen geworden und von ihnen bis auf den heutigen Tag zwei und ein halbes Jahrtausend hindurch gepflegt und entwickelt, so daß es noch jetzt als die orthodoxe Lehre des Brahmanenthums gilt; aber das ändert nichts an der Thatsache, daß es in den Reihen der Kriegerkaste entstanden ist. Der Kriegerkaste gebührt der Ruhm, in richtiger Erkenntniß des gedankenlosen Opferwesens und seiner albernem Symbolik, durch Erschließung einer neuen Ideenwelt den großen Umschwung in dem geistigen Leben Altindiens bewirkt zu haben. Wenn wir sehen, wie die Brahmanen auch noch, nachdem sie die neue Lehre zu der ihrigen gemacht, das ganze Ceremonialwesen — die große Milchkuh der Priesterkaste — weiterpflegen, wie sie diese beiden heterogenen Elemente in unnatürlicher Weise vereinigen, indem sie in ihrem System einen Werktheil als die nothwendige Vorstufe des Erkenntnißtheiles hinstellen, so werden wir nicht fehlgehen mit der Annahme, daß diese Dinge



sich im alten Indien in genau derselben Weise entwickelt haben, wie in der übrigen Welt. Die Aufklärung wird von dem Priesterthum, ihrem geborenen Feinde, so lange bekämpft, bis sie im Volke zu mächtig geworden ist, um nicht mehr mit Erfolg bekämpft werden zu können. Alsdann bekennt sich auch der Priester zu den neuen Gedanken und sucht sie, so gut es geht, mit seinen Wahngelbilden in Einklang zu bringen.

Die bisher behandelten Ideen, welche die indische Weisheit im ausgezeichneten Sinne des Wortes darstellen, sind keineswegs das Einzige, was der indische Kriegerstand für das Denken und die Religion seines Volkes geleistet hat. Der bekannteste aller Indier, der edle Gautama aus Kapilavastu, der gegen 500 vor Chr. den Buddhismus gegründet, war gleichfalls ein Kschatrija — nach der späteren Tradition, die uns früher allein bekannt war, ein Königssohn, nach den älteren, uns jetzt hauptsächlich durch Oldenbergs verdienstvolle Arbeiten erschlossenen Quellen der Sohn eines reichen Grundbesitzers. Buddha „der Erleuchtete“ — nennen wir ihn unter diesem in der ganzen Welt bekannten Ehrennamen — bekämpfte auf das Entschiedenste das ganze Opferwesen und alle Vorurtheile des Brahmanenthums. Die Ceremonien und das priesterliche Wissen waren ihm Lug und Trug, die Kastenordnung nichtig; denn er lehrte, daß das höchste Gut dem Niedrigsten ebenso erreichbar sei, als dem Brahmanen und dem König, daß ein Jeder ohne Unterschied der Geburt die erlösende Erkenntniß durch Weltentfagung, durch Selbstbezwingung und durch Selbstaufopferung für das Wohl seiner Mitgeschöpfe erlangen könne.

Oldenbergs vortreffliches Buch über Buddha, das den neuesten Standpunkt der Forschung vertritt, macht ein näheres Eingehen auf die Lehren des größten Inders überflüssig; nur in einem, gerade für den Zusammenhang unserer Betrachtungen wichtigen Punkte möchte ich meine von Oldenbergs Ansichten abweichenden Anschauungen kurz darlegen. Nach den ältesten Quellen erscheint die Lehrweise Buddhas größtentheils nicht für die Fassungsgabe der Massen berechnet, nicht populär, sondern abstract-philosophisch. Hier scheint mir nun die innere Wahrscheinlichkeit zu sehr gegen die Darstellung dieser Quellen zu sprechen, die — was wir nicht vergessen dürfen — immerhin durch Jahrhunderte von Buddha getrennt sind. Oldenberg wirft selbst den Zweifel auf, ob der trockene, ermüdende Kirchenstil von Buddha's angeblichen Lehrreden wirklich ein getreues Abbild des einstmalig gesprochenen Wortes sei. Er sagt darüber S. 181: „Wer die Lehrreden liest, welche die heiligen Texte ihm in den Mund legen, wird die Frage kaum unterdrücken, ob die Form, in welcher Buddha selbst seine Lehre gepredigt hat, diesen seltsam starren Gebilden abstracter und oft abstruser Begriffsreihen mit ihren endlos über einander gethürnten Wiederholungen ähnlich gewesen sein kann. Möchte man doch gern in dem Bilde jener ältesten Zeiten nichts Anderes sehen, als daß damals ein lebendiger Geist jugendfrischer Kraft in dem Kreise von Meister und Jüngern gewirkt hat, und möchte man darum

von diesem Bilde Alles fern halten, was einen Zug des Gezwungenen oder Gemachten hineinbringen würde.“ Er kommt dann aber nach der Betrachtung der damaligen Zustände (S. 184) zu dem Resultat, es glaublich zu finden, „daß die feierlich ernste Redeweise Buddhas jenem Typus der von der Ueberlieferung aufbewahrten Reden viel enger verwandt gewesen ist, als dem, welchen unser Gefühl des Natürlichen und Wahrscheinlichen an dessen Stelle zu setzen versucht sein könnte“. Ich habe mich davon nicht überzeugen können. Ein so gewaltiger Erfolg, wie ihn das Auftreten Buddhas hatte, war auch in Indien nur durch packende Beredtsamkeit und durch allgemein verständliche, in Bildern und Gleichnissen sich bewegende Lehrweise zu erzielen. Wenn Buddha sich nur an den Verstand seiner nächsten Umgebung, die wir aus aristokratischen Elementen zusammengesetzt finden, gewendet hätte, wenn er nicht zu den Herzen des Volkes geredet und die Massen fortgerissen hätte, so würde sein Mönchsorden schwerlich ein anderes Schicksal gehabt haben, als die andern Mönchsgemeinden seiner Zeit, die bis auf eine wieder spurlos verschwunden sind. Denn da die Lehren aller dieser Orden oder ihrer Stifter in der Hauptsache von einander nicht verschieden waren, und da man es wohl kaum einem Zufall wird zuschreiben wollen, daß unter ihnen gerade die Lehre Buddhas sich zu einer Weltreligion entwickelt hat, die noch heute die verbreitetste aller Religionen auf Erden ist, so bleibt zur Erklärung nur die Annahme übrig, daß die Art und Weise Buddhas zu lehren den Erfolg gemacht hat, und daß wir in ihr den Keim zu der späteren Ausbreitung des Buddhismus zu sehen haben. Erst durch neuere Forschungen ist die früher herrschende Anschauung widerlegt worden, daß Buddhas Auftreten in Indien eine in ihrer Art einzige Erscheinung gewesen sei und die damaligen socialen Zustände des Landes revolutionirt habe. In der That war Buddha nur ein *primus inter pares*, einer unter den zahlreichen Asketen, die zu seiner Zeit, die Mittel zur Erlösung aus dem qualvollen Kreislaufe der Seelenwanderung suchend und lehrend, in Nordindien umherzogen und Anhänger um sich sammelten.

Nur noch eine der in jener Zeit gestifteten Gemeinden hat sich, wie schon eben angedeutet, bis auf den heutigen Tag erhalten, die der Dschaina, die namentlich im Westen von Indien zahlreiche Mitglieder zählt. Die Lehren der Dschaina sind denen der Buddhisten so außerordentlich ähnlich, daß man bis vor kurzem die Dschaina für eine buddhistische Secte gehalten hat; in der That aber handelt es sich um eine besondere Religion, die von einem Zeitgenossen oder Vorgänger Buddhas, Namens Bardhamana Dnjataputra — oder in der Volkssprache Baddhamana Nataputta — in derselben Gegend, in welcher der Buddhismus entstand, gegründet worden ist. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen den Lehren der beiden Männer besteht darin, daß Baddhamana großes Gewicht auf Kasteiungen legte, während Buddha, als der einsichtsvollere der Beiden, diese nicht nur für bedeutungslos, sondern geradezu für schädlich erklärte. Worauf es uns aber hier an-

kommt, ist die Thatsache, daß auch der Stifter der in der indischen Religions- und Culturgeschichte eine bedeutsame Stellung einnehmenden Secte der Dschaina aus der Kriegerkaste entsprossen ist.

Einen völlig anderen Charakter als die bisher besprochenen Lehren trägt ein noch in den Kreis unserer Betrachtungen gehöriges Erzeugniß des indischen Geisteslebens, das die meisten Leser dieser Blätter wahrscheinlich nicht einmal dem Namen nach kennen werden, das aber seinem Inhalte und seiner Entwicklung nach die wichtigsten religionsgeschichtlichen Probleme darbietet: die Lehre der Bhagavatas oder Pantcharatras. Mit diesen Namen, von denen der erste der ältere und ursprünglichere ist, bezeichnete sich eine nordindische Secte, deren Existenz uns für das vierte Jahrhundert vor Chr. beglaubigt ist, die jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach in frühere, in vorbuddhistische Zeit hinaufreichen wird. Die Bhagavatas bekamen sich zu einem populären, von der altbrahmanischen Ueberlieferung unabhängigen Monotheismus und verehrten die Gottheit unter verschiedenen Namen: Bhagavant „der Erhabene“ — von welchem Worte ihr eigene Bezeichnung abgeleitet ist — Narajana, „Menschensohn“, Puruschottama, „das höchste Wesen“, hauptsächlich aber als Krishna Wajudeva, d. h. Sohn des Wajudeva. Diese Verehrung trug einen solchen Charakter, daß sich aus ihr eine Empfindung entwickelte, die sich vollständig mit dem christlichen Gefühl der gläubigen Liebe zu Gott und der Gottergebung deckte. Das indische Wort für diese Empfindung ist Bhakti, für den von dieser Empfindung erfüllten Bhakta. Da sich ein sicherer Beleg für das Wort Bhakti in der indischen Literatur aus vorchristlicher Zeit nicht findet oder noch nicht gefunden hat, so sind verschiedene Forscher geneigt, die Bhakti für eine Entlehnung aus dem Christenthum anzusehen, vor allen Dingen Professor Weber, der sich um die Erforschung des Krishna-Cultus die größten Verdienste erworben hat. Weber hat in verschiedenen Arbeiten, namentlich in einer höchst interessanten Abhandlung über Krishnas Geburtsfest, erwiesen, daß in die späteren Krishnamythen zahlreiche christliche Elemente eingedrungen sind — wozu die ähnlich klingenden Namen Krishna und Christus den äußeren Anlaß gegeben haben —: die Erzählungen von Christi Geburt unter den Hirten, von dem Stalle, von der Krippe als seiner Geburtsstätte und manches Andere der Art. Trotzdem kann ich mich nicht der Meinung anschließen, daß die Bhakti aus der Fremde in den überaus fruchtbaren Boden der indischen Gedankenwelt verpflanzt ist, da ihr frühestes Auftreten einer Zeit angehört, in der nach meiner Ueberzeugung christliche Einflüsse in Indien noch nicht zu erweisen sind. Da ein näheres Eingehen auf diese hochinteressante Frage nicht ohne Erörterung von allerlei gelehrtem Material möglich ist, so muß ich mir dasselbe an diesem Orte versagen und mich auf die Bemerkung beschränken, daß für den mit dem altindischen Geistesleben Vertrauten die Lehre von der Bhakti auch als echt indisches Erzeugniß vollkommen verständlich ist. Nicht nur sind monotheistische Ideen in Indien aus dem frühesten Alterthum nach-

weisbar, es ist auch von jeher — und insbesondere in den Zeiten, die hier für uns in Betracht kommen — der indischen Volksseele ein mächtiges Aufstreben zum Göttlichen eigen gewesen, so daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn dieser tief-innerliche Zug sich in einer volksthümlichen, nicht auf philosophischer Grundlage beruhenden Religion als Gottergebenheit, als Gottesliebe äußert. Der Begründer dieser Religion war der später zu göttlichem Range erhobene oder besser mit der Gottheit identificirte Krişna Vāsudeva, nach seinem Namen und den an seinem Namen haftenden Sagen ein Mitglied der indischen Kriegerkaste. Schon in dem Mahabharata, dem großen indischen Nationalepos, hat das Brahmanenthum sich die Person und Lehre Krişna's angeeignet und aus dem vergötterten Helden eine Erscheinungsform des Gottes Vişnu gemacht, es also auch in diesem Falle verstanden, sich durch Aufnahme eines ursprünglich unbrahmanischen Elementes neue Lebenskraft zuzuführen.

Wir haben also gesehen, daß der tiefjinnige Monismus der Upanishaden, die hochsittlichen Religionen der Buddhisten und Dschainas und schließlich der auf reine Gottergebenheit gegründete Glaube der Bhagavatas ihren Ursprung nicht in der indischen Priesterkaste genommen haben. Wie günstig man auch über die Leistungen urtheilen mag, die von den Brahmanen im Laufe der Zeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft erarbeitet sind — und mir selbst liegt nichts ferner, als ihre Verdienste verkleinern zu wollen —, so viel steht doch fest, daß die größten geistigen Thaten oder vielmehr fast alle Thaten von menschheitlicher Bedeutung in Indien von Männern der Kriegerkaste vollbracht sind.





## Bemerkungen über Regie und Inszenirung.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Schluß.)

II.

**W**ieviel Proben erforderlich sind, um ein richtig abgestimmtes Ensemble herzustellen, hängt natürlich vom Wesen des Stückes selbst ab. Für große Dramen mit erheblicher Compariererie, mit Volksmassen und dergleichen, die besondere scenische Schwierigkeiten darbieten, ist die Zahl der erforderlichen Proben auch nicht annähernd zu bestimmen. Ich weiß, daß Arronge für den zweiten Theil des „Faust“ nahezu dreißig Proben hat abhalten lassen. Die Franzosen, oder vielmehr die Pariser — die Einzigen, die in Betracht kommen, wenn man vom französischen Theater spricht — bewilligen jedem Stücke dreißig, vierzig, sechzig Proben und mehr. Aber diese Proben sind ganz anderer Art. Die Pariser Proben sind bei neuen Stücken vielleicht noch mehr für den Dichter da, als für die Schauspieler. Da arbeitet der Autor unausgesetzt. Bei uns wäre es eine materielle Unmöglichkeit, ein Stück so lange zu probiren.

In einem guten Theater unseres Vaterlandes werden für ein Lustspiel oder Schauspiel, das unter den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen sich abspielt, wenn nicht ganz besondere Schwierigkeiten vorhanden sind, außer der Leseprobe, die in Frankreich immer vom Autor des Stückes abgehalten wird, im Allgemeinen sechs bis acht Proben als ausreichend erachtet, und sie sind es gewöhnlich auch.

Nehmen wir beispielsweise ein vieractiges Stück, das keine außerordentlichen Anforderungen an die Inszenirung stellt — ein Stück wie die meisten der neuen modernen Lust- und Schauspiele. Da vertheilt sich die Arbeit auf den Proben gewöhnlich so:

Erster Tag: Arrangirprobe des ersten und zweiten Aufzugs. Stellungen, Auftritte und Abgänge werden regulirt. Bei jedem Satze wird unterbrochen. Die einzelnen Scenen werden so und so oft wiederholt, mitunter der ganze Act noch einmal.

Genau so wird am zweiten Tage für den dritten und vierten Act verfahren.

Am dritten Probetage wird das Stück zum ersten Mal durchprobt. Da ist die Probe gewöhnlich am längsten und anstrengendsten. Da wird auch noch sehr viel unterbrochen und Vieles wiederholt.

Nun stellt sich gewöhnlich heraus, daß der eine oder andere Act schon ziemlich glatt geht, während für einen bestimmten Act noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Mit der Wiederholung dieses noch unfertigsten Actes wird am vierten Probetage gewöhnlich begonnen. Dann werden wohl noch zwei oder, wenn es geht, auch die drei Acte hinzugenommen.

Am fünften Tag wird das Stück zum ersten Mal womöglich ohne alle Unterbrechung durchprobt. Jedenfalls wird es so viel wie möglich vermieden, während der Scenen selbst zu unterbrechen, damit die Schauspieler in Stimmung bleiben und der Regisseur ein Urtheil über die Gesamtheit gewinnt.

Am folgenden Tage, wenn es nicht schon der Tag der Generalprobe ist, wird nun noch retouchirt, Einzelnes herausgearbeitet. Es wird wohl auch noch die eine oder andere Kürzung vorgenommen oder ein Wort hinzugesetzt. All die Einzelheiten werden noch ein paar Mal sorgfältig probirt. Die wichtigsten und noch wenigst befriedigenden Scenen werden noch einmal probirt, bis das Stück, wie es in der Theatersprache heißt, „steht“, bis es also in der Darstellung denjenigen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, den der Regisseur mit den Kräften, über die sein Theater verfügt, erreichen zu können vermeint.

Alsdann kommt zum Schluß die Generalprobe, die, wie es auch bei den meisten ersten Bühnen der Fall ist, wenn irgend möglich nicht am Tage der ersten Aufführung, sondern am Tage vorher stattfinden sollte, damit die Darsteller am Entscheidungsabende mit voller Frische vor das Publicum treten können, nicht abgesspannt und abgeheßt von der aufreibenden Thätigkeit auf der Probe. Ein Kunstinstitut, das es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, erachtet es als unerläßlich, daß die Generalprobe bei Costümfücken in vollem Costüm, bei modernen in der richtigen Maske und in den Toiletten, die am Abend der ersten Aufführung getragen werden, vor sich geht — selbstverständlich mit den richtigen Möbeln, Requisiten, den richtigen Decorationen und in der richtigen Beleuchtung. Die Schauspieler sind also geschminkt, tragen ihre Perücken u. s. w.

Es ist unbegreiflich und auf das Entschiedenste zu verurtheilen, daß es auch heutzutage noch große Bühnen giebt — Bühnen, die sich auf ihre künstlerischen Leistungen etwas einbilden dürfen, und die doch den alten

Zopf noch nicht abgeschnitten haben, die Generalprobe lediglich als eine letzte Probe zu betrachten; daß also auch diese Generalprobe sogar noch mit den provisorischen Möbeln und Requisiten stattfindet, der Vorhang nicht fällt, die Schauspieler in ihren gewöhnlichen Straßenkleidern ohne Maske und ohne Costüm spielen. Das ist überaus schädlich. Die Generalprobe, wenn sie ihrem wirklichen Zweck entsprechen soll, darf nichts Anderes sein als die erste Vorstellung ohne Publicum. Deshalb hat sich auch der Regisseur die grobe Unart des sogenannten Markirens der Schauspieler entschieden zu verbitten. Das Alles hat schon Goethe als Regisseur sehr richtig erfaßt und unter seinem unmittelbaren Einflusse von Kirms den nachstehenden Erlaß an das Weimarer Personal richten lassen: „Die Direction besteht darauf, daß künftighin bei neuen Stücken die Hauptprobe vollkommen so gehalten werde als die Vorstellung selbst, weil ohne dem auf die gute Vorstellung eines Stückes niemals mit Gewißheit Rechnung gemacht werden kann.“

Als grundsätzliche Regel darf aufgestellt werden: Auf der Bühne darf nie etwas für den Künstler Unvorhergesehenes geschehen, nichts Ueber-  
 raschendes, es muß vielmehr Alles im Voraus aufs Genaueste festgestellt sein. Wenn der Künstler auf den Proben mit dem gewöhnlichen inter-  
 imistischen Mobiliar probirt und ihm Abends Polstermöbel hingestellt werden, die mehr Platz einnehmen, in die der Schauspieler tiefer einsinkt, und von denen er sich mühevoller erhebt, so können diese Außerlichkeiten unberechen-  
 baren Nachtheil nach sich ziehen. Eine ganze Scene kann geworfen werden. Es kann sich ereignen, daß in einem leidenschaftlichen Auftritt, den die Lieb-  
 haberin auf der Probe in kurzer Straßentoilette gespielt hat, der Partner über die unerwartete Schleppe, die ihm auf einmal zwischen die Beine schlägt, stolpert und dergleichen. Das Ungewöhnliche, das er bei anderen Mit-  
 spielern sieht, kann ihn präoccupiren, zerstreut machen. Der Schauspieler aber bedarf vor Allem der vollsten Concentration. Nichts darf ihn confus machen, nichts von dem ablenken, was er in dem flüchtigen unwieder-  
 bringlichen Momente als das allein Richtige zu thun hat.

Der mit den Bühnenverhältnissen nicht Vertraute staunt darüber, wie auch der gewandteste und erfahrenste Schauspieler auf den Brettern un-  
 beholfen, ja hilflos dasteht, sobald ihm etwas Unerwartetes in den Weg kommt. Die einfachsten Handhabungen, die nicht vorher probirt sind, werden ihm unsagbar mühselig und beschwerlich. Das wird auch der ge-  
 wöhnliche Theaterbesucher schon oft haben merken können. Fällt irgend etwas auf der Bühne hin, so bleibt es mitunter, zerstreuend sowohl für den  
 Zuschauer, als auch für den Darsteller, so und so lange liegen. Der Schau-  
 spieler findet thatsächlich keinen geeigneten Augenblick, um es aufzuheben. Wenn  
 der Stuhl, auf den der Schauspieler beim Eintreten den Hut zu setzen auf  
 der Probe sich gewöhnt hat, Abends nicht auf dem rechten Fleck steht, so  
 ist der Künstler rathlos. Er wird den Hut, der ihn oft stört, vielleicht gar  
 nicht wieder los. Er muß ihn in der Hand behalten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist die Generalprobe auch für die Beleuchtungseffecte. Ich habe es selbst erlebt, daß in einem Stücke in einer größeren Stadt die wichtigste Scene, die vor Allem den Bühnenerfolg befestigte, dadurch das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorrief, — nämlich anstatt der poetischen Stimmung eine stürmisch ausgelassene Heiterkeit, — daß der Beleuchtungsinspector ein Versehen beging und anstatt der Abenddämmerung auf einmal tiefschwarze Nacht spielen ließ. Die Beiden auf der Bühne konnten sich selbst kaum noch sehen und hatten nun schöne Worte über das goldige Licht der untergehenden Sonne zu sprechen. Erst wurde gekichert, dann gelacht, und als der Vorhang fiel, war das Stück todt. Das Publicum kam nicht wieder in die Stimmung hinein. Diese Stadt ist die einzige geblieben, in der das Stück durchgefallen ist.

Aber von solchen Verstößen und Unglücksfällen abgesehen ist der Zeitpunkt, in dem der Beleuchtungswechsel vor sich zu gehen hat, überaus wichtig. Unmerklich kann er nie vollzogen werden, auch bei unserer vorgeschrittensten Technik nicht. Das Publicum merkt's immer und wird zerstreut. Der Beleuchtungswechsel muß stets bei Gleichgiltigem vorgenommen werden, niemals bei Stimmungsvollem, das er nur einleiten soll. Die Angaben des Dichters im Buche sind fast immer falsch. Der Dichter vermerkt den Beleuchtungswechsel regelmäßig zu spät.

Am allerwichtigsten aber ist der Zeitpunkt für das Fallen des Vorhangs. Wie wichtig die Actschlüsse für den äußeren Erfolg sind, weiß jeder Laie. An den Actschlüssen erprobt sich vor Allem die Bühnenwirksamkeit des Stückes. Und da kommt es nun thatsächlich auf die Secunde an. Fällt der Vorhang auch nur einen Augenblick zu früh oder zu spät, so kann er die ganze Bühnenwirkung todt schlagen oder vereiteln.

Bis auf das kleinste Detail muß also Alles im Voraus geregelt und festgestellt sein, und das ist nur zu erzielen, wenn die Generalprobe in Allem, bis auf die Hinzuziehung des Publicums, mit der richtigen ersten Vorstellung vollkommen übereinstimmt.

\* \* \*

Ich möchte hier nun noch einige Bemerkungen, die auf überlieferte, eingebürgerte Unarten und Unverständigkeiten von zweifelhaftem Geschmack Bezug haben, einschalten, — man nennt sie gewöhnlich „Nuancen“, — und deren unnachsichtige Bekämpfung das Recht und die Pflicht des guten Regisseurs ist. Diese überkommenen Unarten sind von unseren ersten Bühnen mit den Jahren allerdings immer mehr und mehr abgethan, aber ganz ausgemerzt sind sie doch noch nicht. Ueberall findet man noch ihre Spuren, und jeder ernste Regisseur wird wohl daran thun, diesen Ungehörigkeiten energisch entgegenzutreten.

Wenn zum Beispiel der Dichter einer seiner Personen ein öfter wiederkehrendes Gewohnheitswort, eine bestimmte Redensart zu wieder-



holten Malen in den Mund legt, die zu einer Art von scherzhafter Charakterisirung dienen soll, so darf man sich darauf verlassen, daß der Schauspieler nun dies Unglückswort bis zur Unerträglichkeit abhebt, daß er diese Redensart, die gewöhnlich schon im Texte übertrieben oft vorkommt, nun noch so und so oft aus eigener Machtvollkommenheit einflüßt. Das ist eben seine „Nuance“, und er merkt gar nicht, wie er durch diese geschmacklose Anhäufung sich und den Dichter um die beabsichtigte Wirkung bringt.

Beinahe überall nehmen besonders die Komiker das Privileg für sich in Anspruch, mit dem Worte des Dichters freier zu schalten und ihre eigenen Einfälle einzustreuen. Es sind die sogenannten Extempores, die bei der localen Beliebtheit der Komiker gewöhnlich auch wirken. Diese Extempores sind aber doch nur in den allersehrsten Fällen gut, gewöhnlich sind es recht wohlfeile und oft recht schlechte Witze. Bei einer Posse, bei einem schwankartigen Lustspiel kommt nun allerdings auf den diplomatisch genauen Wortlaut manchmal nicht viel an. Bisweilen darf sich der Verfasser sogar für die witzigen Einfälle seines Darstellers bedanken und sie unbedenklich adoptiren. In Bühnenwerken aber, die ernstere literarische Ansprüche erheben, in denen der Dialog eine scharfe und charakteristische Prägung des Dichters selbst aufweist, sind dergleichen Scherze, die immer aus der Tonart fallen, als geschmackwidrige Ungehörigkeiten entschieden zu rügen. Selbst auf der so strengen Berliner Bühne hat ein hochbegabter Künstler wie Vollmer dem Hange nicht widerstehen können, in dem respectabelsten deutschen Lustspiele unserer Zeit, in Freytags „Journalisten“, als Bellmaus die Worte des Dichters mit seinen eigenen Scherzen so zu spicken, daß man eigentlich nur noch Vollmer und kaum noch Freytag erkennt. Was den italienischen Buffos als Bartolo und Basilio wohl gestattet ist, ist dem in einem ernsten deutschen Lustspiel beschäftigten Darsteller noch lange nicht erlaubt.

Die Bühne reizt zu Uebertreibungen aller Art, und selbst die erfahrenen Schauspieler glauben nicht an den bis zur Langweiligkeit abgedroschenen Wahrheitspruch, daß in den meisten Fällen auf der Bühne weniger mehr gewesen wäre. Wenn das Unglück einem Schauspieler eine goldene Dose in die Hand spielt, so würde nach den Proben, die wir sehen, sein täglicher Consum an Schnupftaback wohl auf vier bis fünf Pfund anzuschlagen sein. In zehn Minuten nimmt er gewiß seine fünf- undzwanzig Prijsen und stäubt ebenso oft mit eleganter Handbewegung das Jabot ab.

Diese Uebertreibungen kehren in allen sogenannten „Nuancen“ wieder. Auch unsere bedeutendsten Talente sind nicht davon frei, besonders nicht die Gastspielvirtuosen, die beständig ihre Paraderollen spielen und dadurch natürlich zur Kleinmalerei verlockt werden. Ueberall suchen sie etwas hineinzutüfeln. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines sehr drastischen Ausrufs des alten Döring.

Vor langen Jahren gastirte im Berliner National-Theater ein sehr bekannter und sehr gefeierter Künstler als Advokat Berent in Björnsons „Fallissement“. Ich war wie alle Welt von der Vorstellung entzückt und sprach darüber eines Abends im Conversationszimmer des königlichen Schauspielhauses mit Döring und Hiltl während eines Actes, in dem sie nicht beschäftigt waren. Ich erzählte, wie der berühmte Gast die Hauptscene einleitete. Döring sah mich mit seinen blitzenden Augen fest an. Im Augenblick der höchsten Spannung des Stückes, als der Advokat dem Großkaufmann Tjalde ziffermäßig nachweisen soll, daß der Bankerott da ist, holt der Darsteller des Advokaten sein Taschennmesser hervor, spitzt bedächtig, ohne ein Wort zu sagen, seinen Bleistift, während dem unglücklichen Tjalde der Angstschweiß auf die Stirn tritt und er tief aufathmend seinem Peiniger gegenübersteht. „Und das gefällt Ihnen?“ fragte mich Döring, als ich mit meinem Berichte fertig war.

Ich antwortete: „Ja. Diese lange peinliche Pause leitet die große Scene sehr wirkungsvoll ein.“

„Mir gefällt's nicht,“ sprach er lauter, und seine Stimme immer mehr erhebend, schrie er bei der Wiederholung: „Mir gefällt's gar nicht!“ Ich versuchte ein beruhigendes Wort einzuwerfen. „Nein!“ donnerte Döring los. „Das sind Männchen und Mädchen! Vermaledeite Mädchen! Das ist keine Wahrheit, keine Kunst! Das ist gar nichts! Wenn ich Tjalde bin und dieser Advokat kommt zu mir und fängt an, seinen Bleistift zu spitzen, während ich fiebere, dann sage ich ihm: „Herr, bringen Sie sich Ihren Bleistift gespißt mit, oder schreiben Sie mit einem stumpfen! Ich habe keine Zeit, Ihnen zuzusehen! Ich will wissen, ob ich bankerott bin oder nicht! Verstehen Sie mich? Herr!“ Und in immer schnellerem Tempo und mit immer lauterer Stimme fuhr Döring bröhnend fort: „Und wenn Sie mir nicht sofort Antwort geben, dann packe ich Sie beim Kragen und werfe Sie hinaus! Sie Krüppel!“

Da that sich die Thür auf. Der Director Hein erschien ganz bleich auf der Schwelle. „Um Gottes willen! was ist denn los?“ rief er. „Kinder, macht doch nicht solchen Scandal. Man hört's ja draußen!“

Sehr übertrieben wird auch die Vornehmheit auf der Bühne. Der Haushofmeister oder der Hofmarschall, dessen Arm zufällig durch die Berührung eines Andern gestreift wird, verfehlt niemals, einen entrüsteten Blick auf den Plebejer zu werfen und die betreffende Stelle seines Habits mit der Hand zu säubern. Der Gang des vornehmen Mannes auf der Bühne darf nie anders als auf Stelzen sein, und man hat immer die Empfindung, daß Prinzen von königlichem Geblüt auf der Bühne des Morgens, nachdem sie sich die Zähne gepunkt haben, sofort das große Band ihres Hausordens anlegen.

Für den modernen Gecken und Stutzer ist das Monocle unerläßlich und spielt gewöhnlich eine sehr wichtige Rolle. Bei jedem einigermaßen er-

heblichen Saße macht der Monoclemann eine Kunstpause, verzerrt das Gesicht und klemmt das Glas langsam ein. Da es ihn beim Sprechen genirt, läßt er es alsbald wieder fallen, um es ein paar Minuten darauf wieder bedeutungsvoll vor's Auge zu bringen.

Solche typischen Attribute wie das Monocle für den Gecken sind derartig abgehakt, daß ein geschmackvoller Regisseur sie bei seinem Kriegsvolk nicht ohne Weiteres dulden sollte. Es ist doch nicht geradezu unerläßlich, daß alle schüchternen Assessoren und alle Gelehrten eine Brille tragen, und es giebt doch noch ab und zu eine alte Jungfer ohne Schmachtklofen. Man begegnet doch auch manchmal im Leben einem Journalisten, der keine Gänsefeder hinter'm Ohr hat. Immer noch die alte Gänsefeder, obgleich seit dreißig Jahren kaum noch ein Mensch mit Gänsefedern schreibt! Der Maler muß sein Sammetjacket haben. Der englische Lord — nebenbei bemerkt in Wahrheit der Mensch, der sich am besten in der Welt anzieht, am anspruchslosesten und einfachsten — darf auf unseren rechtschaffenen Provinzialbühnen nie anders erscheinen als mit einem rothen oder röthlichen Backenbart, mit ausgeschorenem Kinn und einem auffälligen Anzug in schottischcarrirtem Plaidmuster. Sonst ist es kein richtiger Engländer. Dabei hat nie ein englischer Aristokrat eine so polizeiwidrige Tracht angelegt.

Zu den Ungehörigkeiten, die der geschmackvolle Regisseur unnachsichtig bekämpfen müßte, gehört auch die falsche Eitelkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihr überall deutlich hervortretendes Bestreben, möglichst schön zu sein und der Schönheit, notabene der falschen, der häßlichen Schönheit, die wahre Schönheit, die Echtheit und Wahrheit zu opfern. Ich erinnere mich noch, einen sehr tüchtigen Künstler, der auch als Bühnenschriftsteller große und verdiente Erfolge gehabt hat, als Räuberhauptmann Karl Moor in den böhmischen Wäldern in einer ganz unbeschreiblichen Verfassung gesehen zu haben, ohne daß die Gedankenlosigkeit seines Aufpuzes irgendwie gerügt worden wäre. Er sah aus wie aus dem Ei gepellt. Er trug eine funkelnagelneue Pistole mit blitzender goldiger Verzierung, weiße Spiken, einen Hut, der in Neuheit glänzte, hohe Lackstiefel, auf denen kein Stäubchen zu sehen war, und helle Glacehandschuhe. Das war der Räuber Moor in den böhmischen Wäldern in der Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Ich erinnere mich auch, unter Hein, der den Ruf eines klugen und äußerst geschickten Regisseurs hatte, die Amazonen in Kleihs „Penthesilea“ mitten im Schlachtgewühl in den zartfarbigsten neuesten Costümen mit hohen Wiener Stiefeletten an den Füßchen haben aufmarschiren zu sehen. Als ich Hein darüber zur Rede stellte und ihm sagte: „Aber um Gottes willen! wie hast Du es denn zugeben können, daß diese wilden Kriegsmädchen, die Marsbräute, in dem modernsten und elegantesten Schuhwerk mit hohen geschweiften Absätzen auftreten? Es sieht ja aus wie der reine Operettchor! Weshwegen tragen sie nicht wenigstens Sandalen, die gewiß auch nicht richtig sind, aber doch die Erinnerung an den modernen Maskenball nicht geradezu aufnöthigen?“

gab er mir zur Antwort: „Es sind doch Reiterinnen! Die müssen doch Stiefel haben!“

Es gehört zu den Ausnahmen und ereignet sich nur unter besonders günstigen und streng künstlerischen Bedingungen, daß sich die Schauspielerinnen richtig anziehen. Ich meine so, wie es durch den Geist ihrer Rolle geboten wäre. Sie thun immer des Guten zu viel. Die Töchter der kleinen Beamten und armen Wittwen tragen in den Momenten, in denen wir sie auf der Bühne beobachten können, Toiletten, die auf eine Schneiderrechnung schließen lassen, deren Höhe das jährliche Einkommen ihrer Eltern um das Dreifache übersteigen würde. Und während das arme Mädchen verzweifelt die Hände zum Himmel aufhebt und jammert, daß kein Bissen Brot im Hause ist, funkelt ganz gemüthlich an ihrem kleinen Finger ein Brillant, den sie nur auf's Leihhaus zu tragen brauchte, um sich und ihre Familie eine ganze Weile in anständiger Weise durchzubringen.

Solche Gedankenlosigkeiten zeigen sich mehr oder minder stark auch heute noch, sogar auf unseren besten Bühnen. Es ist überhaupt erstaunlich, wieviel Unsinn unbemerkt und jedenfalls unbeanstandet sich auf der Bühne durch Jahrzehnte hindurchschleppt. Daß der alte Moor, der in den Hungerturm geworfen wird, dort schwerlich Gelegenheit hat, die Toilette zu wechseln, und anstatt in der Tracht, in der man ihn in den Sarg gelegt hat, aus dem Hungerturm wieder herausgeschleppt zu werden, in dem bewußten ergreifenden grauen Bühlerhemd plötzlich zum Vorschein kommt, ist vor dem Herzog von Meiningen keinem Menschen aufgefallen. Erst der Herzog von Meiningen ließ den alten Grafen aus dem Thurm in demselben Parade-costüm, in dem er unzweifelhaft eingestart gewesen war, das inzwischen allerdings zerfetzt, verstaubt und zerrissen ist, herausholen. Die neuesten und gepuztesten Waffen, die blinkendsten und unversehrtesten Rüstungen und Helme im Schlachtgetümmel, die saubersten Schürzfelle der Maurer und Steinmeße, die zierlichsten Schürzchen mit geklöppelten Spitzen bei den Sennerinnen, Alles das ist männiglich bekannt, und in dieser Beziehung haben nicht einmal die Meininger reformatorisch gewirkt.

Auch in den Decorationen zeigen sich dieselben Gedankenlosigkeiten. Jedermann kennt unsere Bühnenkerker. Es sind gewöhnlich gewölbte Hallen mit Säulengängen, die sich zu einer Wandelbahn in einem Badeorte vortrefflich eignen würden. Jedermann kennt die unschöne von einem künstlerischen Regisseur streng zu meidende Vereinigung der gemalten Gegenstände mit der plastischen Wirklichkeit. Was sich daraus mitunter für Perspectives ergeben, ist haarsträubend! Wenn an dem Rosenstrauch die eine Rose, die gepflückt werden muß, eine wirkliche Rose ist und die anderen gemalt sind, dann stört gleich das ganze Verfabstück durch seine erbärmliche Flachheit.

Ich habe im Berliner Schauspielhause folgende Situation gesehen: Ein unglücklicher Künstler schleppt sich mühsam in sein elendes Zimmer, jammert

über sein tragisches Loos und bricht vor Hunger zusammen. Als ich mir den Raum genauer ansah, bemerkte ich, daß zu einem Theil der Hinterdecoration ein Stück von einer Vorrathskammer oder einer alten Küche genommen war. Da war so eine Art Anrichtetisch, auf dem Gemüse, Kohlköpfe, Mohrrüben lagen. Auf einem Regal standen verschiedene Büchsen. Das schien kein Mensch zu bemerken. Ich hatte immer Lust, dem Künstler zuzurufen: „Aber so sehen Sie sich doch nur um! Da ist ja alles Mögliche, um den Hunger zu stillen!“

Auch in den Decorationen und im Mobiliar herrscht die falsche und übertriebene Prunksucht. Der arme Gelehrte arbeitet in einem Bibliothekszimmer, das mit den kostbarsten Gobelins geschmückt ist, in einem hohen, prächtigen Raume, der auf eine ganz kolossale Miethe schließen läßt. Jeder einfache Bourgeois wohnt in Räumen, deren Ausstattung nur von einem fürstlichen Vermögen bestritten werden könnte. Das nennt man eben heutzutage eine „reiche Ausstattung“. Eine „unsinnige“ wäre das Richtige.

Diesen Thorheiten sind nun die Requisitenthorheiten hinzuzurechnen, vor Allen das Trinkgeschirr, die unmöglichen Becher, die nur den einen Vorzug gewähren, daß man nicht sieht, was drin ist. Aber der Vorzug ist zweifelhaft, denn Jedermann weiß ganz genau, daß nichts drin ist. Selbst vorzügliche Schauspieler können nicht eingießen und nicht trinken. Eine rühmliche Ausnahme macht Schweighofer. Gewöhnlich sieht es lächerlich aus. Ich persönlich habe nun noch eine ganz specielle Wuth gegen die Nasenbank, den großen gestrichenen Holzkasten, der wie eine halbirte Guitarre aussieht. Der darf in keinem richtigen Bühnengarten fehlen, obwohl er aus der Wirklichkeit längst verschwunden ist! Auf der Bühne aber behauptet er sich und stört durch seine Häßlichkeit und Steifheit immer das Bühnenbild.

Eine andere Gruppe von Unarten, auf deren Beseitigung der Regisseur hinzuwirken hat, sind die Gesellschaftswidrigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, die durch eine verständige Regie erheblich gemildert, ja beseitigt werden können. Ueber Witze wird auf der Bühne fast immer viel zu laut und viel zu lange gelacht. Die Sachen sind ja mitunter gar nicht so scherzhaft, wie der Dichter sich einbildet. Lachen über Ungehöriges aber klingt hohl, und wenn das Lachen auf der Bühne nicht kräftigen Wiederhall im Zuschauerraum findet, so ist es sehr schädlich und küßt die Wirkung stark ab.

Auch mit dem Briefeschreiben ist es ein Kreuz. Es ist eine schauerhafte Unart, die einzelnen Wörter, die das Publicum erfahren muß, auszusprechen, während die Hand sie niederschreibt. Das Tempo, in dem dies geschieht, setzt dann immer die Uebung eines leidlichen Stenographen voraus. Der unvermeidliche große Schnörkel als Unterschrift darf auf der Bühne nie fehlen. Diese störende Unart ist in den meisten Fällen leicht zu beseitigen dadurch, daß der Regisseur den Schauspieler stumm schreiben und

das Ganze im Zusammenhang, nachdem der Brief fertig ist, laut überlesen läßt.

Auch jetzt noch werden bei vornehmen Herrschaften auf der Bühne die Nachmittagsbesuche fast regelmäßig im Frack gemacht. In der Wirklichkeit geschieht dies thatsächlich nie, wenigstens nicht in der guten Gesellschaft. Die jungen Leute geben sich auf der Bühne immer viel zu oft die Hand. Die Hände werden viel zu lange festgehalten. Auch den jungen Mädchen wird die Hand gefüßt. Alles das ist ungehörig und häßlich.

\* \* \*

Ihre besondere Aufmerksamkeit hat die Regie auf die Behandlung der fremden Sprachen, namentlich des Französischen, zu richten. Wohl in jedem großen Schauspielverbande sind ein paar akademisch Gebildete, die vor Verstößen gegen die Aussprache der alten Sprachen bewahren. Die slavischen Sprachen kommen, da sie eine besondere Veranlagung oder Schulung der Sprachwerkzeuge erheischen, die man von uns nicht beanspruchen darf, für das deutsche Schauspiel kaum in Betracht, die romanischen außer dem Französischen sehr wenig, und Englisch fast nur in den Eigennamen. Da herrscht große Willkür, und das ist nicht zu verwundern. Wenn wir „Richard“ deutsch aussprechen, „König Johann“ und „Heinrich“ sagen, kommt es schließlich auch nicht so genau darauf an, ob wir „Northumberland“ mehr oder weniger richtig aussprechen. Das kann man auch nicht von uns verlangen, denn auch das englische th liegt uns nicht.

Ernstere Ansprüche aber dürfen an den Schauspieler in Betreff des Französischen gestellt werden, und in den allermeisten Fällen genügt er nicht einmal bescheidenen Ansprüchen. Wir haben ein klassisches Werk, „Mimma von Barnhelm“, in dem eine Rolle fast ganz französisch ist, der Marlinière. Auch in Frentags „Journalisten“ kommt eine französische Episode vor. Guckfows „Königsleutenant“, in dem der Held beständig radebrecht, ist eine Lieblingsleistung der gastirenden Virtuosen, ebenso der Bonjour in dem Holtei'schen Liebespiel „Die Wiener in Paris“. Das Französische ist also ein integrierender Theil unserer Bühnenliteratur. Im Allgemeinen wird es schrecklich affectirt und falsch behandelt.

Bei uns herrscht der Köhlerglaube, daß die Franzosen immer nur die letzte Silbe scharf betonen und in die Breite zerren. In Wahrheit aber betonen die Franzosen überhaupt sehr wenig, eigentlich gar nicht. Für den Accent, für die scharfe Betonung besitzen sie ein unglaublich wenig ausgebildetes Ohr. Daher auch ihre eigenthümliche Declamation in ihren Gesängen. Sie legen ohne Bedenken den Hochdruck auf ein sogenanntes stummes *e* und fertigen eine vollwichtige Stamm- und Wurzelsilbe ganz kurz ab. Die Schul- und Vorurtheilsregel, daß die letzte Silbe in französischen Wörtern betont wird, ist, in dieser Allgemeinheit aufgestellt, grundfalsch. In den seltenen Fällen einer schärferen Betonung legen die Franzosen

in ihrer sonst ziemlich betonungslosen Sprache gerade nicht auf die letzte, sondern auf die vorletzte Silbe einen stärkeren Accent, nämlich in den auf „ation“ auslaufenden Wörtern, bei denen sie das a ziemlich auffällig betonen und lang aussprechen, und in den Wörtern mit à Circumflex. In diesem Falle wird das a immer sehr lang gezogen und schärfer hervorgehoben. Sie sagen also nicht „nation“, „confédération“, „gâteau“, „château“, „bâton“, sondern „nation“, „confédération“, „gâteau“, „château“, „bâton“ u. s. w.

Als junger Mensch war ich in Paris ein sehr eifriger Besucher des Théâtre Français und hatte zufällig das Glück, mit dem damaligen „Doyen“ des französischen Haupttheaters, dem ehrwürdigen, hochgefeierten Samson, dem angesehensten Künstler des vornehmen Instituts, öfter in Berührung zu kommen. Samson war auch erster Professor der Declamation am Conservatorium, der Lehrer der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen des vorigen Geschlechts, der Rachel, der beiden Brohan u. s. w. Er galt als der vorzüglichste Vortragsmeister Frankreichs, als die erste Autorität in der Aussprache des Französischen. Eines Abends kam ich mit Samson, den ich am Abend vorher in seiner unerreichbaren Meisterleistung als Marquis de la Seiglière gesehen hatte, zusammen. Als Nichtfranzosen war mir gleich die Aussprache in einem seiner ersten Sätze aufgefallen. Er hatte da ungefähr zu sagen: „Ich war in Baden und las die legitimistische Zeitung“ — die „Gazette de France“ — und er sprach das so aus: „J'étais à Bade (geprochen: „badd“, mit einem kurzen a) et lisais la „Gazette“ (geprochen: „gaahjett“, mit einem unendlichen a). Das ganz kurze a in „Bade“ und das a, das gar nicht aufhören wollte, in „Gazette“, machte mich stutzig, und ich interpellirte Samson darüber. Er verstand mich nicht. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß mein Ohr das erste a sehr kurz höre und das zweite a ungewöhnlich lang. Er suchte die Achsel und sagte: „Ja, das ist nun einmal so.“

Daran anknüpfend sprach ich allgemeiner über die Betonung der Silben in den Wörtern. Ich nahm absichtlich ein ziemlich langes Wort, ich glaube „considération“, und fragte ihn, wo da der Accent liege. Er antwortete nicht darauf, sondern sprach das Wort einfach aus und zwar so, daß ich eine scharfe Betonung des a heraushörte: „considération“. „Also,“ fuhr ich fort, „ist unsere deutsche Auffassung, daß der Accent auf der letzten Silbe liegt, irrig, daß man also nicht „considération“ auszusprechen hat?“ Samson sah mich mit seinen klugen Augen an und fragte: „Was sagen Sie?“ Ich wiederholte das Wort mit Betonung der letzten Silbe und fragte: „Ist das richtig ausgesprochen: „considération?“ Vollkommen richtig.“ „Also wäre es ungewöhnlich oder affectirt, wenn man „considération“ sagte?“ „Bewahre! Sie sprechen sehr richtig aus.“

Ich hatte die Empfindung, daß Samson den Unterschied in der Betonung gar nicht hörte und ging deshalb pedantisch auf die Einzelheiten ein.

Ich sagte ihm: „Theurer Meister — das war ja die gewöhnliche Anrede — ich bitte Sie, einmal genau zuzuhören. Ich werde jetzt das Wort in allen möglichen verschiedenen Betonungen aussprechen. Ich werde zuerst die erste Silbe betonen, dann die zweite, dann die dritte u. s. w. Sagen Sie mir nun, was das Beste ist.“ Also ich sprach mit sehr scharfer Betonung der ersten Silbe: „*considération*“. Samson nickte zustimmend. Ich fuhr fort, indem ich die zweite Silbe betonte: „*considération*“. Samson nickte wiederum und sagte: „Sie sagen ja ganz dasselbe.“ „Doch nicht.“ Ich habe jetzt die zweite Silbe betont. Jetzt werde ich die dritte scharf betonen: „*considération*!“ „Sehr gut!“ „*Considération*.“ „Vortrefflich!“ „*Considération*.“ „Aber Sie sagen ja in einem fort ganz dasselbe! Ich verstehe Sie nicht.“

Ich konnte mich bei aller Mühe nicht verständlich machen. Dieser unbestrittene erste Meister des französischen Vortrags, der Mann der klassischen Aussprache, war nicht im Stande, die von mir stark übertriebene Betonung auch nur zu erfassen.

Das Bühnen-Französisch, wie wir es vom Königsleutenant, vom Bonjour, von Riccaut de la Marlinière u. s. w. zu hören bekommen, mit seinen ungehörigen Drückern auf alle letzten gedehnten Silben und den ungehörig angebrachten Nasallauten in den von einem Pseudofranzosen gesprochenen deutschen Wörtern: „ongd“, „Kongst“, für „und“ und „Kunst“, ist affectirt und falsch. Das erste, was die Franzosen bei der Aussprache eines deutsch klingenden Wortes unterdrücken, ist der Nasallaut. Wenn nun aber ein Franzose das Deutsche so gut beherrscht wie der Königsleutenant, so gut, daß er sogar ein Goethe'sches Gedicht verstehen kann, dann weiß er ganz genau, daß er nicht „Kongst“, sondern „Kunst“ auszusprechen hat.

Bei der Aussprache des Französischen auf der Bühne hat also der Regisseur darauf zu achten, daß die einzelnen Wörter möglichst wenig und möglichst gleichmäßig betont werden. Dann kommt man der Wahrheit näher, auch bei ungenügender sonstiger Beherrschung der fremden Sprache.

\* \* \*

In den vorhergegangenen Bemerkungen, die vorzugsweise das, was ich Inhaltsregie nannte, betreffen, habe ich die damit eng verbundene, ja gar nicht von ihr loszulösende Formregie, die sich die Herstellung des möglichst richtigen charakteristischen und schönen Bildes zur Aufgabe macht, schon oft streifen müssen. Die Wichtigkeit des äußeren Bildes, die Befriedigung des Auges, erhellt schon aus den Bezeichnungen, die unsere Sprache anwendet. Wir sprechen von der „Schaubühne“, von „Schauspielern“, von „Zuschauern“. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinandersetzung, um Jedermann zu vergegenwärtigen, wie die Herstellung eines stimmungsvollen Rahmens die Wirksamkeit der Dichtung erhöht, die Verständlichkeit erleichtert und den Kunstgenuß stärkt.



Diese Aufgabe der Regie wurde, wie ich schon flüchtig andeutete, von Laube in einer fast komisch zu nennenden Weise unterschätzt und vernachlässigt. Er bekümmerte sich nur um das durch den Sinn oder die besonderen Vorschriften in der Dichtung gebotene Unentbehrliche im Außerlichen. Sein Zimmer brauchte kein Fenster zu haben, wenn nicht gerade Jemand durch die Scheiben zu sehen hatte, und wenn nur zwei Stühle benutzt wurden, genügten ihm die zwei Stühle auch für den Prunksalon eines Millionärs. Mit äußerster Mißachtung sprach er von dem Modestricksrams, von den Tapezierkünstlern der Regie. Wenn nicht seine Mitarbeiter stillschweigend dafür gesorgt hätten, daß die Bühne unter ihm doch wenigstens einigermaßen möglich ausseh, so wäre das Bühnenbild, wie es Laube herstellte, oft bis zur Unerträglichkeit öde und nüchtern gewesen.

In Bezug auf diese Formregie sind die Meininger, die übrigens mit dem Herzog als Generalissimus und seinem ausgezeichneten Kapitän Chronogk in der Inhaltregie Hervorragendes geleistet haben, für Deutschland die Bahnbrecher gewesen, die Begründer einer ganz neuen Schule, die großen Lehrmeister und wahren Reformatoren. Sie selbst sind, wie ich beiläufig bemerken will, bei den Engländern in der Schule gewesen. Der eigentliche Begründer der neuesten Regieschule ist Charles Kean. Der Herzog von Meiningen hat aber nicht bloß das Verdienst, die Anregung des englischen Künstlers und Bühnenleiters für Deutschland fructificirt zu haben, er hat diese Regie auch ganz selbstständig weiter ausgebildet, wissenschaftlich vertieft und künstlerisch erheblich verfeinert.

In den Vorstellungen der Meininger ist in Bezug auf die Unterstützung der Dichtung durch die äußerlichen künstlerischen Mittel das Höchste erreicht. In der Schönheit des malerischen Bildes, in der blendenden Pracht da, wo sie hingehört, in der Richtigkeit und Treue und in der Anpassung der Stimmung des Außerlichen an den Inhalt der Dichtung sind die Ausführungen der Meininger Muster gewesen und geblieben. Der Herzog von Meiningen ist selbst Maler, und sogar ein sehr bemerkenswerther Künstler. Das Malertalent hat sich bekanntlich auch auf seinen Sohn, den Prinzen Ernst, vererbt. Der Herzog hat die Skizzen zu allen bedeutenden Decorationen selbst entworfen und die Figurinen zu allen Trachten bis in's Einzelne gezeichnet und aquarellirt. Die von unseren ersten Malern nach seinen Bühnenskizzen gefertigten Decorationen haben durch ihre Originalität, ihr prächtiges Colorit und ihre künstlerische Feinheit in der Composition denn auch allerorten gerechte Bewunderung erregt.

Ebenso ist es um die Trachten bestellt, die in den Costümküden von berückender Schönheit und wunderbarer Eigenart waren. Bis in die geringfügigste Kleinigkeit war nach den besten Vorlagen aus der Zeit das Richtige wiedergegeben, und es stellte sich wiederum heraus, daß das Gchte immer schön ist. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde es kaum ein Regisseur haben durchsetzen können, unsere jugendlichen schönen und eiteln Künstlerinnen

in die Costüme hineinzubringen, die ihnen und jedem ungeübten Auge zunächst in Schnitt und Farbe unkleidsam, häßlich und burlesk vorkommen mußten. Wie waren sie selbst erstaunt, wenn sie, in die richtige Umgebung gestellt, auf einmal auch mit der charakteristischen und wohlgefälligen Außerlichkeit zur Geltung kamen! Wie reizend sie in den verpönten Reifröcken, in dem unmöglichen Kopfsputz aussahen!

Dieselbe Genauigkeit herrschte auch in allem Uebrigen, in den Möbeln, den Stoffen der Vorhänge und Bezüge, den Waffen, Geräthen und anderen Requisiten. Die Aufführung eines Costümistücks bei den Meiningern war nicht bloß eine Augenweide, sondern zugleich auch ein archäologisches Collegium ad oculos.

Aber nicht nur durch Form und Farbe, durch Trachten und Decorationen verstanden es die Meininger, die Wirksamkeit der Dichtung zu heben, in der Handhabung und Anwendung aller anderen scenischen Hilfsmittel führten sie entweder das schon Vorhandene auf eine ungeahnte Höhe oder brachten vollkommen Neues. Man denke an ihre Effecte der Beleuchtung und Akustik. Wer hätte den Vollmondschein im Garten des Brutus, den glänzenden Silberreflex auf der weißen Marmorbank vergessen! Wer das vom Morgen- nebel umschleierte Genua im „Fiesco“! Wer die Wirkung des Regens im „Käthchen von Heilbronn“! Wer das Toben des Gewitters in der „Jung- frau“ und den Donner Schlag im „Wintermärchen“!

Wie wußten sie durch Geräusche und Töne die von der Dichtung ver- langte Stimmung zu unterstützen! Ich brauche nur an die „Ahnfrau“ zu erinnern, an das unheimliche Krächzen der Wetterfahnen, an das Pfeifen des Windes durch das Schlüßelloch, an das Rauschen des eiskalten Luft- zugs. Man fühlte förmlich die Kälte, obgleich man doch nur das Geräusch hörte. Und diese nervenfolternden, langgezogenen, wimmernden Saitentöne beim Erscheinen der Ahnfrau! Das haben sich auch andere kluge Regisseure gesagt sein lassen. So hat L'Arronge im zweiten Theil des „Faust“ auch durch eine mystisch unheimliche Musik eine unbeschreiblich starke Wirkung erzielt. Während der schauerlich schönen Scene der Lemuren läßt er unter dem Podium im Pianissimo von vier Brummstimmen den verminderten Septimen- accord aushalten. Man weiß gar nicht, was es ist, was das zu bedeuten hat. Man hört nur ein ganz merkwürdiges Geseumm und Gesurrt, das die Arbeit der schaukelnden Lemuren in grauig schöner Weise begleitet.

Aber nicht nur die Bilder der farbenprächtigen Vergangenheit kamen bei den Meiningern zu einer bis dahin nicht dagewesenen Wirkung, auch die Herstellung der modernen Bühnenbilder war von demselben malerischen Geiste, von demselben feinsten Verständniß der Anpassung des Außerlichen an das Innerliche geleitet. Unvergesslich steht mir vor der Erinnerung die Decoration der Ibsen'schen „Gespenster“: ein ungemüthlicher Raum mit alten nüchternen Möbeln, pedantisch gut gehalten, steif, freudlos; im Hintergrunde ein breites Fenster mit kleinen Scheiben, durch die man den unaufhörlich herabfallenden

Regen sieht — ein Raum, so traurig, so verstimmend frostig, wie man sich ihn für die Beherbergung des Grausigen nur denken kann; Alles kahl, lustlos, und als einziger Zimmerschmuck die dunkle Bronze des schmerzgerissenen Laokoon.

Von einem Regisseur, der sich nicht ganz besonderer Begünstigungen erfreut, kann gar nicht beansprucht werden, daß er es in der Kunst der Herstellung eines malerischen und echten Bühnenbildes bis zur Vollkommenheit der Meiningen bringt. Diese Höhe hat überhaupt nur erreicht werden können durch den ganz besonderen Glücksfall, für den unsere deutsche Bühne nicht dankbar genug sein kann, daß einmal ein regierender Herr für die Bühne etwas Anderes gehegt hat als die gewöhnliche Theaterfreude und Liebhaberei, als die dankenswerthe Opferfreudigkeit des kunstliebenden Fürsten, — daß in einem deutschen Fürsten ein wahrer, echter Künstler steckt, zugleich ein Maler und ein Bühnenkünstler, ein Mann, der das Theater nicht bloß liebt, nicht bloß Geld dafür hergiebt, sondern es auch gründlich studirt hat und eine ganz ungewöhnliche Begabung dafür mitbringt.

Um solche Erfolge zu erzielen, war eine Kühnheit, ein Selbstvertrauen, eine Sicherheit in den Anordnungen erforderlich, die dem Regisseur, der selbst in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß zur Bühne steht, gar nicht zu eigen sein können.

Dazu gehörte aber noch etwas Anderes: die Abgeschlossenheit der kleinen Residenz, in der ohne Schädigung kühne Versuche unternommen werden, in der sich die Keime ruhig und stetig entwickeln konnten und nicht sogleich durch großstädtische Blasirtheit und Klugrederei niedergetreten wurden. In dem thüringischen Städtchen, in der Stille des unbeachteten kleinen Meiningen konnte erst die Frucht vollkommen ausreifen. Hier konnte sich die Phantasie freisten Lauf gönnen, ohne befürchten zu müssen, mit ihren tollen Launen und übermüthigen Sprüngen höhnisches Gelächter herdoorzurufen, ohne durch die Aengstlichkeit vor dem und dem irgendwie gefesselt zu werden. Hier durfte die Naivetät, die völlige Unbefangenheit die Zügel führen, und diese Naivetät, die sorglos draußlos geht, ist die Grundbedingung echten, freudigen künstlerischen Schaffens. Hier brauchte man sich nicht unablässig um das „Qu'en dira-t-on?“ zu kümmern und nicht mit Spannung und Beklemmung auf die Kritik am andern Tage zu warten. Hier konnte Alles versucht, Alles gewagt werden.

Käthchen, das durch den Bach gewatet ist, durfte sich die Strümpfe ausziehen und am Gesträuch zum Trocknen aufhängen. Der Rüpeluk in „Was Ihr wollt“ durfte die äußersten Grenzen des Burlesken erreichen. Die geistvollen Anachronismen durften sich getrost im „Wintermärchen“ herauswagen. Die himmlischen Kindereien in den Kleist'schen Meisterwerken, die reizvollen Ueberspanntheiten des Romantikers waren hier ebenso wohl möglich, wie die wildesten Ausgeburten der krankhaften Phantasie des Dichters. Hier war der Bärenzwinger in der „Hermannschlacht“ berechtigt. Hier

war es auch gestattet, die Zwischenacte, während deren der Vorhang nicht fällt, wie in Molières „Eingebildetem Kranken“, mit scherzhaften Einfällen mimisch zu beleben, das Krankenzimmer lüften und austrüchern und durch die Magd das Bett des braven Argan kunstgerecht machen zu lassen. Wer hätte das sonst wohl gewagt? Und die Wirkung? Ueberall erhielt Toinette, wenn sie stumm in aller Ruhe, Würdigkeit und Sorgfalt, wie es dem guten Hausmädchen ziemt, die Decken geglättet, die Stopfkissen geschüttelt und richtig niedergelegt hatte, unter immer steigender Heiterkeit bei ihrem Abgang einen donnernden Applaus. Alles das sind Wagnisse, auf die nur ein souveräner Regisseur verfallen kann, der in seiner vornehmen Höhe die betroffenen und verdubten Gesichter der überlegen achselzuckenden Schauspieler gar nicht sieht, der sich um keine verwirrende Bemerkung eines Generalintendanten und Chefs zu scheeren hat, der die blasirten Mienen der Logenbesucher bei der Premiere nicht kennt und von der Kritik nicht verstimmt wird.

Ein Regisseur, der sich nicht in dieser einzigen Ausnahmestellung befindet, würde auf solche Einfälle gar nicht kommen, und wenn er sie auch hätte, würde er damit vor dem von den Meinungen gegebenen Beispiele gar nicht durchgedrungen sein. Jetzt freilich, nachdem die Meinungen das Vorbild gegeben haben, nachdem Alles ausgereift und Alles gelungen ist, sind auch für die weniger Begünstigten die Wege geebnet. Der Regie sind in Bezug auf das äußere Bild ganz neue Horizonte erschlossen. Sie darf viel mehr wagen, als sie früher gewagt hat, denn nun glaubt man ihr; und deshalb ist auch sie vertrauensvoller geworden, jetzt wagt sie mehr und gewinnt oft das Spiel.

\* \* \*

Damit wäre auf einige der Hauptpunkte, auf die der Regisseur bei der Inszenirung eines Werkes sein Augenmerk zu richten hat, um es innerlich und äußerlich möglichst richtig, echt und wohlgefällig zur künstlerischen Freude des Publicums herauszubringen, hingewiesen. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß ich das Thema erschöpft habe. Mir genügt es auch vollauf, wenn es mir gelungen ist, einige Anregungen und zu beherzigende Winke gegeben zu haben und gegen die falsche Anwendung des bekannten Goethe-Wortes anzukämpfen:

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen  
Prohirt ein Jeder, was er mag.





## Meines seligen Onkels Stiefelsammlung.

Novelle

von

Otto Hoquette.

— Darmstadt. —

**D**aß mein Name in dem Testamente meines Onkels stehen könnte, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Eher hoffte ich, daß er meine Schwester, die nach dem Tode unserer Eltern seit drei Jahren in seinem Hause lebte, ein wenig berücksichtigen werde. Das fand sich denn auch bestätigt. Nun sollte ich erfahren, daß auch ich unter die Erben aufgenommen worden war, und stand sehr überrascht, als ich zuerst andeutungsweise von dieser liebevollen Fürsorge des theuren Abgeschiedenen erfuhr. Denn ich war noch ein ganz junger Arzt, hatte vorwiegend Armenpraxis, und es ging mir so knapp, daß ich bei der größten Einschränkung kaum durchkommen konnte. Der Gedanke, plötzlich lachender Erbe zu sein, hatte für mich etwas höchst Wohlthuendes.

Es war einige Tage nach dem Begräbniß, als die Tante meine Hand ergriff und unter Thränen begann: „Euch Alle hat er in seinem Testamente bedacht, der geliebte, unvergeßliche Mann — euch Alle, Alle! Auch Dich! Ja, wie sehr er Dich geliebt, zeigt er jetzt erst recht.“ — Die Tante brach schluchzend im Sessel zusammen. Die Sprache versagte ihr.

Ich schlug ergriffen die Augen nieder und wollte eben von meinem recht peinlichen Gefühl sprechen, daß das Erbtheil seiner beiden verheiratheten Töchter durch seine Großmuth gegen mich geschmälert werden sollte, als die Magd hereintrat, um eine wirthschaftliche Frage an die Hausfrau zu thun. Die Tante trocknete schnell ihre Augen, sprang auf und rief mit einem Tone, der nichts mehr von innerer Erschütterung hören ließ: „Der Metzger ist ein Dummkopf! Ich werde kommen und es ihm selber sagen!“

Sie verließ das Zimmer. Ich aber trat zu meiner Schwester, welche abgewendet mit ihrer Stiderei am Fenster saß. „Clärchen!“ begann ich nach kurzer Pause flüsternd: „Weißt Du — wieviel auf mich kommt?“

Clara wendete sich um, und als ihre Augen in mein Gesicht trafen, suchte es durch ihre Züge, und trotz ihrer Trauerkleidung plaste sie lachend heraus: „Ach Gott — Laurentius!“ Sie sprach nicht weiter, sondern suchte ihr Lachen hinter ihrem Taschentuche zu verbergen.

Ich heiße eigentlich Lorenz, aber durch den Onkel war mein Name in's Lateinische zurück übersetzt worden. „Na — ? Laurentius?“ das war immer sein Gruß, wenn ich in's Zimmer trat. So war ich denn, seit der kurzen Zeit, da ich in seinem Wohnorte lebte, wenigstens in der Familie, zum Laurentius geworden. — „Liebes Clärchen, warum lachst Du denn?“ entgegnete ich verwundert. „Du kennst meine Verhältnisse — es kann mir doch nicht gleichgültig sein, wie hoch ich bei der Erbschaft theilhaftig bin?“

„Gewiß nicht — aber schränke Deine Erwartungen ein!“

„Sie sind ja nicht hoch gespannt,“ versicherte ich — „aber —“

„Armer Laurentius!“ rief sie mit vor Lachen fast erstickter Stimme: „Du bekommst —“

„Nun, Clärchen? Nun —?“

„Fasse Dich, Laurentius — die Stiefel!“

„Wie denn, Kind? — Ich verstehe nicht —“

„Der Onkel vermacht Dir seine Stiefelsammlung!“

Ein Schreck durchfuhr mein Gemüth. „Um Gotteswillen! Die Stiefelsammlung — und weiter nichts?“

Clara schüttelte den Kopf und verfiel bei dem Anblick meiner Verdrußtheit in ein neues krampfhaftes Lachen.

Jetzt aber sank auch ich in den Stuhl nieder, von Enttäuschung und Aerger überwältigt. Zwar hätte ich über meine Situation auch lachen können, aber das Lachen Claras verstimmte mich und machte mir meine Lage nur ärgerlicher. Doch ich wußte ja, daß meine Schwester sich nicht aus Schadenfreude über mich belustigte, sondern daß ihr Lachen nur ein nervöser Rückschlag war gegen den Zwang, den sie sich bei der sentimentalen, und mehr geipielt als aufrichtigen Fassungslosigkeit der Tante auferlegt hatte. „Verzeih' mir, Lorenz!“ sagte sie endlich. „Es ist so schauerhaft komisch! Und wenn ich mir Deine Ueberraschung ausmalte, so konnte ich selbst vor der Tante ein ernsthaftes Gesicht kaum bewahren!“

Ja, schauerhaft komisch war es! Seine Stiefelsammlung hatte mir der Onkel, als ein Zeichen seiner besonderen Zuneigung, zum Erbtheil bestimmt. Und — Gott im Himmel! — am Ende hatte ich selbst die Veranlassung dazu gegeben! Aber jetzt — wenn es seine Richtigkeit damit hatte, ich konnte ja verzichten, ich konnte die Erbschaft ablehnen! Doch nein, das ging nicht! Hatte ich selbst durch eine solche Impietät nichts zu be-

fahren, so mußte ich auf meine Schwester Rücksicht nehmen, die vorerst an die Person der Tante gebunden, nicht dem täglichen Haber gegen mich ausgesetzt werden sollte. Oder — der Gedanke schoß mir plötzlich durch den Kopf — wäre es der Tante vielleicht ganz recht, wenn ich verzichtete? Sie verstand zu rechnen und zusammen zu halten. Sie konnte die Stiefeln selbst verkaufen — und es waren, wie ich einmal gehört hatte, über hundert Paar! Aber wiederum nein und nein! Ich durfte nicht sofort verzichten, die Sache mußte aus gewissen Gründen behutsamer angefaßt werden.

Mein seliger Onkel war, was man einen „kleinen Beamten“ nennt, Bureauchef bei einer Gerichtsbarkeit gewesen und hatte bei bescheidenen Ansprüchen immer sein Auskommen gehabt. Da sich dieses durch einen Lotteriegewinn noch verbesserte und der Tante das Haus, in welchem sie wohnten, durch Erbschaft zufiel, konnten sie in ganz behaglichen Verhältnissen leben. Der Onkel war ein stiller, freundlicher Mann, der, lenksam und zufrieden, sich um die Dinge der Welt nicht kümmerte und sich mit dem begnügte, was das Tageblättchen ihm von ihr zukommen ließ. Leidenschaften lagen ihm fern, nur eine Liebhaberei ging durch seine Mußestunden — der Sammeltrieb war in ihm erwacht. Andere beginnen mit bunten Muscheln oder Schmetterlingen und Käfern, oder sie werfen sich gleich mit erweitertem Fernblick in die Welt auf Briefmarken aller Nationen. Schlechte Erziehung nach der Mode treibt sie dann zu dem Unfug, Handschriften von Leuten mit bekanntem Namen zu begehren, gleichviel ob der Umworbene Künstler, Minister, Weltumsegler oder berühmter Scharfrichter ist. Wieder Andere sammeln Bücher, seltene Werke, antiquarische Druckschätze. Und wer viel dran wenden kann, weiß Gemälde, Kunstgegenstände, Alterthümer und Allerneuestes für sich zu gewinnen. Mein Oheim aber, fern von allen diesen Richtungen, welche doch immer mehr oder weniger mit der Welt in Beziehung stehen, hatte eine stiller umfriedete Neigung, er sammelte — Stiefel. Nicht alte, von Andern schon getragene, nein, Stiefel, die er sich für seine eigenen Füße machen ließ. Und zwar trat dieser Sammeltrieb ohne alle Vorstufen ganz plötzlich und unbedingt in ihm auf. Noch war das erste Paar vorhanden, welches er vor zwanzig Jahren bei Seite gestellt hatte, zwei ehrwürdige Veteranen, mit starken Küsterrücken auf jedem Ballen, die eigentlichen Begründer seiner Sammlung. Ihnen reihte er fortan jedes neue Paar an, welches nöthig wurde. Und die Paare folgten sich bald, denn er wartete nicht mehr ab, bis eins derselben schadhast geworden. Gestickte Stiefeln wies seine Sammlung nur aus den ersten Jahren auf. Waren die neuen einigermaßen gut ausgetreten, so galten sie für die Sammlung reif und kamen in Reih' und Glied, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß sie gelegentlich für einige Zeit wieder in Dienst gezogen wurden. Nicht lange, so kam er dahin, sich in jedem Jahresquartal ein Paar neue anmessen zu lassen, und in den letzten Lebensjahren war sein Sammeleifer so weit gediehen, daß er in jedem Monat seinen Schuster

und sich selbst durch einen frischen Zuwachs solcher schwarzen Zwillingssperlen für seine Sammlung beglückte.

Die Tante, welche in allen Dingen genau rechnete und zusammenhielt, sah diesem Luxus mit keineswegs günstigen Augen zu, ja, es hatte darüber manche Conflicte mit ihrem Gatten gegeben. Endlich aber zog sie vor, ihn darin nicht mehr zu stören, da sie durch dies Geltenlassen andere Vortheile für sich selbst gewinnen konnte. Sie ließ ihn gewähren und eroberte sich dafür die unumschränkte Herrschaft über das Haus und — ihn selbst, so lange er sich außerhalb seines Museums befand.

Dieses Museum hatte sich der Onkel in einer Kammer nach dem Hofe hinaus eingerichtet. An der Wand befestigte Bretter zeigten die dunklen Reihen seiner Lieblinge, so wohl geordnet, daß sie nach Jahrgängen und Nummern auf einander folgten. Und es war eine stattliche Folge, denn nach der letzten Zählung stellten sich mehr als hundert Nummern — selbstverständlich Doppelnummern, heraus! Aber eine solche Sammlung wollte auch verwaltet sein. Sie mußte vom Staub befreit, ja, sie mußte von Zeit zu Zeit, Stück für Stück, von Neuem gepußt werden. Dafür stand an der Fensterwand ein Tisch mit verschiedenen Sorten von Wicse in Flaschen, Näpfen, auch wohl auf zerbrochenen Tellern, und dazu Bürsten und Pinsel, Schabmesser, kurz alle dazu nöthigen Geräthschaften. Der Onkel war ein gründlicher Kenner dieser Dinge, ja, man konnte ihn auf dem Gebiete der Wicse, der Bürsten und des Blanpußens unter die ersten Autoritäten seines Fachs rechnen. So verwaltete er sein Museum mit Gewissenhaftigkeit und reiner, hingebender Liebe. Wenn er in seinem säuerlich scharf durchdufteten Museum arbeitete, die linke Hand in einen Stiefel versenkt, mit der rechten die Bürste schwingend, daß ihm der Schweiß ausbrach, dann feierte er die eigentlichen Wehestunden seines Lebens, er fühlte sich einen glücklichen Mann. Und das Geschick gewährte ihm dieses Glück bis zu seinem Tode, der durch einen Schlaganfall ihn sehr schnell hinwegraffte.

Es war noch kein Jahr her, als ich zum ersten Mal mit irgend einer Meldung in sein Museum eintrat. Ich stand überrascht durch den seltsamen Anblick, sowohl seiner Schätze, als auch seiner selbst, denn er war in Hemdsärmeln und trug eine blaue Schürze und rührte mit dem Holzspan eine dunkle Masse zusammen, mit welcher er auch die Hälfte seiner Nase geschwärzt hatte. Mochte er das letztere nicht einmal wissen — denn ein Spiegel befand sich im Sammlungsraume nicht — die Verdunkelung des ziemlich starken Mittelpunktes in seinem Gesicht, zugleich mit dem Blicke, den er dem unerwarteten Gaste zuwarf, gaben ihm den Ausdruck von etwas Verhängnißvollem. Ich suchte mein Eindringen zu entschuldigen, und die Neugier bewog mich, ein lebhaftes Interesse für seine Sammlung und sein Walten darin zu erheucheln. Seine Züge erhellten sich zur Freundlichkeit. Er legte die Bürste weg, trat mit mir an die Wandbretter, machte mich mit den Principien für die Auf-



stellung bekannt, wies mir auch die eigentlichen Veteranen vor. Ja er holte sogar von einer Art von Strafbank ein Exemplar herbei, mit welchem eine ernste Kur vollzogen werden mußte. Denn dieses unbotmäßige Paar knarrte, wenn man darin ausging. Der Dheim hatte dies, als er es kürzlich einmal in Gebrauch gezogen, mit Schrecken wahrgenommen. Da er aber dieses aufdringliche und wichtigthuerische Stiefelknarren schon bei Anderen heftig verabscheute, wie hätte er es bei seinem soliden und gelassenen Auftreten an sich selbst dulden sollen? Er wußte auch gegen dieses Knarren die geeigneten Mittel anzuwenden. Da ich für Alles meine Theilnahme zeigte, schien er in der glücklichsten Stimmung, und endlich legte er seine Hand auf meine Schulter, und sagte lächelnd: „Ich freue mich, daß Du Verständniß dafür hast, Laurentius! Es soll Dir unvergessen bleiben!“

Diese Worte fielen mir wieder ein, als mir Clara die erste Mittheilung von meiner Erbschaft machte! Meine eigene Heuchelei hatte verschuldet, daß diese, mir scheußlichste aller Sammlungen, in meinen Besitz übergehen sollte! Ja, wenn ich die hundert Paar Stiefel hätte tragen können! Bis an mein Lebensende wäre ich jeder Schusterrechnung überhoben geblieben! Aber der theure Abgeschiedene war auf möglichst großen Füßen durch das Dasein gewandelt, während ich — ohne Eitelkeit sei es gesagt — zu einem Paar Stiefel kaum die Hälfte des Leders brauchte, welches er für einen beanspruchte.

Kurz, es stand fest, daß ich im Testamente mit den Stiefeln des Onkels bedacht worden war. Die Tante erzählte es mir unter Thränen und mit dem ganzen Aufwande ihrer exaltirten Erschütterung. Ich machte gute Miene, und ließ nur einfließen, daß die Erbschaft mich für den Augenblick etwas in Verlegenheit setze, da ich sie bei mir nicht unterbringen könne, und ein Käufer für die ganze Sammlung sich nicht gleich finden werde.

„Ein Käufer? rief die Tante, wie von Entsetzen ergriffen. Laurentius! Du denkst doch nicht zu verkaufen, was Dein Dheim seit zwanzig Jahren zusammengebracht, was seine Erholung, seine Liebhaberei, sein Glück gewesen? Nein, das wäre ein Mangel an Pietät — nein, oh Gott, das überlebte ich nicht! Alles das nun zerstreut zu wissen — Laurentius, diesen Kummer, diesen Schmerz, dieses Herzeleid wirst Du mir nicht anthun!“

Die Tante schien fassungslos. Und doch kannte ich die liebe Frau genau genug, um anzunehmen, daß, wenn die Stiefel des Onkels in ihren Händen geblieben wären, sie dieselben unbedingt losgeschlagen haben würde.

„Nun gut, liebe Tante! entgegnete ich. Ich denke ja garnicht daran, ein Geschäft damit zu machen! Aber ich habe in meiner Wohnung keinen Platz für so viel Glücksgüter. Sie gestatten daher wohl, daß die Stiefel für's Erste in dem bisherigen Sammlungsraum verbleiben, bis —“

„Nein! unterbrach mich die Tante mit Entschiedenheit: Das geht nicht! Ich denke die Kammer nebst der anstoßenden größeren Stube fortan zu vermietthen. Ein junger Postbeamter hat sich bereits dafür gemeldet. Ich

konnte ihm das unsauber gewordene Gelaß in diesem Zustande nicht zeigen, doch will er übermorgen wiederkommen. Bis dahin müssen die Räume durchaus gereinigt und neu eingerichtet sein. Ich muß daher darauf dringen, daß Du die Sammlung schon morgen, und zwar in aller Frühe, abholen lässest, denn ich brauche den Tag fast allein zur Säuberung der Kammer! Und doch — wie werde ich den Anblick überstehen — fuhr sie in erneuter Ueberspannung fort — diese theuren Lebensspuren meines Unvergeßlichen aus dem Hause entführt zu sehen! Oh, daß ich mich auch davon — davon — davon trennen muß!“ Ein neuer Thränenstrom schien ihre Stimme zu erstickten.

„Heule Du, daß Dich der Bock stößt!“ dachte ich in der entfesselten Rohheit meiner Gefühle; aber ich wußte der Heuchelei gegenüber die Rolle des heuchlerischen Tröstlers so gut zu spielen, daß Clara das Zimmer plötzlich verließ. Es geschah nicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Die Tante hatte gesprochen, und es gab keine Einwendung gegen ihre Beschlüsse.

Allein wohin nun mit dem mir zugefallenen Gute? Ich ging zu einem Spediteur, um mit ihm zu verhandeln. Er schickte zwei Kisten und seine Leute, welche die Sammlung einpackten. So wurde mein Erbtheil in seinem Lagerraum aufgenommen. Daß ich die Kisten bezahlen mußte, und auch für das Lagergeld aufzukommen hatte, war mir sehr unbequem. Aber meine Schwester, welche, obgleich sechs Jahre jünger als ich, über ein größeres Taschengeld verfügte, als meine Praxis mir monatlich als Einnahmen brachte, half mir aus der Verlegenheit, wie die gute Seele es auch sonst schon gethan hatte. —

Ich bewohnte damals eine einzige Stube, und zwar zur Miethe bei einem Schuhmacher. Ihn selbst, den Meister Sperling, bekam ich selten zu sehen, mein Verkehr mit der Familie beschränkte sich, wenn ich nicht etwa ärztlich zugezogen wurde, auf die Frau, welche zugleich die Aufwartung bei mir übernommen hatte. Jetzt aber ging ich einmal in die Werkstätte zu Herrn Sperling. Ich fragte ihn nach dem Ergehen seiner Kinder — das jüngste hatte den Keuchhusten — und pochte leise an, wie und wo man etwa getragene Stiefel verkäuflich anbringen könnte?

Der Meister sah prüfend auf meine Füße und entgegnete: „Ihre neuen, Herr Doctor, sind noch ganz gut, und die alten, die ich erst vorgeschubt habe, können Sie auch noch eine Weile tragen!“

Diese Kenntniß meiner Fußbekleidung, welche sich allerdings auf nur zwei Paar Stiefel beschränkte, und zugleich der Verdacht des Meisters entzückten mich dermaßen, daß ich laut auflachen mußte. „So ist es nicht gemeint, Herr Sperling!“ entgegnete ich. „Was ich trage und Sie für mich überwachen, das behalte ich. Es handelt sich um eine größere Anzahl von Stiefeln, die, in zwei Kisten verpackt, beim Spediteur stehen. Es hat sie mir Jemand anvertraut. Dem Eigenthümer wäre es recht, wenn er sie verkaufen könnte. Sie sind noch wohl erhalten —“

„Zwei Kisten voll?“ rief der Meister mit großen Augen. „Wieviel sind es denn wohl?“

„Es sollen über hundert Paar sein.“

„Donners — tag!“ murmelte der Meister. „Ueber hundert Paar — in zwei Kisten! Auf einmal werden sie nicht zu verhandeln sein. Und schon getragen —?“

„Aber noch wie neu!“

Eigentlich schwebte mir die Frage auf der Zunge, wie hoch man wohl den Preis für das einzelne Paar ansehen könnte? Doch unterdrückte ich die gewinnlüchtige Regung.

Der Meister aber kam in seiner Ueberlegung meiner Frage ziemlich nahe, indem er sagte: „Man müßte versuchen, sie duzendweise anzubringen, oder mit einem halben, einem Viertelduzend anfangen. Wenn sie nur nicht schon zu lange getragen sind! Könnte ich sie nicht einmal ansehen?“

„Die Kisten sind vernagelt, lieber Meister —“

„Na, ich könnte sie ja doch nicht kaufen! Aber ich will darüber denken. So etwas geht nicht schnell, doch kann man nicht wissen —!“

Ich überließ die Angelegenheit dem Denken des Meisters und war zufrieden, selbst nicht mehr daran denken zu müssen. Wenigstens für eintige Zeit. —

Da wurde eines Abends die Stadt durch Feuerlärm erschreckt. Es brannte bei einem Spediteur — demselben Spediteur, dem ich meine Kisten anvertraut hatte. In ein paar Stunden war der Lagerraum völlig ausgebrannt, und selbstverständlich mein Besizthum von den Flammen mit verzehrt. Eigentlich lachte ich mir in's Häusichen über meinen Verlust, denn eine Art von Sorge war mit ihm verschwunden. Ich hatte meiner Schwester Abends einen Besuch versprochen, ging nun aber nicht zu ihr, um die Lamentationen der Tante über das entseßliche Ereigniß nicht anhören zu müssen.

Tags darauf mußte ich aber doch in ihrem Hause vorsprechen. Da stürzte mir die Tante mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief: „Laurentius! Sie ist ja gerettet — gerettet!“

„Wer ist gerettet?“ fragte ich, fast erschreckt durch die Vermuthung, meine Schwester könnte in irgend einer Gefahr gewesen sein.

„Du weißt es noch nicht?“ entgegnete die Tante, „Deine Sammlung ist gerettet! Die beiden Kisten stehen beim Schlosser im Hofe. Als das Feuer ausbrach, griff man zuerst nach den zuletzt hereingekommenen Gütern, zumal die Kisten hart an der Thür standen. Oh, der Geist des liebevollen Verbliebenen hat als Hüter über ihnen geschwebt und sie vor dem Verderben bewahrt! Freue Dich, daß sie Dir wiedergegeben sind! Schon gleich nach dem Brande empfang ich die Nachricht, und vermuthlich darum zuerst, weil die Kisten aus meinem Hause abgeholt worden waren. Laurentius, wie muß Dir gestern Abend zu Ruthe gewesen sein, als Du den Dampf aufsteigen sahst, der Dir den Verlust Deines Besizes verkündete!“

Die Tante spielte ihre Komödie noch eine Weile fort, ich aber knirschte im Stillen, daß ich vergeblich gehofft hatte, die verwünschten Stiefel aus der Welt geschafft zu wissen. Wo sollte ich jetzt hin mit meinem Lederzeug? Der Schlosser, den ich aufsuchte, wollte die Risten nicht länger im Hofe behalten. Mein Schuster Sperling hatte auch keinen Platz dafür, das wußte ich. Mußte ich sie wirklich in die Enge meiner Stube, übereinander gethürmt, aufnehmen? Aus dieser Verlegenheit wurde ich noch desselben Tages von einer Seite her gezogen, an die ich dabei am wenigsten gedacht hatte, doch bevor ich diesen glücklichen Fall erzähle, muß ich Einiges über die Angelegenheiten meiner Schwester mittheilen.

Clara befand sich Hause der Tante in einer keineswegs günstigen Lage. Ihrer Erziehung, ihrer geistigen Richtung, ihrer Bildung nach, war sie aus dem elterlichen Hause in eine durchaus untergeordnete Sphäre hinabgestiegen. Sorgfältige Erziehung und allseitige Ausbildung unserer Fähigkeiten war Alles, was unsere Eltern uns für das Leben hatten mitgeben können. Davon konnte Clara in ihren neuen Verhältnissen so gut wie nichts verwertthen. Sie dachte daran, selbst Erzieherin und Lehrerin zu werden. Aber als der Plan in ihr auftrat, erschien sie mir doch noch zu jung dazu, und überdies that es mir weh, sie unter fremden Menschen, vielleicht weit weg zu wissen und sie für mich selbst zu verlieren. Der letzte Gedanke war es denn auch, welcher Clara mit ihrem Entschluß immer noch zaudern ließ, denn wir Geschwister hingen sehr aneinander und mochten uns nur ungern einen Tag entbehren. Glücklicherweise war Clara eine frohmüthige Natur, die mit gutem Humor über Manches hinwegkam, was sie im Grunde anwiderte und abstieß. In der letzten Zeit jedoch lastete Einiges auf ihrem Gemüth, was nicht mehr leicht zu nehmen war. Sie liebte und hatte sich seit einigen Monaten heimlich verlobt. Ich wurde der Dritte in dem verschwiegene Bunde, den ich nur billigen konnte. Ihr Bräutigam war Gymnasiallehrer, freilich noch sehr jung, kaum zwei Jahre älter als sie, aber einer der geachtetsten und liebenswürdigsten Burschen, die ich gekannt habe. Als ein jüngerer Bruder eines meiner Universitätsfreunde, hatte er mich bereits aufgesucht und ganz gewonnen, noch bevor er gewagt, sich meiner Schwester zu nähern. Ihr Verlöbniß machten die jungen Leute dann freilich ohne mich ab, doch wurde ich gleich zum Mitwisser erkoren. Freilich war das Gehalt unseres Fritz Allendorf so gering, daß die jungen Leute an eine Verheirathung für's Erste nicht denken durften.

Durch mich wurde Allendorf, als mein Freund, in das Haus des Onkels eingeführt. Der alte Herr mochte ihn sehr gern, da Fritz der unterhaltendste und fröhlichste Gesellschafter war. Die Tante jedoch zeigte sich von Anfang an gegen ihn eingenommen. Witterte sie nun etwas von seiner Neigung zu Clara — einer Neigung, die sie mißbilligte an einem jungen Menschen ohne Vermögen und Stellung — kurz, sie wurde immer absprechender gegen ihn, und endlich erklärte sie mir, sie verbitte sich Herrn

Doctor Allendorfs Besuche ein für allemal. So sahen sich die Liebenden außerhalb des Hauses und hatten sich — auf gut Glück und vielleicht auf eine ferne Zukunft hinaus verlobt.

Als ich dem Freunde bei einer Begegnung auf der Straße von meiner Erbschaft und dem Mißgeschick mit derselben erzählte, lachte er zwar von Herzen, rief dann aber: „Dafür weiß ich Rath! Neben meiner Stube habe ich eine Kammer, die nur mit meinem Koffer und einem Gestell mit ausgerangirten Büchern möblirt ist. Für Deine Kisten wäre noch Raum genug darin. Schaffe sie nur zu mir!“

Ich war ganz glücklich über dieses Anerbieten und brachte meine Sammlung bei ihm unter. Clara lachte, als ich es ihr mittheilte, dann aber wurde sie etwas nachdenklich, und endlich sagte sie: „Vielleicht kann das dazu dienen, die Tante günstiger für Fritz zu stimmen! Du weißt, bei Allen, was nicht in ihrem Kopfe entsprungen, ist sie immer „dagegen“, und man sucht umsonst zu berechnen, welcher kleine Vortheil sie bewegt, auch einmal für etwas zu sein. Diesmal aber —“ Und Clara flüsterte mir einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Tante zu, die sie ebenso belustigten, als sie mich empörten, und gab mir einige Anweisungen, die ich zu befolgen versprach, obgleich meine Diplomatie der Tante gegenüber immer mehr in Gefahr gerieth, in Grobheit unzußlagen.

Als sie mich nach einigen Tagen fragte, wie ich meine Sammlung untergebracht hätte, bekannte ich, daß ich sie vorerst einem Bekannten hätte anvertrauen müssen. „Der junge Mann,“ so fuhr ich fort, „hat immer eine ganz besondere Zuneigung für den verstorbenen Onkel gehabt, ja, das Sammeln desselben und das stille Walten in seinem Museum hatte für ihn etwas tief Rührendes. Jetzt ist der Freund ganz glücklich darüber, etwas von ihm, gleichsam den Ausdruck seines geistigen Theils, bei sich bewahren zu können.“

„Aber wer ist denn dieser vortreffliche junge Mensch?“ rief die Tante gespannt.

„Es ist — Doctor Allendorf.“

„Wie? Der —? Allendorf? Aber das ist ja ganz merkwürdig! hm, hm! Nun ja, mein unvergeßlicher Gatte mochte ihn eigentlich auch gern, und hat oft über seine Scherze gelacht. Es ist wirklich hübsch von Allendorf — recht hübsch!“

Clara schien die Gelassenheit selbst bei diesem Gespräche, sie unterbrach dasselbe sogar, wie etwas Gleichgiltiges, um es auf andere Dinge zu lenken.

Einige Tage darauf brachte die Tante selbst die Rede auf Allendorf. Es sei eigentlich schade, daß er ihr Haus nicht mehr besuche. Ich erklärte, daß der junge Mann in seinem Berufe sehr beschäftigt sei und sich wenig auf Gesellschaft einlassen könne. „Uebrigens,“ fuhr ich fort, „hat seine Tüchtigkeit und sein Eifer bereits die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregt, sodaß er zu einer sehr günstigen Stellung ausersehen sein soll.“ Ich

sagte damit freilich mehr, als ich mußte, aber ich wünschte es, und die Möglichkeit einer solchen Thatsache war ja nicht ausgeschlossen.

Die Tante aber, welche aus den Gesprächen ihres Gatten eine hohe Meinung von „Vorgesetzten“ und der Bedeutung ihrer Gunst gefaßt hatte, sprach sich jetzt mit schöner Hochachtung über Fritz Allendorf aus. Und nach wieder einigen Tagen richtete sie die Frage an mich, ob der junge Doctor wohl eine Einladung zu Tische annehmen würde? Ich wollte ihn darüber so ausholen, sagte ich, zugleich aber mit der Bemerkung, daß, wenn ich ihn fände, daß es in seinen Wünschen läge, die Einladung nicht von mir, sondern von der Dame des Hauses selbst kommen müsse.

Schon am nächsten Sonntag sah Fritz Allendorf mit Clara und mir am wohlverforgten Tische der Tante. Wo es ihr darauf ankam, zeigte sie, daß sie eine sehr gute Küche führen konnte. Der Wein freilich ließ zu wünschen übrig. Fritz war überaus liebenswürdig, Clara zurückhaltend, wie es einem jungen Mädchen zukommt, die Hausfrau in der allerbesten Laune.

Was soll ich von Allendorfs immer häufigeren Besuchen sagen? Kurz, nach vier Wochen waren Clara und Fritz ein öffentlich verlobtes Paar, und die Tante erklärte, die Hochzeit müsse nicht lange aufgeschoben werden. Das Erbtheil, welches der Onkel für Clara bestimmt habe, reiche ja über die Ausstattung hinaus, und im Uebrigen müßten junge Leute sich eben einrichten und auf die Zukunft hoffen. „Durch Claras Weggang werden dann auch bei mir einige Veränderungen eintreten,“ fuhr sie fort. „In meinem oberen Stockwerk wohnen sichere Leute. Ich selbst begnüge mich mit zwei Stuben und meiner Küche. Ich bin ja so bescheiden in meinen Ansprüchen — ach, so bescheiden! Claras Stube, welche frei wird, denke ich auch zu vermietthen —“

Bei diesen Worten der Tante sah mich meine Schwester plötzlich mit einem Blicke an, den ich verstehen mußte — denn hinter die stillen Pläne der Sprecherin waren wir schon gekommen. Sie wünschte, daß Clara bald aus dem Hause käme, um ihre Stube vermietthen zu können, und darum hat sie die Verlobung plötzlich begünstigt — die liebe Tante! Doch was that's? Die Liebenden waren glücklich.

Es traf sich sogar, daß meine Prophezeiung einer Beförderung Allendorfs schneller in Erfüllung ging, als ich erwartet hatte. Er wurde zu einer sehr verbesserten Stellung, und zwar in eine andere Stadt berufen. Aber diese Stellung sollte er sofort antreten. In acht Tagen aber konnte die Ausstattung und die Vorbereitung zur Hochzeit nicht vollendet sein, erklärte selbst die Tante. Es war um Ostern, man beschloß die Hochzeit bis zu Pfingsten aufzuschieben.

Nun aber trat meine Stiefelangelegenheit für mich wieder mehr in den Vordergrund. Fritz konnte meine Kisten nicht in seinen neuen Wohnort und nicht mit in die junge Ehe nehmen, er durfte sie auch nicht in seiner Kumpelkammer stehen lassen. Da sehr schnell über ihren Verbleib beschloßen werden mußte, fand ich keinen anderen Aufbewahrungsort, als nun wirklich meine

Stube! Sie wurde recht beengt dadurch und nicht sonderlich verschönert. Selbst die verstoffene Bettdecke, welche Frau Sperling darüber breitete, bot keinen anziehenden Anblick.

Der Meister aber zeigte sich lebhaft gespannt auf den Inhalt meines neuen Mobiliars. Da ich ihm gestattete, eine der Kisten aufzubrechen, zog er mehrere Exemplare meiner Sammlung hervor, betrachtete sie aufmerksam, und sagte: „Groß, groß! Sehr vollkommen! Unter fünfundzwanzig Mark waren sie nicht herzustellen. Schade, daß sie schon getragen sind! Gut sind sie ja noch — recht gut, aber doch nicht mehr neu!“ Er packte die Stiefeln sorgfältig wieder ein, und mir war es, als hörte ich einen tiefen Seufzer seiner Brust entsteigen. —

In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten sollte ich nun aber ein Spielball der unerhörtesten Aufregungen werden, unter welchen mir kaum die Fassung blieb, mich selbst psychologisch zu beobachten und zu regeln, so daß mir aus diesem Chaos späterhin genug des Beschämenden übrig blieb. Wenn ich nur Posten aufsehe, wie: Unglückliche Liebe, Schatzgräberei, Halbwahnsinn meinem Lederzeug gegenüber, Forderung vor das Polizeigericht, ein neuer Frack — so giebt das eine Summe von Erfahrungen, die denn doch etwas zu bedeuten hat! Aber ich will erzählen, und so fange ich mit meiner unglücklichen Liebe an, die sich ja durch vieles, die Armenpraxis mit eingerechnet, beseligend und zugleich schmerzlich berührend, hindurch schlang.

Ja, beseligend war diese unglückliche Liebe! Denn ich hatte eine Neigung bisher noch niemals mit einer solchen Macht in mir aufsteigen gefühlt. Als ein Unglück aber mußte ich sie betrachten, da sich nicht die geringste Aussicht darbot, damit zu einem günstigen Ziele zu kommen. Ich hatte mich in eine junge Dame verliebt, ohne sie jemals gesprochen zu haben, ohne noch in ihre Nähe gelangt zu sein. In den Anlagen vor der Stadt sah ich sie zuerst bei einem Spaziergange, war gleich hingerissen, lief denselben Weg alle Tage, fand sie nicht wieder, entdeckte sie endlich, da sie aus einem Hause trat, erfuhr, daß sie darin wohnte; und als ich nun gar hörte, daß sie Eufemia heiße, war ich weg vor Wonne, und der Name Eufemia klang Tag und Nacht durch mein Gemüth. Ich machte die ganze Stufenleiter der Verliebtheit gründlich durch.

Nun gehörte aber Eufemias Familie zu den angesehensten und reichsten der Stadt, und sie selbst, als einzige Tochter des Hauses, galt für ein sehr verwöhntes und anspruchsvolles Kind, welches selbstverständlich von Männern stark umworben war. Ihr Vater, Herr Randolf, war Präsident eines ganzen Complexes von Eisenbahnen — und, wie mir gesagt wurde, ein studirter und gebildeter Mann. Mir aber, dem jungen Arzte mit der Armenpraxis, fehlte jede Beziehung zu den Kreisen, in welchen Eufemia verkehrte. Wie sollte ich es nun anstellen, mich der Geliebten zu nähern? Zunächst blieb es beim Pflastertreten vor ihrem Hause. Meine ärztliche Thätigkeit ließ mir manche Zeit dazu. Das Glück wollte mir in so fern

wohl, als ich ihr wirklich nicht selten begegnete. Aber anreden durfte ich sie doch nicht, nicht einmal einen Gruß glaubte ich an sie wagen zu dürfen. Nur das Ansehen hatte ich frei, und das wurde zu einem Anstarren, zu einer leidenschaftlichen Augensprache. Und — merkwürdig! — Eufemia wendete sich nicht strafend ab, sie hielt meinen Blick aus, sie schien verwundert, aber nicht ungehalten. Da fand sich einmal ein besonders günstiger Augenblick. Ich sah Eufemia vor mir herschreiten — die reizende, elastische Gestalt mit dem leichten, schwebenden Gange! Plötzlich verliert sie ein weißes Tüchlein, welches unbemerkt von ihr am Boden liegen bleibt. Ich stürze mich auf den willkommenen Fund — oh, ich hätte ihn an die Lippen drücken mögen! Jetzt durfte ich sie anreden. Stammelnd vor Glücksgefühl that ich es, und reichte ihr das battistene Taschentüchlein. Sie stutete ein wenig, nahm es aber lächelnd und sagte: „Oh, ich danke Ihnen recht sehr, Herr Doctor!“

Was? Sie nannte mich Herr Doctor? Kannte sie mich denn schon? Ein Freudenstrahl durchzuckte mich. Ich wollte weiter reden, aber schon war sie vorüber, und ich hatte das Nachsehen.

Dann war sie eine Woche — ganze acht Tage lang für mich verschwunden! All mein Pflastertreten vor ihrem Hause vergeblich! Nichts von ihr zu sehen, noch zu erfahren! Es war eine Zeit der Marter, ja der Verzweiflung!

Da sitze ich eines Morgens in meiner Stube, und zwar — mit einem Gedicht an Eufemia beschäftigt. Ja, so weit war ich bereits herunter, daß ich Verse machen mußte! Plötzlich fahre ich zusammen, denn die Schelle wurde stark gezogen. Hastig verberge ich mein Schriftstück und eile zu öffnen, in der Meinung, zu einem Kranken gerufen zu werden. Vor mir aber steht ein „armer Handwerksbursche“, der mich dringend um ein paar alte Stiefel anfleht. Ich sah auf seine Füße, die in wirklich trostloser Bekleidung steckten. Mir fiel ein, daß ich ja einen so starken Vorrath von Stiefeln besaß, und ohne Umstände holte ich ihm aus der Kiste ein Paar heraus, die er mit gerührtem Dank empfing. Diese Unterbrechung war aber meinem Gedichte nicht förderlich, ich mußte das Reimen für diesmal einstellen.

Am andern Morgen saß ich zwar nicht wieder bei Versen, als die Schelle erklang, aber ein „armer Reisender“ stand auch diesmal vor mir mit der Bitte um ein paar alte Stiefel. Da auch sein Fußwerk traurig genug bestellt war und ich Eile hatte, um in das Krankenhaus zu gehen, griff ich nochmals in die Kiste und beschenkte ihn aus meinem Erbschaft.

Auffallend aber war es mir, als am Tage darauf der dritte Stiefelbedürftige erschien. Hatten diese Gesellen einander Mittheilungen über meine Vorräthe gemacht? Ich wollte den Dritten abweisen — allein dieser arme Mensch sah so hilfsbedürftig aus, und ich hatte in meiner ärztlichen Thätigkeit so viel Einblick in die Armuth gewonnen, daß ich das Mitleid über



mich siegen ließ und meine Sammlung um ein drittes Paar verringerte. Hinterher freilich wurde ich der Beobachtung inne, daß die Stiefel der drei Reisenden eine große Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten, denn bei allen war die große Zehe am rechten Fuße durchgekommen.

Und wieder schellte es Morgens. Ich springe auf und denke: Na warte, der Vierte soll bei mir schon ankommen!

Mich aber begrüßt der Gerichtsbote mit einer Vorladung zum Zeugenverhör in einer Diebstahlsache. So etwas war mir ganz neu, und recht neugierig war ich auch, was ich wohl zu bezeugen haben würde. Ich verfehlte nicht, rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, und wurde bald in das so und so nummerirte Zimmer geführt. In dem Untersuchungsrichter erkannte ich einen mir bekannten Herrn.

Nachdem er mich freundlich begrüßt hatte, ließ er durch den Gerichtsdienner ein paar große Stiefel auf den Tisch setzen und fragte, ob es mir möglich sei, dieselben als ein einstiges Besitzthum wiederzuerkennen?

Ich zuckte die Achseln. Die Stiefel sahen ihrer Größe nach freilich sehr nach meinem seligen Onkel aus, aber es gab deren viele, die für einen starken Fuß gemacht waren. Ich entgegnete also, daß ich diese sicherlich nie getragen hätte, daß sie aber wohl aus einer Sammlung sein könnten, die ich — gezwungen sei — bei mir zu bewahren.

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach mich der Untersuchungsrichter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Mir aber war dies Lächeln unangenehm und daß er — „wußte“, ärgerte mich geradezu. Am Ende wußten noch mehr Leute über meine Erbschaft und spotteten darüber.

Die Frage, ob ich dieses Paar Stiefel einem bettelnden Handwerksburschen geschenkt, konnte ich auch nicht bejahen, sondern nur bekennen, daß ich einem armen Reisenden ein Paar gegeben, welches mit dem corpus delicti allerdings einige Aehnlichkeit gehabt habe. Dann aber kam eine Frage, die mich fast erröthen machte: Nämlich, ob ich in einen der Stiefel eigenhändig einen Hundertmarkschein gesteckt hätte, oder — zweiter Theil der Frage: Ob es mir wahrscheinlich sei, daß eine solche Banknote darin gesteckt haben könnte? Den ersten Theil der Frage konnte ich verneinen, sogar beschwören: Nein! Ich hatte keinen Hundertmarkschein in den Stiefel gesteckt — aus Gründen, die ich dem Untersuchungsrichter nicht weiter darlegte. Ob aber ein solches Papiergeld ohne mein Wissen darin vorhanden gewesen sein könne, das erscheine mir nicht sehr wahrscheinlich. Und doch durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke, der mich elektrisirte.

Der Angeklagte wurde darauf hereingeführt und mit mir confrontirt. Ich glaubte den Ersten der drei von mir beschenkten Reisenden in ihm zu erkennen. Er sollte den Hundertmarkschein gestohlen haben — ich übergehe die Vorstufen der Anklage — während er, auch mir gegenüber, behauptete, das Papier in einem der beiden Stiefel gefunden zu haben. Trotz seines

zuversichtlichen und frechen Auftretens wurde ihm wenig Glauben geschenkt, und der Untersuchungsrichter ließ ihn abführen. Dieser theilte mir darauf mit, daß der Angeklagte ein schon mehrfach bestraffter Strolch sei, den man auch diesmal seines Diebstahls wohl überführen werde. Für mich war die Verhandlung zu Ende, und ich wurde höflich entlassen.

In mir aber war ein Phantasiegebilde aufgestiegen, welches vom ersten Lichtblick auf, sich zu immer weiteren Zauberkreisen ausdehnte. Wenn nun der Strolch die Banknote wirklich in einem der beiden Stiefeln gefunden hätte? Und wenn der Dnfel in einen Stiefel jedes Paares (es mochte der rechte oder linke sein) absichtlich und eigenhändig einen Hundertmarkschein gesteckt hätte? Drei Paar hatte ich verschenkt — dreihundert Mark wären mir somit bereits verloren gegangen! Aber ich wollte den Verlust verschmerzen, blieben mir doch noch hundert Paar! Denn — das muß ich hier hinzufügen — von den Einpadern des Spebiteurs war mir mitgetheilt worden, daß ich über ein hundert und drei Paar zu verfügen hatte. Ich fing an im Kopfe zu rechnen: Es kam eine ungeheuere Summe heraus — zehntausend Mark! Es waren beinahe so viel, als der Dnfel meiner Schwester vermacht hatte. Und warum mir nicht diese Zehntausend? Ein bißchen Sonderling war er ja, und ein solches Versteckspiel wäre nicht undenkbar gewesen. Vielleicht sollte die Tante von seiner Freigebigkeit und Großmuth nichts erfahren, und so hatte er sein heimliches Legat der verschwiegensten Form vertraut, seinen Lieblingen, um sie auch mir lieb, ja, doppelt werth zu machen! Mein Capital sollte mir jetzt den Weg zur Geliebten öffnen. Ich besuchte im Geiste bereits Theater, Concerte, vielleicht Bälle, trat in ihre Nähe, wurde ihrer Familie vorgestellt, fand Aufnahme in ihrem Hause, sah sie täglich — und so trat Eufemias leuchtende Gestalt plötzlich in die engste Beziehung zu meinem Stiefelvorrath!

Ich stürzte, ich taumelte die Straßen entlang. Ich hielt auch wieder an, schöpfte Athem, ich suchte mich zur Ordnung zu rufen, mich für meine Thorheit zu schelten. Trotzdem trat die Wahrscheinlichkeit meines Phantasiebildes doch wieder hinter den Gedanken an die Möglichkeit zurück. Ich kämpfte in mir nieder, was mich fieberhaft erregte, ich ging den Tag über nicht nach Hause, um mich, meinen Kisten gegenüber, nicht vor mir selber lächerlich zu machen. Als ich aber Abends doch in meinen Wohnraum trat, kam es wie ein Paroxysmus über mich, wie unwiderstehlicher Trieb zwischen Hoffnung und Furcht — ich mußte die Stiefelsammlung auf ihren Inhalt hin untersuchen! An einen solchen Zustand von halber Verrücktheit würde ich kaum geglaubt haben, wenn ich ihn nicht an mir selbst erlebt hätte.

Stiefel um Stiefel wurden nun mit Hast hervorgehant, und, wenn sie sich als leer erwiesen, bei Seite geworfen. Die Enttäuschung steigerte die Aufregung und erweckte die Wuth. Die inhaltlosen Lederhüllen flogen über die Dielen, flogen gegen die Möbel, polterten gegen die Thüren, kreisften durch die Luft, rutschten in alle Ecken, bedeckten Sopha, Tisch und Bett.

Ich hätte in dieser Nacht nicht mein Stubennachbar sein mögen! Die erste Kiste war umsonst durchmüht, nun wurde die zweite erbrochen. Mit Krachen ging der Deckel auf. Eine Art von Jähzorn beflügelte meine Hände und ließ sich in empörenden Gewaltthaten an einigen mittellosen Exemplaren aus. Was zwanzig Jahre langer Fleiß zusammengebracht und sauber gepflegt und geordnet hatte, wurde in ein paar Stunden der Nacht roh mißhandelt und durch einander geworfen. Es sah um mich her aus wie auf einem Schlachtfelde, über welches ich immer neue Opfer meiner Enttäuschung und meines Ingrimms streute. Und ich schwitzte bei dieser Motion und griff nur tiefer in die Kiste, wie ein Kämpfer, der, kämpfend für seine Hoffnung, mit Todesmuth zu seinem Ziele dringen will. Schon war der Boden leer — der letzte Stiefel kam an die Reihe. Halt! Es war etwas darin! Meine Hand fuhr hinein und zog ein dickes Convolut in Papier gewickelt heraus. Mit pochendem Herzen wickelte ich es auf, und fand — einen von Wicse geschwärzten Lappen und in diesem wiederum einen nichtswürdigen hölzernen Pinselstiel mit schäbigen verbrauchten Borsten! Wüthend schleuderte ich das Ding von mir. Da hörte ich etwas klirren. Der Pinsel war gegen die Fenster Scheibe geflogen. Dieses Klirren der zerbrochenen Fenster Scheibe — die ich selbstverständlich auch noch bezahlen mußte — gab mir die Besinnung wieder. Sie kam spät, und sie zeigte mir nur die Schrecken meiner Niederlage. Ich überblickte das Chaos in meinem Zimmer, schlug mich vor die Stirn und schämte mich meiner heillosen Verücktheit!

Aber an ein Wiedereinpacken oder Aufräumen konnte ich in dieser Stimmung nicht gehen. Mit den Füßen nur stieß ich mir einen Weg zu meinem Bette zurecht, befreite dasselbe von den Opfern meiner Wuth und legte mich selbst hinein — denn es war gegen zwei Uhr Nachts. Doch sollte nach diesen aufregenden Stunden ein gesunder Schlaf nicht über meine Augen kommen. In halbwachem Traume setzte ich meine Beschäftigung fort. Durch das Zimmer flatterten lauter Hundertmarkscheine. Sie trugen menschliche Züge und schnitten mir höhnische Gesichter. Alle Stiefel erhoben sich, tanzten, drängten, sprangen drohend um mich her, und auf dem Sopha saß die Tante und sang aus der Zauberflöte: „Das klinget so herrlich, das klinget so schön“, wobei sie den Takt mit den Händen auf die Knie schlug. Ich glaube, ein Fieber schüttelte mich, und aus jedem Halbschlummer fuhr ich entsetzt wieder auf.

Erst gegen Morgen fand ich Schlaf. Als ich aber erwachte und die Gräuel um mich her überblickte, überkam mich neue Beschämung. Schnell kleidete ich mich an und versuchte einige Ordnung im Zimmer herzustellen. Aber schon trat meine Wirthin mit dem Frühstück in das Zimmer. Der Anblick des unerhörten Durcheinander, sowie die Zugluft durch das zerbrochene Fenster riefen einen Schrei auf ihre Lippen, und beinahe hätte sie das Frühstück zu Boden fallen lassen. „Ach, um Gotteswillen — Herr

Doctor!“ rief sie und machte Miene, das zerstreute Gut vom Boden aufzusammeln. Ich aber wehrte es ihr. „Lassen Sie liegen, Frau Sperling!“ rief ich. „Schicken Sie Ihren Mann zu mir, ich habe mit ihm zu sprechen.“

Als der Meister bald darauf eintrat, blieb er, nicht minder überrascht, an der Thür stehen. Aber, bald gefasster, begann er: „Herr Doctor haben über Nacht einmal ausgepackt! Findet sich wohl kein Paar darunter, das für Ihren Fuß passen will?“

„Nein, Herr Sperling!“ entgegnete ich. „Sie sind wohl so gut, mir zu Hilfe zu kommen und die Sammlung wieder einzupacken?“

Herr Sperling machte sich sofort an's Werk. Er suchte die zusammengehörigen Stiefel aus allen Ecken hervor und legte die Paare sauber in die Kiste nieder. Aber das war eine lange Arbeit, und das verständnisvolle Einpacken erwies sich als zeitraubender, als mein zornbeschwingtes Austräumen. Zuweilen schien Herr Sperling etwas jagen zu wollen, richtete sich auf, seufzte tief und fuhr kopfschüttelnd in seiner Beschäftigung fort. Plötzlich rief er: „Herr Doctor — ich will Ihnen etwas sagen! Wegen der Stiefel, mein' ich! Also — wie gesagt — wenn Sie den ganzen Vorrath auf einmal verkaufen wollen, können Sie ihn noch lange hier stehen haben. Aber in kleineren Parteen, so immer ein halb Duzend Paar — mehr oder auch weniger — könnte es angehen. Herr Doctor, Sie wissen, ich bin nur ein armer Mann! Wenn Sie mich an jedem Paar — zwanzig Pfennige verdienen lassen — verkaufe ich Ihnen mit der Zeit die ganze Geschichte!“

Ich war in diesem Augenblick begeistert von seinem Anerbieten. „Sie kriegen sogar dreißig Pfennige für's Paar,“ rief ich, „wenn Sie mich von dem Ballast befreien!“

Mein Schuster lächelte. Aber es ging zugleich ein Zug von Wehmuth durch sein Gesicht, hinter welchem ich den Gedanken las: „Hätte ich doch gleich fünfzig Pfennige gefordert! Er würde sie mir auch zugestanden haben!“

Es blieb aber bei dreißig. Herr Sperling zog einen Bindfaden durch die Desen von zwölf Stiefeln, stellte sie als Vortrab unseres geschäftlichen Feldzuges bei Seite und fuhr mit dem Einpacken fort. Jetzt aber mit so angeregter Geschwätzigkeit, daß ich mich fertig ankleidete, um auszugehen, und ihm mein Zimmer überließ.

Nach einigen Krankenbesuchen ging ich durch die Anlagen vor der Stadt. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Die Schönheit des Parkes im frisch aufknoispenden Grün erschien mir aber erst recht schön, als ich durch die Bäume das Randolf'sche Haus schimmern sah, welches in dieser schönsten Gegend der Stadt gelegen war. Noch hatte die Stunde nicht geschlagen, welche mir zu einer Begegnung Cufemiens hier schon häufig günstig gewesen. Inzwischen spazierte ich am Rande des Parkes auf und

nieder. Und so recht im Gegensatz zu dieser sonnigen Frühlingspracht fiel mir meine Tollheit ein, mein nächtliches Wirthschaften unter den Stiefeln, und ich fing an, mich von Neuem über mein Betragen zu ärgern. Dadurch von meiner Umgebung abgezogen, schritt ich schärfer aus, bis ich inne wurde, daß ich mich von dem Ziel meiner Wünsche weit entfernt hatte. Hastig kehrte ich um, die Blicke scharf nach der Seite der Häuser hin gerichtet.

Da erblickte ich zwei junge Damen. In der einen erkannte ich meine Schwester Clara, in der anderen — zu meiner Verwunderung — Eufemia! Wie kamen die Beiden zusammen? Wußte ich doch nicht, daß sie miteinander bekannt waren! Und sie schienen im lebhaftesten Gespräche! — Schnell war ich drüben, um ihnen zu begegnen.

„Guten Morgen, Lorenz!“ rief Clara, als ich mich grüßend verneigte. „Ich habe Dich ja lange nicht gesehen, böser Mensch! Liebes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Bruder vorstellen? Doktor N . . . , Fräulein . . .“

„Ich habe seiner Güte schon etwas zu verdanken,“ — sagte Eufemia lächelnd — und sie erzählte die ergreifende Geschichte von ihrem verlorenen und von mir gefundenen Taschentuche. Ich war außer mir vor Freude, ihr so unerwartet schnell vorgestellt worden zu sein und mit ihr reden zu dürfen. Aber ich nahm mich zusammen, nur den höflichen jungen Herrn zu spielen. Ich redete auch, und Eufemia sprach ebenfalls — ich glaube, wir sprachen von der Schönheit des Frühlings, und daß die Nachtigallen schon da wären — ich weiß nicht mehr, aber ich meinerseits war jedenfalls sehr eifrig und angelegentlich bei der Unterhaltung. Plötzlich aber sagte Eufemia: „Es ist nun doch wohl Zeit für mich —!“ Und zu Clara gewendet: „Also auf Wiedersehen — morgen!“ Sie grüßte und verschwand in ihrem Hause.

„Weißt Du auch, wo ich herkomme?“ fragte Clara, als ich allein neben ihr her schritt. „Du erräthst es doch nicht, also — aus der Kochschule!“

„Kochschule? Du? Wie denn —?“

„Aber was ist da zu verwundern? In vier Wochen werde ich heirathen. Ich muß meinem Fritz doch eine Suppe kochen können! Da die Tante mich nicht gern in ihrer Küche sieht, suche ich mir meine kühn-künstlerische Ausbildung außer dem Hause. Oh, ich sage Dir, ich verstehe mich bereits auf Gerichte —!“

„Sage mir nur, Clärchen, wie kommst Du zu dieser Bekanntschaft? Kennst Du Fräulein Randolf schon länger?“

„Auch nur durch die Kochschule. Sie ist meine Mitschülerin in den vierzehn Tagen meiner Studien am Herde.“

„Nicht möglich! Sie lernt kochen? Eine so verwöhnte junge Dame — die Tochter des Randolffschen Hauses —?“

„Oh, sie ist gar nicht so verwöhnt,“ sagte Clara. „Trotz des Ueberflusses, in dem sie lebt, ist sie ein liebes, einfaches Mädchen geblieben.“

Sie hat viel Sinn für Häuslichkeit. Uebrigens ist sie nicht, wie Du meinst, so eigentlich die Tochter des Randolffschen Hauses —“

„Nicht die Tochter? Wie das —?“

„Eufemia ist eine Waise. Seit ihrem dritten Lebensjahre hat Frau Randolf sich ihrer angenommen. Sie wurde im Hause erzogen und erhielt darin Kindesrecht. Es sind drei Söhne da, die sie ganz als ihre Schwester betrachten, und die Pflegeeltern lieben sie wie eine eigene Tochter. Ich habe auch in der kurzen Zeit, seit wir uns kennen, eine rechte Zuneigung zu ihr gefaßt. Ja, und denke Dir nur, sie hat auch schon einmal von Dir gesprochen!“

„So? Was sagte sie denn?“

„Sie fragte mich, ob ich nicht einen Bruder hätte, dem eine große Stiefelsammlung als Erbtheil zugefallen?“

Ich war schrecklich enttäuscht. Mußten die verfluchten Stiefel das Einzige sein, was Eufemia an mir interessirte? Doch suchte ich mich zu fassen. „Warum hast Du mir nicht eher von Deiner neuen Bekanntschaft erzählt?“ fragte ich befangen und unsicher.

„Wie konnte ich denn wissen, daß Dir etwas daran läge? Und wie konnte ich Dir in der letzten Zeit überhaupt Mittheilungen machen? Gesteh mir selbst ein, daß Du mich seit drei Wochen sehr vernachlässigt hast! Früher kamst Du den Tag zweimal, seit Fritz fort ist, immer seltener, und jetzt bist Du vier Tage lang nicht bei mir gewesen. Selbst der Tante fällt es auf. Hätte ich nicht so viele Briefe an Fritz zu schreiben, wahrhaftig, ich wäre schon in Deine Wohnung gedrungen! Was geht eigentlich mit Dir vor, Lorenz? Auch jetzt scheinst Du mir nicht in der besten Stimmung —!“

Nun konnte ich nicht anders — ich mußte meine Schwester zur Vertrauten in meiner Herzensangelegenheit machen. Ich zog sie in einen weniger belebten Baumgang und legte ihr ein Geständniß ab, indem ich zugleich die Befürchtungen aussprach vor den Schwierigkeiten, die mir im Randolffschen Hause entgegenstünden, selbst wenn Eufemia nur die Pflegetochter desselben war. Clara, obgleich überrascht, zeigte sich doch sehr erfreut und zur Vermittlerin von ganzem Herzen erbötig. Als glückliche Braut, die den jüngsten Brief ihres Liebsten in der Tasche trug, um sich auch in der Kochschule nicht von ihm zu trennen, wollte sie von Schwierigkeiten nichts wissen, zumal sie ein bißchen stolz auf ihren Bruder war. Aus allerlei kleinen Redewendungen wollte sie, um mich zu erimuthigen, die Wahrnehmung gemacht haben, daß Eufemia mir günstig gestimmt sein müsse. In dem Randolffschen Hause sei man auch garnicht so hochmüthig und ablehnend, und mache dort einen Unterschied zwischen „großer Gesellschaft“ und Familienverkehr. „Ich habe,“ fuhr Clara fort, „selbst kürzlich einen Abend bei ihnen zugebracht, ganz im engsten Kreise, und habe die ungezwungenste und anregendste Unterhaltung gehabt. Es sind wirklich gebildete und natürliche Menschen. Sie haben auch eine große Sorge, nämlich die um den jüngsten

Sohn, der wohl nicht hoch zu Jahren kommen wird. Die beiden älteren waren auf der Universität und sind jetzt auf Reisen, der sechzehnjährige aber ist ein kranker Knabe, um den sich, wenn nicht Alles, doch viel im Hause dreht. Aber er ist sehr geschickt, Eufemia liebt viel mit ihm. Und was Eufemia betrifft, so glaube ich kaum, daß die Eltern sehr hoch mit ihr hinaus wollen, und ihre eigenen Ansprüche sind mir einigermaßen bekannt. Sie hat bereits Anträge gehabt, aber solche, welche sich leicht als Speculationen auf ihr Vermögen erkennen ließen. Sie hat aber kein Vermögen. Wenn Herr Randolf sie auch nicht kahl und dürftig ausstatten wird, so ist sie doch keineswegs als eine „glänzende Partie“ zu betrachten. Eine „gute“ Partie aber wird sie bei ihrem Charakter, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem häuslichen Sinn immer sein.“

Mir schwirrte der Kopf, und doch wünschte ich, daß Clara nur fort und fort so von Eufemia reden möchte. „Und nun hör' an —“ fuhr mein Schwesterlein fort, „was für ein Plan in meinem Kopfe entsprungen ist! Eufemia hat mich zu morgen Abend wieder eingeladen. Ich werde hingehen. Du kommst um halb zehn Uhr und läßt Dich als meinen Bruder melden, um mich abzuholen. Dann braucht man mir nicht den Bedienten mitzugeben oder anspannen zu lassen. Man muß das sogar auch rücksichtsvoll nennen!“ Clara lachte vergnügt, dann fuhr sie fort: „Also, Du lässest Dich zu meiner Abholung melden. Selbstverständlich ladet man Dich ein, einzutreten; es giebt noch ein halbes Stündchen Plauderei, und auch Du wirst ja — sehr liebenswürdig und angenehm sein! So bist Du eingeführt, machst ein paar Tage darauf Deine förmliche Aufwartung — das Uebrige ist Deine Sache! Habe nur Vertrauen zu Dir selbst, dann kann es Dir nicht fehlen!“

Ich hätte meinem Clärchen hier im knospenden Frühlingswalde um den Hals fallen mögen, denn mir war sehr nach einer Umarmung zu Muthe, aber ich bezwang mich und trennte mich bald von ihr in der gehobenen Stimmung.

Als ich mein Zimmer betreten hatte, stürzte Meister Sperling herein und warf mit triumphirender Miene eine Handvoll Geld auf den Tisch. „So viel für das erste halbe Duzend!“ rief er, um hastig aus der Stiefelkiste andere sechs Paar zum Kranze zu schlingen. Aus seinem betriebfamen Eifer schöpfte ich die Vermuthung, daß er bei dem Verkauf seinen Vortheil, über das von mir Bedungene hinaus, gehabt haben möchte. Er nahm die dreißig Pfennige für je ein Paar mit einer gewissen noblen Gleichgiltigkeit und enteilte zu neuen Geschäften.

In mir aber erwachte beim Anblick und im Besiz des Geldes eine Regung, die, wie ich glaube, mir bis dahin fremd gewesen war, nämlich die Eitelkeit. Es erschien mir plötzlich nothwendig, um des besseren Eindrucks willen, mehr auf mein Aeußeres zu verwenden. Hastig öffnete ich den Kleiderschrank, und mein Frack war das erste Stück, das mir in die

Hände fiel. Ich fand, er sei von veraltetem Schnitt, sähe etwas nach Gramen aus und habe mir nie sonderlich gut gestanden. Ein neuer Frack mußte angeschafft werden, es verstand sich von selbst! Und — am besten gleich ein ganzer Gesellschaftsanzug! Freitich, das durch den Verkauf des ersten Halbduzend Stiefeln gelöste Geld reichte dazu noch lange nicht aus — aber wenn mir Meister Sperling demnächst wieder so viel brachte und immer neue Summen — ei, was! ich hatte das beste Zutrauen zu meiner Hilfsquelle — die Einnahmen mußten ja zu einer ganzen Garderobe ausreichen. Noch desselben Tages ging ich zu einem der ersten Kleiderkünstler und ließ mir Maß nehmen. Offen gestanden, ich hätte den neuen Frackanzug am liebsten gleich gehabt. Aber bis morgen war er doch nicht herzustellen und überdies wäre es nicht richtig gewesen, morgen Abend nur zur Abholung meiner Schwester schon im Frack in das Randolffsche Haus zu gehen.

Nun aber kam Alles wirklich so, wie Clara es vorgeschrieben und vorausgesehen hatte. Der Diener meldete, daß das Fräulein durch den Herrn Bruder abgeholt werde. Darauf kam mir Herr Randolf selbst entgegen und nöthigte mich in höflichster Weise in das Speisezimmer. Die Familie saß noch beim Nachtmahl an der Abendtafel. Der Hausherr stellte mich seiner Gattin vor, Eufemia lächelte, Clara warf mir einen Blick schlauer Genugthuung zu. Der kranke Knabe lag ausgestreckt auf einer Chaiselongue. Ein Glas Wein war nicht abzulehnen, und die Unterhaltung kam gleich in Gang. Ich lernte in Herrn Randolf einen sehr angenehmen Mann kennen und in der Hausfrau eine Dame voll mütterlicher Freundlichkeit. Plötzlich sagte Herr Randolf: „Wie ist doch das, verehrter Herr Doctor, haben Sie nicht eine merkwürdige Erbschaft gemacht? Eine ganze Sammlung von Stiefeln?“

Alle lächelten bei dieser Frage, sogar Eufemia, ich aber konnte meinen Mißmuth nur schwer unterdrücken. „Es gereicht mir nicht zum Vortheil,“ entgegnete ich, „daß durch diese abgeschmackte Sammlung mein Name in der Deffentlichkeit erst bekannt geworden ist.“

„Nun, nun,“ sagte der Hausherr einlenkend, „zum Nachtheil kann es Ihnen auch nicht gereichen! Ist etwas Komisches dabei, so fällt es auf den Erblasser zurück. Sie haben eben das Geschick aller Derjenigen, die eine Sammlung übernehmen müssen, zu der sie vielleicht in gar keiner Beziehung stehen. Was wird nicht Alles gesammelt, das Größeste und Wichtigste, um den Ueberlebenden dann zu einer Last zu werden. Es giebt aber auch Sammlungen, die plötzlich wegkommen, aus der Welt verschwunden sind, man weiß nicht wie und wohin. Darüber kann ich Ihnen eine Geschichte aus meinem eigenen Hause erzählen. Von meinen beiden großen Söhnen war der ältere als Knabe nicht im Geringsten genähsig, der jüngere aber überaus lecker. Der Ältere verwahrte jedes Stückchen Zuckerwerk und sonstiges „Gute“ in einer Schublade und nannte den Vorrath seine Confect-



sammlung. Da wird eines Tages der Jüngere krank. Er hat sich den Magen in unerhörter Weise verdorben, während der Zuschnitt des Hauses dazu doch keine Veranlassung gegeben haben konnte. Da kommt der Aeltere und meldet verwundert, daß seine ganze Sammlung plötzlich verschwunden sei. Nun kam es heraus. Sein Brüderchen hatte sich über die zufällig unvergeschlossene Schublade hergemacht und sie auf ein Mal rein ausgefressen! Er hatte es zu büßen, der Andere aber hörte auf zu sammeln.

Nun lachten Alle, ich selbst am meisten. Bald darauf fragte ich den Hausherrn leise, woran eigentlich sein jüngster Sohn leide? Er gab mir flüsternd Antwort. „Ich bin überzeugt,“ entgegnete ich, „der Knabe wäre bald auf die Beine zu bringen. Sein Leiden ist heilbar — man muß sich nur zu einer gewissen Kur entschließen —“

Ich hatte nämlich im Hospital kürzlich den ganz gleichen Fall vor mir gehabt und dem Patienten durch eine bis dahin noch nicht angewendete Behandlung wirklich geholfen. Ein ganz gesunder Mensch war er freilich noch nicht geworden, hatte aber doch die Fähigkeit erlangt, sich durch leichte Arbeit wieder selbst etwas zu verdienen.

Herr Randolf lockte mich in das Nebenzimmer und wünschte Eingehenderes darüber zu hören. Ich verwies ihn auf den alten Medicinalrath, der das Hospital inspiciert hatte, und der, wie ich erfuhr, auch der ärztliche Rath hier im Hause war. Der alte Herr, zu Neuerungen nicht sehr geneigt, hatte sich anfangs mit meiner Methode und den von mir angewendeten Mitteln garnicht einverstanden erklärt, sie sogar gefährlich genannt. Als die Kur aber gelungen war, wollte er mit seiner Anerkennung gegen mich nicht zurückhalten. „Ich danke Ihnen recht sehr für diese Mittheilung!“ sagte Herr Randolf am Schlusse des Gespräches. „Ich werde morgen mit unserem ärztlichen Hausfreunde sprechen.“

Schon Tags darauf wurde ich durch den Diener zu einer Conferenz mit dem Medicinalrath in das Randolfsche Haus eingeladen. Ich fand den Hausarzt mit dem Hausherrn meiner harrend. Wir führten eine längere Verhandlung, die nicht hierher gehört, nach deren Abschluß der Hausarzt jagte: „Wenn Sie es sich mit gutem Gewissen zutrauen — wohl, so überlasse ich Ihnen meinen jungen Patienten! Dazu aber wird es gut sein, daß wir in ein näheres Verhältniß treten, welches Ihnen auch mein Vertrauen beweisen soll. Wenn Sie nichts dagegen haben, so ernenne ich Sie zu meinem Assistenzarzte. Vertreten Sie meine Stelle im Hause!“

Wer war glücklicher als ich? Meine ganze ärztliche Laufbahn schrieb sich von dieser Stunde her. Der dürftige Armenarzt trat fortan in immer größere und weitere Kreise, erwarb später Wohlstand und Besitz — ach, und was sonst nicht Alles! In diesem Augenblicke aber empfand ich nur das Glück, in meiner neuen Stellung täglich das Haus besuchen zu dürfen und Eufemien täglich zu sehen!

Es versteht sich, daß ich es mit der Kur meines Kranken sehr ernst nahm. Derselbe schloß sich mir bald herzlich auf, und Arzt und Patient wußten sich auf den fröhlichsten Fuß mit einander zu stellen. Schon nach acht Tagen war eine wesentliche Besserung des Leidenden sichtbar. Der Medicinalrath kam auch fast täglich — vielleicht zum Theil aus Neugier — schüttelte häufig den Kopf, nickte auch wohl, und schlug mir dann auf die Schulter, mit den Worten: „Die Courage hätte ich nicht gehabt! Na, ihr Jüngeren geht eben euren eigenen Weg. Und für diese Wege — ja, recht, ich wollte Sie längst darnach fragen — für diese Wege sind Sie ja wohl ausgerüstet durch hundert Paar Stiefel, die Sie geerbt haben? — Die Anspielung des alten Herrn erregte meinen Mißmuth schon nicht mehr. Ich konnte darüber lachen. „Nun, fuhr er fort, ich wünschte, Sie fänden ein Paar Siebenmeilenstiefel darunter, die Ihre Carrière beschleunigten!“

Ob sich ein Paar Siebenmeilenstiefel in meinem Vorrath befanden, weiß ich nicht, denn ich war nicht mehr in der Stimmung, ihn, auf diese Kraft hin, durchzuprobiren. Vielleicht hatte ich sie durch Meister Sperling bereits verkaufen lassen, und ein Anderer freute sich ihrer Wirkung in die Ferne. Trotzdem aber ging es vorwärts mit mir, und hauptsächlich durch die Genesung meines Patienten. Ihm die völlige Rüstigkeit für das Leben zu geben, stand nicht in meiner Macht. Aber es war doch schon viel für ihn gewonnen — und auch für mich!

Was soll ich über die Freude der Eltern sagen? Ich war nicht nur täglich Gast, ich gehörte schon fast zur Familie! Ich verkehrte mit Eufemien ohne alle Beängstigung. Sie kam mir freundlich entgegen, wir unterhielten uns viel und wurden dabei von Niemand gehindert — ich werde mich aber hüten, etwas von unseren Gesprächen zu verrathen. Eben weil wir uns äußerlich unbeeinträchtigt fühlten, ließen wir glücklich keimen und wachsen, was in unseren Herzen — auch in dem ihrigen, ich wußte es bereits — seinen Tag erwartete.

So kam ich in Gefahr, meine Schwester von neuem zu vernachlässigen. Diesmal aber zürnte sie nicht. Uebrigens sahen wir uns häufig im Randolffschen Hause.

Inzwischen erschien auch mein Geschäftsfreund Meister Sperling fast jeden Morgen in meinem Zimmer, um eine Handvoll Geld auf den Tisch zu legen und in die Stiefelkiste nach neuer Beute zu greifen. Auch der neue Frackanzug wurde gebracht — wunderschön! Und ich konnte ihn baar bezahlen! Aber, merkwürdig! Das herrliche Kleidungsstück machte jetzt gar keinen Eindruck auf mich. Ich schloß es in den Schrank — für kommende Gelegenheit.

Drei Wochen vergingen mir im Umsehen. Ich mußte nun an einige Vorbereitungen zu Claras Hochzeit denken, die in acht Tagen stattfinden sollte. Die Tante hatte so oft ausgesprochen, daß es wohl schicklich sei, dieses Fest nur ganz klein und einfach zu feiern — so bescheiden, wie ihr

Wittwenstand und die Verhältnisse der Braut es verlangten. Clara fragte mich lachend, ob ich wohl glaube, daß die Tante den versprochenen Rinderbraten daran wenden werde? Was lag den Liebenden an einer Feier mit Gästen und an äußerem Prunk? Frits freute sich, seiner Braut bald eine freundlichere Stätte zu bieten, und Clara hatte keinen anderen Gedanken, als diese Stätte nur bald zu betreten. Das hübsche und praktische Hochzeitsgeschenk, welches ich ihr mit Hilfe meiner fließenden Stiefelquelle überreichen konnte, empfing sie aber mit Nührung und Freude.

Diese häufigen Hochzeitsgespräche, nicht nur mit Clara, sondern auch mit Eufemia, sowie überhaupt in der Familie Randolph, in welcher man herzlichen Antheil nahm, regten mich aber doch auf. Ich dachte an meine eigene Zukunft, an Haus und Herd — oder, nein! so weit gingen meine Gedanken gar nicht! Sie blieben bei dem geliebten Mädchen, bewegten sich in dem Glück der Gegenwart. Mit Eufemia allein zu sprechen, hätte sich bis vor Kurzem mancher Augenblick gefunden, jetzt aber, wo Wölschen, mein Patient, täglich mehr auf die Beine kam, wollte dieser stets um mich und die Schwester sein, und um jeden für uns günstigen Moment war es geschehen. Trotz seiner Jahre noch ganz Knabe, schien er nicht zu ahnen, welch eine Störung er für uns geworden. Endlich lauerte ich es ihm doch ab, um mich in fliegender Hast der Geliebten zu erklären. Was ich sagte und was Eufemie erwiderte, wird man hoffentlich nicht schwarz und weiß von mir verlangen! Als historische Thatsache aber muß ich hinzufügen, daß ich den neuen Frack nicht anhatte, und daß weder ich noch sonst Jemand ihn an mir vermisse. Erhebend vor Freude und Glück gingen wir zur Mutter. Sie lächelte, wunderte sich gar nicht und schloß uns in ihre Arme. Dann kam Herr Randolph nach Hause — wunderte sich auch nicht, war sehr vergnügt und schien es nicht anders erwartet zu haben. Ich aber begriff kaum, daß etwas so einfach und leicht zum Abschluß kommen konnte, was ich mir als das Allerschwierigste vorgestellt hatte. Der Jubelvollste unter uns war Wölschen, der lebhaft um uns herumsprang — die Eltern waren so glücklich, daß ich ihn zum Springen gebracht hatte!

Zur Hochzeit meiner Schwester legte ich den neuen Frackanzug aber wirklich an. Doch ging ich nicht allein hin, sondern führte am Arm Eufemien, seit zwei Tagen meine Braut! Nach der Trauung in der Kirche versammelte sich die Hochzeitsgesellschaft in den Räumen der gütigen Tante. Es waren nur fünf Personen, welche sich zu Tische setzten. Die „Brautmutter“, die Neuvermählten und das neue Brautpaar. Hätten Frits und ich nicht für den Schmuck und einige Vervollständigung der Tafel gesorgt, wir hätten noch unfeistlicher und einfacher gespeist, als es der „Bescheidenheit der Verhältnisse“ und dem Wittwenstande der Hausherrin gebührte. Die Tante war vielfach pathetisch und thränenreich, und dann wieder zerstreut, als ob ihr Denken schon nach anderer Seite hin schweifte. Nach meinen Stiefeln hatte sie lange nicht mehr gefragt und that es auch nicht

an der Hochzeitstafel. Aber sie verschmappte sich ein paar Mal und ließ endlich die Richtung ihrer Gedanken erkennen. Denn gleich nach der Abreise des jungen Ehepaares sollte Claras Stube in Angriff genommen werden, da dieselbe bereits an einen jungen Eisenbahnbeamten vermietet worden war, der morgen einziehen wollte. —

Ich habe den Roman meines Lebens nur insofern erzählt, als die Stiefelsammlung meines seligen Onkels, die sich wie eine Arabeske durch denselben schlingt, für meine Verhältnisse eine Zeitlang von Bedeutung geworden war. Und wie diese Geschichte mit den Stiefeln begonnen, so muß sie auch mit ihnen zu Ende gehen.

Meister Sperling hatte mir von Tag zu Tag eine solche Menge Geld aus unserem Stiefelhandel zusammengetragen, wie ich sie selten bei mir überblickt hatte, wenn die Summe auch kaum ein Zehntel dessen betragen mochte, was diese stattlichen Kunstwerke neu gekostet hatten. Am Tage meiner Verlobung aber stellte er sich mit einem tiefen Seufzer vor mir auf. Das Geschäft fange an schwierig zu werden, sagte er. Daß er sich mit allen Trödlern der Stadt in Beziehung gesetzt, alle Wiederverkäufer von getragenen Leber ausgespürt und zum Ankauf geneigt gemacht hatte, mußte ich ihm wohl glauben. Nun aber meinte er kein Paar mehr los zu werden, zumal der Rest die Spuren der Alterthümlichkeit nicht verleugnen konnte. Er zeigte in die Kiste, deren Boden noch bedeckt war, und hob ein Paar heraus, in welchen ich mit Rührung den Grundpfeiler der Sammlung erkannte, die gewaltigen Veteranen mit den Rüstflecken an den Ballen. Aber meine Gedanken waren nicht mehr bei diesen Besitzthümern: „Meister Sperling!“ rief ich — „ich schenke Ihnen den ganzen Rest und die Kisten dazu! Ob sie das Gerümpel los werden oder nicht, machen Sie damit, was Sie wollen!“

Der Geschäftsfreund warf mir einen freudigen Blick zu. Seine Hand fuhr über den einen der Veteranen, als ob er ihn streichelte. Dann packte er geschwind die letzten Stiefel zusammen und sah mich darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln an. Waren sie vielleicht doch noch loszuwerden? Ich ließ ihn lächeln und war froh, sie wenigstens für mich endlich losgeworden zu sein.





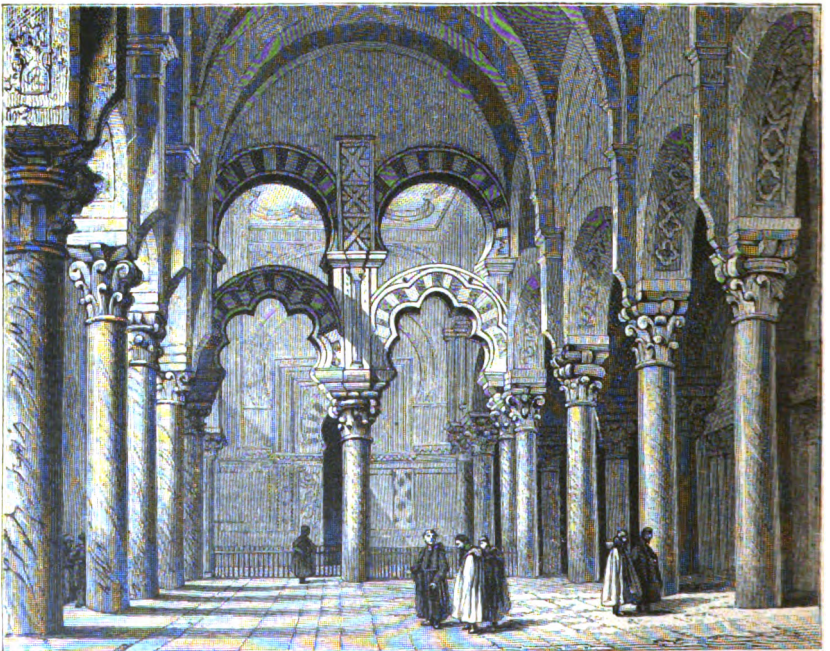
Messingstab der Sogoni-Meger von Sogon.  
 Zu dem Artikel „Kriemhilde Kultur“. Aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.

## Illustrierte Bibliographie.

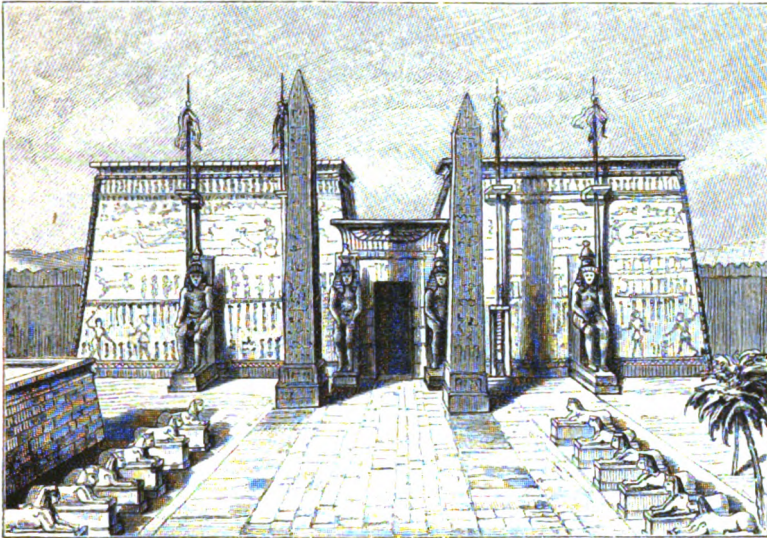
Von **Meyers Konversations-Lexikon** erscheint jetzt eine neue, die fünfte Auflage, die nach der guten Gepflogenheit unserer großen encyclopädischen Werke eine vollkommene Neubearbeitung dieser „Encyclopädie des allgemeinen Wissens“ ist. Die ersten Hefte sind erschienen. Der erste fertige Band wird Mitte April ausgegeben, dem regelmäßig alle drei bis vier Monat ein weiterer des auf siebzehn Bände angelegten Gesamtwerkes folgt. Für diesmal dürfen wir es uns bei der einfachen Anzeige genügen lassen. Das Wesen des Meyer'schen Konversations-Lexikons, seine hervorragenden Eigenschaften, die Gewissenhaftigkeit in der Redaction des Textes, der Geschmack der Abbildungen, die Klarheit und Anschaulichkeit der Illustrationstafeln, die Uebersichtlichkeit und Schärfe des kartographischen Materials, die Vorzüglichkeit der äußeren Anstaltung, des Papierses und Druckes — Alles das ist dem deutschen Publicum längst bekannt. Hat doch das große Werk in seinen ersten vier Auflagen bereits eine Verbreitung von weit über einer halben Million Exemplaren gefunden. Das Gesamtwerk wird zwischen 17- und 18,000 Seiten Text mit mehr als 100,000 Artikeln, gegen 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und 950 illustrierte Tafeln, darunter 150 farbige und 260 Kartenbeilagen, enthalten. Wir behalten uns vor, nach dem Erscheinen der ersten Bände über das Werk selbst, über die Abweichungen von den früheren Auflagen und die besondern Vorzüge der jetzigen Neugestaltung eingehender zu sprechen. Einstweilen haben



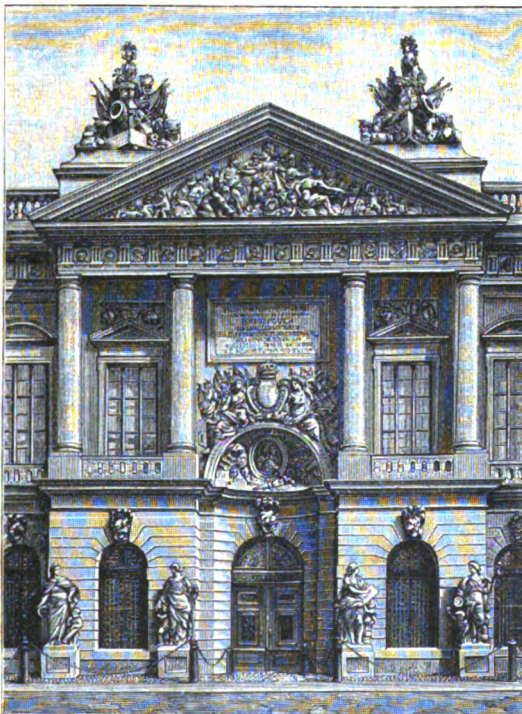
*Citrullus Colocynthis* (Koloquinte) mit durchschnitener Frucht.  
 Zu dem Artikel „Arzneipflanzen“. Aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.



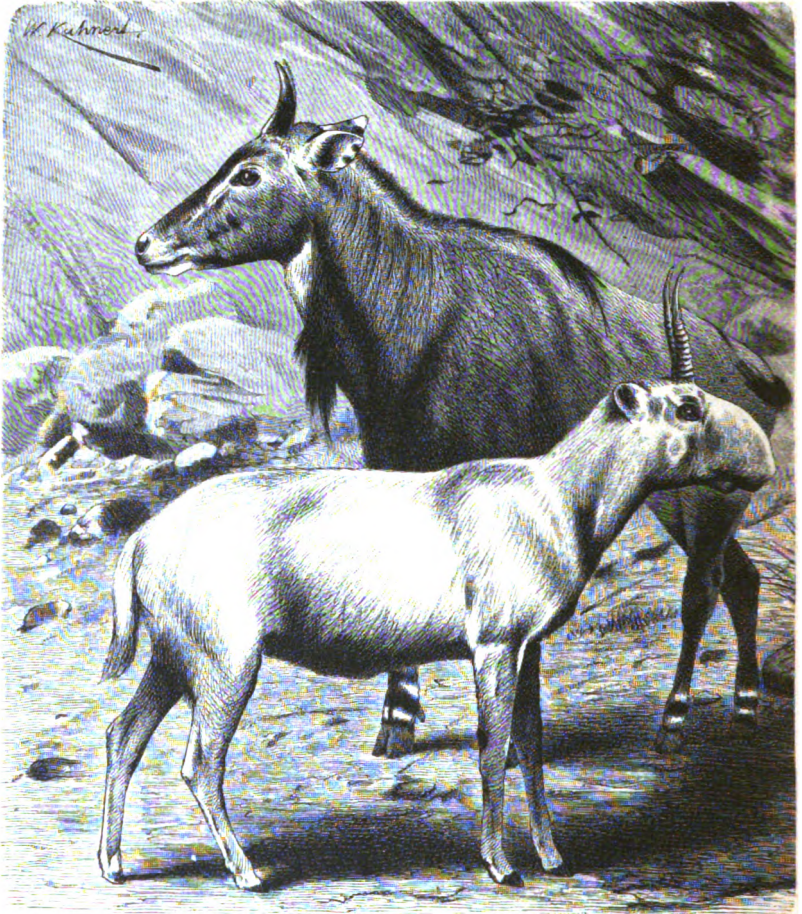
Moschee zu Cordoba.  
 Zu dem Artikel „Architektur“. Aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.



Hauptfassade des Tempels zu Luxor. (Nach Chibriez.)



Ehemaliges Zeughaus zu Berlin, von Nehrning und de Bode, 1694—1702.  
Zu dem Artikel „Architektur“. Aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.



Zum Artikel „Antilopen“. Aus der neuen Auflage von Meyers Konversations-Lexikon.

wir es nur für unsere Pflicht gehalten, unseren Lesern von dem Erscheinen der neuen Auflage, die in fünf Jahren abgeschlossen sein wird, Kenntniß zu geben und aus den illustrierten Beilagen der ersten Hefte (Tafeln „Architektur“ und „Afrikanische Kultur“) einige Proben zu bringen. \*\*

### Friederike von Seseheim.

Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froisheim, Gotha. Perthes. 1893.

Ein unerfreuliches Buch! Wir beneiden den Verfasser nicht um den traurigen Ruhm, den es ihm vielleicht einbringen wird. Ueber Sittsamkeit und Lebenswandel Erhebungen anzustellen, ist schon bei einem lebenden Frauenzimmer ein leidiges Geschäft: doch da kann es unabwiesbare Nothwendigkeit sein. Bei einer längst Abgeschiedenen — und was für einer lieben Todten! — Alles zusammenzufuchen, was für einen Fehltritt spricht, ihr sozusagen attemäßig den guten Ruf abzuspriechen, urföndlich das Kränzelein zu rauben, die Möglichkeit einer einmaligen, zweimaligen, öfteren Niederkunft zu erörtern —



das ist, um mit dem Verfasser zu reden, eine Defektive-Arbeit; und zu dieser hat er sich — das Zeugniß können wir ihm geben — recht geschickt erwieien.

Ob freilich das Forum der öffentlichen Meinung, vor dem er seine Anklage erhebt, so ohne Weiteres das Schuldig aussprechen wird? Er benimmt sich sehr siegesgewiß, spricht von der „unhaltbaren Position“, den „Niederlagen“ seiner Gegner und glaubt Friederikens Tugendzeugen gründlich ad absurdum geführt zu haben.

Ja — was ist denn eigentlich erwiesen? Der katholische Pfarrer von Seisenheim bringt im Jahre 1787 einen Knaben — vielleicht sein eigenes Kind — in das Findelhaus zu Stephansfeld. Der Junge wird unter dem Namen Johann Lorenz Blumenhold eingetragen, kommt später nach Strassburg in die Lehre, wird Pastetenbäcker und stirbt 1807 am Scharlachfieber. Soweit die Thatfachen. Es wird ein Judicienbeweis angetreten, daß dieser Knabe Friederikens Sohn gewesen sei, die, von Goethe getäuscht, nachdem ihre sonstigen Bemühungen, einen Mann zu bekommen, ohne Erfolg geblieben, sich von dem gewandten und einnehmenden Wesen ihres Nachbarn hatte bethören lassen. Sechszunddreißig Jahre war sie alt — das will nicht recht einleuchten; aber immerhin, die verschiedenen Zeugenverhöre, die der gewandte Ankläger zusammenstellt, machen die Sache recht plausibel. Am gravirendsten erscheint dem Referenten eine Stelle aus dem ungedruckten Tagebuche eines Essäfer Theologen, der die Pfarrerstochter im Jahre 1778 kennen lernte und von ihr schreibt:

„Sie selbst hatte ihre Gesundheit durch Gram zerrüttet, war schon 27 Jahre alt, und die Jugendblüthe war ganz verwelt. . . . Ich war ein reiner unverdorbenener Jüngling; meine glücklichste Einbildungskraft schweifte nicht über einen Kuß hinaus, und so verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug, im Jahre 1780 gab sie mir Blößen, die meine bis dahin unentweichte Schamhaftigkeit aufschreckten, und ob sie gleich meine Sinnlichkeit reizten, die Achtung, die ich für sie als ein reines Wesen gehabt, zerstörten.“ —

Aber für diese späteren Delikte soll doch nicht Goethe verantwortlich gemacht werden? Froisheim meint es freilich so und sucht das bekannte Gerücht, wonach Friederike sich ihm ganz ergeben und ihm ein Kind geboren habe, als glaubhaft darzustellen. Aber hierfür ist der Beweis entschieden nicht geführt; und alle die, welche den Dichter von „Gel sei der Mensch, hilfreich und gut“ keiner gemeinen Handlung für fähig halten, werden sich auf's Entschiedenste sträuben, auf diesem Gebiete Froisheim zu folgen.

Der Kultus von Seisenheim, mit Friederikens-Nach und Goethe-Archiv war freilich herzlich überflüssig. Der Student Goethe hat in keinem Falle etwas Verehrungswürdiges — und verdiente auch nicht das Standbild, welches ihm voreilige Schwärmer vor dem Stollgenhause der neuen Strassburger Universtität setzen wollten; die Sache ist damals mit Recht in's Wasser gefallen. Auch ist und bleibt es thöricht, sich mit Mames- und Gelehrten-Ehre dafür zu engagiren, daß der herrliche Goethe solle überall das Nichtigste getroffen, seiner Leidenschaft nie nachgegeben, sondern auf dieselbe — etwa mit „göttlichem Lächeln“, wie in Genjichens Euphrosyne — solle verzichtet haben. Den Goethomanen mit ihrem von Wischer so köstlich verpöflirten Begeisterungsseifer wäre ein rechter „Hineinfall“ schon zu gönnen.

Aber in Froisheims Weise darf das nicht gemacht werden. Sein Ton ist ein häßlicher, undelikat; ja, es blüht so etwas wie Nachsicht durch (S. 44, 45) — und ziemt diese dem wissenschaftlichen Forscher?

Seine Aufgabe leitet er ab aus dem Recht des Historikers; er weist den Spruch *de mortuis nil nisi bene* ab hinsichtlich der Personen, die „der Geschichte angehören.“ Ja, wer gehört eigentlich der Geschichte an, die alternde Frieberike, die nach üblen Erfahrungen, in der Welt herumgestoßen, endlich auf ihr Altentheil in Meissenheim zog, oder die reizende Erscheinung, welche in „Dichtung und Wahrheit“ uns entgegentritt, von ihrem greisen Liebhaber mit jugendlichem Feuer geschildert? — „Ein Strahl der Dichterinne fiel auf sie — So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!“

liest man in Goethes Selbstbiographie das zehnte Buch, wo er seine Schuld wahrhaftig nicht bemäntelt, liest man besonders seine Briefe an Salzmann, so muß es dem Erfahrenen klar sein, daß er sich viel vorzuwerfen hatte. Ob zu diesem Vielen — zu dem unleugbaren Zerstören des Seelenfriedens eines bis dahin reinen, vortwurfsfreien Mädchens — auch noch die bürgerliche Verführung getreten ist: darüber dürfte jeder Leser seine eigene Meinung haben — eine Meinung, die wesentlich von der allgemeinen Vorstellung abhängig ist, die der Einzelne sich von den Beziehungen der Geschlechter zu

einander und von Goethes Charakter macht. Dabei sollte es wohl auch bleiben; und meines Erachtens hat Koepfer — nicht Dinger — die richtige Mitte getroffen, das in der Schwelge zu lassen, was man wirklich nicht wissen soll!

Der große Herzenskennner, dem wir die Wahlverwandtschaften verdanken, hat überhaupt dafür gesorgt, daß wir ihn, ethisch genommen, nicht überhöhen. Heuchelei ist ihm nicht vorzuwerfen. Aber nun — frommt es wirklich, den Schleier weiter aufzuheben? War es eine eines ernsthafte Historikers würdige Aufgabe, in dieser Sache die Geburts- und Sterberegister des Claffes nach außerehelichen Kindern zu durchsuchen?  
M. Erdmann.

## Eduard Reuß' deutsches Bibelwerk.

Das alte Testament übersezt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von Lic. Grichson und Pfarrer Lic. Dr. Horst in Straßburg. Erster Band. Allgemeine Einleitung zur Bibel. Uebersicht der Geschichte der Israeliten von der Eroberung Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems.

Die Geschichtsbücher. Richter, Samuelis und Könige. Braunschweig.  
C. A. Schwetfcke & Sohn.

Am 15. April 1891 starb in hohem Alter, aber inmitten rüstiger Thätigkeit der bekannte Straßburger Theologe, Professor Reuß. Seine Lebensarbeit lag in dem französischen Werk: La bible, traduction nouvelle avec introductions et commentaires vor, das von 1874—1881 erschien und in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen machte. Die letzten Jahre seines Lebens widmete der Gelehrte der Abfassung eines deutschen Bibelwerks „um die Frucht einer hundertjährigen Entwicklung theologischer Wissenschaft breiteren Schichten zugänglich zu machen.“ Es war ihm nicht vergönnt, seinen Lieblingsplan zu Ende zu führen, aber das bedeutendste Stück des Werkes, die Uebersetzung des Alten Testaments sammt Einleitung und Erläuterung lag druckfertig vor. Zwei seiner Schüler bringen auf Wunsch der Familie diese bedeutende Leistung des Meisters der theologischen Wissenschaft der Oeffentlichkeit dar. Reuß' Werk vereinigt die strengste Wissenschaftlichkeit mit einer ausgezeichneten Darstellung und wird wegen dieser Vorzüge, wie die Herausgeber hoffen, sowohl von den Theologen wie von der gebildeten Laienwelt mit Dank entgegengenommen werden.

Für Reuß ist die Bibel kein der Kritik verschlossenes Werk. Er betrachtet sie als eine Quelle der Ethik und der Geschichte. Mit dem ganzen Rüstzeug moderner historischer Forschungen tritt er an das Buch heran, das man ganze Jahrhunderte ohne Prüfung hinnahm, wie es aus grauer Vorzeit ererbt war.

Reuß erörtert in der allgemeinen Einleitung die Geschichte der Kritik der Bibel oder genauer gesagt, was wir schon mit einigen Worten angedeutet haben, die Geschichte der kritischen Betrachtung der Bibel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein. „Das alte Testament blieb auch für den Christen die heilige Schrift, nicht mittelst Ausscheidung der ewig und allgemein gültigen Elemente aus der Masse der bloß nationalen, sondern mittelst Auflösung der letzteren in Allegorien und Schattenbilder der Zukunft, und ausschließlicher Beziehungen aller, als weissagender, auf die Erfüllung in Christo.“ Dieser theologische Standpunkt schloß natürlich jede kritische Betrachtung aus. Für die moderne Theologie formulirt Reuß als letzte und höchste Aufgabe, „den Ideenkreis zu ermitteln, in welchem sich die hebräischen Propheten, Dichter und Weisen bewegten, und sich in dem geistigen Horizont zu orientiren, innerhalb dessen die Uebersetzer der Aussprüche Christi und seiner ersten Sendboten lebten.“ Diese Richtung der Theologie hat in Folge ihrer historischen Betrachtungsweise auch das früher so sehr betonte Princip der Gleichwertigkeit aller einzelnen Theile der heiligen Schrift aufgegeben.

Reuß betrachtet zuerst mit strenger kritischer Methode die Geschichte des Volkes Israel, die er in vier Zeitalter zerlegt: das Zeitalter der Helden, der Propheten, der Priester und der Schriftgelehrten. In dieser Betrachtung nehmen sich die gefeierten Gestalten der Bibel, David und Salomon, recht menschlich aus. Indem der Historiker die Thaten allmählicher, sogar sehr langamer Entwicklung schildert, zerstört er zwar die Vorstellung, als ob das Volk des alten Testaments stets und in allem die Nachbarvölker überragt hätte, setzt dafür aber das weit einleuchtendere Bild eines stetigen Fortschreitens von Zuständen niedriger Cultur zur Entfaltung höchster Bildung und Gesittung.

Neuß bietet in seinem Bibelwerk die einzelnen Bücher der Bibel in anderer als in der gewöhnlichen Anordnung. Seine abweichende Eintheilung soll in den späteren Bänden begründet werden. Der vorliegende enthält neben der Uebersetzung, die reich mit Anmerkungen versehen ist, ganz vorzügliche Einleitungen in die Geschichtsbücher der Bibel. Eine solche vorurtheilsfreie Betrachtung der Grundlage unseres Glaubens muß jedenfalls gegenseitig wirken, als das kritikallose Festhalten einer blinden Orthoboxie an jedem Buchstaben, jedem Schreib- und Druckfehler ungeübeter Uebersetzer.

Das deutsche Bibelwerk von Neuß verdient einen Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten, der ein ernstes und anziehendes Buch über die Bibel zu lesen wünscht. Wir möchten den Herausgebern den Wunsch unterbreiten, das Alte Testament durch das Neue zu ergänzen. Vielleicht läßt sich das in der Weise machen, daß man das Französische zu Grunde legt und die Aufzeichnungen, die der verstorbene Theologe zurückgelassen hat, dafür benützt.

R. L.

## Musikalische Notizen.

**Felix Mendelssohn Bartholdy.** Sein Leben u. seine Werke. Von August Reizmann. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von List & Franke.

Die neue Auflage des vielgelesenen Buches gewinnt dadurch einen erhöhten Werth, daß die ersten Compositionsversuche Mendelssohns mit in den Kreis der Betrachtung gezogen worden sind, und daß auch die neuesten Schriften über Mendelssohn und sein Wirken (Briefwechsel mit Schubert u. c.) gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Dankenswerthe künstlerische Beigaben sind ein wohlgetroffenes Portrait Mendelssohns und eine Ansicht seines Denkmals in Leipzig.

**Franz Liszts Briefe.** Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

659 Briefe von Liszt — das ist eine Gabe, die nicht nur allen musikalischen Kreisen, sondern überhaupt Jedem, der sich für das Kunstleben der modernen Zeit interessiert, hoch willkommen sein muß. Die Bedeutung Liszts als Componist ist von jeher stark angezweifelt worden, seine Bedeutung als univervell gebildeter Musiker, als geistreicher Essivist und als unermüdlicher Förderer aller idealen Kunstbestrebungen steht außer jeder Frage. Die vorliegenden Briefe, theils in deutscher, theils in französischer Sprache geschrieben, beginnen im Jahre 1828 und enden Anfang Juli 1886, vier Wochen vor Liszts Tode. Liszt hat fast ganz Europa als Triumphtor durchzogen; wo er weilte, bildete er den Mittelpunkt des geistigen Interesses, um welchen

sich die vornehmsten Geister scharten, und mit den meisten von ihnen unterhielt er einen regen Briefwechsel. Schon aus diesem Umstande kann man ersehen, welche allgemeine Tragweite seine Briefe haben; werden doch in ihnen fast alle Erscheinungen und Persönlichkeiten gestreift, die auf die Entwicklung der Kunst von Einfluß und Bedeutung gewesen sind. — Es steht zu erwarten, daß in absehbarer Zeit eine weitere, vielleicht noch umfangreichere Folge Lisztscher Briefe erscheinen wird. Liszt erhielt jährlich über 2000 Briefe, die er (wenigstens bis zum Jahre 1882) sämmtlich mit bewundernswerther Pünktlichkeit beantwortete. Die von Frau La Mara veröffentlichten 659 Briefe bilden demnach nur einen Bruchtheil seiner Correspondenz.

**Wagner, wie ich ihn kannte.** Von Ferdinand Praeger. Aus dem Englischen vom Verfasser. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ferdinand Praeger ist einer der wenigen intimen Freunde Wagners gewesen, vor welchen der Meister keine Geheimnisse hatte. Eine Biographie Wagners aus seiner Feder hat deshalb einen besonderen Werth. Ueber den Künstler Wagner wird man in dem Buche wenig Neues finden. Praeger hält Wagner für die imposanteste Erscheinung in der Kunstwelt dieses Jahrhunderts; von einer Kritik seiner Tendenzen und seiner Werke ist keine Rede. Ganz anders verhält es sich mit der Schilderung des Menschen Wagner. Die Mehrzahl der bisherigen Biographen Wagners bringt es über lobhübelnde Redensarten und verhimmelnde Bewunderung nicht hinaus, ob-

gleich sattsam bekannt ist, daß Wagner auch seine menschlichen Schwächen, und zwar sehr große Schwächen gehabt hat. Praeger hat fast ein halbes Jahrhundert hindurch diese Schwächen kennen gelernt, und er hält es für seine Pflicht, auch die Züge in dem eigenartigen Wesen Wagners nicht zu verhehlen, die auf den Meister einen Schatten warfen. Die unbedingte Wahrheitsliebe Praegers, die strenge Objectivität, die überall gewahrt wird, macht das Buch zu einer literarischen Erscheinung ersten Ranges. Manche Fabel, die sich über Wagners und seiner Umgebung Thun und Treiben gebildet hatte, wird zerstört, und manches schiefe Urtheil wird berichtigt. So erscheint die erste Gattin Wagners, die von den meisten Biographen mit Rücksicht auf die zweite mit ausgesuchter Nichtachtung behandelt wurde, in Folge der Mittheilungen Praegers in ganz anderem Lichte. Die überschwänglichen Verehrer Wagners werden von dem Inhalte des gewandt und spannend geschriebenen Buches zum Theil wenig erbaut sein; wem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie Wagner war, nicht wie er hätte sein können, der wird sich von der Praegerschen Schrift mächtig angezogen fühlen.

**Houston Stewart Chamberlain.** Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Das Schritchen ist der Vorläufer eines größeren Werkes, welches ein Gesamtbild von Wagners Leben und Wirken entwerfen soll. Da das richtige Verständniß Wagners von dem Eindruck seiner Kunstwerke abhängt, so schien es dem Autor nothwendig, zuvor das Wesentliche in denselben — nämlich das Drama — ausführlich zu behandeln. Für Chamberlain ist Wagner vor Allem dramatischer Dichter; seine musikalische und compositorische Bedeutung wird als etwas Secundäres hingestellt. Das sonderbare Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, enthält aber auch so manche gewagte Ansichten, die allgemeinen Widerspruch hervorrufen werden.

**Wiedergeburt in der Musik.** Von Heinrich Pudor. Dresden, Verlag der Dresdener Wochenblätter.

Das Bändchen enthält 9 Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind und sich zumeist mit der Reform unseres Musiklebens in Theater, Concertsaal und Schule beschäftigen. Wie in allen Pudorschen Schriften finden sich auch in der vorliegenden Sammlung manche nicht üble Gedanken, die einer ernstlichen Erwägung werth wären, wenn nicht der Verfasser nach seiner gewohnten Weise in's Maßlose und Ueberschwängliche verfallen wäre und Forderungen aufgestellt hätte, die an's Utopische streifen. e. b.

## Bibliographische Notizen.

**R. F. Weders Weltgeschichte.** Bd. 9 bis 10. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Vorzüge, welche den früheren Bänden der Weltgeschichte nachgerühmt werden konnten, müssen in noch höherem Maße dem vorliegenden Bändchen zugesprochen werden. Vielleicht war es gerade bei den hier geschilderten Ereignissen leichter als vordem, den Leser zu begeistern und fortzureißen. Schon die gebotenen Stoffe sind ja an und für sich von packender Wirkung. Die Erzählung der französischen Revolution eröffnet den Reigen, der Titane Napoleon und die Knechtung fast des gesammten Europas, die herrliche Erhebung, besonders in Preußen, aus tiefer Niederlage, die Freiheitskriege und ihr Abschluß im Wiener Congreß, das sind die großartigen histori-

schen Bilder, die an unserem geistigen Auge in klarer Beleuchtung vorüberziehen. Dann folgt die Zeit nach 1815, wo die Völker Europas die Gedanken der großen Revolution und die idealen Errungenschaften der Freiheitskriege auch in die Wirklichkeit zu überlegen bestrebt sind; es beginnt jenes lange, schmerzvolle Ringen nach Völkerfreiheit, jenes heftige Streben des erwachenden Selbstbewußtseins der Völker, das sie fähig erscheinen ließ, an der Bestimmung ihrer eigenen Geschichte mit theilzunehmen. Die Julirevolution in Frankreich schließt den Band ab. — Die in den Text eingefügten Skizzen und Portraits tragen alle den Stempel der Natürlichkeit an sich, ihre historische Treue ist, so weit wir sehen, durch die tüchtigen Werke verbürgt, denen sie meist entnommen sind. Wd.

**Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, die Begründerin des Weimariſchen Muſeums.** Von B. Weißfäcker. Hamburg. Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

In Form eines Vortrages und in populärer Weiſe eröffnet uns dies kleine und billige Schriftchen manch intereſſanten Einblick in das Weimariſche Leben, auch ſchon vor der Goethe'schen Zeit, und macht uns verſtändlich und erklärlich, wie die ſo eigenartig beanlagte Herzogin Anna Amalia faſt mühelos, nur ihrem geiſtigen Impulſe folgend, zum geiſtigen Mittelpunkt von dichterischen und künstlerischen Bestrebungen wurde, die für unſer ganzes geiſtiges Leben von unermesslicher Bedeutung geworden ſind. Wer einen hochbedeutenden Frauencharakter ſtudiren will, laſſe dies kleine Heft nicht ungeleſen. Wd.

**Deutschlands Helden in Krieg und Frieden.** Von K. Neumann-Strela. 1. Band. Mit vielen Brustbildern und Textabbildungen. Hannover. Verlag von C. Meyer. (Gustav Prior.)

Wie der Verfaſſer in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, iſt er durch die Worte unſeres Kaiſers zu ſeinem Werke begeistert worden. Seine Grundtendenz geht dahin, die Jugend beſonders zu begeistern für die geſchichtliche Größe des deutſchen Volkes und ſeiner hervorragenden Helden in Krieg und Frieden. Es iſt also in erſter Linie ein patriotiſcher Zweck, der erreicht werden ſoll, und unter dieſem Geſichtswinkel muß wohl das Buch betrachtet werden, wenn man dem anerkennenswerthen Streben des Autors gerecht werden will. Die friſche Darſtellung hebt aus der Fülle der Ereignisse beſonders die beherrschenden Perſönlichkeiten und ihre bemerkenswerthen Charaktereigenschaften hervor, ſie wird belebt durch Citate unſerer Literatur aus meiſt modernier Zeit, die wohl geeignet ſind, der Schilderung ein lebhafteres Colorit zu verleihen. Die meiſt nicht üblen Bilder tragen der Beirichtung, die Illuſtrationen verlangt, Rechnung; Druck und Ausstattung ſind recht gut. Wd.

**Ich weiß es nicht.** Die Geſchichte einer Jugend von Karl Buſſe. Großhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge.

Karl Buſſe beweist durch die Erzählung, daß er nicht bloß ein hervorragender

lyriſcher Dichter iſt, als den er ſich durch ſeine Gebichte in die Literatur eingeführt hat, ſondern daß er auch auf dem Gebiete der Erzählung zu den beſten Hoffnungen berechtigt. Verräth auch hie und da die Darſtellung noch die Hand des Anfängers, die mitunter über's Ziel hinausſchießt, wie z. B. beim Schluß der Erzählung, ſo bewährt ſich der Verfaſſer in anderen Partien des Buches, namentlich in der Schilderung psychologiſcher Vorgänge bereits als fertiger Künſtler. K. J.

**Eines Kaiſers Traum.** Dichtung in fünf Geängen von Cathinka Gräfin von Haugwitz. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Es iſt nicht als bloße Neußerlichkeit zu vermerken, daß dieſes Epos in der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenöſſiſcher Schriftſteller erſchienen iſt. Denn Julius Wolff, der die ganze Sammlung beherrscht, beherrscht recht vornehmlich auch dieſen ihren 40. Band. Auf theils legendariſcher, theils geſchichtlicher Grundlage baut ſich das dürftige Rankenwerk einer phantaſievollen Fabulirung auf, welche mit ihren conventionellen, ganz ſchemen- und ſchablonenhaften Figuren das den Beſuchern Süddeutſchens wohlbekannte Kloſter Ettal vergeblich zu beleben ſucht. Dabei verfügt die Verfaſſerin, obgleich durchaus nicht ohne Formgewandtheit, denn doch bei Weitem nicht ſo virtuoſenhaft über das Klingklang des Verſes, daß ſie, wie es ihrem Meiſter und Vorbild zeitweilge gelungen, über die Leere des Inhalts hinwegtäuſchen könnte; die epiſchen ſowohl wie die ſelbſtverſtändlich zahlreich eingestreuten lyriſchen Theile, insbeſondere die Lieder, weiſen nicht bloß häufig die auch bei Wolff vorkommenden draſtiſchen Trivialitäten des Gedankens und des Ausdrucks, ſondern auch — zumal in den Reimen — ganz deutlich ſchülerhafte Härten und Schwächen auf.

Und dennoch ſteckt trotz aller Mängel in dieſer Dichtung vielleicht mehr wahre Poefie, als in jenen „Meiſterwerken“. Denn wo dieſelben uns geſchickte, aber kalte, gleichniſſerliche Mache zeigen, da bricht hier in der ungefügigeren Art wirkliches Gefühl, Herz und Herzenswärme durch. Kloſter Ettal iſt im Beſitz des gräßlich Pappenheim'schen Hauſes; ein Graf Pappenheim iſt es, dem als ihrem Vater die Verfaſſerin ihr Buch widmet; und ſo mag ſchon ein höchſt perſönliches Intereſſe dieſelbe mit ihrem Gegenſtande beſonders innig verknüpfen. Aber über dieſes hinaus findet

die Liebe zur Natur, zumal zu den Heimathbergen, die treue Anhänglichkeit an das Vaterland, die heiße Verehrung für das Kaiserhaus volle und ansprechende Töne. Sie gelangen vorzüglich im letzten Gefange zu wirkungsreichem und ergreifendem Aus-

druck und stellen in ihrer schlichten, aber empfindungstiefen Einfachheit die Verfasserin auf eine viel stolzere Stufe, als das falsche Pathos und der geborgte Flitter der übrigen Theile. Sch.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. Leipzig, C. F. Müller.
- Besecke, C., Der Nord-Ostsee-Kanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Beyer, C., Kleine Poetik Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. No. 654—666. Halle, O. Hendel.
- Bierbaum, O. J., Studentenbeichten. München, E. Albert & Co.
- Bobertag, B., Die Hochzeit von Ellersbrunn und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Der Sprung auf die Klippe. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Engel, G., Des Nächsten Weib. Roman. Berlin. Friedrichs & Co.
- George, A., Herbstblätter. Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Glogau, G., Graf Leo Tolstoj ein russischer Reformator. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Haupt's Werke. Illustrierte Ausgabe. Lieg. 21—40. (Schluss.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Held, Fr., Gross-Natur. Ausgewählte Gedichte. Berlin, Fresko-Verlag.
- Manometer auf 99! Soziales Trauerspiel. Berlin, Fresko-Verlag.
- Henri, Cl., Urania. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hertska, Th., Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. Sechste Aufl. Dresden, E. Pierson.
- Jacobs, E., Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. Leipzig, O. Wigand.
- Lacroma, P. M., Bagatellen. Skizzen und Studien. Dresden, E. Pierson.
- Leumermayer, F., Simson und Delila. Tragödie in fünf Acten. Leipzig, Literar. Anstalt.
- Leneste, L., Führungen. Eine Geschichte für alte und junge Mädchen. Dresden, E. Pierson.
- Loewenthal, H., Aquarelle aus Oesterreich. Dresden, E. Pierson.
- May, G., Das Modell und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Meingden, A., Freiherr v., Im Wolfsmoor. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Morgenstern, G., Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. Dresden, E. Pierson.
- Morsch, A., Deutschlands Tonkünstlerinnen. Biogr. Skizzen a. d. Gegenwart. Berlin, Stern & Ollendorf.
- Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 7. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh.
- Muschl, J. B., Die wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in 5 Acten. Dessau, R. Kahle.
- Rosegger, P. K., Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Mit 12 Portraits. Wien, A. Hartleben.
- Schaumburg, G., Dies irae und andere Gedichte Mit dem Portrait des Dichters. München, Albert & Co.
- Schiller's Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Lieg. 22—29. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schmidt, M., Humoresken. München, Seitz & Schauer.
- Schmidt, K., Der kleine George, des grossen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Annuth.“ Dresden, E. Pierson.
- Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 5. Leipzig, A. Abel.
- Sperling, R., Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Stein's Orchideenbuch. Beschreibung, Abbildung, und Kulturweisung der empfehlenswertheiten Arten. Mit 184 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Paul Parey.
- Stern, M. R. v., Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen. Dresden, E. Pierson.
- Strobel, K., Heinrich Finke. Dichtung. Dresden, E. Pierson.
- Strindberg, A., Dramen. III. Das Spiel mit dem Feuer. Vor dem Tode. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Syratschek, I., Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen. Dresden, E. Pierson.
- Tallichet, Ed., Zweibund und Dreibund. Warum die Kriegserbschaft vermehrt werden muss. Lausanne, B. Benda.
- Tovote, Heinz, Heimliche Liebe. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Traundahl, Fr., Der neue Diener. Lustspiel in einem Aufzuge. Hannover, Schmorl & v. Seefeld Nacht.
- Trautmann, O., Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge. Dresden, E. Pierson.
- Wahlheim, E., Ihr Wille und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Waltershansen, L. v., Traumgeschichten. Dresden, E. Pierson.
- Welgand, W., Friedrich Nietzsche. Ein psycholog. Versuch. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
- Welsstein, I., Gezählt, Gewogen, zu leicht befunden. Aus dem Chinesischen übersetzt. Dresden, E. Pierson.
- Wodiczka, V., Bellicosus. Roman aus der Geschichte Oesterreichs. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.
- Wolters, W., Mädchen am See. Erzählung Dresden, E. Pierson.
- Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrg. I. Heft 5. Berlin, H. Bieger.
- Zitelmann, K., Wo liegt die Schuld? Roman. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schömaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen  
und  
deren Wärmegrade.

—  
Sprudel . . . 58<sup>20</sup> R  
Mahlbrun . . . 40 .  
Schlombrun 41<sup>8</sup> .  
Therzienbrun 47<sup>1</sup> .  
Kobrun . . . 47<sup>9</sup> .  
Markbrun . . . 34<sup>6</sup> .  
Felsenquelle . 47 .  
Kaiser-Karl-Qu. 33<sup>4</sup> .  
Kaiserbrun . . . 39<sup>1</sup> .

—✦—

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte

—  
KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisiert.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

—✦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen  
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen :—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.





Band 65. — Heft 195.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

Juni 1893.

17.  
Jahrgang.

Breslau.  
Schlesiſche Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

**Inhalt.**

	Seite
<b>Ida Boy-Ed in Lübeck.</b>	
Begraben. Novelle.....	277
<b>Otto Feld in Berlin.</b>	
Fritz von Uhde .....	309
<b>Berthold Schulze in Berlin.</b>	
Ein vergessener Dichter (Franz von Kleiß).....	322
<b>Moriz Hoernes in Wien.</b>	
Illyrische Alterthümer .....	344
<b>Arthur Kleinschmidt in Heidelberg.</b>	
Fénélon.....	366
<b>Ludwig Fuld in Mainz.</b>	
Die Volksgesetzgebung in der Schweiz.....	378
<b>Hjalmar Christensen in Christiania.</b>	
Mattes Blut. Novelle .....	384
<b>Sigurd (Alfred Hedenstjerna) in Werjö (Småland).</b>	
Unsere Kinder .....	403
<b>Bibliographie.</b> .....	406
Liebe zur Thierwelt. (Mit Illustrationen.)	
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	409

Hierzu ein Portrait: Fritz von Uhde.  
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.  
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

**Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.**  
Siebenhufenerstr. 2/3.

---

**Beilagen zu diesem Hefte**

- von
- Ambr. Abel** (Arthur Meiner) in Leipzig. (I. Sammlung der Schriften der Gesellschaft für psychol. Forschung).
  - G. Bardorf** in Leipzig. (G. Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts).
  - Bibliographisches Institut** in Leipzig und Wien. (Meyers Konversations-Lexikon).
  - Gustav Grimm** in Budapest. (Emile Zola's Roman-Serie „Die Rougon-Macquart“).
  - Felix Straß** in Stuttgart. (Liebe zur Thierwelt).



An unsere Abonnenten!

**D**ie bereits erschienenen Bände von

## „Nord und Süd“

können entweder in complet Broschüren oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschürt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

### Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXV (April bis Juni 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-Handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

# Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I, II, III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,  
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,  
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,  
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,  
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,  
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,  
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,  
LXIV

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,  
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,  
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,  
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,  
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,  
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,  
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,  
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,  
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,  
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,  
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,  
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,  
188, 189, 190, 191, 192, 193, 194

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXV. (April bis Juni 1893)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,  
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,  
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,  
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,  
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,  
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,  
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,  
LXII., LXIII., LXIV

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschartes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



BRUNNEN



Fritz von Wrede

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlander in Breslau.



[Redacted text]



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LXV. Band. — Juni 1893. — Heft 195.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fritz von Uhde).



Breglau  
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.





## Begraben.

Novelle.

Von

Ida Boy-Ed.

— Lübeck. —

**F**rau Eggestorff war todt. Sie hatte lange scheinbar gekränkelt, ohne rechten Glauben für ihr Leiden finden zu können, denn sie gehörte zu den Frauen, die gern klagen. Ihr Gatte hörte meist nur mit halbem Ohre hin; es war ihm stets lästig gewesen, in der knappen Zeit, welche er seiner Familie widmen konnte, noch mit Berichten über den Stand einer Krankheit belästigt zu werden, an deren Vorhandensein er gar nicht glaubte. Als Frau Eggestorff nun starb, sagte der Hausarzt mit einem Lächeln, welches wenig für die ernste Lage passte, zur besten Freundin der Verstorbenen:

„Schade, daß die gute Frau ihren eigenen Tod nicht miterleben konnte, sie hätte sicher gesagt, wie sie oft zu sagen liebte: seht Ihr, daß ich doch Recht bekommen habe! Ja, ich glaube, wenn sie in ihren letzten Stunden noch geahnt, daß es zu Ende ging, hat der Gedanke etwas sehr Stärkendes für sie gehabt, daß sie ‚Recht‘ bekäme.“

Die Freundin verwies dem Doctor seine schlechten Witze und erging sich in Klagen, daß die Verstorbene nie von den Ihrigen den Trost des Mitleids empfangen, ja, sie beschuldigt sich selbst, daß sie es an Mitleid habe fehlen lassen. Darauf tröstete der Doctor sie und sprach:

„Liebe Frau Hauptmann, unsere gute Alwine Eggestorff war ganz gesund, soweit eine Frau es sein kann, die innerlich — wie soll ich sagen? — unharmonisch, unstät, unfriedlich ist. Sie hatte ihre nervösen Schwächen, die zu besiegen ihr die Willenskraft fehlte. Sie gefiel sich ein wenig in der Rolle der Unbefriedigten. Daher die Klagen. Alle ihre Organe

waren gesund. Daß sie nun eine Lungenentzündung bekam, war ein Unglück, wie es auch Ihnen und mir, die wir nie klagen, heut zustossen kann.“

„Also Alwine ist nicht an ihrem vermeintlichen chronischen Leiden hingingegangen? Nicht ein solches hat sie verhindert, die Lungenentzündung zu überwinden?“ fragte die Freundin, welche mehr Befriedigung für ihr Gemüth darin gefunden hätte, der Todten noch nachträglich eine Märtyrerrolle zuertheilen zu dürfen.

„Ich bewahre. Es ist mit dem Tod, der ihr scheinbar Recht gegeben hat, wie mit so manchem Ereigniß: es paßt zufällig auf eine Vorahnung, und man macht nachträglich aus der Vorahnung ein berechtigtes Gefühl.“

Die Freundin dachte eine Weile nach. „Lassen wir aber den Mann bei dem Glauben, daß er der Frau durch Mißachtung ihrer Klagen Unrecht that. Er hat sich stets so wenig um sie bekümmert, daß ihm Reue nur ein heilsamer Anlaß werden kann, nummehr wenigstens seinen Söhnen ein wahrer Vater zu werden.“

„Ein jesuitischer Handel,“ sagte der Doctor mit derbem Lachen; „den überlaß ich Ihnen. Fragt der Mann mich, bekommt er die Wahrheit zu hören.“

„Herr Commerzienrath Eggestorff ist nicht der Mann, zu fragen — so viel kommt der keinem Menschen entgegen,“ sprach die Frau und reichte dem Doctor die Hand zum Abschied.

Sie, die beste Freundin der Verstorbenen, blieb im Hause. Ihr Gatte hatte ihr das bewilligt, gleich ihr von Mitleid für die drei Knaben ergriffen, die der Mutter beraubt waren. Die beiden Knaben des Hauptmanns befanden sich schon im Kadettenhause. Die vereinsamte Frau hatte, seit sie von ihren Söhnen getrennt war, sich noch mehr als vordem den Eggestorffs angeschlossen. Seit die Krankheit der Frau Eggestorff die Wendung zum tödtlichen Ausgang genommen, war Mary von Löhnitz überhaupt nur noch für die Nacht in ihr eigenes Heim zurückgekehrt. Daß sie nun, wo die noch unbeerdigte Leiche im Hause war, den verwaisten Knaben nahe blieb, verstand sich von selbst.

Weileidsbesuche wurden nicht angenommen. Der Commerzienrath blieb fast den ganzen Tag in seinem Zimmer. So brachte Frau Mary die Zeit damit hin, die eintreffenden Blumenpenden um das letzte Lager der Verbliebenen zu ordnen und dazwischen die Knaben zu beschäftigen, welche in diesen Tagen der Schule fern blieben.

Es waren schöne Knaben, von überschäumender Wildheit gegen Jedermann, eingeschüchtert, sobald der Vater ihnen seine Gegenwart schenkte. Rupert, der Älteste, war schon Primaner. Der Keim eines Schnurrärtchens zierte seine Lippe, er trug vor seinen dunklen Augen einen Kneifer, ohne es gerade nöthig zu haben, hatte stets zerwühlte Locken und geizte sich im Genialischen. Ein großer, schlanker, frühreifer Mensch, begann er schon das Leben zu kennen und natürlich zu kritisiren. Otto, der zweite, besuchte die Secunda und kämpfte gerade mit aller Ungrazie seiner Jahre. Er

sprach mit rauhem Vafß, hatte einen schlechten Teint und verachtete die Neußerlichkeiten modischer und eleganter Kleidung, auf welche Rupert und der kleine Gustav so viel Werth legten. Gustav, Gusti oder „der Kleine“ genannt, war ein munterer Junge von einer unzerstörbaren Lustigkeit, die selbst in diesen Tagen, wo im Hause nur gedämpfte Stimmen laut wurden, doch zuweilen durchbrach.

Schön waren sie alle Drei, sie hatten regelmäßige Züge und flammende Augen von unbestimmten, graubraunen Farbentönen, die bald dunkel wie die Nacht, bald hellschimmernd aussehen konnten. Gerade solche Augen hatte die Mutter gehabt.

Als die Stunde kam, wo der Sarg geschlossen werden sollte, klopfte Frau Mary an die Thür des Commerzienraths. Die Frau mit ihrem guten Gesicht, das nur ein wenig fad durch all die hellen Farben des Haares, der Augen und der Wangen war, stand so schüchtern da und horchte so bang dem verhallenden Ton ihres Klopfens nach, als wolle sie, einer Bettlerin gleich, eine persönliche Gnade erbitten. Jedermann im Hause wagte sich an den unnahbaren Herrn desselben nur mit Zagen. Auf die Freundin der Frau war diese hier in der Luft liegende Scheu auch unwillkürlich übergegangen.

Jetzt kam noch ein seltsames Schamgefühl hinzu. Sie, die gekommen war, den Vatten und die Söhne zusammenzurufen zu einem letzten Abschied von der Frau und Mutter, sie erbebt vor dem Gedanken, daß sie dem verschlossenen Mann Zeugin werden sollte in einer Schmerzensstunde. Sie verstand recht gut, daß seiner heroischen Hoheit zartfühlteste Keuschheit beigemischt war, und daß er doppelt leiden würde durch den Gedanken, andere könnten ihn leiden sehen.

„Herein!“ rief seine Stimme.

Frau Mary steckte den Kopf durch die Thürspalte.

„Bitte — die Knaben warten im Wohnzimmer — sie sollen mit Ihnen, dacht' ich — einen letzten Blick — ein Abschiedsgebet — ehe —“

Sie sprach nicht weiter. Es klang ihr selbst zu hart, was sie sagen mußte.

„Ich komme gleich,“ rief er so hastig, als wolle er damit auch ihren etwa beabsichtigten Schritt über die Schwelle seines Zimmers hindern.

Frau Mary schloß die Thür und ging über den Corridor zurück in das Wohnzimmer, wo die Knaben, zwischen Kummer und Langerweile schwankend, umherliefen. Sie setzte sich in eine Sophaede, zog Gusti an sich heran und legte seinen Kopf gegen ihre Schulter. So warteten sie stumm.

Der Commerzienrath Hendrik Eggestorff saß noch viele Minuten lang vor seinem Schreibtisch, ehe er sich erhob, um dem Rufe zu folgen. So hatte er schon seit Stunden gelesen, unbeweglich, das Angesicht wie versteinert.

Er war ein Mann von bedeutender Erscheinung, das dunkle, leise mit weißem Schimmer untermengte Haar lag ihm noch voll über der Stirn, und unter dieser wohlgeformten, von Gedankenarbeit durchbildeten Stirn

blitzten zwei gebieterische Augen. Das regelmäßige Untergesicht verhüllte ein Bart, der gleich dem Haupthaar begann, sich mit hellem Schein zu durchwirken.

Vor ihm, auf der grünen Platte seines Diplomaten Schreibtisches lag ein Haufen von Briefbündel und Papieren — der Inhalt des Schreibtisches seiner Frau. Ihm war eingefallen, daß sie oft davon gesprochen hatte, wie sie ihren frühen Tod voraussehe und Bestimmungen getroffen habe über ihren persönlichen Nachlaß sowohl als auch über ihre Beerdigung.

Er hatte das stets ungeduldig belächelt, denn die Aeußerungen ihrer phantastischen Natur erschienen ihm meist so spielerisch, kindisch. Nun aber entsann er sich ihrer Worte, war bedacht, ihre Wünsche heilig zu halten, und hatte, da er nicht sofort eine Aufzeichnung der vermuteten Art fand, den gesammelten Inhalt ihres Schreibtisches hierhergetragen. Denn ihr Schreibtisch stand im Salon, und ebenfalls im Salon war die Todte aufgebahrt — die stumme Zeugenschaft einer Verstorbenen scheuen auch starknervige Männer.

Wie säuberlich Alwine Alles geordnet hatte. Da waren einige Briefbündel von seiner eigenen Hand — alle unwunden mit je einem blau-seidenen Band und mit Aufschriften versehen: „Gendrik's Briefe an mich als Braut“. — „Briefe meines Mannes von seinen Reisen“. Er legte diese alle gleich bei Seite, um sie nachher zu verbrennen, denn es geküstete ihn wenig, die Geschichte seiner Liebe und Ehe in seinen eigenen Briefen noch einmal nachzulesen. Ihm war sie ohnehin in diesen Stunden völlig gegenwärtig.

Ein sehr ernster Mann war er schon mit siebenundzwanzig Jahren gewesen; seine Studien hatten ihm keine Zeit gelassen, sich lachend der Jugend zu freuen. Aber einmal, in einer Zeit, da er nach Jahren der Ueberarbeitung für einige Monde ausspannen mußte, einmal war auch in seine Seele ein verführerisches Träumen gekommen. Er war müde und alt und sagte sich, daß man mit siebenundzwanzig Jahren so nicht fühlen dürfe. Zielsicher in Allem, verfolgte er damals auch unbeirrt den Zweck, rasch und völlig wieder zu gesunden. Er enthielt sich mit Consequenz der Arbeit. Und in dieser Lebensstille begegnete ihm sein späteres Weib zuerst.

Er entsann sich genau, wie gerade ihr sorglos heiteres Wesen ihn gefesselt, wie er den Gegensatz anstaunte, den ihr Leben und Sein zu seinem Leben und Sein bildete. Sie war die einzige Tochter reicher Eltern, kamte die Worte: Arbeit, Pflicht, Streben nur vom Hörensagen und blühte, wie eine Blume, der des Gärtners höchste Fürsorge gilt. Sie war davon überzeugt, daß die Menschen nur zum Vergnügt- und Glückseligsein auf der Erde lebten.

Mußte ein solches Wesen an seiner Seite nicht wie ein beständiges Gegengewicht zu seinem schwerfälligen Charakter wirken? Konnte je wieder die Uebermüdung und Unfrische zur Arbeit über ihn kommen, wenn ein so lachendes Kind ihn in seinem Hause umschmeichelte?

Alwine hatte sich erst ein wenig vor dem ernstesten Manne gefürchtet, von

dem ihre Eltern und Alle sagten, daß er sehr bedeutend sei und noch einmal eine großartige Stellung einnehmen werde. Dann aber, als sie merkte, daß sie ihm wichtig wurde, dann spannte sie sich in romantische Träume ein: wie schaurig interessant es sei, einen Gatten zu haben, neben dem man sich so klein fühlt und vor dessen Tyrannei man sich ein bißchen fürchtet, in dessen Liebe man aber selig vergeht, wie irgend eine Jungfrau der griechischen Sage vor einem verkleideten Gott.

Die romantischen Träume, deren Inhalt sie dem Verlobten vor- schwärmte, hatten aber ein anderes Gesicht, als sie in die Wirklichkeit über- setzt wurden. Alwine wollte den ganzen Tag „tyrannisiert“ sein, sie wollte fortwährend allerhand Gefühlsensationen durch- und mit dem Gatten er- leben. Arbeiten sollte er nicht mehr. Daß er sich mit heißem Ehrgeiz den vom Vater ererbten großindustriellen Werken widmete, daß er seinem Lande durch Erfindungen diene, daß er der Allgemeinheit nütze, das sah sie als ein ihr persönlich angethanes Unrecht an. Zwar hatte er gar nicht gewollt und gehofft, daß Alwine Theil an seinen Bestrebungen nähme, denn er war einer von den selbstherrlichen Männern, die im Weib keine Gefährtin, sondern in ihr nur Ruhe und Erholung suchen. Aber daß ihm anstatt dieser Klagen wurden, ermüdete ihn tief.

So waren beide unzufrieden: sie hatte gedacht, er solle mit ihr spielen, und er hatte erwartet, sie werde selbstlos wie der Sonnenschein durch sein Leben leuchten.

Ihre Unzufriedenheit begann sich eine Form zu suchen: Alwine redete sich und Andern ein, sie sei kränzlich.

Er fuhr fort, sein Weib zu lieben. Vielleicht liebte er auch nur die Erinnerung an die einzige Frühlingsträumerei seiner Seele. Vielleicht, da er vor Allem sich selbst und sein Thun und Denken hochzuachten das Be- dürfnis hatte, achtete er auch das Gefühl zu sehr, das ihn einst zu seinem Weibe getrieben, um es je vor sich zu verleugnen.

Wie immer seine Neigung für die Frau an seiner Seite auch geartet sein mochte, er nahm und fand selten Gelegenheit, sie ihr zu zeigen. Er sah sich gar nicht begriffen, er sah, daß die großen Erfolge seiner Arbeit von ihr nicht aus bösem Willen, sondern aus kindischem Unverstand als etwas Nebenächliches angesehen wurden. Und wenn er eine kurze Zeit seinen Ehrgeiz beflügelt gefühlt hatte durch den Wunsch, ihr die stolzen Früchte seiner Thätigkeit zu Füßen legen zu können, so wandelte sich das treibende Motiv, als er einen Sohn besaß. Er selbst hatte sich, durch das Genie zum Fleiß, von jeher berufen gefühlt, eine erste Stellung einzunehmen. Sein Stolz trachtete darnach, daß seine Söhne noch höher steigen sollten, als er.

Ihre Jugenderziehung glaubte er der Mutter überlassen zu dürfen, und während er rastlos für die Zukunft der Knaben schaffte, sich kaum die Mühe gönnte, sich der schönen Kinder zu erfreuen, rückten sie ihm unmerklich ferner und ferner.

Die Mutter lehrte, ohne zu ahnen, daß sie es that, die Knaben den Vater als den schreckensvollen Richter ansehen, vor dem man sich und Alles, was man that, verstecken müsse. Er merkte die Scheu der Knaben vor ihm, und der Schmerz, den er empfand, machte, daß der Mann keusch noch tiefer seine Liebe zu ihnen verbarg.

Nein — es gelüstete Hendrik Eggestorff nicht, seine Briefe an seine Braut und Frau noch einmal zu lesen.

Anderer Papiere waren noch da — der Mann warf die Bündel achtlos durcheinander. Er war nicht neugierig auf die Correspondenzen, die Alwine mit Verwandten und Freunden geführt. Endlich ein großer Bogen, vierfach zusammengefaltet — man sah ihm schon von außen an, daß er ein Dokument war.

Dem Manne zitterten ein wenig die Finger. Er las:

„Ich bitte meinen Mann, wenn ich, wie mir ahnt, früh sterben sollte, alle meine persönliche Habe so zu vertheilen, wie ich hier aufgezeichnet. Ferner bitte ich ihn, mir auf mein Grab eine schwarze, abgebrochene Säule setzen zu lassen mit der Inschrift: dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Ich möchte auch mit in den Sarg haben: die kleine goldene Kette, welche ich immer trug, ferner jenes Paket von Briefen, welches mit einem rothen Band umbunden ist und auf welchem steht ‚nach meinem Tode unbesehen zu verbrennen‘. Dies soll auch mit jenem Briefpaket geschehen, falls diese Aufzeichnung erst nach meiner Beerdigung gefunden werden, man mir also nichts mehr in den Sarg legen kann.

Ich bitte auch meinen Mann, nicht so streng gegen die Knaben, meine Söhne, zu sein. Kinder brauchen Liebe. Sie lieben, ist mehr, als für sie Reichthum sammeln.“

Dann folgte ein Verzeichniß aller ihrer Schmucksachen, Kleider und Wäsche. Alle nahen Freunde und Verwandten bekamen aus dem reichen Vorrath ein Andenken, ein Brillantschmuck sollte zu Ringen und Knöpfen für die Knaben verarbeitet werden, Kleider und Wäsche gingen an die treuen Dienstboten.

Dem Manne waren die Augen naß geworden.

Das Alles war so echt Alwinesch. Es war sentimentale Ueberspanntheit und danach ein gutes, tiefes Wort zu Gunsten ihrer Kinder.

In diesem Augenblick wünschte er ihr noch sagen zu können, daß er seine Kinder wahrhaft und unaussprechlich liebe. Daß er fortan weniger arbeiten und mehr ihnen leben wolle.

Nun lag ihm also ob, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Vertheilung der Sachen mochte Frau Mary übernehmen, wenn die Todte ihre Ruhe im Grabe gefunden. Jetzt galt es, nach dem Kettchen zu fragen und nach dem Briefpaket mit dem rothen Band zu suchen, um fromm den letzten Wunsch zu erfüllen.

Und wie die Hände des Mannes ein wenig unsicher umhertasteten zwischen den zahllosen Papieren, kam ihnen ein halbes Briefblatt zwischen



die Finger. Unwillkürlich fiel sein Auge darauf. Es war das Bruchstück eines Textes, der in einem Vorblatt und vielleicht in einigen weiteren Bogen Anfang und Schluß gehabt. Das abgerissene Stück eines Briefes.

„ . . . Trennung von Dir wird mir fast unerträglich sein. Um so mehr, als ich Dich in so dürftiger Lage weiß. Denn was ist Reichthum, große Stellung Dir, die Du vor Allem zartfühlendes Verständniß für Dein poetisches Gemüth brauchst. Du darbst am nöthigsten. Ich durfte Dir es eine Zeitlang geben. Du wirst mich nie vergessen. Schreibe mir oft und auch Alles, was den holden Knaben betrifft. Ich werde . . .“

Nicht wie ein Blitzstrahl kam der Schreck in des Mannes Seele, langsam und eifig breitete er sich aus über alle Nerven, bis sie wie in Lähmung erstarrten.

Wenn diese Zeilen an seine Frau gerichtet gewesen waren, so bedeuteten sie, daß seine Frau einen Andern geliebt hatte und von diesem wiedergeliebt worden war.

Er saß unbeweglich. Eine dumpfe Gedankenlosigkeit umring ihn. Sein Hirn nahm vergeblichen Anlauf, etwas klar zu stellen, die Gedankenreihen zerrannen.

Da ertönte das Pochen an der Thür, Frau Mary rief ihn zum letzten Abschiedsblick an die Todte.

Rief ihn zu dieser Todten, die ihn betrogen. Betrogen? Komnten die Zeilen nicht an ein anderes Weib gerichtet sein als an Alwine? Gehörten sie irgend einer guten Freundin, die sie ihr nur anvertraut hatte? Wer war der Mann, der sie geschrieben? Und was hieß das: Schreib' mir oft und auch oft von dem holden Knaben? Bezog sich das auf einen seiner drei Knaben? Seiner? Wirklich seiner? Auf welchen?

Schwerfällig erhob sich der Mann. Seine Hand tappte suchend zwischen den Papieren. Er vergaß nicht, daß er das rothunwundene Briepaket suchen und in den Sarg legen sollte. Er fand es. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Scheu huscht sein Auge über die wilden, engverschürzten Blätter. Da und dort bligten aus den Spalten Schriftzüge auf. Ihm schien, als seien es die gleichen wie auf dem Briefblatt. Vielleicht aber schien es nur so.

Einige Secunden lang haftete sein Blick auf dem „Testament“ seiner Frau. Die Wünsche der Todten, die dort aufgezeichnet standen, schienen zu drohenden Befehlen emporzuwachsen. Gegen den Willen eines Todten giebt es keinen Anruf. Nicht einmal ein Kampf kam in die Seele des Mannes. Er hätte lieber sein Leben hingegeben, als in der Stille seines Zimmers eine Handlung begangen, die er für ehrlos hielt.

Er hatte vielleicht der Hingegangenen zu Unrecht vertraut gehabt, sie aber sollte ihm zu Recht vertrauen.

Mit eiserner Festigkeit umklammerte er das Briepaket und schritt hinaus.

Hoch trug er das Haupt wie immer, aber seinen Zügen konnte er nicht gebieten, und sie waren verfallen. Unsicher mied auch sein Blick die Kinder, welche, an die Freundin geschmiegt, ihm folgten.

Sie traten alle in den Salon. Es war sonst ein festlich heiterer Raum, groß und mit schönen Sachen angefüllt, die man aber jetzt aus der Mitte fortgeräumt und ausnahmslos an den Wänden aufgestellt hatte, so daß die gemüthliche Grazie entflohen und feierliche Steifheit eingekehrt war. Die großen Fenster hatte man verhängt, das Tageslicht drang nicht herein. Aber überall standen Kerzen, und über dem Sarg schwebte vom Plafond hernieder die Lichtkrone, deren Prismen Frau Mary mit Flor umwinden ließ. Das gelbe Licht der Kerzen schimmerte festlich und gab dem Angesicht der Todten scharfe Schatten und scharfe Helligkeiten.

Mit einem weißseidenen Gewand faltig umkleidet, lag sie da, in den zusammengelegten Händen trug sie einen Maiblumenstrauß. Ein heiterer Blumenfranz umzog die ganze Länge der Gestalt im Sarge und rings um den Katafalk häuften sich die Trauerkränze. Es war ein süßlicher, betäubender Dunst im Raum, ein Gemisch von Blüthendüften, Kerzenqualm und Chlor.

Frau Mary trat mit den Knaben nahe heran. Rupert stand bleich, still und gefast da, Otto biß in sein Taschentuch, und seine Schultern zuckten wie die eines Menschen, der heftige Thränen niederzuschluckt. Gusti weinte laut und versteckte seinen Kopf in Frau Marys Kleiderfalten.

Sie wagte nicht den Mann anzublicken, der wie ein Bild von Stein zu Häupten neben dem Sarge stand.

Seine Blicke bohrten sich in das stille, weiße, stumme Gesicht. Seine ganze Seele erbebt unter der Wucht des ohnmächtigen Wunsches:

„Lebe! Sprich zu mir! Laß Dich nur Eins noch fragen!“

Das ewige Schweigen konnte auch der wildeste Wunsch nicht mehr brechen. Seine Menschenleidenschaft zerrann, wie Wellen an Felsen, an der Majestät des Todes.

Endlich regte der Mann sich. Seine Hand hob sich und legte bebend ein Bündel Briefe neben die Frau. Dann zog er seine Hand zurück, als habe sie Entsetzliches berührt.

Frau Mary sah sein Thun und sah die Briefe auf dem Gewand der Todten liegen. Leise und zart ordnete sie die seidenen Falten so, daß die Briefe verdeckt wurden. Warum that sie so? Nur damit die nachher ihres rohen Amtes waltenden Handwerker nicht etwa das Paket sähen? Oder kannte sie den Inhalt und wollte ihn gleichsam in dieser Stunde noch mitverstecken?

Der Mann sah zu ihr hinüber. Aber es war nicht mehr sein großer, befehlshaberischer Blick von einst — es war ein zweifelnder, unsicherer Blick, halb von dem Wunsch bewegt, etwas zu erforschen, halb von der Sorge getrübt, daß man in ihm lesen könne.

Wenn ich sie fragte! dachte er, und ein Schauer durchrann ihn. Sein ganzer Mensch, der stolze, harte, verschlossene Mensch bäumte sich in ihm auf und schrie „nein!“

Sein Auge ging weiter — auf die Knaben. Wie sie alle der Mutter glichen. Und keiner ihm — keiner. Und welcher von diesen dreien war der „holbe Knabe“, von dem sie jenem Unbekannten hatte erzählen müssen.

Der Mann schüttelte sich.

Verfluchtes Phantom. Vielleicht doch nur ein Phantom, ein Nichts, ein falscher Schein.

„Bete, lieber Gusti, daß Mama den ewigen Frieden bei Gott finde!“ sprach Frau Mary flüsternd.

Laut schluchzend faltete der Kleine die Hände. Die Andern thaten es ihm nach. Sie beteten schweigend, oder vielmehr sie sahen mit unbestimmten Andachtsgefühlen auf ihre gefalteten Hände nieder.

Der Mann betete nicht mit. Bohrend stand sein Blick auf dem weißen Todtenangeßicht.

Und dann legte Frau Mary noch ein letztes Sträußchen von Blumen auf die Brust der Abgeschiedenen, und die stumme Feier war zu Ende.

Die Knaben gingen hinaus, von dem Vater begleitet. Gusti klammerte sich fest an ihn, denn seine Trauer war sehr mit Furcht gemengt, Rupert glaubte als schon männlicher Sohn dem Vater durch eine stumme Umarmung sagen zu müssen: wir tragen das gleiche Leid, laß es uns stark tragen.

Alein Eggestorff schob sie von sich, mit ängstlicher Abwehr. Er ging in sein Zimmer, und man sah ihn erst am andern Morgen, als er mit untadliger Haltung der Gattin die letzte Ehre erwies und das Beileid der zahlreichen Menschen, die mit zum Grabe gingen, würdig hinnahm.

Wie immer ward die große Oede, die in das Haus gekommen, erst nach der Beerbigung ganz bemerkbar. Der Alltag rollte sein Räderwerk ab, es gab keine außerordentlichen Aufregungen, keine Pflichten gegen die Todte mehr. Die Knaben gingen wieder in die Schule — Rupert war im Abiturientenexamen — Herr Commerzienrath Eggestorff fuhr wieder jeden Morgen hinaus auf das Hüttenwerk. Dies, mit großen Viesereien verbunden, gehörte jetzt einer Actiengesellschaft, er aber war der Hauptleiter des einst allein von ihm begründeten Unternehmens geblieben.

Mittags fanden der Vater und die Söhne sich zusammen. Sie hielten seltsame Mahlzeiten mit einander. Der Vater gab sich Mühe, Antheilnahme und Liebe zu zeigen. Kinder indeß sind feinfühligte Menschen. Diese hier spürten nicht die Antheilnahme, sondern nur die Mühe.

Es schien fast, als habe der Vater ein vorher ausgedachtes Programm, nach welchem er fragte, sich heute besonders um Rupert, morgen um Otto oder Gusti bekümmerte. Er ließ sich die Arbeiten zeigen, und wenn er sie einjah, ward sein Blick oft zerstreut, man merkte, seine Gedanken schweiften ab, er las gar nicht, was die Knaben in ihre Bücher geschrieben.

Er sagte Mittags, daß sie Abends nach der Arbeit alle Drei sich in seiner Stube versammeln sollten, er wolle ihnen etwas vorlesen. Und kamen sie, so schien er ihre Anwesenheit als Pein zu empfinden und schickte sie bald wieder fort. Wollte einer von den Dreien einen Freund besuchen, verweigerte der Vater die Erlaubniß unter dem hastig ausgesprochenen Wunsch, jetzt seine Kinder stets bei sich zu haben, und doch schien er ihr Dasein im Hause oft ganz zu vergessen.

Rupert sprach sich zu Frau Mary aus. „Früher,“ sagte er, „war Papa uns so etwas wie ein Gott hinter Wolken, der ab und zu segnend oder donnernd hervortrat. Wir liebten ihn ein wenig und fürchteten ihn sehr. Jetzt, wo er uns so viel näher getreten ist — näher mein' ich nur, weil wir ihn öfters sehen — jetzt ist seine Liebe ein Zwang, dem man nicht enttrinnen kann. Denken Sie doch, Tante Mary, ich fühle manchmal Furcht. Es ist, als ob Papa ganz und gar Besitz von mir ergriffen hätte, als ob ich selbst Nachts in meinem Zimmer nichts denken könne, was er mir nicht am andern Tag doch von der Stirn läse. Er nimmt mir alle innerliche Freiheit, von der äußeren gar nicht zu reden. Ich juble dem Tag entgegen, wo ich auf die Universität komme. Und doch könnte ich weinen vor Liebe und Kummer über Papa.“

„Ja,“ meinte Frau Mary kummervoll, „Dein Vater hat sich sehr verändert. Es ist etwas so Ungleiches über ihn gekommen. Der Tod Eurer lieben Mutter hat ihn schwerer ergriffen, als wohl ein Mensch für möglich hielt. Daß Ihr seine Liebe als Zwang empfindet, ist ganz natürlich. Ich habe schon mit meinem Mann davon gesprochen. Mein Mann ist ein Menschenkenner — ja das muß man ihm lassen — der sagt: Dein Vater sei in Allem herrisch und gewohnt, Menschen nach seinem Willen zu lenken. Nun sähe er vor Allem seine Söhne als seine fast leibeigenen Geschöpfe an.“

Die Menschenkenntniß des Hauptmanns von Böhmitz war dem jungen Rupert nicht so maßgebend, als sie Frau Mary erschien. Zweifelnd antwortete er: „Tyrannei, von einem bedeutenden Manne geübt, finde ich fast natürlich. Ich glaube, ich würde auch gern herrschen mögen über Menschen und Geister. Aber das ist doch keine Tyrannei, wenn Vater manchmal die größten Unarten durchgehen läßt. Neulich prügelten Otto und Gusti sich fürchterlich. Sie hauten sich blau und braun, und Gusti ist ja so heftig. Wie ein kleiner Panther ging er immer wieder auf Otto los, und ihn beißend und schlagend, schrie er ihm die schrecklichsten Schimpfworte zu. Ich hatte schon dreimal gesagt, schämt Euch! Aber sie hörten nicht und merkten auch nicht, daß Papa in der Thür erschien und zusah. Ich bekam solches Herzklopfen. Denn Papa machte ein schreckliches Gesicht — fast neugierig-freudig. Und mit einem Male fragte er: ‚Habt Ihr Euch so?‘ Als sie seine Stimme hörten, wurden sie still und zitterten vor Angst. Aber es gab keine Strafe. Papa ging still davon, worauf die Beiden weiterprügelten, bis ich es nicht mehr aushalten konnte und Jedem eine 'runterhaute.“

Diesem Vorfall gegenüber war auch Frau Marys Weisheit zu Ende.

Aber sie sprach mit ihrem Mann, und der Hauptmann von Löhnitz war ein selbstzufriedener Pedant. Er glaubte, daß die Harmonie der Seele und die Zufriedenheit des Lebens sich nach einem ganz einfachen Recept herstellen ließen. Ohne jemals selbst den geringsten inneren Conflicten ausgesetzt gewesen zu sein, konnte er garnicht begreifen, wie Andere sich mit „Stimmungen“ zu plagen vermochten: „Als Mann und Charakter muß man sich in Alles zu schicken wissen,“ war seine Rede, wenn er andere Männer leiden sah. Nun beschloß er, sich des Commerzienraths „anzunehmen“. Er war fest davon überzeugt, daß es seiner Weisheit gelingen werde, dem Mann alsbald gleichmäßig Fassung beizubringen.

So machte er sich denn auf den Weg. Durch die Straßen der westfälischen Fabrikstadt segte der Frühlingwind und brachte die Rauchwolken von den Hüttenwerken mit herein in die Stadt. Ruffiger Staub und gasiger Dunst erfüllte die Luft. Die Sonne und der blaue Himmel standen in völligem Zwiespalt dazu. Der Hauptmann, welcher sich für einen großen Naturfreund hielt, machte eine lobende Selbstbetrachtung darüber, daß er sich nun schon seit Jahren mit völliger Ruhe darein finde, in einer ihm unsympathischen Stadt und Gegend garnisonirt zu sein. Er stellte sich alle Reize vor, die ein anderer Aufenthalt ihm bieten könne, und bewies sich dann, daß er trotzdem keinen anderen begehre, weil er als Mann und Charakter sich in Alles zu schicken wisse. Hiernach war er in der richtigen Stimmung, dem Commerzienrath klar zu machen, daß er sich in den Verlust seiner Frau nämlich finden müsse.

Die Begegnung der beiden Männer, die sich seit vielen Wochen nicht mehr gesehen, war höchst eigenthümlich. Ehedem hatte der Hauptmann den gewissen Respect in sich vor den Leistungen und dem Reichthum des Anderen nicht unterdrücken können und war Eggestorff stets mit dem auch äußerlich bemerkbaren Gefühl der Unterordnung entgegengetreten.

In dem Augenblick, wo Jemand des Mitleids oder des tröstenden Zuspruchs benöthigt scheint, verliert er an der Hoheit seiner Persönlichkeit. Es ist, als ob der Mensch, der groß bleiben will, vor seinen Mitmenschen nicht dem Leiden unterthan sein dürfe. Der Unverwundete erhebt sich über den Verwundeten und glaubt, des bloßen Umstandes wegen, daß zufällig er der Gesunde ist, den Anderen meistern, belehren und strafen zu dürfen.

Ohne es selbst zu ahnen, schlug der Hauptmann einen leutseligen Ton an. Und noch erstaunlicher: Eggestorff schien denselben nicht zu bemerken, oder ihn nicht als etwas Unnatürliches zu empfinden.

Die Männer saßen und rauchten, der Hauptmann in einer Sophaecke, Eggestorff ihm gegenüber in einem Lehnstuhl. Der Tisch mit den Rauchgeräthen war zwischen ihnen. Löhnitz war immer etwas förmlich, und er brauchte stets eine Viertelstunde, um sich häuslich und frei zu fühlen. Sein

mageres bärtiges Gesicht hatte etwas Schwindsüchtiges, die Dürftigkeit der hohen Gestalt war durch die wohlgepolsterte Infanterie-Uniform versteckt. Seine braunen Augen hatten einen besonderen Blick, etwas zudringlich und sehr stetig. Nie schweifte dieser Blick hastig umher, er klebte sozusagen an den Gegenständen und verließ sie nicht eher, als bis er sie ganz und gar ergründet hatte. Jeder hält seine Sehweite für tief- und weitgehend. So glaubte auch der Hauptmann, daß er bis an die Grenze sehe und daß außerhalb seines Blickes nichts mehr läge.

„Sie haben, mein lieber Herr Commerzienrath, mein Haus seit vielen Wochen nicht betreten,“ hob er an, mit der Fragemiene eines Richters.

„Ich gestehe, daß es undankbar und unhöflich war, umsomehr, als Ihre liebe Frau bei dem Tode der meinigen aufopferungsvoll sich uns widmete. Ich bin zu Niemand gegangen und werde zu Niemandem gehen. Allein Ihr Haus mußte eine Ausnahme für mich sein,“ sagte Eggestorff, indem er vor sich hin sah und der zahllosen Stunden gedachte, wo es ihn hintrieb zu der Frau, die allein vielleicht von allen Sterblichen ihm das Geheimniß jenes Briefblattes enthüllen konnte und wo immer wieder die grauenvolle Neugier besiegt worden war von der schauernden Abneigung, sich zu offenbaren.

Der Angeklagte hatte ihm etwas zugegeben — Lohniß war zufrieden und fuhr ermahnend fort:

„So hoffen wir denn, Mary und ich, daß sie fortan oft Ihre Abende bei uns zubringen werden. Das beständige Zuhausesein thut nicht gut. Ein Mann, der soviel arbeitet, braucht das Gegengewicht gemüthvoller Mußestunden. Ihre liebe Frau kann Ihnen solche nicht mehr bereiten. Es ist hart, sehr hart für Sie, die verständnißsinnige Gefährtin Ihres Lebens verloren zu haben. Allein ein Charakter muß sich zu schicken wissen. Sie sind es sich, Ihren Kindern und Ihren Unternehmungen schuldig, sich wieder dem Leben zuzuwenden, ja das sind Sie!“

Eggestorff sah zurückgelehnt, ein Bein über das andere geschlagen und befah seine Fingernägel. Dabei dachte er erstaunt über die natve Zudringlichkeit des Anderen nach. In den halbdutzend Gemeinplätzen welche derselbe vorgebracht, hatte er offenbart, daß er von dem Wesen der Eggestorff'schen Ehe so wenig eine Ahnung hatte, als von dem jetzigen Seelenzustand des verwitweten Mannes. Und wußte doch so genau, was der „sich schuldig“ war.

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen des schweigenden Mannes. Er empfand das bittere Erstaunen des Großen, den der Kleine nach seinem eigenen Maße mißt.

Der Hauptmann, als ehrlicher und guter Mensch, wollte dem Andern helfen, sich von seinen Leiden zu befreien; aber er sah die Leiden an, wie Alles im Leben: eine typische Erscheinung, der man mit herkömmlichen Mitteln beikommen muß. Daß ein Wittwer das Gleichgewicht verliert nach dem Tode der Frau, kommt alle Tage vor; ebenso findet sich dann der landläufige gute Freund, der die Wage der Lebensstimmung wieder in die

rechte Schwebel bringt, indem er etliche Ermahnungen von Pflichten und Freudenresten in die Schale wirft.

Eggestorff richtete sich auf. Diese Gedanken hatten ihm zu einer Art selbstironisirender Laune verholfen. Er wollte sich dem Andern als Tröst-object hinleihen.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich werde kommen. Morgen schon, wenn Sie mich haben wollen,“ sagte er.

„Ich wußte es,“ dachte der Hauptmann befriedigt, „ich habe die Art, geknickte Menschen aufzurichten. Man muß es nur recht anfangen.“ Und er sprach mit dem Ton, wie man einem kranken Kinde zuredet, das eine unschmackhafte Medicin nehmen soll:

„Bringen Sie auch die Knaben mit. Es muß Ihre Seele aufrichten, wenn Sie die hübschen, begabten Jungen sehen, in deren Gesichtern Sie das Antlitz Ihrer verstorbenen Frau so wiederfinden. Ich würde Ihnen rathen, sich recht eingehend mit den Kindern zu beschäftigen. Der Verkehr mit der Jugend erfrischt.“

„Seh' ich denn so gramvoll aus,“ dachte Eggestorff, „daß dieser Mann mich schon als Abladestelle seiner geistigen Kleinmünze ansieht!“

Und dies war der vom Hauptmann ungeahnte wie auch ungewollte Erfolg des Besuches, daß Eggestorff sich bewachte, als stehe er vor einem Spiegel und sähe immer die eigenen Mienen. Ein verächtlicher Zorn gegen sich selbst erfüllte ihn, daß er die Menschen in seinem Angesicht hatte lesen lassen. Wußten sie die Schrift gleich nicht zu deuten — daß dort überhaupt etwas geschrieben stand, war seinem Wesen zuwider.

Er schätzte die Menschen so gering, daß er weder die Antheilnahme der Neugier noch des Mitleids von ihnen wollte. —

Der Hauptmann sprach sich überall zufrieden darüber aus, daß seine klarverständige Freundschaft so viel über Eggestorff vermocht und diesen eigentlich dem Leben wiedergegeben habe. Die äußeren Thatfachen gaben dem Hauptmann Recht. Jede Woche brachte Eggestorff mit seinen Söhnen einen Abend bei Löhnitz zu, während die Löhnitz' jeden Sonntag beim Commercienrath aßen.

Die Scheu, mit Frau Mary zusammen zu sein, hatte sich in die Gier gewandelt, fort und fort sie zu sehen, mit ihr zu sprechen. Die zaghafte Frau, welche ihr Leben lang im Schatten Anderer gestanden, wußte gar nicht, wie sie, die Unbedeutende, plötzlich zu der dringlichen Theilnahme eines Mannes wie Eggestorff kam. Löhnitz wußte indeß auch diesen Fall zu erklären. Seine Frau war doch Alwinens beste Freundin gewesen, der verwitwete Mann konnte mit ihr am besten alte Erinnerungen auffrischen; er erklärte feierlich — obgleich Niemand an solche Möglichkeit dachte — daß er nicht eifersüchtig sei und Jeden verachten würde, der die lautere Freundschaft seiner Frau mit Eggestorff bezweifle.

Und um Erinnerungen handelte es sich auch in allen Gesprächen, die Eggestorff mit Frau Mary führte, während der Hauptmann mit Ruper:

Schach spielte und Otto zu seiner stillen Wuth und großen Langeweile mit Gusti scheinbar friedlich irgend ein Brettspiel vornehmen mußte.

Frau Mary häfelte; sie pflegte aus harten groben Garnen die unzähligen Deckchen und Spitzen für sich und ihre Freundschaft herzustellen, und während Eggestorff scheinbar gedankenlos mit dem bräunlichen Garnknäuel spielte, hätte er in aufstochender Nervosität der stillen Frau die Arbeit aus der Hand schlagen können. Er sah unverwandt auf das Gesicht, welches von Blutarmuth und Mangel an Temperament ganz fade und ausdruckslos war, und nur, wenn Mary sprach, durch schlichte Güte angenehm belebt wurde. Die Lampe beschien es so friedlich, und die Stirn war so glatt, als ob dahinter völlige Inhaltlosigkeit sei und kein Erinnern, kein Wissen, keine Mitschuld —

Wenn sie wußte, war sie auch mitschuldig. Der Fehler ist auch ein Sünder. Wußte sie denn?

Oh, wenn sie sprechen wollte — einmal sprechen! Danken wollte er es ihr, wenn sie die todt Freundin verriethe und ihr Andenken entweihte. Nur wissen — wissen! Nicht ewig die fürchterliche Frage im Kopf umherwälzen: was bedeutet jenes Briefblatt.

Aber Frau Mary verrieth nichts. Weder eine Schuld der Todten, noch ihre Mitwissenschaft. Nach und nach, in kurz abgebrochenen Fragen, in Rückblicken, die einen Abend schnell gemacht, jäh unterbrochen und nach Tagen hastig fortgesetzt wurden, ging der Mann mit der Freundin die ganze Vergangenheit durch. Jedes Jahr wurde gleichsam auf seinen Inhalt durchgesehen — nie blieb ein Verdachtsmoment im Neß des Argwohns zurück. Alle Gestalten, die je durch das Eggestorffsche Haus gegangen, schritten noch einmal vorüber. Aber auf keine fiel der grelle Schein blitzartiger Erkenntniß: der war's, der!

Und daheim, in der Stille seines Zimmers, trug der Mann alle Bilder seines Weibes zusammen. Er fand viel mehr Photographien Alwinens, als er gekannt hatte — sie besaß die Schwäche, sich gern in neuen und wohlkleidenden Gewändern photographiren zu lassen. Er forschte noch bei Frau Mary nach Bildern. Und endlich hatte er eine ganze Gallerie vor sich, sorgsam nach ihrer Entstehungszeit geordnet, reichte er die Bildchen auf.

Er saß davor. Mit bohrenden Blicken durchforschte er die Züge nach den Spuren seelischer Wandlungen, um festzustellen, wann, wann denn ihre Seele sich von ihm gewandt. Und seine Augen begannen zu flammen, wenn er die holden Jugendzüge und die immer noch schönen der letzten Lebensjahre Alwinens sah. Eine namenlose Verzweiflung packte ihn. Er wünschte sich wieder Göttergewalt, um Gräber öffnen, Todte auferstehen lassen zu können.

Sie noch einmal fragen dürfen, Aug' in Auge: warst Du mir treu?

Und in dies brennende Verlangen mischte sich ein anderes; erst ganz leise als nagender Schmerz und wuchs bis zur Qual. Nicht nur sie noch einmal sehen und fragen können — nein, sie wieder haben! Wieder haben!



Als sie krank ward und starb, war er stark erschüttert, wie es Menschen sind, die den Genossen verlieren, der ihnen einst lieb und dann durch Gewohnheit vertraut war. Nicht mehr. Er wußte es jetzt. Es war nur die Hoheit des Todes gewesen, dessen Nähe Jeden klein und demuthsvoll macht — es war nicht ihr Tod gewesen, nicht ihr Verlust. Seit Jahren waren sie einander doch so fremd gewesen.

Nun aber glomm der Funken der alten Liebe an, die Seele ging zurück zu den Jugendträumen, und langsam erwuchs aus dem Funken eine Flamme, die endlich das Wesen des Mannes durchloderte. Er verzehrte sich in Sehnsucht nach seinem Weibe, um es zu lieben wie einst, um es zu quälen, zu hassen, zu küssen, bis ihre Seele ihm ganz offenbar ward, bis er in ihres Wesens geheimste Falten schauen konnte.

Er zermarterte sein Gedächtniß mit jenen Momenten, wo er unflug oder rauh ihr gegenüber gehandelt hatte. Er sagte sich, jeden Vorfall ihres gemeinsamen Lebens zergliedernd: „Wenn ich damals so gehandelt hätte anstatt so.“ Er malte sich aus, wie er hätte sein, reden, schweigen müssen, um sich ihre Liebe zu erhalten. —

Die Knaben sahen, daß ihr Vater hager und bleich ward und daß sein Blick unstät blieb. Rupert, von Liebe und Grauen seltsam hingezogen und abgestoßen, suchte oft mit Absicht vollen Auges den Blick des Vaters. Umsonst, den schnell vorbeihuschenden konnte Niemand mehr fangen.

Schon vorgeschritten im Leben über seine Jahre hinaus, im Guten wie im Leichtfertigen, fühlte Rupert oft die Pflicht, seine Brüder zu erziehen, da der Vater es nicht that.

Geschwister sind aber strenge Erzieher, und auch in Rupert pulste etwas von dem herrischen Blut seines Vaters.

Wenn er Otto das viele Cigarettenrauchen und das heimliche Kneipengehen verbot, das sich für einen Secundaner nicht schickte, so höhnte ihn Otto mit den von ihm wohl controllirten Abenden aus, wo etwa Rupert erst um zwei Uhr und unsicheren Schrittes heimgekommen war. Wenn Otto lieberlich arbeitete und schlechte Zeugnisse mitbrachte, erlaubte Rupert sich, ihn dafür zu ohrfeigen, was Otto sich um so weniger gefallen ließ, als Rupert sein Abiturium nicht bestanden hatte und als Zwanzigjähriger noch die Schulbank weiter drücken mußte. Rupert hatte mit seinem Tadel wie mit seinen Strafen immer Recht, aber ihm fehlte die Autorität des Alters oder des guten Beispiels. Zwar nahm er sich dann und wann vor, an sich selber zu arbeiten. Allein dazwischen kamen immer Stunden, wo er sich sagte, warum er sich's denn in seiner Jugend so sauer werden lassen solle, scheine der Vater doch den starken Verbrauch von Taschengeld ganz in der Ordnung zu finden. Die guten Vorsätze beseelten ihn immer, wenn ein langweiliger Abend ihn ohnedies auf die Arbeit als Zeitvertreib hindrängte; die flotten Gedanken kehrten immer wieder, sobald ein Vergnügen mit gleichgestimmten Freunden sich bot.

Otto seinerseits erzog wiederum Gusti, der so das Opfer beider Brüder wurde. Denn auch Rupert kümmerte sich um den Kleinen. Völlig hilflos der Tyrannei Beider preisgegeben, führte der Kleine bald ein Dasein, ausgefüllt von Trost, Furcht, Heimlichkeiten und Gehässigkeit. Er erkannte die Autorität der Brüder über sich nicht an, mußte sich ihr aber fügen, denn sie hatten die Macht ihrer Fäuste und des Geldes. Eggestorff händigte stets Rupert das Taschengeld für alle Drei ein, und dieser hielt es als Strafe oder Zwangsmittel zuweisen zurück. Ganz schlimm war es für Gusti, daß die Befehle der Brüder einander widersprachen. Hatte Rupert ihm befehlen, erst den deutschen Aufsatz zu machen, kam fünf Minuten nachher Otto und schickte ihn zu einem Buch- oder Cigaretteneinkauf fort. Dabei strafte ihn Beide hart, wenn er nicht gehorchte, und noch härter, wenn er einmal wagte, sich Bonbons zu kaufen.

So zog nach und nach ein schlimmer Geist ein in den Kleinen Kreis der drei Brüder: der Geist des Hasses.

Der finstere Mann sah den Unfrieden unter seinen Kindern, aber er sah nicht die Ursachen. Oft, wenn er beobachtete, wie nur in seiner Gegenwart der brütende Unfriede sich mit Mühe bezwang, sah er langsam vom Einen zum Andern, und er fragte sich, in welchem von den Dreien der Geist der Feindschaft wohne, der sich gegen die Brüder so naturgewaltig lehre. —

Er war oft mit ihnen zusammen, immer öfter. Erkehrte nicht in den Club zurück, in welchem er früher verkehrte, nahm den L'hombrespielabend nicht wieder auf und verkehrte nur im Löhnitz'schen Hause. Er konnte lange, scheinbar die Zeitung lesend, in der Arbeitsstube der Knaben sitzen, ohne auch nur ein Wort mit ihnen zu wechseln. Immer zog es ihn mit einer quälerischen Gewalt in ihre Nähe. Und als Rupert durch das Examen fiel, hatte er sich gefreut — unbewußt vielleicht — aber es war so sättigend, zu denken, daß er nun fortfahren könne, auch Rupert beständig zu beobachten.

Manchmal wandelte ihn ein wahrwitziger Wunsch an — er hatte den krankhaften Trieb, laut in die Stille, welche unter den arbeitenden Knaben herrschte, hinein zu fahren mit der harten Frage:

„Glaubt Ihr, daß Eure Mutter mir treu war?“

Aber nach solchen Anwandlungen traten ihm feuchte, kalte Tropfen auf die Stirn. Und er raffte sich auf und machte sich kaltblütig klar, daß er auf dem Wege sei, sich den Verstand zu rauben.

\* \* \*

Jedes Jahr war die Familie Eggestorff für die Monate Juli, August und September auf das Landgut übergesiedelt, welches zwei Stunden von der Stadt, an der Grenze der Haide lag. Der Commerzienrath selbst blieb in der Stadt und kam nur am Sonnabend Mittag heraus, um Montag früh wieder fortzufahren. Früher hatte er sich oft wochenlang heimlich auf

diese Monate gefreut, welche eine Zeit der völlig ungestörten Ruhe für ihn bedeuteten. Wenn seine Frau auf dem Lande war, konnte sie nicht zu den ungeeignetsten Momenten klagend in sein Zimmer treten oder Interesse von ihm fordern für irgend eine Kinderei. Sie hatte das Landleben sehr geliebt und deshalb ihrerseits Grund gehabt, sich lange vorher der Ueberfiedelung zu freuen.

In diesem Jahr waren es nur die Knaben, welche drängend daran erinnerten, daß man hinausziehen müsse. Der Commerzienrath wollte nicht. Er zog vor, die Knaben in der Stadt zu behalten, um sich nicht so lange von ihnen trennen zu müssen. Auch fehle es draußen an jeglicher Aufsicht. Rupert versprach, streng auf die jüngeren Brüder aufzupassen, wofür Otto ihm hinter des Vaters Rücken höhnisch die Zunge herausstreckte. Auf die wiederholte Ablehnung des Vaters hin, fing Gusti plötzlich bitterlich an zu weinen.

„Mama möchte auch so gern draußen sein. Da war sie immer am vergnügtesten und glücklichsten,“ rief er schluchzend, aber mehr gerührt durch die drohende Entbehrung, als durch die Erinnerung an die Mutter.

Eggestorff sah den Kleinen lange und seltsam an.

Dort also, dort war sein Weib am glücklichsten gewesen? Vielleicht nur, weil sie dann fern von ihm war, befreit von ihm? Oder war dort die Spur —

Rupert ersah das Zögern auf dem Antlitze des Vaters. Und zugleich sah er deutlicher als je den Verfall in den geliebten, gefürchteten Zügen.

„Wie wäre es, Vater, wenn Du auch draußen bliebest und Dir einmal völlige Ferien nähmest. Es thäte Dir gut. Thue es mir zu Liebe,“ sagte er und wußte selbst nicht, warum ihm die Stimme zitterte. Aber in seiner jungen Seele regte sich so etwas wie Erbarmen.

Eggestorff hörte den zitternden Ton. Scheu ging sein Blick über das Gesicht des Sohnes, und er sah das schöne, warme Auge des Jünglings voll auf sich gerichtet. Der Mann fühlte, daß besorgte Sohnesliebe zu ihm sprach. Und das that ihm wunderbarlich wohl.

„Ich werde also mit Euch hinausziehen,“ sagte er und wandte sich rasch ab, um keinen Dank zu hören.

Das Gut, Alwinenthal hatte Eggestorff es gekauft, als er es, einem Wunsch seiner Frau nachgebend, gekauft, war keine vortheilhafte Capitalanlage. Es brachte dem Naturfreund mehr Vergnügen als dem Landwirth, und der Inspector, welcher dort hauste, träumte vergeblich davon, daß eine Zeit kommen möchte, wo die Wirthschaft durch ihre eigenen Erträgnisse zu erhalten sein werde. Dem Commerzienrath kostete das Vergnügen, Alwinenthal zu besitzen, jährlich viele tausend Mark. Viele hundert Morgen Heide-land lagen noch brach, ebenso viele waren mit Kieferjämereien cultivirt worden und deckten sich mit den Ansätzen eines Waldes, dessen Baumhöhe vor der Hand sich noch von halbwüchsigen Kiefern abstufte bis zu winzigen Pflänzchen, die kümmerlich im Sande mit dem Verdorren kämpften.

Der große alte Park umschloß ein Herrenhaus, dessen unregelmäßige Bauart das Entzücken von Frau Alwine gebildet hatte, die alles Romantische liebte und auch in das schon halbwegs Nüchterne noch Romantisches hinein-zugeheimnissen mußte. Und im Park gab es wundervolle Plätze. Baumgruppen von Silberpappeln und dunklen Erlen zusammengestellt, Tannendickicht, Trauereschen und Weiden um einen verschulften Teich, eine ephenumspinnene Steingrotte. Von der Parkgrenze sah man rechts über die Kieferschonungen hinaus, während der Blick links über welliges Haideland schweifte. Die Weite war dort begrenzt von einem bläulichen Waldstreifen und unterbrochen durch eine kleine, inmitten der Heide liegende Ansiedelung.

Das war ein rothes Haus mit einem neuen und tadellosen Ziegeldach. Frau Alwine hatte damals fast geweint, als Eggestorff das grüngraue Strohdach und die Lehmwände einreißen ließ, um dem Torfstecher ein freundlicheres, gesundes Haus hinzubauen. Aber der hellrothe Fleck zwischen den hohen Bäumen, die ihn umschranken, nahm sich in dem Haidebild sehr farbenfröhlich aus.

Das Gutshaus sah vorn hinaus auf die wohlbestellten Roggen- und Gerstenfelder. Das war Frau Alwinen zu prosaisch gewesen, und sie ließ, bei der überreichlichen Anzahl der vorhandenen Stuben, alle Zimmer nach vorn hinaus unbenutzt.

Für Eggestorff und seine Söhne lag kein Grund vor, die von der Verstorbenen getroffenen Zimmerordnungen umzustößen. Man zog ein — Jeder in seinen alten Raum, und das Idyll konnte beginnen.

Eggestorff aber war nicht der Mann, sich einer stillen oder wohl gar sentimentalen Freude an der Natur hinzugeben. Hier in der Ruhe kam sein Wesen vollends aus den Fugen. In der Stadt hatte der Tag mit seiner vielen Arbeit ihm jede Bewegung vorgeschrieben, wie dem Galeerenclaven die Kette nur einen bestimmten Spielraum läßt. Dort konnte er nur in seinen langen Freistunden sich gramvollen Phantasien überlassen. Hier aber fand er den ganzen Tag Zeit und in der ganzen Umgebung eine fortwährende Aufforderung dazu.

Ging er im Park umher, suchte er sich auf jeder Rajenbank in Alwinens Stimmung hinein zu leben und malte sich aus, zu welchen Schwärmereien sie durch diese oder jene Scenerie verführt worden sein mochte. Ihre Art, jeden Sonnenstrahl, der über ein Blättchen huschte, jedes Raunen, das vom Wind durch das Schilf getragen wurde, lang und breit zu beschreiben und ihr Entzücken dabei zu betonen, war ihm oft mehr als lästig, war ihm fast lächerlich gewesen. Jetzt beobachtete er diese kleinen Naturvorstellungen wie ein besonderes Schauspiel, und da seiner Veranlagung nach ihm die Natur ein Todtes war, wenn sie nicht in Beziehung zum Menschen und zu Menschenarbeit trat, grübelte er sich in den Wahn hinein, daß Alwine bei ihrer Naturliebe nicht den Sonnenuntergang an sich, nicht das Herbstlaub als solches, nicht das Frühlingsgrün um des Farbenzaubers willen angeschwärmt habe, sondern all dies für sie die Begleiterscheinung einer Erinnerung gewesen.

Welcher Erinnerung?! Welcher?

Waren diese dunklen Baumpfipfel das schützende Dach eines Verraths gewesen? Konnte dieser Epheu Zeuge sein? Redete hier nicht Alles, Alles von dem, das ihm verborgen war und ewig verborgen bleiben würde?

Welch' ein Thor war er gewesen, sich aus der Nähe der einzigen Frau zu verbannen, die ihm Alles zu sagen vermochte und in deren Nähe allein er eine Art von Ruhe fand in dem Bewußtsein: „Ich brauchte sie ja nur zu fragen“.

Er setzte sich hin, schrieb einen Brief an die Löhnitz' und lud das Paar zu sich ein. Löhnitz mußte bald in's Manöver, er konnte nicht kommen und schrieb an Eggestorff einen zwölf Seiten langen Brief, worin er darlegte, daß er seinerseits sich darüber hinwegsetze, falls ein Mensch etwas dabei fände, wenn Mary allein den Wittwer und Freund besuche. Sechs Seiten bewies er das völlig Unschuldige und Harmlose und seine eigene Ueberlegenheit dem Urtheil der Welt vis-à-vis, um auf den anderen sechs Seiten genau zu beweisen, aus welchen Gründen man dennoch das Mißverständniß der Welt zu scheuen und die Kritik der Leute zu achten habe und daß also Mary allein nicht kommen dürfe.

Eggestorff lachte ingrimmig über den albernen Brief. Er verachtete die Menschen herzlich, welche die geistige Freiheit im Munde führen und nur den Muth haben, an der Leine der öffentlichen Meinung zu handeln. Uebrigens hatte er nicht im entferntesten gedacht, daß der Besuch Marys bei ihm eine Sache sei, die irgend Jemand beschäftigen könne; daß er seit Wochen kaum von ihrer Seite gewichen war, hatte ja für ihn Gründe von so leidenschaftlicher Wichtigkeit gehabt. Die Leidenschaft — ob sie nun durch Liebe, Haß oder Wißbegierde erzeugt ist — trägt immer ein auffallendes Gewand. So war der Welt Eggestorffs beständiges Zusammensein mit Frau Mary von Löhnitz bereits aufgefallen, und Löhnitz befand sich in der wichtigen und ihn sehr befriedigenden Situation eines Mannes, welcher der Welt zeigen darf, daß er die Augen offen hat und die Gefühlsverwirrung des vereinsamten Freundes schon klug zurückdämmen wird.

Eggestorff sollte also allein bleiben, denn außer Frau Marys Nähe hätte er keine Freunde ertragen. Die Kinder waren ihm hier weniger Gesellschaft noch als in der Stadt, und in den ersten Tagen hatte er auch, hingenommen von der Umgebung, keine Zeit gehabt, sie zu beachten.

Während einiger Regentage vernahm er das Toben seiner Söhne oben im Haus, unterdeß er unten saß, um zu „arbeiten“.

Eine wunderliche Arbeit. Er kehrte in jedem Möbel die Schubladen um und um. Da gab es alte Cylinderbüreau und Secretäre, merkwürdige Schreibtische und Nippchränken mit verschließbaren Abtheilungen. Alwine hatte das Haus möblirt gehabt mit Allem, was ihre Eltern und die Mutter Eggestorffs hinterließen an Gegenständen. Die Möbel waren durchweg von schwerem, nachgedunkeltem Mahagoniholz, einige mit Messing beschlagen, aus der Zeit nach dem Empire, andere im Geschmack der dreißiger Jahre.

Die alte Frau Köhling, des Inspectors Mutter, welche im Winter das Haus hütete und im Sommer die Wirthschaft führte, erlaubte sich endlich, als sie den Herrn im Gartensaal dabei fand, eine Schublade wieder in den Secretär zu stoßen, die Frage:

„Der Herr suchen etwas.“

Eggestorff, mit feuchter Stirn und in nervösem Zorn über die Schublade, die immer schief hineingerieth und bei dem Herein- und Herausstoßen kreischende Töne von sich gab, Eggestorff sagte kurz:

„Ja, ja, — ein Papier.“

„Darf ich suchen helfen.“

„Nein.“

Und er suchte allein weiter. Kein Möbel war ihm zu unwahrscheinlich, nicht das Büffet im Speisesaal und nicht die Nippchränken ließ er undurchsucht. Vielleicht hatte der Zufall sein Spiel getrieben — oder eine Unvorsichtigkeit war einmal begangen worden. Und irgend eine Spur fand sich — ein Briefblatt oder nur ein Zettel — von jener Hand beschrieben wie das eine, das er gefunden und immer bei sich trug. —

Aber wie die Bäume im Park, das Schilf im Weither, so schwiegen auch die todtten Gegenstände.

Der Mann fühlte nach diesen Tagen eine physische Erschöpfung, die ihn erschreckte.

Der Kampf gegen Schatten bringt dem Kämpfer immer Niederlagen. Müde und todtmünd sah er sich nach einer Ablenkung um. Er wollte sich den Knaben widmen.

Da sah er, was die Zwischenzeit aus ihnen gemacht.

Rupert trieb sich in der Haide herum, er hatte — so erlaubte der Vater aus Ottos Redereien — eine Liebslei mit der Tochter des Torfstechers angeknüpft. Otto ritt den halben Tag und jagte zum Entsetzen des Inspectors Pferde ab, die zur Feldarbeit bestimmt waren. Der Kleine lag im Haidekraut und rauchte Cigaretten. Kamen sie zusammen, war helllorender Streit zwischen ihnen. An irgend eine nützliche Beschäftigung dachte keiner von den Dreien. Eines Abends sogar hatten Otto und Gusti — verträglich wenn es einen bösen Streich galt — in Ottos Zimmer ein Gelage gehalten und dazu Wein aus dem Keller gestohlen. Sie waren Beide sehr betrunken gewesen und litten schauerhaft nachher. Frau Köhling hielt es für ihre Pflicht, mit Zittern und Zagen dies dem Herrn mitzutheilen. Sie erwartete ein fürchterliches Strafgericht für die Knaben.

Eggestorff aber schwieg. Als er all das beobachtete und die Verwahrlosung seiner Söhne sah, kam ein sonderbares Gefühl in seine Seele — ein wartendes!

Er dachte an seine Jugend. Die war vaterlos gewesen, und neben einer gutherzigen, aber eiteln und mit Gesellschaftssiegen beschäftigten Mutter wuchs er zügellos auf. Von unbändiger Thatenlust erfüllt, mit heftigem

Temperament ausgestattet, war sein Knabenleben eine Reihe von erschreckenden Thorheiten gewesen, und Jedermann hatte prophezeit, daß er ein „verlorener Sohn“ werden würde. Allein die gesunde Kraft in ihm erwachte eines Tages, und er erzog sich selbst mit eiserner Energie zum tüchtigen Mann.

Nun wartete er. Er war neugierig darauf, in welchem von den Dreien seine Kraft, seine Energie, seine Gaben durchbrechen würden. Oder in welchem von den Dreien die Zügellosigkeit als ein Fremdes und Unbesiegliches sich dauernd offenbaren werde.

Er sah der Entwicklung der jungen Menschenpflanzen zu, anstatt mit starker Hand zu hindern, daß sie verkrümmten!

Die Knaben waren der Nachsicht herzlich froh, und Otto und Gusti fühlten sich zu allerlei Unthaten geradezu ermuntert. Nur Rupert, der schon mit sich kämpfende, sah diese Nachsicht mit einem bangen Staunen.

„Wir sind ihm ganz gleichgiltig geworden. Der Schmerz um Mama macht sein Herz todt für Alles,“ dachte er und würde versucht haben, dem Vater seine Liebe aufzudrängen, — wenn — nicht die hübsche Linka gewesen wäre, die seine Gedanken und seine Zeit so sehr in Anspruch nahm.

Der Torfstecher hatte Herrn Eggestorff die Moore abgepachtet, welche in der Haide lagen. Er war ein kümmerlicher Mann, der einen Arm verloren hatte und sein Geschäft nicht mehr selbst zu besorgen vermochte. Sein Sohn Blas und der Knecht Anders besorgten das Torfstechen, Linka mußte helfen, die Soden zum Trocknen auslegen und die fast trockenen in Pyramidenform aufbauen. Ab und an fuhren Blas und Anders viele Tage hintereinander mit den Ackerpferden des Gutes in die Stadt, um den Vorrath zu verkaufen. Es wäre ein gutes Geschäft gewesen, wenn man nicht den Knecht hätte dazu halten müssen, dessen Lohn einen Theil der Einnahme forststrich. Auch erzielten die beiden Verkäufer immer nur merkwürdig niedrige Preise, was den Alten zu der kummervollen Betrachtung veranlaßte, daß die Steinkohle seinen schönen, trocknen, faserreichen Torf todt mache. Linka war überzeugt, daß Blas und Anders immer einen Bruchtheil der Einnahme vertranke, denn sie rochen oft nach Branntwein, wenn sie heimkamen, und Anders, der Linka heirathen wollte, versuchte dann, sich allerlei Zärtlichkeiten herauszunehmen.

Es war am ersten Tag gewesen, da Rupert mit dem Gewehr über die Haide strich, als er des Mädchens ansichtig wurde. Er hatte sie noch nicht gesehen gehabt, denn Linka war zwei Jahre in der Stadt bedienstet gewesen und erst seit kurzem wieder bei ihrem Vater.

Er beobachtete lange von fern die hübsche Frauensperson. Ihr schlechter Kleiderrock war hoch geschürzt, sie bückte sich und hob die Soden auf, sie eine über die andere bauend wie eine Pyramide von Dominosteinen; dabei kam ihr kräftiger Wuchs zur Geltung. Ihr blondes Haar war im Nacken zusammengedreht, und ihr Gesicht, von frischen Farben, regelmäßig und von schönen, etwas dreisten Augen belebt.

Sie sah recht gut, daß der junge Herr ihr zuschaute, that aber völlig unbefangen. Sie war nicht umsonst in der Stadt gewesen, nach deren Unterhaltungen sie sich schmerzlich genug zurückkehrte. Der feine junge Mensch, im kleidsamen graugrünen Jägerrock, gefiel ihr sehr gut. Wenn er ihr sagen würde, daß er sie sehr hübsch fände, würde sie es gern anhören.

Und Rupert kam heran und sagte es ihr. Ein wenig verlegen zwar, mit Herzklopfen und einer leisen Röthe im Gesicht, denn es war das erste Mal, daß er es einem weiblichen Wesen sagte, und er wagte es auch nur, weil es kein Fräulein war, sondern ein Mädchen in Dienstbotenstellung. Als sie mit einem halb bescheidenen, halb erfreuten Lächeln sagte: „Ach, bei der Arbeit sieht man ja wie 'ne Eule aus,“ glaubte er ihr klar machen zu müssen, daß es sein Ernst sei.

Mit dem Versuch, den leutseligen Herrn zu spielen, griff er ihr unter das Kinn und sah ihr in die Augen, schlug aber schnell die seinen vor ihrem Blick nieder. Eine süße Unbehaglichkeit und Unsicherheit erfaßte ihn, und er ging schleunigst davon.

Von dieser ersten Begegnung an trachtete er täglich darnach, sie zu sehen. Der Gedanke, vielleicht ein Abenteuer erleben zu können, schmeichelte seiner erwachenden Männlichkeit und ängstigte ihn zugleich ein wenig. Und während Linka, eine schon etwas verdorbene und mit angeborener Frechheit behaftete Person, ihm auf allen Wegen entgegenkam und schon erwog, ob er ihr auch etwas Hübsches schenken werde, falls sie ihn darum bäte, quälte er sich mit Zweifeln, ob er ihr wohl einmal einen Kuß geben könne, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ihn ohrfeige oder zurückstieße.

Er war gar nicht in sie verliebt, das wußte er aber nicht. In seinen Afern brannte nur der unüberwindliche Wunsch, einmal etwas zu erleben. Er fand Linka jeden Tag hübscher, und darin trogen ihn seine Augen wohl nicht, denn sie begann sich für ihn zu putzen und holte ihre städtischen Kleider und ihre unechten Schmuckstücke heraus.

Blas, ihr Bruder, und Anders, der Knecht, sahen, wie die Sache lief, und zu welchem Ende sie vielleicht führen könnte. Sie hielten sich nicht damit auf, Linka auszuschimpfen, gegen deren Zungengeläufigkeit sie doch nicht aufgekomen wären. Sie beschloffen, mit einer seltsamen, besonnenen Wuth, es dem „grünen Bengel“ einzutränken, daß er der Linka nicht nachzulaufen habe und daß die nicht für ihn gewachsen sei.

Rupert, mit dem Hochmuth eines jungen Menschen aus gutem Hause, der Leute noch nach äußerem Gewand, nach Vermögen und Gesellschaftsstellung tagirt, kam gar nicht auf den Einfall, daß diese beiden Männer ihm gegenüber etwas Anderes empfinden könnten, als Demuth und Dankbarkeit für den gnädigen Gruß, den er zuweilen spendete.

An einem heißen Augusttag trieben Otto und Gusti sich zusammen in der Haide umher. Sie hatten erzählen hören, daß in dem trüg rinnenden Bächlein früher Perlen gefunden seien, und da sie in einer Anwandlung von



wissenschaftlichen Eifer beschlossen hatten, ein Naturaliencabinet zu gründen, ein Voratz, der zweifellos nach zwei Tagen wieder verlassen werden würde, zogen sie auf die Perlfischerei aus.

Das Bächlein hatte sich ein seichtes, sandiges Bett gegraben, an seinem Ufer stand hie und da ein Erlbusch, der seine Ruthen über das Wasser neigte, und ein schmaler Rand grüner Vegetation zeichnete den Lauf ab von der bräunlichen Haide. Die Sonne brütete über dem Gelände und trieb die tausend und abertausend Knospen an dem Haidekraut zur Blüthe. Es lag, wenn man die Augen halb zukniff, um nicht mehr das Einzelne, sondern die Totalität des Bildes zu sehen, schon ein bemerkbarer rothiger Schimmer über der braungrünen Weite. Noch wenige Tage, und die Haide hatte sich in Roth getaucht, in das gedämpfte, melancholische Roth der Erikaflüthe.

Otto und Gusti waren schon müde und durstig, bevor sie den Bach erreicht hatten, der noch hinter der Torfstecheransiedlung an der Grenze ihrer väterlichen Besizung floß. Otto hatte unterwegs, hinter Gusti gehend, heimlich die mitgebrachte Feldflasche voll Wein und Wasser ausgetrunken und log nun, daß sie ausgelaufen sei. Gusti schlug nach ihm, und sie balgten sich, daß es dem Kleinen, der gewandt wie eine Wildkatze war, gelang, dem Bruder einen solchen Puff zu geben, daß er in's Wasser stürzte.

Hierdurch ward der Friede und die Heiterkeit wieder hergestellt, Otto patzte lachend und prustend heraus und begann sich zu entkleiden, theils, um das Zeug zu trocknen, theils in dem Einfall, daß man die Perlfischerei rationeller betreibe, wenn man ohne Kleider im Wasser wate. Bald stiegen die beiden Jungen im trägen Wasserlauf hin und her, ihn trübend und bei jedem runden Kieselchen, welches sie fanden, ein Geschrei erhebend. Es war aber immer keine Perle.

Sie waren so beschäftigt, daß sie das Herannahen Ruperts übersehen, der, eine Cigarette im Munde, das Gewehr als Decoration über der Schulter — um das Recht zu haben, seinen hübschen Jagdanzug anzulegen — langsam heranschlenderte. Er befand sich in einer selbstherrlichen Stimmung, Linka hatte ihm eben zugesagt, ihn heute Abend in der Kieferschonung zu treffen. Es war das erste verabredete Rendezvous mit ihr. Er kam sich plötzlich als ganz gereifter Mann vor, der auf seine Brüder als auf dumme Jungens, auf alberne Kinder herabsehen durfte.

In dieser Stimmung fand er die Lage, in welcher er sie traf, unerhört. Sie konnten sich und ihr Zeug nicht mehr vor ihm unter einem Erlbusch verstecken, als sie ihn bemerkten. So wappneten sie sich denn mit höhnischem Troß.

Rupert verwies ihnen ein Betragen, welches auf der Höhe von Straßenjungenbildung stehe, sagte, daß er dem Vater Bericht erstatten werde und dahin vorstellig zu werden denke, daß ein strenger Hauslehrer angeschafft werde.

Otto sagte, daß gar nichts dabei sei, und daß er es viel erlaubter

jände, in dieser Einsamkeit zu „baden“, als hinter Mädchen herzulaufen, und wenn er, Rupert, klatsche, wolle er, Otto, auch erzählen, was er wisse. Dies empörte Rupert bis zur Sinnlosigkeit. Vielleicht umsomehr, als sein Abenteuer noch gar nicht bis zu einem Punkt vorgebiehen war, wo Rupert ein schlechtes Gewissen hätte haben dürfen.

Mit einer bösen Gehässigkeit ging er davon, die Brüder in derselben Stimmung zurücklassend.

„Alles und alles verpurrt er Einem,“ sagte Gusti.

„Er denkt, daß er mehr ist, als wir, bloß weil er älter ist. Merkst Du wohl, er thut seit einiger Zeit, als ob er ein Prinz und wir noch dumme Göhren wären,“ sprach Otto.

„Wir wollen ihm auch mal seinen Kram stören,“ meinte Gusti mit dem festen Vorjat, dem Bruder nächstens was sehr Aergertliches anzuthun.

„Er ist so eitel auf sein Jagdkostüm. Soll ich aus Versehen Tinte drüber gießen?“

„Ach — dann läßt er sich 'n neuen machen und für Vater anschreiben,“ sagte Otto wegwerfend und jann nach.

„Oder wollen wir all' seine Sklipje caput schneiden?“

„Das ist alles Unfinn. Es muß 'ne Blamage sein. So 'ne ordentliche, wo er vor Wuth stirbt und doch schweigen muß. Famos — hurrah! Ich hab's! Wir schleichen ihm nach, immer und allervwärts, bis wir ihn dabei abfassen, wie er der Linka Süßholz vortraipelt. Dann schreien wir laut ‚juchhe‘! gerade wenn er so mitten drin ist und laufen weg. Das wird ihn furchtbar ärgern, glaubst Du?“

Ja, Gusti glaubte auch, daß es ihn furchtbar ärgern werde. Daß ein rechter Junge — und für sie war auch Rupert noch ein ‚Junge‘ — einem Frauenzimmer nachlaufen könne, war ihnen an und für sich so unbegreiflich wie verächtlich.

Sie zogen sich an, obschon Ottos Kleider nur erst halbtrocken waren, und in die Stiefel wieder hineinzukommen, sich als Unmöglichkeit erwies. Es ward eine dornenvolle Wanderung, auf Strümpfen über die Haide nach Hause, und obschon Rupert hieran ganz unschuldig war, schrieb Otto doch jeden schmerzenden Tritt, den er that, mit auf Ruperts Schuldconto.

Die alte Köhling hate am späten Abend dieses Tages den Kopf sehr voll. Sie hatte mit Frau Eggstorff in einem sehr vertrauten Verhältniß gestanden und fühlte sich, in Folge der ehemals empfangenen vertraulichen Mittheilungen, der Familie sehr nahe, was freilich der Commerzienrath mehr abzuweisen als anzuerkennen schien. Aber — so meinte sie zu ihrem Sohn, dem Inspector — „was zu doll, sei zu doll“.

„Die Jungens können einen ja beinah' erbarmen. Wie das Unkraut läßt er sie aufwachsen. Na, sie machen sich auch danach. Was meine liebe Selige war, die war ja auch man 'ne schwache Frau, und es fehlte wohl an der rechten Strenge. Sie gab den Knaben viel nach, zuviel, sagte

ich immer. Aber wenn sie denn zu unartig wurden, setzte Frau Eggestorff sich hin und weinte. Das half. Dann schämten sich die Drei und gaben sich Mühe bei der Arbeit und im Betragen. Er, was der Vater ist, läßt es gehen, wie's will. Als ich ihm neulich klagte, daß die beiden Kleinen Wein gestohlen hätten, sah er mich so merkwürdig an. Strafe haben sie nicht gekriegt. Was soll ich nun machen: heut kommt der Otto barfuß nach Haus, mit verdorbenem Anzug und verdorbenen Stiefeln; Nachmittag komm' ich drüben zu, wie der Kleine dem Rupert Linte in seinen Cravattenkasten gießt; und nun gar sind sie alle weggeschlichen — ich bitt' Dich, Fritz, bei nachtschlafender Zeit! Erst sah ich den Rupert durch den Park gehen — ich machte gerad' die Laden im Eßsaal zu, und das Licht fiel noch auf den Eingang in die Hauptallee. Nun paß' ich auf, ob er wohl gleich wieder kommt! Anstatt dessen seh' ich die andern Beiden hinterher schleichen! Nu sag' mir guten Rath — das muß ich doch dem Herrn stecken! Das kann doch nicht angehen, daß ich dazu schweige. Denn was Rechtes und Erlaubtes haben die doch nicht vor — das ist deutlich.“

Fritz Röhling, der Inspector, welcher im Zimmer seiner Mutter seine Abendpfeife rauchte, schwieg bedenklich lange. Dann sprach er:

„Mutter, das will ich besorgen. Ich kenne ihn, Männerwort findet besseren Boden bei ihm als Frauenklage. Das kommt ja wohl, weil die Selige ein hübschen viel und unnütz lamentirte. Da hat er sich das angewöhnt, man halb hinzuhören. Ich will's ihm selber sagen.“

Er erhob sich langsam und rechte sich. Es kam ihm sauer an, seine müden Knochen nochmals in Bewegung zu setzen. Aber er sagte sich, daß es schon sehr schlimme Geschichten sein müßten, um die sich die Knaben aus dem Hause bemühten, wo sie im Haus ungehindert tollten.

Frau Röhling sah ihm befriedigt nach. Sie wusch gern ihre Hände in Unschuld und mochte bei jedem Unglück gern die Kassandra gewesen sein.

Den Commerzienrath zu finden, war nicht leicht. Fritz Röhling wollte ja gar nicht glauben, daß der Herr — wie das Stubenmädchen behauptete — sich die, aus dem Eßsaal auf die Terrasse führende Thür selbst wieder aufgeschlossen habe und noch in den Park gegangen sei.

Mondscheinpromenaden hielt Fritz Röhling bei Jedermann, der sie machte, für eine Berrücktheit. Daß aber sein Herr so allein und aus freien Stücken eine machen könne, hätte er für undenkbar gehalten.

Und doch ging Eggestorff langsam im nächtigen Schatten der Wege dahin, die sich bald durch dichtes Gebüsch wanden, bald unter hoch ragenden Stämmen weiterstreckten und bald an sanft erhellten Rasenbreiten entlang liefen. Der Halbmond schob sich am Himmel empor und gab der schwülen Sommernacht einen leisen Glanz.

Wie oft hatte Alwine gebeten: komm', laß' uns noch hinausgehen. Er schlug es immer ab, denn er wußte programmgemäß voraus, daß sie immer an Weiher setzen werde und sich immer in den Gebüsch fürchten.

Nun ging er hier allein. Allein? Nein, seine qualvollen Gedanken waren immer mit ihm, und sie redeten umso lauter, als der Tag und die Bilder seiner Umgebung nicht sein Auge beschäftigten und sein Inneres zerstreuten.

Er dachte heute nicht, daß sie hier vielleicht gewandelt sei mit einem Andern oder doch mit der Sehnsucht nach einem Andern. Er dachte in einer Art dumpfer Neugier nach, wie sein Leben werden sollte, wie er leben könne!

Klar zu überschauen, was hinter ihm lag und die Gegenwart gab, klar sich zu sein über jedes Gefühl in seiner Seele, das war ihm Daseinsbedingung gewesen — immer. Und nun sollte er vorwärts gehen, mit dem Bewußtsein, daß es ein unenthülltes Geheimniß in seinem oder seiner Frau Leben — was dasselbe war — gab?

Nie, nie sollte er erfahren, was mit ihr begraben ward?

Die Versuchung, doch einmal Frau Mary zu fragen, hatte er in den letzten Tag ganz besiegt.

Ja, wenn sein Suchen ihm noch eine Spur gebracht hätte — nur die allerkleinste! Aber wie — wenn auch Frau Mary nichts wußte. Wenn die sonst so mittheilsame Todte gewußt hatte zu schweigen, wo es ihre Ehre galt? Was dann?

Dann hatte er der Freundin gegenüber die Todte bloßgestellt und seine eigenen Qualen offenbart. Dies schien ihm noch entsetzlicher als das Erstere.

Versiegelt wie der Mund der Todten, stumm wie das Grab blieb ihm Alles. Keine Frage, kein Grübeln, kein Forschen gab ihm Aufschluß — außer vielleicht einmal ein unberechenbarer Zufall. Sollte er auf den bauen — hoffen?

Und zum tausendsten Mal wälzte er die Frage in seinem Hirn umher:

„Ist das Briefblatt wirklich ein Zeugniß, daß sie mich verrieth? Wer ist der ‚holde Knabe‘, von welchem sie dem Briefschreiber berichten soll? War der Brief an sie oder an eine Andere gerichtet?“

Er, der Thatkräftige, rang mit tiefem Ekel am Dasein. Seine großmächtige Natur bäumte sich gegen die Erkenntniß auf, daß man ein Leben lang groß, klar, nützlich gestrebt und gewirkt haben kann und daß ein Ungesähr von Außen zerstörend den stolzen Bau zu untergraben vermag. Daß wir uns und unser Wirken nicht vor Krankheit schützen können! Krankheit des Leibes war ihm, dem eisern Organisirten, etwas Ungebuld erregendes. Er fürchtete Krankheit mehr als den Tod. Aber eine gesunde Seele haben, das war ihm schreckensvoll, wie Wahnsinn oder Unfähigkeit.

Und hatte er noch eine gesunde Seele, wenn fortan in derselben ein nie widerlegbares Mißtrauen wohnte? Glück er nicht fortan einem Sklaven, der in Ketten geht?

Frei sein!

Wie ein Nothschrei ging der Wunsch durch seine Brust.

Er saß still auf der Bank in der epheuumspinnenen Grotte, die ihr Halbbrund dem unfernen Weiher zu öffnete. Auf der stillen Fläche, die keine Welle kränzelte, lag ein metallischer Glanz, unbeweglich stand das Schilf. Kein Lüftchen raschelte in dem Blattwerk. Aber dennoch war ein leises Raunen und Weben um den einsam grübelnden Mann — das heimliche Leben von allerlei Nachtgethier.

Plötzlich flatterte im Rohr ein Vogel auf, und vor Schreck über das Geräusch sprangen ein paar Frösche plumpsend in's Wasser. Schritte nahten sich. Fritz Röhling trat gewichtig auf.

Er sah die dunkle Gestalt seines Herrn sitzen, und ein Gefühl von mitleidiger Geringschätzung des sonst so Gefürchteten zog durch seine Brust. Also solche Verrücktheiten trieb sein Herr.

„Herr,“ sagte er laut — der Zauber der Sommernacht veranlaßte ihn zu keiner Schonung des Organs — „ich wollte mir pflichtschuldigst zu melden erlauben, daß die jungen Herren sammt und sonders ausgerückt sind, was nie nich im Leben was Gutes zu bedeuten haben kann.“

Eggestorff sah auf zu dem vor ihm stehenden Mann. Ihre Gesichter konnten sie an einander nicht erkennen. Wohl aber sah Eggestorff an der breitspurigen Pose seines Inspectors, daß es dem sehr wichtig war. Ueberhaupt — hätte Röhling ihn hier gesucht, zu so später Stunde, wo der Mann sonst schon schnarchte, wenn er nicht ernste Gründe gehabt?

Eine unbestimmte Unruhe stieg in Eggestorff auf. Die Knaben waren fort? für immer?!

Und die Unruhe wandelte sich in einen wahnwitzigen Schreckgedanken. Wie — wenn sie es nicht mehr ertragen hätten, Liebe zu entbehren? Oder wenn sie in den verfloffenen Monaten so verwildert wären, daß sie sich zu irgend einer unerhörten That vergessen hätten und nun flohen?

Jäh wie ein Blitz fiel dem Mann die Erkenntniß in's Herz, mit wie dämonischer Absicht er sie habe verwahrloset lassen. Wie er gefrevelt an seinen heiligen Pflichten.

Diese jungen Seelen waren ihm anvertraut, welch' Geheimniß auch immer ihre Mutter mit sich genommen, an ihm war es, aus den Knaben Männer zu machen.

Von ihm wurde ihr Dasein gefordert und Rechenschaft darüber, ob er ihnen ein liebevoller und strenger Richter gewesen.

„Fort —“ stammelte er, „ganz fort?“ Das wußte Fritz Röhling nicht. Er berichtete nur, was seine Mutter gesehen, und wiederholte naiv seine Schlußfolgerung, daß die Jungens, die doch zu Hause die gräßlichsten Unarten begehen durften, ohne daß Hund oder Hahn darnach krähe, wohl was ganz Unerhörtes vorhaben würden.

Eggestorff erhob sich.

„Wir wollen ihnen nach,“ sagte er heiser.

Röhling schlug nach einer Fledermaus, die schräg und unhörbar durch die Luft segelnd, gegen seinen Kopf gestoßen war.

„Ja — aber in was für 'ner Richtung?“ fragte er.

„Nun,“ sprach Eggestorff, „Ihre Mutter hat sie im Park gesehen. So dürften sie in die Haide hinaus sein. Wir können rufen — schießen — holen Sie Ihre Flinte. Wenn sie draußen sind, werden sie uns hören.“

„Also in die Haide,“ sagte Röhling.

Rupert ging mit Herzklopfen der Kiefernschonung zu. Es war garnicht Linka, die seine Pulse in Bewegung setzte, sondern das Bewußtsein, ein Stellbichein zu haben. Die Persönlichkeit des Weibes, welches dabei in Frage kam, war ihm — unbewußt — so gleichgiltig, daß man ihm diese Persönlichkeit hätte mit einer anderen vertauschen können, ohne daß seine wohlige, erwartende Stimmung sich geändert hätte.

Daß Otto und Gusti ihm aufgelauert hatten und in einer Entfernung von zwanzig Schritt, lautlos und geschmeidig wie zwei junge Panther, hinter ihm drein schlichen, ahnte er nicht. Knackte einmal ein Zweig, rauichte ein Busch, so erschrak er nicht, noch wandte er sich um. Als angehender Jagdfreund dachte er bei jedem derartigen Geräusch in Haide und Wald, es wechselte ein Wild.

Im Park konnte das Mondlicht nur durch Baumwipfel dringen und gab spärliches Licht.

Draußen die weite Haide war vom hellen Schein übergossen; in der Richtung der Torfmoore lag Nebelflor über dem Gelände, der vom Mondlicht durchwirkt war und bläulichsilbrigen Schleiern glich. Die Stille der Nacht thronte majestätisch über der flachen Weite.

Das Nadelwerk des Kiefernbruchs gleißte hie und da metallisch in Licht, aber unter den Wipfeln der niederen Bäumchen war schwarze Finsterniß.

Dem hochgewachsenen Jüngling reichte der werdende Wald bis an die Schultern. Die nachschleichenden Brüder sahen immer das emportauchende Haupt und konnten dadurch auch weiter den Bewegungen der Gestalt folgen.

Endlich verschwand es. Rupert mußte die verabredete Stelle gefunden und sich gelagert haben.

Die Lust, dem Bruder etwas Tückisches anzuthun, war schon zur Hälfte zurückgetreten vor den spannenden Aufregungen einer solchen Verfolgung an sich. Sie kamen sich vor wie Indianer auf dem Kriegspfad, und Einer hätte sich vor dem Andern geschämt, wenn er den Spaß durch ein unvorsichtiges Geräusch verdorben hätte. Ihre Herzen schlugen bis zum Halse hinauf.

Nun erst kam die allergrößte Schwierigkeit: Rupert geräuschlos nahe zu kommen, so nahe, daß sie ihn genau beobachten konnten. Die Minuten, die das kostete, dehnten sich zu Ewigkeiten.

Da endlich war's erreicht. Sie kauerten jeder hinter einer niederen Kiefer, die ihre Nester noch unmittelbar über dem Erdboden aus dem Stämmchen rechte, und konnten ziemlich deutlich Rupert bemerken, welcher auf der Grenzschneise zwischen zwei verschiedenjährigen Schonungen, auf dem Stein saß, der die Bezeichnung des Schlags trug. Der Mond sandte ungebrochen Lichts einen Strahlenstreifen die Schneise entlang.

Weitere Minuten vergingen. Da kam etwas heran, sorglos und laut. Eine Frauenstimme rief, kaum gedämpft:

„Rupert!“

Und schon zugleich mit seiner fast unhörbaren Antwort: „Hier!“ trat Linka in den Lichtstreif. Sie trug weder Hut noch Jacke, der Mondschein fiel auf ihr blondes Haar.

„Jetzt?“ raunte Gusti fragend, als er sah, daß Rupert — recht verlegen, was natürlich Gusti nicht beobachten konnte — Linkas Hand nahm und etwas murmelte.

„Noch nicht. Erst muß er sie mal küssen. Sonst ist der Spaß man halb,“ raunte Otto zurück, in dem, neben der Schadenfreude, auch noch die Neugier brannte, wie zwei Menschen sich denn eigentlich bei einem so nächtlichen Rendezvous benähmen.

Die vier jungen Augen starrten unverwandt auf ihre Opfer, Otto hatte, mit weit ausgestrecktem Arm, mit seiner Rechten Gustis Linke umklammert, damit Gusti nicht am Ende vorzeitig „loszöge.“

Plötzlich ließen sie einander frei und richteten sich auf, wachsam, sprungbereit mit einem fürchterlichem Schreck im Herzen.

Drüben aus der anderen Schonung schlich ein Mann heran — es schien, als komme ein Zweiter nach zwischen den Stämmen — der Mann trug einen Knüppel in der Hand und näherte sich Rupert, der mit Linka noch immer zaghaft da stand. Auch die Linka konnte den schleichenden Mann nicht sehen.

Aber die Beiden im Busch sahen ihn! Eine Secunde noch — eine athemlose, blitzschnell verstreichende Secunde, und im selben Augenblick, als der Mann den Knüppel hob, erscholl ein Geschrei. Gellende Rufe, fast ein Wuthgeheul — und mit wildem Sprunge, wieder angreifenden Panthern gleich, hingen die Knaben an dem Manne. Der Eine kletterte an seinem Rücken empor und schlug dazwischen mit eisernen Fäusten zu, wohin es traf; der Andere hing sich mit ausgreifenden Händen an die Arme des Mannes und machte ihn ohnmächtig zum Schlagen.

Was, der Kerl wollte ihrem Bruder, ihrem Rupert, etwas anthun! Blind und groß, in fanatischem Eifer loberte die Bruderliebe auf. Sie waren da, Gott sei Dank, Jeden niederzuhauen, der ihrem Rupert etwas wollte!

In fassungloser Schnelligkeit entwickelte sich ein tobendes Ringen. Linka stieß einen Schrei aus und lief davon — sie hatte ihren Bräutigam Anders erkannt. Aber noch ehe sich Rupert aus seiner kurzen Schrecklähmung er-

holen konnte, geschah etwas Neues. Der Zweite, der lauernd im Tann wohl nur Wache hatte stehen wollen, während der Erste den jungen Herrn zerbläute, sprang hervor. Mit bestialischem Zorn sah er den Genossen von den Knaben umklammert, und ein Rachegelüst an der ganzen Sippe gährte sinnlos in ihm auf.

Ein Messer blitzte. Rupert rang verzweifelt mit dem Menschen, dessen brutaler Kraft er nicht gewachsen war. Und da ersah Otto des Bruders Noth. Er ließ sein Opfer, dessen Genick er mit Fäusten schrecklich bearbeitet hatte; und während der Mann nun leicht den Kleinen abschüttelte und feig entfloß, sprang er den neuen Angreifer an. Es war sein wohlgeübter Kniff, sich mit kühnem Satz dem Feind an den Rücken zu hängen. Damit hatte er schon manchen Schulfeind zu Fall gebracht.

Und umdrängt von der Kraft beider Brüder, mußte Blas sein Spiel verloren geben. Thierische Wuth kochte in ihm auf. Eine letzte verzweifelte Wehr — und einen Herzs Schlag lang die Hand frei — das Messer blitzte.

Ein Doppelschrei ertönte. Einer der gesättigten Rachgier und einer des wilden Schmerzes.

Rupert lag am Boden, und wie ein fliehendes Raubthier brach der Andere durch die Schonung und verschwand.

Schreiend warfen sich die Brüder über Rupert. Sie küßten ihn und weinten und jammerten und dachten, er sei todt.

„Mein Rupert — mein süßer Jung — Rupert, mach' die Augen auf — Rupert, stirb' nicht — ach, hätt' er mich doch gestochen — nein, mich — Rupert — Rupert.“

So schrieten die beiden Stimmen durcheinander, und das Weinen ging in wildes Schluchzen über. —

Der Mann, der ausgezogen war, seine verwahrlosten Söhne zu suchen, brauchte nicht durch Schuß oder Ruf die nächtliche Stille der Haide zu stören. Die Luft hallte wider von Lärm. Das noch tönende Jammern der Knaben überdrang einen keifenden Zank, den in der Ferne eine Weiberstimme mit zwei Männerstimmen führte und der sich verhallend allmählich verlor.

Der Mann brauchte auch nicht zu suchen nach seinen verlorenen Kindern. Ihr Geschrei lockte ihn und seinen Gefährten deutlich an die Stätte des Unglücks.

Und nun betrat er sie. Nun sah er den Einen am Boden liegen und die beiden Andern daneben hingeworfen, von Liebe und Gram fast um den Verstand gebracht.

Das Herz schien seine Thätigkeit auszusetzen, die Knie schlotterten, und die ganze Gestalt wankte.

Fris Nöhling stützte seinen Herrn. Der Schwindel ging vorüber — ein Schritt noch — Eggestorff kniete neben seinem Sohn.

Diesmal ließ seine Nähe keine Scheu und kein Verstummen aufkommen. Die Naturgewalt des gemeinsamen Schmerzes machte für die Knaben den



Vater ganz einfach zum Genossen. Sie ließen von Rupert ab und hingen sich an den Vater. Sie küßten ihn, und ihre Thränen badeten sein Gesicht.

Er war ihnen Trost, Rettung, Schutz. Er konnte helfen. Es war ihnen, als könne er Rupert wieder lebendig machen.

Fritz Köhling war ein entschlossener Mann.

„Ich laufe, eine Bahre und Leute zu holen,“ rief er und rannte des Weges zurück.

So blieben sie allein. Der ohnmächtige Rupert, die Brüder und der Vater.

Friedvoll schien das Licht der Nacht hernieder. Das Geschrei verstummte, nur noch ein leises Nachschluckzen hob die Brust der Knaben, die eng an den Vater geklammert verharrten.

Waren es nur ihre Thränen, von denen die gramgeschmälerte Wange, der Bart mit den Silberfäden genezt war? Nur ihre?

Stumme Minuten vergingen, und ein Kirchenfriede zog in das Herz des Mannes, der sein Auge groß emporgeschlagen hatte, als sende er ein Gebet oder ein Gelöbniß gen Himmel.

Dann kamen die Leute mit Laternen, einer Tragleiter aus dem Kornspeicher, auf die einige Kisten gelegt waren, und Wein. Fritz Köhling, der seinen Herrn bevormunden zu dürfen glaubte, nahm die Sache in die Hand, rieb Ruperts Schläfen mit Wein, versuchte ihm etwas einzulösen und stellte fest, daß es sich um einen Stich durch den Oberarm handele, der einen starken Blutverlust hervorgerufen und dadurch eine tiefe Ohnmacht, aber daß die Wunde gewiß bald heile.

Die jungen Seelen, allmählich durch des Vaters Nähe getröstet, jubelten alsbald in neubeschwingtem Muth auf.

„Unser Rupert stirbt nicht? — er wird besser? — oh, wir wollen ihn mitpflegen — Du, Otto, ich schenk' ihm meine Schmetterlingsammlung — nich, Gusti, wenn wir doch noch Perlen finden, schenken wir sie ihm — ich spar' mein Taschengeld und kauf ihm was Feines — —“

Eggestorff hörte wie im Traum. Waren das die feindlichen Brüder, von denen er in dämonischer Selbstquälerei geglaubt hatte, sie verzehrten einander in Haß?

Die Stimme der Natur hatte gesprochen! Die Allgewaltige hatte ihr Recht betont und daß sie ihrer nicht spotten lasse.

Der erste Moment der Gefahr hatte den Haß niedergeworfen, der nur das Erzeugniß der Verwahrlosung gewesen. Mächtig und siegreich war die Liebe aufgestanden und hatte sich in Kampf und Muth bewährt.

Während man Rupert sorgsam bettete, erfragte Eggestorff den Hergang.

Mit naivem Eifer erzählte Otto von ihrem Vorfaß, Rupert mal tüchtig zu ärgern, von ihrer Kenntniß, daß er mit der Linka was vorhabe und daß sie ihn hätten dabei belauern wollen. Mit der größten Unbefangenheit

berichtete er, daß sie nicht gleich hätten „los“ gehen wollen, weil sie doch gern erst gesehen hätten, was bei solchem Rendezvous eigentlich „los“ sei. „Los“ war nämlich Ottos Lieblingswort.

Der Vater hörte Alles an. Das Blut in den Adern erstarrte ihm.

Dahin war es gekommen — dahin. Ungehindert, wie die Kinder der Straße, trieben sich die Knaben herum und spielten an Abgründen hin, in denen Giftpflanzen wuchsen. Die Knaben, die den Namen trugen, welcher der seine war.

Seine Knaben!

Und nicht er, der Vater, den Gott ihnen zum Führer gesetzt, hatte sie bewahrt. Ein Zufall — aus bösen Gelüsten aufgebaut, hatte sie gerettet.

Wieder schlug der Mann das Auge auf, und es war ein Dankesblick, dem Unerforschlichen in Demuth gegeben.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Rupert rührte sich. In athemloser Spannung beugten die Seinen sich über ihn.

Er schlug die Augen auf. Er sah seinen Vater, seine Brüder. Ein Lächeln spielte matt über sein weißes Gesicht.

„Oh lieber Vater — meine lieben, lieben Jung's — —“

Und er schloß die Lider.

Nun kamen einige Stunden voll Sorgen und Hast. Der Arzt erschien, Anordnungen aller Art mußten getroffen werden.

Sie gingen vorüber wie im Traum verlebt.

Dann zog die Stille der Nacht in das Haus ein. Niemand wachte mehr, als die Pflegerin an Ruperts Bett und der einsame Mann, der vor seinem Schreibtisch saß.

Wie ein Licht des Friedens ging es von seinem durchfurchten Gesicht aus.

Seine Hand hielt ein Briefblatt. Neben ihm brannte eine Kerze. Sein Auge ruhte auf dem Papier, ohne daß er die Schrift darauf las noch sah. Erlösende Gedanken gingen durch sein Inneres. Fast formten seine Lippen sie zu lautlosen Worten.

„Was Du mir auch gethan, Weib meiner Jugend — ob Du schuldig seiest oder nicht — wach! Geheimniß sich hier birgt — ich will, daß es fortan begraben sei.“

Und er hielt das Briefblatt an die Kerze. Das Papier loderte auf.

Die reine, hellflackernde Flamme verzehrte Alles: die äußere Spur leicht begangener Schuld, die inneren Spuren tiefer Leiden.

Und mit der Morgenröthe zog der Geist des stillen Glücks und der echten Liebe in das Haus.





Friz von Uhde.

Don

Otto Feld.

— Berlin. —

**T**immer wieder gleitet der Blick in unseren Kunstausstellungen von schwingvollen Idealcomposition zu nüchternsten Naturausschnitt-Studien, und neben witziger Anekdotenmalerei finden wir dort die „Eindrücke“ jener Allerneuesten, der Jahrhundert-Ueberreiffen, die über den Naturalismus fort zum Mysticismus, zum Symbolismus sich wandten. Hier flimmert und flirrt es auf den Bildern von leuchtenden, breit neben einander gesetzten Tönen, „Phantasien in Blau und Gelb“, „lyrische Gedichte in Rosa und Grün“, mit hastigem Pinsel hingestrichen, sollen dem Beschauer das flüchtige Traumbild einer erregten Phantasie vor die Seele rufen. Hier ward mit sorgfamer Hand ein Stückchen Wirklichkeit liebevoll nachgebildet, dort will eine selbstbewußte Kraft in den Bann einer Stimmung uns zwingen, die andächtige Naturbetrachtung ihr in der Seele wachgerufen, und nebenan schauen aus leeren Augen uns frostige Allegorien entgegen, todte Symbole einer untergegangenen Sprache, und die überlebensgroßen Leiber der „großen Kunst“ — das Historienbild voll echter Reiterstiefel und voll falschem Pathos.

Nicht weniger verschiedenartig sind die Lösungsworte dort, wo der Widerstreit der Meinungen die Theoriengewappneten auf den Plan ruft. „Die alte, die neue Kunst“ tönt uns der Kampftruf entgegen, „die Naturalismus, die Idealismus“! — Von den Erfolgen geblendet, welche die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten errungen haben, möchten Ueberreiffre

die Schranken niederreißen, die die Welt des Erkennens von der Welt des Empfindens trennen, und eine wissenschaftliche Kunst schaffen, die objective Bilder der Wirklichkeit geben soll. Verführt durch die Dienste, welche die Anwendung der inductiven Methode den Naturwissenschaften geleistet, empfiehlt man dem Künstler dieselben Wege einzuschlagen, die dort zum Erfolge geführt. Andere wieder sehen das Heil der Kunst in einem schrankenlosen Individualismus. Nur der Künstler soll aus dem Kunstwerk zu uns sprechen, die Natur soll dem Schaffenden nur die Anregung bieten, uns seines Geistes Schätze zu offenbaren. Nicht die Welt, nicht die Wirklichkeit soll der Maler darstellen, vielmehr nur den flüchtigen Schein, den ihr Anblick in ihm erweckt. — Von kühnen Neuerern wird rücksichtsloser Bruch mit den Traditionen der Kunst der Vergangenheit gefordert. In weltfremden Träumereien habe jene die Wirklichkeit mißachtet, in deren hellem Licht das neue Geschlecht allein nur athmen könne. — Die Vergangenheitsgläubigen aber, denen die Bewunderung der Jahrhunderte der allein giltige Werthmesser ist für die Bedeutung eines Kunstwerkes, weisen höhrend darauf hin, wie jene jugendlichen Stürmer und Dränger noch nichts geleistet, was den Werken der großen Meister der Vergangenheit ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte, und sie prophezeien den Untergang einer Kunst, die aus den Höhen der Phantasie und des Ideals in den Lärm und den Staub des Tages hinabgestiegen. —

Solchen Klagen schließen diejenigen nur zu willig sich an, die in der Vielheit der Bestrebungen allein schon das Anzeichen beginnender Zerfetzung sehen und als das Ende des Kampfes die Vernichtung der Kunst voraussagen.

Müssen wir wirklich solche Befürchtungen hegen?! —

Niemand wird leugnen, daß ein Ringen und Kämpfen unser Kunstleben bewegt, welches in schroffem Gegensatz steht zu der Geschlossenheit früherer Kunstepochen. Doch „der Charakter der Kunst in einer gegebenen Periode hängt auf das Innigste mit der eben herrschenden Cultur zusammen und kann nicht andere Merkmale aufweisen, als die letztere besitzt.“<sup>\*)</sup> Richten wir nur den Blick auf das Leben, und wir werden begreifen, warum die Kunst unserer Tage nicht das ruhige Bild vergangener Kunstperioden zeigt.

Die letzten Schimmer der Renaissance hatten im Rococo sich verflüchtigt. Die Zeit Ludwigs XVI. hatte den Zopfstil gebracht, den Heber<sup>\*\*)</sup> mit den treffenden Worten charakterisirt: „Er ist dem Gähnen der Ermüdung nach dem langen Festspiel, dem Rückzug von dem glänzenden Ball, dem geringschätzigem Abwerfen der prächtigen Toilette zu vergleichen. Er muthet uns an, wie die traurigste, todteste Zeit der Nacht in den fröstelnden Stunden vor der Morgenröthe, jene Lücke zwischen dem Kerzenschimmer und dem

\*) Springer, Gesch. d. bild. Künste im XIX. Jahrhundert.

\*\*) F. v. Heber, Gesch. der neueren deutschen Kunst.

wiederbeginnenden Tage.“ — Nun suchte man am Ausgang des 18. Jahrhunderts durch Wiederanknüpfung bei der Antike gleich dem Cinquecento eine neue Kunstblüthe zu zeitigen. Vergebliches Beginnen! Denn in den Tagen der Renaissance ward ein naturgemäßer Werdeproceß abgeschlossen. Die Kunst hatte bis zu jener Zeit den Zusammenhang mit dem Alterthum eigentlich nie ganz verloren, und ein wiederbeginnendes Naturstudium wies jetzt nur der reif gewordenen Bewunderung für die Werke der Alten die rechten Wege. Ebenso wenig konnte an der Schwelle des neuen Jahrhunderts eine andere Richtung Bestand und Dauer haben, deren Voraussetzung die kindlich gläubige Weltanschauung des Mittelalters war.

Naturwissenschaftliche Forschung hatte wie die geocentrische so auch die anthropocentrische Idee erschüttert, mit ihr die Grundlage des Dogmenglaubens. Der Mensch, nun nicht mehr der feste Punkt, um den die gesamte Schöpfung sich drehte, hinausgestoßen in die Unendlichkeit des Weltalls, fand sich denselben Gesetzen unterthan, wie das niedrige Geschöpf, das sein Hochmuth bisher verachtet. Dasselbe Gesetz ringsum für Groß wie Klein, für Hoch wie Niedrig!

Der Wiege der Revolution war ein neues Geschlecht entstiegen. Mit ungestümmter Hand rüttelte der Zweifel an den Ketten der Ueberlieferung, die ehrwürdigsten Dogmen wurden auf ihren Gehalt hin geprüft, in die mästliche Dämmerung der Kirche leuchtete die Fackel der Erkenntniß, zu den Stufen des Thrones trat ein neues Geschlecht, das dem ersten Diener des Staates die Hand reichen wollte zu freier Mitarbeit, ein neues Geschlecht, das mit hellen Augen dem Licht der Wahrheit entgegen schaute. Wenn der Zweifel bisher gleichsam ein Vorrecht einzelner erleuchteter Geister gewesen, nun war er in den Herzen der Völker erwacht. Der kindlich reine Götterglaube, so lebhaft er in Einzelnen noch wohnen mochte, bildete doch nicht mehr das Alle umschlingende Band wie einst. Es fehlte das Allen gemein giltige Ideal, das Wahrzeichen, das allen Bestrebungen ein Ziel, eine Richtung geben könnte, wie in vergangener Zeit.

Entdeckungen, wie technische Vervollkommnungen einzelner Zweige der Naturwissenschaften erschlossen nun dem Verkehr, dem Handel, der Industrie neue-ungeahnte Wege; die politischen wie die socialen Verhältnisse sahen gewaltige Neuerungen herankommen; Bildung und Aufklärung drang in breitere Schichten, selbst bis dahin, wo man bisher willig in dumpfer Unfrohhheit gelebt hatte. Neue Ideen drängen sich zum Licht und kämpfen gegen die Macht der Ueberlieferung. Ein stürmisches Fragen geht durch unsere Zeit, ein heißes Verlangen nach Entwicklung.

Kann in solchen Tagen die Kunst, der Spiegel der Zeiten, ein ruhiges Bild zurückwerfen?! — Neue Wege hat das Leben gewiesen, von neuen Bildern ward die Vorstellung befruchtet, und wie wir mühsam nach einem Ausdruck ringen, wenn neue Ideen dämmernd in uns aufsteigen, so ringt auch die Kunst nun nach neuen Formen für den neuen Geist, der sie er-

füllt. Klarer gewordene Sinnlichkeit, geschärfte Beobachtungsgabe verlangen nach kräftigerem Ausdruck, als ihnen die altersschwach gewordene Kunst der Vergangenheit bieten kann. Ein mächtig gesteigertes Naturgefühl wies auf den rechten Weg, auf dem man die neue Formensprache erwerben könnte, nach der man begehrte — wies den Weg zur Natur. Das dämmerige Atelier wurde geschlossen, der Gypskopf flog in die Ecke, und man zog hinaus in die Natur, mit eigenen Augen die Welt zu schauen. — Nun man aber die Wirklichkeit nicht mehr durch des Lehrers Brille betrachtete, wollten die alten Atelier-Recepte auch nicht mehr ausreichen. Aus eigener Kraft galt es nun die Mittel zu finden, mit denen man wiedergeben könnte, was man vor sich sah. —

Willig ließen die Lernbegierigen im Anfang sich daran genügen, die schlichte Wirklichkeit zu schildern, die einfache Deutlichkeit wiederzugeben, froh, wenn die ungeübten Hände solches vollbrachten. Bald aber erschloß sich den lichtgewohnten Augen auch wieder die Schönheit des Einfachen. Wie der Zauber der Stimmung sich über die Dinge breitet, wie in dem wogenden Aehrenfeld, in der dürren Heide, in den schlichten Formen der heimatischen Welt die ganze Herrlichkeit der Natur sich offenbaren kann, das schilderten sie, nun sie es wieder empfanden. Sie athmeten den kräftigen Duft des Erdbreichs, sie träumten an Waldesrand über die weite Ebene hin, und was sie geträumt und was sie empfunden, mochte der Beschauer in ihren Bildern lesen, die mit seiner, des modernen Menschen Sprache redeten. Denn hierauf vor Allem war das Streben gerichtet: dem neuen Geschlecht verständlich zu sprechen, das mit offenem Auge die Wirklichkeit anschaute. Eine neue Formensprache zu gewinnen, war das nächste Ziel der neuen Kunst! Solche Formensprache zu schaffen, kann nicht das Werk eines Einzelnen sein, sie gestaltet sich erst aus der Vielheit der Bestrebungen. Nicht alle die Wege, die eingeschlagen werden, zu diesem Ziele zu gelangen, mögen auch wirklich dorthin führen. Aber wenn man den Einzelnen einen Seitenweg nehmen sieht, so rufe man nicht: seht her, wie sie Alle im Dickicht sich verlieren. Denn die Hauptschaar sehen wir auf gutem Wege; eine Führerin geht ihr zur Seite, die zu allen Zeiten die beste gewesen — die Natur.

Weit voraus den vorwärts Strebenden sind einige wenige, die sich nicht mehr daran genügen lassen, die einfache Wirklichkeit wiederzugeben, oder eine Stimmung zu erfassen und zu schildern, sondern die heut schon die Kraft sich erworben, in eigener Sprache die Ideen auszudrücken, die ihre Seelen bewegen. Dem, der bei uns in Deutschland der Führende dieser tapferen Schaar gewesen, sind diese Zeilen gewidmet — Fritz von Uhde.

Mit reifster Kraft alle Mittel der Darstellung beherrschend, ist ihm das Malerische nicht das Kleid nur, in das er seine Ideen zwingt, aus vollster malerischer Empfindung heraus sind seine Werke geboren. Ein

Künstler, ein Maler betrachtet er die Welt, liest er die schlichten Erzählungen des Evangeliums. Und wie ihm die Idee der allerbarmenden, Alles umfassenden Liebe daraus entgegenstrahlt und ihm die Seele erfüllt, leuchtet ihm diese Liebe aus Baum und Strauch entgegen, aus dem Sonnenschein, der über das Feld sich breitet, aus dem Dämmer des Abends, der leise und mild zu den Hütten der Armen herabsinkt, aus den Herzen der schlichten Menschen, die in schwerer Arbeit dem Boden kärglichen Lohn abringen. Was sich so ihm offenbart, giebt er in seinen Werken wieder. —

Die Abendglocken läuten über das Feld. Milder Schein liegt auf den Stirnen der Landleute; sie haben das Knie gebeugt, voll ist das Herz, müde die Hand, da tritt ein Wanderer zu ihnen und spricht sanfte tröstende Worte. —

Im ärmlichen Zimmer spielt eine Kinderchaar, ein schlichter Mann ist unter die Kleinen getreten; Liebe und Sanftmuth strahlt aus seinem Auge. Die kleinen reinen Herzen fliegen ihm zu, zutraulich schmiegen die Kinder sich an sein Knie, sie schauen mit hellen unschuldigen Augen den an, dessen Lippen so freundliche Worte entströmen. —

Glühender Sonnenbrand liegt auf dem Felde, es leuchtet und flimmert von Sonne, ein feierlich Klingen geht durch die heiße Luft: in frommem Gespräch ziehen drei Wanderer dahin. —

So schauen die Bilder aus, die der Meister uns giebt, poesieverklärte Bilder, aus deren kraftvoller Deutlichkeit ein unendlich wohlthuender Klang uns entgegentönt. — Ein reifer klarer Geist spricht aus ihnen zu uns, ruhige Kraft, die sich bewußt ist, nicht vergeblich nach dem Höchsten zu greifen. Und doch auch wieder köstliche Frische und Naivität; Schlichtheit und Einfachheit, wie sie nur der besitzt, der aus dem vollen Quell reichen Könnens schöpft. Glanzumflossen oder im Dämmer magischen Lichtes, wie auch immer der Meister seine Gestalten vor uns stellen mag, sind sie von der Phantasie eines Künstlers empfangen, mit dem Auge des Malers gesehen, von der Hand eines Bildners geschaffen. Ueber Allem steht dem Meister sein Kunstwerk. Ob es ihm auch gelang, uns todt-gegläubtes wieder zum Leben zu erwecken, nicht will er ein Vertreter religiöser Auffassungen oder socialer Anschauungen sein, sein Stolz geht nur dahin, ein Maler genannt zu werden.

Wie Alle, die in der Kunst oder im Leben neue Bahnen beschritten, ist Uhde nicht ohne schwere Kämpfe an den Platz gelangt, auf dem er heute steht; aber wie bei allen starken Talenten hat jeder Widerstand ihm nur dazu gedient, seine Kräfte zu stählen.

Fritz von Uhde ist am 22. Mai 1848 zu Wolfenbürg im Königreich Sachsen geboren, woselbst sein Vater Bernhard von Uhde\*) damals Gerichts-

---

\*) Ein vielfach verbreiteter Irrthum macht den Vater des Künstlers gern zu einem Geistlichen, um aus solcher Abstammung des Sohnes künstlerische Eigenart zu

director war. Von früh auf zeigte der Knabe ein lebhaftes Interesse für biblische Darstellungen sowie das Verlangen, Gesehenes nachzubilden; so ließ der Vater dem Knaben, der zuerst in Zwickau, später in Dresden das Gymnasium besuchte, frühzeitig Unterricht im Zeichnen ertheilen. Voll Dankbarkeit und Pietät spricht der Künstler von dem anregenden und fördernden Unterricht, den er in Zwickau von einem Portraitmaler Namens Mittenzwei empfangen. Den stärksten und nachhaltigsten Eindruck hat auf den Jüngling jedenfalls wohl die frühe Bekanntschaft mit Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen gemacht. Hier empfing er die Anregung zu malerischer Naturbeobachtung und zu jenem ehrlichen Naturstudium, auf dessen Basis seine späteren Erfolge sich bauten. — Wieder einmal sehen wir, wie Menzel, ohne je eigentlich Schule gemacht zu haben — dazu ist seine Kunst zu persönlich — auf diesen wie auf manchen anderen hervorragenden Künstler der Gegenwart befruchtend gewirkt hat. — Die Zeichnungen Fritz von Uhdes aus damaliger Zeit sind ein deutlicher Beweis seiner Schwärmerei für den großen realistischen Meister. Als Bernhard von Uhde 1864 mit dem Sohn nach München kam, um aus dem Munde Wilhelm von Kaulbachs ein Urtheil über des Sohnes Talent zu hören, rief Kaulbach beim Anblick jener Blätter zunächst aus: „Scheußlich, das ist ja in der Art wie Menzel in Berlin.“ Indes erkannte er doch wohl das eigenartige Talent des Jünglings, denn er rieth dem Vater, sich den künstlerischen Plänen des Sohnes nicht in den Weg zu stellen. So trat dieser im Jahre 1866 nach abgelegtem Abiturienten-Examen in die Gypsklasse der Dresdener Akademie ein. Was er dort fand, öden Formalismus und slavische Nachahmungssucht, stieß ihn heftig ab. Ihn hungerte nach Natur, aber der akademische Schulzwang hielt ihn vor todten Gypsköpfen fest. — Da sank ihm der Muth! Die Ereignisse des Krieges (1866) hatten den Jüngling mächtig erregt, er beschloß, Soldat zu werden. Im Sommer 1867 trat er als Avantageur bei dem sächsischen Garde-Regiment ein, wurde im Januar 1868 Offizier und war nun mit Leib und Seele bei der Waffe. Es kam das Jahr 1870; die großen Eindrücke des Feldzuges, den Uhde als Offizier mitmachte, drängten alle künstlerischen Ideen zurück; als aber der Friede geschlossen war, als bequemere Dienstverhältnisse wieder zur Beschäftigung mit künstlerischen Dingen Zeit ließen, flammte auch die alte Liebe zur Kunst wieder empor. Jede freie Stunde wurde zum Zeichnen und Malen benutzt; aber das planlose Arbeiten wollte nicht recht fördern. Ein Versuch, der im Jahre 1875 gemacht wurde, im Atelier von Maxart Aufnahme zu finden, mißlang; Maxart empfahl, zu Piloty nach München zu gehen. Endlich 1877 kam ein Entschluß zu Stande.

---

erklären. Bernhard von Uhde ist jedoch 1883 als Geh. Rath und Präsident des evangelisch-lutherischen Landes-Consistoriums gestorben und war Jurist, Verwaltungsbeamter. — Die Mutter des Künstlers Anna von Uhde entstammt einer aus Frankreich eingewanderten Familie.



Die Uniform wurde ausgezogen, und es ging nach München. In den Ateliers von Diez, von Piloty und Lindenschmidt war kein Platz zu finden, so war der Maler wieder auf sich selbst angewiesen. Lenbach gab wohl hie und da einen Rath, die Pinakothek wurde fleißig besucht, indeß das half nicht weiter. Da führte der Zufall den jungen Maler mit Munkacsy zusammen, der in den tastenden Versuchen das starke Talent erkannte und den Künstler einlud, zu ihm nach Paris zu kommen (1879). Einige Monate studirte Uhde in dem Atelier von Munkacsy, dann arbeitete er wieder allein.

Uhde war zu guter Stunde nach Paris gekommen. „La nature, toujours la nature,“ war die Losung der französischen Künstler geworden, die nicht länger Enkel, sondern Söhne der Natur sein wollten. Man zog hinaus in's Freie; „en plein air,“ „en pleine lumière,“ wurde gemalt, wenn in Luft und Licht der Vorgang des Bildes sich abspielte. Jede Ausstellung brachte neue und interessante Proben der unablässigen Versuche der rüstigen Künstler. Auf Fritz von Uhde machte die neue Richtung zunächst keinen Eindruck. Die jungen Maler in Paris schwärmten damals für die Jeanne d'Arc des Bastien Lepage, Uhde „konnte nichts darin finden“. Ihm sollte erst später und aus eigener Kraft das Verständniß für diese Kunst aufgehen. Vorläufig stand er noch unter dem Einflusse von Munkacsy und studirte im Louvre fleißig die Niederländer. Auf seinem ersten Bilde, „La chanteuse,“ mit dem er im Salon (1880) zum ersten Mal auftrat, wie in dem folgenden „Les chiens savants,“ ist Weider Einfluß zu merken. Auch die nächsten Arbeiten „Das Familienconcert“ (1881), „Die Gaststube“ — beide in München entstanden, wohin Uhde inzwischen zurückgekehrt war — sind nicht ganz frei davon.

Nun führte das Jahr 1882 den Maler nach Holland, und was er in den Bildern anderer Künstler nicht gefunden, das lehrte ihn jetzt die Natur. Dort, in dem gesegneten Land, über dessen weit hingestreckte Wiesenflächen jene silbrige Luft sich breitet, die bei aller Helligkeit und Fülle des Tones mit einem unendlich zarten Duft Menschen und Dinge umschleiert, die Härte des Umrisses mildernd, verwandte Töne verbindend und zusammenbringend, die Hintergründe in dustiges Grau hüllend — dort offenbarte sich ihm der Zauber des Lichtes, der Helligkeit. Schon die nächste Arbeit zeigt den Erfolg der neuen Studie. „Der Leierkastenmann kommt“, nannte der Maler die Arbeit, die 1883 im Salon Aufsehen machte. Da ist nun nichts mehr von Munkacsy'schem oder anderem Recept. Helles Licht fließt um die Gestalten der Kinder, die von Spiel und Arbeit forteilen den Tönen entgegen, die der Mann dort oben am Ende der schmalen Dorfstraße seinem Leierkasten entlockt. Alle Convention ist nun abgestreift, aus fleißigstem Studium der Natur ist die Wahrheit der Zeichnung wie des Tones gewonnen, die aus den Figuren spricht. Köstlich beobachtet ist das kleine Mädchen im Vordergrund, das so tief in seine Strickarbeit versunken ist,

daß es nichts hört und sieht von dem, was um sie herum vorgeht; vorzüglich wiedergegeben die Haltung der Frau, die sich ein wenig erhebt, um den Klängen zu lauschen. Ein zweites Bild aus derselben Zeit ist gewissermaßen die Fortsetzung des erwähnten. Hier finden wir dieselben Gestalten um den Leierkastenmann versammelt, ein paar kleine Mädchen drehen sich im Tanz, die Großen schauen mit fröhlichen Mienen zu. — Noch eine ganze Reihe von Bildern und Studien entstammt den gleichen holländischen Eindrücken, „Aus dem Alteutehaus in Zandvoort“, „In einer holländischen Küche“, „Holländische Fischerkinder“ u. s. w.

Während man den Künstler zu jener Zeit in Frankreich seiner großen malerischen wie zeichnerischen Fähigkeiten wegen bereits außerordentlich schätzte, schüttelte man in Deutschland noch immer befremdet den Kopf über seine Kühnheit. Freilich war auf seinen Bildern auch nichts mehr von jener üblichen geschlossenen Beleuchtung zu spüren, die nur eine Lichtquelle, das nach Norden gerichtete Atelierfenster kennt. Hier umspielt helles Licht die Figuren, Reflexe erhellen die Schatten, deutlich sprechen die Lokaltöne, reine klare Luft fließt zwischen den Gestalten, die nach dem Leben gezeichnet und nicht nach akademischem Schema empfunden sind. — So lange der Künstler seine Figuren noch in der fremdartigen holländischen Kleidung brachte, die das übliche „Costüm“ doch einigermaßen wenigstens erstete, nahm man — wenn auch widerwillig — seine Neuerung hin. Als er aber nun auf dem Bilde „Die Tambours“ (1883) die Menschen der Heimat ohne jeden Atelieraufputz in hellem Tageslicht zeigte, begegnete er lebhafter Mißbilligung. Die stärkste Entrüstung erhob sich aber erst im Jahre 1884 gegen jenes Bild, in dem die gesteigerte Kraft des Künstlers zum ersten Mal seine ganze Eigenart aussprach, in dem er zum ersten Mal ein Motiv aus der heiligen Geschichte darstellte.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen“ hatte der Maler das Bild\*) genannt, auf dem er Christus unter den Kindern zeigt. Helles Tageslicht fluthet durch halbverhüllte Scheiben in ein ärmliches Zimmer, es gleitet über die rothen Fliesen des Bodens, über die dürftige Matte, an den kahlen Wänden klettert es hinauf und dringt erhellend in die fernsten Winkel des Raumes. Mit klarem Schein umfließt es die Figuren der Kinder, die um den fremden Wanderer sich drängen, der unter sie getreten ist. Leuchtend umstrahlt es die Gestalt des Heilands, der im langen schlichten Gewande dort auf dem Stuhl sich niedergelassen, und mit unendlich gütigem Blick über die Kinder schaut, die vor ihm stehen. Ein kleines Mädchen hat ihre Hand in die Linke des Herrn gelegt, die sich liebevoll ihr entgegenstreckte; voll Vertrauen blickt sie zu dem fremden Manne auf, aus dessen mildem Auge ihr Liebe entgegenstrahlt. An das rechte Knie des Heilands hat sich ein Blondköpfcchen geschmiegt, sanft legt sich der Arm des Herrn um seine

\*) Im Besitze des Museums der Stadt Leipzig.

Schulter. Ein wenig Verwirrung und Staunen, doch unbewusste Hingabe drückt in den Mienen der größeren Kinder sich aus, Ehrfurcht in den Zügen und Geberden der Männer und Frauen dort hinten an der Thür neben dem breiten Herd, an dem ein kleines Kindchen kauert, unberührt von dem Vorgang. Schlichte, berbe Bauernkinder sind es, unter die Christus getreten ist. Mit hellen Augen schauen sie darein; blondhaarige Mädchen sehen wir, Buben mit rothen Wangen, in schlechten Schuhen, im bunten gestickten Kleidchen, ein wenig schüchtern und doch zutraulich, wo ihnen ein freundliches Wort entgegenkommt. Wir schauen in ein einfaches Zimmer, ein paar schlechte Strohstühle darin, ein altes Bildchen über dem Herd, ein kleiner Spiegel an dem Pfeiler zwischen den Fenstern, an deren Scheiben einige dürrstige Blumen stehen. Die schlanke Gestalt des Heilands umwallt ein faltiges Kleid, unter dem die nackten Füße hervorschauen; seine Haltung ist ein wenig gebeugt. Schlichtes Haar fällt ihm zur Schulter herab, an seinen Wangen sprießt ein dünner Bart, seine Züge sind nicht schön, aber unendlich mild und edel. Gütig ist Blick und Geberde, und die tiefe Empfindung, die von dem Herrn ausgehend in die Herzen sich senkt, die um ihn versammelt sind, weckt einen Widerschein auch in unserer Brust. Hier ist nicht versucht, durch Schönheit der Form zu wirken, nicht durch jene traditionellen Schemen, hinter deren blutloser Goldseligkeit innere Leere oft sich nur nothdürftig verbirgt. Nichts von ethnographischer Studirtheit ist in dem Bilde, nichts von tief sinniger Reflexion, die in „gemalten Doctor-dissertationen“ den Inhalt der heiligen Bücher wiederzugeben sich müht. Doch aus der schlichten Wahrheit der Formen spricht eine Kraft des Empfindens stärker zu uns, als alle conventionelle Schönheit es vermöchte.

Tief hat der Meister den Inhalt der frommen Legenden ausgeköpft, hier, wie mit immer steigender Kraft in allen den folgenden Bildern, zu denen die heilige Geschichte die Anregung gegeben. In prunkvolle Kirchen werden seine religiösen Schilderungen sich freilich nicht fügen, doch in einem stillen Gemach mag ein sinniges Menschengemüth eine Stunde wehevoller Betrachtung vor ihnen verleben. Das Ewig-Menschliche hat er aus dem Evangelium herausgegriffen, das, was jeden Tag sich immer wieder von Neuem offenbaren mag, die reine, die Alles umfassende Menschenliebe. Von allem Dogmatischen entkleidet, erhebt sich sein Geist in die Sphäre reinen Menschenthums. — Der Lehrer, der Liebe geübt und gepredigt, tritt zu den Kindern, zu den Armen und Bedrückten, in deren Herzen frommer Glaube wohnt. Er bricht den Jüngeren das Brot („Die Jünger von Emmaus“ 1884\*), er tritt in die ärmliche Hütte zu dem Tisch, um den die Familie im frommen Gebet sich versammelt hat, bereit, zu dem einfachen Mahl sich niederzusetzen („Komm, Herr Jesus sei unser Gast“ 1885\*\*),

\*) Im Besitze des städtischen Museums Frankfurt a./M.

\*\*) Im Besitze der Nationalgalerie in Berlin.

er predigt am grünen Wiesenhang den andächtig lauschenden Landleuten und legt ihnen das Wort aus: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich“ („Bergpredigt“ 1886—87). Zum ersten Mal hat Uhde in dieser „Bergpredigt“ die fromme Scene in's Freie verlegt. — Die Sonne ist fast herabgesunken, leuchtend glühen die letzten Strahlen über die Felder. Im dämmerigen Hintergrund liegt ein stilles Dörfchen, dessen rothe Dächer zu uns herüberwinken. Auf einer einfachen Bank im Vordergrund sitzt der Heiland. Mit bedeutungsvoller Geberde spricht er zu den schlichten Landleuten. — Fromme Andacht, einfältiger Glaube kann nicht tiefer geschildert werden, wie in den Zügen des Mädchens, das zu dem Herrn aufblickt, wie in der einfachen Haltung der Frau, die neben ihr steht. Wieder zeigt uns der Maler rüstige Bauern in dem Kleid unserer Tage, dieselben Menschen, denen wir im Felde begegnen, und mitten unter ihnen Christus. Doch der Glaube, der aus ihren Augen leuchtet, hebt sie fort über Raum und Zeit. — Des Meisters moderner Geist kann eben nur mit den Formen der Wirklichkeit sich befruchten. Die Menschen, die er kennt, mit denen er spricht, in deren Herzen er zu schauen vermag, nur diese regen sein Schaffen an. Und widerspricht es denn dem Geist des Evangeliums, wenn er den Stifter der christlichen Religion unter den Menschen der Jetztzeit uns zeigt? —

Einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeutete das „Abendmahl“, das 1886 auf der Berliner Kunstausstellung zum ersten Mal ausgestellt wurde. Bläuliche Dämmerung füllt einen schmucklosen Raum mit magischem Licht. In der Mitte der uns zugewandten Seite der Tafel, die der Richtung des Zimmers folgend ein wenig schräg in das Bild zurücktritt, sitzt Christus. Seine Hände sind um den Kelch gefaltet. Auf sein Antlitz fällt ein heller Schein durch das breite Fenster, durch dessen bleigefasste Scheiben eine melancholische Abendlandschaft hineinblickt. Ein feierlicher Ernst liegt über den Jüngern, ihre Blicke hängen an den Lippen des Herrn, in ihren ausdrucksvollen Gesichtern, in den schlichten Geberden spiegelt sich mit voller Kraft der Eindruck, den das Wort auf sie gemacht, das Christus eben gesprochen. Ein Platz an der Tafel ist leer. Judas Ischarioth ist aufgestanden, wir sehen ihn im Dämmer des Hintergrundes sich verlieren. Die Jünger sind einfache Fischer und Bauern, doch mit welcher Innigkeit hängen sie an dem Lehrer, welche Trauer erfasst sie, nun sie ihn verlieren sollen. Ergreifender kann die Bedeutung der Stunde nicht zum Ausdruck gebracht werden als in diesem Bilde, von dem ein geistreicher französischer Kritiker sagt, es könne die Aufschrift tragen: „Comment se fondent les religions.“\*) An Tiefe der Charakteristik, an Kraft der Stimmung, in höchster Vollendung malerischer Darstellungskunst muß das Bild dem Besten zur Seite gestellt werden, was die Kunst irgend einer Zeit hervorgebracht hat.

\*) Journal des Débats. Mai 1887.

Wer aber den ganzen Reichtum kennen lernen will, der in der Seele des Meisters lebt, neben starker Kraft lieblichste Innigkeit, neben höchstem Können Schlichtheit und Einfachheit, der muß vor seine „Heilige Nacht“\*) (1887) treten. Tönt aus dem „Abendmahl“ ein feierlicher Klang uns entgegen wie ernstes Glockengeläut, das unsere Seele bewegt, so jubelt und singt es hier von Frohsinn und Heiterkeit. Auf dem rechten Flügelbild des dreitheiligen Gemäldes sehen wir die Englein, die zum durchlöcherten Dach hereingeflogen, und nun auf den Sparren umhersitzend, lieblich singen und auf den Heiland schauen, der eben geboren ist. Das Mittelbild zeigt uns Maria, die mit unendlicher Zärtlichkeit das Kind betrachtet, das vor ihr auf dem Lager liegt. Morgengrauen füllt den kahlen Raum, nur auf Mutter und Kind fällt das spärliche Licht einer Laterne. Auf dem linken Flügelbild eilen die Hirten voller Neugier herbei. — Das Alles ist so unendlich einfach gegeben, daß man meint, Rembrandt'sche Unbefangenheit und Dürer'sche Innigkeit vereint aus dem Bilde sprechen zu hören.

Will man den Maler, der doch so ganz modern ist, mit einem der früheren vergleichen, man müßte ihn wohl neben den großen Meister stellen, dessen Namen ein Wahrzeichen deutscher Kunst — Albrecht Dürer. Dieselbe Schlichtheit, die aus den Dürer'schen Bildern uns entgegenschaut, finden wir auch in den Werken unseres Meisters, denselben ehrfurchtsvollen Respect vor der Natur, dieselbe liebevolle Sorgfalt, sie nachzubilden. Und doch hat der Unverstand Fritz von Uhde zu einem Nachahmer der Franzosen machen wollen. Weil er denselben Weg gegangen wie diese, weil er in ehrlichem Studium der Natur eine persönliche Ausdrucksweise sich erworben, der nichts von conventioneller Ueberlieferung anhaftet, weil er sein Auge geschärft für die Form, weil er den Reiz des Lichtes, der Farbe begriffen wie jene, sollte er sie nachgeahmt haben. — Wir haben gesehen, wie er von den modernen Bestrebungen der französischen Kunst unberührt geblieben, da er in Paris lebte, wie er viel später erst, als er in die Heimat zurückgekehrt war, selbstständig zu ähnlichen Zielen gelangte wie die Franzosen. Wenn je eines Malers Art zu empfinden und Empfundenes wiederzugeben, deutsch war, dann ist es die Art Fritz von Uhdes. Wenn je stille Wärme, poetische Durchbringung des Stoffes die Eigenart deutscher Kunst gewesen, dann ist die Uhde'sche Kunst deutsch. Die Franzosen, die den Künstler seit Langem schon hochschätzen, die ihn mit Auszeichnungen aller Art überschüttet haben, haben das germanische Element in seiner Kunst früh erkannt. Vielleicht lernt man auch in Deutschland allmählich begreifen, welche Kunst eigentlich deutschen Geistes ist. —

Ruhig und unbeirrt wie alle großen Talente, folgt Uhde dem Weg, den eine starke Individualität ihm vorschreibt. Bisher hat er ihn von Er-

---

\*) Eine spätere Fassung der „Heiligen Nacht“ (1889) ist im Weiße der Dresdner Galerie.

folg zu Erfolg geführt. Immer reicher wird seine Sprache, immer kräftiger seine Palette; in einer der letzten Arbeiten, dem „Gang nach Emmaus“ (1892) entfaltet er eine leuchtende Kraft, eine tiefe Schönheit des Tones, die man staunend sieht, wenn man die schlichte Färbung seiner früheren Bilder bedenkt.

Es ist nicht möglich, hier auf alle die Werke des Meisters beschreibend einzugehen. Kann man doch auch den Reiz eines Bildes mit Worten nur gar so unvollkommen ausschöpfen. Von Uhdes wichtigeren Arbeiten religiösen Inhalts seien kurz genannt: „Der Gang nach Bethlehern“\*) (1890), der „Heilige Abend“, „Die Frauen, vom Grabe Christi kommend“, „Am Morgen“. Im Jahre 1891 entstand „Die Flucht nach Egypten“; 1892 „Die Verkündigung bei den Hirten“, „Bleibe bei uns Herr, es will Abend werden“, „Ostermorgen“ und der oben genannte „Gang nach Emmaus.“ Außer mehreren Wiederholungen und Umgestaltungen der erwähnten Werke hat der Meister eine ganze Reihe von Bildern profanen Inhalts geschaffen, die alle Vorzüge seiner kräftigen Darstellungskunst zeigen. Aus der Fülle derselben seien erwähnt: „Im Herbst“, „Aus einer kleinen Kinderschule“, „Heimkehr vom Felde“, jene köstliche „Kinderstube“, aus letzterer Zeit „Zwei Kinder im Garten sitzend“ (die Töchter des Malers). Von neuestem Datum ist „Der Schauspieler“ (Portrait des Münchener Hofschauspielers A. W. . .).

In der vortrefflichen Einleitung zu seiner „Geschichte der Malerei“ weist Muther\*\*) darauf hin, wie wir bei der Beurtheilung einer älteren Kunstperiode nicht nach dem fragen, „was sie früheren Zeiten ab sah, sondern nach dem, was sie Neues hinzubachte“, wie die alten Meister groß geworden, „nicht dadurch, daß sie rückwärts schauten, sondern dadurch, daß sie vorwärts gingen“. So habe auch unter den Neuen nicht denen unser Cultus zu gelten, deren Thätigkeit darin besteht, „die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Vorrath fertiger überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und Neues schufen“, denen, die aus dem Geist der neuen Zeit heraus Selbständiges geschaffen haben. Ueberschauen wir von diesem Gesichtspunkte aus das Lebenswerk Frits von Uhdes, soweit es bis heute vor uns liegt, sehen wir, wie er Anreger und Förderer gewesen in dem Befreiungskampf gegen traditionellen Formalismus, wie er rüstig mitgeschaffen an der Findung der neuen Formensprache, wie er den neuen Empfindungen einer neuen Zeit Ausdruck geliehen, werden wir dann noch zögern, seinen Namen neben den der anderen Pfadfinder im Reiche der Kunst zu stellen? Mit modernem Geiste hat er, der

\*) Im Besitz der Pinakothek in München. — Außer den Uhde'schen Bildern, die sich in deutschen Galerien befinden, sind nach und nach die meisten seiner Werke in ausländischen Privatbesitz übergegangen. Werden wir denn in Deutschland noch lange mit ansehen müssen, wie die besten Werke unserer deutschen Meister in's Ausland wandern? —

\*\*) Richard Muther, Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert.

reife Sohn der neuen Zeit, den Inhalt der frommen Legenden erfasst, hat er sie uns zu neuem Leben erweckt. Den Zauber poesieverklärter Schönheit, Reinheit und Wahrheit, der in ihnen liegt, hat er uns wieder erschlossen, da er in einer Sprache zu reden wußte, die auch die unsrige war. Seiner hohen Innigkeit, seiner tiefen Empfindung gefellt sich die Kraft, uns ganz in den Bann einer Stimmung zu ziehen; bei allem bewußten Können spricht eine Naivetät aus seinen Werken, wie sie nur den großen Talenten eigen.

Eine Kunst aber, die solche Blüthen hervorbringt, kann nimmermehr dem Untergang geweiht sein. Mag der Kampf uns umtoben, — er verheißt uns endlichen Sieg. Der Kampf ist Leben, Fortschritt, Entwicklung. Unverzagt mögen darum die Vorwärtstrebenden dem Banner folgen, das der Meister ihnen voran trägt, denn einen guten Spruch lesen wir auf demselben, das treffliche Wort unseres Albrecht Dürer:

„Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie!“





## Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist).

Von

Berthold Schulze.

— Berlin. —

**N**ur Zeit der höchsten Blüthe unserer Literatur, als Goethe und Schiller aus Sturm und Drang bereits geläutert hervorgegangen waren, wenige Jahre, bevor die beiden glänzenden Sterne von Weimar und Jena vereint ihr Licht vom Deutschen Parnass strahlen ließen, begann auch ein anderer junger Dichter seine Flügel zu regen: Franz von Kleist. Aber der blendende Glanz des Doppelgestirns verdunkelte sein bescheideneres Licht: er sank frühe in die Nacht der Vergessenheit. Im Volk gänzlich vergessen, ist Franz von Kleist auch nur wenigen Gelehrten bekannt, von diesen aber zum Theil in einer unverantwortlichen Weise mit Verachtung behandelt worden. Verdienstlich ist daher ein vor kurzem erschienenenes Schriftchen von Ackermann, welches eingehender, als irgendwo bisher geschehen, auf den mit Unrecht vernachlässigten oder verachteten Dichter hinweist\*). Ackermann nennt (S. 8 und 14) von ungünstigen Urtheilen der neueren Zeit über Kleist dasjenige Wolfgang Menzels in seiner Geschichte der deutschen Dichtkunst, der da sagt: „Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahre, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem Alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint.“ Eine colossale Uebertreibung einmal und zum andern ein Urtheil, das keinesfalls auf alle anderen Productionen Kleists anwendbar wäre. Ich verweise noch ferner auf M. W. Götzinger, der in

\*) „Franz von Kleist. Eine literarische Ausgrabung“ von Paul Ackermann, Berlin 1892. (G. F. Conrab; Sonderabdruck aus dem „Vär“, Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark).



seinen Erläuterungen deutscher Dichter (4. Aufl. Lpzg. 1863, I, 287 ff.) bei der Behandlung von Schillers Taucher zuerst auf Kleists Bearbeitung der Tauchersage hinwies und Kleists Gedicht als ein ganz elendes Nachwerk hinstellte. Durch diese Urtheile ward denn unser Kleist einigen Literaturhistorikern wieder bekannt, damit aber auch zugleich manchen sonst selbständig urtheilenden Gelehrten der denkbar schlechteste Begriff von seiner Muse beigebracht. Eine unbefangene Würdigung werde ich unten versuchen, wobey sich herausstellen wird, daß der Grund der verächtlichen Behandlung seitens der Literaturhistoriker zum Theil in ihnen selbst zu suchen ist, indem sie sich nicht die Mühe gaben, das gesammte Material durchzulesen, sondern nach dem ersten besten werthlosen Stück ihr vernichtendes Urtheil fertig hatten. Bei einem Dichter unserer Art aber, der nur neun Jahre seines kurzen Lebens\*) — er ward nur 27 Jahre alt — für die Entwicklung seines literarischen Schaffens verwenden konnte (1789 erschien als erste Production sein „Lob des einzigen Gottes“), der in dieser Zeit im Suchen nach der festen Richtung seines Producirens bald durch äußere Verhältnisse in die tändelnde Art der Gleimianer hineingedrängt wurde, bald zu Wieland sich innerlich hingezogen fühlte, dann aber beim Anfang der classischen Periode sich unwiderstehlich gedrängt fühlte, der Richtung der beiden führenden Geister nachzueifern, der starb, als er sich hierin fester fühlte und Besseres erwarten ließ, — bei einem solchen Dichter muß man von vornherein auf ein Gemisch von Werthvollem und Werthlosem rechnen: da ist nicht nach einem einzelnen

\*) Franz Alexander von Kleist, Sohn eines preußischen Generallieutenants, ist geboren am 24. December 1769 zu Potsdam. Mit seinen berühmten Namensvettern Christian Erwald und Heinrich von Kleist ist er nur insofern verwandt, als die drei von einem gemeinsamen im 14. Jahrhundert lebenden Ahnherrn abstammen. Nachdem er das erste Decennium seines Lebens auf einem Gute seiner Großmutter in Pommern verlebte und seit 1778 in Magdeburg Unterricht genossen hatte, trat er 1785 als Fähnrich in das preußische Infanterieregiment des Herzogs von Braunschweig zu Halberstadt ein. Mit diesem Regimente ging er 1789 an die böhmische Grenze, als Preußen gelegentlich des russisch-türkischen Krieges mobil machte. Ohne Kampf lehrte die Armee zurück. Da verließ K. den Kriegsdienst. Er studirte einige Semester besonders die Rechte in Göttingen und ward dann auf Betreiben des großen Ministers Herzberg, des Urhebers des Reichensbacher Vertrages vom Juli 1790, als Legationsrath nach Berlin berufen; nachdem er bald darauf Albertine von Jung geheiratet, verließ er den Staatsdienst und lebte von 1793 an eine kurze Zeit auf dem von ihm erkauften Gute Frankenhagen bei Frankfurt a./O., dann bis zu seinem am 8. August 1797 erfolgten Tode in Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark. Von seinen Lebensumständen kommen für uns besonders in Betracht: der Aufenthalt in Halberstadt, wo er in intimen Verkehr mit Gleim und dem jüngeren Kreiße von dessen Schülern trat, und der Verkehr im Hause des Ministers von Herzberg, dessen Sturz ihm sehr nahe ging; auf diesen großen Staatsmann dichtete er eine begeisterte Ode und schrieb eine Charakteristik desselben, die er als Mitglied der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt a./O. in dieser vorlas. Daß der junge Frankfurter Heinrich von Kleist etwa von ihm, der mit Frankfurt in so engen Beziehungen stand, Kunde erhielt, läßt sich nicht beweisen. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie XVI. 121 ff. und Ackermann a. a. O. S. 8 ff. Ebenda eine Aufzählung der K'schen Schriften.

Erzeugniß der Stab über die gesammte Production zu brechen. So verdient denn Ackermann für seinen nachdrucksvolleren Hinweis auf Kleist Dank. Eine recht hübsche Entdeckung ist es auch, welche Ackermann uns auf S. 6f. und 9 mittheilt: daß ein Kupferstich des Körnermuseums in Dresden von dem Leiter desselben für ein Bild der Schiller'schen Familie gehalten und als solches auch in Könnekes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur wiedergegeben wurde, während derselbe die Familie Franz von Kleist darstellt. Damit aber scheinen mir die Verdienste der Ackermann'schen Schrift erschöpft.

Wenn Ackermann nämlich ein inneres Verhältniß zwischen Kleist und Schiller andeutet, indem er (p. 4 ob.) Schillern „Anlehnung“ an Kleist im Taucher nachredet, so ist das verfehlt. „Nikolaus der Taucher“ von Kleist erschien in „Deutsche Monatschrift“ 1792 im September (p. 53ff.)\*. Man könnte nun ja, da Schillers „Taucher“ erst 1797 verfaßt ist, an sich vermuthen, daß Schiller dies Gedicht gelesen habe; oder daß Goethe dasselbe gelesen und dann Schillern den Stoff mündlich überliefert habe: denn Goethe las sicherlich die „Deutsche Monatschrift“ hin und wieder, in der er ja die Venetianischen Epigramme und einige Kleinigkeiten zuerst drucken ließ; aber wir wissen ja aus einem in dieser Hinsicht schon mehrfach citirten Briefe Schillers an Goethe (Briefwechsel, 2. Aufl., Nr. 354 vom 7. August 1797), daß Schillern nie der Name Nicolaus Pescecola vorgekommen war, den der Taucher hier wie bei Athanasius Kircher im „mundus subterraneus“ führt. Hier also nicht, wohl aber in anderer Weise kann man Kleist und Schiller in eine berechtigte Beziehung setzen. Doch darüber unten. Wenn ferner aber Ackermann Grillparzer's „Sappho“ als ein fast völliges Plagiat der Kleist'schen „Sappho“ bezeichnet, so finde ich das unerklärlich. Er schreibt (p. 15): „Er (Grillparzer) nahm einfach Kleist's ganze Disposition, behielt sämmtliche Figuren bei, denen er nur zum Theil andere Namen gab, ohne wesentlich ihren Charakter zu ändern“ 2c. Ich behaupte dagegen: von Entlehnung ist nicht die Rede.

Die Vorgänge sind grundverschieden motivirt: bei Kleist erglüht Sappho, als sie ihn in seiner Schöne an Lesbos' Strande erblickt, für Phaon und wirft sich ihm in die Arme; bei Grillparzer ist er ihr zu Olympia unter dem rauschenden Beifall des Volkes zu Füßen gesunken. Die ganze Olympiageschichte kennt Kleist nicht. Bei Kleist ist Phaon ein flatterhafter Liebhaber, der schon einmal Sapphos Liebe mit der der Andromeda vertauscht hat und beim Beginn des Stückes schon wieder seinen Blick von Sappho abwendet:

\*) Zuerst hat M. W. Götinger a. a. O. I, 287 ff. auf das Gedicht aufmerksam gemacht; dann Borberger in Schnorrs Archiv I 504—506; endlich Ulrich in seiner Abhandlung über die Taucherjage ebenda XIV, 80 ff. Zu den dort angeführten Belegen der Taucherjage füge ich noch der Vollständigkeit halber hinzu, daß die Sage vor Schiller auch erzählt ist in Wünsch's „kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend“ II, Spz. 1779, p. 520 ff., welches aber auch nicht etwa Schillers directe Quelle sein kann.

Bei Grillparzer ist der Liebesbund zwischen Sappho und Phaon eben erst angeknüpft, und wir erfahren erst im Stücke selber die Entwicklung der Liebe Phaons zur Dienerin der Sappho. Der ganze Plan Sapphos, den Bund beider zu vereiteln, indem Melitta nach Chios entführt werden soll, ist Grillparzers alleiniges Eigenthum. Desgleichen die Verfolgung und Zurückbringung der Flüchtigen. Aber „die Figuren sollen beibehalten“ sein ohne wesentliche Charakteränderung. Welche Figuren wären das? Kleists Alcaeus, der als Rival Phaons eine so wichtige Rolle spielt, fehlt bei Grillparzer ganz! Rhammes hat bei Kleist keine Entsprechung; Sappho und Phaon waren durch die Ueberlieferung gegeben und doch, wie verschieden ist der Charakter Phaons bei beiden Dichtern gehalten! Es blieben also nur Damophile und Zidno, die ja scheinbar ihre Entsprechung in Grillparzers Melitta und Eucharis haben. Aber welcher Unterschied zwischen der leichten, treulosen Damophile und der tiefen, ehrlichen Melitta, die nur in naiver Unschuld dem natürlichen Gange zu Phaon folgt, ohne Treubruch gegen Sappho zu sinnen. Und daß Zidno gleich Eucharis sei, kann Niemand behaupten, da Eucharis eine ganz unbedeutende, fast stumme Rolle spielt, Zidno aber eine Vertraute Sapphos darstellt und eine wesentliche Person des Stückes ist. Von einem Beibehalten der Figuren und Charaktere ist also gar nicht die Rede. Darin aber, daß beide Dichter die Sterbescene nach Lesbos statt Sicilien verlegten, daß Beide die vorhandenen Fragmente Sapphos verwerteten, ist doch keine Entlehnung des einen vom andern begründet; die Gründe dazu lagen ja so nahe! Die Parallelen aber, in denen Ackermann auch äußerliche, mitunter fast wörtliche Uebereinstimmung finden will, sind nichts beweisend, da bei ganz ähnlichen Situationen selbstverständlich auch die Gedanken sich ähneln müssen. Von wörtlicher Uebereinstimmung aber finde ich wirklich, auch in den von Ackermann ausgehobenen Parallelen, keine Spur. In dieser Abweisung einer Benutzung Kleists durch Grillparzer weiß ich mich eins mit Sauer, der sich in der Einleitung zur 5. Ausgabe von Grillparzers Werken (Stuttgart Cotta 1892) I, 39 über das Verhältniß Beider kurz äußert, allerdings wieder, wie seine Vorläufer Menzel und Götzinger, in obenhin absprechender Weise.

Ich gehe nun zu einer Charakteristik der Erzeugnisse Kleists über, ohne dabei jedes einzelne Gedicht oder Prosastück berücksichtigen zu wollen.

Unter das poetisch Werthlose und Wertlose ist da zunächst zu rechnen das umfangreiche, drei Gesänge umfassende Gedicht: „Denkmal deutscher Dichter und Dichterinnen“, wovon der erste Gesang in der „Deutschen Monatschrift“ 1791 (März) p. 233 ff., Gesang 2 ebenda 1791 August 286 ff. und Gesang 3, 1791 November 231 ff., publicirt wurde. (Alle zusammen wurden 1797 mit unwesentlichen Aenderungen in die vermischten Schriften p. 155 ff. aufgenommen). Für einen Rechtfertigungsversuch der Tendenz, in der Kleist dies Gedicht verfaßte, halte ich sein „Fragment über das Andenken an große Männer“ in von Archenholz: „Neue Literatur und Völkerkunde“ 1790 II, 132

bis 140: es ist ein kurzer Mahnruf an die großen und edlen Geister der Nation, dankbarer zu sein gegen verstorbene Helden und Künstler. Unter anderem weist Kleist darin auf die unverdiente Vergessenheit hin, in welche Denker deutscher Vorzeit: Boner, Waldis, Gryphius u. A. versunken seien. Die Pflicht der Dankbarkeit also war es, welche Kleist gegenüber den deutschen Dichtern und Dichterinnen in dem genannten Gedichte erfüllen wollte: er wollte darin, wie er sich in den Anmerkungen ausdrückt (Verm. Schr. 181), „auf eine lebhaftere Art die Namen in jedes Gedächtniß zurückerufen, die Deutschland mit Vergnügen und Stolz nennt.“ Dies zeigt schon zur Genüge, daß hier kein echtes poetisches Erzeugniß zu erwarten ist. Zudem sagt Kleist ausdrücklich, daß er sich die Aufgabe gestellt, „vergnügend zu belehren“! So ist denn dies jugendliche Product im Grunde nichts als eine verificirte Literaturgeschichte. Etwas genießbarer wird das Ganze durch den halb elegischen Ton und Charakter, indem zum größten Theil die Vorstellung obwaltet, daß sich der Dichter auf einem weiten mondbeschienenen Friedhofe wandelnd denkt, wo er von Leichenstein zu Leichenstein geht und jedem tobtten Sängern einige Erinnerungen weiht. In der Vorerinnerung zum ersten Gesang (D. Monatsch. 1791 p. 233) nennt Kleist diese Dichtungsart „historisch-lyrisch“: er will ihren Charakter in einer eigenen Abhandlung behandelt haben, die aber offenbar nicht gedruckt worden ist. Diese lyrische Stimmung fehlt aber da, wo lebende Dichter gefeiert werden, und da artet das Gedicht fast in eine bloße Aufzählung aus.

Dieses Gedicht war nicht das einzige der Art von Kleists Hand: wenigstens sagt er in der Deutschen Monatschrift a. a. D.: „Das Denkmal deutscher Dichter und Dichterinnen gehört mit zur Folge einer größeren Reihe von Denkmälern.“ Vielleicht gehört dahin die poetische Uebersicht der Begebenheiten des Jahres 1790, betitelt „Denkmal des Jahres 1790“ (Verm. Schr. p. 86 ff.). Diese Erzeugnisse sind von so unpoetischem Plane eingegeben, daß von ihnen nichts zu erwarten ist. Suchen wir nun nach den hervortretenden Richtungen Kleist'schen Dichtens, so finden wir zunächst in demselben Wieland'sches Vorbild wirksam. So in einem frühen Werke, dem Epos „Die Befreyung von Malta“. Davon erschien in der Deutschen Monatschrift 1790 Febr., p. 165 ff., der erste Gesang: zwanzig waren angekündigt. Der allein erschienene erste Gesang schildert die Gesandtschaftsfahrt des provençalischen Ritters Medran, der vom Großmeister La Valette auf Beschluß des hohen Rathes an die abendländischen Höfe, besonders Philipps II. von Spanien, des Herrn von Sicilien, gehen und Hilfe gegen den drohenden Soliman erbitten soll. Auf der Fahrt nach Sicilien wird er von dem Corsaren Haskem angegriffen, es entspinnt sich ein furchterlicher Kampf, in dem schließlich Medran Sieger bleibt, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet und Haskem selber beinahe zu Tode gebracht hat. Im erbeuteten Schiffe desselben trifft er ein wonniges Mädchen, Liandra, die Tochter des Vicekönigs von Sicilien, die von den Corsaren

geraubt war: er ist entzückt bei ihrem Anblick, befreit sie, und vereint segeln sie auf Messina los zu ihrem Vater. Die üppige Schönheit der Liandra ist nach Wieland'scher Manier recht sinnlich gemalt. Wohl durch Wieland angeregt, dichtete Kleist das Epos in ottavo rime, die er äußerst wohl-  
lautend zu gestalten mußte. Das Gedicht hat große Schönheiten; zunächst weist es einige prächtige Bilder und Vergleiche auf; mächtig ergreift jenes Bild, wo vor dem entschlafenen Mädchen der leidenschaftliche junge Ritter steht, noch kämpfend den Kampf der Sinne und der Pflicht:

„So steht, gesandt vom seligen Gefilde,  
Der Schutzgeist da, zu dem die Unschuld flieht;  
Sieht knieend sie mit liebevoller Milde,  
Hört ehrfurchtsvoll ihr flammendes Gebet.“

Im Ordensrathe tritt Medran sogleich in den Vordergrund (Str. 17):

„So tritt der Hirsch mit richtigem Geweihe  
Am Abend aus dem düstern Eichenwald  
Auf's Wiesengrün, und blickt mit Stolz in's Freye,  
Und sieht zu'n Bach, der zwischen Eichen walt,  
Hier bleibt er stehn, trinkt, staunt sich zu erblicken,  
Und sieht sein eignes Bild mit schweigendem Entzücken.“

Die ganze Anlage des Gedichtes ist sehr geschickt. In kühnem Schwunge versetzt uns der Dichter an die Schwelle der Begebenheiten; er erschließt vor unseren Blicken eine Scenerie voll südländischer, glühender Farbenpracht: Dahin,

„Wo bald das Auge frey und schrankenlos  
In Fernen blickt, bald Felsen es umschließen,  
Setzt das entzückte Ohr auf Philomelen lauscht,  
Setzt den Armiro hör', der hier durch Felsen rauscht,  
Hier, wo im Hain süßduftender Citronen  
Den Wandernden ein kühler Schatten winkt,  
Im Maulbeerbaum die Seidenspinner wohnen,  
Die Weichlichkeit um ihr Gewebe bringt,  
Am Hügel dort des Bacchus Priester thronen  
Und Malvasier der frohe Grieche trinkt,“

in dies Paradies versetzt uns mit einem Schlage der Dichter: da sehen wir in unzähligen Gezelten das Heer Solimans, der Schwelgerei ergeben, ohne Lagerzucht und feste Führung. Dann das Gegenbild: auf die kahle Felseninsel Malta werden wir geführt, ein fein beabsichtigter Contrast. Der greise La Valette, der schon manche Nacht in ernstern Sorgen ob der drohenden Gefahr hingebracht, versammelt um sich den hohen Rath des Ordens. Dort eine rohe asiatische Völkerwohle, aus physischer Ueberkraft Europa zu überfluthen drohend, von keiner Manneszucht und weisen Plan eingedämmt, schwelgerisch den Genüssen des Landes ergeben; hier, auf nacktem Fels, der nicht weniger rauh als ihre Tugend ist, von ergrauter Weisheit geleitet, von Ehre und Gehorsam getragen, die muthigen Vertreter europäischer Gesittung. (Ob Kleist die Sitten des Ordens wie Schiller in seinem Fragment als gelockert hinstellen wollte und La Valette als Regenerator, hätten

erst die folgenden Gesänge ergeben.) Was Kleist zu dem Stoffe hinzog, theilt uns der Herausgeber der Zeitschrift in dem Vorwort mit. Aehnliches Interesse empfand Schiller für diese Epoche des Ordens, vgl. seine Vorrede zur Niethammer'schen Bearbeitung des Bertot (bei Voedeker IX, 393 ff.). Es ist jedenfalls zu beachten, daß Kleist und Schiller hier, wie mehrfach, denselben Stoff unabhängig von einander behandelten, und zwar hier wie im Taucher Kleist als Vorläufer. (Niethammers Geschichte des Malteserordens nach Bertot mit Schillers Vorrede erschien erst 1792/3, und da erst tauchte in Schiller der Gedanke an ein derartiges Trauerspiel auf.) Daß dies Gedicht Kleists nicht weiter fortgeführt wurde, muß man bedauern. Daß man bei seinem Erscheinen mit Spannung auf die Fortsetzung wartete, zeigt folgendes artige Compliment, das der liebenswürdige Vater Gleim im Märzheft desselben Jahrganges der Deutschen Monatschrift, p. 274, veröffentlichte:

„Ballette heißt der Held:  
Er heiße, wie er heißt!  
Am besten hieß er Kleist!  
Er hat, wir werden's sehn,  
Von unsern zweyen Kleisten  
In seiner Seele viel;  
Wenn wir erst ganz ihn sehn,  
Dann wird die Frag' entstehn:  
Von welchem wohl am meisten?“

Wielands Muster ist auch nicht zu verkennen in „Zamori oder die Philosophie der Liebe. In zehn Gesängen.“ Berlin 1793. (Der dritte Gesang ist mit einigen Abweichungen schon 1792 in der Deutschen Monatschrift, Octob. p. 149 ff., erschienen.) Menzels Urtheil darüber ist oben bereits mitgetheilt worden. Weltflüchtig ist allerdings die Stimmung dieses Gedichtes, wie sie sich noch viel stärker in der mondscheinhaften Erzählung von Kleist „Der Einsiedler“ zeigt. Aber Kleist läßt ja die Helden seines Gedichtes zu der Erkenntniß sich durchringen, daß der Mensch der Welt angehört, daß er Pflichten gegen Familie und Vaterland hat. Und dann werden so kernige Ansichten über Freiheit in religiöser und politischer Beziehung geäußert, daß der Vorwurf fast ganz fällt. Man lese, wie Midoras (Gott geschildert wird (III 31 ff.):

„Und diese Gottheit wohnt gleich gern auf jeder Flur,  
Braucht keine Priester, und braucht keine Hölle,  
Man ehrt sie doch, und naht gern ihres Tempels Schwelle;  
Despoten-Wahnsinn nur  
Kann, in der Hand das Schwert, zum Glauben Menschen zwingen wollen:  
Erchaffen einen Gott, den sie verehren sollen,  
Der, wie es Willkür will, bald schaffet, bald verkehrt.  
Nur Priesterstolz ließ prächt'ge Tempel bauen  
Und sprach: „Hier wohne Gott und sey von euch verehrt.“  
Vor solchem Gott muß den Geschöpfen grauen,  
Und nur der Heuchler kann auf sein Versprechen bauen.“

Mit ähnlichem Muthe, der jeder Schwächlichkeit bar ist, zieht Kleist noch gegen andere altersgraue Vorurtheile zu Felde. Keck ruft er IX 18 den Fürsten zu:

„Zerbrecht das Diadem, entragt der Schmeichelei,  
Und machet euch, die Welt und alle Völker frei.“

Soll aber Menzels Vorwurf das zärtliche Rosen und die öfters in sehr sinnlicher Weise sich äußernde Liebe Zamoris und Midoras treffen, so mag er in gewissem Grade gelten. Das ist Wielands Schule. Kann es aber eine sinnreichere Allegorie geben für das absolute Zueinandererschwerfen und Sichelbstleben junger Liebender, als sie hier gegeben ist in Zamoris und Midoras idyllischem Inselleben, fern von der Welt, auf einer einsamen Insel im weiten Ocean? Liebende fühlen sich ja beglückt in ihrem eigenen Reiche, fern von der Welt; erst wenn der selige Traum verronnen, dann bleibt die Pflicht, der Welt, dem Vaterlande zu leben, ihm nützliche Bürger zu erziehen: so kehren Zamori und Midora auch in ihr Heimatland Spanien zurück. Kleist hat hier Höheres geleistet als Wieland in seiner Musarion, die, sicher Kleists Anregung bildend, auch eine Philosophie der Grazien und der Liebe entwickelt; auch Faniaz, der, wie mancher, aus unglücklicher Liebe zum Cyniker zu werden im Begriff steht, wird durch die schöne und geistreiche Musarion belehrt, daß nicht das philosophische System das Glück macht, daß weder der Stoiker Kleanth noch der Pythagoräer Theophront, wenn die Probe gemacht wird, bei der Fahne bleiben. Liebe und maßvoller Lebensgenuß geben wahres Glück. Indes streift doch Wielands Küsternheit in der Schilderung zu sehr an's Extrem, und Musarion selber ist zu sehr Hetäre, Faniaz aber im Grunde nur durch ihre sinnlichen Reize zu ihrer Philosophie bekehrt, so daß wir nicht ernst mit einer wahren Belehrung rechnen können. Ein Jüngling, „der einst zu Athen beym muntern Fest, in durchgescherten Nächten dem Komus bald und bald dem Amor gleich“, der, „wenn Musarion die spröde Thür verschloß, zur Lindrung seiner Dual nach Tänzerinnen sandte“, das ist Faniaz; ob Zamori nicht höher steht. Das Lehrhafte ist in „Zamori“ so interessant verhüllt, daß man das Gedicht auch mit einigem Interesse lesen könnte, ohne zu wissen, daß alle Handlung in demselben nur Allegorie ist. Kleist wählte zur Einkleidung diejenige, die, an die zahlreichen Robinsonaden erinnernd, stets die Phantasie mächtig angeregt hat. Wie dem Robinson ein Wilder zum Freunde gegeben wird, so ist Achmeed ein Schwarzer. Dieser spielt — hier bricht das Rousseau'sche Denken und der Kosmopolitismus durch — eine überaus edle aufopfernde Rolle. Eine Anregung zu dieser Einkleidung gab wohl der siebente Gesang von Wielands Oberon, wo Hüon und Rezia auf eine öde Felseninsel verschlagen werden und lange einsam leben, bis sie endlich in dem alten weisen Einsiedler Alphonso einen Freund und Vater finden. Ganz greifbar und lebendig weiß Kleist diesen spröde scheinenden Stoff zu gestalten. Manches ist sogar recht humorvoll und drastisch; so, wie das

rohe Schiffsvolk sich lustig macht über den sonderbaren Schwärmer Zamori, der, den Platon in der Hand, tiefe Ideen wälzt. Während Zamori im Angesichte der Insel schwärmt, wie schön es sein müsse, dort sich und der Natur allein zu leben, fährt ihn der Bootsmann in rauhem Seemannston an: „Das kannst du Freund, . . . wir sind nun bald zwei Stunden herumgeirrt, und haben nichts gefunden, als Thiere, die vor unserm Anblick flohn, und Blumen und Gebüsch; für schwärmerische Kunden ist dies ein Land, hier haust kein kluger Erdensohn, und wenn es sonst dein ernstest Wunsch gewesen, hier kannst du ungestört von deinem Spleen genesen.“ (I., 17). Nicht gering zu achten ist die Naturschilderung; die Schilderung des heranziehenden Gewitters führe ich an (IV 25): „Doch hörst du nicht? mir ist, als hört' ich die brausende Fluth; — horch! — horch! wie säuselt's in den Tannennwipfeln so schauerlich; — ach sieh! wie auf den Felsengipfeln dort in der Fern' der düstre Himmel ruht, und immer schwärzer wird; wie tief die Schwalben ziehen, ha, sie verkünden Sturm!“ Feierlich schallt dabei der Hymnus: „Preis dir, Natur: dein Gesetz ist die Liebe, deine Schöpfung will Freiheit.“ Rührenden Ausdruck finden auch die Gefühle des lange Vereinsamten, als er endlich wieder einen Mann im vaterländischen Gewande erblickt (X., 49): „Er ruft: Wo ist mein Weib? ich seh' es wieder, mein Vaterland! Auch du, Widora, auch du, Carlos! — Seht! So gehen meine Brüder, die Spanier, so sehn sie aus! so hieher, so brav, so stolz! Belebe sie doch, Hauch der Wonne! Hauch der Freude! Ja! Ich werde dich wiedersehn, mein Spanien! den Rauch der väterlichen Burg! die Frucht der Muttererde!“

Wie Wieland griff auch Kleist die Don-Quixote-Art auf. Im Jahre 1792 finden wir von seiner Hand in der Deutschen Monatschrift (Juni, p. 89 ff.) eine Lebensbeschreibung des Cervantes, anschließend an die Biographie des Franzosen Florian.

Wie Wieland durch Cervantes zu seinem Don Sylvio von Rosalva angeregt wurde, so schrieb Kleist im Anschluß an Cervantes ein „Gespräch des Ritters Don Quixote von la Mancha mit einem Reisenden und seinem Schildknappen Sancho Panza“ (Verm. Schr. 315 ff.). Hatte Wieland das Thema in der Weise bearbeitet, daß er einen durch die Lectüre von Feenmärchen und verkehrte Erziehung schließlich in solchen Hirngespinnsten ganz aufgegangenen Jüngling durch die gemeine Wirklichkeit und frivol-sinnliche Verpottung derartiger Märchen heilen ließ, so behielt Kleist in dieser kleinen Episode die bekannten Typen des Don Quixote und seines Gegenstückes Sancho Panza bei. Der verrückte Idealismus kann sich verschieden äußern: einmal, indem er die nüchterne gemeine Wirklichkeit in einen romantischen Zauber gehüllt sieht; in diesem Sinne sieht Don Quixote Kneipen für Kastele, Windmühlen für Riesen, Buhldirnen für bedrängte Jungfrauen an. Komisch wirkt aber diese Schwärmerei auch, wenn sie die Gebrechen der Wirklichkeit ganz richtig erfasst, diese aber nun aus Ursachen herleiten



und in Einklang setzen will mit der erträumten Welt. So läßt Kleist den fahrenden Ritter mit einem launigen, geistreichen Baumeister aus Sevilla zusammentreffen, der mit ihm über den verkehrten, überladenen, jeder seinen Einfachheit spottenden Geschmack im Häuserbau sich unterhält. Don Quixote ist fest davon überzeugt, daß eben die feindseligen Zauberer, die den fahrenden Ritter um seinen Thatenruhm bringen, den falschen Geschmack einführten und den Sinn für die edle Einfachheit raubten. Diese ernst-komische Mischung ist der Grundzug des kleinen Gesprächs.

Welches sind nun die Beziehungen zwischen Kleist und Schiller? Von der gleichen Wahl der Stoffe in dem Maltesergedicht und im Taucher war oben schon die Rede. Kleists Taucher ist von Gözinger und solchen, die ihm folgten, als ein ganz elendes Nachwerk abgethan worden. Daß Kleist selbst kein feines Werk zu schaffen gedachte, beweist die Nachlässigkeit in der Form bei ihm, der sonst äußerst exacte und wohlklingende Verse baut: er wollte ein Scherzgedicht liefern. Dennoch wage ich zu behaupten, daß Kleist eine ganz originale Auffassung dabei gezeigt. Die zahlreichen Fassungen, in denen die Tauchersage überliefert ist (s. Ulrich a. a. O.) gipfeln darin, daß der Taucher aus leidenschaftlicher Gier nach dem ausgeworfenen Preise den zweiten Sprung in die Tiefe wagt und dabei umkommt. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, so geartet, derselbe keine edle anziehende Persönlichkeit für ein Gedicht sei, und mit Recht Schillers feinere Gestaltung gepriesen. Dennoch lassen die Sage sowohl als auch Schiller den Taucher das Schicksal zum zweiten Male aus eigenem Antriebe versuchen, aus leidenschaftlicher Begierde, hier die Geliebte, da, rothes Gold zu gewinnen. Anders Kleist. Drängt sich nicht, wenn man die Sage von einer anderen Seite betrachtet, dem Unbefangenen die sehr natürliche Empfindung des Jornes auf über die unedle Laune des Königs, der, ohne Achtung für Menschenleben, nur seiner Neugier und Ergebung wegen den armen Mann dem Tode opfert? Dieser Auffassung hat Kleist Ausdruck gegeben: bei ihm treiben das launenhafte Gebot und die Drohungen des Königs Nikolaus in den Tod. Es war hier Gelegenheit gegeben, Fürstenlaunen mit Spott und Satire zu geißeln. Mag immerhin die Figur seines Nikolaus uns nicht sympathisch sein, da ihn zuerst Goldgier treibt, — der Taucher selbst und sein Wagniß treten hier in den Hintergrund: wir sehen das Ganze hier sich abspiegeln in dem Benehmen des Königs, des Hofes, der Schranzen und des Volkes von Messina. Kleist wählte, um seine Geißel recht lustig schwingen zu können, ganz passend ein freies Gewand für sein Gedicht: Knittelverse und Wieland'sche komische Erzählung. Strengen Kunstgesetzen folgt das Gedicht daher nicht, und nichts ist verkehrter, als, wie Gözinger that, hier Kleists und Schillers Kunst vergleichen zu wollen. Wenn Gözinger ihm zum Vorwurfe macht, er habe dem Taucher sogar „das wenige genommen, was die Sage ihm beilegt, nämlich Unerforschlichkeit und Muth“, so verkennt er wieder Kleists Absicht: Nikolaus sollte gerade gezwungen durch des Fürsten frevelhaftes Gebot zu Grunde

gehen, trotz eigenem Widerstreben, damit die Schuld allein auf den Despoten fiel. Vergebens fleht er: „Drum laßt in Gnaden mich nach Hause gehn und einen Anderen das viele Geld verdienen.“ Und nun zeigt uns der Dichter mit beißendem Spott, wie auf der einen Seite der arme Nikolaus die Galgenfrist von acht Tagen, die ihm der König bis zum zweiten Sprung gewährt hat, in Kümmerniß verlebt, trotz allen Kostbarkeiten, die ihm die königliche Tafel liefert. Während er seine Rechnung mit dem Himmel macht, zechen im Schlosse die großen Herren:

„Indeß der arme Mann so wunderweise spricht, . . .  
 So sitzt der Kaiser schon beim Mittagsmahl,  
 Erhebt mit schwerem Arm den schäumenden Pokal,  
 Und trinkt im Ernste halb, und halb im Lachen,  
 So in dem Ton, wie ein befehlter Mann  
 Des Niederen Verdienst bewundern kam,  
 Des armen Schwimmers Wohlergehen.  
 Der Hofkaplan, der kaum zu stehen,  
 Viel weniger zu sprechen mehr vermag,  
 Will Seiner Heiligkeit so recht ein Ansehen geben,  
 Und trinkt dem Kaiser zu: der jüngste Tag,  
 Wo auch die Todten wieder leben!  
 Und fällt, indem er's jagt, dem Todten gleich,  
 Bei seinem Stuhle trunken nieder“ z.

„Der arme Nicolaus wird währenddem vergessen,  
 Sitzt sorgenschwer bei seinem Mittagessen,  
 Denkt zitternd an sein nasses Grab.“

Dieser Contrast ist mit all seiner Satire wohl beabsichtigt. Mit gleich berechtigtem Spott wird geschildert, wie die Fama von dem großen zu erwartenden Schauspielen das ganze Stadtvolk in Aufruhr setzt, wie die Hoffchranzen in Aufregung gerathen, wie Wecken und Elegants und ihre Damen großes Vergnügen an dem Schauspielen finden, — stets der gleiche Contrast; hier Scherz und Kurzweil, dort ein Menschenleben in Gefahr. Wie fein ist der Ton der großen Welt dem armen Schlußer gegenüber getroffen, wenn der Kaiser ihn nach jenem ersten glücklich bestandenen Sprunge herablassend empfängt: „Du bist ein braver Kerl, und es ist ewig Schade, daß nicht ein Schwert an Deiner Seite hängt!“ Das gemeine Volk empfindet zuletzt weit edlere Regungen als der Despot; es murrte, und Aufruhr droht. Nikolaus ist verloren. Da heuchelt der Fürst Betrübniß, betrauert die „Nothwendigkeit, daß oft der Einzelne dem Allgemeinen stirbt.“ Gehorsam wirbt ihm seiner Trabanten Schwert, und er schwimmt ganz vergnügt „in seinem prächt'gen Nachen Messina's Strande wieder zu, indeß Held Nikolaus in guter Ruh' bei seinem goldnen Becher modert und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.“ Unglücklich war nur die Idee, den großen Kaiser Friedrich II. an diese Stelle zu setzen, der nun meist als erbärmlicher Despot erscheint, während an ein paar Stellen die historische große Auffassung desselben hervortritt. Götzinger tadelt mit Recht diese Unachtsamkeit Kleists, solche

Zwitterstellung nicht zu bemerken. Sonst aber ist, wie gezeigt, die Auffassung ganz original, und das Ganze kann neben vielen Scherzgedichten der Art passiren.

Zweimal treffen wir den jungen Kleist in einer Polemik gegen Schiller. Einmal veröffentlichte er 1789 August, p. 113 ff., im Deutschen Merkur „Das Lob des einzigen Gottes, ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands im Deutschen Merkur, März 1788, p. 250“, indem er, wie bekanntlich mancher andere, die Bedeutung des Schillerschen Gedichtes nicht verstand. Wieland deutet in seinem Nachwort dazu auf dieses Mißverständnis hin.

Sodann aber scheint er in einem Gedichte „An die Freundschaft“ (in der Deutsch. Monatschr., Dec. 1790, p. 329 ff.) gegen Schiller zu polemisiren. Schiller sang mit jugendlicher Ekstase das Evangelium der Sympathie; in dem Gedichte „Die Freundschaft“ (1781) war ihm die Freundschaftsharmonie ein Bild des Weltenystems, und in dem Liede „An die Freude“ (1785) diese ein alle Menschen, ja alle Wesen magisch umschlingendes Band. So sang auch Kleist die Macht der Freundschaft. Ganz ähnlich wie Schiller und in Anlehnung an diesen ruft Kleist die Freundschaft — Freude und Freundschaft sind in Schillers Auffassung Geschwister — auf ihrem Throne an:

„Hoher Einklang seliger Gerüche,  
Heil'ge Tröstung harter Tyrannen,  
Süße Labung in der Leiden Schwüle,  
Sanfte Flamme in des Alters Kühle,  
Holbe Tochter edler Schwärmerei;  
Freundschaft, komm von Deinem Götterthron“ zc.

Doch während Schiller alle Wesen gleichsam im Taumel heiliger Gefühle der Harmonie einander in die Arme sinken läßt, während er singt: „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“ dämpft Kleist die Begeisterung und hört die Stimme der Göttin, wie sie den liebeglühenden Jüngling warnt vor Schmeichlern und verstellten Freunden. Im Gegensatz zu Schiller heißt es:

„Einen nur von Millionen Wesen,  
Tausendfach von dem Geschick zerstreut,  
Einen nur von Millionen Wesen  
Hat die Schöpfung Dir zum Freund erlesen,  
Der sich Dir mit heil'ger Wollust weihet.  
Nur mit ihm kann Deine Seele fühlen“ zc.

Wie dann dieses Gefühl der Sympathie in Schillers Liede die edelsten Vorzüge in die Herzen legt, so gelobt auch Kleist, wenn die Göttin ihm den würdigen Freund gewiesen, mit ihm nach der Weisheit Lehren zu handeln, „bis die Stunde der Verklärung naht.“

Unabweisbar scheint mir die Beziehung zu Schiller in dem Gedichte „Das Glück der Ehe“ (Berlin 1796).

Kleist entwickelt hier in Str. 21—25 die Auffassung, daß sich der erste Begriff des Eigenthums und der daraus folgenden Gesetze aus der ehelichen

Verbindung herleite. Schiller hat im „eleusischen Fest“ den Ackerbau als Anfang aller Cultur hingestellt. Wüßte man nicht, daß Schiller das „Bürgerlied“ erst 1793 gedichtet, so würde man die Strophen 22 und 23 bei Kleist für Nachahmung Schillers halten; das Umgekehrte, Anlehnung Schillers zu behaupten, scheint gewagt, aber unabweislich:

Kleist:

„Hymen rief aus finstern Höhlen  
Thierischer Verborgenheit  
Sanfte tugendhafte Seelen,  
Und erschuf die Menschlichkeit;  
Gab dem dümm'rnden Gedanken  
Einer selbst geschaffnen Pflicht  
Marheit — und die Schleier sanken,  
Des Gesetzes heil'ge Schranken  
Fesselten den Bösewicht.  
Da verließ der nackte Wilde  
Seines Raubes blutige Spur,  
Suchte lachende Gefilde  
Und benutzte die Natur;  
Auf den Hügel pflanz' er Aeben,  
Sä'te Weizengold in's Thal,  
Lernte sich Gewande weben,  
Hütten bauen, friedlich leben,  
Mäßig seyn beim Freudenmahl.“

Schiller:

„Scheu in des Gebirges Klüften  
Barg der Troglodyte sich;“ —  
„Und die rohen Seelen zerfließen  
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.“ —

„Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen  
Schritt der Jäger durch das Land.“ —  
„Und mit grünen Palmten schmückte  
Sich der Boden asobald,  
Und soweit das Auge blicket  
Wogt es wie ein goldner Wald.“ —  
„ . . in friedliche, feste Hütten  
Wandelte das bewegliche Zelt.“ —  
„Schwelgend bei dem Siegesmahle  
Findet er die rohe Schaar.“

Selbst das Metrum und die Reime stimmen überein, nur daß bei Kleist der Reim c 3-mal wiederkehrt, indem vor dem 8. noch je ein Vers eingeschoben ist. Da nun Schiller Kleisten, wenn nicht durch etwas anderes, so doch gewiß durch dessen Polemik gegen seine „Götter Griechenlands — diese und das „Gegenstück“ erschienen beide im „Deutschen Merkur“! — kennen und beachten gelernt haben wird, so erscheint die Verwandtschaft mit Kleist hier erklärlich. Dies Kleist'sche Gedicht nun ist in einer Recension der Allgem. Lit. Zeitg., 1799, Bd. 2. Num. 115, S. 95f. abfällig beurtheilt worden. Recensent wirft dem Gedichte, dem er im übrigen hohe Formvollendung zuerkennt, inhaltliche Leerheit und durchgehende Abhängigkeit von Bürgers hohem Liede vor. Was die „Leerheit“ betrifft, so wies ich diesen Vorwurf am besten durch eine Darlegung des Gedankengangs des an manchen Stellen nicht ganz leicht verständlichen Gedichts zurück; doch würde das zu sehr in's Detail führen. Wer das Gedicht aufmerksam liest, wird finden, daß in ganz greifbarer Entwicklung die Segnungen der Ehe für den Einzelnen wie für die Gesamtheit poetischen Ausdruck erhalten. Von einer durchgängigen Anlehnung an Bürgers „hohes Lied“ aber kann gar nicht die Rede sein, da der Gedankengang nicht die entfernteste Uebereinstimmung zeigt und Bürgers Gedicht ganz persönlich, Kleists aber allgemein philosophisch gehalten ist. Nur die zwei ersten Strophen Kleists sind stark von Bürger abhängig:

Bürger:

„Sei willkommen Fackelschwinger!  
Sei begrüßt im Freudenchor,  
Schuldverföhner, Grambezwinger!  
Sei gesegnet Wiederbringer  
Aller Guld, die ich verlor! —

Erdenböchter, unbefungen,  
Hoher Faunen Spiel und Scherz,  
Seht, mit solchen Huldbigungen  
Lohnt die theuren Opferungen  
Des gerechten Sängers Herz!“

Kleist:

„Hymen, heil'ger Fackelschwinger,  
Goldgelockter Göttersohn,  
Seelenlenker, Freudebringer,  
Schenk uns Deinen Segenslohn!

Faune mögen seine Feste,  
Seines Tempels Schwelle fliehn,  
Und im Schatten dichter Nester  
Für Kotto's Töchter glühn.“

Als eifrigen Schüler Schillers zeigt sich Kleist in dem Drama Graf Peter der Däne“ (Berlin 1791). Im Jahre 1781 erschienen Schillers Räuber, 1787 Don Carlos, 1789 brach die französische Revolution los. An den beiden Schiller'schen Dramen hat Kleist seine Vorbilder gehabt; und die Revolution des Volkes lauert in seinem Stücke im Hintergrund. Der Stoff ist aus der mittelalterlichen Geschichte Polens entlehnt. Wahrscheinlich hat Kleist aus von Solignacs „Allgemeiner Geschichte von Polen“ (Halle 1763) I., 191 ff. geschöpft; das Meiste findet man auch vor in L. Giesebrecht, „Wendische Geschichten“ (Berlin, 1843) III., 13 ff. Die Idee des Stückes ist die: „Ein edler Berather der Krone, der gegen Despotie und Fürstenlaunen ankämpft, der Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, der Liebling des Volks, der Schrecken der Höflinge und sich krümmenden Streber, wird von Intriganten gestürzt und vernichtet. Auf Mängel und Vorzüge des Stückes gehe ich nur ganz kurz ein. Die Mängel sind insofern entschuldbar, als Kleist, wie er es nennt, nur ein dramatisches „Gemälde“ geben und dieses nicht für die Bühne bestimmen wollte. Die Einheit der Handlung ist durch eine nicht recht motivirte Parallelhandlung gestört, indem dem Grafen Peter ein Bruder gegeben ist, ein Einsiedler, der, schon als Säugling dem Kloster übergeben, selbst seine Blutsverwandtschaft nicht ahnend, Peters Sehnsucht erregt, die dann kurz vor des Grafen Tode durch die Erkennung gestillt wird. Der Ortswechsel ist ein sehr häufiger, und Scenen, die eng zusammengehören, werden aus einander gerissen: so im 1. Acte die Vorgänge in der Einsiedelei. Ein wichtiger Vorgang wird durch Erzählung gegeben, statt durch lebendiges Spiel: das Bekenntniß der Herzogin. Ein großer Mangel ist auch, daß ein und dasselbe Motiv vier Mal, ehe die Ausführung erfolgt, erwogen und mitgetheilt wird: vier Mal hören wir den Plan, wie Graf Peter stumm gemacht werden soll (p. 120; p. 127; p. 135 und noch einmal). Die Masse der Sentenzen lenkt zu oft vom Kern der Handlung ab; man merkt hier Schillers Schule; vgl. „Das Maß der Sünde ist die Zeit der Ruhe“ (p. 136); „Kühnheit ist der Geist des Edelmuths, hat starke Adlerschwinger, mit denen er zur Sonne Majestät aufsteigt“ (p. 21); „nur Mangel zeigt des Ueberflusses Werth“ (p. 45); „der stärkste Feind der Liebe ist Genuß“ (p. 158) u. A.

Ist auch das Stück als Ganzes nicht zu retten, so zeigt es doch Vorzüge. Unaufhaltjam drängt Alles auf den einen Punkt hin: Vernichtung des Grafen Peter. Eine glückliche Situation fand Kleist damit, daß er den Herzog aus dem lauten Gewühl des Hofes in die stille Einsiedelei führte, damit er sich einmal an seine ganze Menschheit erinnere: dieselbe Idee, die Kleist in seiner Erzählung „Der Einsiedler“ (Berm. Schr. p. 270) so ausdrückte: „Könnten doch Fürsten die einsamen Stunden denkender Männer belauschen, es würde sich dann ihr Stolz in Bescheidenheit, ihre Politik in Menschenliebe, ihr Schwert in eine Friedenspalme verwandeln.“ — Hatte Schiller in Posa einen Edeln gezeigt, der Männerstolz vor Königsthronen nicht verleugnet, so stellt Kleist uns zwei Fürsten, einen von seinem hohem Berufe durchdrungenen und einen Schwächling, gegenüber; „Mensch gegen Mensch, entblößt von Purpur“ (p. 256). Diese Scene verdient Beachtung. Kleists Muster war einmal Schiller. Wie Franz Moor seine Hindernisse aus dem Wege räumt, nicht durch Mord, wie er dasselbe Resultat auf einem noch abscheulicheren Wege sucht, indem er seinen Vater „nicht gern getödtet, aber abgelebt“ (II, 1), sehen und den Mord „nicht gern selbst gethan haben will, um der Leute willen“ (II, 1), so überläßt auch Dobeis (p. 220) es „dummen Tröpfen“, sich durch „ehrliehen“ Mord zu rächen: „Der klüg're Mann muß bessere Mittel kennen“ (p. 220). Hier wie dort soll ein edler Greis lebendig begraben werden; der Rabenthurm wird beide Mal zum Grabe des Edeln gewählt. Wo nie des Wandrers Fuß hintritt, in graufiger Einsamkeit, „dort steht ein Thurm — im Schatten alter Eichen, romantisch schön, — der Eulen stille Wohnstatt“, verkündet mit fürchterlicher Ironie Dobeis dem Herzog (p. 224). Auch in seinem Charakter zeigt Dobeis große Verwandtschaft mit Franz Moor. Zwar ein so vollkommener Teufel wie jener ist Dobeis nicht. Die Schlechtigkeit eines Franz Moor als Resultat einer Entwicklung sich zu denken, wird schwer; er scheint uns prädestinirt für sein Wesen, und die Natur hat ihm schon vorweg auch in seinem Aeußern den Steckbrief mit auf den Weg gegeben. Anders Dobeis. Er muß sympathische Züge besitzen, durch die er ein Weiberherz bethören kann, er muß einst besser gewesen sein, denn er hat einen Freund, der von einer dämonischen Gewalt an ihn gebannt ist und der noch den sterbenden Frevler gerührt in seine Arme schließt. Aus dieses Murawitsch Munde hören wir (p. 5), daß Dobeis einst in seinen Jugendjahren stark genug war, „der Leidenschaft Gesetze zu verlachen“: greifbare Motive treiben ihn, Verbrecher zu werden. Verschmähte Liebe und unersättliche Ehrsucht sind die Hebel seines Thuns. Im Verfolg seiner Pläne erst entwickelt er sich zu einem zweiten Franz Moor. Sind diesem Gewissen und Ehrbarkeit „Anstalten, die Narren in Respect und den Böbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gescheidten es desto bequemer haben“ (I, 1), so erscheint es auch Dobeis als ein Glück, „daß es noch Menschen giebt, die an der Treue hohe Pflichten glauben: — denn ohne sie erlahmte selbst die List“ (p. 10, 11). Wie bei jenem spitzfindige

Abstractionen die Regungen des Herzens besiegen, so bezwingt auch Dobeis mit ähnlicher Verbrecherphilosophie das fühlende Herz. Er schreckt schließlich selbst vor dem Morde nicht zurück, indem er erwägt (p. 309): „Ha! der Gedanke giebt dem Vorjaß Kraft! Kann eine Sommernacht, in Schwelgerey am Busen holder Mädchen süß verprakt, nicht tausend ähnliche Geschöpfe bilden? Kann also nicht ein Abend einz vernichten?“ Vgl. Räuber IV, 2. — Fürst Jara tritt mit der Offenheit Pofas vor den Herzog, und wenn er auch den Purpur hat, der ihn schützt, während jener bloß im Gefühle seiner Menschenwürde zum Anwalt der Wahrheit wird, so wirkt doch gerade eine so seltene Erscheinung wie die eines gekrönten Freidenters erhebend. — Aber auch an Shafespeare hat sich Kleiß angelehnt. Eine andere Lady Macbeth tritt uns in der Herzogin entgegen. Das Verbrechen, doppelt schrecklich, wenn in eines Weibes Busen entworfen, erhält hier in der Herzogin dieselbe Förderung wie bei Shafespeare durch jene; wie in jenem sinnreichen Armythus die Mannheit der ersten Sünde um so eher verfällt, als das schwache Weib ihr Vermittler ist, so verfällt hier der Weiberknecht Bogislav der List Christines; „dann seid ein Weib, und Guer ist der Sieg“ (p. 17), rief ihr Dobeis zu; durch ihr täuschendes Unschuldspiel triumphirt sie; nur dunkel ahnt er die Gefahr: „Ich will mich einem Weibe anvertrauen! Dem ersten Menschen raubt' es leider die Unsterblichkeit; ach! mir vielleicht auf immer die Ruhe meines Lebens!“ ruft er, aber er folgt ihr. Lady Macbeth treibt die Liebe zu ihres Mannes Größe; Christines Verbrechen ist schlimmer: Ehebruch und Complot mit dem zukünftigen Mörder ihres Gatten lasten auf ihr; von den Furien ihres Gewissens gepeinigt, nicht wagend, einander anzusehen, so sehen wir Macbeth und sein Weib nach der That; so sehen wir hier die Herzogin unruhig mit dem Lichte in der Hand um die Mitternacht im Schlosse umherirren, kurz bevor die That geschehen soll, und den Herzog, wie er ängstlich zu diesem Weibe hinirrt, die Einsamkeit scheuend; aber das Weib rafft seine Kräfte zusammen und spottet seiner Schwachheit. In Lady Macbeth ist noch nicht alle Weiblichkeit erstorben: sie bricht zusammen nach der That. Die Herzogin giebt auch da ihr Spiel nicht auf. Sie leugnet mit arger Verstellung, bis andere Factoren sie zum Geständniß zwingen. — Wie Shafespeares Mörder ihre Lohngeber öfters beschämen, indem sich ihnen kurz vor der That doch noch eine Art Mitleid mit ihren Opfern aufdrängt, so empfinden auch hier die Räuber Rutowsky und Blatschinsky ein menschliches Mühren; sonst gefühllos, können sie zwar von sich sagen: „Morden ist der Zeitvertreib von unseren Abendstunden“ (p. 177), wie Schillers Räuber singen: „Stehlen, morden, huren, balgen, Heißt bei uns nur die Zeit zerstreun“; doch vor des geliebten Grafen Vernichtung beben sie einen Augenblick zurück; und nur der klingende Lohn gewinnt es über sie. — Wie Hamlet erörtert der alte Siedler in ergreifendem Monologe die ewigen Fragen des Zweiflers; es ist keine verächtliche Nachahmung: der alte Weise, wie er den Spaten ansetzt zu seinem eigenen Grabe; er, der ein Menschenleben darauf

verwandt hat, schwere Schuld zu büßen, erweckt mit seinen Grübeleien nicht den Schein eines Tiradendreschers.

Kleist verfolgte im Drama mit Eifer Schillers und Goethes Entwicklung. Wir haben außer dem Schäferspiel „Der bestrafte Raub“ (Berm. Schr. 239 ff.) nur noch ein Drama von ihm: „Sappho“, das er bescheiden ein „dramatisches Gedicht“ nennt. Dies, verglichen mit dem vielbewegten, eckigen, ungebundenen Stück „Graf Peter“, zeigt uns eine völlige Wandlung in Kleists Kunstauffassung. Wie Goethe sich von allen rohen Auswüchsen losmachte und in der Iphigenie zuerst mit vollem Bewußtsein dem Ideale griechischer Schönheit nachging, so ist es auch Kleisten, wie man vor allem aus dem Stücke selbst, dann aber auch aus der angehängten Abhandlung „Ueber dramatische Dichtkunst“ ersieht, zur vollen Klarheit geworden, daß Wahrheit am künstlerischsten dargestellt werde im Gewande einfacher, maßvoller Schönheit. Daher gestaltete er in der Sappho die Handlung klar und einfach verlaufend. Daher ereifert er sich a. a. O. auch für das metrisch gefaßte Drama. Das Drama „Sappho“ athmet den Geist maßvoller Schönheit in Stoff und Form. Der Dialog zeigt nicht mehr die Weitichweifigkeit und Ueberladung mit Sentenzen, wie in Kleists erstem Stück; ja an einigen Stellen wirkt der Dichter durch schlagende Kürze Großes. In nur acht Versen des ersten Actes vollzieht sich die Auseinandersetzung zwischen Phaon, Alcaeus und Sappho. Phaon trifft, als er Sappho besucht, auf die beiden; er stutzt, da er Alcaeus sieht: „Alcaeus hier?“ Die arglistige Damophile nährt die keimende Eifersucht: „Er hat beyhm Frühstück heut mit weisem Scherz uns Weiber unterhalten; wir sind ihm alle dankbar.“ Und nun noch ein Schlag in's Gesicht durch Alcaeus: „Und da jetzt ein weiser Scherz wohl überflüssig wird, so will ich mich entfernen, um den Späß von diesem Flötenspieler nicht zu stören.“ Phaons Verdruß bricht sofort hervor, und es wird Damophile leicht, ihn zu gewinnen.

Mit wie einfachen Mitteln erreicht Kleist Großes! Im Anfang des zweiten Aufzuges sehen wir Sappho in schwermüthigem Gespräche mit ihrer jungen Schülerin Zibno. Diese kennt noch nicht die verheerende Macht unglücklicher Liebe; sie schwelgt noch ungetheilt im Entzücken für ihre Kunst, zu dichten und zu singen. Wir thun hier einen Blick in das schöne Kunstleben, das zu Sapphos Zeit unter Lesbos' heiterm Himmel sich entfaltete; Zibno ist eine von jenen schönen Jungfrauen, die die Meisterin um sich versammelte, um mit ihnen einen Cult der Dichtkunst und Musik aufzurichten. Sie schwärmt mit treuer Hingabe in ihrem Glauben an Orpheus' Zaubermacht, die Lesbos besonders begnadet und ihm den Terpander, Arion und vor allem Sappho, überall gefeiert als Griechenlands zehnte Muse, erweckt habe. In ihrem Spiegel sehen wir Sappho als die große Dichterin glänzend zurückgestrahlt; Grillparzer brauchte weit pomphastere Mittel, um Sappho in ihrem Ruhmesglanze darzustellen: den Sieg zu Olympia und den Triumphzug der zurückkehrenden gekrönten Dichterin.



Wenn ein Mensch, der durch geistige Größe auf die höchste Stufe der Menschheit gestellt ist, in einem seiner Liebe unwürdigen Gegenstande sein Ideal erblickt und dieser Täuschung, um nicht den Glauben an dies Ideal sich entreißen zu lassen, allen Stolz, alle Hoheit, selbst das Leben opfert, so ist das ein tragisches Sujet. Diese Idee zog Kleist in der „Sappho“ an. Zu charakterisiren galt es also Sappho als große Idealistin. Aus weiblicher Schwachheit liebt sie den schönen, aber unbeständigen Phaon; ihm steht gegenüber als würdigerer Liebhaber Alcaeus, ein echter Mann und ein großer Geist, ersteres in seinen Kriegsthaten, letzteres in seinen Dichtwerken. Von höherer Liebe als Phaon geführt, wirbt er um Sappho: er huldigt ihrer Muse und ihrem Gemüth nicht weniger als ihrer Schönheit. Aber er ist schon nicht mehr Jüngling: seine kühlere Weisheit entzückt das liebe-dürstende, warme Herz Sapphos nicht. Phaon, schön wie Apollo, hat sie hingerissen: ein Jüngling, der, außer seiner Schönheit, nichts weiter an Charakter besitzt, als unbegrenzte Eitelkeit. Er will von Blume zu Blume fliegen, siegen über jedes weibliche Herz, um es dann zu verlassen. Vor so unwürdiger Leidenschaft sollte Sappho ihre hohe Stellung bewahren; aber gerade ihre Dichterseele ist es, die einer glühenden Empfänglichkeit für äußere Schönheit erliegt. Zwar reine Sinnlichkeit kettet sie nicht an Phaon; nein, ihr Idealismus tritt zu ihrem Verderben in den Dienst der sinnlichen Empfindung. Das Schöne erscheint ihrer Künstlerseele zu leicht auch als das Gute. Sie gesteht selbst (p. 64): „Es ist süß, beim Anblick einer reizenden Gestalt den Wohnsitz einer schönen Seele sich zu denken.“ Sie verleiht daher dem schönen Phaon in Gedanken göttliche Tugenden, die er nicht hat. Dazu stimmt es, wenn in echt griechischem Geiste Zidno den Phaon gemahnt, so gut zu sein, wie er schön sei, zu sein ein *καλὸς κάγαθος* (p. 105): „nur bei der Schönheit reißt die Güte“, und: „Sieh! das Beste ist im Reich des Unbeseelten auch das Schönste; nur die allein, so schön von der Natur geschaffen, willst dein mütterliches Recht verleugnen?“ Dazu lag zu Grunde das Sappho-Fragment Nr. 32 bei Hiller, Anthologia Lyrica:

„ὁ μὲν γὰρ καλὸς ἕσσον ἰδὲν πέλεται (μόνον)  
ὁ δὲ κάγαθος ἀτίκα καὶ καλὸς ἕσσεται.“

Um noch einmal auf behauptete Entlehnungen Grillparzers aus Kleist zurückzukommen, so liegt zu deren Annahme gar kein Grund vor. Ja, aber Beide haben doch Sappho unhistorisch auf Lesbos sterben lassen, statt auf dem leukadischen Eiland? Das beweist nichts: Sappho war einmal die große Lesbierin, und so mußte das Stück auf Lesbos spielen; wie komisch würde es sich aber ausnehmen, wenn ein Dichter durchgängig das Stück auf Lesbos spielen und nur zum Schluß die Heldin nach Sicilien und von da nach Leukas gehen ließe, bloß damit sie da von einem Felsen sich in's Meer stürzen könnte! Die ganze Grundauffassung beider Sapphos aber ist verschieden. Während in Kleists Sappho die künstlerische Idealität

sich in den Dienst der sinnlichen Empfindung stellt und zu ihrem Verderben den *καλός* mit den sittlichen Schönheiten des *γαρός* ausmalt, kann Grillparzers Sappho nur eins ganz sein, entweder warm fühlendes Weib oder unnahbare Gottheit. Kleists Sappho erhebt den Menschen Phaon zu ihrer Höhe empor, Grillparzers Sappho macht den Versuch, von ihrer Höhe in die Thäler menschlichen Glückes hinabzusteigen. Diese scheitert, indem der Erdensohn Phaon, vor dem verzehrenden Feuer ihres überirdischen Glanzes wie Semele vor Jupiters wahrer Gestalt fliehend, ihr ein weniger göttliches Wesen vorzieht, jene, weil sie Phaons Bild sich mit den Farben eines Gottes ausgemalt hat und sich dann betrogen sieht. Daher konnte auch Grillparzers Phaon sittlich gut sein, während er bei Kleist der Geschichte entsprechend ein leichtfertiger Treuloser ist. Beide Sapphos bewähren sich stärker als das Schicksal, Kleists Sappho, indem sie, nachdem ihr leiblich Auge die Täuschung gesehen, mit der ganzen Verzweiflung der Idealistin an dem Ideale festhält und, da sie auf Erden dies Ideal zerstört sieht, in den freiwilligen Tod die Ueberzeugung mitnimmt: „Gewiß vereint der Tod die Seelen, die das Schicksal hier getrennt“, Grillparzers Sappho, indem sie, um nicht hier zum leidenschaftlichen, rachsüchtigen Weibe herabzusinken, in den Tod geht. Daß Grillparzer in seiner Sappho eine Gestalt geschaffen, die unserm Gefühl von weiblicher Höhe näher steht als die Sappho Kleists, bedarf der Hervorhebung nicht; bei Grillparzer stürzt Phaon der Sappho zu Olympia zu Füßen, bei Kleist wirft sich ihm Sappho, weiblichen Stolzes vergessend, in die Arme. Wir fragen mit Damophile: „Wie aber war es einer Sappho möglich, sich so ganz dem ersten Eindruck körperlicher Reize, so ganz und ohne Prüfung hinzugeben?“ Wo blieb da das Weib!

Ich bespreche nun noch einige der besten Gedichte Kleists. Eine glänzendere Widerlegung des Vorwurfs der „Süßlichkeit und Schwächlichkeit“, als sie Kleists Hymnus „Friedrich Wilhelms Heldenruhm“ (Deutsche Monatschrift, May 1790, p. 57 ff.) liefert, giebt es nicht. Der colossale Sturm der Begeisterung, der in Schubarts Hymnus auf Friedrich den Großen tobt, stürmt auch in diesem Hymnus auf den großen Kurfürsten, der, wie die Vorrede zum Maihefte der Deutschen Monatschrift 1790 zeigt, bei Gelegenheit der Feier des hundertsten Todestages Friedrich Wilhelms, also zwei Jahre nach dem Erscheinen von Schubarts Hymnus, gedichtet wurde. Hier gesellte sich zu Kleists Anlagen noch der glühende preussische Patriotismus, der in Halberstadt ja überhaupt feste Wurzeln geschlagen hatte, und so entstand ein Gedicht, das ich für werth halte, der Vergessenheit entrisßen zu werden.

Hier strömt Alles vom Herzen, nichts ist conventionell, außer daß etwa die Preußen noch nach Vardenmanier als „Brennen“ erscheinen. Packend stellt Kleist vor unser Auge die grauenvolle Verwüstung, welche der dreißigjährige Krieg in Brandenburg angerichtet: „Steinhausen, noch dampfend

vom donnernden Einsturz, Aschengebirge, von nackten Menschen umringt, die schluchzend: Rettung! Rettung! jammerten, waren der glücklichen Städte Schauerdenkmal! Ueberndes Flammengeknatter entriß dem weinenden Säugling die Mutter, dem zitternden Greise sein Obdach! u. s. w. (vgl. Schubart: „Der Rauch von Friedrichs festen Städten wirbelte mit dem Jammergeächz' der Säuglinge, der Greise, der Schwangern und Kranken gen Himmel.“) Das Bild, das von Friedrich dem Großen in Gleims Grenadierliedern begegnet, wie er in der Stille der Nacht nach gekämpfter Schlacht noch sinnt und sorgt, dasselbe zeigt hier den großen Kurfürsten in der Nacht eines der drei Schlachttag von Warschau:

„Ihn sah im Schlachttal, mit Leichen besät,  
Blutig die Wange, der Mond!  
Und in der graulichen Stille der Nacht  
Hallte fürchterlich der Sterbenden Geächz  
Dem Ohre des fühlenden Fürsten,  
Und das Gelispel geschiedener Seelen  
Hauchte den hohen Gedanken ihm ein:  
Zu wiegen in der Wage des Rechts  
Menschenwerth und Fürstenpflicht!“

Ohne Zweifel regte Schubart Kleisten an. Im Einzelnen verweise ich auf folgende Uebereinstimmungen: Wie Schubarts Held „Friedrich Wodan“ ist, so hier der große Kurfürst „Preußens Wodan“.

Ist jener der „wolkenjammelnde Zeus“, der „Blitze schüttelt“, so erhebt auch dieser „die blizschleudernde Rechte“. Stark abhängig ist Kleist in der Schilderung der Friedensregierung, vgl.:

Schubart: „Groß und glücklich zu machen sein Volk,  
War Friedrichs erhabner Gedanke.  
In des Landes Wunde träufelt der Balsam,  
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.  
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.  
Die Musen sonnten sich wieder in  
Friedrichs Strahl.“

Kleist: „Jetzt dachte der hohe Sieger im Schlachttal  
Nach seines Landes Glück,  
Goß Balsam in seine blutenden Wunden!  
Unter seines Adlers starkem Flügel  
Fanden Galliens Flüchtlinge Schutz  
Vor des Fanatismus blutigem Schwert,  
Und der Aufklärung Fackel,  
Nur schwach erst schimmernd,  
Ward Lichtflam' unter seines Auges Strahl  
Und leuchtete Borussia's Völkern.  
Er schuf den Rauchsinn der Brennen  
Zu froher Betriebsamkeit um:  
Und die dürftige Hütte ward Ballast!“

Aber sonst ist das Gedicht original. Leicht verfällt sonst der Heldenfänger in conventionelle Töne, wo er sich selbst zu höherem Schwunge spornet: er ruft in hergebrachter Weise die Muse an; da singt Kleist:

„O könnt' ich auf Flügeln der glühendsten Phantasie  
Mich aufschwingen zu der Göttlichkeit Urquell,  
Rauben einen Strahl des himmlischen Feuers,  
Zu durchströmen den Hymnus mit ihm.“

Gekünstelt erscheint die Originalität an einer Stelle, wo er erzählt, daß Magdeburg dem Kurfürsten zufiel; das ehemalige Bisthum mußte zu dem Behufe säcularisirt werden; das drückt er unter Anspielung auf die Etymologie so aus: „Magdeburgs Jungfrau warf den Schleyer zurück, gemoben vormals aus Mönchsstrug und Pfaffenlist; erkannte das glückliche Loos, . . . und ergab sich des Helden Schutz.“ Aehnlich gekünstelt ist's, wenn im selben Gedicht der Wald bezeichnet wird als „des Wiederhalls Tannengebüsch“ im Gegensatz zur Feldflur.

Markig ist auch die „Ode an die Deutschen bey denen französischen Unruhen“, Halberstadt, den 24. October 1789 in von Archenholz „Neue Litteratur und Völkerkunde“ 1790, Strophe 5, p. 412—416. Auch Kleist glühte für Freiheit und Menschenrecht; aber die Greuel der Revolution empörten ihn: gleich nach den wilden Aufnahrszenen im October 1789, als der Pöbel Ludwig aus Versailles fort schleppte, ergriff Kleist in obiger Ode in heiliger Entrüstung das Wort. Wie ein anderer Tyrtaeus ruft er das deutsche Volk auf zum Kampfe gegen die Rajerei und zum Schutze des bedrängten Königs, auf daß nicht auf deutscher Flur dieser Wahn Fortsetzung finde. Die Ode ist im gehaltenen Tempo der asklepiadeischen Strophe gebichtet: das klingt wie ein spartanisches Embaterion:

„Gottgeheiltes Volk, Männer Teutiens,  
Nehmt das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft,  
Ueber trogende Alpen  
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!  
Schlagt an ehernen Schild, hallend im weiten Thal,  
Daß der tönende Schall schrecke die Kämpfer auf,  
Und die Häupter der Helden  
Drücke glänzender Helme Wucht.“

Strophe 3—12 weisen auf die Gewaltthaten, auf die drohende Ansteckung, auf den Ruin des großen französischen Reiches, auf den verblendeten Wahn hin:

„Freiheit! jauchzet das Volk, Freiheit! der Varden Lied;  
Keiner weiß, was er wünscht, kennet der Göttin Will;  
Denn tyrannische Fesseln  
Schmiebet thöricht ihr Wille sich!“ (Strophe 12.)

Strophen 13—24 *ὄκ ἀγαθὸν πολυκαιρανίη*.

Strophe 25 bis zum Schluß. Erneuter Kampfruf.

Trotz dieses Rufes nach Abwehr besaß Kleist volles Verständniß für die reinigende Kraft der französischen Revolution; das zeigt sein Gedicht „Auf Mirabeaus Tod“ (Deutsche Monatschrift, 1791 May). Menzel kannte wohl nur den Zamori von Kleist, wenn er mit Nachdruck seine idyllische, weichliche Stimmung als im Contraste befindlich erscheinen läßt zu der gewaltigen Größe der Zeitbegebenheiten. Aeußerte Kleist Abscheu vor den Greueln der Revolution, so begrüßte er sie doch hier als eine Erlösung von der Despotie; sein Ideal war ohne Zweifel das, was Frankreich nicht errang und Preußens Volke auch erst viel später zu Theil wurde: ein festes Regiment im Einklang mit der Vertretung des Volkes. Als den Vorkämpfer solcher Ideen besang er Mirabeau bei dessen Tode 1791. Das Gedicht war ein Wiederhall jener allgemeinen Verehrung, welche dem Grafen Mirabeau bei seinem Tode alle Parteien zollten. Es preist den großen Mann zuerst als den Tyrannenvernichter:

„Triumph! sie stirbt, die stolze Tyranny!  
Ich seh' geschmückt mit ew'gen Siegertränzen,  
O Mirabeau, dein Bild auf ihren Trümmern glänzen.“

Dann feiert der Dichter den genialen Redner, Staatsmann und weisen Gesetzgeber, der auch der Zügellosigkeit Fesseln anlegte. „Da schufst mit weiser Strenge Gesetz und Ordnung Du und bändigtest die Menge.“

\* \* \*

Dieses möge genügen, den Charakter Kleist'scher Dichtung klar zu machen. Vielleicht trägt dieser Aufsatz dazu bei, daß man gerechter als bisher über Werth oder Unwerth Kleistens zu Gerichte sitzt.





## Illyrische Alterthümer.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

**A**ppian von Alexandrien, ein Rechtsanwalt aus der Zeit des Trajan und seiner Nachfolger, auf der Höhe seiner Carrière kaiserlicher Finanzprocurator, ist am Abende seines Lebens, wahrscheinlich in seiner büchergesegneten Vaterstadt, unter die Geschichtsschreiber gegangen und ein im Ganzen recht banaler, geistloser Erzähler der verschiedenartigen Vorfälle geworden, durch welche sich im Lauf der Zeit das römische Weltreich zusammengeläppert hat. Wir gebrauchen absichtlich diese Ausdrücke, um dem schriftstellerischen Genius Appians gerecht zu werden. Er kennt nicht die treibenden Kräfte jenes großen, welthistorischen Processes; das Geheimniß der Größe Roms ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln, für ihn hat vergeblich, schon Jahrhunderte zuvor, in einem ähnlichen Werke Polybius die Forderung pragmatischer Historiographie aufgestellt. Es mißbehagte dem Aetnensischen, daß die Geschichte mit so wenig äußerer Ordnungsliebe verfuhr, daß sie nicht an einem Local säuberlich alle Geschäftsstücke erlebte, ehe sie sich einer anderen „Section“ zuwendete. Er fand es nicht correct, daß ihn die Erzähler jenes gewaltigen Aufschwunges der römischen Stadtgemeinde in den letzten Jahrhunderten vor der Gründung der Monarchie fast zu derselben Zeit an zwei Orten festhalten wollten, daß sie ihn bestenfalls in tollem Reigen um das Mittelmeer herum wirbeln ließen, um ihn jetzt nach Afrika und Spanien, dann wieder in die rauhen Alpen, in's heitere Griechenland, in das alte königliche Asien, und ehe er dort recht Athem geschöpft, wieder nach Italien zurück oder auf einen ganz neuen

Schauplatz führten. Er registrirte daher — wir müssen dieses Wort unterstreichen — die Facta, welche sich in einem Lande vollzogen, complet und ging dann erst zu einem anderen über. So band er die römische Geschichte in eine Reihe von Fascikeln zusammen, welche doch für die Nachwelt einen doppelten Werth haben. Erstlich folgt er in vielen Stücken guten, für uns verlorenen Quellen, andererseits inauguriert er gewissermaßen eine Disciplin, welche erst in unseren Tagen tiefere wissenschaftliche Begründung erhielt, nämlich die Paläoethnologie oder alte Völkerkunde. Er beschränkt sich allerdings auf den Theil derselben, welcher mit der römischen Geschichte zusammenhängt, aber in seinem Vorwort sagt er ausdrücklich, daß er die Thaten der Römer bei jedem einzelnen Volke überblicken wolle, um die Schwäche oder Ausdauer der Völker, die Tapferkeit oder das Glück der Sieger und die sonstigen Zufälle kennen zu lernen, welche dabei mitwirkten. Appian ist immerhin einer von jenen Schriftstellern des Alterthums, welche es bei aller sonstigen Einseitigkeit der Griechen und Römer, glücklich verhindert haben, daß die Paläoethnologie völlig mit der „stummen“ Prähistorie, d. h. mit der Kunde von den namenlosen alten Fundschichten, zusammenfällt. In dieser Hinsicht ist er dem Römer Plinius vergleichbar, welcher, ebenfalls in der sammelfleißigen Kaiserzeit, den ersten Versuch einer Anthropologie entwarf und im siebenten Buch seiner Naturgeschichte, übrigens ganz an der richtigen Stelle zwischen der Geographie und der Zoologie, nebst vielen brauchbaren Daten eine Unsumme von Ammenmärchen aufsticht.

Wir sprechen von Appian, weil wir von den alten Illyriern reden wollen. Appian ist der Erste und der Letzte, der im Alterthum den Illyriern und ihrer Geschichte eine zusammenhängende Darstellung gewidmet hat. „And what should I do in Illyria?“ fragt der Leser vielleicht, wie Shakespeares Viola in „Was Ihr wollt;“ aber wir antworten ihm mit dem Bruder dieser Dame:

„I pray you, let us satisfy our eyes  
With the memorials and the things of fame,  
That do renown this country.“

Er mag sich's immerhin gefallen lassen, schiffbrüchig wie jenes Geschwisterpaar an die Küsten Illyriens geworfen zu werden. Die Denkmäler und „berühmten Dinge“ derselben sind es werth. Oesterreich-Ungarn, Italien und die Türkei theilen sich heute in die Wohnsitze der alten Illyrier und damit in die Verpflichtung, Natur und Volk, Gegenwart und Vergangenheit dieses merkwürdigen Nachbargebietes der altclassischen Culturen der Wissenschaft zu erschließen oder deren Erschließung wenigstens Anderen möglich zu machen. Daß die Türken auch mit dieser Schuldigkeit im Rückstande sindt versteht sich von selbst. Oesterreich-Ungarn und Italien aber haben, sei, der Sinn für Ethnographie und Urgeschichte erwacht ist, Alles gethan, was man in dieser kurzen Zeit billig erwarten darf. Die erstgenannte Monarchie hat überdies zwei bis vor wenigen Jahren türkische Provinzen, Bosnien und

Herzegowina, auch in jener rein idealen Hinsicht dem Wesen des abendländischen Geistes eröffnet und durch vielseitige Anstalten zur Landesforschung auf das Niveau alter Culturgebiete gehoben. Ein neuer, besserer Appian fände heute außer den alten geschriebenen Scharteken und einer Menge anderer literarischer Vorarbeiten in Este und Laibach, in Wien, Triest, Agram und Sarajewo soviel der Erde entriessenen Stoff aufgesammelt, daß ihm nichts übrig bliebe, als seine anderen Völkergeschichten sämmtlich liegen zu lassen und eine ganze Lebensarbeit dem Abschnitt „Illyrica“ zu widmen.

Welch' ein Unterschied zwischen dem, was man früher unter Urgeschichte (origines, ἀρχαιολογία) verstand, und dem, was heute so heißt! Nach der Buchgelehrsamkeit des alten Alexandriners hatte das Land Illyria seinen Namen von Illyrius, einem Sohne des Kyklopen Polyphemus. Dieser menschenfressende Patriarch Siciliens zeugte mit der Nymphe Galathea drei Kinder, welche Cestus, Illyrius und Gala hießen und Stammväter der nach ihnen benannten mitteleuropäischen Völker wurden. Eine alberne Erfindung, die aber doch an das zweifellos sichere Zurückweichen barbarischer (auf Sicilien lange erhalten gebliebener) arischer Culturelemente nach Norden anknüpft. Namentlich in den wilden, aber blonden, weißhäutigen Kelten und Germanen mochte man leicht noch spät die Kinder des trotzigem Polyphem und der „milchweißen“ Galathea erkennen. Die Söhne und Enkel des „Illyrius“ führen dann natürlich die Namen der einzelnen illyrischen Stämme. Auf Genauigkeit kommt es dem Genealogen dabei nicht an. So zeugt „Autariens“ den „Pannonius“ und dieser den „Scordiscus“ und den „Triballus.“ Nun sind die Scordiscer ein keltischer und die Triballer ein thrakischer Volksstamm. Aber das sichts unseren Appian wenig an, und übrigens meint er, „diese Untersuchung bleibe den Alterthumsforschern überlassen.“ Es giebt auch wirklich heute noch Gelehrte, welche sich mit derlei Überlieferungen ernstlich befassen, z. B. der fleißige Herr d'Arbois de Jubainville in Paris, welcher lediglich nach solchen und anderen alten Schriftstellerzeugnissen ein mehrbändiges Buch über les premiers habitants de l'Europe zusammengeschrieben hat, und bei welchem man alle von den Illyriern handelnden Nachrichten classischer Autoren nachlesen kann. Dort findet man auch, daß nach einer andern, von Apollodor überlieferten Version Illyrius der Sohn des Kadmus und der Harmonia, also nicht von westlicher, halb barbarischer, sondern von vornehmer, morgenländischer Abkunft gewesen sei. Es fällt nicht schwer, auch aus dieser mythischen Überlieferung einen quasi-historischen Kern herauszuschälen. Kadmos stammt aus Aegypten oder Phönicien, kommt nach Griechenland, tödtet dort den Drachen des Ares, bevölkert aber das von ihm gegründete Theben mit den Männern, die aus der Ausfaat der Drachenzähne hervorgehen, gelangt weiter nach Illyrien, wo er wieder eine Herrschaft gründet und endlich selbst in einen Drachen verwandelt wird. Das war das Schicksal der orientalischen Cultur auf europäischem Boden.



Sie hat in Griechenland nach harten Kämpfen den Grund gelegt zu einer höchst entwicklungsfähigen, westöstlichen Mischcultur und ist weiter im Norden, zunächst bei den Illyriern, zu einer Erscheinung geworden, welche selbst erleuchtete Forscher des 19. Jahrhunderts, wie der verstorbene Hochstetter, für eine autochthone gehalten haben. Daß der Drache Kadmos in Illyrien kein echter Drache, keine Erdgeburt, sondern ein verwandelter Mensch oder Heros sei, und zwar ein solcher, der aus Vorderasien, nicht ohne bedeutungsvolle Zwischenstation, nach den Küsten der Adria gekommen, das hat die moderne prähistorische Erforschung erst nach einigen grellen Irrthümern erkannt und damit, wenn man will, die alte Sage gedeutet. Daß die Grotte, in welcher Kadmos und Harmonia als Drachenpaar einträchtig gewohnt, noch heute in Süddalmatien gezeigt wird, versteht sich von selbst. Auch an das zähe Fortleben des Schlangencultus im Nordwesten der Balkanhalbinsel, worüber die Folkloristen berichten, an die Schlangenmärchen der heutigen Albanesen und ihrer nördlichen Nachbarn, ließe sich erinnern. Nach einem serbischen Volkslied findet z. B. der Marko Kraljević in der Brust des von ihm getödteten albanesischen Straßenräubers Musa drei Herzen. Zwei derselben hörten im Tode auf zu schlagen, aus dem dritten aber erhob sich eine Schlange, die zu dem Sieger sprach: „Danke Gott, daß ich während eures Kampfes schlief; denn wäre ich wach gewesen, so lägest Du jetzt am Boden!“ Einen geschichtlichen Drachen besaß Bosnien in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Es war der Hussein Berberli Aga von Gradačac, der sich den Ehrentitel „zmaj bosanski“ (bosnischer Drache) sogar auf sein Pestschaft stechen ließ.

Aber verlassen wir dieses zweideutige Gebiet; denn es will sich für einen Archäologen nicht recht schicken, auf demselben länger, als unbedingt nöthig, zu verweilen. Der Name der Illyrier erscheint zum ersten Male im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bei Herodot. Nur der Name eines einzelnen illyrischen Stammes, derjenige der Dardaner oder Dardanier, läßt sich, leider wieder nur in sagenhaften Ueberlieferungen, noch weiter zurück verfolgen. Die illyrischen Dardanier saßen in geschichtlicher Zeit nach Strabo (um Chr. Geb.) nördlich von den Makedoniern und den Päoniern, also im heutigen Altserbien. Der Name stammt ohne Zweifel von dem noch im heutigen Albanien erhaltenen altillyrischen Worte „darda“, die Birne, der Birnbaum. Dardania ist das „Birnbaumer-Land“, und wir wissen, daß die wilde Birne einst im Norden der Balkanhalbinsel und darüber hinaus stark verbreitet war. Noch heute heißt ein Alpenausläufer zwischen Adelsberg und Wippach in Krain Birnbaumer-Wald, und im Alterthum hieß er ebenso: Odra (von ὄζυρα, altgriech. Birne) bei den Griechen, Pirus (lat. Birne) bei den Römern. Auch von dem slavischen Worte hrusa (kruša), die Birne, sind viele Ortsnamen im Norden der Balkanhalbinsel gebildet; eine kleine Ortschaft bei Čajnica im südöstlichen Bosnien heißt dagegen noch heute mit alterthümlichem Namen Dardagani (Dardanerdorf).

Wenn wir nun die Namen „Dardanos“, „Dardania“ weiter südöstlich, in Gebiete des ägäischen Meeres antreffen — auf Samothrake, woher der mythische Heros Dardanos stammt, in der troischen Landschaft, wo derselbe zur Herrschaft gelangt und seinen Namen auf Stadt und Volk überträgt, — so läßt sich daraus vielleicht der Schluß ableiten, daß in einer älteren Periode illyrisches Blut auch an den Zugängen der Propontis geherrscht habe. Dardania, die Vorläuferin Itons, lag, wie es bei Homer heißt, an den Abhängen des quellenreichen Ida; erst später zogen die „Teukrer“ in die Ebene hinab, und es mag doch erwähnt werden, daß Plato diesen Wechsel des Ortes mit einer Veränderung der Lebensweise, d. i. mit dem Uebergange von der Viehzucht zum Ackerbau, in Zusammenhang bringt. Dieser Uebergang hat in den geschichtlichen Wohnsitzen der Illyrier niemals völlig stattgefunden. Die Natur und die Geschichte des illyrischen Volkes sind ihm zu sehr im Wege gestanden. Im Jahre 1840 schilderte Ami Boué den District der Mirditen Oberalbaniens mit folgenden kräftigen Worten: „Das Bergland in diesem Gebiete ist voll Leben, während am Flusse derselben nur allzu häufig Todtenstille herrscht; Ruinen, Feigendichte und Gesträuche von wilhem Wein verrathen allein die Stelle, wo ehemals Dörfer standen. Aber,“ fügt der gründlichste Schilderer der europäischen Türkei allzu sanguinisch hinzu, „der große Schatten Skanderbegs wird bald gerächt sein und dieses tüchtige Volk die glücklichen Tage seiner Vorfahren wiedersehen.“

In keinem Falle darf uns die geographische Lage der späteren geschichtlichen Dardaner — ungefähr unter dem 42° n. Br. — davon abhalten, für ältere Perioden eine weitere südliche Ausdehnung dieses Volkszweiges anzunehmen. Die historischen Dardani machen in ihrer örtlichen Stellung ganz den Eindruck eines durch thrakische und makedonische Vordrängungen nordwärts zurückgedrängten Elementes. Umgekehrt erscheinen heute die Albanesen von Nord nach Süd, durch die Slaven, hinabgedrängt. Ueber die Schuld wollen wir nicht rechten; aber Thatsache ist, daß heute, wie in alter Zeit, da, wo die Barbarei, d. h. alterthümliche, entwicklungsunfähige Kulturzustände anfangen, die Wohnsitze der Illyrier beginnen.

Nach Herodot, dem wir hauptsächlich folgen müssen, weil seine Zeit noch die der (zu Ende gehenden) Hallstattkultur in Mitteleuropa ist, entspringt der Angros, die serbische Morava, bei den Illyriern und ergießt sich, nachdem er das Land der thrakischen Triballer durchströmt, in den Brongos, die vereinigte serbische und bulgarische Morava. Die Quellen der ersteren liegen zwischen Wisegrad in Bosnien und Novibazar an der Grenze zwischen Serbien und dem Paschalik. Eben dort und weiter südlich bis zum Scharadagh sind die Wohnsitze der geschichtlichen Dardaner, welche Herodot aber nicht nennt. Dort ist illyrisches Land, welches von den dauernden Eroberungen Philipps von Makedonien ausgeschlossen blieb. Heute hausen dort Slaven und Arnauten gemischt, und von den Einfällen der letzteren auf serbisches

Gebiet wissen die Zeitungen hin und wieder zu berichten. Nordöstlich davon, im mittleren Serbien, wo die Triballer wohnten, ist aber schon thrakisches Land, so daß die Illyrier an den Moravaquellen bereits in alter Zeit, wie noch heute, mehrseitig von fremden Stämmen eingeschlossen erscheinen.

Freier konnten sie sich, bis zu dem erobernden Auftreten der Kelten, im Norden ausbreiten. Herodot, der die oberitalischen und die Alpenkelten noch nicht kennt und uns dadurch ein Zeugniß für den Anfangstermin ihrer östlichen Ausbreitung giebt, rechnet zu den Illyriern noch die „Eneter“ (Veneter) am Nordrand der Adria. Die Wohnsitz dieses Stammes bezeichnet der jüngere Skylax genauer, wenn er ihn oberhalb der (italischen) Kelten um den Eridanos (Po) sitzen läßt. Die schätzbarsten Nachrichten über diesen Zweig giebt uns Polybius. Nach ihm unterscheiden sich die Veneter nicht nur in Sitten und Tracht von den benachbarten Kelten, sondern sie reden auch eine andere Sprache. Das Gebiet der Veneter ist archäologisch gut durchforscht, ihre merkwürdigen Schriftdenkmäler sind eingehend behandelt; wir werden darauf noch unten zurückkommen.

Die Stämme im Norden der Donau heißen bei Herodot Skythische. Von ihnen nennt er die Sinyannen, welche jenseits des Jstros und doch ganz nahe an den Grenzen der Eneter gewohnt haben sollen. Zufolge dieser Nachricht müssen wir, wenn anders Herodot vom Laufe der mittleren Donau eine halbwegs richtige Vorstellung hatte, das Gebiet der Veneter nach Nordosten hin weiter in die Gebirge Kärntens, Krains und Südsteiermarks ausdehnen, als man früher annehmen wollte. Die archäologischen Funde reden einer solchen Ausdehnung das Wort. Die Alten zogen ja bei derlei Barbarenstämmen immer nur das Küstengebiet in Betracht und fragten nicht, wieweit sie sich in das Binnenland hinein erstreckten. Sicherlich wurden die nördlichen, freien Illyrier in den letzten Jahrhunderten vor Chr. ebenso von den Kelten zurückgedrängt, durchsetzt und theilweise entnationalisirt, wie ihre südlichen Stammesbrüder von den Hellenen und den hellenisirten „pelasgischen“ Völkern, die vielleicht selbst illyrischen Ursprungs waren.

Wenn somit die wahren Volksgrenzen im Norden wie im Süden einfach nicht mehr festzustellen sind, bleibt hinsichtlich des Ostens und des Westens nur noch Folgendes zu erwähnen. Der Osten des nördlichen, compacten Theils der Balkanhalbinsel gilt im ganzen Alterthum für thrakisch. Thraker und Illyrier werden zwar von modernen Forschern für naheverwandte Zweige der arischen Völkerfamilie gehalten und auch die alten Autoren nennen gewisse Stämme manchmal thrakisch, manchmal illyrisch. Doch sind wir nicht berechtigt, hierauf einzugehen; wir müssen vielmehr den großen, plastischen Unterschied hervorheben, der zwischen dem westlichen und dem östlichen Gebiet im Norden der Balkanhalbinsel besteht und in diesen beiden Theilen, trotz einer wie immer grundverwandten Bevölkerung, verschiedene Formen des Culturlebens und der Staatenbildung hervorgerufen hat. Wir sehen diesen Unterschied noch ausgeprägt in den verschiedenen Schicksalen,

welche einerseits aus Bulgarien einen hoffnungsvollen Kleinstaat geschaffen haben, andererseits Bosnien-Herzegowina seine Rettung allein im Anschluß an die österreichisch-ungarische Monarchie finden ließen. Wir müssen dem Namen der Illyrier und den sicheren Denkmälern ihrer Verbreitung nachgehen, gleichviel welcherlei Begriff wir damit feststellen: ob einen wirklich ethnischen, einen geographischen, (was die Begriffe keltisch und kynthisch vielfach im Alterthum gewesen sind) oder gar nur — wie es für das spätere Alterthum scheinen will — einen Culturbegriff.

Im Westen, auf der Apenninhalbinsel, bildeten die Illyrier neben den italischen Stämmen und den Etruskern das dritte große alteinheimische (vielleicht von allen das älteste) Element der Bevölkerung. Sie saßen an der Ostküste Italiens unter verschiedenen, zum Theil auf der Balkanhalbinsel wiederkehrenden Namen vom Scheitel der Adria bis hinab an's jonische Meer. Wir finden Chaonen, Daunier, Peuketier, Messapier, Calabrer. Die Griechen gaben dem illyrischen Italien den Namen Japygia, die Italiker nannten es, mit demselben nur anders ausgesprochenen Namen, Apulia.

Es ist wieder das eminente Barbarenland auf dieser klassischen Halbinsel. Es sind die unwirthlichsten, von der griechischen und der phönizischen Seefahrt gemiedenen Gestade, die rauhen, hafenslosen Küsten, über welchen das „Garganum nemus“, heute ein kahles Vorgebirge, endlos rauschte, und wo nur hoch oben an den Mündungen des Padus, Spina und Gatria, den Namen nach Gründungen der Italiker, unter dem Einfluß etruskischer Macht- und Culturausbreitung erblühten. Die griechische Städtegründung fand in diesem Hirtenparadies keinen Boden für ihre kostbare Pflanze. Auch das balkanische Gegengestade ist ja von Apollonia und Dyrrhachium aufwärts an solchen Plätzen arm geblieben. Die Adria war ein illyrisches Meer (Illyricae undae nennt sie Horaz in dem schwermüthigen Gedicht vom Schatten des Archytas), wo aus den Schlupfwinkeln des dalmatischen Archipels die schnellen Seeräuberflotte der Liburner und Histrier hervorbrachen und von den öden Karsthöhen die Bora schiffzertrümmernd herunterstürzte.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß die Illyrier Italiens von der Balkanhalbinsel herübergekommen sind, wie die heutigen Albanesen Calabriens, welche nach dem Tode Standerbegs wahrscheinlich auf venetianischen Schiffen, — nur über die Zeiten und Pfade dieser Besiedlungen schwanken die Ansichten, — den Weg in die neue Heimat antraten. C. Pauli, der kürzlich den Venetern und ihren Schriftdenkmälern eine umfangreiche Untersuchung gewidmet hat, erklärt sich für drei getrennte illyrische Einwanderungen. Zuerst seien, wahrscheinlich auf dem Seewege und wohl noch vor den eigentlich italischen, d. h. umbrisch-latinischen Stämmen, illyrische Liburner, Japyger, Veneter nach Mittelitalien gekommen und dort von den Italikern frühzeitig in zersprengten Bruchtheilen an die Küste zurückgedrängt worden. Dann kamen, sicher über's Meer, etwa um das Jahr 800 v. Chr., die Japygier, Messapier, (Sallentiner), Peuketier und Daunier nach Calabrien

und Apulien, wo sie die etwas später beginnende griechische Colonisation hemmten, vielfach mit griechischen Pflanzstädten (Tarent) in Kampf geriethen und allmählicher Hellenisirung anheimfielen. Die letzte illyrische Invasion in Italien, zugleich die einzige, welche sicher auf dem Landwege erfolgte, war die der Veneter in der Poebene. Hier saßen früher die Euganeer, ein fabelhaftes Volk, wie schon der Name (mit „Eugeneis“, die Wohlgeborenen, identisch) bezeugt, dem aber früher doch vielfach die Alterthümer von Este zugeschrieben wurden. Este und Padua sind venetische Gründungen. Ihre Lage im Binnenlande lehrt, daß wir es mit keinem seefahrenden Illyrierstamme zu thun haben. Auch giebt es directe Nachrichten darüber, daß die Veneter zu Land, um den Nordrand der Adria herum, nach Italien gelangten.

Außer diesen mehr oder minder sicheren Punkten illyrischer Sesshaftigkeit giebt es eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten, mit welchen wir, im Süden für uralte, im Norden für relativ junge Zeiten zu rechnen haben. Hierher gehört die Annahme, daß illyrische Stämme als die älteren, vorhellenischen und voritalischen Vertreter der arischen Familie in Südeuropa die Urbewohner des Peloponnes und des nördlichen Italien gebildet hätten. Hierher zählen wir namentlich die Möglichkeit einer einfach undefinirbaren Ausbreitung des illyrischen Elementes nach Nord und nach West in Mitteleuropa. Mit den vorhandenen Spuren und Anzeichen, welche jüngst für die Veneter Pauli gesammelt hat, gelangen wir fast bis zur oberen Donau und bis zum Rheine, ja darüber hinaus bis an die atlantische Küste Galliens, wo es nach Cäsar seetüchtige Veneter gab. Das sind dunkle Fragen, über die wir wohl kaum jemals Gewißheit haben werden. Aber wenn es zu kühn erscheint, das illyrische Element über die sicheren Nachrichten der blindtastenden alten Geographie hinaus nach allen Seiten hin soweit sich erstrecken zu lassen, dem antworten wir mit der Frage Mommsens: „Ist es etwa keine Kühnheit, in Fragen dieser Art der Ueberlieferung zu folgen?“

Die Illyrier sind, wie schon die bisherige Uebersicht gezeigt haben wird, ein eminent vorgehichtliches oder, sagen wir lieber, ein durchaus alterthümliches Volk. Das letztere sind ihre Nachkommen, die Arnauten, bis auf den heutigen Tag geblieben: sie sind die Wilden Europas, die Schande der europäischen Wissenschaft und Staatskunst. Das sind die Leute, zu denen man gar nicht recht gelangen kann, weil eben ihre Wildheit von der Natur und der Politik so recht gegen das Wesen des abendländischen Geistes geschützt und ummauert ist. Ihre Geschichte ist natürlich eine lange; aber sie setzt sich in allen Theilen Europas, wohin Illyrier vor dem Erstarken der concurrirenden Völker gelangt sind, zusammen aus lauter Einzelbaten darüber, wie man ihnen mit höheren Culturmitteln beizukommen gesucht und gewußt hat, wie sie sich der Austilgung zu erwehren verstanden und wie sie endlich doch zusammenschmolzen und fremde Felder urbar

machten, gleich dem Schnee, der zuletzt nur an den höchsten Gipfelhängen und in den tiefsten Schluchten des Gebirges liegen bleibt. Wer ein illyrisches Culturbild zeichnen will, muß uns ein düsteres Winterbild entrollen. Illyrien ist freilich zu wiederholten Malen als reines Administrativgebilde wieder entstanden. Das römische Illyricum des ersten bis dritten nachchristlichen Jahrhunderts reicht von Carnuntum an der Donau bis Skodra an der Bojana und von der Ostküste Istriens bis Sirmium an der Save, so daß es Pannonien und Dalmatien umfaßte, Noricum, Mösien und Makedonien ausschloß. Nach der Trennung des Reiches unter Diocletian wurde der Name noch viel weiter, namentlich gegen Osten und Süden ausgedehnt. Die erste kaiserliche Abgrenzung Römisch-Illyriens hat antiquarischen Werth, obwohl sie viele keltische und keltisch-illyrische Stämme einschloß und vielleicht manches altillyrische Element in Noricum und Rätien, gleich den Venetern Italiens, ausschloß. Wir haben keinen Grund, die Pannonier für etwas ursprünglich anderes, als Illyrier, anzusehen. Das napoleonische Illyrien ist ein zusammengeschrumpftes Abbild des augustischen; es reicht von der Quelle der Drau bis zu den Bocche di Cattaro und von Triest bis Sissek. Daß der Name „Illyrisch“ aus der österreichischen Amtsstatistik noch heute nicht verschwunden ist, hat doch einen tieferen Sinn. Es beruht das auf der Schwierigkeit, die Wohnsitz eines längst verschwundenen Volkes, das es zu keiner höheren staatlichen Einheit gebracht hat, irgendwie anders zusammenfassend zu bezeichnen, nachdem sie in Folge natürlicher und geschichtlicher Umstände, auch unter der Herrschaft der slavischen Zunge, die alten Eigenschaften bewahrt und sich einem größeren Staatsganzen angegliedert haben. Es ist ebenso bezeichnend, daß das italische Illyrien schon im Alterthum den Namen nicht mehr behielt, und daß das byzantinische, später türkische, zwar den Namen nicht mehr führt, aber der Sache nach das einzige ist, welchem dieser Name von Rechtswegen gebühren würde.

Wir wollen die Schatten der Kämpfer für illyrische Freiheit nicht heraufbeschwören, nicht den Schatten der Teuta und des Demetrios von Pharos, noch den des tapfern Däsitiatenhäuptlings Bato, nicht den Heldenschatten des Skanderbeg, noch den Räuberschatten des Ali-Pascha von Janina oder den Schemen des schwächlichen Mustapha-Pascha Buschatli von Skutari. Wie viel Blut ist nicht in den Schluchten Albaniens geflossen, wie vielen türkischen Heeren sind sie ein Grab geworden, und was haben die Arnauten von ihrer wilden Tapferkeit geerntet, als die Fortsetzung der Zerissenheit, in der ihr Volk seit Alters her dahinglebt! Wie einst Epirus und Prävallitana, so stehen heute Tosken und Ohengen, Süd- und Nordalbanesen gegeneinander. War Nordalbanien einmal im Lauf der Geschichte zur Macht gelangt, so strebte Epirus danach, seine Kraft zu schwächen; und das Umgekehrte geschah, wenn in Epirus ein starker Herrscher auftrat. Durch solche Zustände cantonaler Zersplitterung mußten alle Culturvölker Europas hindurchgehen, um zur staatlichen Einigung zu gelangen; bei den Illyriern

aber sind jene Zustände das Ziel der ganzen Entwicklung geworden. Die Illyrier sind und waren Hirtenstämme mit patriarchalischer Verfassung. Das Ackerland ist Gemeinbesitz der Phare oder Sippschaft; es wird im Alterthum von kriegsgefangenen Sklaven bestellt und, was für die primitive Wirthschaft noch charakteristischer ist, alle acht Jahre neu ausgetheilt. Der illyrische Mann ist mittelhohen Wuchses oder klein, sehnig, brünett, von Charakter nach den Schilderungen seiner Gegner — und andere besitzen wir nicht — treulos und hinterlistig, räuberisch, grausam, ausschweifend, zumal der Trunksucht ergeben, und träge, aber auch tapfer und freiheitsstolz. Neuere Besucher Albaniens haben den eigenthümlich starren Blick der Skiptaren bemerkenswerth gefunden. Unter den Tosken fand Ami Boué vor Allem bei den kastanienbraunen, schwarzen oder selbst blonden Chamiden, welche das Centralgebiet Niederalbaniens von Janina bis zur Küste bewohnen, jenen falschen, halb schielenden Blick, welcher an Katzenaugen erinnert. Die Gjape (Jappger?) sind verkrüppelt und schmutzig. Aus Süd- und Mittelalbanien recrutiren sich seit langer Zeit die Verbrecher der Türkei. Dennoch ist Ami Boué geneigt, dem so allgemein ungünstigen Urtheil über den albanesischen Nationalcharakter zu widersprechen. Er nennt die Albanesen die schönste Rasse der Türkei und findet ihre physischen Eigenschaften denen der schweizerischen und tirolischen Alpenbewohner ähnlich. Dabei vereinigen sie südliche Lebhaftigkeit und Munterkeit mit hochausgebildetem Spürsinn und Geistesgegenwart. Sie sind das Volk der schlagenden Abfertigungen par excellence. Der skiptarische Nationalstolz äußert sich in den geringsten Reden, in den Gesten, in dem Leichten oder selbst theatralischen Gange. Die Fehler des Stammescharakters sind die eines jeden Naturvolkes: eigensinniges Festhalten an hergebrachten Sitten und Anschauungen, Mißtrauen, abstoßende Härte und Haß gegen stammfremde Nachbarn, Neuerer und Unterdrücker. Im Allgemeinen sind die Ghegen edler, aber auch urwüchziger als die Tosken; doch sind auch jene wie die Kinder und wissen die Mängel ihrer Erziehung nicht zu verbergen. Die reineren Sitten der Nordalbanesen mögen dem Einfluß der slavischen Nachbarschaft, die weniger empfehlenden Eigenschaften der Tosken dem griechischen Einflusse zuzuschreiben sein. Alle Albanesen sind bekanntlich ausgezeichnete Soldaten, und sie sollen auch treffliche Seeleute werden können. Mit Feuereifer schlugen sie nicht nur die Schlachten ihrer einheimischen Könige und Aufstandshäupter, sondern auch die Alexanders des Großen und des Pyrrhus von Epirus. Berühmt sind die illyrischen Soldatenkaiser Roms: Septimius Severus, Probus, Aurelianus, Maximianus, Diocletianus und Constantinus. Altillyrischen Soldatengeist athmen die Lieder, welche Lord Byron in seinen Child Harold verwoben. Da wird der Trommler gepriesen, der im Arnautenland seine Wirbel erschallen läßt. Er giebt das Signal, auf welches die Stämme alle, ob sie im Gebirge Heerden hüten oder am Strande Seeraub treiben, im Lager des Bezirks zusammenströmen, wie Rudel blut-

gieriger Wölfe. Sie begeistern sich an den Bildern alter Heldenthaten; sie gedenken des Todesjchreis der Besiegten, der brennenden Häuserzeilen, der Jungfrau, die an ihrem fliegenden Haare fortgeschleppt wird und später, im Zelt des Siegers, zur Laute ein Lied singen soll von dem Falle ihres Vaters. „Wir kennen weder Mitleid noch Furcht“, heißt es in einem dieser Lieder, und wie zur Bestätigung dieser Selbstcharakteristik erzählt Ami Voué, daß ein Suliote, der einem Fremden irgend etwas zur Unterhaltung bieten wollte, ihm lachend mittheilte, daß er bei der Vertheidigung von Missolonghi an der Seite seines Bruders eingeschlafen war, während diesen eine Bombe tödtete.

Gearbeitet wird nur soviel, als man zur nothdürftigen Ernährung braucht; es ist daher begreiflich, daß der Feldbau darnieder liegt und der Handel größtentheils in den Händen Fremder, der Griechen und Serben, sich befindet. Und dabei muß man immer bedenken, daß die Illyrier nach Allem, was wir heute wissen, das älteste Volk ariischer Rasse sind, welches sich im Süden unseres Continents schrankenlos ausgebreitet hat. Es mag sich vom gemeinariischen Mutterstamme, ob wir diesen nun im Norden oder im Osten heimlich denken, losgelöst haben, ehe dort die ersten Schritte zur intensiveren Bodennützung gemacht worden sind, und darin lag wohl einer der Hauptunterschiede, welcher es von den später sich ablösenden Gräco-Italikern trennt und diesen letzteren auf beiden Halbinseln das Uebergewicht verliehen hat.

Aber diesem frühen Verlassen des Mutterstammes, dieser Unreife der Geburt zu selbständigem Völkerdasein kann doch nicht alle Schuld an der schattenhaften, unhistorischen Art der illyrischen Nation beigemessen werden. Dieser Volkscharakter muß von der Urzeit her ein Element störriger, selbstzufriedener Absonderung in sich geschlossen haben, das die Nation als solche von ihren Brüdern und Vettern losriß, sie selbst in hunderte von Stämmen und Sippschaften spaltete und innerhalb der letzteren die harten Gesetze der Blutrache und der schonungslosen Wiedervergeltung nicht nur in's Leben gerufen, sondern bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

\* \* \*

Wenn es gelüftet, sich von einem Hauch illyrischer Vorzeit anwehen zu lassen, in schwermüthigem Sinnen über Völkerglück und Völkerleid an den Gräbern der Erstlinge unserer Rasse in Europa zu weilen, der braucht nicht nach Albanien zu gehen, wo die — man kann nicht sagen entarteten — Abkömmlinge der alten Dardanier, Autariaten, Chaonier und Taulantier flintengewehrt auf ihren Felsen herumklettern. Zu solcher Rückschau bieten sich seit dem Erwachen des Sinnes für die Prähistorie, seit der Begründung der modernen Paläoethnologie, vielmehr die gastlicheren Gefilde Unter- und Oberitaliens, Oesterreich-Ungarns und der von letzterem Reich für die Cultur zurückgewonnenen Länder Bosnien und Herzegowina. Die archäologische und



epigraphische Hinterlassenschaft verschollener illyrischer Stämme ist heute vom tarentinischen Busen des jonischen Meeres an bis hinauf zur Donau und wieder hinab bis zur Narenta auf der anderen Seite des adriatischen Meeres Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Untersuchung. Weiter südlich in Montenegro und Albanien klappt allerdings noch eine große Lücke, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch sie nicht mehr lange bestehen wird; denn in allzu vielen Zweigen der Natur- und Völkerkunde regt sich bereits der ungedulbige Wunsch, an Stelle oberflächlicher Einsicht gründliche Kenntniß des Gebietes zwischen den griechischen und den slawischen Wohnsitzen im Westen der Balkanhalbinsel zu erwerben.

Im Territorium von Sybaris ist 1888 ein halbes Hundert illyrischer Gräber entdeckt worden. Der Zeit nach fallen diese Funde etwa in die letzten fünfzig Jahre vor der Zerstörung von Sybaris durch die Krotoniaten (510 v. Chr.). Die Gräber waren reich an Bronzen und Thongefäßen, die Zahl der Beigaben in denselben schwankt zwischen 20 und 30 Stücken. Der Form nach gehören sie durchaus in den Culturkreis der sogenannten Hallstattperiode, welche in Mitteleuropa um 400 v. Chr. zu Ende geht. Wie finden einfache und doppelte Brillenfibeln aus spiraltig gewundenem Bronzedraht, Doppelscheiben aus feingravirtem Bronzeblech, gegossene und getriebene Anhängsel, Kettchen und perlförmig aufgereichte Ringelchen, kleine menschliche Doppelfigürchen aus Bronze, welche nach Art der siamesischen Zwillinge zusammenhängen, typische Bronzeschwerter in Scheiden, eiserne und bronzene Lanzenspitzen, kurz, eine Menge Sachen, welche den innigen Zusammenhang der materiellen Cultur dieser Leute mit derjenigen aller vorclassischen Bewohner Italiens und der westlichen Balkanhalbinsel und aller Barbarenstämme Mitteleuropas bis zur Donau (und darüber hinaus) außer Frage stellen. Daneben erscheinen einzelne Besonderheiten, welche auf griechischen Einfluß hindeuten. Namentlich die Keramik ist hier wie überall in eigenartiger Weise local entwickelt. Als Beleg dafür haben wir lampenförmige Thongefäße mit Bügelhaken, den griechischen *δοχοί* ähnlich, welche sonst in prähistorischen Schichten fehlen, aber auch große Halsurnen, Hentelschalen und dergleichen gewöhnliche Typen. Der illyrische Stamm, welcher um Sybaris wohnte, waren die Chaonen, deren bekanntere Namensvettern und Stammgenossen an der Ostküste der Adria, in der Gegend der akrotaurischen Gebirge saßen.

Die Illyrier Unteritaliens wurden frühzeitig hellenisiert. Nur die Landes-, Stammes- und Städtenamen Apuliens tragen lange Zeit, zum Theil nach heute, illyrisches Gepräge; auf den Münzen herrscht aber die griechische Sprache, in den Bronzen und bemalten Vasen der griechische Geschmack. Daneben geht freilich durch das ganze Alterthum der Ruhm der tarentinischen Schafwolle, die von den Heerden apulischer Züchter stammte. 317 v. Chr. wird Apulien definitiv von den Römern unterworfen; der Widerstand war gering, da die Bergrieche der römischen Besitzergreifung vor-

gearbeitet hatte. Bei Horaz, der selbst aus Apulien stammte, heißen die Canusini „Bilingues“, worunter aber nicht etwa illyrisch-römische, sondern griechisch-römische Zweisprachigkeit zu verstehen ist. Die illyrischen Städte Apuliens, wie Teanum, Arpi, Canusium, waren schon unter Augustus dermaßen herabgekommen, daß man ihre einstige Größe nur aus dem Umfange ihrer Stadtmauern erschließen konnte.

Eine Ausnahme bilden die Messapier der calabrischen, d. h. der südöstlichen von den beiden Halbinseln, in welche sich Italien an seinem südlichen Ende spaltet. Das war ein vorzugsweise harter und widerstandskräftiger Volksstamm, der unter Anderem den Tarentinern 473 und 328 vor Chr. schwere Niederlagen beibrachte. Ihrer alterthümlichen Rauheit wegen wurden die Messapier von den Griechen für kretensische Colonisten gehalten. Sie erhielten sich ihre Sprache, laut dem Zeugniß ihrer Grabchriften, bis in die römische Kaiserzeit. Diese zähe Erhaltung der Nationalität wurzelt einerseits in der peninsularen Abgeschlossenheit des messapischen Wohngebietes, andererseits aber gewiß in der Nähe des epeiritischen Gegenstandes, das einen ganz anderen Boden zum Ersatz der schwindenden Volkskraft abgab, als etwa Sicilien für das zweite bruttische Halbinselgebilde Unteritaliens.

In Mittelitalien haben wir nur schwache Spuren des illyrischen Elementes, Nachrichten über — wahrscheinlich versprenkte Volkshäufen — Liburner in Picenum, Japyger in Umbrien, Veneter in Latium und gewisse Inschriften, welche man früher für sabellisch erklärte, und die Pauli nun als illyrisch (in einem korinthisch-kerkyräischen Alphabet geschrieben) in Anspruch nimmt. Dagegen ist das östliche Oberitalien, offenbar durch die nahe Landverbindung zwischen der Balkan- und der Apenninhalbinsel, für uns zu einem Hauptgebiet illyrischer Funde geworden. Auch hier hat sich der Illyrismus, d. h. Sprache und Sitte der Veneter, lange Zeit conservirt und der Ausbreitung etruskischer und keltischer Macht, ja selbst der römischen Besitzergreifung des Landes siegreich Stand gehalten. Indessen darf man andererseits das vorgeschichtliche illyrische Venetien doch wieder gar nicht mit dem zeitgleichen und stammverwandten Unteritalien vergleichen. Jenes antike Venetien ist das Glanzgebiet altillyrischer Cultur, und wer kann sagen, wieviel von der Volkskraft dieses an glücklicher Stelle zur Entwicklung gelangten Zweiges der illyrischen Gruppe auf das eigenartige Staatsgebilde der Seekönigin des Mittelalters, auf das weithin segelnde und herrschende Venedig übergegangen ist! Antik vorgebildet war die herrliche Lagunenstadt schon in den oben erwähnten Hafensplätzen Spina und Hatria, welche ihre Bedeutung ebenso sehr aus dem Welthandel — namentlich dem Verkehr von den Nordküsten Europas zur Mittelmeerzone — als aus dem gesegneten, flußdurchströmten Hinterlande, der festländischen Wurzel Italiens zogen. Auch äußerlich waren die antiken Städte im Mündungsgebiet des Padus kleine Vorbilder Venedigs. Ravenna, die spätere Flottenstation und

Kaiserresidenz, von Strabo seiner Lage und seines Klimas wegen mit Alexandria am Nil verglichen, lag auf kleinen Inseln und ausgedehnten Pfahlrosten. Andere Städte waren ebenfalls ganz oder zum Theil von Wasser umgeben und von Canälen durchschnitten. Das Land der Veneter reichte nach der geschichtlichen Abgrenzung, die ihm die Römer gaben, von der Pomündung bis Aquileja und von den Abhängen der karnischen Alpen bis an's Meer. Der flache Strandsaum erfuhr seit unvordenklicher Zeit fortgesetzte Ummodelung und Affanirung durch Menschenhand und ist im Allgemeinen heute gegen einst durch Ablagerungen der Alpenflüsse weit vorgeschoben. Die Veneter befuhrten das Meer als kühne Fischer, wie heute die Chioggioten und hatten auch schon die Inseln am Rialto besetzt, wie uns prähistorische Funde lehren, die bei neueren Palast-Umbauten in Venedig gemacht wurden und bis zur Steinzeit zurückreichen. Ackerbauer, wie die Umbrer und Kelten, waren sie nicht, dagegen trieben sie Handel und Gewerbe (Hausindustrie) in ihren, theilweise durch Teppich- und Gewandwebereien weitberühmten Städten, wie Patavium, Altinum, Ateste, Tarvisium, Vicetia, Epitergium, Concordia. Handelskraft zogen sie aus dem ursprünglich stammverwandten, später von den Kelten eroberten alpinen Hinterlande, aus den metall-, holz-, vieh- und menschenreichen Gebieten der Karner, Taurischer, Pannonier, welchen sie dawider die edelsten Bodenproducte der altclassischen Cultur: Wein und Del, vermittelten. Altrenomnirt war die Pferdezuucht der Veneter. Ihre Pferderasse war äußerlich unansehnlich, aber von solcher Tüchtigkeit, daß sie siegreich auf den Rennplätzen Siciliens und Griechenlands erscheinen konnte. Mit den Kelten Oberitaliens, welche die etruskische Macht in der Poebene um 400 v. Chr. getilgt hatten, lebten sie in steter Gegnerschaft; dagegen schlossen sie sich, nach der Unterwerfung derselben durch die Römer (215), auf friedlichem Wege dem Staate der Italiker an, und die Blüthe Roms war fortan auch die Bürgerschaft ihres Gedeihens, bis der Einbruch der Hunnen in der Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts und später die Blünderzüge anderer turanischer Völker die flüchtigen Besiedler der Lagunen an der Brentamündung von den festländischen Venetern schieden und so zu einer neuen glanzvollen Entwicklung des angulug Venetorum den Grund legten.

Handgreiflich sind uns die illyrischen Alterthümer Venetiens, als eine der erfreulichsten Früchte der modernen prähistorischen Forschung, durch die Ausgrabungen von Este (Ateste), welche Prosdocimi und Ghisardini vor wenigen Jahren publicirt haben, in den Schoß gelegt worden. Schon früher kannte man aus Padua, Belluno, Oppeano Funde, welche sich der mitteleuropäischen ersten Eisenzeit oder sogen. „Hallstattperiode“ angeschlossen, aber in ihren Formen theilweise ein höheres, von südlichen Strömungen beeinflusstes Culturleben zeigten und dadurch nahe Verwandtschaft mit den namentlich um Bologna (Felsina) gehobenen Gräberschätzen aus der etruskischen, d. i. vorceltischen Periode des mittleren Oberitalien an den Tag

legten. Seit nunmehr die Nekropolen und gabenreichen Heiligthümer von Este bekannt sind, begreift man, daß nach Polybius' Nachricht die attischen Tragiker von den Venetern viel Wunderbares zu erzählen mußten und daß man gern in ihren heiligen Hainen die argivische Hera, die ätolische Artemis und, als besonderen Localheros, den städtegründenden Diomedes gefeiert dachte. Hier herrschte noch in heller historischer Zeit alterthümlicher, an die Schilderungen Homers erinnernder Glanz und Prunk. Prosdocimi unterschied in der nächsten Umgebung des alten Ateste, welches ungefähr denselben Umfang und eine nur wenig andere Lage hatte, wie die heutige Stadt, fünf verschiedene Gräberschichten, die von Ghirardini in drei zusammengezogen wurden. Die älteste zeigt nahezu dasselbe Inventar, wie die Nekropole von Villanova bei Bologna, welche den — einem roheren Pfahlbau- (oder richtiger Terramara-) Stadium entwachsenen, durch die Aufnahme des Eisens und eines neuen, durch östliche Einflüsse vermittelten Formenschatzes bereicherten — Italikern zugeschrieben wird. Ghirardini nennt daher auch die unterste Gräberschicht von Este eine italiische. Sie enthält Vogensibeln und offene Armbänder aus Bronze, Henkelkrüge mit hohen Hälften und geometrischer Verzierung, welche durch weiße Ausfüllung eingegrabener Linien hergestellt ist. Es folgt als zweite die eigentlich illyrische oder venetische Gräberschicht mit einem viel reicheren Formenschatze. Ein führender Typus unter den Thongefäßen sind hier feine, ionische Cimer (Situlen), roth und schwarz gebändert, oft mit Reifen belegt, auch wohl mit zahlreichen, in zierlichen Mustern eingedrückten Bronzeköpfchen besetzt, was einen schönen Effect hervorbrachte. Neben diesen und vielen anderen, in Form und Farbe geschmackvollen Erzeugnissen der einheimischen Keramik finden wir, wie um des doch bestehenden Unterschiedes gewahr zu werden, importirte griechische Gefäße mit schwarzen Figuren, von welchen die rohen Vasenzeichnungen der Veneter, meist nur Reihen von Thierfiguren, recht empfindlich abstechen. Auch die Fibeln sind zuweilen thierförmig gestaltet. Am häufigsten finden wir in diesen Darstellungen das Pferd, von dem übrigens auch ganze schmuckreiche Geschirre und Rüstungsstücke in den Gräbern angetroffen wurden. Die Gewandnadeln sind vielgestaltig, der Bügel häufig aus kleinen, durchbohrten Bernstein- oder Knochen-scheibchen zusammengefügt, kahnförmig (a navicella) und fein gravirt, schlangenförmig oder in der Gestalt, welche nach ihrem häufigen Vorkommen in den Gräbern der Karthause von Bologna Certosiatypus genannt wird. Die letztgenannten Formen sind relativ jung und gehören etwa dem Jahrhundert von 450—350 v. Chr. an. Um die Mitte dieser Zeit sind die Gallier in Oberitalien eingedrungen und haben in fortgesetzten, nach Süd und Ost gerichteten Eroberungszügen die Veneter gewaltig unspinnen, ohne die Lücke zwischen ihren Besitzungen in Italien und in den Ostalpen ausfüllen zu können. Im Jahre 1797 hatte die neue gallische Eroberung leichteres Spiel mit den Resten venetianischer Herrlichkeit.

Die Gräber der Veneter in Este enthüllen die ganze Schmucksucht prähistorischer Halbbarbaren und die reichen Mittel, welche zur Befriedigung dieses Triebes vorhanden waren. Wir finden Haarnadeln mit allerlei Köpfen, Zierscheiben und verschiedene Beschläge aus Bronze, zuweilen mit Goldfolie belegt, Armringe mit Schlangenköpfen, Colliers aus Bernstein-, Glas- und Knochenperlen, Schnüre aus goldüberzogenen Bronzeröhrchen, Bronze-Gürtel und breite Schließen lederner Gürtel, fast Alles mit Ornamenten bedeckt, zwischen welchen hin und wieder getriebene oder gravirte Thierfiguren in orientalischem Stil, Centauren, Sphinxen, Greifen, aber auch menschliche Figürchen — offenbar einem Anlehen bei der etruskischen Kunst entstammend. — sich eindrängen. Solche Verzierung, die in fernerer Linie auf den alten Verkehr Mittelitaliens mit den Phönikern zurückgeht, erstreckt sich insbesondere auf Eimer, Eimerdeckel, Gürtelplatten und Dolchscheiden aus Bronze; sie ist am reichsten entwickelt auf einer Situla aus der Villa Benvenuti, auf welchem Gefäß in 3 Zonen 30 menschliche, thierische und halbthierische Figuren erscheinen. Technisch und stilistisch den berühmten Bronze-Eimern von Bologna, Watfch, Göttweig (Fund von 1891) u. ganz nahe verwandt, zeigt sie in den Gegenständen der Darstellung Details aus mehreren verschiedenen Bildreihen sinnlos durcheinander gewürfelt, so daß ein Festschmaus, eine Pferdeschau, Vögel, Kentaurer, geflügelte Löwen, Kämpfe, Ackerleute, heimkehrende Sieger und dergleichen sich bunt vermengen und verdrängen. Nirgends ist die Verständnißlosigkeit, mit welcher in Oberitalien technisch geschickte Barbarenhände Vorbilder archaischen Stiles nachahmten, deutlicher zu sehen, als an diesem Stück.

Waffen sind in den Gräbern von Este relativ selten; es waren da bronzene und eiserne Lappenbeile (Palstäbe), eiserne Lanzenspitzen, bronzene Messer, ferner Rasirmesser, Nähadeln, beinerne Spielwürfel, Siebe u. dergl. Die Leichen verbrannte man und setzte das bronzene oder thönerne Aschengefäß nebst einer Anzahl kleiner Beigefäße und den sonstigen Beigaben in eine aus Steinplatten zusammengestellte Kiste. Daneben finden sich einzelne Skeletgräber. Die eigentlichen Grabdenkmäler sind steinerne, vierseitige Pyramidalstübe mit oder ohne Inschriften. Die letzteren sind gelesen, aber noch nicht weiter erklärt, als daß man den Venetern ein eigenes, in dem eisenen wurzelndes Alphabet zuschreiben konnte, welches sowohl von dem nordetruskischen, als auch von den anderen Alphabeten der Illyrier Italiens verschieden ist.

Da die erobernden Gallier in der Poebene, wie auch in den Alpenländern, eine eigene, ziemlich entwickelte, (aber in ihrer Entstehung noch nicht hinlänglich erklärte) Cultur, die sog. „La Tène-Cultur“ der zweiten Eisenzeit, eingeführt haben, darf es uns nicht wundern, daß wir als dritte Periode in den Gräbern von Este eine Schichte mit gemischten gallischen und illyrischen Typen antreffen. In dieser Zeit — etwa von 350 bis 250 v. Chr. — werden die Thontöpfe bauchiger und einfacher, den späteren

römischen, wie auch modernen Gebrauchsgefäßen ähnlicher. Daneben erscheinen als Luxusgefäße Imitationen griechischer Vasen; auch die Bronzegefäße zeigen geringeren Schwung in der Form als früher. Acht feltische Typen finden wir in der eigenartigen Ausprägung der Gewandnadel, in gläsernen Armringen, breiten Eisenschwertern, eisernen Aexten, Messern, Schildbuckeln und Rüstungsplatten. Doch herrschte, wie die jetzt häufiger werdenden Inschriften lehren, fort und fort dasselbe venetische Volkselement, welches auch noch in der obersten, d. i. römischen Gräberschichte epigraphisch (neben lateinischen Inschriften) bezeugt ist. Die Schichtenfolge der Gräber von Este ist im Allgemeinen, z. B. bei Villa Benvenuti, die folgende: leerer Hümus 1 m, römische Gräber 1 m tief, La Tène-Schicht (im Alluvialgrund) 1 m tief, jüngere Hallstatt-Schichte bis zu 5, ältere Hallstatt- oder italische Schichte bis zu 5.40 m unter der heutigen Bodenfläche.

Aus der gallischen und der römischen Culturepoche stammen die zahlreichen Weihgeschenke eines atestnischen Tempelbezirkes auf dem Grundstück Baratela bei Este, welche Ghirardini in der Notizio degli scavi der römischen Accademia dei Lincei 1888 publicirt hat. Da sehen wir eine andere, an Olympia erinnernde Form altillyrischer Pietät. Kleine bronzene Götter-, Priester- und Kriegerfiguren, getriebene figurale Darstellungen von Reitern, Mantelträgern, Köpfen und anderen menschlichen Körperteilen (letztere vielleicht Botingaben für glückliche Heilung), Lesefibeln und Schreibgriffeln mit venetischen Alphabeten, Silben und Worten, Schmucksachen, Münzen römischer Kaiser und feltischer Häuptlinge 2c. 2c. — alles Künstlerische sehr roh und barbarisch, aber mit deutlicher Anlehnung an den griechischen Culturkreis — bilden die Hauptmasse dieses großen Fundes, zu dem noch die Mauerzüge des alten „Temenos“ gehören.

Dieses Este ist, seit man es genauer kennt, gleichsam die Stimmgabel, welche uns den Ton giebt zur Beurtheilung der ganzen, reich abgestuften Scala, welche die Alterthümer der anderen illyrischen Wohnsitze in den Dinaralpen und im Westen des balkanischen Gebirgssystems vor uns entrollen. Früher führte man in die Betrachtung solcher Fundschichten als Nichtschur immer den Namen und die Charaktere der allerdings sehr reichen und eigenthümlichen Nekropole auf dem Salzberge von Hallstatt ein. Heute leisten uns Este und Bologna, Marzabotto und die anderen Fundplätze in Etrurien und Latium bessere Dienste zur Kennzeichnung und Erklärung Desjenigen, was wir in Mitteleuropa noch immer Hallstattcultur nennen. Olympia natürlich nicht zu vergessen! Wir würden die fragliche Periode italo-griechische erste Eisenzeit nennen, wenn damit nicht zu einseitig auf gewisse Gebiete rascher und hoher Entwicklung dieser Cultur Gewicht gelegt, große wichtige Domänen derselben ausgeschlossen und andere für die Genesis der ganzen Erscheinung vielleicht höchst bedeutsame Länderräume, die nur noch zu wenig erforscht sind, vorischnell in den Hintergrund gedrängt wären. Darum bleiben wir vorläufig noch bei der alten unpassenden Bezeichnung,

statt eine neue, vielleicht etwas besser passende einzuführen, welche aber die Dinge noch immer nicht in der rechten Beleuchtung zeigt.

„Die große Aufgabe des Menschen,“ sagt einer unserer ersten Historiker, „mit sich selbst, mit seines Gleichen und mit dem Ganzen in bewußter Harmonie zu leben, läßt so viele Lösungen zu, als es Provinzen giebt in unseres Vaters Reich; und auf diesem — dem geistigen — Gebiete ist es, nicht nur auf dem materiellen, wo die Charaktere der Individuen und der Völker sich scheiden.“ Nicht überall liegt die geistige Differenzirung so klar vor uns, wie bei Griechen und Römern. Für die innerliche Entwicklung der prähistorischen Völkertypen fehlen uns fast alle Daten, und wir kennen oft nur das Endergebniß derselben, welches schon tief in der Linie ihrer absteigenden Laufbahn liegt. Es wäre vergebliche Mühe, an der Hand der mitteleuropäischen Hallstattfunde zeigen zu wollen, wieweit das illyrische Volkselement reicht und wo es an andere, — rätische, keltische, germanische oder turanisch-kythische — Elemente grenzt. Ich will nun kurz die Fundorte und Fundgebiete aufzählen, die in sachlichem und räumlichem Zusammenhange mit dem zuletzt geschilderten stehen, welche von dort zweifellos mannigfache culturelle Anregungen oder auch nur äußeren Aufpuß des Lebens in Gestalt unfruchtbarer Importwaare erhalten haben\*). Die salzreichen Berge am Hallstättersee scheinen nach den physischen Merkmalen der dort Bestatteten nicht mehr zu den illyrischen Wohnbezirken gehört zu haben. Dagegen erblickt man mit Recht eine reiche Fundgrube venetischer Culturreste in dem Inhalt der Tausende von Gräbern, welche in St. Lucia und Caporetto am Sionzo für die Museen von Wien und Triest erschlossen worden sind. Dieses Material schließt sich auf's Engste an das Inventar der mittleren Gräberschichten von Este an, und der Sionzo ist noch einer jener südlichen Alpenflüsse, die zum Aufbau des venetischen Landes beigetragen haben. Bemerkenswerth erscheint hier namentlich das häufigere Vorkommen kostbarer, jüdlcher Importwaaren: emailirter Glas- und bemalter griechischer Thongefäße.

Jenseits der Alpenpässe, des Blöden-, Pontebba-, Predil- und Ofra-Passes weht eine rauhere Luft, deren Hauch wir auch in den archäologischen Funden noch zu spüren glauben. Hier saßen Hirtenstämme, einfachere Waldleute, die ihre schlichten Producte, Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig, Käse, Viehhäute, Vieh, Sklaven nach Süden verhandelten, wenn sie es nicht vorzogen, räuberisch in die gesegneten Niederungen einzufallen und sich mit Gewalt zu nehmen, was dort zu holen war. In sternförmiger Ausstrahlung finden wir hier die kleineren, für uns namenlosen Culturcentren nördlich und östlich vom oberen Ende des adriatischen Meeres, meist an Punkten, die für

---

\*) Einen ausführlicheren Ueberblick s. in meinem Buche „Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft“, S. 580 ff., wo aber, nach der Natur unserer Quellen, die ethnographische Frage vor der culturgeschichtlichen zurücktritt.

dichtere Besiedlung günstig lagen und durch ihre Bodenschätze, wozu wir auch den Metallreichthum der Gebirge, das Eisen, Gold, Blei der Ostalpen rechnen müssen, vielfache Nahrungsquellen boten. Jenseits des Blöckenpasses liegt der Fundort Gurina, ausgezeichnet durch seine venetischen Inschriften und zahlreiche kleine Weihgeschenke, die jenen vom fondo Baratela bei Este ähnlich sind. Jenseits des Predilpasses finden wir Frögg-Roslegg am Westende des Wörthersees, namentlich berühmt durch seine zahllos in den Hügelgräbern erhaltenen kleinen Bleifiguren von Reitern, Vögeln, Männlein u. dgl. Am Otrapasse, der tiefsten Einsattelung der Ostalpen, liegt der methodisch wichtige Fundort St. Michael bei Adelsberg mit seinen unwallten Burghöhen und seinen aus verschiedenen Perioden stammenden Flachgräberfeldern, welche uns die illyrischen Zapuden vor und nach ihrer durch Strabo bezeugten Annahme der keltischen Waffenrüstung kennen lehren. Hier im Norden und Osten von Istrien saßen die beharrlichen Kämpfer für ihre angestammte Ungebundenheit, deren hartnäckiger Widerstand selbst einen Octavianus zu heroischer Preisgabe seiner Person entflamte (vor Metulum, 35 vor Chr.). Von diesen Leuten sagt Tibull, offenbar nach guter Quelle, daß, wer sie kennen gelernt, wie sie — arm und in Waffen geboren — selbst dem höchsten Greisenalter Troß bieten, die Sage vom reifigen Nestor weniger bewundern könne. Denn ob ein solcher Krieger auch hundert segenreiche Lenze gesehen habe, dennoch schwingt er sich noch behend auf sein schnelles Roß und lenkt es, stramm sitzend, mit den starken Zügeln. Ich gedenke dabei eines hochbetagten arnautischen Moslim, den ich vor zwölf Jahren in Plevlje (Novipazar) gesehen, wie er, eben aus Afghanistan zurückgekehrt, mit Orden und Waffen bedeckt, sein reichgeschirrtes Pferd zur Tränke führte.

Weiter landeinwärts in Krain haben wir reiche Funde illyrischer Alterthümer bei Zirknitz und Podselmel, letzteres unfern des alten Metulum, wo die Zapuden in jenem Feldzuge Octavians ein barbarisches Gegenstück zur letzten Vertheidigung Karthagos lieferten. Die Zeit der Gräber deckt sich allerdings nicht mit der des Flammentodes jener Stadt; sie stammen vielmehr aus der Blüthezeit illyrischer Selbstthätigkeit in den Ostalpen und sind um Jahrhunderte älter als der Untergang der keltischen und illyrischen Freiheit durch die Römer. Die reichsten krainischen Fundgruben liegen aber im Flußgebiet der Save, von Veldeš in der Wochein über Watsch (bei Littai), St. Margarethen und Ostroschnit bei Nassensfuß, Novische und Widem bei Gurkfeld, Adamsberg bei Hof u. s. w., kurz, bis an die kroatische Grenze, wo in Folge minderer Ausgrabungsthätigkeit unser Wissensdurst auf halbe Ration gesetzt wird. In der Hallstattperiode führen die illyrischen Helmen, ganz so, wie sie auf dem Gürtelblech von Watsch dargestellt sind, Helme, Lanzen und Beile (das findet man in ihren Gräbern), dagegen keine Panzer und keine Schwerter, was allerdings in der La Tène-Periode unter keltischem Einflusse theilweise anders wird. Auch Bogen und Pfeile kommen unter den Waffen häufig vor, und immer noch findet man, wie zur Be-



stätigung jenes tibullischen Dichterwortes, hin und wieder Pferdegerüsten und Pferdebeskelette neben den Knochen und Grabbeigaben der bestatteten Krieger.

Wir wollen für dies Mal nicht weiter nach Norden hinaufblicken, als die historischen Nachrichten unser Interesse leiten, obwohl wir an der Vorstellung festhalten, daß wir die Funde von Mariarast an der Drau und aus der Umgebung von Wies im Sulmthale Steiermarks, dann sogar die reichen, aber vorwiegend keramischen Grabhügelbeigaben aus der Umgebung von Uedenburg in Ungarn, und was sich von nahegelegenen Fundplätzen Niederösterreichs den letzteren anschließt, illyrischen Bewohnern dieser Alpengebiete verdanken. Je näher der Donau, desto metallärmer sind im Allgemeinen diese Schichten, desto mehr stehen die einzelnen glanzvollen Importstücke, wie die Helme von Regau, der Panzer von Klein-Klein, der Plattenwagen von Judenburg, die Situla von Kuffarn, von dem Uebrigen ab, obwohl wir in den einheimischen keramischen Producten weder Formsinne noch Lust an mannigfacher Variation in Gestaltung und Verzierung der Thongebilde vermissen, ja stellenweise sogar die figurale Plastik und Zeichenkunst, allerdings in bodenlos ursprünglicher Weise, geübt finden.

Wir richten unser Augenmerk von der oberen Adria nach Osten, nach Istrien, Küstencroatien und Bosnien-Herzegowina. Hier sitzen wieder Stämme, die wir dem Namen — und jetzt auch der Cultur — nach kennen: die Histrier, die Liburner, die Dalmaten.\*). Die Wohnstätten und Gräber der Histrier sind in den letzten zehn Jahren wieder entdeckt worden. Ihre prähistorische Cultur ist ärmer als die venetische, aber doch, wie zu allen Zeiten, ein Abbild derselben. Ihre Castellieri waren von der jüngeren Steinzeit bis in die römische Epoche hinein besiedelt, und viele noch heute bestehende Ortschaften Istriens sind nichts anderes, als ausnahmsweise langlebige Castellieri, die noch immer für Hirten besser gelegen sind, als für Ackerbauer. Die Funde stehen theilweise, wie auch die verwandten bosnisch-herzegowinischen, in einem merkwürdigen Zusammenhang mit den ältesten Culturresten, die wir den Italikern in der Poebene zuschreiben dürfen. Es sind hoch-alterthümliche „Terra-marca-Formen“, die einer metallarmen Bronzezeit angehören, und die uns bezeugen, daß einst die Illyrier und die Italiker über denselben Typenvorrath geboten. Der Unterschied zwischen ihnen und drüben ist nur der, daß wir die so ähnlichen Sachen in der Poebene als Hinterlassenschaft fleißiger Pfahlbauern, in Istrien und Bosnien-Herzegowina aber auf unwallten Felshöhen als einstigen Besitz kriegerischer Hirten antreffen. Diese Verschiedenheit wiegt allerdings schwer genug. Außer der Viehzucht trieben die Histrier, nach ihren Nahrungsresten zu schließen, noch Jagd, Fischfang und Muschellese, — nach dem Inhalt ihrer Gräber (Mefro-

\*) Ausführlicheres über die Fundorte und Fundtypen in meinem oben citirten Buche, S. 537 ff.

polen von Verino und Bizzughi) zu urtheilen, aber auch Handel, zu Land mit den Venetern, zur See mit ihren Stammesgenossen in Unteritalien, so daß wir hier Thongefäße, Bronzehelme, eiserne Becken, Eimer u. s. w. kennen lernen, welche einerseits nach Este hinüber, andererseits nach Tarent hinabdeuten. Daneben ist die locale Keramik keineswegs arm an eigenen, sehr entwickelten Formen und Verzierungen, die einen besonderen, in gewissem Sinne orientalischen (an Funde von Hissarlik erinnernden) Geschmack entwickeln. Jede einzelne der Localitäten, die wir hier anführen oder im Sinne haben, bietet ja dem vergleichenden Studium ihre eigenen für die dunklen Beziehungen prähistorischer Dinge höchst belangreichen Probleme; aber wir müssen uns an dieser Stelle versagen, darauf auch nur andeutungsweise einzugehen.

Uebersetzen wir den Quarnero und den Quarnero-Lo, so finden wir zwischen Welika-Kapela und Belebit in Südfroatien, dem alten Wohngebiet jeeräuberischer Liburner, das metallschmuckreiche Flachgräberfeld von Prozor bei Otočac (Lika). Diese Leute liebten ganz barocke Ausgestaltungen alter einfacher Zierformen — eine Wahrnehmung, die wir in noch höherem Grade bei den Pannoniern der ungarischen Bronzezeit machen können — sie machten verschwenderischen Gebrauch vom Bernstein, den sie sich in ihren schnellen Schiffen von den ängstlichen Rauffahrern der Adria zu holen wußten. Sie grenzten im Nordwesten an die Histrier, im Norden an die Zapuden, im Süden an die Delmaten, mit welchen sie in steter Feindschaft lebten. Landeinwärts von der liburnischen Küste setzt sich diese Culturgeschichte fort: bei Bihac in der bosnischen Kraina sind ganz ähnliche Gräberfunde gemacht worden, wie bei Otočac. Und wenn wir uns der Ostgrenze Bosniens nähern, so stoßen wir halbwegs zwischen Sarajevo und der Drina auf das öde Plateau des Glasinac, wo etwa 30—40 000 Grabhügel den Wanderer stundenweit, wohin er sich auch wenden mag, begleiten. Hier sind wir im Herzen des altillyrischen Landes. Hier kann man noch heute, ob auch das Volk in slavischer Zunge spricht und sich in Moslem, orthodoxe und katholische Christen scheidet, den melancholischen Zauber altillyrischen Lebens auf sich einwirken lassen. Tiefes Schweigen herrscht auf der eintönigen Hochebene. Wenn sich die Sonne zur Ruhe senkt, streicht der Seeadler trägen Fluges vom Sumpfe hinweg zu den waldigen Randgebirgen, die dem Plateau nur ihre Kämme zeigen, während sie den umgebenden tiefen Thälern die ganze Pracht ihres Anblicks enthüllen. Ueber fahlgelbe Wiesen und grauen Karstfalk trippeln die ungeheueren Schafheerden blöckend dahin. Uebermüthige Füllen springen zu dem Reiter heran. Auf einem Felsblock sitzt der zerlumppte Hirt und entlockt seiner Doppelflöte urzeitlich schwermüthige Klänge. Blumpe, häuschenartige Grabsteine lasten in imposanten Gruppen über den Leichen der mittelalterlichen Grundherren des einsamen Weidelandes. Auf isolirten Hügelkuppen ragen die Ringwälle des namenlosen Hirtenstammes, dessen freies, träges Dasein zwischen den Riesenmauern dieser Hochburg schier

unbekannt blühte und hinwelkte. Seine Asche, seine Waffen und sein Flitterstaat ruhten über zwei Jahrtausende unberührt, ungeahnt unter den zahllosen „Gomilen“, die das bosnische Volk für die Hinrichtungsstätten gesteinigter Verbrecher hält. Jetzt sind auch diese Ueberreste, meist Bronzen und Eisensachen, theilweise wieder erstanden und füllen das neugegründete Museum von Sarajevo mit kostbarem Inhalt. \*) Sie enthüllen uns verschollene Beziehungen zu den Culturcharakteren der Dardanellenburg von Hisarlik, zu den unteren Schichten der „Altis“ von Olympia und zu den Terramaren Oberitaliens. Das sind heute für einen archäologischen Fundplatz Adelstitel ersten Ranges, und wenn jene Beziehungen selbst für den Augenblick noch halb räthselhaft erscheinen, so hoffen wir doch aus ihnen wie aus allen noch zu gewärtigenden Entdeckungen auf der Balkanhalbinsel die Gestalt der Urgeschichte unserer Rasse in Südeuropa klar umrissen vor uns auftauchen zu sehen.

\*) In allernächster Zeit erscheint der I. Band einer groß angelegten Publication der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina“ (herausgegeben vom bosn.-herzeg. Landesmuseum in Sarajevo), welcher in seinem archäologisch-historischen Theile eine Fülle interessanter Daten aus der illyrischen Vorzeit dieser Länder bringt.





## Fénélon.

Von

Arthur Kleinschmidt.

— Heidelberg. —

**S**einer Heimat wie fremden Nationen ist Fénélon heute noch theuer, seine Hauptwerke sind in alle Cultursprachen übersezt, seine Erziehungschriften bilden die Lectüre der heranwachsenden Generationen, seine religiösen Abhandlungen die Erholung gereifter Geister, Fénélon hat nur Freunde, der ganze Reiz seiner Persönlichkeit, die himmlische Milde seines Herzens spricht aus jeder Zeile zu uns, wie zu unseren Ureltern und Eltern.

François de Salignac (auch Salagnac) de Lamothe-Fénélon entstammte einem vornehmen Geschlechte der Landschaft Périgord, das der Kirche eine Reihe Prälaten, dem Staate manche Generäle und Staatsmänner gegeben; er wurde auf Schloß Fénélon am 6. August 1651 als jüngerer Sohn Pons' de Salignac, Grafen de Lamothe-Fénélon, von Louise de la Cropte de St. Abre, geboren. Nach liebevoller und einfacher Erziehung im Elternhause bezog der schwächliche Knabe mit zwölf Jahren die Universität Cahors, studirte Humaniora und Philosophie und setzte sein Studium im Collège du Plessis in Paris fort, wo er sich der Theologie zuwandte und sich mit dem späteren Cardinal von Noailles eng befreundete; seine erste Predigt, die er mit fünfzehn Jahren hielt, erregte Aufsehen, kaum minder als einst die Bossuets im Hôtel Rambouillet. Sein Oheim, der Marquis de Fénélon, der seiner Erziehung vorstand, sandte ihn in's Seminar von St. Sulpice, das ihm sein Gepräge für's Leben geben sollte und das er noch sterbend dem Könige als verehrungswürdigste Anstalt empfahl; sein Herz zog ihn unwiderstehlich zum würdigen Director Tronson hin, und dieser redete dem schwärmerischen Zöglinge den Plan aus, Missionär in Canada zu werden. Im Besitze der Weihen trat der junge Abbé 1675 unter die Priesterge-

meinschaft von St. Sulpice und kam dadurch in Berührung mit allen Ständen, lernte ihre Sorgen und Leiden, wie ihre Hoffnungen und ihre Jagd nach dem Glücke kennen. Er lehrte durch Predigt und Schrift; ein ungewöhnlich edler Stil, eine markige und dabei elegante, klare und fesselnde Diction waren ihm eigen, er schrieb viel und leicht, als Jüngling wie als Greis mit derselben Gewalt, man könnte von einem „Fénelon-Stil“ reden, so meisterhaft handhabte er Form und Gedanken. Seine Blicke wandten sich von Canada nach der Levante, die enthusiastische Liebe zu Griechenland ließ ihn doppelt das Glück empfinden, da zu wirken, wo Paulus gelehrt, aber auch dies Vorhaben kam nicht zur Ausführung, hingegen wurde er mit sieben- und zwanzig Jahren Superior der Nouvelles-Catholiques und der Filles de la Madeleine de Traisnel; es waren das Anstalten für Neubekehrte, die im Glauben befestigt werden sollten; Fénelon fand Geschmack an seinem Posten, und unter seinen Augen wurde mit den Frauen sehr hart verfahren. An Pfründen besaß er bis zum 44. Jahre nur das kleine Priorat Carenac. Jetzt entstand seine erste Schrift, der bei aller Einfachheit so durchgreifende und praktische Aufsatz „De L'Education des filles“, der von der Beobachtung ausging, nichts werde mehr vernachlässigt als die Mädchenerziehung, und der zu ihrer Besserung nicht nur echtes Christenthum, sondern auch erweiterte Kenntnisse dringend empfahl; er schrieb das Buch auf Antrieb seiner tochterreichen Freundin, der Herzogin von Beauvilliers, und gab darin Zeugniß von hohem pädagogischen Talente. Er kam in nähere Beziehungen zu Bossuet und schrieb auf seine Anregung eine Abhandlung gegen den „Traité de la nature et de la grâce“ des Philosophen Malebranche, während er im „Traité du ministère des pasteurs“ den protestantischen Geistlichen jeden priesterlichen Charakter, jede Autorität absprach; denn bei aller Milde des Herzens war er intolerant gegen Ketzer und übereifrig im Convertiren. Darum sandte ihn Ludwig XIV. 1685, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, auf Bossuets Rath zur endgiltigen Befehung der Hugenotten in die Grafschaften Poitou und Saintonge; er hatte den rechten Mann gewählt, dem Fénelon ging ohne jede Schonung vor; seine Biographen haben ihn oft in dieser Mission als milde geschildert, er war hingegen einer der grausamsten Ketzerfolger; seine Briefe an den Minister Marquis de Seignelay, den Sohn Colberts, sind hierfür schlagende Beweise, sie ermuthigten die Regierung in ihrer Strenge, sie riethen zur Verbannung der Führer in das Innere des Reiches, wo sie als Geiseln dienen sollten, sie empfahlen lettres de cachet und Deportation nach Canada, sie spotteten sogar über die Dragonaden; während Fénelon den Anschein der Milde wahrte, mit viel Humanität predigte, Belehrung und guten Rath nicht sparte, war er grausam genug, an Bossuet zu schreiben: „Man brauchte ihnen nur Dragoner zu zeigen, wenn man wollte, daß sie das Christenthum abschwären und dem Koran folgten.“ Mit dem Ruhme, viele Ketzer bekehrt zu haben, kehrte der Abbé 1686 in die Anstalt der Nouvelles-Catholiques zurück, publicirte

seine Schriften über die Mädchenerziehung und den Pfarrberuf, und alle Welt sprach von ihm; der Herzog von Beauvilliers, sein begeisterter Anhänger, Colberts Schwiegerjohn und Freund der Frau von Maintenon, wurde im September 1689 Gouverneur des ältesten Enkels Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, und nahm sofort Fénelon zum Lehrer an, was die Maintenon sehr billigte; allgemein versprach man sich das Beste von der Erziehung, zu deren Lob die Akademie von Angers bereits einen Preis aussetzte. Fénelon war der leitende Mann bei derselben, denn Beauvilliers ließ ihn gern gewähren.

Sein Werk war kein leichtes, der Prinz war ein unbändiger, bis zur Wuth jähzorniger, gemüthsüchtiger Knabe, der alle Menschen, kaum mit Ausnahme seiner Brüder, wie Schmutz ansah, dessen Berührung er scheuen müsse; Fénelon fand aber bald hervorragende Begabung an ihm und suchte diese Natur von ihren Schladen zu reinigen; ohne so überstreng zu verfahren wie Bossuet gegen den Dauphin, des Prinzen Vater, sparte er zwar den Tadel nicht, ließ aber lieber Milde auf den Schüler wirken. Tadel und Belehrung hüllte er in das Gewand von Fabeln und Dialogen, je nach den augenblicklichen Launen des Prinzen warf Fénelon sie hin und führte ihm in dieser Verkleidung seine Fehler so charakteristisch wie möglich vor Augen; der Prinz hörte in dieser verbindlichen Form die bittersten Worte, sah, wie er das Glück der Menschen machen könne und sich dabei selbst im Wege stehe und verschloß sich solchen Lehren nicht; es haben sich zwei Selb-nisse erhalten, die er mit 8 Jahren Fénelon leistete, Alles thun zu wollen, was er ihm befehle, und sich jeder Strafe und Unehre zu fügen, falls er unbotmäßig sei, er gab darin sein „Wort als Fürst“, und er machte es zur Wahrheit. Er wurde leutselig, sanft, geduldig und bescheiden, erfüllte seine Pflicht und arbeitete. Fénelon machte ihn mit allem Wissenswerthen vertraut, und als er genügende Kenntnisse in der Geschichte besaß, schrieb er für ihn nach Lucians Muster die „Dialogues des morts“, in denen sich Größen des Alterthums und der Gegenwart unterhielten und neben Staatsmännern, Helden und Geistlichen auch Künstler zum Worte kamen; dabei bildete er den Stil des Prinzen so vorzüglich aus, daß Frau von Maintenon dessen Briefe nicht genug rühmen konnte. Auch die jüngeren Brüder des Prinzen wurden von Fénelon erzogen, so Philipp V. von Spanien. Alle Welt sprach voll Anerkennung von einem Lehrer, der so Großes an seinen Schülern, den „Kindern von Frankreich“, vollbracht; später freilich hat man ihn ebenso schroff getadelt, als der Herzog von Burgund ohne Energie in frömmelnder Willenlosigkeit dahinlebte, doch war hieran wohl die Natur, nicht Fénelon schuldig. Am 31. März 1693 nahm die Académie française mit allen gegen 2 Stimmen Fénelon in ihren Schoß auf; was er damals in der Rede auf seinen Vorgänger Belisson sagte: „Um seine Tugend ganz zu zeigen, mußte er noch unglücklich sein; er ward es!“ klang wie ein Kassandraruf auf ihn selbst.

In den spanischen Klöstern war ein Cultus der Mystik entstanden, der vom äußeren Wege, d. h. der kirchlichen Frömmigkeit, absehend, von einem inneren Wege zum ewigen Leben sprach, man nannte die Lehre den Quietismus, und sie verbreitete sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts über alle katholischen Länder; diese Gottinnigkeit, welche die landläufige kirchliche Frömmigkeit mißachtete, versetzte die Jesuiten in Unruhe, weshalb sie Intriguen zu ihrer Bekämpfung einfädelten. Eine Schwärmerin, Frau von la Mothe-Guyon, warf sich dem Quietismus in die Arme, lernte 1686 in Paris Fénelon kennen und begeisterte ihn für ihre Anschauungen, denen auch Madame de Maintenon mit Wohlwollen begegnete; wiederholt unterhielt sich Fénelon mit dem Bischofe von Meaux, Bossuet, über die Fortschritte der neuen Lehre, die Bossuet verwarf. Das sonst so innige Verhältniß Bossuets und Fénelons war erkaltet, was täglich mehr hervortrat; Frau von Maintenon ließ, überzeugt von der Antipathie des Königs gegen den Quietismus, die Guyon fallen. Eine geistliche Commission prüfte in Jssy unter Bossuets Leitung die Guyon'schen Schriften; während noch die Verhandlungen im Gange waren, ernannte der König den Erzieher seiner Enkel im Februar 1695 zum Erzbischof von Cambrai und bat ihn, die Lehrerstelle auch ferner zu bekleiden, da er nur dreiviertel des Jahres in seiner Diocese sein müsse; Fénelon gab die Abtei St. Valery ab, die er seit 1694 besaß, und Bossuet weihte ihn in der Kapelle von St. Cyr am 10. Juni 1695 in Gegenwart seiner Zöglinge und der Maintenon. Letztere wünschte, daß Fénelon selbst den letzten Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit hebe, darum forderte ihn der König auf, nach Jssy zu gehen und als Commissär an den Beratungen theilzunehmen. Bossuet hatte 30 Artikel aufgesetzt, welche die Guyon'schen Lehren berichtigten, Fénelon fand zwar mancherlei daran auszufeben, unterschrieb sie aber, nachdem noch vier von ihm verfaßte „Articles explicatifs“ hinzugefügt worden waren, am 10. März 1695; es handelte sich lediglich um ein Compromiß, denn die Gegensätze der streitenden Parteien waren damit nicht beigelegt. Frau von Guyon unterzeichnete ebenfalls am 15. April, Bossuet, ihr erbarmungsloser Verfolger, stellte ihr am 1. Juli ein Zeugniß über ihre tadellose Haltung aus, als er aber von der Maintenon bitter getadelt wurde, lenkte er wieder ein, suchte das Zeugniß der Guyon abzulocken und arbeitete mit allen Waffen der Bosheit gegen sie und Fénelon; er erreichte die Verhaftung der Frau von Guyon, die in den Kerker geworfen ward, denn er wollte durchaus den Quietismus ausrotten, der König und die Maintenon gingen auf seine Pläne ein. Mit Fénelon aber mußte es zum offenen Bruch kommen; von allen Seiten aufgefordert, in dem quietistischen Streite Farbe zu bekennen, gab dieser 1697 seine „Explication des maximes des saints sur la vie intérieure“ heraus, sandte sie dem Könige und Bossuet; er schied die neue Lehre von den Uebertreibungen und Entstellungen, die sich in sie eingeschlichen hätten, und bezeichnete sie als Fundirt in der Mystik des Mittelalters und in der Lehre der Kirchen-

väter; die Gestaltung des vollkommenen Christenlebens beruhte ihm zufolge auf diesem Leben selbst und auf dessen unmittelbarer Beziehung zu Gott, die kirchliche Autorität würde jenem immer fremder. Mit Hilfe der Maintenon trieb nun Bossuet den König gegen seinen Widersacher in's Gefecht, Fénelon mit seinem verinnerlichten, ernstern und gegen sich selbst so strengen Wesen war dem genußsüchtigen Roi-soleil nie sympathisch gewesen, und es fiel Bossuet nicht schwer, die Ungnade gegen den zu kehren, dessen Schrift solch' außerordentlichen Eindruck erzeugte; er schleuderte gegen Fénelon die „Instruction sur les états d'oraison“, in der er die Irrgänge der falschen Mystik verdamnte, es entspann sich eine literarische Fehde zwischen beiden Prälaten, Ludwig verbannte Fénelon am 1. August von Versailles in seine Diocese, verbot ihm, sich persönlich in Rom zu rechtfertigen, und veranlaßte Innocenz XII., sich gegen den Erzbischof zu erklären. Der fromme, wohlgesinnte Papst ging mit schwerem Herzen in's Feuer, unter Gewissensnoth und nach langem Widerstreben verdamnte er am 12. März 1699 die „Explication des maximes des saints“ und hob 23 Sätze derselben als „verwegen, Aergerniß erregend und gefährlich“ hervor. Fénelon hatte im Januar 1699 seine Stellung als Erzieher eingebüßt, Frau von Guyon saß in der Bastille, Fénelon's Anhang wurde verfolgt, und er fand in sich nicht die Kraft des Widerstandes, denn er hing mit allen Fasern an der Kirche; darum unterwarf er sich ohne Weiteres, verdamnte in einem Schreiben an seine Diöcesanen vom 9. April selbst sein Buch und erkannte seine Schuld an, der Quietismus war begraben, Bossuet triumphirte, als Fénelon das Geständniß machte: „Weil ich indiscret gesprochen habe, so muß ich die Hand auf den Mund legen und schweigen.“

Fénelon und Bossuet, die Leuchten der gallicanischen Kirche, fordern unwillkürlich zum Vergleiche heraus. Bossuet, der ältere von Beiden, stand auf der Ueberlieferung und dem unerschütterlichen Boden der Kirche, auf den alten römischen Anschauungen, und fühlte sich gewissermaßen dazu geboren, die katholische Tradition zu vertheidigen; für die geheime und innerliche Religion der Reinen und Vollkommenen fehlte dem positiven Geiste jeder Geschmack, ihm war die Religion eine mehr äußere, mehr Form; in seinen kräftigen Armen hielt er die ganze Vergangenheit des Christenthums, bereit, mit ihr der furchtbaren Bewegung in der Gegenwart zu trogen; er ward aus dem Menschen zum Dogma mit aller Schärfe und Unerbittlichkeit eines Dogma, willens, zu herrschen, und sich bewußt, des Himmels Rechte zu vertreten. Nicht minder als Bossuet war Fénelon der katholischen Lehre ergeben, aber in seinem eigenen Gewissen fand er mancherlei Wahrheiten, mancherlei seltene und eigenartige Punkte, die er noch ergrübeln wollte, das Licht im Dunkeln suchte er nicht draußen, sondern in sich; ein Apostel innerlicher Inspiration, eine feurige und lebenswarme Seele, neigte er bald der Mystik zu; er stellte die Religion zu hoch, um für sie irgend einen Conflict mit der Wahrheit zu fürchten, und in diese seine Religion trug er die ganze



Zärtlichkeit der Mystiker hinein, seine Seele erfüllte die Liebe, die Liebe wurde zum Princip seines Lebens, zum Anker seines Genies; er nahm den Standpunkt Arnolds von Brescias und Savonarolas ein, den natürlich Ludwig XIV. nicht begriff; für ihn war Fénelon „der chimärische Schöngeist seines Reiches“. Fénelons Stand versagte ihm, sein Herz an eine irdische Creatur zu hängen, und so ergoß er es in Gott, den er lieben durfte; er schied sich und seine Gesinnungsgenossen von dem allgemeinen Christenthume, bekannte ein mysteriöses Christenthum auserwählter schöngeistiger Seelen, eine separate Frömmigkeit, eine höhere Religion als die univervelle; dem Fundamentalsatze Bossuets, der Univerfalkirche, dem Wir, stand bei Fénelon die Schaar der Auserlesenen, die persönliche Erfahrung, das Ich entgegen, Fénelon machte aus sich eine eigene Tradition, unbekümmert um die allgemein giltige, und gerade in diesem Ich liegt ein Hauptreiz seiner Schriften, stets tritt er für eigene Ideen, eigene Empfindungen, eigenen Glauben ein; sein Vertrauen zum eigenen Verstande und zur eigenen Meinung ist der Sporn seiner großen Vorzüge und die Ursache seiner Fehler gewesen; es tritt in ihm der Geist der Freiheit in Widerspruch mit dem Geiste der Disciplin; wenn nicht ein tiefer, so war er doch ein origineller Denker und obwohl Katholik, im Grunde frei. Seine Werke und seine Worte drangen aus seinem Herzen direct zum Herzen seiner Leser und Hörer, und man konnte von ihm sagen, was Marмонтel von Bauvenargues gesagt hat: „Er hält unsere Seele in seinen Händen.“ Und wenn er aus unmittelbarer Eingebung zu schreiben scheint, so durchfluthet doch ein Geist seine Gedanken; von allen Blättern weht derselbe milde Sinn, derselbe feste Glaube, aus allen hallt dieselbe durchbringende Stimme. Man hat den berühmten unitarischen Prediger in Boston, den 1842 verstorbenen William Ellery Channing, den „Fénelon der neuen Welt“ genannt, und gewiß haben wenig Menschen ein auf persönlicher Aehnlichkeit beruhendes, so sympathisches Urtheil über Fénelon gefällt, ohne etwa seine Schwächen und Extravaganzen zu leugnen. Von hinreißender Liebenswürdigkeit und kindlicher Güte ist Fénelon in seinem ungeheuren Briefwechsel, z. B. in den Lettres spirituelles, in den Briefen an den Chevalier Destouches, an die Gräfin Grammont, an den Herzog von Chevreuse u. A. Am bekanntesten aber wurde der Erzbischof durch eine Erziehungsschrift, die noch heute im höchsten Ansehen steht und wegen ihres Stils dem französischen Sprachunterricht gern zu Grunde gelegt wird.

Wie die Fabeln, in denen Fénelon seinem Vorbilde La Fontaine nachgeeifert hatte, und die Dialoge, schrieb er für seinen Zögling, den Herzog von Burgund, die „Aventures de Télémaque, fils d'Ulysse“. Ein untreuer Diener des Erzbischofs, mit der Abschrift des Manuscripts betraut, ließ seit Oktober 1698 die Copie in tiefstem Geheimnisse in einigen Kreisen circuliren und verkaufte sie, als er den großen Beifall bemerkte, einer Druckerei; diese begann, das Buch im April 1699 anonym herauszugeben

als plötzlich der Hof erfuhr, wer der Autor sei. Fénelon hatte sich eben der päpstlichen Verurtheilung unbedingt unterworfen, seine Schriften wurden darum doppelt strenge überwacht, er stand unter dem Banne königlicher Ungnade, und so bemächtigte man sich ohne Weiteres der bereits gedruckten Theile, nur wenige Exemplare entgingen der Polizei und erregten, wo immer sie gelesen wurden, verdoppeltes Interesse; die Druckerei verkaufte deshalb einige Handschriften des noch nicht gedruckten Restes, und im Juli kam die erste, höchst unvollständige Ausgabe des ganzen Buches im Haag heraus die Druckerpressen konnten kaum den Anforderungen genügen, die das Publikum stellte; bald erschienen auch anderwärts Ausgaben, Uebersetzungen in alle Sprachen folgten, erst 1717 besorgte Fénelons Großnichte, der Marquis Fénelon, eine authentische, nach dem Originalmanuscripte durchgesehene Ausgabe. Fénelon war seit seinen Jugendjahren ein begeisterter Verehrer von Hellas, wie Bossuet von Rom, die einfachsten und reinsten Griechen waren seine Lieblinge, Homer, Xenophon und Plato, die Odyssee zog ihn mächtig an und veranlaßte ihn zu seinem Telemach. Derselbe bekundet sich auf jeder Seite als pädagogisches Buch und ist speciell für den Herzog von Burgund abgefaßt, im „Mentor“ sehen wir beständig Fénelon vor Augen, im „Telemach“ den Prinzen, der einst Frankreichs Thron bestiegen soll; wir erkennen im Telemach des Herzogs Fehler und Schwächen, die allmählich Mentors weisen Rathe weichen oder durch Unglücksfälle gebessert werden; er soll vor dem galanten Leben des Versailler Hofes behütet werden, darum wird die Liebe kurzweg verurtheilt; uns freilich erscheint Telemach viel zu gefügig und nüchtern, um uns erwärmen zu können.

Fénelon verschmähte die Alexandriner und schuf eine einfache und elegante Prosa; seine Sprache fließt leicht dahin, ist bei großem Bilderreichtum voll Harmonie; er zuerst in der französischen Literatur pflegte die Sprache um ihrer selbst willen; der Telemach ist ein Epos in Prosa und sichert dem Autor einen Platz in der Literaturgeschichte. Auch politisch war das Buch von Bedeutung, das im Telemach aufgestellte Fürstenideal lief der Richtung Ludwigs XIV. schnurstracks zuwider, Fénelon besaß den Freimuth, das System des für allmächtig und allweise ausposaunten Königs unverblümt zu tadeln; er schilderte Ludwigs Enkel die ganze Thorheit und Verschuldung von Eroberungskriegen und tyrannischen Gewalthabern, den schweren Steuerdruck und das lächerliche Treiben des Hofes, er schilderte so durchsichtig, daß Jedermann in den Personen des Epos den König, Frau von Montespan zc. erkannte. Daß Fénelon ein Ideologe sei, wußte Ludwig längst; daß er sich aber unterjing, seine Chimären und seine Anklagen an die Adresse seines Enkels zu richten, erschien ihm mehr als dreist und steigerte seinen Widerwillen. Fénelon hielt es für möglich, die Menschen zu idyllisch-einfachen Zuständen zurückzuführen und gab in der Verfassung der Handelsstadt Salente das Bild seiner politischen Wünsche; dort herrscht Freihandel, volle Freiheit, Glückseligkeit, dabei freilich, was Fénelons Jrr-

gänge charakterisirt, Ausschluß aller Luxuswaaren, drückender Polizeigeist und strenger Klassenunterschied. Die Ungnade Ludwigs machte sich alsbald Fénelon bemerkbar, Fénelon protestirte nicht gegen die Publikation des Buches, bekamte sich auch nicht als Verfasser, galt aber allgemein dafür.

Auch ein neuer Kirchenstreit bot ihm nicht Gelegenheit, sich bei dem Könige und der Maintenon zu rehabilitiren. Der Zwist der Regierung mit den Jansenisten brach gegen Ende der Regierung Ludwigs nochmals aus, und Fénelon kämpfte in den Reihen der entschiedensten Gegner der Jansenisten; er rieth Papst und König 1702 in einer Denkschrift zur Strenge gegen die Jansenisten seiner Diöcese, beschwor sie aber, ihn an derartigen Maßregeln nicht als theilhaftig erscheinen zu lassen; 1713 begrüßte er mit Freuden die päpstliche Bulle Unigenitus, die den Jansenismus verdamnte und eine Art Unfehlbarkeitserklärung enthielt, und als sich sein Jugendfreund, der Cardinal von Noailles, ihr widersetzte, spornete Fénelon den König in einer Denkschrift zu unnachsichtiger Verfolgung an; er übersezte auch Augustins Werk „De gratia“ unter Beigabe antijansenistischer Erklärungen.

Ludwigs Ungnade gegen Fénelon war zwar eine vollständige, doch blieb der Prälat in innigstem Verkehre mit seinem Zöglinge, der Hoffnung des Volkes, das unter dem von ihm verurtheilten Systeme blutete; insgeheim wechselten sie vertrauliche Briefe, der Prinz und die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers bewahrten Fénelon lebenslang eine unbegrenzte Freundschaft und hielten trotz seines Exils an ihm fest. Er lebte in Cambrai als frommer Hirt und suchte das Wohlgefallen Aller zu erwecken, die ihm nahen, denn er wünschte, beliebt zu sein, und erreichte diesen Zweck besser als irgend ein Zweiter; mit fürstlichem Anstande und großem Aufwande empfing, er und immer größere Schaaren drängten sich zu ihm. Voll Leutseligkeit besuchte er auf seinen Reisen die Bauern, aß und trank mit ihnen, belehrte sie und hörte ihren Leidensgeschichten geduldig zu, er war der Vertraute seiner ganzen Diöcese, der Vater der Armen und Kranken; oft war sein Sprengel während der Kriege Ludwigs der Schauplatz der Verheerung und des Elends welche feindlichen Truppen aber auch kamen, sie ehrten Fénelon und boten ihm Schutz an, den er freilich nicht brauchte; er ging in die Spitäler und stand selbst der Pflege vor; kein Wunder, daß sein Name das Idol der Soldaten, wie das des kleinen Mannes wurde! Nie sprach er etwas vom Hofe und von Geschäften, was mißdeutet werden oder Anlaß geben konnte, ihn der Schmeichelei zu zeihen; in seinem geistreichen Geplauder erinnerte er nie an das, was er gewesen, nie an das, was noch zu werden er so sehnsüchtig hoffte. Und welche undefinirbare Grazie, welche Gewalt und welch' einschmeichelnde Schönheit verbanden sich in seinem Munde; hat doch Bauvenargues geradezu als seinen Lebenswunsch bezeichnet: „zu denken wie Pascal, zu schreiben wie Bossuet, zu sprechen wie Fénelon!“

Der Herzog von Burgund hatte sich gut entwickelt, war wenigstens eine Natur voll Ernst und Haltung geworden, erfüllt vom Bewußtsein seiner durch

hohe Geburt überkommenen hohen Pflichten, frei von Härtherzigkeit gegen den armen Mann; je älter er wurde, um so mehr füllte sich sein Hof mit Bewerbern um seine Gunst, und auch des allbeliebten Lehrers Kreis wuchs um Ehrgeizige und Stellenjäger. Bossuets Zögling, der unfähige Dauphin, fiel den Blattern am 14. April 1711 zum Opfer, der Schüler Fénelons wurde Dauphin. Fénelon hatte ihm in seinem Briefwechsel wenig Schmeichelhafes gesagt, ihn fast unablässig getadelt und auf seine Fehler hingewiesen, jetzt hoffte er, die Früchte seiner Lehren reifen zu sehen, und man sah in ihm und dem bekannten Memoirenschriftsteller, Herzog von Saint-Simon, die künftigen Minister Ludwigs XV. Der Dauphin frug Fénelon in allen politischen und kirchlichen Dingen um Rath, und Fénelon sandte ihm ein Memoire um's andere; er arbeitete mit neuem Feuer, um aus dem Dauphin einen gesegneten Fürsten zu machen, und tadelte mit altem Freimuth die bestehenden Verhältnisse. Im „Examen de la conscience d'un roi“ empfahl er dem Dauphin die Verminderung der Abgaben, die Beschränkung von Heer und Hofhalt, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, er rief nach den seit einem Jahrhundert nicht mehr versammelten *Etats-généraux*, auf denen Clerus und Abel alles bedeuteten und der dritte Stand nichts zu sagen hatte; diese Reichsstände sollten die Gesetzgebung, Clerus und Abel in den Provinzen die volle Verwaltung führen, und darum sollten die Intendanten, durch die das Königthum direct in die Provinzialverwaltung eingriff, fallen. Fénelons Plan ging hinaus auf die Abdankung der Krone vor souveränen Ständen, auf die Auflösung der Monarchie in autonome Provinzen, auf die Souveränität des feudalen Frankreich, endlich auf die volle Unterwerfung der französischen Kirche unter Roms Allgewalt; ganz ähnlich dachte sein Bewunderer Saint-Simon, der wie er des Dauphins volle Gunst genoß. Zu Frankreichs Heil wären diese „Chimären“ freilich nicht ausgeschlagen! In der „*Esquisse d'un plan dressé pour le gouvernement d'un royaume*“ besprach Fénelon eine Neugestaltung der französischen Staatsverwaltung; er ermahnte den Dauphin, er solle nach der Thronbesteigung sofort zum Frieden zu gelangen suchen und künftig jedem Zwiste, besonders mit Großbritannien, ausweichen; er forderte Reduction der Armee und Reform des Steuerwesens, Abschaffung der Salz- und Kopfsteuer und der Zehnten, Erhebung der Abgaben nach festen Normen wie im Languedoc; in allen Provinzen sollten Provinzialstände die Verwaltung besorgen und so die Intendanten in Wegfall bringen; die Reichsstände sollten sich alle drei Jahre versammeln, aber nur consultative Stimme haben; für Clerus und Abel erwartete Fénelon besondere Begünstigungen, dem Volke blieb lediglich die Pflicht des Gehorsams. Es bleibt ewig merkwürdig, daß diese Ansichten im königlichen Frankreich dem Dauphin gegenüber aufgestellt wurden! Der Freund von Clerus und Abel war ein erbitterter Feind des königlichen Despotismus. Der beste Beleg hierfür ist sein 1693 geschriebener „Brief an Ludwig XIV.“, bei dem freilich auch Ehrgeiz und Aerger, nicht am

Ruder zu sein, ihre Rolle mitspielten; in packenden Worten warnte er den eitlen, von Schmeichlern umringten Monarchen vor Selbsttäuschung und vor Mißtrauen, warf ihm vor, er fürchte sich vor jedem hervorstechenden Talente und wolle die Wahrheit nicht hören, lasse hingegen seit 36 Jahren alle Maximen des Regimentes von gewissenlosen Ministern umstürzen; er schilderte ihm einerseits die Noth des völlig zerrütteten und verarmten Volkes, andererseits den ungeheuerlichen Luxus des Hofes und rief ihm zu: „Man hat Ihren Namen verhaßt und die ganze französische Nation all unseren Nachbarn unerträglich gemacht. Man hat keinen ehemaligen Allirten behalten, weil man nur Sklaven haben wollte.“ Eingehend sprach er über die Eroberungskriege seit über 20 Jahren, betonte: „Fremdes Gut ist uns nie nöthig,“ und stand nicht an, den König zur Herausgabe seiner sämtlichen widerrechtlichen Eroberungen aufzufordern; er erinnerte ihn in herben Worten an die Reunionsmanöver und an den Raub Straßburgs mitten im Frieden. Der merkwürdige Brief trägt weder Datum noch Unterschrift, was den Muth Fénelons wesentlich geringer erscheinen läßt, als wenn er mit seinem Namen eingetreten wäre; der Brief gelangte in Ludwigs Hände, und man errieth wohl den Verfasser, wie wir aus den Briefen der Frau von Maintenon schließen dürfen; die Ungnade des Königs verminderte sich jedenfalls nicht.

Um so mehr setzte Fénelon alle Hoffnungen auf seinen Zögling. Da brachen diese jäh zusammen, die liebenswürdige Dauphine wurde am 12. Februar 1712 ein Opfer der Rötheln, am 18. d. M. folgte ihr der Dauphin in's frühe Grab, auch sein älterer Sohn starb, es hinterblieb nur ein zweijähriger, der spätere Ludwig XV. Die Papiere, die sich bei dem Dauphin vorfanden, wurden mit Beschlag belegt und seinem mißtrauischen Großvater übergeben, der Dauphin hatte jedoch noch manche verbrannt oder Beauvilliers anvertraut, unter letzteren war Fénelons „Examen de la conscience d'un roi“, das Ludwigs Antlitz wohl zu scheuen hatte. Im Dauphin begrub Frankreich seine Zukunft, Fénelon alle Hoffnungen der Zärtlichkeit und des Ehrgeizes; aus seinen Briefen spricht ein tiefer, ungekünstelter Schmerz, ehrlich und einfach äußert er: „Ich leide, Gott weiß es . . . mir scheint, Alles, was ich liebe, stirbt.“ Die Höflinge, die ihn bisher umringt, zogen sich zurück; sein Zögling konnte ja nicht mehr König werden! Um ihn wurde es stille, er lernte immer mehr die Menschen verachten, und die wenigen Freunde starben einer um den andern, am letzten August 1714 auch Beauvilliers, den er so innig geliebt hatte. Doch ermattete er nicht in seiner Thätigkeit; auf den Wunsch des dem Throne nahe gerückten Herzogs von Orléans schrieb er den „Traité sur l'existence de Dieu“, er fand den Grund zur Existenz Gottes in der harmonischen und weisen Ordnung der Natur und in den dem Geiste eingeborenen Ideen. Neben anderen Schriften wären noch „Dialogues sur l'éloquence“ und „Mémoire et lettre sur les occupations de l'Académie française“ besonders hervorzuheben. Das beste Charakterbild Fénelons, von dem wir in der Münchener

Pinakothek ein gutes Gemälde von Joseph Vivien († 1734) besitzen, entstammt der Feder des Herzogs von Saint-Simon: „Der Prälat war ein großer, hagerer, wohlgebauter Mann, blaß, mit großer Nase, mit Augen, aus denen Feuer und Geist wie ein Strom hervorbrachen, und einer Physiognomie, wie ich keine ähnliche je sah, die auch unvergeßlich war, wenn man sie einmal gesehen. Sie vereinigte alles, und die Gegensätze widerstritten einander nicht. Sie besaß Gravität und Galanterie, Ernst und Frohmuth; sie zeugte vom Gelehrten, vom Bischof und vom Grandseigneur; was da wie auch in seiner ganzen Person prävalirte, war Gewandtheit, Geist, Anmuth, Decenz, vor Allem Adel. Es kostete Mühe, sich von seinem Anblicke loszureißen. Mit jenem Ton und guten Geschmack, den man nur durch den steten Umgang mit der besten Gesellschaft und mit der großen Welt erlangt, verband sich natürliche, sanfte, blumige Beredsamkeit, einschmeichelnde, aber edle und maßvolle Höflichkeit, leichte, klare und angenehme Aussprache, eine gewisse Klarheit und Präcision auch bei den verwickeltesten und sprödesten Stoffen. Dazu kam, daß er nie mehr Verstand haben wollte, als die, mit denen er sprach, daß er sich immer auf ihre Stufe stellte, ohne es sie je merken zu lassen, und so bezauberte er Alle, man konnte ihn nicht verlassen und sich das Glück nicht versagen, ihn wieder aufzusuchen. Dies ihm im höchsten Grade eigene Talent fesselte seine gesammten Freunde trotz seines Sturzes so ganz und gar an ihn; in ihrer Zersprengung versammelten sie sich, um von ihm zu reden, ihn zu bedauern, ihn herbeizuwünschen, sich immer mehr an ihn anzuschließen, wie die Juden an Jerusalem, nach seiner Rückkehr zu seufzen und immer auf ihn zu hoffen, wie dies unglückliche Volk noch nach dem Messias, den es erwartet, seufzt. Durch diese Prophetenautorität hatte er sich einer Herrschaft über die Seinen bemächtigt, die bei aller Sanftmuth doch keinen Widerstand duldete.“ Mit dem Tode des grossenden königlichen Löwen konnte Fénelon hoffen, noch einmal zu hohem Ansehen bei der Regierung zu gelangen, da der muthmaßliche Regent, Orléans, ihm sehr gewogen war; die Gesundheit Ludwigs XIV. zerbröckelte, viele Höflinge erinnerten sich Fénelons wieder, ein neuer Stern schien aufgehen zu sollen.

Das Schicksal hatte anders entschieden, neben dem flackernden Lichte des Monarchen stand das Fénelons, und der Engel des Todes löschte dies zuerst. Auf einer Reise durch die Diöcese stürzte sein Wagen um, der schwächliche Körper erlitt einen nachwirkenden Stoß; Fénelon kam leidend nach Cambrai zurück, Fieber brach aus, und er ging, unbekümmert um alles Irdische, dem Ende entgegen. Sein letzter Brief betraf das Heil seiner Diöcese und war an den mächtigen Beichtvater, Pater Le Tellier, adressirt, um dem Könige unterbreitet zu werden; Fénelon wünschte, in Frieden zu sterben, darum betonte er unter Klagen über den Jansenismus: „Ich habe nie andere Gelehrigkeit als gegen die Kirche besessen, und Abscheu vor den Neuerungen, die man mir zugeschrieben hat. Ich nahm die Beurtheilung

meines Buches mit der absolutesten Einfalt hin. Während keines Momentes in meinem Leben kannte ich etwas anderes für die Person des Königs, als die lebhafteste Dankbarkeit, den ehrlichsten Eifer, den tiefsten Respekt und die unverbrüchlichste Anhänglichkeit.“ Tags darauf, 7. Januar 1715, hatte er ausgelitten; er starb unter allgemeiner Trauer des In- und Auslandes, nur nicht des Königs, den er zu wahr gezeichnet hatte, um je seine Verzeihung zu finden. Man bestattete ihn unter dem Hochaltare der Kathedrale von Cambrai; im Jahre XII. der Revolution, 1804, fand man dort seine Gebeine, und es wurde ihnen von Napoleon ein Mausoleum zugebacht; dasselbe unterblieb zwar, doch errichtete die zweite Restauration ihm 1826 ein Denkmal in der Kathedrale, in der so oft seine beredte Stimme erklungen, und unter dem Julikönigthum erhob sich 1840 in Périgueux, der Hauptstadt seiner engeren Heimat, seine Bildsäule an den Allées de Tourny. In Fénelon war eine der gewaltigsten Säulen von Ludwigs XIV. Zeitalter zerbrochen, es ging immer mehr zu Ende mit dessen Nimbus, und in Fénelon fand die nahende Revolution gegen das ancien régime einen ihrer ersten Sturmvögel, einen der Ersten, die mit Colbert sagten: „So kann es nicht weitergehen!“





## Die Volksgesetzgebung in der Schweiz.

Don

Ludwig Fulb.

— Mainz. —

**D**ie im Laufe des jüngsten Jahres in Belgien, dem lange Zeit als constitutioneller Musterstaat betrachteten Lande, in Angriff genommene Verfassungsrevision, welche dem König das Recht gewähren soll, die Bevölkerung unmittelbar über die Annahme oder Verwerfung eines Gesetzes zu befragen, mit dem die Kammern bereits befaßt gewesen sind, hat die Aufmerksamkeit wieder auf den Staat gelenkt, in dem seit Jahrzehnten die directe Volksgesetzgebung eine organische Einrichtung ist. Dieser Staat ist die Schweiz, und die charakteristische Eigenthümlichkeit der Entwicklung des schweizerischen Staatslebens seit einem Menschenalter besteht in dem Uebergang von der repräsentativen Demokratie zu der reinen Demokratie. Bekanntlich unterscheiden sich beide Arten der Demokratie dadurch, daß die erstere die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in die Hände einer von dem Volke gewählten Versammlung legt, während die letztere mindestens die gesetzgebende Gewalt nur durch das Volk als solches ausgeübt wissen will. Dem demokratischen Staatsideal wird nur die reine Demokratie gerecht, die repräsentative ist nur eine unvollkommene Erfüllung des demokratischen Gedankens, und das Volk kann sich, vom Standpunkte dieser Anschauung aus, selbst nicht, wenn es wollte, des Rechtes berauben, selbst die Gesetzgebung auszuüben. Klar und deutlich hat dies der Mann ausgesprochen, dessen Schriften für die Entwicklung der demokratischen Ideen so bedeutend waren, Jean Jacques Rousseau, und die praktische Verwirklichung dieses Gedankens wurde in der Schweiz im Laufe des gegenwärtigen Menschenalters unternommen. Vor dem Ausbruch der französischen Revolution hatte das Verfassungsleben der Schweiz einen ziemlich ausgesprochenen aristokratischen-oligarchischen Charakter, der auch die Stürme der großen Bewegung über-



dauerte und bis zum Jahre 1830 seinen beherrschenden Einfluß ausübte. Eine eigentliche Verfassung im heutigen Sinne bestand für die Eidgenossenschaft von 1798 nicht, das Band, das die einzelnen Kantone verknüpfte, war ein höchst loses, und das Gesamtstaatsrecht beruhte vielfach nicht sowohl auf geschriebenem Recht wie auf Gewohnheitsrecht und Herkommen. Das einzige Organ, das die Existenz eines über den Kantonen stehenden Staatsganzen — wenn man diesen Ausdruck gestatten will — verkörperte, war die sogenannte Tagsatzung, von der man sich in Deutschland aber vielfach eine vollständig irrige Vorstellung macht; die Tagsatzung war nicht, wie man aus dem „Tell“ wohl entnehmen könnte, eine politische, den Gesamtstaat repräsentirende Körperschaft, sondern eine Versammlung von Vertretern der verbündeten Kantone, welche in erster Linie nicht sowohl politische, als schiedsrichterliche Aufgaben hatte. Durch die Revolution und die ihr folgenden Verfassungen wurde dieser Zustand geändert; mehr und mehr wich das Band der völkerrechtlichen Verknüpfung einem staatsrechtlichen, aus einem losen Staatenbund entwickelte sich der Bundesstaat, der sich die ihn repräsentirenden Organe schuf und insbesondere nach 1830 zu einem wirklichen Staate wurde. Während vor 1848 von einer unmittelbaren Gesetzgebung durch das Volk kaum die Rede war und nur ganz vereinzelt Einrichtungen bestanden, welche die Entscheidung über Fragen der Gesetzgebung in die Hände des Volkes legten, machte sich nach dieser Zeit eine immer stärker werdende Bewegung geltend, welche zweck- und zielbewußt die Erziehung der repräsentativen Demokratie durch die reine zum Gegenstande hatte; zunächst hatte dieselbe Erfolg in den Kantonen, wo entweder das obligatorische oder das facultative Referendum eingeführt wurde, im Jahre 1874 aber auch in dem Gesamtstaate. Die Verfassung dieses Jahres nahm durch Art. 89 und 90 das Referendum als organische Einrichtung auf und sanctionirte damit auch für die Eidgenossenschaft als solche den Uebergang zu der reinen Demokratie. Inhaltlich dieser Vorschriften bedürfen Bundesgesetze sowie Bundesbeschlüsse der Zustimmung der beiden Räthe, aus welchen sich die Bundesversammlung zusammensetzt. Bundesgesetze, sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen außerdem dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30 000 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von acht Kantonen verlangt wird. Die Frist, innerhalb welcher die Volksabstimmung begehrt werden muß, beträgt 90 Tage, welche von der Veröffentlichung des betreffenden Gesetzes seitens des Bundesrathes an laufen. Wie hieraus ersichtlich ist, hat die Verfassung nicht das obligatorische, sondern das facultative Referendum eingeführt; nicht alle Gesetze und Bundesbeschlüsse unterliegen der Entscheidung des Volkes bezüglich Annahme oder Verwerfung, sondern nur solche, in Ansehung deren die Volksentscheidung begehrt wird. Es ist klar, daß vom Standpunkte der reinen Demokratie das obligatorische Referendum den Vorzug vor dem facultativen verdient, denn nur dann, wenn ersteres eingeführt ist, hat das souveräne

Volk die Rechtsbildung ganz in seiner Hand, nur dann kann auch nicht das kleinste und unbedeutendste Gesetz zu Stande kommen, ohne daß das Volk in seiner Gesamtheit sich über die Annahme oder Verwerfung entsprecht. Ebenso klar ist aber, daß in einem größeren Staatswesen die Anwendung des obligatorischen Referendums auf Schwierigkeiten stößt, die sich bei bestem Willen nicht überwinden lassen; in kleinen Gemeindeverbänden mag es angehen, alljährlich mehreremale die stimmberechtigten Bürger zusammen zu berufen und sie über alle Gesetze, deren Erlaß für erforderlich erachtet wird, abstimmen zu lassen, in einem größeren Staatswesen ist dies einfach unmöglich, soll nicht der Gang des Staatslebens außerordentlich erschwert werden, will man nicht Verzögerungen in der Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse des staatlichen Lebens heraufbeschwören, welche sich bitter rächen. Eine Unterscheidung unter den Gesetzen, je nachdem dieselben dem Referendum unterworfen sein sollen oder nicht, ist dieserhalb unbedingt geboten. Hält man dies aber fest, so kann die Form, in welcher in der eidgenössischen Verfassung das facultative Referendum eingeführt worden ist, jedenfalls als diejenige bezeichnet werden, welcher am wenigsten Bedenken entgegenstehen. Das Volk selbst entscheidet darüber, ob die Urabstimmung angemessen ist oder nicht; die Zahl der Bürger, welche das Referendum begehren müssen, ist nicht sehr groß, sie ist nicht so erheblich, daß es einer auch nur einigermaßen rührigen Agitation schwer fallen könnte, die nöthigen Unterschriften dann zusammenzubringen, wenn es sich wirklich um eine die weitesten Kreise berührende Angelegenheit handelt, und fraglich ist, ob die Ueberzeugung der Mehrheit der Nation mit der Ansicht der Bundesversammlung übereinstimmt. In der That sind denn auch die Erfahrungen, die man seither mit der Anwendung des Referendums gemacht hat, durchaus nicht als ungünstig zu bezeichnen; die Schweizer haben von demselben mit Mäßigung Gebrauch gemacht und selbst diejenigen Politiker, welche mit Mißtrauen auf die Erweiterung der Volksrechte blicken, können nicht umhin zuzugestehen, daß ihre Befürchtungen denn doch nicht schlechthin in Erfüllung gegangen sind. Trotzdem die heutige schweizerische Demokratie stark im Fahrwasser des Radicalismus segelt, ist es doch wiederholt den extremen Radicalen nicht gelungen, die zur Vornahme der Volksabstimmung erforderlichen 30 000 Stimmen zu sammeln; in den letzten Jahren bot sich zweimal Gelegenheit, diese Beobachtung zu machen. Als der Bundesrath einen eidgenössischen Generalanwalt zur Ueberwachung der Fremden und insbesondere zur Beobachtung der socialistischen und anarchistischen Bewegung einsetzte, suchte die socialistische Arbeiterpartei vergebens mittelst der Volksabstimmung diese neue Einrichtung zu Fall zu bringen, es gelang ihm nicht, innerhalb dreier Monate die Unterschriften von 30 000 Bürgern beizubringen; den gleichen Mißerfolg hatte sie bei dem Versuch, das neue Auslieferungsgesetz mittelst der Volksabstimmung zu beseitigen, auch hier erwies sich der gesunde und praktische Sinn der Schweizer mächtiger, als die Wirkung der radicalen Redensarten und der

Einfluß einer rücksichts- und scrupellos betriebenen Wühlerei. Kann so- nach der Schweiz das Zeugniß nicht verweigert werden, daß ihre Bevölkerung von dem Referendum im Großen und Ganzen einen weisen und maßvollen Gebrauch gemacht hat, so folgt daraus andererseits natürlich nicht, daß die Einrichtung sich in jedem Staate so bewähren würde, wie sie sich bis jetzt in dem Alpenlande bewährt hat; wir sagen ausdrücklich bis jetzt, denn wie es mit der Bewährung dann aussehen wird, wenn die Socialdemokraten erst einen größeren Einfluß und eine bedeutendere Macht erlangt haben, die sie dazu befähigen wird, die Gesetzgebung im Sinne ihrer Ideen zu reformiren, muß abgewartet werden: es wäre doch möglich, daß man, wenn erst der Senn und der Kuhhirt, welche natürlich über die Annahme oder Verwerfung der Gesetze ebenso gut zu entscheiden haben, wie der erste Beamte und hervorragendste Gelehrte, von der Wahrheit des socialistischen Evangeliums durchdrungen sind, andere Ergebnisse erzielte als bisher; das Referendum bietet in Verbindung mit der sofort zu erwähnenden Initiative den Socialisten die Möglichkeit, ihren Forderungen Eingang in die Gesetzgebung zu verschaffen, ohne daß auch nur einer der Genossen die bekannte Heugabel zu nehmen braucht. Vielleicht bietet schon die nächste Entwicklung des Staatslebens in der Schweiz reichliche Gelegenheit, interessante Beobachtungen in dieser Beziehung zu machen. Der Radicalismus hat in manchen Kantonen dem Socialismus in der Revision der Gesetzgebung der Art vorgearbeitet, daß letzterer nur auf dem Wege weiterzugehen braucht, den die Kantönligerbaltigen da und dort vorgezeichnet haben.

War mit der Einführung des facultativen Referendum auch einem guten Theil der demokratischen Wünsche Rechnung getragen, so genügte der dadurch errungene Erfolg auf die Dauer gleichwohl nicht, das Volk hatte allerdings die Entscheidung über die Annahme oder Verwerfung der Gesetze, aber es besaß nicht das Recht, die Vorlegung eines Gesetzes vorzuschlagen, mit bestimmtem Inhalte verlangen zu können; die Ergänzung des Referendum durch dieses Recht der Initiative wurde seit Jahren eifrigst betrieben, und nachdem die kantonale Gesetzgebung auch hierin vorangegangen war, ist am 5. Juli 1891 in der Volksabstimmung ein Gesetz angenommen worden, welches das Recht der Initiative in die eidgenössische Verfassung einführt. Hiernach können 50,000 Schweizerbürger das Begehren um Aufhebung, Erlaß oder Aenderung bestimmter Artikel der Verfassung stellen, und zwar entweder in der Form allgemeiner Anregung oder in derjenigen eines ausgearbeiteten Gesetzentwurfes; im ersteren Falle haben die eidgenössischen Rätthe, wenn sie mit der Anregung einverstanden sind, einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, der vor das Volk zu bringen ist, im zweiten Falle beschließt die Bundesversammlung die Zustimmung zu dem Entwurfe oder sie lehnt ihn ab; bei der Ablehnung gelangt er gleichzeitig mit einem von ihr auszuarbeitendem Entwurfe vor das Volk, bei der Zustimmung dagegen ohne Weiteres; auch wenn die Rätthe mit der Anregung nicht einverstanden sind, wird dem Volke die Frage vor-

gelegt, ob im Sinne der Anregung die Verfassung zu ändern sei. Durch diese Neuerung ist das Referendum nach der positiven Seite ergänzt und damit die Volkssouveränität wesentlich erweitert worden; ein Bruchtheil, wenn auch immerhin ein nicht unerheblicher der Gesamtbevölkerung kann die vollziehende Gewalt zur Vorlegung eines Gesetzes mit bestimmtem Inhalt zwingen oder selbst ein solches vorlegen, das souveräne Volk hat damit die Gesetzgebung unmittelbar in seine Hand genommen und von der repräsentativen Demokratie ist hiernach nicht mehr viel übrig geblieben. Wie sich diese Erweiterung der Volksrechte bewährt, muß abgewartet werden, der erste Gebrauch, der von der Initiative gemacht wurde, besteht in dem Verlangen nach Vorlegung eines Gesetzes, welches das sogenannte rituelle Schächten, d. h. die bei den orthodoxen Juden übliche Tödtung von Thieren ohne vorgängige Betäubung unterjagt; man würde übrigens sich im Irrthum befinden, wollte man dieses Vorgehen auf antisemitische Motive zurückführen, dasselbe entspringt vielmehr der Thätigkeit der Thierschutzvereine, die in der Schweiz eine einflußreiche Stimme besitzen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die Voraussetzungen, unter welchen von der Initiative Gebrauch gemacht werden darf, manche Bedenken zerstreuen, die an sich gegen diese Einrichtung geltend zu machen sind, so ist und bleibt diese Neuerung doch eine höchst gefahrliche; es kann gar nicht fehlen, daß im Laufe der Jahre zahlreiche Vorschläge werden eingebracht werden, welche einen bedenklichen Charakter besitzen; rücksichtslosen Wählern wird es, wenn auch mit einiger Anstrengung, gelingen, 50 000 Stimmen zu sammeln, um die Vorlegung eines Gesetzes zu bewirken, der ihren Gedanken entspricht. Auch wenn die politische Bildung größer wäre, als sie es thatsächlich in der Schweiz ist, bliebe die Einführung des Rechts der Volksinitiative ein gewagtes Experiment, das am letzten Ende nur den Radicalsten der Radicalen nützen dürfte, der Umstand, daß in verschiedenen Kantonen die Anwendung der Initiative zu Uebelständen bislang nicht geführt hat, beweist gar nichts; in einem kleinen Staate mit einfachen Verhältnissen kann eine Einrichtung ohne Bedenken eingeführt werden, die in einem großen mit verwickelten Verhältnissen die Stetigkeit der staatlichen Entwicklung schwer gefährdet. Das Erstarken der Socialisten in der Schweiz, mit denen ein Theil der radicalen Demokraten sympathisirt, läßt zudem diese directe Volksgesetzgebung in einem ganz anderen Lichte erscheinen; verstehen die Socialisten die Massen gehörig zu bearbeiten — und hieran zu zweifeln wäre doch mehr als naiv — so dürften die schweizerischen Republikaner da und dort Erfahrungen machen, welche ihnen zwar sehr lehrreich, aber weniger angenehm sein werden. Es ist nach dem natürlichen Entwicklungsgang der Dinge nicht zu bezweifeln, daß die Verwirklichung der Forderungen der reinen Demokratie in der Schweiz noch weitere Fortschritte machen wird; der Stein ist in's Rollen gebracht, und wer möchte wohl die Linie angeben, an welcher seine Bewegung zum Stillstand gebracht wird? Der Initiative dürfte die Umwandlung des facultativen Referendum in das obligatorische folgen,

und eine weitere Maßregel zur Demokratisirung des Staatslebens wird in der Wahl der Richter durch das Volk bestehen, wozu die Ansätze bereits vorhanden sind. Ob man sich für die Wahl auf Lebenszeit oder nur für einige Jahre entschließen wird, kann natürlich nicht vorhergesagt werden, aber darüber besteht wohl kein Zweifel, daß, wenn die Wahl der Richter durch das Volk auf die Dauer eines Jahres oder einiger Jahre eingeführt werden wird, die schweizerische Justiz, die in manchen Kantonen ohnehin noch an die schöne Zeit erinnert, allwo die Waldstädte den Bund gegen Oesterreich schlossen, mit der Zeit sich kühn an die Seite der Justiz des Rabi stellen kann, der bekanntlich bei jedem Urtheile denkt: Allah weiß es besser. Die Schweiz kann sich dank ihrer eigenthümlichen, von dem Industrialismus noch nicht so durchsehten Verhältnisse, dank ihrer gesicherten neutralen Stellung und — last not least — dank dem Umstande, daß sie eine Bevölkerung besitzt, die zum größten Theile aus tüchtigen, arbeitslustigen, charakterfesten, dabei mit gesundem, praktischem Sinn begabten Elementen besteht, manche demokratische Experimente erlauben, die einen anderen Staat zerrütten würden; ob sie aber stark genug ist, auch die Consequenzen der Initiative und der weiteren Demokratisirung zu ertragen, die nur eine Frage der Zeit ist, dürfte denn doch recht zweifelhaft sein. Daß das Referendum in einem republikanischen Staate ein treffliches Erziehungsmittel der Massen ist, daß es vor Allem dazu beiträgt, zwischen den oberen und unteren Klassen der Gesellschaft einen steten Contact zu schaffen, dessen Mangel in anderen Staaten nicht genug bedauert werden kann, daß er schließlich der wahren Mehrheit die ihm gebührende Stimme und den ihr zukommenden Einfluß auf die Rechtsbildung verschafft, wird auch derjenige anerkennen müssen, welcher in der streng constitutionellen Monarchie nach dem Muster Englands die beste Staatsform zur Zeit erblickt. All diese Vorzüge entbehrt aber die Initiative, und das Urtheil über sie muß deshalb ein wesentlich anderes sein, wie die Beurtheilung jenes.

Es ist einleuchtend, daß das Referendum sich mit dem monarchischen Staatsgedanken nicht verträgt; in der Monarchie, auch in der durch den Parlamentarismus beschränkten, kommt die Souveränität nicht dem Volke, sondern dem Monarchen zu, der auch in Verbindung mit der Volksvertretung das oberste der in der Souveränität enthaltenen Rechte, das Recht der Gesetzgebung ausübt. Die Einführung des Referendum in einer Monarchie ist deshalb eine direct gegen das monarchische Princip gerichtete Maßregel, und hierin wird auch durch die Thatfache Nichts geändert, daß die Volksabstimmung nur auf das Verlangen des Monarchen stattfindet, der sich in einer bestimmten Frage mit der Volksvertretung in Widerspruch befindet. Der Staat, welcher das Referendum einführt, anerkennt damit die Souveränität des Volkes; in jedem Staate giebt es aber nur einen Souverän, mit dem Augenblick, in welchem das Volk die Souveränität thatsächlich ausübt, hat der Monarch aufgehört im eigentlichen Sinne Souverän zu sein. Ob man dies in Belgien bei der Revision der Verfassung wohl zur Genüge beachtet hat?



## Mattes Blut.

Novelle

von

Hjalmar Christensen.\*)

### I.



ie hatte ein regelmäßiges, fast antikes Profil, die kurze jüdländische Stirn einer Messalina und ein starkes und rundes Kinn, wie es bei dem nordischen Typus nur selten zu finden ist. Das Haar, bräunlich blond ohne Glanz, kräuselte sich mit einer eigenen leichtsinnigen Derbheit; es war unmöglich, es in die Frisur zu sammeln, Locken rissen sich los und spielten mit der bleichen, brünetten Haut der Wangen, und lange Haare, lichter als die andern, kitzelten einen Nacken, dessen geschmeidige Kraft manchen jugendlichen Beschauer tiefer athmen ließ.

Der größte Reiz dieses Hauptes waren jedoch ein paar große blaue Augen, deren unberechenbar wechselnder Ausdruck ihren Mann, ihre Freunde und Bewunderer verwirrte. Diese Augen konnten an ein altkluges trauriges Kind erinnern; und an ein junges Mädchen, welches noch träumt — bereits erwachsen ist, es aber nicht weiß, und sie konnten bisweilen in unbarmherziger Kälte denselben Ausdruck bekommen, wie der eines koketten Weibes, wenn es mit einem eroberten Anbeter fertig ist.

\* \* \*

Es war an einem September-Nachmittage.

Sie saß und sah zum Fenster hinaus, welches nach einem kleinen Garten geöffnet war, auf zwei alte, welkende, aber noch laubreiche Ahornbäume, welche den Lärm der Straße dämpften.

---

\*) Einzig autorisirte Uebersetzung von Ernst Drausewetter.

Ihr Mann stand und betrachtete sie:

„Was willst Du denn?“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn ich nun Dich bitte.“

„Ja — aber ich weiß nicht. Diese Parteen nach Deinem Gut hinaus haben angefangen mich zu langweilen. Die langen einsamen Tage, an welchen Du auf die Jagd gehst. Dort sind keine Menschen.“

„Na ja, ich begreife das. Aber am Abend. Für mich sind das die glücklichsten Stunden — wenn ich dann nach Hause komme, und ich weiß, daß Du da bist — an dem großen Kamin im Wohnzimmer sitzen, eine matte Bluth über allem in der Nähe Befindlichen und das Uebrige in schweigendem Halbdunkel — sich gesund und sicher und heimisch fühlen — bei Dir, Helene.“

„Ja — ja, natürlich. Aber ich kann nicht so wie Du sitzen und mich am häuslichen Herde wärmen. Das geht einen Abend oder zwei, im Anfang gefiel es mir dort auch recht gut. Aber nicht Tag für Tag. Du weißt, ich will mich amüsiren, die Leute sollen mir den Hof machen“ — sie sah ihn lächelnd an, „so bin ich nun einmal, das weißt Du ja.“

„Ja, ja, Helene. Aber Du mußt mich nicht ganz im Stiche lassen, für die Zukunft.“

„Ach nein, ich bekomme schon wieder Lust dazu, wenn einige Zeit vergangen ist. Im Augenblick bin ich nun einmal zu andern Dingen aufgelegt.“

Ihr Mann blieb noch einen Augenblick stehen. Sein längliches, mageres Gesicht, mit den ernstesten grauen Augen, und dem großen dunklen, ein wenig hängenden Schnurrbart, der melancholisch wirkte, wurde fast lebhaft, während er seine Gattin betrachtete, soviel Bewunderung und Zärtlichkeit barg der Ausdruck in sich.

Er war noch jung, nur sechsundzwanzig Jahre, aber sein Wesen hatte für gewöhnlich etwas Zerstreutes, Wortkarges, Düsteres an sich, was ihn älter erscheinen ließ. Er war ein einfacher Jurist, mit Vermögen, und interessirte sich nicht sonderlich für Anderes als seine Frau, mit welcher er sich vor einem halben Jahre verheirathet hatte, und für die Jagd.

Er beugte sich nieder, küßte ihre Hand und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen.

\* \* \*

Es dämmerte langsam und lange, ein melancholisches Halblight, welches von den gelblichen Farben des westlichen Himmels genährt wurde; der zur Neige gehende Tag, der blasse Herbst und die Einsamkeit stimmten die junge Frau ganz traurig, ihr war ängstlich zu Muth, so allein, sie konnte sich aber nicht aufraffen, sondern blieb am offenen Fenster sitzen — der Anblick der freudelosen Natur, welche matt zur Ruhe gleitet, der krankhaft glühende Himmel und das todte Laub wirkten fast lähmend auf sie. —

Sie wurde durch einen Besuch erweckt.

„Sind Sie es, Kolkow —“

„Ja, ich bin es —“

„Das ist nett — sehr nett von Ihnen. Ich bin sicher, Sie haben einen feinen Instinct, daß Sie ahnten, ich säße allein und wäre unglücklich.“

„Danke, gnädige Frau — ich weiß nicht, ob ich das Lob einzassiren darf. Ich bin in derselben Stimmung, wie Sie selbst, und ich habe gelernt, in derartigen Fällen hierherzuzulüchten. Das ist der Grund.“

Frau Feiring schüttelte den Kopf.

„Dann war es heute sicher nicht klug von Ihnen.“

„Das wird sich ja zeigen. — Ist Niels zu Hause?“

„Ja, das heißt, er packt. Er will mit dem Nachmittagszug hinaus.“

„Sie fahren also nicht mit.“

„Nein, ich sagte Niels, ich wollte hierbleiben und mich amüsiren. Ob schon ich eigentlich nicht weiß, womit ich mich amüsiren soll.“

„Aber liebe gnädige Frau, es steht ja eine Menge Menschen bereit, Ihnen zu helfen, Hirn und Beine anzustrengen, falls es etwas geben sollte, wozu Sie Lust bekämen.“

„Ja, aber das ist ja gerade der Fehler: ich bekomme zu nichts Lust.“ Kolkow bedachte sich einen Augenblick.

„Wissen Sie was, Frauchen —“

„Ach, entschuldigen Sie, ich bin nicht Ihr Frauchen. Das klingt so herablassend.“

„Also, gnädige Frau — es ist nur Einbildung, daß Sie zu nichts Lust bekommen können. Sie haben doch die Welt noch nicht so gründlich kennen gelernt. Ich bin überzeugt, daß es noch eine ganze Menge amüsanter Dinge giebt, welche Sie noch gar nicht versucht haben. Es giebt hunderte eigenartiger gemüthlicher und besonderer Situationen, von denen Sie sich noch nicht einmal weitere Gedanken gemacht haben. Und es giebt noch Menschen, welche Ihre Neugier erwecken könnten, seltene Variationen des menschlichen Wesens, die Ihnen fremd sind, und die Sie ganz bestimmt eine Weile werden beschäftigen können, wenn Sie sie einmal antreffen.“

Frau Helene war aufmerksamer geworden. Sie hatte ihren Platz am Fenster verlassen, glitt in einen großen weichen Sessel nieder und fand einen kleinen Fußschemel, den sie mit der Zehspitze an sich zog. Kolkow schwieg einen Augenblick und verfolgte die Bewegung des Fußes, die stramme Geschmeidigkeit des Muskels, der in dem schwarzen Seidenstrumpf verborgen war. —

„Ja, ja, Kolkow, es ist gut. Ich will versuchen, Ihnen zu glauben. Aber es hilft ja nichts, wenn Sie weder die seltsamen Menschen noch die gemüthlichen Situationen herbeischaffen können. Sie werden doch wohl nicht verlangen, daß ich ausgehen und sie auffuchen soll.“



Kolkow lächelte: „Nein, das würde nicht einmal helfen. Aber jagen Sie mir nun: könnten Sie sich nicht denken, daß ich der rechte Mann des Augenblickes wäre?“

„Sie?“

Frau Helene sah ihn an, ihre Augen nahmen einen kindlich erstaunten Ausdruck an.

„Vielleicht — aber wir kennen ja einander viel zu gut. Sie können mir unmöglich ein neuer seltsamer Mensch werden.“

„Das ist durchaus nicht so unmöglich, Frauchen —“

„Na, denken Sie nicht daran, was —“

„Ja, ich denke daran, aber wenn Sie ein wenig die kleine Frau, so kindlich süß und kindlich dumm spielen wollten, wäre es mir sehr lieb.“

Frau Feiring begann ihren Schaukelstuhl ziemlich rasch auf- und abzumiegen, den Kopf ein wenig nach hinten übergelehnt, sodaß Kolkow nur den weißen trogigen Hals sah. Den Fußschemel stieß sie bei Seite.

„Frau Feiring —“

„Na, sehen Sie ein, daß Sie auf Irrwegen gewesen sind?“

„Ich muß in jedem Falle thun, als wenn ich es einsehe. Es ist übrigens komisch, daß Sie sich absolut langweilen wollen.“

„Ich langweile mich gar nicht. Und wenn dem selbst so wäre, würden Sie in jedem Fall nicht die Befriedigung erleben, meine Zuflucht zu werden.“

„Wer soll denn Ihr Retter werden, wenn ich so frei sein darf —?“

„Ja, ich weiß nicht, wer der Nächste dazu ist. Niels natürlich.“

„Niels, ja selbstverständlich. So, Niels soll Sie amüsiren. Aber sind Sie auch sicher, daß das eigentlich für Ihren Mann paßt? Sie wissen, ich kenne ihn fast ebenso gut wie Sie. Niels ist ein mehr als gewöhnlich sympathischer Mensch, darüber sind wir Beide einig. Und Niels versteht es ausgezeichnet, es den Leuten wohlthun und gemüthlich zu machen, welche bereits im Vorhinein aufgelegt sind, sich wohl zu fühlen. Aber Niels versteht es nicht, eine kleine launenhafte Dame zu amüsiren, die bereits im Voraus aufgelegt ist, schlechter Laune zu sein. Oder was meinen Sie?“

Frau Feiring erhob sich und ging langsam zum Fenster. Dort blieb sie stehen und betrachtete das fahlgelbe Laub.

„Sie haben Recht;“ sie sprach leise, fast zu sich selbst.

Kolkow wartete ein wenig, betrachtete Frau Helene und setzte sich im Sopha besser zurecht.

„Darf ich eine Cigarette rauchen und im Uebrigen noch eine Weile hier bleiben?“

Feiring trat herein, zur Reize umgekleidet:

„Guten Tag, Konrad. Ich hoffe, Du bist gekommen, um Helene und nicht mich zu besuchen.“

Die beiden Männer hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit einander, etwas Verwandtes im Ton und in den Bewegungen jene unbestimmbare

Nehnlichkeit, welche Leute leicht bekommen, welche lange und intim mit einander verkehren — und doch waren Gegensätze vorhanden, der eine ein großer, etwas schwerfälliger Jägersmann in seinem bequemen hellgrauen Anzug und der andere zierlich elegant, mit einem Duft diplomatischer Correctheit, untadelhaftes Parfüm und beste Gesellschaft. Feirings Gesicht machte den Eindruck der Bravheit und schlichten Intelligenz, Kolkow dagegen erinnerte ein wenig an einen civilisirten Zigeuner — besonders vielleicht, weil er fast schwarze Augen hatte.

„Ja, natürlich. Ich denke, Deine Frau und ich können schon ohne Dich auskommen. Wir haben gute Pläne; Du wirst es schon bereuen, daß Du Dich nicht lieber in einer gebildeten und liebenswürdigen Weise zusammen mit uns amüßirt hast.“

Feiring lächelte. „Adieu, Helene, schreibe mir morgen ein paar Zeilen. Adieu, Kolkow, Du trinkst wohl eine Tasse Thee bei Helene.“

## II.

Feiring ging.

Es entstand eine unsichere Pause. Frau Helene ging langsam auf und ab, riß ein Blatt von einer Blume, stellte einige Nippfächer um und sah Kolkow nicht an, der mit seiner Cigarette dasaß und möglicherweise ein wenig nervös war; er wechselte öfters die Stellung, und seine Hand glitt an dem gepolsterten Arm des Sophas auf und nieder.

„Können Sie sich einige Jahre zurückerinnern, ungefähr um diese Zeit, gnädige Frau — ein wenig früher, es war milder und der Sommer noch nicht vorbei, wir waren auf dem Lande, auf einem großen Hof mit einem alten Garten, wo die Rosenhecken dichter und wilder und reicher wuchsen, als ich mich entsinnen kann, sie irgendwo gesehen zu haben — sie waren gerade ganz verblüht, der Rasen leuchtete noch von nassen Häufen, verblaßt und halb verfault, ihr schwacher Duft mischte sich mit dem der Erde, des Grases und der Bäume. Erinnern Sie sich dreier Menschen, die sich dort im Garten tummelten, ein paar Freunde, welche kürzlich ein eigenthümliches Weib kennen gelernt hatten, das eigenthümlichste, welches sie noch bisher getroffen? Haben Sie später jemals seit diesem Anfang, wo Ihnen Beide gleich fremd waren, die beiden Freunde verfolgt, welche seit dem Tage auch die Ihren waren, ich meine: das Verhältniß dieser Männer zu Ihnen selbst verfolgt — oder haben Sie vielleicht nur das im Gedächtniß behalten, was mit demjenigen zusammenhängt, dessen Gattin Sie heute sind, und das Andere, mit demjenigen, welcher keine Bedeutung für Sie bekam, in die stumme Grabestiefe alles dessen gleiten lassen, was keinen Berührungspunkt mit der Gegenwart besitzt: entschwendener Sommer Sonne und todter Blumen Duft, bewegte Augenblicke und wundersame Gespräche

mit Menschen, welche nicht mehr eine Rolle in Jemandes innerem Leben spielen.“

„Kolkow,“ sagte die junge Frau; sie stand an einem der Blumentische, ihr Haupt war vornübergebeugt, die Augenlider mit der langen Wimpern hatte sie gesenkt, und ihr Mund bebte. „Ich habe nichts vergessen. Aber warum fragen Sie? Sie sollten nicht fragen, das ist nicht einmal nobel von Ihnen.“

Kolkow war überrascht. Der sonderbare Ton, die Gemüthsbewegung, das Ganze kam ihm fremd und unerwartet. Er hatte etwas gewöhnliche kokette Melancholie erwartet, dies hier war etwas mehr. Seine erste Eingebung war, sie zu beruhigen, die andere, ihre Hand zu ergreifen: „Sie sind nicht glücklich;“ aber er bedachte sich, es konnte etwas Klügeres geben.

„Frau Helene, es ist nicht leicht, nobel zu sein, wenn die Sache einem so nahe geht. Und diesmal ist es vielleicht gleich richtig zu reden, wie zu schweigen. Wagen wir es zu reden und seien wir ganz aufrichtig — das ist muthig gehandelt, aber ich glaube nicht, daß wir es bereuen werden.“

„O Kolkow, das hat keinen Sinn. Wenn ich frei heraus spräche — erstens würde das nichts besser machen, und zweitens würde ich vielleicht heute, in dieser dummen Stimmung, mehr sagen, als ich meine. Ich fürchte mich, Kolkow. Ich könnte noch unglücklicher werden, als ich es schon bin. — Sie brauchen nicht zu gehen — gehen Sie nicht — ich wünsche, daß Sie bleiben — aber Sie sollen munter und lustig und gewöhnlich sein, wie alle Tage, wenn Sie mit Niels und mir zusammen sind. Sie sollen mich beruhigen, ich will vergessen, wie ich jetzt gewesen bin, ich will munter sein, ich auch. Hören Sie?“

Kolkow hatte sie genau beobachtet. Ihre Haltung hatte eine eigene schnelle Elasticität angenommen.

„Frau Feiring — Helene — ich verspreche Alles, was Sie wollen. Und Sie sollen munter werden, wir werden uns amüsiren, dessen können Sie ganz sicher sein. In einer Stunde oder zwei werden wir Beide alle ernststen Gedanken vergessen haben, wir werden über die dümmsten Dinge lachen, wir werden lustig sein, wie wilde Kinder. Aber Sie müssen mir einen Augenblick schenken, ich bitte nur um ein paar Minuten, in denen ich frage und Sie antworten. Ich kann nicht weiter leben in dieser Weise, ohne mit meiner Vergangenheit fertig zu werden — ich will wissen, wie ich damals und dann und dann zu Ihnen gestanden habe — ich mache mir nichts aus der Jetztzeit, ich habe kein Interesse daran. Aber ich vermag nicht, wie so viele Andere mich darein zu finden, daß der wichtigste Theil meines Lebens mir ein Räthsel ist, ich komme deshalb zu Ihnen, welche mir die Antwort geben kann. Helene, seien Sie freundlich und lieb, seien Sie gut. Ich bitte Sie!“

Frau Feiring durchmaß mit einmal, schnell und plötzlich, das Zimmer und nahm in demselben Sopha wie Kolzow Platz. Sie sagte nichts und sah ihn nicht an, aber er ergriff das stumme Zugeständniß und fuhr fort:

„Sie wissen, es waren einmal zwei Männer, welche Sie beide sehr liebten, gleichviel, wenn auch jeder in seiner Weise — zwei Menschen, die Alles gethan haben würden, Alles, was sie konnten, damit Sie glücklich würden. Diese Beiden, Niels und ich, erzählten Ihnen, nicht gerade in Worten, aber auf hundert verschiedene Arten, aus denen ein intelligentes und feinführendes Weib verstehen kann — was sie fühlten, hofften und erbaten. Und sie harrten Beide des Blickes, des Händedruckes, welcher einem verständnißvollen Manne die Gewißheit verleiht, ohne welche keiner von ihnen um Ihre Willen, um seiner selbst und des Freundes willen ein offenes Wort wagen wollte. Ich glaube — ich darf glauben, daß es Augenblicke gab, wo Sie soviel bei mir, der Ihnen verwandt und lieb war, fanden, daß Sie sich nicht für den Anderen hätten entscheiden können — es gab einzelne solche Augenblicke. Wenn ich Sie bäte, eine große Bitte, aber die einzige, welche ich an Sie habe — wollen Sie mir sagen, was eigentlich das Entscheidende wurde? Wenn Sie es selbst wissen und dem Gefühl oder Gedanken Ausdruck zu geben vermögen, dann sagen Sie es. — Aber zürnen Sie jedenfalls nicht, weil ich Sie gefragt habe.“

Frau Feiring schwieg lange, um sich zu beruhigen und diejenigen Ausdrücke zu finden, welche sie haben wollte, mit jener Vergangenheit beschäftigt, von der er gesprochen hatte.

„Ich glaube, etwas Entscheidendes, bei Weitem nicht Alles, sondern nur etwas war das, was ich nun sagen will. Als wir uns trafen, war ich bereits einmal verlobt gewesen. Ich verlobte mich sehr jung, mit siebzehn Jahren, glaube ich. In gewissem Sinne liebte ich ihn. Er war gutmüthig und schlau, schlau und derb. Er zerstörte viele Feinheiten in mir. Ich war im Anfang verliebt und dachte nicht weiter daran, mich zu wehren. Schließlich aber begriff ich doch, wohin das führte, und brach mit ihm.“

Später koketterte ich ein wenig, ich war etwas gleichgiltig geworden; ich hatte bereits ziemlich viel verloren, ich war nicht mehr so achtsam auf mich selbst. Außerdem amüßte die Koketterie mich, zu der ich unbedingte Anlage hatte. Und das brachte mich dazu, Vieles zu vergessen, was ich gern los sein wollte.

Dann trat eine Reaction ein — ich fand, das Alles läge mir zu niedrig, und wurde ziemlich traurig.

Zu der Zeit traf ich Sie und Niels. Sowohl Sie als auch Niels standen in mehreren Beziehungen höher als die Männer, welche ich bisher getroffen hatte. Die Bekanntschaft interessirte mich, und wir Drei wurden bald ziemlich unzertrennlich.

Als dann der entscheidende Zeitpunkt kam, war es wohl mein früheres Leben, welches mich bestimmte. Ich war Ihrer nicht in derselben Weise

sicher, wie es bei Niels der Fall war. Sie interessirten mich mehr, aber ich hatte zu Niels ein Vertrauen, wie zu keinem Andern. Und ich bedurfte Jemandes, auf den ich mich verlassen konnte. Ich merkte bisweilen bei Ihnen, ich glaubte es in jedem Fall bemerken zu können, wie meine Vergangenheit auf Ihr Verhalten wirkte. Ich war verlobt gewesen, und ich hatte kokettirt: ich fühlte bisweilen zu sehr, daß Sie Beides wußten. Sie behandelten mich niemals beleidigend, aber mit einem gewissen Anstrich von Selbstbewußtsein. Ich weiß nicht einmal sicher, ob Sie immer wünschten, mich zu gewinnen, in derselben Weise, als Niels es wünschte. Ich fühlte mich Ihnen gegenüber nicht selten sehr unsicher.

Mit Niels war das etwas Anderes. Ihm ist die Toleranz in's Blut übergegangen — er ist der toleranteste Mensch, den ich kenne. Er liebte mich ohne einen einzigen Nebengedanken. So nahin ich ihn.“

Kolkow saß unbeweglich da; sein scharfes lebhaftes Gesicht hatte einen schwermüthigen Ausdruck angenommen, und als er sich endlich gegen Frau Feiring umwandte, ruhte in seinen Augen etwas unendlich Mildes und Zärtliches, etwas, wie eine süßnende Bitter.

„Und nun?“ fragte er fast tonlos.

„Und nun? — ja, es giebt Zeiten — das haben Sie wohl bereits verstanden, wo ich nicht glücklich bin — wo Niels mir zu arm ist, wo ich an ihm Lebenslust und Muth vermiße, wo sein Blut mir zu langsam fließt — er vegetirt nur, das kann ich nicht. Er will mich verstehen, und er thut es in gewisser Weise auch, aber er vermag mir nicht zu folgen, ich bin allzu unruhig, ich ermüde ihn, und er ermüdet mich — ich werde von ihm nicht erfüllt, und ich muß erfüllt sein — ach, ich fürchte mich vor mir selbst.“

Kolkow ergriff ihre Hand und küßte sie und ließ sie langsam wieder fahren.

„Aber Kolkow, Sie haben mir versprochen — und Sie sollen halten, was Sie versprochen haben — ich will hier nicht länger sitzen und an das Alles denken, woran ich eigentlich gar nicht denken sollte. Ich bin heute unmöglich, und Sie müssen mir helfen. Amüsiren Sie mich, hören Sie — denken Sie an das, was Sie versprochen haben.“

„Ja — ja, ich werde schon.“ Kolkow lächelte ein wenig zerstreut. „Natürlich, wir werden versuchen, zu vergessen.“

Er sprang plötzlich auf, als wenn er eine Stimmung von sich abzütteln wollte.

„Wir sind, Gottlob, zwei Menschen, welche wissen, wie wenig es nützt, die Dinge ernsthaft zu nehmen.“ Er reichte Frau Feiring die Hand. „Sie haben mein Wort. Und es steht ja alles Mögliche zu unserer Verfügung: Zeit, Geld und häusliche Gemüthlichkeit. Wir sind alle Beide musikalisch. Sie singen. Du lieber Gott, wir müssen uns doch wohl amüsiren können. Machen wir nur den Anfang.“

Frau Feiring sah ihn mit einem sonderbaren Ausdruck an, wehmüthig und munter zugleich: da sie nicht weinen konnte, so mußte sie eben lachen.

„Wir können zum Beispiel uns denken, Sie wären ein ganz junges Mädchen und ich ein ganz junger Mann — Vetter und Cousine — die sehr erfreut sind, diesen Nachmittag zu ihrer Verfügung zu haben, von allen Anderen ungehindert.“

„Das ist wahr, Kolkow. Fangen wir also an.“

\* \* \*

Es war eigentlich nicht so leicht anzufangen.

„Wissen Sie, woran das erinnert?“ sagte Kolkow, „stellen Sie sich zwei Kinder vor, welche an einem großen zugefrorenen Teich stehen. Sie gehen in dem bereisten Grase am Ufer, sie treten es nieder, es sind Spuren hin und her, sie wissen nicht recht, was sie thun sollen. Zu nahe am Ufer ist es nicht sicher, rings um das hohe Schilf ist das Eis mürbe und durchbrochen, man kann sich demselben nicht anvertrauen. Aber weiter draußen liegt die breite, graublauke Fläche, verlockend glatt, noch von keinem Fuße berührt, von keinem Schlittschuh gerigt. Was sollen sie thun?“

„Sie hüpfen hinüber, sie beachten nicht das Schilf — kommen Sie, fahren wir ein Stück aus, Vetter.“

Und so geschah es.

Als Kolkow stand und ihr helfen wollte, den Mantel anzunehmen, hatte er das Gefühl, daß er gleichsam jünger war, als er es lange gewesen. Er empfand beinahe dieselbe sinnlose Freude über die Stellung, über die nahe Berührung, als wenn er siebzehn Jahre alt wäre und sie seine geheime Flamme. Und er ertappte sich in einer erwartungsvollen Unruhe, welche ihn überraschte, und die er kaum mehr für möglich gehalten hatte.

Die Spazierfahrt fiel etwas sentimental aus. Warm gekleidet, in einem eleganten und bequemen Wagen, hinaus nach einem Dorfe, in rothbraunem und blaßgelbem Walde, der Landweg ein wenig einsam — sie fanden Beide, daß die Welt trist war, aber ganz behaglich, in jedem Fall zu ihren Zeiten. Kolkow sagte ihr viele liebenswürdige Dinge und hätte für eine junge Cousine wahrlich ein gefährlicher Vetter werden können. Frau Feiring hörte sie mit jener milden Ruhe an, welche oft einem Ausbruche des Schmerzes oder des Kummeres folgt, hörte sie mit Zufriedenheit, ohne Freude an, und war mit sich selbst zufrieden, weil im Grunde genommen nichts geschehen war; dieser Nachmittag hätte leicht der Anfang zu etwas Gefährlichem und Neuem werden können, die Gelegenheit war nun vorübergeglitten, und es gefiel ihr an Kolkow, daß er nicht mehr daraus gemacht, mehr gefragt oder das Ganze zu ernst genommen hatte. Sie war sehr sicher und konnte ganz natürlich sein. Aber sie fand die Situation interessant, ihn an ihrer Seite nicht minder — und hatte — wenn es darauf ankam — vielleicht nicht so entsetzlich viel dagegen, daß sie und er

wieder auf die Probe gestellt würden. Sie fühlte sich ganz obenauf — und es war doch eine wunderliche Stunde, die vom heutigen Nachmittag. Vor Allem hatte sie vergessen, daß sie unglücklich war; das heißt, sie wußte es wohl, aber es lag ihr fern. Niels stand ihr auch fern. Sie war ein junges Mädchen, welches sich mit seinem Vetter amüsirte; sie hatten einen Nachmittag für sich, sie Beide allein — der mußte benützt werden.

Und der Wagen rollte so sacht längs dem Drammenswege in die gleichmäßige Dämmerung, aber in den Fenstern blinkten mehr und mehr Lichter, „nun wollen wir sehen, es uns zu Hause gemüthlich zu machen“, sagte Frau Feiring, „wissen Sie was, wir wollen uns ein kleines Souper leisten — mit Champagner.“

\* \* \*

Als Sie auf der Treppe standen, bereit, hinaufzugehen, sagte Frau Feiring plötzlich:

„Ich glaube, aufrichtig gesagt, daß wir nun über das Schilf hinaus sind. Das Eis ist blank und sicher. Was meinen Sie? Ja — denn wenn Sie es nicht glauben, ist es vielleicht am besten, wir trennen uns hier und lassen den Champagner, bis Niels nach Hause kommt.“

Kolzkow stand im Halbdunkel und ärgerte sich darüber, daß er nicht den Ausdruck in Frau Feirings Gesicht zu erkennen vermochte. Sie war doch eine sonderbare Dame, es war unmöglich, sie zu classificiren. Er begann sich im Ernst für sie zu interessiren. Nicht so, daß er etwas dabei meinte oder wollte — sein erotischer Katechismus war freilich sehr einfach und kannte nicht viele „Du sollst nicht“, aber es gab einige wenige Verhältnisse, die er respectirte, wo die Kurnacherei eine gewisse Grenze niemals überschreiten durfte — und eins der wichtigsten Gebote betraf die Gattin eines Freundes. Aber er mußte darüber in's Reine kommen, welche Möglichkeiten die Situation in sich barg. Außerdem würde das Bewußtsein, daß er hätte siegen können, für ihn fast gleichbedeutend mit dem Siege selbst sein. Die geistige Eroberung war das Wichtigste.

Kolzkow schwieg einige Secunden, er bedurfte einiger Bedenkzeit:

„Aber, liebe Cousine, das geht unmöglich. Ich habe mich allzu sehr gefreut. Ob das Eis sicher ist? Ja, natürlich. Ich glaube es. Und der Herr behüte mich vor Zweifel.“

Frau Feiring lachte und lief ihm voran die Treppe hinauf:

„Kommen Sie denn. Wir würden es doch bereuen, wenn wir den Champagner für ein anderes Mal aufsparten.“

\* \* \*

Das Souper war vorüber. Sie hatten sich in die Wohnstube gesetzt, saßen bequem und rauchten, aufgeräumt und liebenswürdig und genossen das

Wohlbehagen des Augenblicks, die Wirkung des langen munteren Abendtisches.

Seine Koketterie, welche niemals zuviel versprach oder zu weit lockte, und geschmeidige Courtoisie, welche behutsam das Spiel lenkte — man glitt scherzend über alle gefährlichen Passagen, man sprach mit Blicken und Lächeln, wenn die Worte zu schwer waren, und jede kleine elegante Wendung wurde von dem Andern verstanden und gewürdigt.

Es war eine Art Waffenstillstand, sie sahen und sahen einander lächelnd an, gegenseitig vergnügt, und in einer leichten Mattigkeit, in der Alles gut und amüsanter wurde, alle Eindrücke gedämpft und behaglich, wo die Augenblicke hinschwebten, wie leichte Flaumfedern in der Windstille.

Und einen Augenblick später hatte Kolbow sich in dasselbe Sopha gesetzt wie Helene, und ohne daß eines von ihnen es wußte, hatte er angefangen, mit ihrer Hand zu spielen — er hatte damit über seine Wange hingestrichen und sie geküßt, und schließlich hatte er sie gebeten, zu singen.

Sie setzte sich an das Piano und sang, und er stand daneben und hatte seine Hand auf die Stuhllehne gelegt.

Just als ich umarmt Deinen Leib,  
 Just als ich flüsterte: „Weib!“  
 Dein Blick mir entwich.  
 Just als ich erreicht Deinen Mund,  
 Just in des Getändnisses Stund',  
 Flohest Du mich.  
 Doch nie war Dein Wesen so traut,  
 Nie habe Dein Aug' ich erschaut,  
 Wie da es entwich,  
 Nie Dein Handdruck dem Gast  
 Dem in Behmuth und Hast  
 Beim Abschiede glich.

Sie wußte nicht, warum sie gerade das wählte, und sie wußte auch nicht, warum sie ihn darnach ansah, und was für ein wunderlicher Ausdruck in seinen schwarzen Augen lag, und wie er sie im nächsten Augenblick in seinem Arm haben konnte.

\* \* \*

Sie hatte schlecht geschlafen. Sie stand vor dem Spiegel und war mit dem matten Teint unzufrieden und mit den Augen, welche ein wenig verwacht ausfahen.

Sie fühlte sich müde. Sie wunderte sich, daß das, was geschehen war, nicht stärker auf sie gewirkt hatte. Sie war weder bang noch froh gestimmt, sie empfand keine geheime Freude, sowie auch keine anklagende Furcht vor der Zukunft. Sie fragte sich selbst: — wenn nun Niels das erführe, was dann? Oder sie versuchte sich mit einer gewissen Scheu vorwärts: — wenn es noch einmal geschähe? — welchen Eindruck das machen



mürde — wünschte sie es? Sie wußte es nicht. Sie war müde, und ihr kam Alles fremd vor, sowohl er als sie selbst, sogar ihre eigenen Worte, welche bisweilen vor ihr aufstauhten — lagen ihr so fern.

Und doch war sie unruhig. Sie hatte die Empfindung, daß sie noch schlief, aber bald erwachen würde, und daß ihrer dann etwas sehr Unbehagliches harrete.

Sie badete ihren Hals mit einem kalten, nassen Handtuch und ließ es hart und rasch über das Gesicht gleiten, damit dasselbe mehr Farbe bekommen sollte. Sie wollte bei der Toilette bleiben, bis sie hörte, er wäre gekommen — er hatte es für zwölf Uhr versprochen — und wußte, daß er sie in der Wohnstube erwartete! Sie war von allerhand Kleinigkeiten in Anspruch genommen, sie versuchte ein neues Parfüm, sie ließ ihre starken, marmorweißen Arme langsam in das Wasser herniedergleiten, sie schauerte behaglich zusammen, das war schön — sie steckte ihr Haar mit großer Sorgfalt auf, sie beobachtete den gelben, erfrorenen Baum vor dem Fenster — so verbrachte sie die Zeit.

Endlich war er da, und sie machte sich schnell fertig. Als sie aber fertig war, ging sie noch ein Weilchen auf und ab. Sie vergaß beinahe, daß er gekommen war.

Als sie vor der Wohnstubenthür stand, wurde ihr ganz sonderbar zu Muth. Nicht so sehr um seinetwillen: er hatte keinen starken Eindruck auf sie gemacht, sie war ihm vielleicht allzu sehr gewachsen gewesen. Aber sie wollte vermuthlich jetzt zu größerer Klarheit über sich selbst kommen, sie wollte erwachen, und das machte sie ängstlich.

Dann nahm sie sich zusammen, ging hinein, grüßte ihn „guten Morgen, Kolbow,“ und that so erstaunlich ruhig, sie merkte voll geheimen Stolzes, daß ihre Ueberlegenheit ihm imponirte. Sie sprach ungenirt und natürlicher als er, welcher sich darüber durchaus nicht im Reinen war, wie er mit ihr stand und die Situation allmählig schwierig zu finden begann. Das amüsirte sie. Denn nun, da sie mit ihm gesprochen hatte, und sie da saßen an einem gewöhnlichen grauen, ein wenig kalten Vormittag, in ihrer Wohnstube, wo sie schon so viele Vormittage zusammen geseßen hatten, da kam ihr vor, es wäre ganz so, wie es sein sollte, ein Donnerstag wie in voriger Woche, als wenn nichts geschehen war.

Aber Kolbow hatte seine eigene Unsicherheit etwas heiß im Kopfe und ein wenig ärgerlich gemacht. Ehe er es selbst wußte, in einer passenden Pause, hatte er etwas gesagt, was er sogleich bereute.

„Helene, haben Sie gedacht, — wie — wozu Sie sich nun entschließen werden —?“

Das war unvorsichtig. In jeder Hinsicht. Und Kolbow begriff nicht, wie er etwas so Dummes hatte sagen können. Es lag ihm im Grunde so fern — alles derartige wie Veränderungen und Bruch und heftiger Zusammenstoß. Er mochte weder mit der Gesellschaft collidiren und deren üblichen

Sitten noch mit betrogenen Ehemännern — er hätte sich höchst unglücklich gefühlt, wenn eine seiner Geliebten die Idee bekommen hätte, mit ihm durchzubrennen. Er faßte überhaupt ungern einen festen Entschluß — er eignete sich nicht dazu, gebunden zu sein.

Und da saß er nun und arbeitete gleichsam gegen sich selbst. Der Teufel mochte wissen, welche Tragweite eine solche Bemerkung bekommen konnte.

Er sah Helene an und wurde ganz entsetzt — sie wechselte die Farbe; die tiefe Röthe, welche einen Augenblick ihr Gesicht deckte, wich, und alles Blut, alle Wärme schien im gleichen Augenblick zu schwinden. Sie blieb kalt und weiß mit bleichen Lippen und einem trocknen Glanz in den Augen sitzen.

Es war ihr plötzlich klar geworden, daß der Abend und die Nacht weiterhin noch große Bedeutung hatten, und Kolbow's kurze Bemerkung machte ihr begreiflich, wie sie stand: auf unsicherem Grund, ohne jede Gewißheit über ihre Zukunft, nicht länger daheim in ihrem eigenen Heim — ihr wurde Angst, sie fühlte, wie all' die schönen Stunden in dieser Stube, das ruhige Glück dieses halben Jahres ihr unter den Händen zerrann. Sie dachte an Niels, an ihn, den sie verloren hatte, an alles das, was nicht länger ihr Eigenthum war.

Sie empfand den Drang, nach dem Allen zu greifen, sich vor diesen alten ausgetrockneten Familienporträts auf die Kniee zu werfen und darum zu bitten, daß dieser eine Tag ihr vergessen werden möchte. Aber es war gerade, als wenn ein unbarmherziger Arm sie hinaussetzte auf die Gasse vor ihr eigenes Haus und die Thüre abgeschlossen wurde.

„Aber Frau Helene —“

Sie fuhr zusammen, ein wenig verwirrt, und plötzlich traten ihr die Thränen in die Augen.

Kolbow erhob sich und wollte zu ihr hinpringen, blieb aber stehen — auch sie hatte sich erhoben. Sie stand ihm gerade gegenüber, hoch und bleich und abwehrend — sie sah ihn bittend an. Er nickte stumm. In diesem Augenblick hätte er gern all' seine kleinen egoistischen Freuden hingegeben, um das Weib trösten zu können, dessen Leid er nur halb verstand — um der sein zu können, dessen sie jetzt bedurfte.

Er nahm seinen Hut, blieb aber noch einen Augenblick an der Thüre stehen. Er schien etwas sagen zu wollen, vermochte es jedoch nicht. So verneigte er sich ehrerbietig und ging.

### III.

Niels Feiring und Konrad Kolbow waren von Klein auf befreundet, schon in den Schultagen hatten sie zusammen gespielt und als junge Leute zusammen das Leben genossen. Sie waren viel gereist und hatten manches Abenteuer zusammen verlebt, kleine erotische Erlebnisse mit den verschiedensten

Weibern in verschiedensten Ländern, im Orient, wie draußen in Europa und in der Heimat. Sie waren meist glücklich davon gekommen, hatten der Welt keine Veranlassung gegeben, Anstoß zu nehmen, und kein Unglück angestiftet; sie waren vorsichtig und rücksichtsvoll genug gewesen, sodaß sie verhältnismäßig wenig zu bereuen hatten.

Das Leben hatte auf die beiden Freunde eine sehr verschiedene Wirkung ausgeübt. Niels Feiring hatte es ein wenig schwermüthig und müde verlassen, mit einiger Menschenkenntniß als Ausbeute, vor Allen aber als toleranter, nachsichtiger, rücksichtsvoller Mensch, der ungern und vorsichtig verurtheilte.

Konrad Rolchow setzte es theilweise noch fort, reich an Erfahrung, mehr und mehr wählerisch, ein wenig blutarm, aber noch sehr bereit, zu genießen: eine Liebesverbindung konnte ihn wohl nicht mehr tiefer ergreifen, oder sonderliche Dauer haben, dazu waren seine Gefühle zu wech, und sein Kopf zu kühl und klar; aber sie konnte ihn interessieren, ihm viele reiche Stimmungen schenken und behagliche Augenblicke, und sie konnte, vor Allen, seiner Eitelkeit eine leckere Nahrung bieten.

\* \* \*

Niels Feiring war nun bald ein halbes Jahr ein glücklicher Ehegatte gewesen, zwar nicht in derselben Weise, wie in den übereilten und feurigen Augenblicken der ersten Jugend — das Leben wirkte nicht mehr warm und reich auf ihn, wie die Sonne auf rothem Blüsch. Sein Glück war mild und still, er hatte sich beruhigt und zufrieden gegeben, er stellte keine Ansprüche mehr und hatte keine lebhafteren Wünsche. Er hatte ein Weib gefunden, das ihn ganz besaß.

Er konnte an einem lichten Sommermorgen draußen auf seinem Hof, wo er sich am meisten heimisch fühlte, wo das Leben am besten zu seiner ein wenig kargen Lebensfreude paßte, erwachen und mit stillem Wohlbehagen in ruhigem Bewußtsein seines gefunden, gesicherten Daseins aus dem Bette steigen, sich vor das breite Fenster stellen, in den Strom der Sonnenstrahlen und seine nackten Glieder Wärme trinken lassen von dem starken Licht. Und er öffnete das Fenster nach dem Garten, einer alten dicht bewachsenen Parkanlage, damit die von dem Blumenduft, von den Rosen und Syringen gewürzte Luft ihm frei entgegenströmen sollte. In solcher Stimmung kleidete er sich langsam an, leise vor sich hin singend, mit klarem Kopfe, lustig, fest entschlossen, gut zum Frühstück zu speisen.

In einer Stunde etwa würde er seine Frau erwarten können, die immer später aufstand, und er freute sich darauf, sie zu bewundern, ihre Toilette zu mustern, ihr in den Garten zu folgen, wo sie nach den Blumen sah — ihr kleine Complimente zu sagen und bescheidene Annehmlichkeiten — eine Cigarette in dem grünen Pavillon zu rauchen und möglicherweise, ehe es zu warm wurde, einen Spazierritt mit ihr zusammen zu machen.

\* \* \*

Aber in letzter Zeit, namentlich den letzten Monat war nicht Alles gewesen, wie es sein sollte. Helene war unruhig und unzufrieden, er glaubte den Grund zu verstehen, er selbst war ja nicht sehr unterhaltend, so zum täglichen Umgang, das jetzige Leben wirkte im Ganzen zu einförmig — vielleicht konnte eine äußere Veränderung helfen, er wollte es in jedem Fall versuchen. Eine Reise in's Ausland — ihm graute ein wenig, aber er hatte sich entschlossen, er mußte sich bequemen um ihretwillen. Er hatte es indessen aufgeschoben, davon zu sprechen, die Jagdzeit mußte erst vorbei sein.

Als er seinen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich beruhigt. Er hatte das Gefühl, daß er die entscheidende Karte in der Hand hätte; er konnte sie ausspielen, wann er Lust dazu hatte. Daß sie ihm jetzt das letzte Mal nicht auf das Land hatte folgen wollen, hatte ihn ein wenig verletzt, und es war ihm etwas einsam draußen auf dem geräumigen Hof, aber die Jagd und seine Hunde und die täglichen kleinen Zerstreungen mußten ihn doch wohl ein paar Tage in Anspruch nehmen können — er freute sich, wieder zurückzukommen, zu einem gemüthlichen Thee in der Dämmerstunde, um sie dann mit seinem Vorschlag zu überraschen.

\*            \*            \*

Helene erhob sich. Sie fühlte sich ermattet wie nach einer physischen Mißhandlung, aber sie konnte unmöglich sitzen bleiben. Sie mußte hinaus — heim zu Niels — je eher, je besser. Sie suchte ihre Sachen zusammen, lief, ohne dem Mädchen Bescheid zu geben, zum Bahnhof, war allzu zeitig dort und hatte dann noch eine lange Stunde im Coupé zuzubringen.

Als sie das Gut erreichte, stand Niels gerade auf dem Hof, damit beschäftigt, seine Hunde zu füttern, ein paar schöne Thiere, von denen jedes seine Schüssel bekommen hatte, die in passende Entfernung von einander gestellt waren, um etwaigen Streit zu vermeiden — er verfolgte ihre Bewegungen mit Interesse und einer gewissen väterlichen Sorgfalt — er stützte sich dabei auf einen biegsamen Stock, welcher den Respect, mit dem ihn seine Pfleglinge anblickten, wesentlich erhöhte.

Sie ertappte sich bei einem Gefühl der Bewunderung für die schlanke ruhige Gestalt; es war etwas Harmonisches, Vertrauenerweckendes an ihm, dessen sie gerade bedurfte. Sie wünschte, er wäre ihr Vater oder ein alter Onkel, den sie um Rath bitten konnte, dann würde sie ihn unterfassen und ihn hineinführen, sich ihm um den Hals werfen und ihm furchtlos Alles bekennen. Ein solch alter getreuer Onkel wäre er gewesen.

Als sie die Thüre wieder schloß, war sie nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Du hier.“ Er entdeckte sie plötzlich, sein Gesicht leuchtete in froher Ueberraschung auf — erschien dann aber plötzlich ein wenig befremdet, ihr Ausdruck hatte ihn vermuthlich unsicher gemacht.

„Ja, wie Du siehst; mir schien, Du bleibst zu lange draußen.“

„Lange. Seit gestern Nachmittag, gerade ein Tag.“

„Ach, Du weißt ja — ich rechne die Zeit nicht auf die Weise, nach Tagen und Stunden. Ich meinte also, Du bleibst sehr lange.“ Sie hatte ein wenig von ihrer alten Sicherheit wiedergewonnen.

Er bot ihr den Arm. Als sie einige Schritte auf das Haus zugegangen waren, kam einer der Hunde, der sie entdeckt hatte, ihr erfreut entgegenge-  
stürmt — sie liebte ihn ungestüm, stieß ihn dann aber hart von sich.

„Komme denn, laß uns hineingehen. Ich habe nicht zu Mittag gegessen. Du mußt mir etwas zu essen verschaffen.“

\* \* \*

Eine Weile wurde sie von dem rasch improvisirten Mittagessen in Anspruch genommen und plauderte von allerhand, und da sie einander gegenüber saßen, und sie ein paar Glas Wein getrunken hatte, kam sie sich ziemlich muthig vor.

Sie lachte ein wenig laut und unmotivirt, lachte und schwatzte, denn ihr war eingefallen, daß sie eigentlich obenauf war, da sie ihr Geheimniß für sich hatte und es Niemand anzuvertrauen brauchte — und er da, ihr lieber Mann, den sie übrigens sehr gern hatte, sie klopfte ihm auf die Stirn — er war so lieb, und gerade in solchen Dingen eigentlich nicht sonderlich schlau. Er war vielleicht klüger gewesen — früher einmal — und andern gegenüber als ihr — aber nun war er so ruhig geworden, fast schlafmüsig — er schlief mit ruhigem Gewissen ein, insofern war er dumm. Sie bekam Lust, ihn ein wenig zu erschrecken, mit dem Ernst der Situation zu kokettiren, sie empfand den Drang, das Geheimniß zu berühren.

„Sage mir, Niels, wenn Du aufrichtig sein willst, bist Du nicht ein wenig neugierig oder richtiger mißtrauisch? Du bildest Dir doch ein, es sei irgend eine Dummheit geschehen, daß ich so plötzlich herausgekommen bin. Du bist im Grunde bescheiden, und daß ich es drinnen nicht diese zwei Tage ohne Dich sollte aushalten können, das glaubst Du schwerlich. Nicht wahr, Du lästest und sinnst?“

Sie betrachtete ihn aufmerksam.

Niels hatte verhältnißmäßig wenig gesprochen. Ihm war Einiges aufgefallen, einige Uebergänge, die etwas auffallend schnell waren; ferner, daß sie mehrere Gläser hintereinander getrunken hatte, sowie auch ihre unruhigen Handbewegungen. Aber er dachte langsam und hatte sich noch keine eigentliche Meinung gebildet, kaum eine bestimmte Ahnung. Ihre letzte Bemerkung machte ihm die Situation nicht sonderlich klarer. Außerdem überkam ihn bei solchen Gelegenheiten, wo etwas Unbestimmtes zu befürchten war, eine gewisse leichtsinnige Ruhe. Er lächelte:

„Ich habe nie Rathsel rathen können. Ich warte daher beständig geduldig ab, bis die Lösung kommt.“

„Wenn es etwas Verkehrtes wäre — etwas, was ihr Männer für ein Unglück haltet, würdest Du dann auch geduldig abwarten, bis die Lösung käme? Es würde mir Spaß machen, Dich, mein lieber Niels Feiring, in der Situation zu sehen, ob Du dann Deine Ueberlegenheit zu bewahren vermöchtest, der Du soviel Werth beimisst.“

„Ich bin natürlich neugierig, wie alle Ehemänner. Aber da ich weiß, daß es mir nichts nützt, mich aufzuregen, so will ich nicht, daß eine kokette kleine Dame das Vergnügen haben soll, mich aus der Fassung zu bringen. Du mußt bedenken, ich bin eigentlich ziemlich alt, und alte Leute müssen sich beherrschen können.“

„Sie sind ziemlich unheimlich, mein lieber Herr Feiring, nun wissen Sie es. Aber sage einmal — hernach — was dann, wenn Du die Lösung bekommen hast und recht unzufrieden damit bist, wie glaubst Du, daß Du dann die Sache aufnehmen wirst.“

„Verkehrt wahrscheinlich — wie alle Ehemänner. Ich habe noch keinen gekannt, der es in der rechten Weise nahm.“

„Ehemänner, sagst Du — Du redest immer von Ehemännern; wer hat Dir überhaupt gesagt, daß diese Sache gerade Deine Stellung als Ehemann angeht,“ sie sprach schnell und vermochte es nicht, seinem Blick zu begegnen.

„Nein, wer sagt das,“ erwiderte Feiring plötzlich in eiskaltem Ton.

Im selben Augenblick begann ihre Hand so stark zu zittern, daß sie die Gabel fortlegen mußte. Selbst das Athmen fiel ihr schwer.

Das blanke Messer, welches neben ihr lag, übte eine besondere Anziehungskraft aus. Sie legte ihre Hand auf den Tisch, umgekehrt, sodas sie das Handgelenk mit den deutlich wahrnehmbaren Adern sehen konnte. Dann nahm sie das Messer und setzte es auf die Ader, ließ es dort stehen, scharf und funkelnd, ohne jedoch zuzuschneiden.

„Sitz nicht und spiele mit dem Dinge da. Lege es fort!“

Er hatte ziemlich hart gesprochen; sie gehorchte.

\* \* \*

Nach dem Essen gingen sie in die Wohnstube hinein. Es hatte begonnen zu dämmern, und Helene zündete eine Mondscheinlampe an. Als dies geschehen war, nahm sie eine Cigarette, aber dann mußte sie nichts anzufangen. Es entstand ein langes beredtes Schweigen. Feiring hatte sich in eine Ecke gesetzt, und Helene ging auf und ab, indem sie ihre Cigarette rauchte, welche ständig Feuer verlor. Die Lampe leuchtete matt und mild, fast ironisch.

Feiring hatte ein ähnliches Gefühl wie damals, da er als siebzehnjähriger Jüngling seine Mutter verloren hatte — daß die Welt öde wäre, wie ein neu aufgeworfenes gähnendes Grab — leer wie das Zimmer,

welches liebe und heitere Leute für immer verlassen haben — man fürchtet, ihre Stimmen von den Wänden widerhallen zu hören, ein Echo der Todten.

„Warum sagst Du nichts?“

Ihre Stimme klang fast gebrochen.

Feiring sah sie an — er folgte langsam beobachtend ihren Bewegungen, den Schultern, deren geschmeidige Eleganz besonders seine Schwäche gewesen, den Armen, den unruhigen Händen; er musterte ihre ganze Gestalt in sonderbarer Zerstreuung — bis ihm plötzlich klar wurde, daß er als ihr stummer Genker dasaß.

Er erhob sich und ging einige Schritte auf und ab und setzte sich in einen kleinen Sopha in der Ecke.

„Helene — so sage es mir.“

Sie wurde beinahe froh. Sie täuschte sich nicht über den Ton.

Sie bedachte sich einen Augenblick, ob sie — sich dort, an seine Seite, setzen sollte, in denselben Sopha, wo sie so viele Male gesessen und nach dem Mittag geträumt hatten — das war nicht stolz, vielleicht sogar nicht fein, kein ganz ehrliches Spiel. Aber sie konnte nicht anders, sie war wie ein kleines Mädchen, das sich im Dunkeln fürchtet, und sie hatte nur ihn, an den sie sich schmiegen konnte. Und konnte er denn nicht vergessen, daß dieses ihn selbst anging, nur an sie denken, ihr guter alter Freund sein — war das wirklich ein unmögliches Verlangen?

Sie glitt neben ihm nieder.

Und sie erzählte ihm Alles, langsam und umständlich, ohne Furcht zu fühlen oder Abscheu zu zeigen, ohne Vertheidigung — matt und betrübt.

\* \* \*

Helene sah das bleiche müde Antlitz an, sie fühlte, wie seine Brust sich heftig hob und senkte; sein Blick starre düster und unbewußt die kleine rothe Lampe vor ihnen an.

Plötzlich erfaßte seine kalte Hand die ihre.

„Helenschen —“

Bei dem Ton, bekümmert und doch weich, wie die Liebkosung eines alten Mannes, welcher das Haar seines Enkels streichelt — Zärtlichkeit ohne Verlangen und ohne Wünsche — wußte Helene Alles: warum sie einmal diesen Mann genommen, warum sie gewagt hatte, zu ihm in dieser Weise zu reden, und warum sie ihn nicht verlassen konnte. Sie legte ihr Haupt stürmisch an seine Brust und schlang die Arme um ihn, und während er ihre Hand klopfte, weinte sie sich aus, ein Kind, welches Linderung für seinen Kummer findet.

\* \* \*

Am Abend saßen sie Beide, Hand in Hand, es wurde nicht viel gesprochen, sie sahen einander auch nicht an, ängstlich gleich Verwundeten,

welche wissen, daß selbst die geringste Bewegung eine neue Blutung hervorrufen kann.

Aber Niels hatte etwas, das er sagen mußte. Er hatte das Gefühl, daß Helene ihn nicht ganz verstand, daß sie sich mit der einen oder andern Illusion trug, welche er ihr nicht lassen durfte.

„Helene — Du denkst vielleicht besser von mir, als ich es eigentlich verdiene. Daß ich heute Abend habe so sein können, kommt nicht nur daher, daß ich Dich so sehr liebe. Auch nicht daher, daß ich mir selbst viel vorzuwerfen habe — wie ich Dir früher ein Mal sagte — oder daher, daß ich vielleicht weniger einseitig, als eine Menge anderer Menschen urtheile.

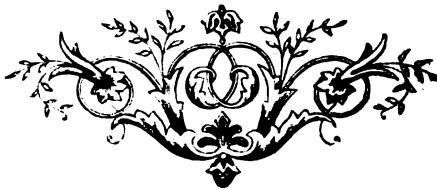
Es ist noch ein Grund, welchen Du noch in Betracht ziehen mußt — der nicht gut ist: ich denke, Alles zusammengenommen, etwas trocken, ohne Feuer, ohne Naivetät in solchen Dingen — ich kann nicht die Empörung fühlen, welche einen Liebhaber, einen Ehemann vor Eifersucht wild macht. Ich habe Dich gern, ich liebe Dich, wie kein, kein anderer — aber ich könnte nicht zornig werden, wenn Du mich verließest, sondern nur betrübt. Ich kann überhaupt nicht zornig werden. Nicht einmal auf Konrad. Ich habe ihn verloren, und mir dünkt, das thut weh.

Helene, ich glaube, Du verstehst mich. Ich habe Dir nicht viel zu bieten gehabt. Ich bin arm an Gefühl, an Willen und Lebenskraft. Das hat mich traurig gestimmt, daß ich zu arm war. Ich hatte gehofft, dadurch, daß ich Dir Alles gab, was ich besaß, meine ganze Seele ohne jeden Vorbehalt, Dir auf diese Weise doch genug werden zu können. Es ist also vergebens gewesen. Du bedurfstet etwas Anderen und mehr.“

„Niels, jetzt nicht mehr — jetzt niemals mehr. Niels, Du bist gerade derjenige, dessen ich bedarf.“

Sie umarmte ihn heftig.

„Helene“, sein Blick ruhte liebevoll auf dem hübschen Kopf, aber um den Mund lag ein schwaches Lächeln, wehmüthig, ein wenig zweifelnd.







## Unsere Kinder.

Don

Sigurd (Alfred Hedenstjerna).\*

— Wejð (Småland). —

**J**eutzutage hat eine Person aus dem schwedischen Mittelstande, die nicht für einen Duden, Racker oder Tyrannen gegen ihre kleinen Lieblinge angesehen werden will, zu Hause gerade nicht so übermäßig viel zu sagen.

Erst in den letzten zwanzig Jahren hat es Unserm Herrn gefallen — ich nehme an, daß er es ist, denn daß ein überirdisches Wesen dahinter steckt, das ist sicher — sich so gründlich auf die Kindererziehung zu legen, daß wir selbst auch nicht mehr das Geringste bei der Sache thun können. Sind unsere Kleinen fünf Jahre alt, so sind sie reiner, heiliger und besser als wir, und darum dürfen wir sie nicht anrühren; sind sie zehn, so sind sie klüger als wir, und da sollen wir sie respectiren; und sind sie fünfzehn, sind sie gelehrter als wir, dann sollen wir sie schätzen und achten. Ja, wenn ich das Vermögen, Kleider und Nahrung für die Herrschaften zu verdienen und fleißig und unerdrossen das Hauswesen zu leiten, ausnehme, so wüßte ich wahrhaftig auf der ganzen Welt nichts, was nicht unsere Duden und unsere kleinen süßen Mädchen viel, viel besser als Papa und Mama verständen. Könnten unsere Eltern ihre Särge verlassen und nur auf ein paar Stunden in unser Heim blicken, so würden sie glauben, daß Kinder und Eltern den Platz in der Familie vertauscht hätten. Die Jugend ist es, die den Ton angiebt, die sagt, was sich schickt und was sich nicht schickt, die das Urtheil über die Bekannten der Familie fällt, die deren Umgang wählt; sie ist es auch, die, wenn es nöthig ist, Papa und Mama einen Verweis ertheilt.

Aber ich will auch nicht ungerecht sein, ich will die Wahrheit nicht verleugnen; ich will nicht verheimlichen, was übrigens jeder selbst sehen kann: die Kinder verstehen sich vortrefflich auf die schwere Aufgabe der Erziehung, denn so höflich, so still, liebenswürdig und aufmerksam gegen ihre Umgebung, wie die Väter und Mütter jetzt allgemein sind konnten die Eltern in den Zeiten, als man noch den verkehrten Glauben hatte, „die Jugend bedürfe der Zucht“, nur in seltenen Ausnahmefällen ihre Kinder machen. Unartige und auffällige Eltern gehören nunmehr zu den Ausnahmen. Ihr ganzes Leben besteht aus einer fortbauernen Bußübung, einer stummen Bitte um Vergebung dafür daß sie so dreist waren, ihre kleinen Lieblinge zur Welt zu bringen, ohne sie vorher zu

Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem Schwedischen übersezt von Margarethe Langfeldt.

fragen, ob sie auch glaubten, mit so armjeligen Leuten, wie Papa und Mama, zufrieden sein zu können.

Und dahin haben es die süßen Kleinen einzig durch ihre moralische Kraft und ihre geistige Ueberlegenheit gebracht. Wenigstens habe „ich“ niemals gesehen, daß sie die Ruthe gebrauchten, selbst wenn die Eltern so abgesehen waren, zu verlangen, daß die Kinder erst confirmirt werden sollten, bevor sie sich verlobten, oder wenn sie sich den zur naturgemäßen Entwicklung so nothwendigen Strahlenliebchaften widersetzen und gewisse Abendpromenaden der Schulkinder beiderlei Geschlechtes nicht leiden wollten, damit die je des zweite Jahr in eine höhere Klasse versetzt werden könnten. Es ist ja möglich, daß irgend ein energischer und ernsthafter Gymnastenscharakter es in diesem Falle für nöthig gehalten hat, seinen Papa überzulegen und eine extra judizielle Strafe zu vollziehen, aber das liegt jedenfalls außer dem Bereich meiner Erfahrung. Ich habe stets gefunden, daß selbst sehr strenge Knaben nur eine ernste, mündliche Zurechtweisung anwenden brauchten, um ihre Eltern zur Vernunft zu bringen.

Ich gebe zu, daß alle Uebergangsperioden im Erziehungssystem Schattenseiten haben. So war es auch, als der Penaltismus aufhörte. Die damaligen Skabetten und Schulbuben waren von ihren älteren Schulkameraden alle recht unangenehm durchgeprügelt worden, und als nun ihre Zeit kam, ebenfalls Schläge auszutheilen, wurde ein Verbot gegen das ganze System erlassen. Ebenso geht es uns, die wir nun Vater und Mutter sind. In unserer Kindheit herrschte noch die Ansicht, daß den Eltern das Regiment im Hause zustände, und da mußten „wir“ gehorchen. Nun, da wir selber Kinder haben, hat man herausgefunden, daß die Kinder die Familie regieren müssen, und nun sollen wir wieder kuscheln. Auf diese Weise ist die Reihe niemals an „uns“ gekommen, doch, Herr Gott, man muß sich ja in das finden, was zum Heile der Menschheit geschieht.

Es thut mir leid, eingestehen zu müssen, daß man „außer Hause“ nicht so willig die berechtigte Befugniß unserer Jugend, die Welt zu regieren, anerkennt. In diesem Falle ist die Freihandelspartei ebenso wie die der Protectionisten. Gab es auch nur einen Schulknaben im seligen Unterrichtsausschuß? Und doch handelte es sich nur um das Wohl und Wehe derselben. Fällt es jemals den Domkapiteln ein, einige kundige und erfahrene Gymnasten zu Rathe zu ziehen, wenn es gilt, einen Lehrer oder Assistenten anzufstellen? Ein dummer, unwissender Bauer darf selbst seinen Gemeindelehrer wählen, aber ein gelehrter, erfahrener Gymnast muß mit dem Schund, den ihm das Domkapitel zu schicken für gut befindet, vorlieb nehmen.

Wie? sollten die Schulknaben die Sache nicht verstehen? Lieber Freund, wenn Du so denkst, mußt Du nie gehört haben, mit welcher Kraft, welchem Scharfsinne und welchem gereitem Urtheil der Secundaner der Familie auf dem Sopha, Schaukelstuhl oder dem besten Lehnstuhl der guten Stube sitzt und schnell, aber sicher die glänzende Charakter Schilderung seiner Lehrer hinwirft, über ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit aburtheilt, sie karrikirt und ihnen Spitznamen giebt, während die andächtigen Eltern mit gefalteten Händen auf kleinen gewöhnlichen Stühlen dabei sitzen und mit Ehrfurcht und Interesse zuhören, sich auch über das Handinhandgehen zwischen Haus und Schule im neunzehnten Jahrhundert freuen.

Es ist natürlich, daß — allbiweil erst ein paar Jahre verfloßen sind, seitdem die Kleinen das Commando in die Hand genommen haben — die Erziehung der Väter und Mütter noch nicht ganz fertig sein kann. So verrathen die Mütter z. B. noch immer ein beklagenswerthes Uuermögen, die Mahlzeiten im passenden Moment fertig zu haben. Bald ist kein Abendbrot da, wenn es dem lieben Willn einfällt, in's Theater gehen zu wollen, bald findet Gustavchen kalte Kartoffeln vor, wenn er eine Stunde über die Mittagszeit hinaus mit einem Jögling des Töchterpensionates ein bißchen spazieren gegangen ist. Sind die Kinder bei besonders guter Laune, so kann man es möglicher Weise wagen, mit vorsichtig gesetzten Worten beiläufig zu erwähnen, daß Papa und Mama als Kinder Klappie bekamen, falls sie die Essensstunden nicht einhielten, und dann ver-

zieht der Herr Oberquartaner das Gesicht zu einem mitleidigen Lächeln, ungefähr wie ein Lieutenant von heutzutage beim Anblick der alten Lebertanone im Artilleriemuseum.

Unsere jungen Töchter sind im Allgemeinen häuslich beanlagt und sehr dafür, im Hause zu helfen. Wenn ihre Mama die Lampe gepuzt, den Docht abgeschnitten, Petroleum aufgegoßen, die Lampe angezündet und sie auf den Sophattsch gesetzt hat, und der Docht dann etwas riecht, so fahren sie, wenn sie bei guter Laune sind, die Mama nicht an, sondern sagen ihr freundlich, sie möchte den Docht niederschrauben. Und ich habe junge, tüchtige, halberwachsene Mädchen gesehen, die, wenn sie Kaffeeflecken oder Safftflecken auf den Fußboden gemacht hatten, selbst in eigener Person, ohne Värm und Umstände, nett und anspruchslos — das Dienstmädchen riefen, damit sie die Flecken fortwische. Manchmal bestellen sie sogar selbst „etwas Gutes“, wenn irgend ein schneidiger Genußwast das Haus durch seine Anwesenheit beehrt.

Das sind jene jungen, lebenswürdigen Mädchen, die dann später, wenn ihr Papa stirbt und die Familie brotlos dasteht, sich herablassen, in der Zeitung eine Stelle zu suchen, „für ein junges, häusliches, anspruchsloses Mädchen, um in einem feineren Hause der Frau zur Hand zu gehen.“ Sofern sie nicht eine zehntklassige, höhere Töchtertschule durchgemacht haben. Denn dann bieten sie ihre Dienste als „Lehrerin in einer gebildeten Familie“ an, um die Kinder in Sprachen, Musik und sonstigen Lehrgegenständen zu unterweisen.

Und wenn dann die „gebildete Familie“ in dem „feineren Hause“ — die übrigens ihre Kinder ganz ebenso erzieht — findet, daß die Stütze der Hausfrau ganz besonders linksich zur Hand geht, oder daß die höhere Tochter als Lehrerin nicht das Geringste weiß und kann, dann bekommen Freunde und Gevattern zu hören, „wie schrecklich nette Kinder besserer Familien bei fremden Leuten behandelt werden!“

Niemand kann ein gemeines Bauernhuhn an Elternliebe übertreffen, und dabei wird es stets für „dumm“ gescholten. Doch so dumm ist es nicht, daß es seine Küchlein von sich läßt, ehe sie es so weit gebracht haben, daß sie sich selbst versorgen können. Aber glaubt Ihr, daß die gemeine Familienhenne mit falschem Jopf und Wollkleide viel Verstand hat? Nicht doch; sie steckt den dreißigjährigen Söhnen Geld zu und kleidet die großen, langen, faulen, breitschulterigen 25-jährigen Töchter mit derselben Fürsorge, wie sie einst die Fünfjährigen in ihre Decken wickelte.

Aber ist es nicht eigenthümlich, daß man in unserer Kinderzeit keine Eltern mehr liebte und höher achtete, damals, als noch Papa und Mama Herren im Hause waren, als ein allzurühriger Mund bisweilen einen Klapps bekam, und die Kuthe sich in der nächsten Nachbarschaft der Familienbibel befand?

Die Familienbibel! — — — — Ja, auf der liegt der Staub zollhoch, und unsere Fünfzehnjährigen fragen ihre Mütter ganz überlegen und mitleidig, ob sie wirklich noch ein Wort von solchen Ammenmärchen glauben? Und die Mütter wenden ihr Gesicht ab, damit die Thränen nicht zu sehen sind, und antworten unterwürdig: „Liebe Kinder, darüber wollen wir nicht sprechen!“

Anstatt die kleinen Schlingel bei den Ohren zu nehmen, sie in die Kinderstube zu führen und ihnen dort zu geben, was ihnen gebührt.





## Illustrierte Bibliographie.

**Liebe zur Thier-**  
**welt.** Anregende Bei-  
spiele zur Zählung  
und Pflege unserer  
Wald- und Gartenvögel  
und anderer freileben-  
der Thiere. Nach dem  
Englischen der Mrs.  
E. Brightwen von  
D. Hoffmann. Mit 64 Original-  
Illustrationen von Ch. Botteler. Ver-  
lag von Felig Kraus in Stuttgart.

Ein Werk, das aus einer tiefen, mitfühlenden Liebe zur Natur, insbesondere zur Thierwelt, heraus geschrieben und geeignet ist, dieselbe auch in Andern zu wecken und zu stärken. Diese Liebe ist nicht der Ausfluß einer unklaren Gefühlsschwärze und krankhafter Sentimentalität, die zu jenen lächerlichen und widerwärtigen Extravaganzen eines übertriebenen Thier-Cultus führt, dessen Anhänger zu vergessen pflegen, daß der leidende Mitmensch mindestens in gleichem Maße ihrer hilfreichen Theilnahme bedarf; es ist vielmehr jene Liebe, die auf einem durch treue Beobachtung geweckten Verständniß für die Thierwelt beruht.

Die Verfasserin hat auf ihrem ländlichen, mit Garten und Park versehenen Wohnsitze reichlich Gelegenheit gehabt, Thiere, besonders Vögel, zu beobachten, aufzuziehen und abzurichten. Diese Beziehungen zur Thierwelt sind ihr — wie sie bekennt — bei ihrer leidenden Gesundheit eine



Quelle reinsten Freude, des Trostes und der Beruhigung gewesen. Die Erfahrungen, die sie im Verlaufe von zwanzig Jahren gesammelt, theilt sie in diesem anmuthigen Büchlein mit, das insbesondere der Jugend in die Hand gelegt werden möge, damit sie



Aus: „Siebe zur Thierwelt“. Verlag von Felig Kraus in Stuttgart.

daraus lerne, die Natur beobachten, verstehen und lieb gewinnen. Aber auch der Erwachsene wird mit Interesse vernehmen, was die Verfasserin von ihren Pflegslingen und Lieblingen, von „Maß, dem Stärlein“, von „Blanche, der Taube“, von „Peter, dem



Aus: „Liebe zur Thierwelt“. Verlag von Felix Kraus in Stuttgart.



Aus: „Liebe zur Thierwelt“. Verlag von Felix Kraus in Stuttgart.

Dächsel", von „Istche, der Kröte", von ihrer virginischen Nachtigall, von ihren Springmäusen, Nothflehchen, zahmen Schmetterlingen und anderen Freunden aus dem Thierreiche erzählt; mancher der mitgetheilten Züge dürfte wohl als werthvoller Beitrag zur Thierpsychologie bezeichnet werden. Wer sich selbst mit der Pflege von Thieren befaßt, der wird insbesondere aus den Abschnitten des Buches, in denen die Verfasserin über das Zähmen, das Füttern der Vögel im Sommer und Winter, über das Aufziehen von jungen Nestlingen auf Grund ihrer Erfahrungen Rathschläge erteilt, Manches lernen können. —

Das gebiegen ausgestattete Buch ist mit 64 hübschen Illustrationen von Ch. Votteler geschmückt, die treffende charakteristische Wiedergabe des Beobachteten mit geschmackvoller Ausführung vereinigen. Der mäßige Preis von 3,50 Mk. wird dazu beitragen, dem liebenswürdigen Buche, das sich namentlich als Geschenkwerk für die Jugend vorzüglich eignet, die Verbreitung zu sichern, die es verdient. — 1. —

## Bibliographische Notizen.

**Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart.** gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität in Würzburg. München 1892. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Als der Naturalismus auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand, spielte die Philosophie eine sehr traurige und untergeordnete Rolle. Die Religion haßte er; die Philosophie verachtete er. Jene fand gegen die schlimmsten Angriffe immerhin noch einigen Schutz in der Furcht vor den Paragraphen des Strafgesetzbuches und in einem Nest frommer Scheu, die in den Einwirkungen der Erziehung und der Pietät gegen gläubige Vorfahren und Lehrer wurzelte; diese wurde wehrlos der beliebte Zielpunkt von frechem Hohn und plattem Spott. Namentlich unvermittelt verkehrte sich die allgemeine Ehrfurcht, die sie als die Krone und unentbehrliche Ergänzung aller Wissenschaft und Bildung genossen, in eine Mißachtung, welche sie bloß noch wohlfeilster Witz würdig befand, wurde sie aus einem Gemeingut aller Gebildeten eine schael angelehene Specialwissenschaft, die für Viele nur noch eine historische Bedeutung, ja kaum mehr Sinn hatte, als Astrologie und Alchimie.

Dies hat sich bitter gerächt.

Etwa zu derselben Zeit, da die materialistische Weltanschauung in die tieferen Schichten des Volkes zu bringen begann, um dort im Bunde mit politischen und wirtschaftlichen Irrlehren die Socialdemokratie zu erzeugen, ging ihre Herrschaft über die oberen mehr und mehr verloren. Als das Auge sich an die blendenden

Strahlen gewöhnt hatte, die von den Erfolgen der Naturwissenschaft und Technik ausgingen, fühlten Herz und Gemüth, daß diese nur leuchteten, aber nicht wärmten. Je tiefer angelegt die Naturen, um so stärker war das Gefühl einer entsetzlichen Deere, einer traurigen Debe, das nach einer Ausfüllung, einer Erfüllung der sittlichen und idealen Triebe in der Menschenbrust verlangte.

Dieses Verlangen zu befriedigen, wäre die naturgemäße Aufgabe der Philosophie gewesen. An der Grenze der Wissenschaft stehend, dort, wo die Macht der Sinne aufhört und feinere Kräfte ihr unmaßbares Spiel beginnen, ist sie es, die nicht bloß die Mücke hinaus und empor lenkt über die niederen Flächen irdischer Wahrnehmung, sondern auch die Verbindung und Versöhnung herstellt zwischen dem rein verstandesmäßigen Skalfül und der Ahnung des Höheren, die in unaussprechbarer Sehnsucht die Menschen über sich selbst erhebt. Sie erschien dazu berufen, den modernen Menschen mit all seinen Zweifeln hinüber- und zurückzuführen zum Glauben — wenn dieser Glaube auch vielleicht nicht der seiner Altvordere gewesen wäre.

Aber vergebens streckte er die Hände aus nach ihr als seiner Führerin. Wo er eine warmblütige Lebenskraft erwartete, zeigte sich ihm nun eine starre Specialwissenschaft, die, einmal aus dem Leben hinausgestoßen, verschüchtert und vereinsamt sich immer technischer, also immer weltfremder gestaltet hatte; und die Kenntniß der Grundzüge dieser Technik hatte er längst verlernt. Einer unübersteiglichen Mauer gleich drohte ihm die Menge der Schwierigkeiten entgegen, welche in Sprache und Inhalt den spröden Stoff umgaben; und

muth- und rathlos ließ er davon ab, zu seinen sonstigen Wissenschaften nun wieder eine neue hinzuzulernen, die todtten Schätze des Seins, das geprägte Gold seines Wissens zu mehren, da sein Inneres doch nach dem Brote des Lebens begehrt.

So erklärt sich eine Erscheinung unserer Zeit, die sonst fast unbegreiflich wäre: der massenhafte Uebertritt der Gebildeten in das Lager engherzigster und kurzichtigster Orthologie. Von den schwindelnden, eifigen, unfruchtbarren Gestirnen des Materialismus wagten sie den Sprung in das bodenlose Dunkel der Mystik und des Buchstaben-glaubens — mußten ihn wagen, weil sich keinen Brücken fanden, um sie in ein Gebiet zu bringen, wo sich Wissenschaft und Glauben, Verstand und Gemüth vereinigen konnten.

Eine solche Brücke zu schlagen für diejenigen, welche ohne specifisch-philosophische Vorstudien ihrer Gesamtausbildung den versöhnenden und verbindenden Schlüsselstein setzen wollen, hat jetzt Volkelt in der vorliegenden Schrift unternommen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist sie eine über die Grenzen der Wissenschaft hinaus beachtenswerthe und erfreuliche That. In gefälligen, aber vornehmen Formen gestaltet sie den unermesslichen Stoff — immer in Hinblick auf das große Ganze, um in ihm der Philosophie den ihr gebührenden Platz zu sichern. Ihre Aufgabe als Wissenschaft, ihre Stellung zum Leben, zur Religion und Kultur legt er systematisch eingehend dar, stets verständlich, niemals leicht oder oberflächlich erörternd. Mögen im Einzelnen hie und da seine eigenen Anschauungen Widerspruch finden und verdienen — der Gesamteindruck des Buches ist der eines unendlich fesselnden und anregenden Werkes, das wohl geeignet erscheint, den geistig Strebsamsten im Volke eine bedeutungsvolle Hilfe zur harmonischen Ausgestaltung ihres inneren Seins zu werden. Sch.

**Das ästhetische Formgesetz der Plastik.** Von Johannes Mera. Mit 44 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von C. A. Seemann, 1892.

Das Buch ist der erste Versuch, die Grundzüge der modernen Formelästhetik für die concrete Kunstbetrachtung auf einem umfassenden Gebiete des Kunstschaffens systematisch zu verwerthen. Der Verfasser wählte das Gebiet der Plastik, das ihm durch Studium und reiche, auf längeren Reisen erworbene Anschauung besonders vertraut war; aber er verheißt uns, die Anwendung seines Formgesetzes auch auf die Malerei

und die Architektur zu geben. Die glückliche Verbindung philosophischer Arbeit und Schärfe mit lebendiger Empfindung des Kunstschönen, welche die vorliegende Untersuchung bekundet, läßt uns von der Fortsetzung dieser Betrachtungsweise die werthvollsten Resultate erhoffen. Sie fesselt auch bei der Lectüre des Buches immer von Neuem, trotz mancher Partien, in welchen die entsagungsvolle Gründlichkeit des Autors den Leser hart an die Grenze der Ermüdung führt. Ein knapper, aber inhaltsreicher theoretischer Theil ist der Abtheilung des plastischen Formgesetzes aus den allgemeinen Bedingungen des Formell-Schönen für die Welt des Sichtbaren gewidmet. Das Hauptgewicht aber fällt auf den zweiten, empirischen Theil, der die Analyse der plastischen Motive enthält. Die Typen der aufrechten Haltung, die Motive der physischen Bewegung, die Darstellung des psychischen Lebens werden hier an einer überaus großen Anzahl sorgsam gewählter Beispiele entwickelt und nach den Kategorien des theoretisch gefundenen ästhetischen Formgesetzes in ihrer concreten Bedeutung für die Erkenntniß des Kunstschönen gewürdigt. Als ein besonderes Lob für den Verfasser muß dabei hervorgehoben werden, daß er die Werke der Antike, der Renaissance und der modernen Kunst ganz gleichmäßig heranzieht. In manche Beschreibungen ist leider durch Lagheit im Gebrauch der Ausdrücke „rechts“ und „links“ eine empfindliche Verwirrung hineingekommen, wie z. B. S. 75/76. S. 87. In einem besonders interessanten und an werthvollen Einzeluntersuchungen reichen Capitel werden dann die „Besonderen plastischen Aufgaben“, wie sie die decorative Plastik, das Genre, die Thierbildung, die Gruppe u. a. bieten, eingehender Betrachtung unterzogen. Das Buch im Ganzen ist eine höchst gediegene, anerkanntenswerthe Arbeit, die nach mehr als einer Richtung, Anregung und Belehrung spendet. M. S.

**Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste.** Academische Veden von Sir Joshua Reynolds. Uebersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen, Register und Textvergleichung versehen von Eduard Leising. Leipzig, 1893.

Die berühmten „Discourses on art“, welche der berühmte Bildnißmaler Sir Joshua Reynolds (1723—1792) als langjähriger Präsident der Royal Academy zu London gehalten, haben durch die mit dem Tode des Malers verflochtenen hundert Jahre



wohl an unmittelbarer praktischer Bedeutsamkeit, nicht aber an historischem Werthe eingebüßt. Wir schätzen sie noch heute als eines jener seltenen Zeugnisse über Wesen und Art des künstlerischen Schaffens, die von bedeutenden Künstlern selbst abgelegt worden sind. Wenn daher auch die darin ausgesprochenen Ueberzeugungen und aesthetischen Urtheile, die ganz vom Standpunkte eines Academikers des vorigen Jahrhunderts abgegeben werden, jetzt kaum noch irgendwo auf uneingeschränkte Zustimmung rechnen dürfen, so ist doch die Wiederherausgabe der Neben, welche die Philosophische Gesellschaft an der Universität zu Wien veranlaßt hat, mit Dank aufzunehmen, zumal da sie mit musterhafter Sorgfalt, unter Vetrügung einer biographischen Einleitung, zahlreicher literarischer und kunstgeschichtlicher Nachweise, sowie eines ausführlichen Registers erfolgt ist. M. S.

### Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Von Konrad Lange. Darmstadt, Verlag von Arnold Bergstraeßer.

Die Verheißung eines neuen Zeitalters der Kunst für uns Deutsche im Gegensatz gegen die jegige Vorherrschaft der Wissenschaft, welche in dem merkwürdigen Membrandbuche zuerst mit visionärer Begeisterung verkündet wurde, hat bereits eine ganze Literatur hervorgerufen. Unter den ernst zu nehmenden Schriften dieser Art beanprucht die vorliegende eine ganz besondere Beachtung. Sie packt kräftig und muthvoll die Frage an ihrer Wurzel an und bringt über die polemische Bekämpfung der herrschenden Zustände zu gesunden Vorschlägen für eine Umgestaltung der Dinge. Den ersten Regungen des künstlerischen Interesses im Spieltriebe des Kindes geht der Verfasser nach und erörtert, wie man ihn in geeigneter Weise pflegen und für die spätere Entwicklung nutzbar machen solle. Das Spielzeug, das Bilderbuch, die Beschäftigung im Frobel'schen Kindergarten finden eine sachgemäße, von gesunden und maßvollen Anmerkungen getragene Besprechung; der Schwerpunkt der Darstellung aber liegt natürlich in der Frage, wie auf der Schule die Kunstszziehung unserer Jugend zu gestalten sei. Mit Recht wird hier die Pflege des Zeichenunterrichts in den Vordergrund gestellt, aber natürlich eines Zeichenunterrichts, der zunächst obligatorisch durch alle Klassen der Volksschule wie des Gymnasiums hindurch zu erteilen sei, und so-

dann himmelweit verschieden sein müsse von der jetzt durch die seminaristisch gebildeten Zeichenlehrer vertretenen Methode. Der Verfasser weist mit eingehender Sachkenntniß nach, wie der jegige Zeichenunterricht das künstlerische Empfinden in den Schülern eher erlöbte als kräftige, und er begründet in eingehender Weise seine Gegenvorschläge. Ueber und gegen allehand damit im Zusammenhang stehende Einrichtungen, wie die Ausbildung und Stellung der Zeichenlehrer, den kunstgeschichtlichen Unterricht an Gymnasien, die traditionelle Lectüre des „Laokoön“ u. a. m. werden dabei höchst bezeichnenswerthe Dinge vorgebracht. Interessant ist auch der Ueberblick über die Bestrebungen für die Knabenhandarbeit und ihre bisherigen Erfolge. Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit dem Betriebe des Zeichenunterrichts und der Kunstgeschichte an den Universitäten. Hier berührt sich der Verfasser in wesentlichen Grundanschauungen mit der an dieser Stelle seiner Zeit besprochenen Broschüre von Schmarow, die er aber nicht nennt. Alles in Allem müssen wir gestehen, selten eine Streitschrift mit solchem Interesse und — in den grundlegenden Hauptfragen — mit so freudiger Zustimmung gelesen zu haben. An praktischem Werthe steht das Lange'sche Buch überaus hoch; es kam seinem Verfasser jedenfalls sehr zu statten, daß er auf mehreren für diese Fragen wichtigen Gebieten, nämlich als Architekt und Zeichner, als Archäologe, als Professor der Kunstgeschichte und — wir dürfen wohl hinzufügen — als Familienvater eigene sachmännische Erfahrungen beisteht. Möge nun sein Buch auch nach allen Seiten hin anregend wirken und nicht von den Künstlern und Kunstgelehrten allein, sondern vor Allem auch von Pädagogen, Eltern und Erziehern gelesen werden; es kann in dieser wichtigen Angelegenheit, die nachgerade eine nationale Lebensfrage zu werden beginnt, gradezu bahnbrechend wirken! M. S.

**Gauß's Werke.** Illustrierte Pracht-Ausgabe. Herausgegeben von Dr. Caesar Heibichen. Zweiter Band. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 2 Bände.

Wir haben schon früher eingehend über das schön ausgestattete Werk berichtet und müssen uns jetzt, nachdem es vollendet vorliegt, damit begnügen, nochmals kurz darauf hinzuweisen. Gauß's allerliebste Märchen und Geschichten werden noch für eine lange Dauer

ein geistiger Schatz unseres Volkes, namentlich unserer Jugend, verbleiben. Anmuth, Reinheit und Gemüthsstärke sind die hervorragendsten Eigenschaften der Hauff'schen Muse, die trotz ihrer Bescheidenheit in den weitesten Kreisen, bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, Eingang gefunden hat. Hier erscheint sie nun in strahlendem Prachtgewande, reich geschmückt von künstlerischer Meisterhand, und wird darum doppelt überall willkommen sein.

K. J.

### Charles Dickens' sämmtliche Werke.

Neueste sorgfältigste durchgesehene Ausgabe. Berlin und Wien. Verlag von Carl Zieger Nachf. (Ernst Rhode).

Wohl kaum ein englischer Romanschriftsteller — Walter Scott etwa ausgenommen — hat auf die Entwicklung des deutschen Romans einen so tiefgehenden Einfluß geübt und zugleich in dem Herzen des deutschen Volkes so tief Wurzel geschlagen, wie Charles Dickens. Einzelne literarische Feinschmecker und kritische Geister haben seinem großen Nivalen Thackeray, dem unerbittlichen skeptischen Herzenäeumer und unbarmherzigen Schilderer menschlicher Schwächen, den Vorzug gegeben. Aber wiegt diese etwas kühle, staunende Bewunderung eines engeren Kreises die warme begeisterte Liebe auf, die das Volk dem Schöpfer der unsterblichen „Pickwickler“, des „Heimchen am Herde“, des „David Copperfield“ entgegenbringt? Gerade das, was die künstlerische Geschlossenheit seiner Werke zuweilen gefährdet: die durchbrechende Subjectivität, das sittliche tendenziöse Pathos, der leidenschaftliche Pulsschlag eines von warmer Menschenliebe erfüllten Herzens, hat einen wesentlichen Antheil an Dickens' Popularität. Und sein goldiger, verklärer Humor, der, die lachende Thräne im Wappen führt, veröhnt uns leicht mit manchen Schwächen: der gelegentlichen Neigung zur Uebertreibung, zur Weitfchweifigkeit, mit der Lockerheit der Composition. Wir haben uns daran gewöhnt, Dickens als den Unsern zu betrachten; und so darf eine neue, sorgfältig vorbereitete Ausgabe seiner Werke in deutscher Fassung einer beifälligen Aufnahme in weiteren Kreisen gewiß sein. Als erster Band dieser von der Verlagsabtheilung Carl Zieger Nachf. veranstalteten Ausgabe liegt uns der Roman „Oliver Twist“ in der Uebersetzung von Dr. Carl Kolb vor, die von Dr. L. Freytag auf's Neue durchgesehen ist. Druck und Ausstattung sind durchaus gebiegen. Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang.

O. W.

**Argenis.** Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen des Johann Barilay, übersetzt von Dr. Gustav Walk in Heidelberg. München, Verlag von Fr. Bassermann.

„Die Argenis hat sich bei ihrem Erscheinen die Herzen aller Nationen im Sturm erobert und ist über ein Jahrhundert lang das eifrigst gelesene Buch bei allen denen gewesen, die auf höhere Bildung Anspruch erhoben. Michelieu hielt es sehr werth und gestand, es zu seinem Lehrbuch gemacht zu haben; Leibnitz starb mit der Argenis in der Hand. Allmählich aber ließ ihr Zauber nach, und jetzt ist sie nur noch den Literaturhistorikern bekannt. Wie kam das?“

Der Uebersetzer beantwortet diese von ihm selbst gestellte Frage mit dem Hinweis auf die lateinische Sprache, in der das Buch geschrieben, auf die Verlegung des Romans in altgriechische Zeit und an Orte, die jetzt mit ganz anderen Augen angesehen werden, endlich auf die eingetretenen Abhandlungen und die Gedichte mit ihren mythologischen Anspielungen.

Die erste Ursache beseitigt er durch seine — übrigens recht oft stark latinisirende — Uebersetzung; die beiden anderen bestehen fort und dürften noch jetzt ihre Wirksamkeit entfalten, und zwar sogar in immer verstärktem Maße. In der That sind sie aber nur einzelne und äußerliche Ausstrahlungen des Gesamtcharakters solcher Ritterromane, die mit geringsten Ausnahmen nun einmal nach Inhalt und Form uns in tiefster Seele fremd sind. Die bloße Pantomastik der Fabelung kam uns nicht mehr fesseln, die aufgestellten geistigen Probleme lassen als veraltet uns gleichgültig, die rhetorische Breite, der allegorisirende Bilderreichtum ermüden uns. Deshalb dürfte wohl auch durch diese jüngste Uebersetzung die Argenis nicht zu wirklichem neuen Leben gelangen; immerhin werden Manche dieselbe dankbar zu würdigen wissen, sei es daß sie durch sie ihr literarhistorisches Interesse befriedigt sehen, sei es daß sie die Fähigkeiten und Aneignung besitzen, sich dergestalt von den herrschenden Strebungen der Gegenwart frei zu machen und in das Gefühls- und Denkleben vergangener Zeiten zu versenken, daß sie aus ihm heraus auch seine abgestorbenen Ideale wieder mitfühlen und genießen können.

Sch.

„Flotte Burschen.“ Eine jener Geschichte von Paul Köhler. Jena, Fr. Mauke's Verlag (H. Schenk.)

Das Büchlein gewährt eine recht anmutende Lectüre! Zwar bringt es das,

was sein Titel verspricht, eigentlich nicht. Der Titel: „Flotte Burschen“ läßt uns auf eine echte, rechte Studentengeschichte hoffen, in der die Habelitas und alle die Sitten und Gebräuche des Studentenlebens, denen eine gewisse Poesie und ein unvergleichlicher Frohsinn, trotz aller tendenziösen Opposition, unmöglich abzupprechen ist, eingehende Schilderung erfahren. Das ist nicht der Fall; studentisches Leben und Treiben gewährt eigentlich nur den skizzierten Rahmen für die Perzengeschichten, die sich abspielen, und auch daß deren Helden Studenten sind, erscheint nur als Beiwerk; so lieben und werben die Söhne anderer Mütter, als einer „alma mater“, eben auch. Aber die Menschentinder, deren Schicksal wir hier sich entscheiden sehen, haben eine durchaus treffliche Gestaltung gefunden; ja, dem einen Mädchen, in ihrer Natürlichkeit, Tüchtigkeit und Resoluitheit, wenn es zu handeln gilt, möchten wir ohne Weiteres in einer großen Konkurrenz den Preis zuerkennen. So ist die „Jenenser Geschichte“ weit über ihr locales Colorit hinaus farbenkräftig und fesselnd componirt.

A. W.

**Eine Frau.** Studie nach dem Leben von H. K. von Heydenfeldt. Leipzig, Carl Reißner.

Als eine Erwiderung auf die Kreuzersonate wird das Buch von der Verlags-Handlung empfohlen. Wir vermögen keine andere Verwandtschaft zwischen ihm und dem Tolstoj'schen Werke herauszufinden, als daß beide Erzählungen im Eisenbahnwagen beginnen, hier wie dort werden wir Zeugen des Ab- und Zugangs der Reisenden

und belauschen Bruchstücke ihrer Gespräche, die als Einleitung zu dem Gedankeninhalt des Buches zu betrachten sind; was jedoch bei Tolstoj einfach und natürlich geschieht, macht hier den Eindruck des Absichtlichen und Gefuchten. Hinsichtlich der Tendenz des Werkes vermögen wir in den in demselben offenbarten Anschauungen so wenig eine Erwiderung der „Kreuzersonate“ zu erblicken, daß sie uns weit eher als ein Beitrag zur Bestätigung der in dieser enthaltenen Wahrheiten erscheint; wollte der Verfasser den Leser zu einer anderen Schlussfolgerung gelangen lassen, so liegt es an der Unklarheit des Inhalts, wenn er seine Absicht nicht erreicht, auch die Form weist recht bedenkliche Schwächen auf; durch unklare Wendungen wird der Sinn geradezu verdunkelt; schon durch diese technischen Mängel gelangt der Leser nicht zu einer unbefangenen Würdigung der vorliegenden Studie. mz.

**Spanische Lieder.** Von Gustavo Adolfo Becquer. In's Deutsche übertragen von Richard Jordan. Halle a. d. Saale. Druck und Verlag von Otto Henbel.

Das kleine Bändchen enthält in vor-  
trefflicher Uebersetzung die Lieder eines  
echten, feurigen spanischen Poeten, der, vom  
Schicksal auf's stiefmütterlichste behandelt,  
frühzeitig den Tod fand. Die Lieder Bec-  
quer's zeichnen sich aus durch glühende Phanta-  
sie, Gedankenreichtum und wunderbar  
melodischen Klang, den der Uebersetzer sehr  
wohl zu wahren verstand. Der in seinem  
Vaterlande außerordentlich beliebte Sänger  
wird demnach auch in Deutschland sich zahl-  
reiche Freunde erwerben. e.

## Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Bernhard, M.** Das Teufelchen. Roman. Dresden, E. Pierson  
**Boyschlag, W.** Der grosse Kurfürst als evangelischer Charakter. Halle, E. Strien.  
**Boy-Ed, J.** Zuletzt gelacht und andere Novellen. Leipzig, C. Reißner.  
**Brandes, G.** die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage, Lieferung 1. Leipzig, H. Barsdorf.  
**Brockhaus' Konversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Sechster Band. Elektrodynamik—Forum. Mit 52 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 1 Lichtdruck, 12 Karten und Plänen und 259 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.  
**Cervantes de Saavedra, M.** Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha 4. Aufl. Mit Illustrationen. Lieferung 19—22. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

**Cleero und Jakob Grimm,** Ueber das Alter. Herausg. von M. Schneidwin. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)  
**Crossant-Rust, A.** Feierabend und andere Münchener Geschichten. München, Dr. E. Albert & Comp.  
**Diercks, G.** Ein Jahrhundert nordamerikanischer Cultur. Ein Begleitbuch für die Chicago-Besucher. Berlin, R. Lesser.  
**Ehrlich, H.** Dreissig Jahre Künstlerleben. Berlin, H. Steinitz.  
**Eschricht, E.** Pfarrer Streccius. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.  
**Flemming, F.** Vier Novellen und Erzählungen. Dresden, E. Pierson.  
**Faulmann, K.** Im Reiche des Geistes. Illust. Geschichte der Wissenschaften. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben.

- Tels, R. v.**, Das küsserste Mittel. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Friedrich's des Grossen Gedanken über Religion.** Dresden, H. Jacnicke's Verlag.
- Gagliardi, E.**, Guglielmo II. Fatti-Parole-Caratteristiche. Turin, L. Roux & C.
- Grelz und Kapferer**, Tiroler Volkslieder. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, A. G. Liebekund.
- Grimm, Gebr.**, Kinder- und Hausmärchen. Illustrirt von P. Grot-Johann. Lieferung 3. 4. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Herold, Fr.**, Spuren. Ausgewählte Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hoffmann, B.**, Liebe zur Thierwelt. Nach dem Englischen von Mrs. L. Brightwen. Mit 64 Original Illustrationen von Ch. Votteler. Stuttgart, F. Krals.
- Holltcher, A.**, Leidende Menschen. Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Hürsting, E. O.**, Weltenräume. Leipzig, Th. Grieben's Verlag.
- Humanität.** Zeitschrift für Wissenschaft und Kritik auf den Gebieten des sozialen und praktischen Lebens. 1893 No. 1. Zürich, Verlag des Magazins für Kunst und Literatur (H. Wortmann.)
- Jahresbericht 33. über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schüler-Stiftung.** Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar 1893.
- Jensen, W.**, Die Namenlosen. Roman. Zweite Auflage. Leipzig, C. Reissner.
- Im neuen Burgtheater.** Kritische Streiflichter. Zweite Auflage. Leipzig, Literar. Anstalt.
- Kralik, R.**, Kraká. Ein Lustspiel. Leipzig, Liter. Anstalt.
- Landauer, G.**, Der Todesprediger. Roman. Dresden, H. Minden.
- Langwerth von Simmern, H. Freiherr**, Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes. (Friedrichs von Klinggräff.) Zweiter Theil. Staat und Kirche. Berlin, B. Behr's Verlag.
- Leonow, R.**, Geheime Documente der russischen Orient-Politik 1881—1890. Nach dem in Sofia erschienene russische Original herausgegeben. Berlin, R. Wilhelmi.
- Lindau, P.**, Altes und Neues aus der neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexico. Zweiter Band. Berlin, C. Duncker.
- Lowke, G.**, Tannenbergs Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Meyers Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Erster Band. A—Aslaug. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Mirbt, C.**, Der deutsche Patriot und die Jesuitenfrage. Vortrag. Marburg, O. Ehrhardt.
- Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft.** Erste Jahrg. Januar und Februar 1893. Leipzig, B. Voigtlaender's Verlag.
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** Zweiter Band. Erstes bis viertes Heft. (Jan.-Februar 1893.) Leipzig, R. Voigtlaender.
- Morsch, A.**, Deutschlands Tonkünstlerinnen. Biographische Skizzen der Geowart. Berlin, Stern & Ollendorf.
- Müller, K.**, Lieder-Lust und Leid. Leipzig, Verlag zum Gräfften.
- Orser, L.**, The natural Method of writing music. Boston, Esstern Publishing Company.
- Ostdeutsche Reform.** Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. No. 7. 8. Königsberg. Braun u. Weber.
- Rachilde, L'animale.** Paris, H. Simonis Empis.
- Reder, H. v.**, Rothes und blaues Blut. Werner, der Falkonier. Die Fischerrosi. Mit einer Illustr. München, Dr. E. Albert & Co.
- Remin, E.**, Was die Gräfin sann. Roman. Leipzig, C. Reissner.
- Rick, W.**, Familie Klinger. Volksstück in vier Acten. Wien, M. Breitenstein.
- Schankal, R.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Schmidt, K.**, Brot. Ein Bäcklein für Alle die Brot essen. Leipzig, W. Friedrich.
- Schmidt, A. Ch.**, Die Schmiede am Odenwalde. Ein episches Gedicht. Leipzig, Liter. Anstalt.
- Schnakenburg, J.**, Heidenkinder. Vier Geschichten. Leipzig, A. Janssen.
- Schumacher, H. v.**, Berenice. Histor. Roman a. d. Zeit der Zerstörung Jerusalems. Leipzig, W. Friedrich.
- Schumann, P.**, Sprachliche Betrachtungen. Dresden, E. Pierson.
- Stella, E.**, Schloss Arneim. Tragödie in zwei Theilen, ein Spiegelbild der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber. Leipzig, Liter. Anst.
- Stern, M. R. v.**, Die Insel Ahasver's. Ein episches Gedicht. Dresden, E. Pierson.
- Strindberg, A.**, An offener See. Roman. Autoris. Uebers. von M. von Borch. Dresden, E. Pierson.
- Stryck, J.**, Des fahrenden Spielmanns Lied und Leid! Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Studien zur Litteraturgeschichte.** Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg, L. Voss.
- Suttner, A. H. v.**, Um jeden Preis! Roman. Dresden, E. Pierson.
- Telmann, K.**, Am Kap Martin. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Viereck, L.**, Denkschrift zur Gründung der Pensionanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Im Auftrage des Ausschusses f. das Pensionsstatut verfasst. München 1893.
- Wichert, E.**, Nur ein Jude! Das Grundstück. Neue litauische Geschichten. Leipzig, C. Reissner.
- Wichner, J.**, Alraunwurzel'n. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein. Zweite Auflage. Wien, H. Kirsch.
- Winter und Wünsche.** Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. 11. Lieferung. Trier, S. Mayer.
- Wolters, W.**, Aus der Rentiersacke. Humoresken im sächsischen Dialecte. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson.
- Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionstheorie etc.** Jahrg. I. Heft VI. Berlin, H. Brieger.
- Ziegler, Th.**, Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsb.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifdr. Buchdruckerei, Kaus- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen

und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 <sup>20</sup> R
Mühlbrunn . . .	40 "
Schlossbrunn . . .	41 <sup>8</sup> "
Theresienbrunn . . .	47 <sup>1</sup> "
Neubrunn . . .	47 <sup>3</sup> "
Marktbrunn . . .	34 <sup>5</sup> "
Felsenquelle . . .	47 "
Kaiser-Karls-Qu. . .	33 <sup>4</sup> "
Kaiserbrunn . . .	39 <sup>1</sup> "

— < > —

Karlsbader  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

Quellen-  
Producte.

—  
KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Seife.  
—  
KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.

— < > —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Karlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen  
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und  
Krügen :—

**15,822,000 in 1889,**

**17,670,000 „ 1890.**

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Üord und Süd.  
Eine deutsche Monatsschrift.  
herausgegeben  
Faul tindau.  
Fünfundsechzigster Vand.  
Hl»nz von Sch5'nth»n, viclur lilgnel, Fi!h uon Uhd.

Vre^lau  
Zchlesische Vuchdruckerei, Kunst« und veilagz»Anfialt  
v. 3. 3chottlaende«.

Inhalt des 65. Bandes.  
April. — Mai. — Juni.  
1,893.  
5»!!,  
Ida Voy«Ld in Lübeck.  
Vegraben. Novelle 2??  
Hjalmar Christensen in Christiania.  
Mattes Vlut. Novelle 28^  
Otto Feld in Verlin.  
Ftitz von Uhde 509  
Ludwig Fuld in Mainz.  
Die Vollgesehgebung in der Schweiz 218  
Aarl Theodor Gaedertz in Verlin.  
Goethe, Gries und Friedlich Karl Meyer >,?2  
Richard Garbe in Königsberg.  
Die Weisheit des Vrahmanen oder des Kriegers? «Line cultur-  
geschichtliche Vetrachtung 2N  
Ola Janssen in Verlin-Fricdrichshagen.  
Vanerndichtnng ^u?  
Moriz hoernes in Wien.  
)llyrische Alterthümer 2^4  
Alfr. Chr. Ralischer in Verlin.  
Die Vresteia des Aeschylos und das Tragische 5?  
Arthur Aleinschmidt in Heidelberg.  
Fönilon 2«S  
j)aul lindau in Vresden.  
Vemerknngen über Regie und Inscenirung 85. 22?



Inhalt »«5 65. Vandes.  
Rudolf Lindau in Aonstantinopel.  
vir -limine Allahs. Eine türkische Erzählung !24  
Laura Marholm in Verlin-Friedrichshagen.  
vom alten „Jungen Deutschland“ 2uo  
Kudwig Pietsch in Verlin.  
Victor Tilgner 160  
Erneste Renan.  
ffeuille« äiwckie«, Eine Fortsetzung von lIndheits» und Jugend»  
Erinnerungen 42  
Otto Roquette in Varmstadt.  
Meines seligen Vnkels Ltiefelsammlung. Novelle 2^2  
Franz von Zchönthan in Vlasewitz.  
Der General. Eine erlebte Geschichte ;. ^29  
Verthold Schulze in Verlin.  
Ein vergessener Dichter (Franz von Kleis») 222  
Theo Seelmann in leipzig.  
Die Elektrizität und die Mikroorganismen N?  
Sigurd <Alfred Hedenstierna) in wexiö (Zmäland).  
Unsere Rinder ^02  
König Karl von Rumänien ^90  
Vibliographie ^22 2«?. que  
Musikalische Notizen 272  
Vibliographische Notizen ^25. 27». qoy  
Mit den siortraits von:  
Franz von Schönthan, radiit von Johann Lindnei in München; Victor  
Tilgner, radirt von Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe; Fritz von Uhde,  
radirt von Johann Lindnei in München,

April 1883.

Inhalt.

S>I!»

Franz von Schönerhan in Vlasowitz.

Ver General. «Line erlebte Geschichte !.

«Lrnette Renan.

?euM«5 6it»el»ie«. «Line Fortsetzung von Aindhelts» und Jugend»

erinnerungen ^2

Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.

Die Vreftia des Aeschylus und das Tragische 5?

Paul Tindau in Dresden.

Vemerungen über Regie und Inszenierung 85

Vla Hanffon in Berlin»Friedrichshagen.

Vauerndichtung ^0?

Theo öelmann in Leipzig.

Vie Elektricität und die Mikroorganismen ^?

Rudolf Tindau in Konstantinopel.

vi« Stimme Allahs. «Line türkische «LrzHhlung I.2H

Vibliographie ^2

Spam»»'» Illuftlllt« weltgtschlich!». (Mit Illnstlationen.)

Vlblioamphische Notizen ^35

I^lerzu ein Portrait: Franz von Schönerhan.

Radlrng von Johann Tindner in München.

,n»l» »n» Sld' «»1ch«ln! »m Anfang j«b»» m»n«>» In y»ft»n mtt j» »Inn Aunftb»!lag».

p»i» pr» <l?»»l»»l ll tz»ft«) 6 Mail.

All» Vnchhandwn»«» und p»fl«mft»I!«n n»hm»n j«d«lz»!! V«st«llung«n »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Ollrtl und Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

Beilage zu diesem hefte

von

««»«'sch, «nchhl»«n»l«««, «»bhail, «: wilisch in leidig, (Anzeige »»n N»»i»<«»n).

Der General.  
Eine erlebte Geschichte

Fran; von Schünthan.

— Vlasewitz. —

5 ich ihn zu», ersten Mal sah, — - ^ Du lieber ttott, ich  
iverd's im ^eben nicht vergessen!

Es war unten in der Bocca di Cattaro, Ausgangs der  
sechziger Jahre, Damals wurde die „optische Telegraphie“ in der oster-  
reichischen Armee eingeführt: Signalpostcn, mit farbigen Fahnen ausgerüstet,  
wurden in entsprechenden Entfernungen von einander aufgestellt und gaben  
sich Zeichen; ein Senken der Fahne nach links hieß „Punkt“, — nach  
rechts „Strich“, — und aus „Punkten und Strichen“ wurden, nach dem  
bekannten Schema des Morse'schen Schreibtelegraphen Buchstaben, Wörter  
und Sätze zusammengestellt. Es ging prächtig; über ein paar Zwischen-  
stationen hinweg konnten wir auf meilenweite Entfernungen Befehle ver-  
mitteln und Frage und Antwort wechseln. Ich hatte die Sache am  
schnellsten begriffen und fand auch bald Gelegenheit, mich vor uferem  
Regiments-Commandeur zu produciren. Bei einer großen Felddienst-Uebung  
bekam ich Befehl, die eine Hälfte meiner Telegraphisten-Abtheilung auf dem  
Marktplatz in Cattaro zurückzulassen und mich mit der anderen Hälfte dem  
Regiment anzuschließen, das in „gesicherter Marschordnung“ einem suppo-  
nirten Feind entgegenzog; dieser Feind hatte sich angeblich auf einem  
Plateau festgesetzt, hoch oben in den Felsenbergen, die steil zur montene-  
grinischen Grenze aufsteigen. Es war ein mühsames klettern über den  
steinigen Karstboden, in sengender Hitze, — stunden- und stundenlang, bis  
wir dem Feind endlich auf Schußweite nahe waren; dann gab's noch ein

2 Franz von Zschönthan in Vlasewitz,  
kurz«' Feuergewalt, ein sprunghaftes Auanciren, endlich ein „Hurrah" —  
und oben waren wir! Tann wurde „abgeblasen" und Rast gehalten. Ich  
aber wurde zum Oberst beföhlen.

„Na, wie steht's? — Viöunen Sie uon hier oben Ihre Delegraphisten  
in Caltaro unten sehen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, nüt dein t^las sogar ganz genau."

Von unserer Position ans konnte man wirklich beinahe wie aus der  
(Gondel eines Luftballons in die alte winkelige Stadt hineingucken. Und  
auf dem Marktplatz, unmittelbar vor dem Kommandantur-Gebäude, standen  
auch richtig meine drei Delegraphisten, und ihre weisse Signalfahne flatterte  
im Winde.

„Wahrhaftig," fagte der Oberst, der auch durch den Feldstecher hinunter-  
gesehen hatte, „wahrhaftig, man kann sie ganz deutlich ausnehmen!" —  
Und dabei sah er mich und die Offiziere, die um ihn herumstauden, mit  
einem so naiven Ausdruck des Erstaunens in seinem behaglich leuchtenden  
Besicht an, als ob er zum ersten Mal im Leben durch ein Fernglas ge-  
blickt hätte. Es war ein sehr glücklicher Mensch, unser Oberst; er konnte  
sich noch wundern und freuen wie ein Xind, trotz feiner grauen Haare: und  
als ich ihm jetzt fagte, daß ich mich mit denen da unten auf dem Markt-  
platz fofort in telegraphifche Verbindung zu setzen vermöchte, da schüttelte  
er nur ungläubig lächelnd den >topf! Das war' doch gar nicht möglich!  
Und wenn ich das könnte, dann follte ich doch gleich einmal einem meiner  
^eute den Befehl Hinuntertelegraphiren, im Commanoantur-Hebäude bei der  
Frau Oberst anzufragen, was der Herr Oberst heute Mittag zu essen be-  
käme. — „Ich habe nämlich schon einen höllischen Hnnger," sagte er zu den  
übrigen Offizieren, lehnte aber trotzdem dankend ab, als ihm von allen  
Teilen aus den mitgebrachten Borräthen angeboten wurde.

„Was glauben Sie denn, meine Herrn? Das darf ick ja gar nicht!

Wn- essen um Zwölf, und wenn da meine Frau merkt, das; ich mir den  
Appetit verdorben habe . . ." Die Worte „Fran" und „Appetit" sprach  
er mit einer gewissen feierlichen Betonung aus, wie man eben uon Dingen  
spricht, die einen: heilig sind.

Ich hatte inzwischen telegraphirt und Antwort bekommen und trat jetzt  
meldend zum Oberst.

„Was? Schon fertig?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Und auch fchou Iemaud drüben gewesen, bei meiner Frau?"

„Der Cadett ^ibovic; ich habe ihn in's Haus treten und wieder zurück-  
kommen sehen."

„Nun — und hat er was herauftelegraphirt — über's Mittagessen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst: Tchöberlsuppe, Nindfleisch mit Paradeis-  
sauce, und als Meblspeise, — Erdäpfelniideln."

Ver General. 5

„Erdäpfelnudeln,“ wiederholte der Oberst mit einer gewissen zärtlichen Andacht und sah uns dabei glücklich lächelnd an. — „Es ist doch eine schöne Erfindung!“

Man wußte nicht recht, meinte er die Telegraphie oder die Erdäpfelnudeln.

Er legte mir väterlich süß die Hand auf die Schulter, führte mich etwas abseits und sagte leise zu mir:

„Telegraphieren Sie nochmal hinunter . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Nur ein paar Worte: glicht so blaß, wie das letzte Mal!“

Und dann reckte er sich dienstlich auf, rückte die Feldbinde zurecht, winkte dem Etabstropfpetter und ließ zum „Sammeln“ blasen.

Die optische Telegraphie aber stand von diesem Tag an hoch in Ansehen, und ich selbst wurde zum Instructor ernannt. Ich hatte die Aufgabe, nach und nach sämtliche Truppenteile der Landarmee und der Marine, die damals im südlichen Talmatien lagen, in der Kunst des Telegraphirens zu unterweisen.

Fünfzehn bis zwanzig Unteroffiziere und Eadetten wurden immer zu einem Eursus zusammengestellt, und wenn sie ausgebildet waren, erhielt ich wieder eine neue Abtheilung zugewiesen; das ging so den ganzen Sommer, und ich habe dabei ein herrliches Leben geführt. Ich war von jedem anderen Dienst befreit und lag mit meinen Schülern den ganzen Tag in den Bergen.

Einmal — es war im August — wurden wir von einem (Gewitter überrascht, von einem fürchterlichen Unwetter, wie man's nur in tiefen rings geflossenen Felsenkesseln von Cattnro erleben kann! Da war natürlich an keine Rückkehr nach der Stadt zu denken; meine Leute flüchteten schnell unter einen kleinen Fels-Ueberhang; der gewährte freilich nur notdürftigen Schutz, aber es war doch wenigstens etwas. Uebrigens hatten wir Leidensgefährten. Ganz in der Nähe hielt eine Abtheilung Infanteristen Schieß-Uebungen ab; die armen Teufel kamen im Laufschrift angestürmt und drängten sich mit unter das Schutzdach; meine Telegraphisten ließen sich's gerne gefallen. Je mehr, desto besser. Einer schützte doch immer den Anderen! Und je enger man sich zusammendrängen mußte, desto wärmer war's! Das aber konnte man sich erst recht gefallen lassen, denn mit dem Gewitter war's plötzlich eisig kalt geworden.

Ich war von meinem erhöhten Standort gleichfalls, so schnell es gehen mochte, herunter geklettert und wollte nun über das kleine Plateau hinweg, zu meinen Leuten hinflüchten, — da sah ich im Vorübergehen, unter einem kahlen Oliuenbäumchen so etwas wie eine menschliche Gestalt stehen! „Mitten in dem rasenden Unwetter?“ denke ich, „das wäre doch zu toll!“ Aber wie ich noch ein paar Schritte näher komme, — wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht. Da steht der Unglücksmensch! Eng

H Franz von Zchsntlzan in Vlasewitz.

an das Bäumchen geschmiegt, das ihm doch nicht den geringsten Schutz bieten konnte, stand er fröstelnd und zitternd da; den dünnen Offiziers-Mantel fest um die schmalen Schultern gezogen, das Käppi tief in die Stirn gedrückt, vom Sturm gepeitscht, uoni Regen überströmt — ein wahres Jammerbild!

„Um (Lottes willen," rief ich ihn an, „was stehen Sie denn da? Sie holen sich ja den Tod!" Cr aber sieht mich aus seinem blassen Gesicht mit ein paar großen wasserblauen Augen läckelud an und antwortet mit kältezitternden Lippen, indem er auf die nachtfchwarzen Wolken über uns zeigt:

„Äh, das macht nichts! — Es ist mir ein klein's Uebergang'!"

Das war also meine erste Begegnung mit dem Lieutenant Schödl vom so und so uielten Infanterie-Regiment.

Doch dabei follte es nicht bleiben; ich suchte seine nähere Bekanntschaft, und er hat es mir uicht fchwer gemacht', er kam mir auf halbem Weg entgegen.

Ich glaube, wir hatten schon damals Beide das bestimmte Gefühl, als ob sich die vielfach gewundenen Wege, auf denen uns das Schicksal durch die Zukunft führen wollte, an irgend einer nahen oder fernen Stelle ganz besonders eng durchschlingen würden.

Wie das Schicksal unserer Ähnung Wort gehalten hat, davon will ich eben in diesen Blättern erzählen.

Schödl war damals schon über die Mitte der Zwanzig hinaus — und seit fünf oder sechs Jahreu Offizier. Er sah nicht gut aus in der Uniform. Es hing und schlotterte Alles nm seine mageren Glieder. Man tonnte ilm leicht für einen schlecht verkleideten Eandidaten der Theologie halten. Dazu hätte auch seiu Kopf gestimmt, der etwas zu groß für den kleinen Körper, merkwürdig wacklig zwischen den schmalen Schultern saß. Und zu alledem das blasse, bartlose Gesicht, mit der überhohen Stirn und den lächerlich blanen Angen!

Min, er machte durchaus nicht dcu Eindruck eiues „schneidigen Lieutenants"!

Schödl war aus der Reustädter-Akademie in die Armee gekommen.

In Neustadt batte er einen Freiplatz, und seit er Offizier war, lebte er, ohne Zulage — und ohne Schulden — von seiner Lieutenants-Gage.

Seine Mutter und zwei ältere Schwestern, beide unverheirathet, wohnten in Graz, wo auch Schödl geboren und erzogen war. Die Mutter bekam als Offiziers-Wittwe eine kleine Pension, die gerade hinreichte, um den bescheidenen Haushalt der drei vereinsamten Frauenzimmer zu decken. Der Bater war im Jahre ncnnuuduierzig in Italien gefallen, und der alte

Der General, 5

Radetzky hatte damals, in einem eigenen Armeebefehl, den Heldentod des Hauptmann Schödl als eine unvergängliche That gefeiert.

Auch Groß- und Urgroßvater waren österreichische Offiziere gewesen, und der Urgroßvater Schödl hatte in der Schlacht bei Aspern die Savoyen- Dragoner zur Attaque geführt. Von diesem denkwürdigen Vorgang besaß Schödl sogar eine bildliche Darstellung, eine alte Lithographie, die er nur auch sofort zeigte, als ich ihn zum ersten Mal besuchte.

Das Bild hing, von einem Epheu-Kränzchen umrahmt, über seinem Schreibtisch.

„Siehst Du,“ sagte er, „der da vorne ist's — der mit dem hochgeschwungenen Säbel! Und das sind die Franzosen, die Quarré formirt haben! Der Erste ist er drin' gewesen! Und unsere braunen Dragoner ihm nach! Ueber die Bajonette hinweg, in's höllische Feuer hinein — und niedergesäbelt, was nicht ausriß! Donnerwetter, wer's so erleben könnte!“ Dabei stürmte er mit heißen Wangen durch's Zimmer und machte Schritte, die für seine kurzen Beine entschieden zu lang waren.

„Dein Urgroßvater ist damals gefallen?“ frug ich.

„Ja!“ rief er mit freudigem Stolz. „Drei Kugeln sind ihm durch die Brust gegaugen. Seine Leute haben ihn erst spät Abends gefunden und in ein Zelt getragen. Der Erzherzog Earl ritt eben vorüber, stieg ab und trat zu dem Strohbett, auf dem der Sterbende lag; und wie er den braven Oberst der Savoyendragoner erkannt hat, da soll er sich tief erschüttert zu den Anderen gewendet und gesagt haben: „Seht her, hier stirbt ein österreichischer Reiteroffizier den Heldentod für feinen Kaiser!“ — Und in diesem Augenblick schlug mein Urgroßvater die Augen noch einmal auf — zum letzten Mal — und lächelte noch einmal, zum letzten Mal, wie Einer, der sehr glücklich ist! . . . Siehst Du, Mensch, wer so sterben könnte ...“

Ja, der Lieutenant Schödl wollte leben und sterben wie seine Väter und Vorväter, — wie ein Held! — Er war durchaus kein Poltron, bei Leibe nicht! Er glaubte sicherlich ganz ehrlich an seinen Heldenberuf, und wenn ihn Einer gefragt hätte, ob er sich jetzt, gleich auf der Stelle, für seinen Kaiser und seine Fahne in Stücke hauen lassen wolle — er hätte aus seiner redlichen Seele heraus Ja und Amen gesagt! Donnerwetter, ja! Wenn man mit einem so glänzenden Soldatennamen in die Armee kommt, das macht Einen doch innerlich stolz und stark! . . . Aeußerlich blieb er freilich mehr der Mutter und war klein und schwächlich geblieben, das ist wahr, und ein weichmüthiges Herz hat er auch, das muß er selber zugeben! Er kann kein Huhn schlachten sehen, und wenn die Thür scharf in's Schloß fällt, fährt er schreckhaft zusammen, — aber das sind doch schließlich nur die Nerven! Das hindert Einen doch nicht, ein tapferer Kerl zu sein! Und er wünschte sich's gar nicht besser, als daß einmal ein Tag käme, wo er's beweisen könnte — mir und den Anderen!

6 Franz von Lchsnthan in Nlasewitz.

Dabei griff er nach dem Täbeltafel und sah mit blitzenden Augen nach dem Armeebefehl Nadetzky's hinüber, der unter Glas und Rahmen über seinem eisernen Nett hing.

Dieses eiserne Nett war ein fürchterliches Ding: schmal wie eine Bank, ein steinharder Strohsack, kein Kopfkissen, keine Matratze! Aber der alte Heldenkaiser Wilhelm gönnte sich auch keine bessere Liegestatt, und der Lieutenant Schüdl wollte sich nicht verweichlichen und verwöhnen, — und wenn er noch so miserabel schlief. Es war ihm ja auch nicht angenehm, das; die Aussicht gerade auf den Friedhof hinausging, und als er zum ersten Mal an's Fenster getreten sei, hätte's ihn ordentlich wie ein Schauer überlaufen, aber gerade deswegen hat er dann dieses Zimmer gemietet! Und daß er nun jedesmal munter wird, wenn's draußen Mitternacht schlägt, das hat nichts zu sagen! Daran sind nur die dummen Gespenstergeschichten schuld, mit denen er als Kind von Mutter und Schwestern geängstigt worden ist.

Im Uebrigen sah es in dem kleinen Stübchen pedantisch ordentlich aus — beinahe, als ob eine alte Jungfer hier hauste. Kein Stäubchen und kein Unthätchen, aber auch nichts, was an Luxus und Nehaglichkeit erinern konnte. Nur die Wände waren reichlich mit Bildern beklebt und behängen. Alte Stiche mit braunen Stockflecken, ein paar Holzschnitte, ausgeblaßte Photographie — sogar ein stark nachgeduckeltes Oelbild war da: „Napoleon-: - Uebergang über die Alpen". Da schoben französische Grenadiere, mit fürchterlich hohen Pelzmützen, große Kanonen ans unglaublich steile Bergwände hinauf, während ganz oben in den schneebedeckten Gipfeln Napoleon auf einem blendend weißen Schimmel ritt; der Schimmel bäumte sich, und Napoleon machte ein gleichgiltiges Gesicht wie alle Helden im Augenblick der Gefahr. Und gleich daneben hing ein „Winkelried", darunter ein „Andreas Hofer" und mitten zwischen all den Kriegs- und Schlachtengemälden ein bunt beinaltes Heiligenbild: Sankt Sebastian, den die Heiden an's Marterholz geschnürt haben und grausam foltern, während er mit verzücktem Blick zum offenen Himmel hinaufblickt .... In diesem Blick lag übrigens eine lächerliche Nehmlichkeit mit Schödl's Augen; das hatten vor nur auch schon Andere bemerkt und hatten's ihm auch gesagt; aber da war er ernstlich böse geworden, denn, wenn er auch selten darüber sprach, in aller Stille seines Herzens war er doch ein fromm gläubiger Katholik, und seinen Namenspatron verehrte er ganz besonders. „Das war ein tapferer Mann, der für seinen Glauben gestorben ist; und auch das ist ein Heldentod, so ruhmvoll beinahe, wie der auf dem Schlachtfeld!"

Wem's aber nicht gegönnt war, für seinen Gott oder seinen Kaiser zu sterben, für den wußte Schödl noch ein drittes glorreiches Ende: den Tod für eine geliebte Frau!

Es hatte zwischen uns Neiden recht lange gedauert, viel, viel länger, als es sonst zwischen jungen Leuten Brauch ist, bis wir uns gegenseitig eingestanden, wie wir über die Frauen und die Liebe dachten».



Der General,?

„Siehst Du,“ sagte er mir, „ich kmin's Euch Anderen uicht nachthun!  
Heute die — und morgen die! Dazu ist mir die Liebe eine viel zu heilige  
Sache. Und ich könnt' auch uicht so keck uud dreist sein den Frauen gegen-  
über! Den Muth dazu hätte ich sicherlich ebenso gut wie Ihr, aber ich stelle  
die Frauen viel höher als Ihr — und darum bin ich so zaghaft — darum  
stottere ich uud werde roth . . . Aber laß mich «ur erst die Rechte finden,  
die mir die Erste nnd Einzige, die mir Alles uud Letztes sein soll, die will  
ick mir erkämpfen uud erobern, uud galt's meiu Leben! Die will ich fest-  
halten mit meiner ganzen Liebe . . .“

Und nun kam's herausgeströmt aus dem Tiefste» seines stillen Wesens,  
all der rührende Unsinn und Ueberschwang, von dem ein junges Menschen-  
Herz überquillt, das zum ersten Mal von seiner Liebe spricht. Dabei sah  
er mit seinem verklärten (Besicht dem heiligen Sebastian wieder einmal  
lächerlich ähnlich; aber aus seinen flammenden Augen leuchtete der Heldengeist  
feiner Väter, und der kleine, unansehnliche Kerl mit dem grasten, wackligen  
Kopf mahnte mich in diesem Augenblick trotz alledem an jene ritterlichen (Ge-  
stalten aus längstuergcmgenen Tagen, die vor ihr Leben die Devise geseht haben:

H viu mon «me,

21» vie »u roi,

Aon ensiil «lux äames,

IVdonusul poul moi!

Ende November kam Theater nach Lattaro, ein Triestiner „Opern-  
Ensemble“, das alljährlich seine Gastspiel-Tournee durch Istrien und Dal-  
mation machte; die Leutchen zogen von einer Küstenstadt zur anderen nnd  
spielten und sangen ein paar Wochen, einen Monat lang, bis sie ihr kleines  
Repertoire herunter geleiert hatten; damit war dann auch gewöhnlich das  
Kunst-Interesse des betreffenden Ortes erschöpft, — und dann ging's eben  
wieder weiter; von Pola nach Iara, — von Zara nach Spalato, Eastel-  
nuouo, Ragusa — und so fort, die ganze Küste hinunter! Diesmal machten  
sie ihre Tournee in umgekehrter Richtuug und fingen bei uus i» Eattaro au.  
Sie hatten einige neue Kräfte rüngngirt und brachten ein paar Novitäten  
mit. Das war natürlich inmitten unseres eintönigen Lebens ein Ereignist!  
Die Erwartungen waren hoch gespannt, nnd der erste Theater-Abend ge-  
staltete sich zu eiuem grosteu Erfolg. Eine Spieloper, deren Autor der  
Kapellmeister der Truppe selbst war, gefiel ganz austerordeutlich; der Tenorist  
wurde mit Beifall überschüttet, uud auch die übrigen Mitglieder, uud be-  
sonders der Ehor, auf deu bei italieuischen Opern immer groster Wertli  
gelegt wird, wurden lebhaft applaudirt. Rur über ei» einziges Mitglied  
der Gesellschaft waren die Meinungen getheilt. Es handelte sich um eiue  
blutjunge Triestincrin, die angeblich hier zum ersten Mal die Aühne betrat;  
ein Theil des Publikums fand sie entzückend — der größere Theil verhielt  
sich ablehnend; diese merkwürdige Verschiedenheit im Urtheil trat schon i»

3 Franz von Schönthan in Vlasewitz.

der ersten Vorstellung deutlich hervor, aber am zweiten und dritten Theaterabend verschärften sich die Gegensätze von Gunst und Ungunst derartig, daß es zu einer offenbaren Theilung des Publikums in zwei feindliche Lager law: begeisterte Verehrer und leidenschaftliche Gegner der kleinen schwarz-äugigen Sängerin Signorina Iolunda Oliviera.

Sie war das Tagesgespräch in Eattaro. Im EafGans und auf der Promenade, in der Kaserne und auf dem Erecierplatz wurde mit steigender Erbitterung gestritten, für und wider die Oliuiera. Und — Abends war das Theater regelmäßig ausverkauft!

Nur wir Beide, Schödl und ich, waren noch nicht dort gewesen! In unserer Kasse war wieder einmal so trostlose Ebbe, daß wir uus den Lurus eines Parquet-Villets absolut nicht gestatten konnten. So mußte» wir uus — wohl oder übel — auf den nahen „Ersten" vertrösten, der wieder Geld in unseren Beutel bringen würde.

Ten Kameraden gegenüber ließen wir uns natürlich nichts merken.

Wir heuchelten eine gewisse vornehme Blasirtheit: „Es läge nns überhaupt nicht so viel am Theater, — und diese Oliuicra — lieber Gott, die tonnte man ja später auch noch hören! ..."

Inzwischen vergingen wir aber beinahe vor Neugier und Ungeduld.

Ich selbst hatte noch ein jugendlich ungetrübtes Interesse für Komödie und Komödianten, und Schödl, deni das Theater bis dahin beinahe gänzlich fremd geblieben war, hatte sich in der letzten Zeit aus meiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek in eine wahre Theater-Schwärmerei hineingelesen.

>)n dieser Scheinwelt fand er ja alle feine Ideale verlebendigt: die tapferen Ritter, die fchönen Frauen, große Leidenschaften nnd unsterbliche Helden-thaten! Er declamirte mir in seinem kleineu Stübchen den „Mortimer" und den „Kosinstn" vor, daß die vielen Helden und Heiligen, die an den Wänden hingen, höchlich verwundert dreinsahen, nnd schwur mir endlich, er tonnte sich noch heute entschließen, Schauspieler zu werden, wenn ihm sein ruhmreicher Name nicht die Pflicht auferlegte, als Offizier für feinen Kaiser zu leben und zu sterben.

Nebenher gesagt, schien mir das eine sehr glückliche Fügung, denn angesichts der Talentproben, die er vor mir ablegte, war's mir ziemlich unzweifelhaft, daß man den guten Schödl bei seinem ersten Schritt auf die Bühne einfach ausgelacht hätte. Natürlich fagte ich davon kein Wort, um den Leichtverletzten nicht unnüthig zn tränken.

Es war am Abend der dritten „iDliviera-Vorstelluug!" Wir waren bis zehn Uhr zu Hause geblieben, hatten über das glänzende Elend gemurrt, das einem nicht einmal die paar Soldi für die edelsten Genüsse übrig ließ — damit meinten wir natürlich das Theater — und gingen endlich noch einmal aus, um iu dem Eafthaus nebeuau einen Schlummerpunfch zu trinke». Das „Littö »i tro amanti" wurde fast ausschließlich von Eadetten und jüngeren Offizieren besucht; es bestand aus einem einzigen Parterre-

Der General. 9

Zimmer, in das mau unmittelbar uon der Straße eintrat. Fünf oder sechs Marmortischchen mit deu dazu gehörigen Stühlen — in» Hintergrund ein kleines Büffet und ein schmaler Ladentisch — das war das ganze Meuble-mem. Aber hinter diesen: Ladentisch waltete früh und spät, geschäftig und immer lustig, die Padrona, eine kleine flinke Frau von etlichen dreißig Jahren, die Wirthin, Köchin und Kellnerin in einer Person war. Kein Mensch konnte der Padrona Rosina, so nannten wir sie Alle, etwas nachsagen, obwohl sie mit allen ihren Gästen kokettirte; dieser schlaunen Tactit verdankte sie vielleicht den lebhaften Zuspruch, den ihr Geschäft fand. Heute freilich war nicht ein einziger Gast im Local; „Alle ini Theater,“ erklärte nns Rosina; und während sie uns den Punsch zurechtbraüte und aus den gefüllten Gläsern erst selber nippte, um die Mschung zu prüfen — sie machte das wirklich sehr appetitlich — frug sie nns ganz verwundert, warum denn „die Signori“ nicht auch in die Oper gegangen seien? Es soll ja so himmlisch schön sein? Und die Oliviera sei eine nrti8ta äi pliluo ran^o!

Schüdl und ich bemühten uns, wieder recht blasirte Gesichter zu machen: Uns läge überhaupt nicht so viel daran — und wir wollten erst abwarten — und die Oliviera würde doch uon einem Theil des Publikums sehr getadelt . . .

Das war das Stichwort. Run brauste die Padrona auf, als ob man ihr selber an die Ehre gegriffen hätte! „Getadelt? Die Oliviera? Von wem denn? Von ein paar halbwilden Zschitschen oder Morlachen, die von der Kunst so viel verstünden, wie ihre ausgestopfte Katze! Mau solle sie ihr doch gegenüber stellen, diese Vursche! Sie wolle ihnen erst klar machen, was für eine Künstlerin die Oliviera sei! Und sie verstünde sich einigermaßen darauf! Ihr verstorbener Mann, der beim Steuer-Amt in Trieft angestellt war, hätte doch jeden Abend in» Idsatro pdi1o6r»m»tic:a als Lhor-Tenor mitgesungen, und sie hätte einen Freiplatz auf der Galerie gehabt! Da habe sie auch den Vater der Oliviera kennen gelernt, einen Baritonisten, den ganz Trieft vergötterte! Und darum wohnte jetzt auch die Oliviera bei ihr . . .

„Was? die Oliviera wohnt bei Ihnen?“

„Aber, vio niio, das haben Sie nicht gewußt? Ich habe ihr meine beiden Zimmer oben im ersten Stock gegeben — ich schlafe so lange in der Küche — und ich thu's gerne! Sie ist ein solches Luckerherz, die Oliviera! Und für nein Geschäft ist sie ein wahrer Segen; kein Stuhl ist mehr frei den ganzen Tag über; die jungen Herren drängen sich ordentlich und lassen sich ein Äbsintzio nach dem anderen cinschänken lind warten, ob die Oliviera nicht einmal herunterkommen wird ...“

„Kommt sie denn manchmal herunter?“ sagte Schüdl und sah dabei mit verlangenden Blicken nach der schmalen Thür, die durch die hinterste Zimmerecke nach dem dunklen Flur und zur Treppe führte.

^0 — Franz von Schönthan in Vlasewitz.'

„O, wohl zwanzig Ntal am Tag! So oft sie irgend etwa« naschen will: ein Stückchen Kuchen, ein paar Confetti oder einen fußen Liqueur. Sie ist nämlich eine kleine Naschtake. Aber da macht sie die Thür dort nur so ein ganz klein wenig auf, guckt blitzgeschwind im Zimmer herum, streckt ihr Pätschchen herein, nnd wenn sie hat, was sie will, — klapp! die Tlmr wieder zu und die Treppe hinauf! Und oben hören wir sie dann lachen und trällern und ihr Lieblingslied singen: „16 vo^lio bsns »88«i, te vo^lio dkNL . . .“

„^88lli!“ schmetterte eine jugendlich süße Stimme mit glockenreinem Einsatz dazwischen, und als nur uns überrascht umsahen, stand in der weit offenen Straßenthür ... die Iolanda Tliviera! Wie ein virtuos auf den Effect gemaltes Bildchen stand sie dort. Tie Thür gab den Nahmen her, und die stockfinstere Nacht draußen den Hintergrund. Und da hob sich nun das pikante Figürcken heraus in ganz hellen Farbentönen: sie hatte offenbar noch ihr Theater-Costüm an, ein weißes Empire-Kleidchen, und darüber irgend so etwas wie einen Spitzen-Umhang, ein faltenreich flatterndes Ting, das sie mit der einen Hand ziemlich nachlässig auf der Schulter festhielt, während sich die andere Hand, mit den, schön gehobenen Arm, an den Tliür-Pfosten stützte; das Köpfchen schelmisch zu uns hingeneigt, die wunderhübschen Augen voll Uebermuth, so stand sie unbeweglich und sah uns lächelnd an. Und wie ich nnn endlich die Ueberraschung abschütteln wollte nnd auf sie zutreten, — da war sie auch fchon lautlos an uns vorübergehuscht, zur Padroua hin und umarmte sie in stürmischer Zärtlichkeit und tätschelte ihr die Backen und kicherte und blinzelte dazwischen zu uns hinüber mit spitz-bübischer Koketterie. Tann griff sie mit beiden Händen nach den kleinen Kuchen, die auf dem Ladentisch aufgebaut waren, nahm sich zwei Stücke, — in jede Hand eines, — biß herzhaft ab, lächelte uns, mit vollem Mund kauend, einen Gruß zu — und verschwand.

Ter gute Schödl hatte während alledem wie gebannt dagestanden, und auch jetzt noch sah er nach der Flurthür, die dinier der Oliviera klappend zugefallen war, mit einin Ausdruck hin, das; man zweifeln konnte, ob er wache oder träume; er selbst wußte es sicherlich auch nicht genau. ,

„Mensch,“ sagte er endlich, indem er mich mit beiden Fäusten am Uniformrock packte nnd fchüttelte, als wollte er mir an's Leben, „Mensch, ist das ein entzückendes Geschöpf!“

Und aus dem zitternden Ton feiner Stimme hörte ich deutlich das treuherzige Geständnis? heraus: Lieutenant Sebastian Schödl hatte sich soeben in die Sängerin Iolanda Oliuiera verliebt! Und sehr ernsthaft! Tafür kannte ich meinen Schödl.

Indem kam'» von der Straße hereingepoltert, mit Lachen und Lärmen, eine ganze Schaar junger Leute, meist .Kameraden von uns. Sie waren alle im Theater gewesen, waren alle begeistert und wollten schließlich alle miteinander über die Treppe hinaufstürmen, um der 'Tliviera ihre Bewunderung

Der Geneill. ^

zu Füßen zu legen. Aber damit kamen sie bei Padrona Rosina an die Reckel! Im Ru war sie dazwischen und pflanzte sich resolut vor der Thüre auf. Das wollte sie sehen, wer da hinauf käme! Sie sei eine clcmua, rizzilt-ndile, und ihr Haus sei eine oaza onost«! Und daniit d»8ta! Zu aller Sicherheit drehte sie den Schlüssel im Schloß herum und steckte ihu in die Tasche. In diesem Augenblick sah ich, daß Tchödl, der neben ihr stand, die Hand auf's Herz legte und ihr mit dein feierlichsten Ausdruck stummer Verehrung eine tiefe Verbeugung machte.

Der Enthusiasmus unserer Kameraden mußte sich also in anderen Formen Luft machen; man griff nach den Punschgläsern und stimmte, falfch, aber kräftig, den schönen Chorgesang an: „Hoch soll sie leben . . .“ Dazu wurde im Takte mit den Säbeln auf deu Boden gestampft, nnd Fräulein Oliuiera hätte sehr schwerhörig sein müssen, wenn diese Huldigung nicht bis zu ihr gedrungen wäre. Aber es beliebte ihr nicht, darauf zu reagiren; es blieb Alles mäuschenstill im ersten Stock oben. Damit schien nun Tchödl wieder sehr zufrieden zu sein; er klopfte mich zärtlich auf die Schulter und flüsterte mir, glücklich lächelnd, zu: „Mensch, das ist ein entzückendes Geschöpf!“ Im (.»lö ni tr« amanti ging's für gewöhnlich ziemlich solide her- aber heute wurde es spät; in der- allgemeinen >iunstbegeisterung wurde mehr als gewöhnlich getrunken — und je mehr getrunken wurde, desto höher stieg die Begeisterung. Und schließlich kam auch noch der kleine Simovics und gab eine Flasche Champagner nach der andern zum besten; er war mit einer sehr reichen Ungarin verlobt, uud der zukünftige Tchwiegerpapa hatte ihm gerade heute einen großen Geldbrief geschickt. Dafür mußten wir den Alten natürlich hoch und immer wieder hoch leben lassen! Das Interesse für die ^liviera war für den Augenblick zurückgestellt. Alles drängte sich nm Simovics, und endlich sollte er erzählen, wie er es denn eigentlich an- gefangen, sich das Millionen-Töchterchen zu angeln.

„Ja, liebe minder,“ sagte er, „wißt Ihr denn, was ‚Absteigen über den Hals^ heißt? Rem? Ra, dann kann ich Euch auch nicht erklären, wie ich zu dem reiche» Mädcl gekommen bin.“

Run ließen wir ihm natürlich keine Ruhe, nun mußte cr's uns erst recht erklären.

Lieutenant Simovics war ein Kroatc; er hatte bis vor einem halben Jahr bei einem Husareu-Regiment in Wien gestanden, dumme Streiche und Schulden gemacht nnd wurde dann auf Betreiben seines einflußreichen Enkels zu uns nach Dalmntien versetzt! Zur Infanterie! Bevor er in die „Straf-Berbannung“ ging, wirkte er sich noch vierzehn Tage Urlaub aus, um einen ungarischen Pferdezüchter zu besuchen, den er auf einer Remontiruugs-Reise im Debrecziner-Comitat kennen gelernt hatte. Auf dem Gute dieses reich gewordenen Züchters gab's edle Pferde, feurige Weine, eine herrliche Jagd — und ein heißblütiges Töchterchen, mit ein paar langen, kohlschwarzen Zöpfen! Tas war nun für Simovics ein wahres

<2 Franz von Lchönthan in Vlasewih.

Paradies. Denn ein ^ciger und Reiter war er, wie es sicherlich wenige gab, und wenn er auch nicht soviel trinken konnte, wie der Alte, so hielt er doch Stand mit ihm, bis in die späten Nächte hinein und würzte ihn den Wein mit ausgelassenen (beschichten. Und das; er vor der Eva dieses Paradieses (bnade fand, war auch nicht weiter zu verwundern: sein ver- wegen geschnittenes (Besicht war freilich nichts weniger als schon — aber er hatte den Teufel im Ueib — das fah ihm jede richtige Eva auf den ersten Blick an! Aber der Vater hätte doch sicherlich nicht so bald „Ja“ gesagt, wenn ihn Simouics nicht mit einem richtigen Husaren-Stückchen überrumpelt hätte.

Und das kam so: Der Alte hatte sich im Frühjahr eine vierjährige Vollblutstute aus England mitgebracht; ein kostbares Thier, mit den edelsten Qualitäten und einem hochadeligen Pedigree. Die Stute wäre ganz un- schätzbar gewesen, — wenn man sie nur hätte reiten tonnen! Aber das war wirklich nicht möglich. Aufsitzen liest sie ganz ruhig, ging auch willig Schritt und Trab und liest sich, wenn sie gerade bei Laune war, sogar in (salopp einsprengen, — aber absitzen liest sie deinen wieder, man mochte es anstellen wie man wollte! So wie man den rechten Fust aus dem Bügel zog, um das Bein über die Kruppe zu schwingen, fuhr der Satan in das Pferd! Blitzschnell hatte es den Kopf zwischen den Borderhufen, machte einen Buckel wie eine, Katze und feuerte im nächsten Moment hinten aus, dast der Reiter im weiten Bogen uornüberflog. Da gab's kein Halten! Und wenn einer säst wie Eisen! Es half auch weder Prügeln noch Schmeicheln. Die besten Reiter batten's vergeblich versucht, bis sich der ^berstallmeister selber beim Sturz den Arm gebrochen und die Schulter ausgefallen hatte. Da gab mcm's endlich mlf. Man musste das edle Thier nutzlos im Stall stehen lassen, und dem Besitzer gab's jedes Mal einen Stich durch's Herz, wenn er an seinem Stand vorüberging.

Natürlich wurde die (beschichte auch unserm freund Simouics crzählt, und noch natürlicher mochte er nicht daran glauben, bis er es selber ver- sucht hätte. Der Alte wollte es ihm zwar ausreden, aber er bestand darauf. Er liest sich das Pferd auf den „Zirkel“ führen, nahm es an die ^onge und liest es antraben. Und wie er nn» die herrlichen „(bange“ sab und die grostartige „Äction“, da hielt sich sein Reiterherz nicht länger. Er liest den Sattel auflegen, prüfte vorsichtig (burt uud Bügel, machte die Kandaren- kette um ein paar Glieder lockerer, klopfte dem Thier, das lammfromm da- stand, den glänzenden Hals und stieg dann ganz sanft uud leicht iu den Sattel. Inzwischen waren alle Leute aus dem Schlost und aus den Ställen zusammengelaufen; der Alte stellte sich mit der Peitsche im Zirkel auf, und Evchen sab aus dem Fenster. Simovics grüßte verstohlen mit den Augen hinauf und ritt dann im Schritt auf den Hufschlag. Ganz ruhig! Zwei Mal rechts, zwei Mal links herum. Dann trabt er an — deutsch, englisch, — reitet eine Bolte, — es geht Alles vortrefflich! Er sitzt wie eine Puppe

Der General. I.3

und fühlt sich, als ob er das Pferd schon jahrelang unter dem Sattel hatte. Nun kennt er schon die Bewegungen des ThiereS, hat es völlig in der Hand, und nun will er's auch mit dem Absteigen probiren. Er variirt also. Das Pferd steht wie eine Mauer. Aber es spitzt die Ohren, und Simouics fühlt ganz deutlich, daß es auf der Lauer ist. Also vorsichtig! Vor Allem null er herauskriegen, bei welcher Bewegung des Reiters das Thier eigentlich mit seinen „Mucken" einsetzt. Cr stellt sich also ganz vertrauensvoll, streicht ihm mit den Zügeln über die Mähne, tätschelt ihm den Hals und zieht dabei leise, ganz leise den rechten Fuß aus dem Bügel, ohne den Oberschenkel zu rühren. Das Pferd bleibt ruhig! Aha, denkt er, das ist es nicht! Nun will er's weiter versuchen — mit dem Oberschenkel. Aber kaum hat er den vom Sattel weggerührt, da ist der Teufel los! Der Gaul wirft den Kopf zwischen die Beine und die Hinterhufe in die Luft und hätte den Reiter sicherlich in den Sand geschleudert, wenn er nicht so gut vorbereitet gewesen wäre. Aber wenn einer so sitzt, wie der Simovics, und noch dazu genau weiß, was kommt, — dann ist er doch nicht leicht herunterzukriegen. Bei der ersten Muskelbewegung des Pferdes hatte er mit den Schenkeln fchon wieder eisenfesten Schluß und warf sich gleichzeitig mit dem ganzen Oberkörper über den Sattelkranz zurück, fo daß sein Hinterkopf die Kruppe berührte. Dadurch fing er den gewaltigen Ruck ab und blieb im Sattel. Im nächsten Augenblick saß er auch schon wieder anstecht, riß dem Pferd den Kopf hoch und fchlng ihm ein paar Sporen in die Flanken, daß es mit einer mächtigen Lanyade vorwärts flog.

Damit war das Kunststück wenigstens schon zur Hälfte gelungen - er hatte sich nicht abwerfen lassen! — Und jetzt wußte er auch, wie er es anstellen mußte, um mit heiler Haut von dem Thier herunterzukommen. Er zwang es zunächst in den Zirkel zurück, ließ es dort so ein zwanzig Mal rückwärts treten, zog dabei die Füße aus den Bügeln — und parirte endlich. Das Pferd zitterte am ganzen Körper, aber es stand. Und nun ging's rascher, als man's erzählen kann: er ließ die Zügel falle», warf dc>5 gestreckte linke Bein mit kräftigem Schwung vorn über den Hals des Pferdes, und stand schon auf der Erde, bevor das überraschte Thier die Eontenance fand, seinen Katzenbuckel zu machen und hinten auszufeuern! Jetzt brach unter den Zuschauern ein Jubel los! — Sie konnten doch alle reiten, — aber das hatte noch keiner gesehen! Der Alte umarmte und küßte den Simovics immer wieder, und Simouics versprach ihm, der Stute die Mucken noch völlig auszutreiben: — „In acht Tagen könnte er ein Kind hinaufsetzen." Fräulein Eva aber, die vom Fenster oben, in athemloser Spannung zugesehen^ kam jetzt heruntergestürzt, noch zitternd vor Angst und schluchzend vor Freude, uud flog dem glücklichen Simovics an den Hals! Der hielt sie natürlich fest, — die Gutsleute schrieen „Eljen" — nnd da blieb den, Alten schließlich nichts übrig — er mußte seinen Segen geben, — ob er wollte oder nicht.

^ Franz von Schönthan in Vlasewiy.

Ein Jahr noch sollten die Brantlente warten, bis zu Ewas siebzehnten! Geburtstag; — dann sollte Simovics quittiren und da»? große Gut seines Schwiegervaters übernehmen.

Das war also die Geschichte seiner Verlobung. Er hatte sie sehr gut erzählt, — ohne alle Großsprecherei, aber mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperaments! Wir hatten uns alle um ihn herumgedrängt, die Padrona mitten zwischen uns — und Schödl drückte mir einmal über's andere die Hand vor Begeisterung. Das war so ein Heldenstück nach seinem Sinn. „Siehst Du,“ flüsterte er mir zu, „wenn mir so was passirte! ...“

„Kannst Du denn reiten?“

„Na, viel nicht! Das bischen, was wir in der Akademie gelernt haben! — Aber das macht nichts! Wenn man nur die Courage hat! ...“

und dabei faßte er krampfhaft die Lehne des Stuhls, auf dem er rittlings säst und rückte sich zurecht, als sei er ganz darauf gefastt, daß der alte Rohrsessel mit den Hinterbeinen ausschlagen würde.

Inzwischen hatte Simovics wieder Knickebein auffahren lassen, — Knickebein war die Specialität des <^'at'6 »i trs anmti, — und wir ließen zum so und so Hielten Male de» alten Magyaren und seiue schwarzäugige Tochter leben!

Es war spät geworden! Als wir endlich auseinandergingen, lud uns Simovics noch ein, morgen mit ihm in's Dheater zn kommen; er wollte zwei oder drei ganze Logen kaufen, und wir alle sollten seine Gäste sein! Das wurde natürlich mit Halloh angenommen — und damit—Gute flacht! Schödl und ich machten noch einen Umweg, um uns in der kühlen Nachtluft die >iopfe ein wenig ausrauchen zu lasfen! Schödl war wieder einmal ganz aus dem Gleichgewicht! Die Aussicht, morgen in's Theater zu kommen, — und dann dieser Simovics mit seinem Reiterstück, — und dann, — und eigentlich vor allein Anderen — diese Tliuiera! Da« war ein Weib! könnte man sich denn etwas Graziöseres und Lieblicheres denken? Er wenigstens, der Lieutenant Schödl, tonnte das nicht! — Und wenn ich etwa anderer Meinung sei . . .

Ich hütete mich natürlich, anderer Meinung zn sein. Uebrigens war ich wirklich selbst entzückt von dem lieblichen Geschöpf, und fo redeten wir nns denn Beide in einen wahren Oliuier-Enthnsiasmus hinein; dabei hatten wir uns mindestens fchon dreimal gegenseitig nach Hanse gebracht, bevor wir's selber merkten und uns endlich und endgiltig Adien sagten. Während ich ineine Haustür aufschloß, sah ich Schödl mit langsamen Schritten die Eale larga hinunter gehen und hörte noch ganz deutlich, wie er mit glücklichem Ausdruck vor sich hinsang: le vozlio dens »88»,i, — te vo^lin dLiw »88»i . . .! Daß er dieses Liebeslied nach der Melodie des MdeKtn-Marsch sang, schien er nicht weiter zn bemerken.



Der General. I.5

Am nächsten Abend waren Schöbt und ich ziemlich die Ersten im Theater. Simovics hatte uns die Billets schon Vormittag in die Wohnung geschickt. Zwei Vordervlätze in der linken Prosceniums-Loge, ganz knapp an der Bühne. Wir freuten uns wie die Kinder und sahen mit Ungeduld zu, wie sich das Haus nach und nach füllte; endlich kamen auch die Kameraden, die unsere und die Loge nebenan besetzten. Ganz zuletzt erschien Simovics, begleitet von seinem Burschen, der einen größeren, in Seidenpapier gehüllten Gegenstand auf einen leeren Stuhl in der Hinteren Logen-Ecke deponirte. Die Musik spielte schon die Ouvertüre; Simovics begrüßte uns mit Kopfnicken und Händedruck und fekte sich in die zweite Reihe, dicht hinter Schöbts Stuhl. In dieser Position konnte er die Bühne sehr gut überblicken, blieb aber dem Parouet und dem größten Theil des übrigen Hauses völlig unsichtbar. Ich hatte sofort die bestimmte Empfindung, als ob er diesen Platz mit besonderer Absicht gewählt hätte.

Indessen begann das Spiel. Volksscene; Lustiges Earneualstreiben auf einem öffentlichen Platz in Rom; Chor der Maskirten. Der Tenorist, ein junger Maler, tritt auf und singt seinem Freunde, dem Baritonisten, eine Romanze vor; er sei unsinnig verliebt in ein junges Mädchen, das er nur einmal im Maskengewühl gesehen habe und seither vergeblich suche; der Ehor stürmt wieder auf die Sceue und meldet das Herannaheu der Marietta, einer Improvisatrice und Straßen-Sängerin, die als die Krone aller Lieblichkeit geschildert wird. Nim tritt sie selber auf! Marietta Oliviera! In einem sehr kleidsamen, kurz geschürzten Phantasie-Eostüm, eine Mandoline im Arm, kommt sie auf die Bühne gesprungen: keck und ausbündig hübsch und ganz siegesgewiß! Lächelnd tritt sie an die Rampe vor, schickt ihre großen Augen langsam im ganzen Publikum herum — von Einem zum Andern, — daß Jeder darauf schwören möchte, sie hätten gerade ihn besonders auf's Korn genommen, gleitet dann mit suchendem Blick auch durch unsere Loge und nickt, während sie auf der Mandoline leise Accorde greift, einen verstohlenen Gruß herüber, genau nach der Richtung, wo mit weit über die Brüstung gelegtem Oberleibe mein Freund Schödl sitzt. Einige Leute im Parterre haben es gemerkt und sehen zu Schödl hinauf, der sich, blutroth vor Glück und Verlegenheit, rasch hinter den Theaterzettel versteckt. Glücklicherweise setzte in diesen Augenblick das Orchester ein, und die Oliviera sang an zu singen. Sie hatte ein lächerlich kleines Stimmchen und gar keine Schule; das war's auch, was ihr das feinhörige italienische Publikum bei den ersten Vorstellungen übelnahm; aber seither hatte man sich an ihre dreist-naturalistische Manier gewöhnt, und wie sie jetzt ihr einfaches Volksliedchen sang, recht kunstlos, aber mit einem ganz undesinirbaren Reiz im Vortrag, da war der Beifall groß und ungetheilt — im ganzen Haus! —

Dann trat der Tenorist vor, erkannte in der Straßensängerin die langgesuchte Geliebte, es kam zwischen den Beiden zu einem Liebesduett und Nord und L!!>. I.XV. 133, 2

,--,

^6 Franz von Lchönthan in Vlasewitz.

obwohl in dieser künstlerisch fein geführten Nummer die musikalische Hilfslosigkeit der Oliuiera ziemlich unverhüllt zu Tage kam, war das Publikum doch schon nachsichtig genug, mit einem achtungsvollen Schweigen darüber wegzugehen-, dann erschienen die Edelleute. mit ihrem Gefolge, umdrängten die kleine Marietta, die als Liedersängerin und mehr noch durch ihre allezeit schlagfertige Kunst des Improvisirens in ganz Ron, bekannt und beliebt geworden war, und beschworen sie, auf der Stelle einige Proben ihres Talents zu geben. Sie erklärte sich bereit, und seht entwickelte sich die hübsch erfundene, musikalisch und textlich sehr witzig ausgeführte Schlußscene des Actes, die sich schon darum ungemein wirksam gestalten mußte, weil das Improvisiren, überall wo italienisch gesprochen wird, die volksthümliche Kunst ist, Die kleine Improvisatrice trat also in die Mitte der Bühne, verbeugte sich zierlich und bat die Umstehenden, man solle ihr einzelne Schlagworte zurufen; der Tenorist fing an; natürlich mit „t'elios cuors"! Sie nahm das Wort an, fang — scheinbar improvisirend — ein paar naive Verse von „luuors" und „äolors" und spielte dazu auf ihrer Mandoline eine musikalische Reminiscenz ans dem vorhergegangenen Liebesduett. Inzwischen wurde ilir schon von einem anderen Mitspieler ein zweites Wort zugeworfen, mit dem sie ihre Reime sofort weiterspann; ebenso mit einem dritten und vierten; dazu wählte sie als Begleitung Anklänge an bekannte Volkslieder, die in irgend einem graziösen oder spaßhaften Gegensatz zn den: gesungenen Tert standen. Tabei kam sie immer weiter in den Vordergrund der Bühne, bis sie, dicht vor dem Souffleurkasten stehend, mit einer überraschenden Wendung der letzten Verszeilen, die kecke Aufforderung in's Publikum hinunterrief, sich doch auch an dem Spiel zu betheiligen. Natürlich waren im Parouet und auf den Galerien ein paar Schauspieler plncirt, die ihr nun der Reihe nach die betreffenden Stichworte zuriefen. Unter dem hellen Jubel des leicht und gern getäuschten südländischen Publikums griff sie die Worte auf, verflocht sie zierlich in ein paar Schlußzeilen und endete mit einer lustigen Anspielung anf die „povm-LttH", „mai-istta", die zwar keine große Sängerin sei, aber doch sonst ein ganz nettes Perfönchen, das mit gefalteten Händchen und fchelmisck gesenkten» Köpfchen das liebe Pnbliknm um Nachsicht bat.

Tamit fiel der Vorhang.

Und nun wurde applandirt, wie man es nur in den südlichen Ländern Europas höre» taun; auch Schödl, der schon wieder mit halbem ^eib über der Brüstung lag, klatschte wie besessen; die Oliuiera mußte immer und immer wieder herauskommen, und als sie endlich zum letzten Mal abging, mit Blicken und Kußhänden nach allen Seiten dankend, da warf sie wieder einen ganz besonders heißen Blick und einen beinahe zärtlichen Kuß nach unserer Loge hin — wieder genau uach der Richtung, in der Schödl saß! Schödl wurde zwar wieder dnnkelroth im Gesicht, aber er versteckte sich nicht mehr hinter den Zettel, sondern sah glücklich und triumphirend in's Publikum'.

Der General. ^?

Im Zwischenact wurde er natürlich von allen Seiten mit seiner Er-  
oberung geneckt; er stellte sich, als ob er gar nicht verstünde, was man von  
ihm wolle, bis Simovics energisch dazwischen fuhr und sich eine solche  
„Heuchelei“ verbat. „Das könnte doch ein Blinder merken, daß die Oliuiera  
gerade ihn, den Schödl, ganz besonders ausgezeichnet hätte, und er könnte ihm  
nur von Herzen Glück wünschen, denn sie wäre ein brillantes Frauenzimmer.“  
Da wurde der arme Schddl ganz ernsthaft, zog mich aus der Loge hinaus,  
in den halbdunklen Eorridor, ging ein paar Mal auf und nieder, — wobei  
er mich immer krampfhaft am Rockärmel festhielt — und dann, in der  
finstersten Ecke, frug er mich mit einer merkwürdig fremd klingenden Stimme:  
„Glaubst Du denn wirklich, das; . . .?“

Ich hatte nicht den Muth, dem guten Kerl zu sagen, was ich wirklich  
glaubte; übrigens war mir die Geschichte selbst noch nicht recht klar; ich half  
mir also mit ein paar Redensarten, und da eben da!?! Zeichen zum zweiten  
Act gegeben wurde, gingen wir rasch wieder ans unsere Plätze.

Der zweite Act war, bis gegen den Schluß hin, ziemlich langweilig;  
für die Oliviera enthielt er nur zwei Nummern: ein Duett mit ihrer  
Mutter, in dein die Alte sie warnt vor der Schlechtigkeit der Männer, be-  
sonders vor dem treulosen Tenoristen, — dann ein Terzett zwischen ihr, dem  
Tenoristen und seinem Freund, dem Baritonisten, wobei letzterer, als Mönch  
verkleidet, die beiden Liebenden heimlich traut. Diese beiden Nummern  
waren musikalisch nicht werthlos, aber sie gaben der Oliuiera keine Gelegen-  
heit, die Glanzseiten ihres Talentes leuchte» zu lassen. Eben an diesen  
Stellen hatte an den vorhergegangenen Abenden die Opposition gegen die  
unsichere Sängerin am kräftigsten eingesetzt, und auch heute wurde da?  
Publikum hie und da ein wenig unruhig. Schödl befand sich in merk-  
licher Erregung; er warf wüthende Blicke in's Parterre, und ich glaube,  
wenn es jetzt Jemand gewagt hätte, zu zischm, er wäre mit dem Säbel  
auf ihu losgegangen.

Es kam aber nicht dazu. Im Gegentheile! Die Scheintrauung hatte  
das Interesse an dem Fortgang der Handlung wieder etwas belebt, und von  
da ab erwärmte sich die Stimmung stetig bis zum Actschluß, der wieder  
eine sehr wirksame Scene brachte.

Es ist 'Nacht — die Nacht zwischen dem Faschingdienstag und dem  
Äschermittwoch. Mnrietta, in einen dunklen Mantel gehüllt, sitzt in der  
weitgeöffneten Nalkouthür des Hintergrundes und wartet auf den Tenoristen,  
der versprochen hat, sie um Mitternacht abzuholen und zu entführen.  
Durch diese Balkonthür sieht man auf das mondbeglänzte Rom hinaus —  
mit seinen zahllosen «nppeln und Thnrmen -- bis fernhin zum Albaner-  
gebirge. Marietta singt eine Arie, in der sie der Sehnsucht nach dem Ge-  
liebten Ausdruck giebt; Erinnerungen an ihre Kindheit mischen sich hinein  
und bilden den Uebergang zu einem schwermüthigen, südslauischeu Volkslied,  
das sie mit rührend einfachem Bortrag in die Nacht hinaus singt:

2\*

^8 Franz von Schönthan in Nlasewitz,

2lü», mit» Iunie»

^« mn^» liudie»? . . .

Indem schlägt es Mitternacht; die Kirchenglocken von Rom fangen an zu läuten; auf der tiefergelegenen Straße tollt eine Maskengesellschaft vorüber und singt in letzter Earnevalsfreude einen ausgelassenen Chor, während gleichzeitig aus dem gegenüberliegenden Kloster ein Zug büßender Nonnen hervortritt, die, mit Fackeln in den Händen, das Haupt mit Asche bestreut, zur Grabkapelle des Erlösers ziehen; aus den tiefensten Tönen ihres Nußgesangs, in die das übermüthige Earnevalslied hineinklingt, aus den ferneren Gloöeugeläute und dem sehnsüchtig dazwischen gesungenen „Nila, ruila, lunic»" hatte der Componist ein Finale von seltener Klangsönheit aufgebaut, und als sich, im letzten Augenblick vor dem Vorhangfallen, der Tenorist über die Valkonbrüstung schwingt, und Marietta-Oliviera mit einem Alles übertönenden Freudenschrei an seinen Hals fliegt — da war der Erfolg ein großer und der Enthusiasmus unbeschreiblich.

Man warf der kleinen Söngerin Blumen und Kränze, Apfelsinen und Taschentücher auf die Bühne und jubelte sie immer wieder vor die Rampe. Mitten in diesem Tumult sah ich, wie Simovics aufstand und sich in der Hinteren Logenecke an sein Packet zu schaffen machte, das sein Diener zu Anfang der Vorstellung dort niedergelegt hatte; er holte aus der Seidenpapierhülle einen mächtigen bündergeschmückten Kranz hervor, trat dann dicht hinter Schödl, bemächtigte sich mit einem Griff seiner wüthend nplaudirenden Hände, drückte ihm den Kranz hinein und flüsterte ihm dringend in's Ohr: „Werfen! Werfen!" Schödl folgte ganz automatisch. Der Kranz flog in großen! Bogen auf die Bühne, gerade der wieder herauskommenden Oliviera entgegen, die ihn geschickt auffing und mit dankbarem Lächeln auf's Herz drückte. Das Publikum brach auf's Neue in Beifall aus, und beinahe schien es, als ob diesmal ein Theil des Applauses dem jungen Offizier gälte, der den schönen Kranz so geschickt geworfen hatte. Schödl zog sich ganz verwirrt in die Loge zurück, und als er dort auf Simovics traf, wußte er sein Sturm in seinem Innern nicht mehr zu gebieten: er fiel über den großmüthigen Kameraden her, umarmte und küßte ihn ein paar Mal und stürzte zur Thür hinaus.

Er kam erst zurück, als der dritte Act schon in vollem Gange war; die Geschichte auf der Bühne oben nahm jetzt offenbar eine tragische Wendung; in einem Tnetz mit ihrer Nebenbuhlerin hatte Marietta den Betrug erfahren, dessen Opfer sie war; sie glaubt noch nicht an den Berrath ihres Liebsten; aber zwischen ihren quälenden Zweifeln wetterleuchtet es schon heraus, wie grausame Nacke, Haß, Tod! Tiefe Seelenstimmung brachte sie auch schauspielersich zu großer Geltung; sie spielte eigentlich, wie sie sang, ganz roh naturalistisch, aber mit einem erschreckenden Wahrheitsausdruck in Ton und Geberde. Wie sie zwischen süßen Schmeichelliedern grausam tückisch nach den treulosen Geliebten hinschielte, wie sich die krampfenden Finger Mr

Der General. <9

Faust ballten und die Lippen zuckten in zitternder Rachgier — man konnte ordentlich Angst bekommen vor dein kleinen Frauenzimmer da oben. Das Stück schlicht natürlich mit dem Tode des Tenoristen. Sie selbst hat ihm mit heuchlerischen Schmeichelworten den Gifttrank gereicht; — und während er sich nun in Todesangst und Schmerzen windet, vergeblich nach Hilfe schreit, mit letzter Kraft auf seine Mörderin zustürzen will und sterbend vor ihr zusammenbricht, steht sie unbeweglich mit verschränkten Armen da, nicht einen Schimmer von Mitleid oder Gnade in dem lächelnden Gesicht! Aber dann, wie mit einem Schlag, erwacht sie aus dieser Erstarrung. Sie weicht entsetzt vor der Leiche zurück und will fliehen. — Sie kann nicht! Wie von einer übermächtigen Kraft gezwungen, drängt sie's zu den Toten hin — auf ihre Kniee. Mit beiden Händen hebt sie seinen Kopf, starrt ihm in's leblose Gesicht und schreit weinend auf: „Is volyvo dsuo Ä882i, t« volsvo dSQ6-Ä88ÄÜ“

Darüber fiel der Vorhang.

Ich war in großer Erregung; ich liest das Publikum applaudiren und rufen, wie es wollte, und drängte mich zur Thür hinaus auf die Straße. Es lag wie eine schwere Beklemmung auf meinem jugendlichen Herzen! Himmel, war das ein Weib! Erst am Molo unten, als mir die frische Luft von der See her in's Gesicht blies, holte ich wieder freien Athem . . . Himmel, war das ein Weib!

Am nächsten Morgen hatte ich dienstlich nach Eastelmwvo zu fahren; ich blieb vier Tage dort und kam erst am Sonntag Mittag wieder nach Eattaro. Nachdem ich mich in meiner Wohnung rasch umgezogen und ein paar Bissen gegessen hatte, ging ich zum Regiments-Commandeur, um mich vor-schriftsmäßig zu melden.

Der Herr Oberst hatte eben sein Mittagsschläfchen gehalten; er war augenscheinlich erst geweckt worden, denn als ich eintrat, sah er noch ganz verträumt aus, und die linke Scheitelhälfte seines spärlichen grauen Haarschmuckes war bedenklich in Unordnung gerathen; er hatte sich aber schon den Säbel umgeschnallt und nahm in dienstlicher Haltung meine Meldung entgegen.

„Also in Eastelnuovo sind Sie gewesen?“ sagte er mit erstauntem Gesicht und so feierlicher Betonung, als ob das eine sehr merkwürdige Reise, lind Eastelnuovo ein Ort sei, der am andern Ende der Welt läge.

Dann stellte er den Säbel wieder in die Ecke, trat in die Thür und rief mit seiner mächtigen Commando-Stimme über den Corridor nach der Küche hin: „Mali, den Kaffee! Aber zwei Schalen! — Sie trinken doch einen kleinen Schwarzen mit?“ wandte er sich wieder zu mir. „Sehen Sie, so ein Schalerl Kaffee, besonders wenn er recht heiß ist, und eine Birginier-Cigarre dazu, besonders so die ersten Züge, das ist doch das Beste auf der Welt.“

20 Franz von Lchönthan in Vlasewitz.

Unser Oberst behauptete von einer ganzen Menge Dingen, sie seien das Beste auf der Welt.

Der Kaffee war inzwischen gebracht worden, wir saßen uns gegenüber, und der alte Herr begann eine merkwürdig umständliche Manipulation, um seine und meine „Virginier“ kunstgerecht anzubrennen. Dabei blinzelte er mir ein paar Mal vertraulich zu und machte ein verschmitztes Gesicht, als hätte er eine sehr spaßhafte Geschichte auf der Zunge und wolle mich nur noch ein wenig zappeln lassen.

Und richtig! Kaum war die Mali aus dem Zimmer, platzte er los: Was ich denn eigentlich zu der Geschichte mit dein kleinen Schödl sage?

Ich verstand ihn zunächst gar nicht.

„Aber ich bitte Sie,“ sagte er, „stellen Sie sich doch nicht so! Die ganze Stadt redt ja davon.“

„Aber von was denn, Herr Oberst?“

„Na, von seinem Techtel-Mechtel mit der kleinen Schauspielerin, der Oliuiera.“

Nun war ich wirklich auf's Höchste überrascht.

„Uebrigens eine bildsaubere Person,“ fuhr der Oberst fort und nickte dabei sinnend vor sich hin, als dächte er an manche andere bildsaubere Person aus längstuergangenen Jugendzeiten. „Ja, ja, so ein paar schwarze Augen, ein rothes Munderl und ein kleines Hundert — das ist doch das Beste auf der Welt!“ . . .

„Aber, Herr Oberst, ich begreife wirklich nicht . . .“

„Äch so,“ brummte er, „Ihr habt Euch wohl Alle miteinander verabredet, daß Euer alter Oberst nichts erfahren soll? Der Sinwuics der der heute Vormittag bei mir war, um mir seine offizielle Verlobung mit auch kleinen Ungarin anzuzeigen! Der wollte auch nicht heraus mit der Farbe! Aber du habe ich überrumpelt, und als er sich einmal uerfchnappt hatte, da konnte er nicht mehr zurück, da mußte er beichten.“

„Es ist also wirklich . . .?“

„Aber natürlich!“ sagte er und tuschelte mir geheimnißuoll in's Ohr:

„Sie haben was miteinander!“ Dann lehnte er sich weit in den Stuhl zurück, sah mich wieder schalkhaft lächelnd an und kicherte mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Ein schlechter Kerl, der Schödl!“

Indem kam die Frau Oberst herein. Eine rundliche alte Dame, deren freundliches Gesicht von einem wunderschönen weißen Wellenscheitel eingerahmt wurde; ich verabschiedete mich und wurde noch liebevoll ermahnt, den heutigen Regiments-Äbend nicht zu vergessen. Am ersten Sonntag jeden Monats war nämlich ^our beim Oberst, zu dem nur ein für allemal in corps eingeladen waren.

„Heute giebt's was Besonderes,“ sagte der Oberst, „dein Simouics zu Ehren! Lauter ungarische Sachen: Debrecziner-Guylns, Krautstrudel mit

Der General. 21,

Paprika und garnirten Liptauer! Und ein Neinchen . . . na, damit sollen die Herren aber ganz ertra überrascht werden!"

Sein Gesicht leuchtete ordentlich in Vorgeschmack aller dieser Herrlichkeiten, und als ich zur Thür hinausging, flüsterte er mir noch zu: „Der Krautstrudel ist nämlich eine Specialität von meiner Frau! Das ist das Beste auf der Welt. ...“

Unten auf der Strasse blieb ich stehen, um mir's erst einmal ordentlich klar zu machen: Der Schödt und die Oliuiera? . . . Nein, das ist doch gar nicht möglich! Ich will sofort selber zu Schödl hingehen . . . Auf den: Markt fängt gerade die Platzmusik zu spielen an, die jeden Sonntag von drei bis fünf Uhr vor der Hauptwache concertirt. Es ist wunderschönes warmes Wetter — obwohl wir im Anfang December sind — und der ganze Platz wimmelt von festtäglich geschmückten Spaziergängern. Ich schiebe mich durch die Menge, um nach der andern Seite zu kommen; da taucht plötzlich, ein paar Schritte weit von mir, mein Freund Schödl auf. Und neben ihm — wahrhaftig, ganz dicht neben ihm, geht die Oliuiera! Sie sieht sehr hübsch und sehr kokett aus, mit ihrem kleinen Bolero-Hütchen und der enganliegenden ^acke, und plaudert so eifrig und so arglos mit ihm, als ob sie's gar nicht merkte, daß sich alle Leute nach ihr umsehen. Und Schödl merkt es wirklich nicht, er wandelt augenscheinlich wie in einem Traum neben ihr hin! Jetzt treten sie aus dem Gewühl heraus und wenden sich zum Thor, das auf die Riva hinausführt. Zuerst wollte ich ihnen nach und sie anreden, aber dann überlegte ich es mir wieder; es ist vielleicht doch besser, wenn ich erst mit Schödl allein spreche. ,^ch sehe ihn ja heute Abend beim Oberst.

Im Nachhausegehen kam ich an den tre amauti vorüber. Die Padrona stand in der Thür und machte ein recht übellauniges Gesicht, wie man's an der munteren Person gar nicht gewöhnt war. Ich sprach sie an, und sie klagte mir ihr Leid. Sie sei ganz unglücklich wegen der Liebschaft, die sich die Oliviem in den Kopf gesetzt hätte. Mit wem? Nim, das wisse ich wohl ebenso gut wie sie! Und das könnte im Leben kein gutes Ende nehmen. Der Herr hätte ja nichts zu nagen und zn beißen! Wenn sie ihn heirathen wolle, dann müsse entweder er vom Militär oder sie vom Theater abgehen.

„Haben Sie ihr das nicht vorgestellt?“

„Hundert Mal! Aber sie ist blind und taub vor Leidenschaft!“ Er müsse sie rein behext haben; denn schön sei der Lieutenant Schödl doch sicher nicht, und wenn sich ein Geschöpf, wie die Oliviem, in so Einen verliebe, das könnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Wie sie ihr das aber rund heraus gesagt habe, da sei ihr das Mädels mit einem hellen Gelächter um den Hals gefallen und Hütte ein über das andere Mal gerufen: Oh, wie dumm bist Du, meine goldige Rosina, wie dumm bist Du!

„Und kommt denn Schödl öfters zn ihr?“

22 Franz von Zchönthan in Vlasewitz.

„Hier, in mein Haus?“ frug die Padrona ganz entrüstet. „Oh, das wollt' ich ihm rathen! Ich hab's ihm gleich am ersten Tag gesagt, wie ich die Sache merkte! Und deutlich! Er hat mir's wohl auch übel genommen, denn seither ist er ganz weggeblieben. Aber was nützt das? Sie sehen sich wahrscheinlich irgendwo außerhalb. Die Kleine ist jetzt fast gar nicht mehr zu Hause, und jeden Morgen kommt ein Briefchen und ein herrliches Vouquet ...“

„Von Schüdl?“

„Nun, von wem denn sonst? Wie würde sie sich denn sonst so närrisch anstellen mit den Blumen? Und das Vriefchen küßt sie sogar und setzt sich gleich hin, schreibt bogenlange Antworten und trägt sie selber auf die Post, dnmit's nur ja sicher ankommt.“

Und was ich denn zu der Unglücksgeschichte sage? Ich sei doch sein Freund? Und ich könnte es doch unmöglich so ruhig mit ansehen ....

„Meine liebe Padrona, ich bin fast die ganze Woche verreist gewesen uud weist so gut wie nichts; aber ich werde mit Schüdl reden, verlassen Sie sich darauf, ich werde mir schon Klarheit verschaffen.“

Damit ging ich; vorläufig war mir die beschichte wirklich räthselhaft! Mein Freund Schüdl als Liebhaber dieser Oliuiera! Ich tonnte mir's nicht denken. Aber der Oberst hatte es mir doch gesagt? Und die ganze Stadt sprach davon! Und ich hatte es ja selber gesehen, damals im Theater, wie's ansing! Und eben vorhin erst, bei der Plahmusik. Und die Erzählung der Padrona? Die Vriefchen! Die Nouquets! Wo er nur das Geld dazu her-nahm? Und wo das Ganze hinaussollte? Sicherlich — ich mußte mit ihm reden. Ich ging nochmal an seiner Wohnung vorüber; er war nicht zu Hause. Waun er wohl wiederkäme? — Vor Abends kaum; er hätte einen kleinen Ausflug gemacht und ginge dann wahrscheinlich direct in die Gesellschaft — zum Herrn Oberst!

Bei mir zu Haufe fand ich einen Brief, den Schüdls Bnrfche vor zwei Stunden gebracht hatte. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, den Zschacko abzusetzen, riß das Couvcrt auf und las:

„Theurer Freund!

Ich höre, daß Du heute Mittag angekommen bist; verzeihe, wenn ich nicht gleich 'zu Dir eile, aber ich bin verhindert. Wir sehen uns heute Abeud beim Oberst und nachher bei mir, nicht wahr? Ich habe Dir so viel zu erzählen. Mir winkt ein unverhofftes, ein unbeschreiblich großes Glück! Noch wage ich nicht daran zu glaubeu! Aber wenn es wahr uud wirklich wird, dann will ich's festhalten wie mein Leben — mag kommen, was will. Dein überglicklicher  
Schüdl.“

Ich las den Brief zwei- und dreimal, legte ihn endlich aus der Haut», griff wieder danach uud fühlte mich ordentlich gequält von einer merkwürdigen Unruhe.



Der General. 23

Warum eigentlich? . . . Wenn er wirklich eine Liebschaft mit dieser aber nein, nein, das ist nicht möglich! Ich nahm allerlei vor, um mich abzulenken — umsonst! Endlich litt es mich nicht mehr im Zimmer; ich lief planlos durch die winkligen Straßen, frug nochmals bei Schödl's Wohnung vor, ging in das Cafs grande ans den Marktplatz, las ein paar Zeitungen — ohne eigentlich recht zu wissen, was ich las — und kam endlich, fünf Minuten vor Sieben, als erster Gast zum Regimentsabend des Herrn Oberst.

Diese Regimentsabende verliefen ziemlich planmäßig, — einer wie der andere. Pünktlich um sieben Uhr kamen wir zusammen, dann wurde eine Kleinigkeit herumgereicht, — im Winter Thee, in: Sommer Vowle, — und spätestens um halb Acht saß Alles an den Kartentischen: eine Whist- und zwei bis drei Tarockvarthien, natürlich zu einem sehr niedrigen Point: Schlag Neun erschienen die Damen, — die Hausfrau und ihre drei erwachsenen Töchter, die leider dem Papa ähnlicher sahen als der Mama, — die Karten wurden hingelegt, und es ging zum Essen. Das Menü war immer spießbürgerlich einfach, aber ausgezeichnet gekocht und appetitlich fervirt; dazu kam, daß der Oberst ein entzückender Wirth war, dessen joviale Laune und guter Appetit ansteckend auf alle Andern wirkte. Um zehn Uhr wüncchte man sich „wohl gespeist zu haben“ und ging in den Salon, wo trotz der Anwesenheit der Damen geraucht werden durfte; man plauderte noch ein Stündchen, hie und da setzte sich Einer an's Elaiur und spielte einen Walzer, manchmal wurde auch noch ein wenig getanzt, und um elf Uhr ging die Gesellschaft regelmäßig auseinander.

Heute kam von vornherein eine Störung in das gewohnte Programm. Es hatte schon längst halb Acht geschlagen, und wir waren noch immer nicht complet. Simouics und Schödl fehlten.

„Veim Herrn Lieutenaut Schödl kau« ich's am Ende noch begreifen,“ brummte der Oberst, „der wird wohl im Theater zu thun haben . . .“

Aus den Gesichtern der Andern sah ich, daß diese Anspielung ganz allgemein verstanden wurde.

Um es noch deutlicher zu machen, rief der alte Major lachend dazwischen:

„Aber in der heutigen Oper singt sie ja gar nicht, die Oliuiera.“

„Na, dann begreif' ich's erst recht,“ sagte der Oberst, — »ud nun lachten Alle mit.

„Jedenfalls fangen wir jetzt zu spielen an, und wenn der Schödl und der Simovics kommen, können sie eintreten — oder kibitzen.“

Die Partien wurden durch's Loos bestimmt; ich kam an den Tisch des Obersten. Als die Karten zum ersten Mal ausgetheilt wurden, war der alte Herr schon wieder guter Laune.

„So eine gemüthliche Tarockvartie, das geht doch wirklich über Alles! Sie haben Vorhand, Herr Lieutenant!“

2H Franz von Lchönthan in Nlasewih.

Ich mar sehr zerstreut und spielte ausnahmsweise schlecht; der Oberst murde ordentlich böse.

„Wissen Sie, da hört Alles auf! Wenn ich klein Tarock anzeige, und Sie spielen mir Herz nach ...“

Ich entschuldigte mich und gab mir alle mögliche Mühe, bei der Sache zu bleiben. Aber die große Pendeluhr hing mir gegenüber, und ich sah den Zeiger weitergehen, Viertelstunde um Viertelstunde, und Schüdl kam noch immer nicht . . .

Endlich, fast gleichzeitig mit den Dame», die nns zum Essen holten, trat er in's Zimmer.

Er war auffallend blas; und stammelte verworrene Entschuldigungen: er hätte sich bei der Rückkehr von einem Ausflug, im Vosco, verlaufen — wäre nochmals zu Hause gewesen, hätte sich umkleiden müssen . . .

„Na, und der Simovics?“ frug der Oberst.

„Der Simovics?“

„Wo bleibt der denn?“

„Ja, lieber Gott,“ sagte Schödl mit merklichem Erschrecken, „ist der noch nicht hier?“ Und dabei sah er sich beinahe ängstlich suchend im Zimmer um, trat zu mir hin, ergriff meine Hände und frug nochmal: „Ist der denn noch nicht hier?“

Während die Uebrigen die eintretenden Damen begrüßten, nahm ich Schödl schnell bei Seite:

„Was hast Du denn? Ist etwas geschehen?“

„Nein — ich erzähl' Dir Alles nachher — aber der Simovics? Der müßte doch längst hier sein . . .“

„Uß88i6lir8, prensx vo» clames!“ commandirte der Oberst und schritt zum Eßzimmer.

Wenn sich der Oberst in gehobener Stimmung befand, wie z. V. jetzt, unmittelbar vor einem guten Souper, sprach er meistens französisch. Es war manchmal ein merkwürdiges Französisch, — aber er konnte nicht anders. Wie es schien, fand er für einen gewissen Grad der Gefthlswärme in der deutchen Sprache keinen Ausdruck mehr. Man erzählte sich als gauz authentisch, daß er im Jahre sechsudsechzig ein stockböhmisches Bataillon mit einer französischen Ansprache in's Feuer geführt habe; er bekam damals für feine bravouröse Haltung den Maria-Theresien-Orden. Und als ihm der Feldmarschall Lieutenant Gablenz dieses hohe Ehrenzeichen an die Brust beftete, da faud er im Uebermaß seiner Freude auch keine anderen Worte als: „U«n ckieu, inon 6iou!“

Jetzt saß er in spannungsvoller Erwartung am oberen Ende der Tafel; rechts und links von ihm die beiden Bataillons-Eommandeure; weiterhin, in bunter Reihe mit den Damen, die Hauptleute und schließlich, nach dem Dienstalrer rangirt, die Lieutenants. Ich war von Schödl ziemlich weit getrennt, mußte also Nesorgniß nnd 'Neugier bekämpfen.

Der General. 25

Der für Simovics, bestimmte Stuhl blieb leer.

Indessen erschien, eine riesig große Schüssel in den Händen tragend, die Mali auf der Schwelle, und augenblicklich verbreitete sich im ganzen Zimmer der würzige Duft des Debrecziner-Gnvas.

„attention, 21ß88ieur8," rief der Oberst, „I» piöc« cl6 iö8i8tance!"

Zwischen dem ersten gehäuften Teller, den er leer gegessen, und dem zweiten, den er sich eben gefüllt hatte, wischte sich der Herr Oberst sorgsam die Lippen und erhob sich zu folgender Rede:

„Verehrte Herren und liebe Kameraden! Ich wünsche Ihnen allseitig guten Appetit. Vom Essen hoffe ich, daß es Ihnen so wohl schmecken wird, wie es liebevoll zubereitet ist ..." dabei machte er eine kleine ehrerbietige Perneigung nach seiner Gattin hin — „aber was das Trinken anbelangt, so mache ich Sie feierlich darauf aufmerksam, daß wir heute nicht unseren gewöhnlichen ordinären ‚Veidlinger‘, ^ sondern einen ganz besonders köstlichen Tropfen vor uns haben! Einen feurigen Ungarwein, dessen großmüthiger Spender kein anderer ist, als der zukünftige Schmiegevater unseres Kameraden Simovics . . ." Er warf einen vorwurfsvollen Blick auf den leergebliebenen Stuhl und fuhr fort: „Ter alte Herr hat eine >iiste mit fünfundzwanzig Flaschen und diesen Brief hier geschickt, den ich )hncn vorlesen muß, weil er nicht nur an mich, sondern an Sie alle gerichtet ist." Ter Brief, der in einem seltsamen Ungarisch-Deutsch geschrieben war, enthielt zunächst eine offizielle Verlobungsanzeige an das Regiment; dann die Bitte, mit beifolgendem Wein auf das Wohl des Brautpaares anzustoßen, und schließlich die temperamentvolle Versicherung, „daß der ergebenst Unterfertigte zwar für alle Schulden oder Spielverluste seines inniggeliebten Schwiegersohnes gerne aufkommen würde, — wann aber nirtutzige Kerl andere Tummheitcn macht, )nit Madl oder so, dann soll sich nur gar nicht mehr sehen lassen, in Felegyhaza, weil snnst Buckel voll Schlag kriegt von hochachtungsvoll ergebenen Kelemen Iuska."

Tie drei Töchter des Oberst, die trotz ihrer Häßlichkeit überaus lustige Mädchen waren, lachten hellauf; wir Andern stimmten ein und ließen den schlagfertigen Schwiegerpapa hochleben. Ter Hauptmann Livsius, der Compagnie-Ehef des Simovics, meinte übrigens, mit der Drohung des Alten hätte es weiter keine Gefahr, denn wenn der Simovics schlau genug gewesen wäre, es bis zur Verlobung zu bringen, dann würde er auch klug genug sein, bis znr Hochzeit zu kommen. Zu den Tummheiten hätte er ja noch hinterher Zeit.

Ter Oberst sagte, das solle ihm sehr lieb sein, denn er hätte doch nun gewissermaßen die Verantwortung; darum habe er auch den Herrn Lieutenant schon vor acht Tagen, gleich als er den Brief bekam, ordentlich in's Gebet genommen, und dieser hätte ihm die heiligsten Versprechungen gegeben.

Tie jungen Tamen hatten augenscheinlich wieder die größte Lust, hernnszulachen, unterdrückten es aber, weil sie doch nicht wnßten, ob es schicklich wäre.

26 Franz von Lchönthan in Vlasewitz, —

Ter Ungarwein war in der That vortrefflich; den Krautstrudel nannte der dicke Major, unter dem zustimmenden Beifall der ganzen Tafelrunde, ein Gedicht, auf dessen Verfasserin er unter abermaliger und allseitiger Zustimmung ein begeistertes „Hoch“ ausbrachte.

Man bedauerte allgemein, daß Simovics nicht da sei; es wäre doch eigentlich eine Art von Verlobungsschmaus, der ihm zu Ehren veranstaltet wäre . . .

„Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist,“ sagte die befolgte Frau Oberst.

Die militärfeindliche Stimmung der Bochefeu, die einige Jahre später zum offenen Aufstand führte, gährte schon damals merklich unter der Bevölkerung; mehrfach war es vorgekommen, daß; einzeln gehende Soldaten von den fast ausnahmslos gut bewaffneten Eattareseru überfallen und mehr oder minder schwer verletzt worden waren.

Ter Hauptmann ^ipsius glaubte uns aber auch darüber beruhige« zu könneu. Ter Simouics fürchte sich vor Hölle und Teufel nicht, und wenn er nur so viel Zeit behielte, den Säbel aus der Scheide zu reißen, dann könnten es seine Angreifer gut haben! — Er hätte neulich im Fechtsaal seine Wunder gesehen! Gegen den Simouics kämen wir alle miteinander nicht auf! — Und als Schüben erst recht nicht. Bei seiner Eoinpagnie trügen die meisten Leute durchlochte Bierkreuzerstücke an der Uhrkette, die der Simovics mit der Pistole aus der Luft hcruntergeschossen hätte, — im vollen Flug.

So wurde noch dies und jenes von Simouics' Kunststücken erzählt. Er bildete fast ausschließlich das Thema des Gespräches. Im Ganzen hatte ich den Eindruck, daß man seiner Eourage, seiner Geschicklichkeit und seinen geselligen Talenten allseitig Gerechtigkeit widerfahren ließ; man schätzte ihn ebrlich . . . bis zu einem gewissen undeftnirbaren Punkt; darüber hinaus kam Keiner! Man traute ihm nicht voll! Unsere gute Negimentsmutter, die Fmu Oberst, konnte ihn sogar direct nicht leiden und sagte es mich frei heraus. Ter Oberst nahm seine Partei, trant noch crtra ein letztes Glas zn seiner- Ehre und hob die Tafel auf.

Es war später geworden als gewöhnlich bei unseren Regiments-Abenden, und man trennte sich daher auch bald nach dem Essen.

Ich trat gleichzeitig mit Schodl auf die Straße; er fpmch kein Wort, hielt mich aber am Aermel fest und lief mehr, als er ging, die paar hundert Schritte bis zu den „tl6 »mauti“ hin. Tie Padrona legte eben die Fensterladen vor.

„Ist Fräulein Oliviera zu Hause?“ schoß er auf sie zu. Und als sie nicht gleich Antwort gab, wiederholte er mit einem so ängstlich bittenden Ausdruck: „Sagen Sie mir doch, ob Fräuleiu Oliuiera zu Hause ist?“ daß ihn die Padrona ganz erschrocken ansah. Natürlich sei sie zu Hause; schon seit einer guten Stunde! — Schödl seufzte erleichtert auf. — Wie von

Der General, 2?

einer großen Angst erlöst, rief er der Padrona ein „Fraxia tanto“ zu und zog mich fort — zu stch nach Hause.

Als wir in seinen» Zimmer standen, fiel er mir um den Hals. „Mein Gott, habe ich Sorge ausgestanden! — Ich dachte, es müßte ihr ein Unglück zugestoßen sein . . .!“

„Aber willst Du mir nicht endlich . . .?“

„Ja,“ sagte er und schüttelte meine Hände, „jetzt sollst Du Alles erfahren! — Setz' Dich und hör' mich an . . .!“

Er hatte Licht gemacht und ging unruhig auf und nieder, als suchte er einen Anfang für feine Mittheilungen.

Ich ließ ihm Zeit; es war eine Weile ganz still; nur das eintönige Rauschen des Meeres hörte man durch's weit offene Fenster, und von ganz fern her, von: Deck einer Fregatte, die im Hafen lag, trug der Wind den langgezogenen Ruf der Schildwache herüber:

„Alles wohl! Laternen klar!“

„Ich weiß eigentlich wirklich selber nicht, wie Alles gekommen ist,“ — sagte er endlich, mehr zu sich selber, als zu mir sprechend, und dabei setzte er sich, durch die ganze Breite der Stube von mir getrennt, in den halbdunklen Winkel zwischen Schreibtisch und Fensterpfeiler, legte die gefalteten Hände auf's Knie — und sang an zu erzählen! Tren und schlicht, wie es ihn:, geradwegs aus den Herzen herauf, auf die Lippen kam.

Er liebte die Olimera! Ja, er hätte sie schon geliebt von der Minute an, wo er sie znm ersten Mal in den „trs »manti“ gesehen; aber damals hätte er es selbst noch nicht gemußt, und auch nach dem unvergeßlichen Theater-Abend hätte er sich's noch nicht eingestehen wollen; aber dann sei am nächsten Tag der Siniovics zu ihm gekommen und hätte es ihm auf den Kopf zugefagt! Da hätte er sich allerdings nicht mehr halten können und hätte dem theilnahmsvollen Kameraden Alles gebeichtet. Simovics handelte nun an ihm wie ein wahrer Freund. Er begleitete ihn noch am selben Abend/ nach der Vorstellung, zur Hinterpforte des Theaters, und als die Olimera herauskam, stellte er ihn vor . . .

„Kannte denn Simovics die Oliuiera schon persönlich?“ frug ich^erstaunt.

»Ja, — flüchtigi; von Wien her, wo sie im vorigen Winter einige Wochen lang das Eonseruatorium besucht hat . . .“

«Ach so . . .“

Bei dieser ersten Begegnung sei nun die Sängerin Schüdl gegenüber freilich fehl zurückhaltend gewesen, hätte eigentlich auf dem ganzen Weg nach den „^re »mnnti“ hin nur mit Simovics gesprochen, während Schödl traurig nebenher ging und meinte, nun sei Alles verloren. Aber Simovics tröstete ihn und versprach ihm seine Vermittlung. Er wollte die Dame schon umstimmen. Und richtig! Schon am nächsten Tag kam er mit einen: sehr vergnügten Gesicht zu Schödl und erzählte ihm, er hätte Gelegenheit

28 Franz von Schönthan in Vlasewitz.

gefunden, die Oliuiera allein zu sprechen, — und nun sei Alles im besten (Hange. Echödl hätte einen sehr guten Eindruck auf sie gemacht, und sie erlaubte ihm, sie jeden Abend vom Theater abzuholen und bis zu ihrer Wohnung zu bringen! Das hätte er dann auch gethan . . .

„Aber Du bist doch in diesen Tagen auch sonst noch mit ihr zusammengekommen?“ unterbrach ich ihn.

„Sonst noch . . .? Nein . . .“

„Tu hast doch Briefchen mit ihr gewechselt, hast ihr Blumen geschickt?“

„Gott bewahre! wie hätte ich denn das wagen sollen? Sie war jcl immer sehr freundlich zu mir, wenn ich sie vom Theater abholte, — aber von . . . von Liebe,“ sagte er ganz leise und innig, . . . „von meiner Liebe habe ich noch kein Wort zu ihr gesprochen. Aber heute wollte ich's,“ rief er aus und sprang ^dabei vom Stuhl auf. „heute wollt' ich's und hätte es ihr sicherlich gesagt, wenn nicht die schreckliche (beschichte mit dem Wasser dazwischen gekommen wäre!“

„Mit dem Wasser?“

„Ja! Gestern Abend sagte sie mir, sie wäre heute, am Sonntag, zum ersten Mal nicht beschäftigt im Theater, und wenn's mir recht wäre, wollten wir uns bei der Platz-Musit treffen und einen kleinen Ausflug miteinander machen! Ob's mir recht wäre! Tu kannst Tir denken, daß ich die ganze Nacht nicht schlief vor Freude. Das war ja die lang ersehnte Gelegenheit! Jetzt tonnte ich ihr endlich Alles gestehen! Auf fo einem einsamen Spaziergang, dachte ich mir . . .“

„Ich habe Euch gesehen — Ihr gingt durch's Thor hinaus . . .“

„Ja, das war's eben! Ich achtete gar nicht auf den Weg, bis wir dicht davor standen ...“

„Wovor?“

„Bor'm Wasser!“ sagte er mit kläglichem Ausdruck. „An der Niuu, wo diese schrecklichen Kerle mit den rothen Mützen ihre Schaukel-Boote angehängt haben und die Vorübergehenden anschreien . . .! Und, denke Tir, da fällt's der Oliuiera plötzlich ein, sie will über den Hafen hinüber nach St. Bartholo fahren! Bevor ich antworten kann, ist sie auch schon drin im Boot, — ich muß nach — und los geht die Fahrt! Zum Glück war das Meer ziemlich ruhig; aber Dl« kennst mich ja. Tas Wasser ist vielleicht das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angst habe; — das schäme ich mich auch nicht einzugestehen; es ist eben eine Idiosynkrasie, gegen die man nicht ankämpfen kann; besonders wenn man immer gleich seekrank wird!“

„Aber das tonnte ich doch dem schonen Mädchen, das nur gegenüber sah, nicht erklären. Sie hätte mich ufehlbar ausgelacht. Und dabei fühlte ich, wie's mir die Gurgel zuschnürte und daß mir immer schlimmer und schlimmer wurde. Es war entsetzlich! Wie ich schließlich bei St. Bartholo drüben an's Land kam, weiß ich nicht! Ich konnte mich kaum mehr auf-

Ver General. 2H

recht halten. Und wie's mit der Rückfahrt über's illieer werden sollte, — daran durfte ich gar nicht denken! In diesem Augenblick erschien, ganz unerwartet, aber wie ein richtiger .Helfer in der Roth, mein Freund Eimouics! er hatte zufällig auch einen Ausflug nach St. Bartholo gemacht, hatte uns schon von Weitem kommen sehen und war an den Strand geeilt, um uns herzlich zu begrüßen. Nun war ich gerettet! Ich gab ihm einen Wink — er übersah mit einem Blick die Situation, flüsterte nur leise zu, er werde mich bei der Oliuiera discret entschuldigen, gab der Dame den Arm und ging mit ihr davon. Ich blieb zurück, scheinbar, um mit unserm Boots- mann über die Rückfahrt zu verhandeln, in Wirklichkeit aber war ich ent- schlossen, die ganze Lustpartie für heute aufzugeben; mir war zu eleud zu Muthe! Und wenn ich an eine nochmalige Seefahrt dachte, bei dem immer stärker einsetzenden Äbeudwind — nein, lieber wollte ich zu Fuß nach Eat- taro zurückgehen. ..."

„Was? Um den ganzen Hafen herum?“

„Ja — gut drei Stunden bin ich durch Gestrüpp und Geröll ge- wandert; es war ein abscheulicher Marsch! Und dann mein Schreck, als ich zum Oberst kam, und Simovics war nicht da! Er mußte doch längst wieder zurück sein! Wenn ihm und der Oliviera ein Unglück zugestoßen wäre.“ . . .

„Aber die Padrona sagte uns doch ...“

„Ja, ja, jetzt bi» ich auch wieder ganz ruhig! Jetzt ist Alles wieder gut! Morgen werde ich mich bei ihr entschuldigen uud werde ihr Alles sagen!“ Er ging in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ja, keine Stunde fchiebe ich's mehr auf! Sie muß es wissen, wie ich sie liebe! Ich will auch gar uicht darau denken, was dann werden soll! Mag sie doch selber entscheiden! Mein Leben gehört ihr! Sag' mir nichts,“ — rief er mir heftig abwehrend zu — „Du hörst ja, daß ich sie liebe!“ Uud dann wiederholte er's, ganz leife vor sich hinsprechend, als ob er selbst dem Klang seiner Worte lausche: „daß ich sie liebe!“ . . .

„Alles wohl, Laternen klar,“ tönte es wieder von fern herüber! Es mußte Mitternacht sein. In unferm Zimmer war's ganz still, und mir lag das Herz wie ein Stein in der Brust.

Du armer, armer >ter!

Wie wird er es tragen, wenn er die Wahrheit erfährt?

Ich hatte natürlich längst Alle-? errathen! Lieber Himmel, es war ja so plump uud durchsichtig! Xein Änderer hätte sich täuschen lassen! Nur er, der gute Mensch mit dem treugläubigen Herzen! Mir that er so tief innerlichst leid. Und was sollte ich nun thun? Erst mit den beiden Andern reden? Oder gleich ihm selber Alles sagen? Rücksichtslos? Ohne Zaudern? Wahrhaftig, ich wußte es nicht!

Mit einem Male wurde ich aus meinem Grübeln aufgeschreckt! Ein Geräusch! Ein merkwürdiges (Geräusch, das immer stärker wird! Wie

30 Franz von Lchönthan in Vlasewitz.

eilig näher kommende Schrittes — Nein, das ist ein wildes Laufen! Es kommt in rasender Eile den schmalen Steinweg entlang, der zwischen unserem Haus und der Friedhofsmauer hinführt! Wir wollen zum Fenster, aber da ruft's schon von unten herauf, flehend und schluchzend:

„8i8uoi' tsnsntß! 8>Fnor tyusnre!"

„Allmächtiger Gott! Das ist ja die Oliviera!"

Schodl ist schon aus dem Zimmer — die Treppe hinunter! Ich trete mit der Lampe vor die Thür und leuchte weit hinaus über's Geländer.

Da kommt sie herauf! Es ist wirklich die Oliviera!

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?"

Sie stürmt an mir vorüber in's Zimmer; ich ziehe den todtbleichen Schodl nach und schliche die Thür.

Sie steht uns gegenüber — athemlos — wortlos! Und dabei sieht sie uns mit einem so verstörten Gesicht an! Es ist zum Erbarmen! Zum Erbarmen und zum Fürchten! Schodl will auf sie zu, aber sie wehrt ihm mit vorgestrecktem Ann.

„Sagen Sie mir die Wahrheit —" die Stimme kam heiser aus ihrer keuchenden Brust herauf — „sagen Sie mir die Wahrheit! Ihr Freund — der Lieutenant Simovics — er ist verlobt?" . . .

„Ja/ . . .

„Mit einem reichen, schönen Mädchen?"

„Ja." . . .

„Und ... er wird sie Heiratben?"

„Ja." . . .

„Ab!" kreischte sie laut auf, warf die Arme in die Luft und sank an dem Stuhl zusammen, neben dem sie eben stand. „Der Elende! Der meineidige Feigling! Der Schuft!" . . .

Eine Fluth von häßlichen Schmähworten und Verwünschungen brach aus ihr heraus! Ohne Rücksicht und Schani — unaufhaltsam, bis ihr die Stimme im Schluchzen und Weinen erstickt.

Und drei Schritte von ihr steht Schodl; gegen den Tisch zurückgelehnt, an den er sich krampfhaft festklammert; mit erdfahlem Gesicht und weit aufgerissenen Augen starrt er sie an! Jetzt weis; er Alles! . . .

Endlich trete ich zu ihr hin und will sie vom Boden aufheben; sie schüttelt mich ab. Sie will keinen Trost und keinen Zuspruch! Sie weint auch nicht mehr! Sie hat nur noch einen Gedanken: die Rache! Beim Seelenheil ihrer Mutter verschwört sie sich: sie will sich rächen! An's Leben will sie dem Elenden . . .

Das weckt den Schodl aus seiner Betäubung. Das Wort bringt ihn wieder in sich selbst. Er reckt sich auf, so hoch und so stolz er's kann.

„Uel'erlassen Sie das mir! Mir soll er Rechenschaft geben für meine gekränkte Ehre — für den Schimpf an einem wehrlosen Weib!"



Der General. 3<sup>^</sup>

Und wie er das sagt, ruhig und bestimmt, schweifen seine großen, blauen Augen zu den, Heldenbild seines Großonkels hinüber, und seine Lippen mnrneln es, wie einen Schwur, vor sich hin: „Auf Tod und Leben!“ Dann wendet er sich ab, tritt zum Fenster und starrt hinaus, — als hätte er Alles im Zimmer hinter sich vergessen.

Die Oliuiera wollte noch einmal sprechen, aber er hörte sie gar nicht mehr! Da ruckte sie sich trotzig zusammen und schritt stumm zur Thür hinaus'; ich' ging ihr nach und holte sie auf der Straße ein. Als wir nm die nächste Ecke bogen, ging sie langsamer. „Sie hätten nicht mitzukommen brauchen,“ sagte sie leise, „ich mache keine Dummheiten; ... ich konnte es nicht ... ich fürchte mich!“ Sie hing sich zitternd an meinen Arm und fing wieder zu weinen an. Heute Zlbend, nachdem die Padrona schon zu Bett gegangen war, sei sie nochmal zu ihr hinuntergeschlichen, habe sich zu ihr gesetzt und ihr Alles gebeichtet: Daß sie den Simovics liebe, schon von Wien her, daß er sich heute in St. Nartholo draußen feierlich mit ihr verlobt, — daß sie ihm gehöre, für immer! Da sei die Padrona entsetzt aufgesprungen und habe sie um aller Heiligen willen gefragt, ob sie denn nicht wisse, daß der Simovics längst mit einer Andern versprochen sei! Das hätte sie wie ein Blitzstrahl getroffen! Wie eine Unsinnige sei sie aus dem Hause gestürzt, — zu Simovics hin, wo sie auf Pochen und Rufen keine Antwort bekommen, — und dann — zn Schödl! — Sie schluchzte wieder bitterlich.

Jetzt kam uns, von den „Irs amauti<sup>^</sup> her, die Padrona entgegengelauften, ganz aufgelöst vor Sorge und Äugst! Ich blieb stehen, und wartete, bis ich die beiden weinenden Frauenzimmer in ihr Haus treten sah. Dann ging ich wieder zurück, dieselben Straßen, die ich eben gekommen war, — zu Schüdls Haus.

Er stand noch immer am offenen Fenster, — regungslos — wie vorhin.

Ich rief ihn an: „Ich will noch einmal zu Dir hinaufkommen?“

Er schüttelte den Kopf: „Nein! Komm morgen!“

Ich blieb noch ein paar Augenblicke, ^ er rührte sich nicht! Endlich ging ich.

Eine erdrückende Müdigkeit lag auf mir!

Als ich über den todtstillen Marktplatz ging, klang es wieder vom Meer herüber:

„Alles wohl Laternen klar!“

Es war ein Uhr!

5

Um neun Uhr früh war ich wieder bei Schödl. Ich fand ihn ziemlich ruhig. Er fügte mir, daß er fchon an den Schiffsfähnrich Albario geschrieben habe; der Bursche hätte eben die Antwort gebracht: der Herr Schiffsfähnrich würde gleich hier sein! Uns Beide wollte er bitten, sein Rencontre mit Nord und Süd, I.XV ,93. 3

22 Franz von Schänthan in Vlasewitz. — ^

Simovics einzuleiten. Die Waffen feien ihm gleichgiltig, ^ die übrigen Bedingungen wünsche er natürlich so ernsthaft wie möglich.

Von der Oliuiera wurde kein Wort gesprochen.

Indem law Albario, — der golone Albario, wie wir ihn nannten, wegen seiner goldblonden Haare und seines ungeheuren Reichthums. Ein guter Kamerad, auf den man sich in 'allen Stücken verlassen konnte. Er hörte Schüdl's Bitte ruhig an, gab ihm die Hand, — und die Sache war abgemacht.

Wir gingen zu Simouics.

Unterwegs verabredete ich mit Albario, auf Pistoleu zu bestehen. Ich hatte mir schon in der Nacht überlegt, daß es dabei für Schödl wenigstens noch die Ehance eines glücklichen Zufalls gab, — während er mit dem Säbel sicherlich verloren war.

Wir mußten Simouics erst wecken lassen; als er in's Zimmer trat, merkte er auf den ersten Blick, um was es sich handle. Er war fichtlich bestürzt, — benahm sich aber absolut correct. Kein überflüssiges Wort wurde gewechselt. Seine Zeugen würden um elf Uhr in Albarios Wohnung sein.

Ich hatte noch dienstlich zu thun und kam erst mit dem Glockeufschlag Elf zum Rendez-uous. Die Herren waren schon versammelt: Lieutenant Hohnstein von unserm Regiment und ^berlieutenant Erdödy von den Jägern. Albario, der älter war als ich, trug Schüdl's Anklage vor und sprach die Forderung aus.

Der Graf, ein vornehmer liebenswürdiger Herr, suchte in gut gemeinter Absicht den Fall etwas gemüthlicher aufzufassen. Schließlich läge dock nur eine Mnstifieation vor, die vielleicht nicht ganz taktvoll genannt werden tonne, die man aber doch auch nicht tragisch zu nehmen brauchte: und was die Dame vom Theater beträfe . . .

Ich mußte diefer Auffassung leider entgegentreten. Schödl sei mein Freund, und ich hätte die Pflicht, zu constatiren, das? er sich, durch die planmäßig gegen ihn geführte Intrigue in feinen heiligsten Empfindungen fckwer verletzt, und durch die lächerliche Rolle, die man ihn habe spielen lassen, in seiner Ehre gekränkt fühle. Gleichzeitig nehme er das Recht in Anspruch, für eine makelfreie Dame, die er auf'« innigste verehere und die ohne jeden anderen Schutz dastünde, mit feiner ganzen Person einzutreten!

Albario schloß sich meiner Darlegung in allen Theileu an und verlangte im Namen unseres Freundes Genngthunng in den ernstesten Formen.

Im Grunde genommen, dachten wir alle Vier ganz gleich über den Fall; wir hatten auch innerlich alle Vier den Wunsch, womöglich ein Unglück zn vermeiden; aber wir mußten auch ängstlich darüber wachen, daß der Ehre genug geschähe! Und so einigten wir uns auf glatte Pistolen, zehn Schritte Barriere und zweimaligen Kugelwechsel. Als die Zeit verhandelt werden sollte, machte der Graf Erdöd,, die Mittbeilung, daß Simovics heute Mittag die Hmiptwache beziehen müsse und erst morgen Mittag abgelöst

Dei General. 33

würde. Die Austragung der Angelegenheit müsse also auf übermorgen früh verschoben werden.

Nach gepflogener Rücksprache mit unfern Mandataren, wollten wir heute Abend nochmal zusammenkommen, in Graf Erdödys Wohnung, und das Protocoll aufsetzen.

Mit dieser Verabredung trennten wir uns.

„Es ist doch eine verteufelt ernste Geschichte," sagte Albario unterwegs, „besouders mit einem Gegner, wie dieser Sinwuics. Ich habe noch ein paar ganz alte Puffer, die bei mir zu Hause als Zimmerschmuck an der Wand hängen; die werde ich vorschlagen: wenn sie angenommen werden, das wäre noch die einzige Hoffnung für Schödl."

Ich schwieg; ich hatte viel nähere Torgen, als den schließlichen Ausgang des Duells. Tiefer Aufschub bis übermorgen früh, der uus durch eine toroc,' luaMr aufgedrängt war, — diefer unselige Aufschub lag mir schwer auf dem Herzen.

Nichts zermürbt und zerbröckelt den festesten Muth sicherer, als ein thatenloses Warten auf die Entscheidung; das haben die tapfersten Regimenter erfahren, wenn sie als Reserven stundenlang hinter der Gefechtslinie stehen mußten, Gewehr bei Fun.

Und ich kannte Schödl! Besser, als er sich selber kannte!

Wir fanden ihn am Schrcibtifch. Er hatte Briefe gefchrieben — an feine Mutter — au feine Schwestern! An jede einzeln!

Er war fichtlich bewegt.

Als wir aber von uuferer Mission zu sprechen anfangen, wurde er gleich wieder ein Anderer; er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, blickte stolz und kühn um sich und erklärte uus mit fester Stimme, daß er auf diefe „kindischen Bedingungen" unmöglich eingehen könne. Er heiße Schödl und in der Familie sei es nicht Brauch, sich um die Gefahr herumzudrücken, wenn's einen ehrlichen Soldatentod gälte! Auf acht Schritten müsse er bestehen und auf gezogene Pistolen — dreimaliger Kugelwechsel!

Davon war er nicht abzubringen. Mit jedem Wort redete er sich mehr in seine Heldenrolle hinein.

„Wenn mein Gegner nicht den Mnth hat, sich auf diefe Bedingungen zu stellen," fagte er mit stolzerhobenem Haupt, „so durfte er auch nicht den Milth haben, einen Schödl zu beleidigen!"

Wir mußten den Widerspruch aufgeben und ihm versprechen, seine Wünsche der Gegenpartei als Ultimatum vorzutragen.

Albario ging; ich blieb noch und sagte ihm erst jetzt, daß ein Aufschub bis übermorgen unvermeidlich sei . . .

Er war zunächst überrascht, nahm's aber dann gleichgiltig.

„Es ist gut," sagte er, „eo ist gut! So finde ich Zeit, noch mancherlei in aller Ruhe zu ordnen!" — „)n aller Ruhe," wiederholte er dann nochmal und sprach sich die Worte langsam vor, als ob sie ihm ganz besonders

3'

3H Franz von Schö»tlzan in Vlasew tz.

gefielen. „Ich werde zu Hause bleiben diese beiden Tage; ich werde mich krank melden“

Das wollte ich ihm ausreden; er solle sich zerstreuen, wie gewöhnlich seinen Dienst thun . . .

„Nein, nein! Ich will Niemand unter die Augen treten, bevor meine Rechnung nicht ausgeglichen ist — mit Jenem. Uebrigens fühle ich mich wirklich nicht wohl genug, um Nachmittag zum Bataillonsererzieren auszurücken. Mir liegt's wie Blei in den Gliedern! Gott, es ist ja natürlich. Denke doch, die seelische Erregung, alle die Tage her . . . Lieber Himmel,“ sagte er halblaut vor sich hin, „ich war so glücklich!“ . . . Dann, sich gewaltsam losreißend, fuhr er laut fort: „Und gestern, die Seefahrt! Der angestrengte Marsch, und dann . . . Geschlafen habe ich auch nicht seither! Und gegessen wohl auch nicht?“

Er suchte sich zu erinnern! Das Frühstück stand wirklich noch unberührt auf dem Tisch; er wollte jetzt darauf hin, mußte sich aber plötzlich setzen und wurde sehr blaß.

„Mir ist recht übel,“ sagte er und griff nach dem Herzen, als ob er dort einen Schmerz fühle.

„Ich will Dir den Regimentsarzt schicken?“

„Ja, — und geh' jetzt! Ich habe noch so viel zu schreiben! Und komm' Abends wieder“

Ob ich nicht noch bleiben sollte?

„Nein — geh' nur! Abends bleibst Du dann bei mir. Weißt Du, wenn man nicht schlafen kann, — und der Friedhof da drüben ... ich werde mir doch eine andere Wohnung nehmen ...“

Der Regimentsarzt war nicht zu Hause; er sei im Garnisonsspital; es wäre ein Unglück passiert, beim Scheibenschießen.

Ich ging in's Spital. Der Inspectionsofsizier erzählte mir die traurige Geschichte. Die 2. Eompagnie ist heute früh auf dein Schießplatz gewesen, mit den neuen Hinterladern. Ein Unteroffizier wollte einem anderen den neuen Verschuß erklären, hat unvorsichtig manipulirt, das Gewehr hat sich entladen, und der Schuß ist einem Infanteristen in den Rücken gegangen; sie trugen den armen Teufel noch lebend in's Hospital; nun suche der Regimentsarzt die Kugel.

Indem kam dieser selbst in die Kanzlei herein und beantwortete unsere fragenden Blicke mit einem Achselzucken.

„Nichts zu machen gewesen!“ sagte er gleichgiltig.

„Todt?“

„Mausetodt! Als ich mit der Sonde in den Wundcanal fuhr, zappelte er noch ein wenig, aber dann war's mit einem: Mal aus; er streckte sich lang — und weg war er!“

Der Regimentsarzt war ein außergewöhnlich tüchtiger Mediciner, aber ein immigenehmer Mensch, den Keiner von uns leiden mochte. Er drängte

Der General. 25

Einem seine Krankengeschichten mit herzloser Behaglichkeit auf, und erzählte Einem ungefragt die widerlichsten Details.

Auch jetzt fing er gleich wieder an, das, die Kugel die Leber zerrissen hätte, und daß . . .

Ich unterbrach ihn kurz, sagte ihm, daß ihn der Lieutenant Schodl bitten ließe und ging in den Krankensaal.

Am Bett des Verunglückten standen ein paar Offiziere, — zu Häupten der Oberst. Er hielt die Mütze in den gefalteten Händen, und sein ehrliches (Besicht war voller Betrübniß);

Als ich leise näher kam, wandte er sich ;n mir, drückte mir die Hand und seufzte mit traurigem Kopfschütteln:

„Auu äieu, moll äion!“

Abends, in der Conferenz bei Erdödn, setzten wir die von Schodl verlangten Bedingungen nach kurzer Debatte durch. Die gegnerischen Zeugen erhoben zwar Einspruch, den sie auch ausdrücklich protocolliren ließen, mußten aber schließlich zugeben, daß sie von Simovics bestimmte Weisung hätten, jeden Wunsch seines Gegners ohne Weiteres zu acceptiren. Es blieb also bei den acht Schritten, gezogenen Pistolen, drei Kugeln. Als Zeit war übernwrgen früh 8 Uhr festgesetzt und als Ort ein einsam gelegenes Wein-Vettolin ans der Uferstraße zwischen Eattaro und St. Bartholo.

Als das Protocoll unterzeichnet war, bat ich Albario, es gleich zu unserem Freund hinzubringen und ihm zu sagen, daß ich selbst erst später nachkommen tonne. Ich mußte noch in die Kaserne, um die Vorbereitungen zu der für morgen angesetzten Garnisons-Parade zu überwachen. Das dauerte länger, als ich dachte, !und es schlug richtig neun, als ich endlich frei war.

Nun eilte ich zu Schodl.

Beim Vorübergehen sah ich am Theater rothe Zettel angeschlagen, und weil mir der Name „Oliuiera“ in die Augen fiel, blieb ich stehen und las: Die Vorstellung war abgesagt „wegen Heiserkeit der Signorina Iolcmda Oliviera.“

Ich frug den Portier, ob er Näheres wisse? Der Mann, der gleichzeitig Theater-Diener und Zettelträger war, kannte alle Welt in Eattaro und wußte Alles, was vorging.

„N», vio mio“, sagte er, und war augenscheinlich entzückt, baß er (Gelegenheit zum Klatschen fand, — „wissen Sie denn die schöne Geschichte noch nicht? Durchgebrannt ist sie! Mit Sack und Pack! Heute, in aller Frühe, mit dem Lloyd-Dampfer nach Trieft! Ich hab's ja immer gesagt: es ist eine verrückte Person. Durchgebrannt! Und Unsereins hat die Laufereien davon! Den ganzen Nachmittag bin ich in der Stadt herum galoppirt, — überall neue Zettel hingetragen. Bei Ihrem Freund, dem Signor Schodl bin ich auch vorhin gewesen; wie ich dem die Geschichte erzählt habe, hat

26 Franz von Schonthan in Vlasewitz.

er mir ein Paar Augen gemacht! — Na ja, — man kann sich denken, — ihm muß es ja besonders fatal sein — nicht wahr?" . . .

Dabei zwinkerte er mir verständnissvoll zu! —

Bei Schödl kam mir der Bursche schon auf der halben Treppe entgegen: Ich möchte doch schnell hinaufkommen; dem Herrn Lieutenant ginge es sehr schlecht, und der Herr Lieutenant wäre sehr krank! . . .

Ob denn der Arzt noch nicht dagewesen sei?

„Freilich; heute Nachmittag; aber seither ist es immer schlechter geworden" ...

„Lauf gleich nochmal hin, ich lasse den Herrn Negimentsarzt dringend bitten" ...

Der brave Kerl war schon über die Treppe unten, bevor ich ausgesprochen hatte.

Als ich eintrat, bemerkte mich Schödl erst gar nicht. Ganz in sich zusammengekauert, bis an den Hals zugedeckt, lag er auf seinen: schmalen Marterbrett; der Bursche hatte ihm Alles übergeworfen, was an Decken und Tuchen: zu finden war! Ganz oben drüber auch noch den Uniform-Mantel.

Ich trat zu ihm und begrüßte ihn; einen Augenblick lang sah er mich fremd an, — dann erkannte er mich und zwang sich zu einem unbefangenen Lächeln, das mich über seinen Zustand beruhigen sollte.

„Entschuldige, daß ich mich schon hingelegt habe, — aber es war so höllisch kalt im Zimmer, nicht wahr, es ist sehr kalt . . ."

„Was hat denn der Doctor gesagt" —

„Ach, der! Wollte mir einreden, ich sei krank! — Ich bin gar nicht krank!" stieß er mit allein Aufwand feiner unterliegenden Energie heraus.

„Ich darf nicht krank fein! . . . Du weißt ja, . . . wegen übermorgen! . . .

Der Albario hat nur das Protocoll gebracht ... da Hab' ich's" — er tastete unter's Kopfkissen und zog das zusammengefaltete Papier hervor — „da ist's- . . . Acht Schritte, gezogene Pistolen! . . . Und wenn ich jetzt krank würde . . . Herr Gott, wenn da Einer glauben sollte ..." Die Zähne schlugen ihm fröstelnd aufeinander.

Ich nahm ihm das Papier weg und bat ihn, sich jetzt ruhig und vernünftig zu halten, dann werde er morgen wieder gesund sein!

„Nicht wahr," sagte er eifrig, „es ist nur der fürchterliche Stoß, den ich innerlich bekommen habe, — mit — — na. Du weißt ja . . ."

Dabei seufzte er tief auf und war eine ganze Weile still, während er unverwandt zur Decke hinaufsah, als ob er dort oben, im Halbdunkel, ein Bild erblicke, von dem er seine fiebernden Augen nicht losreißen könne . . .

„Wann wird er denn begraben?" frug er plötzlich ganz unvermittelt.

„Wer denn?"

„Nun, der arme Teufel, den sie erschossen haben? Der Doctor hat mir Alles erzählt: Die Kugel hat ihm die Leber zerrissen; gewunden hat

Der General. 3?

er sich vor Schmerzen! ... So jung — und sterben! . . . Sterben! . . .

Es ist entsetzlich!"

Er schauerte in sich zusammen.

„Ich Hab' ihn gekannt!" fuhr er fort: „Er ist ein Grazer gewesen, — wie ich! Sein Vater wohnte in der Sporgasse, — ein Holzschnitzler; ich habe dort, als Junge, immer meine Armbrust reparieren lassen; ich spielte damals so gern „Wilhelm Tell"! Tic Mutter lebt noch! . . . Denk Dir nur, — die arme Frau! Wenn sie's der jetzt schreiben müssen, daß ihr einziger Sohn todt ist . . . es muß furchtbar sein! . . . Man glaubt nicht, wieviel Liebe und Zärtlichkeit so eine Mutter ... die meinige hat mir gerade heute geschrieben . . . Einen merkwürdigen Brief! . . . Dort liegt er, auf dem Tisch . . . Merkwürdig! . . . Den mußt Du leseu!"

Als ich aber zum Tisch hinwollte, hielt er mich fest und stammelte in wachsender Angst:

„Nicht jetzt! ... Nicht jetzt! Bleib bei mir! Es dreht sich plötzlich Alles!"

Und gleich im nächsten Augenblick wehrte er mich wieder heftig ab:

„Leg Dich doch nicht so über mich! Du erstickst mich ja!" schrie er auf, wollte Decken und Tücher fortstoßen und aus dem Vett springen.

Ich thilt, was ich konnte; — mit Gewalt und Güte und Trostworten suchte ich ihn zu beruhigen, — und endlich gelang es mir auch! Er lag jetzt ziemlich still! Nur die Hände fieberten unruhig auf der Decke umher, und feine Lippen lallten unaufhörlich zusammenhanglofe Worte. Er fah fo fremd- artig verändert aus, daß mir ganz unheimlich um's Herz wurde.

Jetzt trat der Vursche in's Zimmer mit einem Kübel, in dem ein paar Eisstücke lagen — und unmittelbar hinter ihm der Negimentsmzt.

Er untersuchte den Kranken mit großer Aufmerksamkeit. Er zählte die Pulsschläge, hob die herabgefallenen Augendeckel, — klopfte uud horchte, — kniete schließlich vor dem Bett nieder und legte das Ohr auf Schüdl's ent- blößte Brust, um auf die Herzschläge zu lauschen. Das dauerte wohl zwei Minuten lang. — Im Zimmer war's todtentill; — der Bursche hatte sich scheu in die Ecke gedrückt und trocknete sich die Augen, — ich lehnte neben dein Bett und wagte mich nicht zu rühren.

Endlich stand der Doctor auf, fchob die Decken wieder zurecht und wandte sich zu mir.

„Wer kann denn heute Nacht bei ihm wachen?"

„Ich, natürlich."

„So? Das ist recht! lassen Sie den Burschen auch aufbleiben.

Machen Sie Eisumfchläge auf den Kopf und auf's Herz. Wenn er fehr unruhig werden sollte, geben Sie ihm sechs bis acht Tropfen von der Medicin, da." Er nahm ein kleines Fläschchen aus der Tasche und überreichte es nur.

„Ich komme morgen früh wieder; dann lassen wir ihn in'oSpital transportiren."

„In's Spital?"

„Natürlich; hier kann er die Geschichte nicht abmachen."

38 Franz von Schönlank in Vlasenitz.

„Es ist also — sehr ernsthaft?“

„Wie ich mir's gleich Nachmittag gedacht habe, — ein reguläres Nervensieber.“

„Und — gefährlich?“

„Na, das kann man nicht wissen; wenn keine besondere Complication dazu tritt, wird er wohl drüber weg kommen. Aber einen «nackts behalt er, das ist sicher.“

„Wieso?“

„Das Herz ist nicht in Ordnung; ein organischer Fehler, den er wahrscheinlich schon mit auf die Welt gebracht hat; aber jetzt ist die (beschichte acut geworden — und jetzt ist nicht mehr zu spaßen damit. Man kann ja hundert Jahr alt werden mit so einer wackligen Herzklappe, — aber freilich, in Acht nehmen heißt's! Ein ruhiges Leben muß er führen, keine körperlichen Anstrengungen ...“

„Aber als Soldat? . . .“

„Damit ist's natürlich vorüber,“ sagte er mit großer Bestimmtheit.

„Darauf kann ich Ihnen schon hellte Abend Brief und Siegel geben. Von der nächststell Felddienst-Nebung brächten sie ihn als Leiche nach Hause.“

Er hatte Mantel und Mütze genommen, gab dem Burschen, der inzwischen Tücher im Eiskübel gekühlt hatte, noch ein paar Anweisungen und wendete sich zum Gehen.

„Eine gute Nacht wird's nicht werden,“ sagte er noch in der Thür,

„aber was sich vorläufig thun läßt, wissen Sie ja. Und wie gesagt: mit dem Soldatenspielen ist es vorüber — ein für allemal!“

Der Bursche leuchtete ihm hinaus, und als er mit der Lampe zurückkam, stand ich noch immer regungslos mitten im Zimmer, und immer noch klang's mir in's Ohr: „Mit dem Soldatenspielen ist es vorüber.“

Ich blickte nach dem Freund hin, der schwer athmend dort lag und dachte an die Stunde, wo er's erfahren würde. Armer Sterblicher!

Der Bursche schlich auf den Zehen durch's Zimmer; er rückte den Tisch und den Lehnstuhl an's Bett, stellte die Lampe auf den Tisch und das Medicinfläschchen und einen Löffel, — rückte den Eiskübel näher, legte frische Tücher auf und frug mich flüsternd, was er noch thun könne. Ich sagte ihm, er solle sich ruhig auf sein Bett legen, draußen im Borzimmer, — ich würde ihn rufen, wenn ich ihn brauchte.

Dann setzte ich mich zu dem Kranken. Er schlief; der Athem ging kurz, aber das Gesicht sah ruhig und friedlich aus; manchmal schien es mir sogar, als ob ein leises Lächeln um seine Lippen zuckte.

Mein Blick fiel auf den eingerahmten Armeebefehl Radekys, der über feinem Bett hing. Zwei Zeilen, mit Goldbuchstaben viel größer geschrieben als die andern, konnte ich von meinem Platz aus ganz deutlich lesen:

„Der Name Schöndl wird für ewige Zeiten eingeschrieben bleiben in dem Heldenbuch der ruhmreichen österreichischen Armee!“



ver General, 29

Ann er Freund!

Dann nahm ich den Brief seiner Mntter, der vor mir lag, und las:

„Mein theurer Sohn!

Ich danke Dir vielmals, daß Du uns wieder so lieb geschrieben hast.

Deine Briefe sind halt doch immer die größte Freude für uns. Es gebt

uns so weit gut. Nur so viel kalt laßt sich diesmal der Winter an, und

die Kohlen sind schon wieder um vier Kreuzer theurer geworden, die Butten.

Na, da setzen wir uns halt Abends in das kleine Hofzimmerl zusamm.

Deine Schwestern und ich — und reden von Dir, lieber Basti, und da

wird uns auch schön warm. Und weil grad morgen Dein Geburtstag ist,

da schreib ich Dir heut noch und schick Dir die zwei Schnupftücheln, die

Dir die Schwestern gestickt haben; an der accuraten Arbeit wirst schon sehen,

mit wie viel Lieb sie dabei an Dich denkt haben, die guten Madln! Bei

mir geht's mit die Augen nit mehr recht; na, da mußst schon fürlieb nehmen,

mit ein' recht ein' schönen Glückwunsch, mein lieber Bub!

Schau, da Hab' ich in der vergangenen Nacht einen ganz sonderbaren

Traum g'habt. Ich Hab Dich leibhaftig vor mir g'sehen, in einer glänzen-

den Generals-Uniform, die ganze Brust voller Orden: dabei hast aber auf

der Erd' g'legen, und ganz blaß bist gewesen, wie Einer, der schwer ver-

wundet ist; das Merkwürdigste war, daß ich gar nicht erschrocken bin; aber

das ist daher kommen, weil ich selber schon lang im Himmel war, bei

Deinem seligen Vater! Mit dem bin ich Hand in Hand dag'standen und

alle zwei haben wir zu Dir runterg'schaut und haben Dir die Arm' ent-

gegengestreckt; und gewesen ist es uns, als ob Du zu uns herauflächeln thät'st

und zu uns sagst: Ich komm' schon, liebe Eltern, und als General komm'

ich, der dem Soldatennamen Schödl Ehr' gemacht hat, hier unten, auf

der Erd'!

Und weil der Traum gar so deutlich war, mein ich schier, er müßt'

was zu bedeuten haben, und leg' mir ihn so aus: daß ich's zwar nimmer

erleben werd', aber daß Du's noch weit bringen wirst, bis zu einem hohen,

hohen General; und wann Dich endlich unser Herrgott abrufen will, so

wird er Dir noch zu guter Letzt den schönsten Tod schenken, den ein

braver Soldat finden kann, — auf'n Schlachtfeld, für Kaiser und Vater-

land. Und für so einen Lebenslauf voller Ruhm und Preis thät ich den

lieben Gott gewiß noch im Himmel oben auf den Knieen danken.

Deine Schwestern grüßen Dich zu tausendmal, und ich, mein lieber

Bub, druck Dich an's Herz und bleib jetzt und allzeit

Deine treue alte Mutter."

Und als ich den Brief mit der altmodischen Handschrift und den vielen

Schreibfehlern gelesen hatte, da stützte ich den Kopf in beide Hänw> und

hätte meinen mögen, fo traurig war mir's um's Herz.

HO Franz von Schönthan in Vlasewitz,

Der Regiments-Arzt dehielt Recht. Äl't de!»! Soldlittenspielen war's wirklich vorüber für Schödl. Das Nervenfieber hatte er zwar überwunden, nach wochenlangem schweren Kranksein, aber der „Knacks" im Herzen blieb, und an ein Weiterdienen war gar nicht zu denken.

Als er's erfuhr, schloß er sich in sein Zimmer ein und liest sich zwei Tage lang vor keinem Menschen sehen.

Was er da durchgekämpft haben mag, in dein kleinen Stübchen — zwischen dem Märtyrerbild des heiligen Sebastian und dem schlachten-gemälde, auf dem der (Großonkel Schöbt an der Spitze der Sauopen-Tragoner in den Tod reitet — der Himmel wird es wissen! Er schien freilich ruhig und gefaßt, als er wieder unter uns trat; aber wer ilin so kannte, wie ich, der wußte, daß er von einem großen Begräbnis; kam: zu seiner gestorbenen Liebe hatte er jetzt auch noch die erschlagenen Hoffnungen seiner ganzen Zukunft eingescharrt! Und nun — nun lebte er eben so hin, wie so manches andere arme Menschenkind, das Morgens aufsteht und sich Abends niederlegt, einen Tag um den andern, und wohl weiß, daß es eigentlich nichts mehr zu suche» hat auf der Welt.

Wohl erfuhr er Liebe und Theilnahme von allen Seiten; wohl rüstete ihm Albario, der sich schon während seiner Krankheit als der „goldne" erwiesen hatte, ein glänzendes Abschiedsmahl, bei dem der Oberst eine Rede voll gutherziger Lebensfreude hielt, — und Schiidl fang auch schließlich tapfer den fröhlichen Mschiedschor mit, den der dicke Major anstimmte, — aber er sah bei alledem aus, wie Einer, der in tiefe Trauer gekleidet, sich zum Lächeln zwingt — aus purer (^utmüthigkeit, um den Andern die Freude nicht zu stören.

Und fo brachten wir ihn an einem stürmischen Februar-Morgen zum Llopd-Tampfer hinunter. Wir hatten uns schon znm letzten Mal die Hände geschüttelt, er wollte eben in's Boot steigen, das ihn zum Schiff hinüberführen sollte, da kam Albario noch angelaufen mit einen» Brief in der Hand.

Ein Brief von Simouics!

Der Lieutenant Simouics war an demselben Tage, an dem Schödl schwer trank in's Hospital geschafft wurde, mittelst Regiments-Befehl zur vierten Eompagnie nach Budua versetzt worden; von dort aus hatte er seinen Abschied eingereicht und erhalten — und wir batten seither nichts wieder von ihm gehört.

Ann schrieb er aus Ungarn einen offenen Brief an das Offiziers-Eorps mit einer completen Reuomtion für Schödl: „Er bedaure aufrichtig, einen Kameraden gekränkt zu haben, der sich so überaus correct und tapfer bewährt hätte, und hoffe nüt dieser Erklärung den Fall als beigelegt betrachten zu dürfen."

Während Albario diesen Brief vorlas, ging es wie ein Schimmer stolzer l'ienugthuung über Schüdls (Besicht.

Der General.

^

Indem gab der Tampfer das zweite Glockenzeichen; Tchödl drückte Albario nochmals die Hand; zu mir aber sagte er, als wir miteinander die Ttufen zum Voot hinunterstiegen:

„Ja, ja, vor einer ehrlichen Mgel fürchtet sich ein Tchödl nicht, nur das Wasser —“ dabei schielte er zaghaft auf das ziemlich unruhige Meer hin, „siehst Du, das Wasser ist das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angst habe!“

Damit kletterte er unbeholfen in's Boot, kauerte sich, in seinen Mantel gewickelt, auf die Ruderbank hin, so recht wie ein Haustein Unglück — und fuhr in den Nebel hinaus. . . .

Auf dem Molo aber stand die Padrona Rosina, sah ihm mit roth-geweinten Augen nach, und als ich zu ihr trat, sagte sie schluchzend:

„?UV6l6ttO — ssÜ VUIevo tiMtO KSNL!“ (Schluß iolgt,)

I6M1168 Ü6W011668.\*)

Line Fortsetzung von Uindheits- und Iugenderinnerungen  
von

Grneste lienan.

^ nüch mein lieber freund Calnian L6uy, es mag wohl in: Mai  
des vergangenen Jahres gewesen sein, zum letzten Mal im <l'a11^ß  
6e Iraues besuchte, gab er mir die erste Anregung zur Ab-  
fassung nachfolgenden Bandes. Wir sprachen ein Langes und ein Breites  
über den Aufschub, den die Vollendung des vierten Bandes der „Geschichte  
des Volkes Israel" am Ende doch noch erleiden dürfte, und berechneten, daß  
uor Ablauf des Jahres 1892 dieser Band wohl keinesfalls würde erscheinen  
können.

„Könnten Sie mir nicht," sagte Ealman, „unterdes; für den nächsten  
Winter einen Band gemischten Inhalts zusammenstellen?" Tarauf hin  
rechnete ich ihm einige behelrende Artikel uor, die auch in der That noch  
niemals von mir gefummelt worden waren. „Nein," gab er mir zur Ant-  
wort, „das ist nicht das Rechte; sehen Tic einmal in mir ganz allein den  
Maßstab und die Neigung des Lesepublikums; was wir jetzt von Ihnen  
wollen, ist etwas ganz Anderes. Es soll einfach, schlicht und persönlich,  
für Jedermann verständlich und in der Geschmacksrichtung Ihrer „souvenirs"  
gehalten sein," — „Ich habe wohl," entgegnete ich ihm darauf, „einige  
alte bretagnische Geschichten liegen, vielleicht fallen mir auch noch andere  
ein, aber es können Jahre vergehen, ehe daraus ein Bündchen wird." —

„Aber Sie haben doch auch kleine Reden, Tischunterhaltungen, Vorträge,

\*) Unter diesem Titel ist im Februar vorigen Jahres bei Calman Lsvv, in  
Paris <Z. Nenans letztes Wert erschienen, dessen hier veröffentlichte Vorrede in der  
autorisirten Uebrersetzung von Marie Wohl unsem Lesern um so willkommener  
sein wird, als dieselbe durch das inzwischen erfolgte Hinscheiden des berühmten französischen  
Gelehrten nnch ein aktuelles Interesse erhalten hat. D. R.

tonnten Sie diese nicht zu einem Bündchen vereinigen, das gewissermaßen eine Fortsetzung zu Ihren „8ouvsuir8" bildet?"

Nun habe ich den Geistern unserer Zeit schon mehr als einmal den Vorwurf gemacht, daß sie zu subjectiv seien, sich zu sehr mit sich selbst beschäftigen, sich zu wenig von dein Gegenständlichen außerhalb unseres eigenen Ichs in Welt, Natur und Geschichte hinreißen und absorbieren lassen. Von sich selbst reden ist meist ein übles Ding und berechtigt zu der Annahme, daß man auch zu viel an sich selbst denkt. In früheren religiöseren Zeiten hätte man gesagt, daß zu viel an sich selbst denken, gleichbedeutend wäre mit einem Raube an Gott, dem Herrn über Zeit und Ewigkeit. — Als ich ansah, in der „lisvus 6e8 6eux wouäss^ die erste Serie meiner vertraulichen Mittheilungen zu veröffentlichen, begegnete ich einmal Jules Sandeau, der mir erzählte, daß er sie mit Vergnügen gelesen haben habe, „vuloia vitia", antwortete ich ihn, „wer kann wissen, wenn das Publikum mich auch jetzt so nachsichtig und wohlwollend behandelt, ob es nicht eines Tages doch desto übler mit mir umspringt? Und an welchem vorbedeutenden Zeichen soll ich denn erkennen, wenn es seine Meinung über mich zu ändern droht?" „Nein, Renan," erwiderte er mir, „Ihr Publikum wird Sie immer gern von sich selbst reden hören." — So hat mich die gute Meinung Sandeaus vielleicht ein wenig zu weit geführt, aber auch meine strengeren Freunde, welche diese kleinen Weilchen der Oberflächlichkeit beschuldigen, tonnen sich zu Gute geben, ich werde nach dieser Richtung hin viel nicht mehr verbrechen. Weiß ich doch nur zu gut, daß ich seit einiger Zeit ein gefährliches Spiel treibe. Immer vom Ende und vom Tode reden und dabei doch einen Platz nicht räumen, den junge, talentvolle Männer berufener sind, einzunehmen und auszufüllen, ist eine gewagte Sache. Außerdem fürchte ich auch, daß ich bald eine Vorladung zum letzten Wort erhalte, so will ich es denn bei diesem Mal bewenden lassen.

Einige Tage nach dieser Unterhaltung mit meinem lieben Ealman erfuhr ich eines Morgens den traurigen Schickfalschlag, der ihn uns für immer entrissen hatte. Mein Schmerz war groß. Ealman ist einer der besten Menschen gewesen, die ich je gekannt. Er war vom Schlage Derer, welche die Gerechtigkeit über Alles lieben und auch bethätigen. Kein Eigendünkel, keine Ueberhebung, keine Spur jener Fehler, welche die Menschen über sich selbst irre führen und sie so unglücklich macheu, war bei ihm zu finden. Ein Niedermann war er in des Wortes bester Bedeutung, und feine feiten gleichmäßige Gemüthsstimmung, ja Seelenheiterkeit hatte ihren Ursprung darin, daß er sich in einer steten inneren Uebereinstimmung fühlte mit einer höheren Ordnung der Dinge. Bon wahrhafter Frömmigkeit beseelt, nämlich von derjenigen, welche ihre Quelle in einer mit dem Herzen aufgenommenen Ueberlieferung hat, war er ein Jünger der Lehre Hillels, welche lautet: „Seid Aarons Schüler und liebet den Frieden."

Sein Haus war nicht angesteckt von dem abscheulichen Egoismus unserer

HH - trneste Renan

Tage, denn er selbst war kein Egoist, und rührend war das tiefe Gefühl der Zuneigung und der Verehrung, welches ihn mit seinen Mitarbeitern verband. Die große, schwierige Aufgabe unserer Zeit, an ein gemeinsames, großes Werk zahlreiche, auch untergeordnete Gräfte zu fesseln, er hat sie auf seine eigene Weise gelöst, und zwar durch nichts Anderes, als daß er es verstand, ihnen Liebe zum Schaffen und Sympathien für sich selbst einzuflößen. Ach, wenn ihm doch alle Leiter eines großen, industriellen Unternehmens folgten, dann würden die Wunden, die uns verzehren und die Lebenskraft der modernen Gesellschaften bedrohen, schnell geheilt sein. — Unter den Seinigen, im engen Familienkreise besonders, zeigte er sich in seiner eigensten Art; heiter, zufrieden und glücklich in dem wohlthuenden Bewußtsein, für immer fortzuleben in einer Familie, mit der er sich in vollkommener Harmonie verbunden fühlte. Jede Tag gönnte er es sich, ein Stündchen mit seinen Enkelkindern zu vertändeln, und genoß in vollen Zügen das Glück, vom sicheren Hafen seines Alters aus nach der einen Seite einen freien Ausblick in das Leben und in die Zukunft zu haben, wenn derselbe sich auch schon von einer anderen Seite für ihn zu verschließen anfing. Der Liebescultus, den er mit seinem Bruder während seiner Lebzeiten sowohl als nach seinem Tode trieb, rührte her von der Verehrung, welche er von Kindheit auf für Michels staunenswerthe Intelligenz begte. Diesem wunderbar hellen und klaren >opfe, dieser überraschenden Schaffenskraft ordnete er sich vollkommen unter. So hätte Ealman mit feinen Fähigkeiten wohl das Haus nicht gegründet, aber er war dafür der rechte Mann, es auszubauen und feine Tauer zu sichern. Sein selten klares Urtheil bewahrte ihm vor jedem Mißgriff; ihm gebührt der Tank, daß das große vnblicistische Unternehmen, das durch Michel gegründet worden war, unter seiner Leitung im Dienste der französischen Wissenschaft der mächtigste Factor zu deren Verbreitung wurde. Die Stunden, die er in meinem Arbeitszimmer verbrachte, sind mir stets sehr angenehme gewesen; welches Glück im Leben, es mit gerade, redlich denkenden Menschen zu thun zu haben; ihm danke ich, daß er seine ordnende Hand angelegt an die Vlütter, die aus meiner Feder hervorgegangen, und je älter ich werde, desto mehr freut es mich, meine alten Erinnerungen festgehalten zu wissen. — Leb' also für immer wohl, mein theurer Ealmcm!"

Das Versprechen, das ich einem dahingeschiedenen Freunde gegeben, dürfte es also einigermaßen entschuldigen, daß ich diese Sammlung loser Abrisse, hinter denen sich leider nur allzu oft die literarische Faulheit unseres Jahrhunderts verbirgt, dem Publikum übergebe. Ich werde es nicht versuchen, auseinanderzusetzen, daß der vorliegende Band viel innere Einheit in sich aufweist. Ich habe ihn fast ganz aus Einfällen ohne inneren Zusammenhang und kurzen kritischen Urtheilen über literarische Stoffe zusammengestellt. In meinem Alter, wo ich mich eigentlich nnr mit ewigen Wahrheiten beschäftigen sollte, mache ich mir manchmal selbst den Vorwurf,

dm; ich einen Dheil der mir noch zugezählten Tage zur Sammlung von (bedanken vergeude, die manche meiner Leser der Geringwerthigkeit beschuldige» könnten. Um aber mein Unrecht wieder in milderem Lichte erscheinen zu lassen, muß ich dabei einschalten, das; ich mich dieser Arbeit erst gewidmet, nachdem ick das erste Werk meines Lebens, „Die (beschichte des Volkes Israel" schon beendet hatte. Manche meiner Leser haben mich freundschaftlich gemahnt, ich möchte mich jeder Nebenarbeit so lange enthalten, bis ich dieses Werk, welches „Die (beschichte des Ursprungs des Ehristenthums" vervollständigt, ganz zu Ende geführt, und diesen; wohlmeinenden Nathe bin ich auch gern gefolgt. Die Geschichte des Volkes Israel bis zur Erscheinung des Ehristenthums ist so weit fertig. Ich werde zwar noch viel Zeit brauche«, um die Correcturbogen zu verbessern, aber der Hauptinhalt des Buches steht doch fest. Wenn ich morgen sterben sollte, so könnte es mit Hilfe eines guten Correctors jederzeit erscheinen. Fest gezimmert stehen die Bogen der Brücke, welche ick zur Verbindung des Judenthums mit dem; Ehristenthum geschlagen. In dem; Leben Jesu habe ich versucht, das großartige Aufstreben; des Galiläerstammes von seinen; ersten Wurzelsal) bis hinauf auf seinen Gipfel, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels singen, zu schildern. In dem; Bande, welchen ick lebten Sonnen beendet, hoffe ich, das; es mir gelungen, den Untergrund zu finden und klarzulegen, auf welche;; die Wurzeln der Lehre Jesu ihre stillen Keime trieben; so ist also meine Hauptarbeit gelöst. In der „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften" geht die Arbeit über die „Nabbinen" auch ihre»; Ende entgegen, und das „Corpus inscriptionum 86mittenrum" befindet sich in nusgezeichneten Händen. Ueber all diese glücklichen Umstände empfinde ich eine große innere Befriedigung; nachdem ick also in dieser Richtung fast alle meine Schulden getilgt zu haben glaubte, gönnte ich mir gern ein wenig leichtere „ost, und es war mir ein Vergnügen, diese oft lofen Blätter zu fassen. Die Mitwelt ist stets so gütig gegen mich gewesen und hat mir so viel Fehler verziehen, daß ich glaube, ihre gewohnte Nachsicht wird mich auch diesmal nicht in; Stich lassen. Ich hätte gemeint, den Problemen abtrünnig zu werden, die sich eigentlich jeden; edlen Lebensgange aufdrängen, wenn ich nicht unter einzelne Artikel, die vielleicht oberflächlich erscheinen, auch einige philosophische Aufsätze mit eingestreut, vor Allen; meine Gewissensprüfung, eine Art philosophischer Bilanz, die ich in; Jahre 1888 niederschrieb. Ich habe seitdem meine Weltanschauung nicht sehr geändert. Je älter ich werde, desto mehr glaube ich, daß wir eigentlich sehr wenig wissen von dem, was wir an; liebsten wissen möchten. In Sache;; der Philosophie müssen wir ein wenig Vertrauen haben auf die unendliche Güte Gottes und uns wohl hüten vor übertriebenen; Eifer. Wir gewinnen nichts dabei, wenn wir uns der Wahrheit aufdrängen und uns Tag für Tag um ihre Gunst bewerben. Die Wahrheit ist tnnb und kalt, und sei unsere Sehnsucht nach ihr auch noch

H6 «Lnesle Renan.

so heiß, dieselbe dringt doch nicht bis zu ihr. Die neue Philosophie, die neuere Philosophie, die neueste Philosophie. (Hott, wie naiv sind diese Uebergabote, und welchen Sinn hat es doch, sich darüber zu streiten, wer sich am meisten irrt. Lernen wir doch endlich, uns abwartend zu verhalten! Wer weiß denn, ob am Ende überhaupt Etwas ist oder ob die Wahrheit nicht eine recht traurige ist? Wozu nicht also der heiße Drang, sie kennen zu lernen?

Recht peinlich berührt mich die unruhige Erregtheit, welche ich an der Jugend, wahrnehme, und gerade ein Vorrecht der Jugend sollte es doch sein, harmlos und frei von jedem Skrupel dahinzuleben. Man kann nur annehmen, daß diese Art junger Leute weder die Geschichte der Philosophie, noch den Prediger Salomo gelesen haben. Was immer war, das wird in Ewigkeit sein! Meine lieben Kinder, mit all' Eure» Kopfschmerzen kommt Ihr nicht weiter, nur die Irrthümer werden andere. Amüsirt Euch doch mit Euren zwanzig Jahren und arbeitet zu gleicher Zeit! Wenn wir auch in der Metaphysik die Räthsel nicht lösen können, so sind doch die Physik die Chemie, die Astronomie und Geologie voll werthvollster Offenbarungen. Wie viele Dinge, von denen ich nie eine Ahnung haben werde, werdet Ihr in 40, 50 Jahren wissen? Wie viele Probleme werdet Ihr gelöst sehen? Welchen Entwicklungsgang wird die innere Individualität Kaiser Wilhelms II. nehmen? Was wird aus dem Conflict der europäischen Nationalitäten hervorgehen? Welche Wendung werden die socialen Fragen erleiden? Wird aus der eigentlichen Socialistenbewegung heraus überhaupt sich Etwas entwickeln? Welches wird das zukünftige Schicksal des Papstthums sein? Ich leider werde sterben, ohne von all diesen Fragen eine Lösung, höchstens eine Vorahnung davon erfahren zu haben, und Ihr, Ihr werdet all diese Räthsel in fertige Thaten umgewandelt schauen. Man erzählt, daß sich im Libanon alte, arabische Testamente vorfinden, in denen der Verstorbene es sich zur Bedingung für seine Schenkungen gemacht hat, daß man ihm noch bis über das Grab hinaus von dem Zeitpunkt Kunde giebt, wann die Franzosen die Herren seines Landes sein werden. So giebt es auch bei nur Zeiten, wo ich zu mir selbst spreche: „Wenn mir diese oder jene Nachricht in stillen Grabe heimlich in's Ohr geraunt werden könnte, ich glaube, wie zur Auferstehung würde e>) mich packen. Nun habe ich aber doch so oft in der Bibel gelesen, daß in jener stillen Tiefe wir nichts wissen von dem, was auf Erden vorgeht, daß wir nichts davon begreifen, uns an nichts erinnern, — nein, nein, so wie es ist, ist es gilt, und es wird mir nicht einfallen, eine Klausel jener Art unter mein Testament zu setzen. Und warum wollen wir uns denn auflehnen gegen Wahrheiten, die so alt sind, wie die Welt? Hat man denn erst gestern die Entdeckung gemacht, daß der Mensch ein gebrechliches vergängliches Wesen ist? Ich gehöre nicht zu denen, von denen der alte Prophet sagt: Hui mliil patiedatur 8up«r onnritioiiL?<«8pb. Der arme Joseph thmt mir leid, und auch die arme



Jugend thut mir leid, die von einem solchen Pessimismus verzehrt wird und keinem Tröste zugänglich ist. Oft liest man auf alten Grabsteinen: „Muth, mein Lieber, Niemand ist unsterblich, und selbst Hercules ist dahingegangen.“ Vielleicht finden Viele den Trost ein wenig schwach, und doch ist er der einzig wahre. Marc-Aurel,“ meine lieben Freunde, war uns Allen überlegen an Edelsinn und hat sich auch damit zufrieden gegeben. Haben wir denn zu irgend welcher Zeit geglaubt, daß wir unsterblich waren? So wollen wir denn ruhig dem Tode entgegengehen in Uebereinstimmung mit der ganzen Menschheit und der Religion der Zukunft. Der Bestand der Welt ist für lange Zeit hinaus gesichert. Frankreich wird sich in seiner kühnen Kometenlaufbahn vielleicht besser zu helfen wissen, als es den Anschein hat. Auch die Zukunft der Wissenschaft steht auf festem Boden, denn in dem großen wissenschaftlichen Bau ist auch das Kleine ein Gewinn, und Nichts geht verloren. Der Irrthum wird niemals aus der Welt verschwinden, aber immer wird er nur vorübergehend sein. So können wir also ruhig leben und sterben; noch ehe tausend Jahre vergangen sind, das ist meine feste Zuversicht, wird nicht bloß für die erschöpften Fundgruben der Steinkohlen, sondern auch für die im Abnehmen begriffene Tugend ein Ersatz gefunden worden sein.

Wir werden böse Tage zu überwinden haben, denn es ist nicht zu leugnen, daß die moralischen Verhältnisse beträchtlich sinken, daß Opferfreudigkeit fast ganz ausstirbt, ja vielleicht ein Tag kommt, wo Alles sich zu großen nutzbringenden Zwecken vereinigt und ein planmäßiger Egoismus an die Stelle der Liebe und Hingebnung tritt. Unser Jahrhundert hat Werkzeuge und Mechanismen von nie dagewesener Vollkommenheit geschaffen, aber setzt die Herstellung dieser Mechanismen nicht doch bis zu einem gewissen Grade ein Quantum von Moralität, Gewissen und Selbstentäußerung voraus? Seltsame Wechselwirkungen werden aus diesem neuen Umschwung entstehen, und selbst das Heer und die Kirche, welche allein bis jetzt dem Autoritätenunglauben widerstanden haben, werden bald von dem großen Strom mit fortgerissen werden. Was bedeutet auch ihr geringer Widerstand? Bis in alle Ewigkeiten unendlich sind die Auswege der Menschheit, und ihre ewigen Werke werden vollbracht werden, ohne daß die Urquelle ihrer lebendigen Kräfte, die zuletzt doch immer bis an die Oberfläche sich Bahn brechen, jemals zu versiegen braucht. Die Wissenschaft besonders wird nie aufhören, uns durch neue Offenbarungen in Erstaunen zu setzen, und an Stelle einer erbärmlichen Weltanschauung und Schöpfungserklärung, die nicht einmal mehr die Phantasie eines Kindes befriedigt, wird die Wissenschaft immer mehr die Unendlichkeiten des Raumes und der Zeiten setzen. —

Und abgesehen davon, ist denn die Sehnsucht nach einem ewigen Selbstbewußtsein wirklich eine Täuschung? Ich sage nein, denn bei solchen allgemeinen Grundbegriffen ist eine ausdrückliche Verneinung ebenso gewagt, wie Nold und «!d. liXV^ 1W. 4

H8 «krneste Renan.

eine bestimmte Bejahung. In der Unendlichkeit treffen sich sc» wie die Parallelen, auch die Unterschiede des (Glaubens: erst wenn Hott sich ganz und gar zu erkennen gegeben, dann wird er auch gerecht sein. Ich bin fest davon überzeugt, daß zuletzt ein Tag kommt, wo die Tugend als der denkbar beste und glücklichste Erdenantheil, als das begehrenswertbeste Loos gelten wird. Vis dahin halten wir Stand und lassen wir den Spott der vermeintlich „Nesserwissenden“ über uns ergehen. Das höchste VerdienstX besteht doch darin, selbst trotz einem augenfälligen Gegendruck der inneren! Pflichtnothwendigkeit zu genügen: denn wäre die Tugend ein gar so eintryg-^liches Geschäft, so hätten das die sehr scharfsinnigen Geschäftsleute schon längst bemerkt und sich alle insgesamt zur Tugend bekehrt. Sie ist ini Gegentheil eine sehr schlechte Eapitalsanlage in der endlichen Ordnung der Tinge, aber in der Unendlichkeit verwischen sich die Widersprüche, und die Negationen verschwinden.

Nichts giebt uns den Beweis, das; es in der Welt ein centrales Bewußtsein, daß es eine Seele des Weltalls giebt, aber auch das Gegentheil wird uns nicht bewiesen. Im ganzen Universum finden wir nirgends die Spur eines absichtlichen, überlegten Willens, und man kann dreist behaupten, daß seit Jahrtausenden keine aus einem bewußten Willen hervorgegangene That dieser Art sich vollzogen habe. Nichtsdestoweniger was sind Taufende von Jahren im Vergleich zur Unendlichkeit, und was wir Menschen lang nennen, kann es nicht zu gleicher Zeit sehr kurz sein im Verhältnis zu einen: andern Zeitmaß? Wenn der Chemiker ein Erperiment vorbereitet, dessen Gelingen oder Mißlingen erst nach Ablauf eiues Jahres festgestellt werdeu kann, so läßt er während der festgesetzte» Zeit die Apparate ganz unberührt. Alles, was im Innern der Retorten vorgeht, vollzieht sich nach durchaus unbewußten Gesetzen, deshalb ist aber dock nicht ausgeschlossen, daß am Anfang des Erperiments ein bewußter Wille eingegriffen und cbenfo bei seinem Ausgange eingreifen wird. Millionen von Lebewesen können sich während der Zwischenzeit in den Retorten erzeugt haben, nnd wären dieselben mit dem nothwendigen Perstande ausgestattet, so fühlten sie sich vielleicht versucht, zu sagen: „Diese Welt wird von keinem Einzelwillen regiert.“ Für den kurzen Zeitraum, der ihnen zu ihren Wahrnehmungen zu Gebote steht, hätten sie mit ihrer Annahme wohl auch Recht, aber in Vezng auf den unendlichen WeltENZEITRAUM wären sie in einem Irrthum befangen. Was wir die Unendlichkeit nennen, ist vielleicht eine Minute zwischen zwei Weltwundern. „Wir wissen Nichts,“ das ist das einzige Sichere, das wir über einen Begriff zu behaupten wagen dürfen, welcher über das Unendliche hinausliegt. Leugnen wir nichts, stellen wir aber auch nichts als ganz fest hin, sondern versuchen wir, zu hoffen. Es ist eine schöne Sitte, daß, wenn alles Irdische mit uns zu Ende geht, wir der Musik nnd dem Weihrauch eine Stelle einräumen, als ein Ausdruck unserer Sehnsucht nach einer höheren Sphäre, denn ein ungeheuer moralischer, vielleicht überhaupt

geistiger Niedergang würde dein Tage folgen, an dem der Glaube aus der Welt verschwindet. Einzelne unter uns können wohl die Religion entbehren, wenn nur Andere dafür um so fester an ihr halten und auch die Ungläubigen von der mehr oder weniger glaubenden Masse mit fortgerissen werden; aber an dem Tage, wo die Masse einer gewissen heiligen Begeisterung, eines Aufschwungs zu dem Höchsten verlustig ginge, würden auch die Tapfersten unter ihnen gleichgiltig in's Feuer gehen. Aus einer Menschheit, die nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, liehe sich viel weniger «lachen, als aus einer solchen, welche gläubig auf dieselbe hofft. Ter innere Werth eines Menschen laut sich bemessen nach einer gewissen religiösen Empfindungsweise, die er vermöge seiner Erziehung in sich trägt, und die im Stande ist, sein ganzes Leben zn durchduften. Fromme Seelen leben von einem Schatten, aber wir leben von dem Schatten eines Schattens, und wer weiß denn, wovon die Welt nach uns ihr Bedürfnis; nach einem höheren Leben befriedigen wird?

Streiten wir doch nicht darüber, wie viel und in welcher Form wir glauben, sondern beschränken mir uns darauf, den Glauben nicht zu verleugnen. Mit dem ganzen, großen Bereich der Unendlichkeit zu rechnen, dürfen wir niemals aufhören, und auch die Möglichkeit, mit unserem Geist in unbekannte Fernen zu schweifen, sollen wir nicht verlernen.

Es ist doch nicht nothwendig, daß der unvermeidliche Untergang der Religionen, die nur vermeintlich von göttlicher Offenbarung sind, auch das Verschwinden jeder religiösen Empfindung nach sich ziehe. Das Echristenthum hat nns zu anspruchsvoll, zu schwer zu befriedigen gemacht, wir wollen, fürwahr kein bescheidenes Unterfangen, mit einem unfehlbaren Schläge den Himmel uns zu eigen machen, und follten uns doch mit kleineren Bortheilen begnügen. Bor einigen Jahren vertheidigte Herr von Rothschild auf einer israelitischen Kirchenversammlung mit wahrer Begeisterung die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; ein sehr gelehrter Israelit der alten Schule, der nlr davon erzählte, fügte noch die folgende Bemerkung hinzu: „Unbegreiflich, ein fo reicher Mann, zu allem herrlichen Besitz noch das Paradies dazu zu begehren; das könnte er doch wirklich uns armen Teufeln überlassen.“

In dieser Hinsicht hatte das Mittelalter ganz merkwürdig logische Begriffe, denen zu Folge die Thiere nach einer gewissen Richtung viel besser behandelt wurden als die Menschen. Diesen mnthete man wohl zu, daß, da das ewige Leben ihr Theil war, sie alle Ungerechtigkeiten hienieden zu ertragen hätten, ohne zu murren, wohingegen die Thiere schon in dieser Welt für das Gute, was sie gethan, belohnt werden müßten, wenn die göttliche Gerechtigkeit auch ihnen zn Gute kommen solle. Es wird erzählt, daß in altchristlichen Zeiten Nonnen eine Hindin dazu erzogen hätten, vor der heiligen Jungfrau ihre Andacht zu verrichten. Voll frommen Sinnes knieete das kleine Thierchen auf einem Betpult vor dem heiligen Bilde; da indessen die Hindinnen keine unsterbliche Seele haben und dem zn Folge in's Paradies

4»

50 «Lrnette Renan.

nicht eingehen dürfen, so lag es den Nonnen dringend am Herzen, daß ihre kleinen Schützlinge schon hienieden die süßen Freuden genossen, die sie sich im Leben verdient, und sie fütterten sie deshalb voll mit Süßigkeiten. Fast dasselbe Beispiel wird im „Leben der Vater“ in der Wüste angeführt. Der Löwe, den der heilige Antonius dazu bestimmt, den heiligen Paulus in die Erde zu scharren, gebraucht seine Tatzen mit einem staunenswerthen Eifer. Als Belohnung dafür ertheilt ihm der heilige Antonius seinen Segen, und dieser erweist sich so wirksam, daß der Löwe gleich darauf einem Schafe begegnet, welches er natürlich verschlingt. Freilich wird ^bei diesem Geschichtchen dem Bedürfnis; göttlicher Gerechtigkeit nur in Bezug auf den Löwen Genüge geleistet. Ob sie dasselbe in Betreff des Schafes that, bleibt dahingestellt, denn in der Organisation des Weltalls ist keine Spur von Gerechtigkeit für die Schafe aufzufinden. Warum thun wir es also nicht den Hindinnen der Nonnen gleich, warum gewöhnen wir uns nicht daran, aus Mangel an Besserem, uns mit kleinen Leckereien zu begnügen und an ihnen Gefallen und Genuß zu finden. Wir können ja mit äußerster Sittenstrenge gegen uns selbst verfahren, ohne daß das Leben für uns ärmer zu werden braucht. In allen solchen Dingen sind mir die gelehrten Haarspalter unserer Tage nicht muftergiltig. — Warum wollen wir der Menschheit ihre Freuden rauben, warum weiden wir uns nicht viel mehr an ihrer irdischen Seligkeit? Die Mitfreude an Andern ist ein wesentlicher Nestandtheil unseres eigenen, inneren Glücks, und nur aus ihr resultirt die Gemüthsruhe, die Seeleuherkeit, in welcher der höchste Lohn für ein rechtschaffenes Leben besteht.

Oft schon hat man mir den Borwurf gemacht, daß es wohl ein Leichtes sei, eine solche Art von Religion zu predigen, die nur scheinbar so leicht durchführbar, in Wirklichkeit aber so schwer zu befolgen wäre, wie keine andere. Nun denn, zur Lebensfreude kann man die Menschen nicht zwingen, und auch dazu muß man von altem Schlage, nicht abgestumpft für den Genuß und außerdem auch zufrieden sein mit den: Platz, den das Schicksal im Leben uns angemiesen. Mein Leben ist so gewesen, wie ich es mir nur irgend gewünscht und wie ich es besser mir selbst nie hätte gestalten können. Ich würde auch, sollte ich es noch einmal von vorn begiimen, nicht viel daran ändern und vor der Zukunft ist mir wenig bange. Ich hoffe auf einen rechtschaffenen Biographen, bin aber auch darauf gefaßt, daß man allerlei Märchen und Legenden von mir erzählen wird. Indes; was liegt daran? Ist mir doch die Methode der geistlichen Schriftsteller nicht gar so fremd, und da die Legenden, welche um das Leben der Kirchenfeinde erfunden werden, fast alle aus Einem Stoffe gewebt sind, so könnte ich sehr gut die meine im Boraus skizziren. Ihre sichere und unvermeidliche Grundlage kann nur das Eapitel sein, mit welchem die Anklageakten gegen Judas (eropmt MLäiu8> schließen. Nach einer anderen Form der Tradition wird das Schlusicapitel meines Lebens theils an das Ende des Ärius, theils an

das des Voltaire erinnern. Herr, mein Gott, wie schwarz wird man mich malen, und je boshafter, die Mittel sind, zu welchen die heilige Kirche, wenn sie erst ihre Existenz bedroht fürchtet, greift, je ungeberdiger sie sich benimmt, je mehr sie, gleichsam wie ein toller Hund um sich beißt, desto schlimmer wird es mir ergehen. Aber mag dem sein, wie ihm wolle, ich habe doch ein großes Vertrauen zur menschlichen Einsicht, und der aufgeklärte Theil der Menschheit, der einzige, welchen! ich Rechenschaft schuldig bin, wird mir doch ein ehrendes Andenken bewahren. In 500 Jahren wird auch, hoffe ich, die Abtheilung „Französische Literaturgeschichte der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften“ den biographischen Bericht meines Lebens abfassen, und über was für sonderbare Urkunden werden bei dieser Gelegenheit Erörterungen und Auseinandersetzungen sich entspinnen. — Da wird in großen, von der Kirche heilig gesprochenen Folianten zu lesen stehen, daß ich dafür, daß ich „das Leben Jesu“ geschrieben, eine Million von Herrn von Rothschild und fast ebenso viel vom Kaiser Napoleon III. erhalten, der mir später, nachdem er mich abgesetzt, noch einen großzügigen Jahresgehalt\*) für die Mitarbeiterschaft am Journal des Savants bewilligte. Ueber all diese anstößigen Punkte wird die Commission aufs Strengste zu Gericht sitzen und Klarheit bringen, aber ich bin gewiß, daß für alle vernünftigen Geister der Zukunft ihr Urtheil ein maßgebendes sein wird. Ich fürchte ernsthaft nur Eins, das sind die apokryphischen Schriften; es kursiren ohnehin schon so viel Phrasen, Zoten und Anekdoten, die mir angedichtet werden und welche die katholische Presse so lächerlich machte. Im Allgemeinen nimmt die Geistlichkeit ihre Angaben erst aus zweiter Hand, und da sie wenig Bücher kauft, meist aus kleinen Kirchenzeitschriften niederer Gattung. Nun ist jetzt schon Alles, was die kirchlich polemischen Autoren mir andichten, im höchsten Grade sophistisch gefärbt und oft geradezu widersinnig. Ich richte also an alle Freunde der Wahrheit die Bitte, als von mir herührend nur das anzusehen, was in den vom Hause Levy herausgegebenen Bänden erschienen ist. Zu einer Zeit schon, wo ich „das Leben Jesu“ der Oeffentlichkeit übergab, haben von den Jesuiten bestochene Journale vermeintliche Autographen von mir verbreitet, gegen welche ich niemals Einspruch erhob; wenn diese einmal zur Sprache kommen, dann wird die Commission der französischen Literaturgeschichte Gelegenheit haben, ihren ganzen Scharfblick zu entwickeln. Wenn freilich die gelehrte Forschung, anstatt tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen, Rückschritte machte, dann wäre ich verloren, aber wenn die Menschheit zur Verblödung verurtheilt ist, dann liegt mir auch herzlich wenig an ihrer Ächtung, und dann ist es mir auch gleich, welche Dummheiten und Albernheiten sie mir zumuthet. — Außerdem sind aber auch 500 Jahre ein langer Zeitraum; der Mensch hat über das Sterben \*) Ich trat in das „Journal des Savants“ im Jahre 1873. Der festgesetzte Gehalt beträgt 500 Francs.

52 Erneste Renan,

/«och sc> kindliche Begriffe, daß er sich weniger todtkrank vorkommt in dem Augenblick, wo man ihn begrüßt, als 509 Jahre später. Es liegt uns weit weniger daran, was man nach Ablauf einiger Jahrhunderte von uns sagen und denken wird, als vielmehr an der Meinung, welche man von uns an unserem Begräbnistage hat, beinahe scheint es, als ob wir uns an jenem Tage noch lebendig, gleichsam nur als den eingeschlummerten Helden des Festes dünkten. Ach Gott, wie kindisch sind wir doch, wir kleinen Menschen.

Ich glaube, an einer anderen Stelle schon erzählt zu haben, das; ein frommes Mädchen aus der Gegend von Nantes, welche augenscheinlich glaubt, daß ich nur in Saus und Braus lebe, alle Tage die Worte an mich schrieb: „Es giebt eine Hölle“. Gutes Mädchen, ich danke Dir für Deine wohlmeinende Absicht, aber Du schreckst mich nicht so sehr, als Du glaubst. Ich wünschte, es wäre sicher, daß es eine Hölle giebt, denn besser die Hoffnung auf eine Hölle, als die Aussicht auf ein Nichts.

Glauben doch viele Theologen, daß es für die Verdammten besser sei, weiter fortzuleben, als zu sein aufzuhören, und halten diese Unglücklichen sogar für mehr als eines frommen Gedankens fähig. Ich für meinen Theil denke mir, da«, wenn auch der Ewige mir zuerst diesen unheimlichen Ort als Wohnstätte bestimmt haben sollte, ich mich doch durch eine gewisse List herauszuschmuggeln verstände. Meine an den Schöpfer gerichteten Bittgesuche müßten ihn« schließlich doch ein Lächeln entlocken, und ich würde ihm auf so feine und schlaue Art auseinanderzusetzen suchen, daß ich doch eigentlich nur durch seine Schuld verdammt bin, daß er um eine Antwort verlegen wäre. Wer weiß, ob er mir nicht dann doch einen Zutritt in sein heiliges Paradies, wo es übrigens sehr langweilig hergehen soll, verschaffen würde. Von Zeit zu Zeit läßt er deshalb auch Satan, den Spötter, unter den mindern Gottes erscheinen, um die ganze Gesellschaft ein wenig aufzuheitern.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so würde mir, wie ich schon angedeutet, nicht die Hölle, sondern mit Fug und Recht das Fegefeuer als ein viel besseres Loos erscheinen, wenigstens als ein zwar melancholischer, aber doch dabei reizender Ort, wo Diejenigen, die irgend eine Vesserungsstrafe zu verbüßen haben, sehr gut aufgehoben sein würden. Ich stelle mir das Fegefeuer wie einen ungeheuer großen, mit dunklen Hagebuchen dicht besetzten und nur von einem Polarlicht erhellten Park vor, wo die auf Erden begonnenen Liebschaften und zarten Verhältnisse vis zur vollständigen Aetherisation geklärt und geläutert werden. Was für reizende Romane müßten da ihren Abschluß finden, und wie wohl und gemüthlich müßte es sich darin leben lassen, schon in Anbetracht dessen, daß von dem Paradiese so wenig Anziehungskraft ausgeht. Das Einzige, was ich zuweilen an diesem meinem Lieblingsort zu bemängeln hätte, wäre seine Einförmigkeit. Könnte man denn darin einen Ortswechsel unternehmen, wenn man, — man ist doch nur

cm Mens6) — seines Nachbars oder seiner Nachbarin überdrüssig geworden?

Die Versetzungen von Planeten zu Planeten würden sehr nach weinen« Geschmack sein, aber ob sie den Beifall der frommen, alten Weiber hätten, die, wie wcm sagt, die große Mehrheit der Auserwählten bilden, das ist doch noch sehr zu bezweifeln. So geschehe also Gottes Wille.

Bei meiner ersten Reise nach Syrien genoß ich die Gastfreundschaft in einem echt patriarchalischen Hause des Libanon, in welchem ein alter Pater von selten tiefer Frömmigkeit wohnte, der mich ganz in sein Herz schloß und mich aufrichtig liebte. Als „das Leben Jesu“ erschien, hörte er so viel verurteilende Predigten über mich, daß er von Zweifeln beschlichen wurde. In seinen Skrupeln wendete er sich an seinen Sohn Dominique, der in die französischen Verhältnisse besser eingeweiht war, weil er mich immer auf meinen Reisen begleitet hatte. „Sage mir, mein lieber Sohn, welches große Vergehen hat denn M. Renan begangen? Gehen wir sie doch einmal der Reihe nach, also von Anfang an, durch. Unter den heiligen Dingen, an welche man vor allen anderen glauben muß, da steht zuerst oben «n Gott, der Vater. Nun, glaubt er denn an Gott, den Vater?“ „Gewiß, gewiß,“ entgegnete ihm Dominique. „Gerade in dieser Hinsicht ist sein Glaube felsenfest, über jeden Zweifel erhaben.“ „Aber weißt Du, mein Sohn, daß das eigentlich an und für sich schon viel, sehr viel ist?“ antwortete der Greis. „Also geben wir doch den Glauben an Gott, den Vater, nicht auf und leugnen wir doch nicht ganz die Möglichkeit an ein letztes, jüngstes Gericht. Sind wir auch selbst vielleicht nie in einer jener tragischen Lagen gewesen, in denen Gott gewissermaßen der einzige Vertraute, der letzte rettende Tröster ist, so denken wir doch an das Schicksal eines reinen, keuschen, aber ungerecht angeklagten Weibes, an das unschuldige Opfer eines nicht wieder gut zu machenden Lustizvergehens, versetzen wir uns in die Seele eines Mannes, der sein Leben dahingiebt für eine Bethätigung selbstloser Menschenliebe oder in die eines Weisen, der von zuchtlosen Söldlingen dahingemordet wird; welcher Trost bleibt diesen Unglücklichen, wenn nicht der, daß sie ihre Augen zum Himmel erheben, um dort den einzigen wahren Zeugen ihrer Unschuld zu suchen? Selbst bei dem friedlichsten zurückgezogensten Stillleben, von welchem große und ernste Prüfungen ausgeschlossen sind, wie oft fühlen wir auch da das unabweisbare Bedürfnis, an eine höhere, lautere Wahrhaftigkeit zu appellieren und ihr zuzurufen: „Rede, rede, enthülle Dich mir.“ Vielleicht sind Augenblicke dieser Art unsere edelsten und wahrsten, obgleich es noch nie dagewesen und nirgends ein Beweis dafür zu erfinden, daß unfer heißes Gebet, unser inbrünstiges Mfen bis irgendwohin gedrungen und einen Widerhall gefunden. Als Nimrod seine Pfeile gen Himmel schleuderte, kehrten sie blutig von dort zu ihm zurück, und noch nie haben wir nach Wahrheit schmachtenden Menschen von droben eine Antwort empfangen. Herr, Du »nein Gott, zu dem wir in Anbetung cmzfufchauen uns nicht entrathen können, zu dem wir unzählige

5H «Lrnete Renan.

Mal des Tages flehen, ohne das; wir uns dessen bewußt werden. Du bist in Wahrheit ein allgegenwärtiger, aber ein verborgener Gott."

Ich wünschte von Herzen, daß dieser Band dem Leser nur einen kleinen Theil der Freude brächte, welche ich empfunden, zur Zeit, als ich ihn verfaßte und zusammenstellte. Er ergänzt meine „Erinnerungen“, und dieselben bilden einen sehr wesentlichen Theil meiner literarischen Arbeit überhaupt, deuu ob sie nun mein Ansehen als philosophischer Denker vermehren oder vermindern, sicher ist es doch, daß sie den Ursprung meines Denkens, meiner richtigen sowohl als falschen Urtheile klarlegen. Meine Mutter, an deren Seite ich ein so bescheidenes Leben geführt, die stundenlang, wenn ich arbeitete, bei mir saß, und die ich, wenn ich einen Augenblick pausirte, uou Zeit zu Zeit immer wieder zu fragen pflegte: „Mama, bist Du noch mit mir zufrieden?“ meine kleinen Kindheitsgespielinnen, die mich mit ihrer bescheidenen Anmth so sehr entzückten, meine so vornehm und lauter denkende Schwester Henriette, welche, obgleich erst zwanzig Jahre alt, schon im Stande war, mich in die Bahnen höherer Einsicht zu lenken, und von deren zarter Hand geleitet, ich eine der schwierigsten Uebergangsperiodeu meines Lebens überschritt, all diese theuren Wesen haben den Anfang meines Lebens mit einer Atmosphäre umduftet, deren letzter Hauch erst mit meinen: Tode verwehen wird. Eine Erklärung all meiner Eigenschaften und all meiner Fehler kann nur Derjenige finden, der da weiß, daß meine Erziehung in der Hand der Priester und der Frauen gelegen. In der Bretagne stehen die Frauen geistig über deu Männern, oft müssen diese sich von jenen einen Verweis, ja, eine noch schlimmere, als sich ihres Uebergewichts bewußte Behandlung gefallen lassen. Das rührt theilweise von der großen Gewalt her, welche in früheren Zeiten die Priester über die Laien ausübten; es kam wohl vor, (in allen Ehren natürlich), daß die Frauen ihren Pfarrer bei Weitem mehr liebten, als ihre eigenen Männer. — Daß ich nur mit einer gewissen Unbeholfenheit mit denjenigen Menfchen zu verkehren verstehe, welche sich nicht ausschließlich mit geistigen oder moralischen Dingen befassen, rührt von der Geringschätzung her, welche mir meine Lehrer von Kindheit auf für die Laien eingeflößt haben. So wird man mich wohl verstehen, wenn ich behaupte, daß mein linkisches Wesen in der Behandlung weltlicher Angelegenheiten theils in dem Priesterhochmuth, theils in der weiblichen Ueberhebung ihren Ursprung hat. In meiner ganzen Empfindungsweise will mir scheinen, bin ich zu mehr als drei Viertheilen Frau.

Auch weiß ich nicht, ob es Andern ebenso gehen mag, als mir: mich hat mein ganzes Leben hindurch die Erinnerung an jene Mädchenköpfe umschwebt, mit welcheu ich mit 16 Jahren verkehrte; deshalb kehre ich so gern und unermüdlich immer wieder zu diesen alten, beinahe erloschenen Bildern aus früher Vergangenheit zurück. Habe ich vielleicht darin etwas zu viel gethnu, so hat mich nur die Nachsicht, welche das Publikum für meine „Kindheitserinnerungen“ an den Tag gelegt, dazu verleitet. Trotzdem muß



ich gestehen, daß ein bißchen Weltklugheit wohl auch dahinter steckt: in sehr vielen Dingen, dünkt mir, wissen die in der Welt Erfahrenen mit ihrem schlichten, nur scheinbar oberflächlichen, aber gesunden Menschenverstand besser Bescheid, als die „Schulklugen“. Sie haben einen klareren Einblick in das Gefüge, in die lebendigen Theile des Ganzen. Selten nur hat sich ein großer, tiefer Denker mit der „Liebe“ beschäftigt, und doch beharre ich in meinem Glauben, daß „die Liebe“ das wunderbarste Geheimnis?, aber auch der schlagendste Beweis ist für unseren Zusammenhang mit dem Weltenall. Wenn ich auf diesen Punkt zu reden komme, dann fließt mir der Mund über, und immer von Neuem werde ich davon fortgerissen, mich über ein Thema auszulassen, über welches ich schon so oft erschöpfende Aeußerungen gethan zu haben glaube.

„Aber wie kann man denn,“ wird man mir entgegen, „von einem Gegenstande nicht aufhören zu reden, den man eigentlich so wenig kennt?“ O gemacht, gemacht. Dagegen muß ich denn doch einen Einspruch erheben. In diesen zarten Angelegenheiten kann gerade derjenige keinen Ausschlag geben, der ein zu erfahrener Kenner ist. Die rührendste Wundergeschichte aus dem Mittelalter erzählt uns Gcmthier de Eoinci von einem armen Teufel aus Laon, der das größte der Martyrien erlitt, weil er sein Keuschheitsgelübde nicht brechen wollte. Eines Tages, an dem er mehr als je von Versuchungen besessen war, entschlummerte er unter heißen, brennenden Thronen. Da erschien ihm die heilige Jungfrau während feines Schlafes, reichte ihm ihre Mutterbrust, so nahe, daß es seinen Lippen, sie zu berühren und ihre süße Kost einzusaugen, gestattet war. Diese himmlische Speise befriedigte und heilte ihn für immer; nach einem solchen Liebestraume wurde es ihm nicht schwer, für den ganzen Rest feines Lebens die Wirklichkeit zu entbehren.

Der Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts, welche von derjenigen des Mittelalters schon so sehr verschieden, lag eine ähnliche Empfindung zu Grunde, und Arnauld in seinem Buche von dem „häusigen Abendmahlsgebrauch“ war wohl in seinem Recht. Die Ianssnisten glaubten sehr folgerichtig, daß der zu häusige Gebrauch des Abendmahls das Bedürfniß danach schwächt und die innere Befriedigung daran vermindert. Dasselbe könnte man wohl von der Liebe sagen. Diejenigen, die ihr am meisten das Wort reden, haben sie am wenigsten gemäßbraucht und sehen in ihr vielmehr einen geweihten, religiösen Akt. Ja, w?hl ist die Liebe ein frommes, gottgefälliges Thun, ein heiliger Augenblick, in welchen» der Mensch sich über seine gewohnte Mittelmäßigkeit erhebt, in welchen» er sein tiefes Sehnen nach Freude, Genuß, Seligkeit und nach einer höheren Uebereinstimmung bis auf den Höhepunkt sich steigern fühlt und zu gleicher Zeit den dauernden Bestand alles Lebens sichert. Liebe, du süße und rührende Perirrung, du bist ebenso ewig wie die Religion, du bist der beste Beweis für das Dasein Gottes, du bist das Band, an dem wir an dem Herzen der Natur hängen, wie der Kindeskeim

56 Lrnefte Renan.

im Tchoße der Mutter: „Du bist unser wahrer Zusammenhang mit der Ewigkeit!“

„Himmlicher Vater, ich danke Dir für das Leben, das Du mir gegeben. Von Kindheit auf von den selten vortrefflichen Wesen umgeben, welche in mir nie den leisesten Zweifel an Deinen« reinen Wollen, an Deinen lautern Absichten haben aufkommen lassen, ist mir dieses Leben süß und köstlich gewesen. Ich war nie ohne Fehl und habe wie alle Menschen gesündigt; aber was auch diejenigen nur nachsagen, die sich „Priester“ nennen, eine wirklich schlechte Handlung habe ich niemals begangen. Ich habe die Wahrheit über Alles geliebt, und ihr habe ich manches zum Opfer gebracht. Immer habe ich gefleht, daß endlich „Dein Reich“ komme, himmlischer Vater, und daß es einst kommt, daran glaube ich noch felfenfest. Wohl ist mein früherer Glaube in Trümmer gesunken, aber anstatt zu jammern und Dir zu zürnen, habe ich es vorgezogen, ini Unglück nicht zu verzagen. Wie feige wäre mein Jammern, wie sinnlos albern meine Empörung gegen Dich gewesen!“

Die Gresteia des Aeschylus und das Tragische.

von

Alfr. «ehr. NMcher.

- Veilin. —

I.

Die Erkenntnis; des Tragischen, der echten Tragödie, hat nach dem ruhmvollen Vorgange des Aristoteles alle hervorragenden II Geister der Dichtkunst und Aesthetik anhaltend beschäftigt. Das, zu irgend einer Zeit eine maßgebende überzeugende Anschauung vom Wesen des Tragischen geherrscht hätte, kann nimmermehr behauptet werden. Vielleicht hat hier die Autorität des großen Peripatetikers übel eingewirkt: denn die Einsicht dürfte sich doch immer größere Geltung verschaffen, daß die weltbekannte Definition, die Aristoteles von der Tragödie aufstellte, außerordentlich überschätzt worden ist. Um es nur kurz zu sagen — die aristotelische Theorie mit ihrer „Furcht“ und ihrem „Mitleid“ als Wesenheiten der Tragödie giebt statt des wirklichen Tragödienbegriffes nur eine Folgerung, wie sie der dem echten Grundwesen des Tragischen einwohnende Begriff im Geleite hat. Was eine Tragödie unter anderen seelischen Dingen in uns erzeugt, das erfahren wir aus der Definition des Stagiriten, doch nimmermehr, worin der Kern und Grund einer derartigen Kunstschöpfung beruht. Unsere Zeit scheint nun vollends keine irgendwie klare Vorstellung vom Wesen des Tragischen zu besitzen: denn sonst würden sich doch nicht so viele schier unqualificirbare dramatische Erzeugnisse als Trauerspiele im ästhetischen Sinne vorführen und auch nicht von sehr vielen denkenden (?) Menschen als solche angesehen werden. —

Hat sich einmal auf irgend einem Gebiete des menschlichen Geistes eine entschiedene Begriffsverwirrung herausgestellt, so erweist sich ein Zurückgehe«, Zurückschallen auf die anerkannten klassischen Grundpfeiler solcher Eultur-

58 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

gebiete stets als heilkräftig und darum nothwendig. Ist etwa im religiösen Leben der Völker eine Stagnation oder eine Verwirrung eingetreten, so werden die maßgebenden Culturvölker jedenfalls aus ihrem Urquell religiösen Geistes, aus der Bibel neue Aufklärung, neue Errettung und Erlösung suchen und sicherlich auch finden, so lange es eine religionsbedürftige Menschheit geben wird. Eine von der Aureole des Religiösen umstrahlte Richtung des menschlichen Geistes ist ja auch die Tragödie. Die berühmten, nicht genugsam zu preisenden Urväter der tragischen Dichtung sind und bleiben für uns die Hellenen. Darum erscheint es bei dem tatsächlich vorhandenen Nothstande in der Erkenntnis? und in den Erzeugnissen der Tragödie durchaus geboten, auf jene Vorfahren der tragischen Kunst zurückzuschauen, und in erster Reihe auf den Vater der echten Tragödie selbst, auf Aeschylos, des Enkhorion herrlichen Sohn.

Aeschylos ist auch der einzige griechische Tragiker, von dem uns eine Trilogie erhalten ist. Diese einzige Trilogie des klassischen Alterthums in die Oresteia mit ihren drei Einzelwerken: Agamemnon, die Eoöphoren und die Eumeniden.

Es soll nun der Versuch unternommen werden, darzustellen, wie die Composition dieser Trilogie das wirkliche, echte Wesen des Tragischen zur Erscheinung bringt.

Da stellt sich vor allen Dingen die Nothwendigkeit heraus, daß gesagt wird, was das Tragische sei. Hinsichtlich der erforderlichen Erklärung vom Wesen des Tragischen werde ich zum Theil nur kurz wiederholen können, was ich darüber bereits früher geschrieben und veröffentlicht habe\*, als ich über den „gefesselten Prometheus“ des Aeschylos sprach.

Die Summe der anerkannt besten Tragödien aller Zeiten und aller Völker verschafft die Erkenntnis; das; das Tragische ganz allgemein überall zum Vorschein kommt, wo eine besonders willenskräftige Menschennatur mit leidenschaftlichster Eifer bestrebt ist, ihrer specifischen Sinnen- und Gedankenwelt durchaus Geltung zu verschaffen. Der so geartete Menscheng Geist wird und muß auf Mächte und Gewalten stoßen, welche ihre eigene, anders geartete Gedankenwelt besitzen, die denn auch ganz anders geartete Handlungen bedingt. Der Zusammenstoß wird unvermeidlich. Der wahrhaft tragische Mensch gleicht einem Felsen, der auf andere Felsen stößt. Eigenmacht kämpft gegen Eigenmacht; den endlichen Sieg behauptet diejenige Gewalt, welcher größere Festigkeit und Unerschütterlichkeit innewohnt. Nur in Wahrheit gefestete, eiserne Charaktere eignen sich zum tragischen Helden: alle sogenannten weich geschaffenen Seelen sind dazu untauglich, da sie wohl Mitleid, aber keine Bewunderung oder Staunen erwecken können. Das

\*) Vcrgl. meine Abhandlung: „Die Tragödien des Aeschylos und die moderne Bühne“ in der „Deutschen Bühnengewerkschaft, officielles Organ der Gewerkschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“. Nr. 31, 52 vom Jahre 1889 und Nr. 1 vom Jahre 1890.

Die Viestei» des Aeschylus und das Tragische. 59

Wesen absoluter Naturnothwendigkeit muß aus allen echten tragischen Handlungen hervorleuchten; der Zufall hat nichts mit der wirklichen Tragödie zu schaffen. — Das Tragische kann sich nun nach zwei Hauptrichtungen offenbar machen. Der leidenschaftlich willensvolle Mensch kann sein eigenes äußeres Ich auf Kosten der Mitmenschen ungebührlich betonen, so daß diese in unverdienter Weise mit Unrecht leiden müssen. Der von einer derartigen Leidenschaft ergriffene Willensmensch kann jedoch nicht davon loskommen, er muß — einen, Dämon folgend — sein lediglich egoistisches Ziel zu erreichen trachten. Das würde der subjectiv tragische Mensch sein, der — je nachdem die Leidenschaft mehr oder weniger unedel sein kann — wohl auch der unedel Tragische genannt werden könnte; wie etwa ein Macbeth, ein Richard III., eine Medea, ein Nero, eine Agrippina und andere ähnliche Phänomene im Gebiete des Tragischen.

Anders der im höheren und höchsten Sinne des Wortes tragische Mensch, die objective tragische Persönlichkeit. Hier tritt uns ein Menschengeist entgegen, der bei außerordentlicher Thatkraft mit Leidenschaft nur dem Edlen, Guten, Selbstlosen in der Welt ergeben ist. Daß der Gute, Reine, Gerechte in der Erdenwelt zur Herrschaft gelange, das ist seine feuerbeseelte Leidenschaft, um deren willen er leidet und sich schließlich ganz hinopfert. In höchstem Maße repräsentiren ein solch edel Tragisches Persönlichkeiten wie Sokrates, Christus. Läßt man Letzteren als höchste tragische Erscheinung überhaupt gelten, so hätte man wohl ein Recht, all solche Tragödien mit Helden, die sich aus Liebe zur Menschheit aufopfern, christartige oder christgeistige Tragödien zu nennen. Auch diese Helden leiden persönlich, weil sie ja ihr persönliches Bewußtsein behalten müssen, aber durch den steten, liebevollen Hinblick auf die Anderen, auf das Ganze, Allgemeine, durch das völlige Heraustreten aus sich selbst wird ihr tragisches Leiden objectiv und gewinnt dadurch die allerhöchste Weihe, die uns durch die Macht genialer Intuition belehrt, wie das Irdische auf ein Transcendentales, auf ein Jenseitiges hinweist. In der vorchristlichen Welt giebt es in diesem Sinne keine erhabneren christgeistigen oder messianischen tragischen Charaktere als den Prometheus, wie ihn Aeschylus, und als Antigone, wie ihn Sophokles verewigt hat.

Fast überflüssig darf nun noch die Bemerkung erscheinen, daß nur Menschen mit ungetrübtem Verstande, Menschen, die im Besitze gesunder Vernunftthätigkeit sind, zur Folie einer Tragödie dienen können. Denn alles Tragische hat es schließlich mit Schuld und Sühne zu thun; schuldig wird der Mensch nur durch sein moralisches Verhalten. Die Verletzung des Sittengesetzes in uns schürzt allein den tragischen Knoten, lind wie im politischen Leben jede Verantwortlichkeit des Menschen aufhört, sobald seine Gehirnfunktionen in Unordnung gerathen sind, also auch auf dem Felde der Tragödie. Wo einmal die Herrschaft über den Verstand aufhört, da hört alle moralische Verantwortlichkeit auf, also auch jede tragische oder drama-

60 Alfi. thr. «crrllschei in Verlin.

tische Schuld überhaupt. Es versteht sich aber von selbst, daß; geistige Um-  
nachtung als Folge echter tragischer Leiden auf der tragischen Bühne wohl,  
an: Platze sein kann. Hierfür sprechen ja genügend tragische Namen wie  
Ophelia, Lady Macbeth, König Lear, Gretchen und Andere mehr.

Und nunmehr können wir uns zur Oresteia selbst wenden.

II.

Aeschylos befand sich bereits am Abend seines schaffensreichen Daseins,  
als er seine tragische Tetralogie (Didaskalie) Oresteia schuf und mich zur  
Aufführung brachte.

Unser Dichter lebte bekanntlich von 525—456 v. Chr. Und im zweiten  
Jahre der 80. Olympiade (458 u. Chr.), zwei Jahre vor des Dichters  
Tode, unter dem Archon Philokles erlebte die Oresteia ihre erste Aufführung  
in Athen und errang dem mannigfach geprüften Dichter einen glanzvollen  
Sieg. Die Choregie beitrug Xcnokleö aus Avhidnä. Ob Aeschylos die  
Aufführung dieser Didaskalie in Athen selbst geleitet hatte, bleibt zweifelhaft.  
Wenn er darum wieder seinen Wohnsitz von Athen nach Sicilien verlegt  
haben sollte, so konnte ihn Athen trotz des großen Oresteia-Triumphes doch  
nicht langa gefesselt haben, denn Aeschylos starb nicht lange darnach (456)  
in Gel« auf Siciliu.

Diese ganze tragische Didaskalie war freilich eine Tetralogie, die außer  
den bereits genannten drei Dramen (Agamemnon, ChoLphoren und Eume-  
niden) noch das Satyrdrama „Proteus" umfaßte, welches nicht auf uns  
gekommen ist. Durchaus berechtigt erscheint jedoch die Annahme derjenigen  
Kritiker, Uebersetzer und Commentatoren des Aeschylos, wonach auch im  
„Proteus" ein logischer Zusammenhang mit anderen Stücken der „Oresteia"  
vorwaltend war. Hier sei nur auf die einleuchtende Auseinandersetzung  
hingewiesen, die Johann Gustav Dropsen in seiner Aeschylosübersetzung  
bei der Oresteia vorträgt (4. Auflage Berlin 1884: Proteus, Satyrspiel,  
p. 145—150).

Hat nun auch der verloren gegangene Proteus wohl mit der Fabel  
des Ganzen mancherlei zu schaffen, so doch jedenfalls nichts mit dem Wesen  
des Tragischen, wie es die drei Haupttheile der Oresteia durchzieht, also  
die eigentliche Orestes-Trilogie.

Es ist für diese ganze erhabene Dichtung außerordentlich bezeichnend,  
daß sie ihren Gesamtnamen nicht vom Helden Agamemnon, auch nicht von  
seiner Gattin Klytaimnestra erhalten hat, sondern allein von deren Solme  
Orestes, wie ja auch schon Dichter der klassischen Zeit des Aeschylos letzte  
Didaskalie kurzweg die Oresteia benennen, so z. V. Aristophanes.

In Wahrheit haben wir es auch in der Oresteia nur mit einer einzigen  
großartigen Tragödie zu thun, deren Hauptheld Orestes ist, obgleich dieser  
im ersten großen Theile des Werkes gar nicht auftritt. Das umfangreiche  
erste Drama der Trilogie, Agamemnon, stellt nns, genau genommen, nur

Die Vresteia des Aeschylos und das Tragische. 61.

die ergreifende Exposition dar, um das tragische Leiden, Kämpfen und Sühnen der tragischen Hauptpersönlichkeit Orestes begreiflich zu machen. Mit diesem ersten Drama der Oresteia empfängt man jedoch, wenn man will, als Parergon eine Nebentragödie, die man Klytaimnestra nennendarf. — Machen wir uns an der Hand der Dichtung zunächst den Gang der mannigfachen Schuldverflechtungen klar.

Der Fluch, der auf dem Hause der Pelopiden oder noch weiter hinauf gerechnet, auf den Geschlechtern des Tantalos ruht, darf uns nicht kümmern, wenn wir die tragische Schuld eines Menschen erörtern wollen. Wir haben allein den einzelnen Menschen an und für sich unter dem Gesichtspunkte des in Jedem gepflanzten Moralgesetzes zu beleuchten, wonach jeder Mensch unbekümmert um Tugenden und Laster der Vorfahren ganz allein für sein Thun und Lassen verantwortlich ist. Und ein solcher, einzig richtiger tragödiurgischer Standpunkt leuchtet auch aus allen echten tragischen Erzeugnissen des Aeschylos hervor. So auch hier bereits im Erpositions-drama Agamemnon.

Der ruhmreiche Griechenfeldherr Agamemnon hat auf dem Zuge nach Troja, im Hafen Aulis, eine schwere Schuld auf sein Gemissen geladen. Das Schicksal legte ihm die schwere Gewissensfrage auf, ob sein Feldherrn-ruhm über die Leiche seines eigenen Kindes Iphigeneia mit seinem Willen hinweggehen dürfe oder nicht. Der ruhmsüchtige Vater willigte nach manchen Seelenkämpfen ein, die eigene Tochter hinzuopfern. Das Sittengesetz in ihm hätte gebieten müssen: du mutzt dich deiner Oberfeldherrnwürde begeben, da diese nur mit dem Tode deiner und Klytaimnestras Tochter erkaufte werden konnte.

In diesem Sinne spricht sich denn auch Aeschylos aus. Seinen göttlich lichtenden Dichtergeist verkündet — wie fast immer — so auch in dieser Schuldfrage der Ehor. Da heißt es in der dritten Gegenstrophe (Vers 11ff. nach Donners Uebersetzung):

2a sprach er also, der ält'ic tzeerfürst:

Ein hartes Loos ist es, nicht zu folgen,

Ein hartes, soll ich schlachten

Mein Kind, des Hauses Kleinod,

Und beim Mar die Väterhand hier

Ruchlos in's Herzblut der Tochter tauchen,

Was bleibt da frei von Leid?

Heb' ich Verrath am Heere?

Täusch' ich die Kampfgenossen?

Daß sie das windstillende Sühnopfer, das jungfräuliche Blut,

Fordern in zornglühender Gier, recht ist's: führ' es zum Heile!

Vierte Strophe.

Jetzt, als er aufnahm das Joch des Zwanges

Und Sinneswanolung im Vusen hauchte,

Gottlose, schnöd unheilige,

Ergriff er tollkühn das kecke Wagnis.

62 Alfi. Chr. «alischer in Verlin.

Denn dreist in Unthat verlockt die Menschen

Unsel'ger Wahnsinn, des Fluches Quelle.

So trug ci's denn, sein Kind schlachten zu seh'n.

Dem frauenraubächenden Krieg zum Schutze,

Als Vorovfcr des Seezugs u. s. w.

Besonders erst mit diesen Worten:

Denn dreist in Unthat verlockt die Menschen

Unsel'ger Wahnsinn, des Fluches Quelle\*).

verkündet des Dichters Mund das Schuldig über Agamemnon und läßt

damit ein Milderungsmotiv für die unvergleichlich größere Schuld der

Klytaimnestra durchblicken. — In guter Crkenntniß des Tragischen läßt

Aeschylos hier die günstige Wendung des Geschickes der von ihren, eigenen

Vater zum Opfertode bestimmten Jungfrau unberührt. Der Chor berichtet

nun vou allen Zurüstungen zum Opfer durch den Priester Kalchas bis zur

schrecklichen Entscheidung. Dann singt der Chor (Vers 230ff.):

Was dann geschah, sah ich nicht, sag' ich nicht.

Doch Kalchas' Wort bleibt nicht unvollendet. —

Der Dichter predigt so indirect die ewige Lehre, daß in allen mensch-

lichen Handlungen die Gesinnung, die Willensbeschaffenheit das Wesentliche

bleibt. Genug also: Agamemnon war bereit, sein Kind für seinen Ruhm

preiszugeben: an ihrer wunderbaren Rettung hat seine eigene verantwortliche

Seele keinen Antheil. Die Schuld bleibt also an ihm bestehen und muß

böse Früchte zeitigen. Und noch vielfältig verkündet des Dichters Seber-

mund ähnliche Weisheit — sei es, daß er von Sünden des Atridenham'es

oder von denen des Priamidenhauses spricht — überall bleibt diese Lehre

bestehen (Vers 439ff; Chor):

Wer durch Frevel glücklich ward.

Den stürzt zuletzt der Eumeniden

Schwarze Schaar in Nacht hinab,

Sein Glück zertrümmernd; ohne Macht

Wohnt er im Dunkel — bei den Todtcn.

Der sieggekrünte Agamemnon, der Bezwinger Ilions, kehrt nun glücklich

heim. Seine Gattin Klytaimnestra, die ihn seit der Opferung der Iphigeneia

aus tiefstem Grunde des Herzens haßt, bat sich inzwischen innerlich gänzlich

von ihm losgelost und pflegt im Geheimen Liebe mit ihrem Vetter Aigisthos,

dem Sohne des von den Ätriden getödteten Dhyestes. Der Dichter führt

uns in Klytaimnestra eine Ehebrecherin vor, die mit der Untreue kein ge-

ringes Maß vou Frechheit verbindet. Dem Herold, der die Rückkehr des

gepriesenen Helden vermeldet, ruft sie untrr Anderem die lügnerisch ver-

messenen Worte entgegen (V. 579ff.):

iÄ.c«'/n 7i»5«>.5,i« ^<ui?^/<,<»v (Ed. Kirchhofs, v. 2U!)—210).

In genauer Uebm'etzung würden diese Verse lauten:

„Verwegen macht die Menschen stets der Wahn,

Unheilvoll, trügerisch, der Leiden Grundkeim.“



Vie Viesteia de« Aeschylos und das Tragische. 63

Melde meinem Herrn:

Er möge schleunig kommen, hcmcrsehnt der Stadt:

Zu Hause find' er sein Gemahl, so treu, wie einst

Er sie verlassen, als des Hauses Wächterin

Dem Gatten holdcrgcben, Äosgesinutcn feind,

Und sonst sich gleich in Allem, wie sie nimmer auch

Ein Siegel ihm erbrochen in der langen Zeit.

Verkehr mit anderen Männern und befleckter Ruf

Sind mir so fremd, als Wunden, die das Schwert mir schlug.

Auch dein arglosen — im übrigen milden und frommen — Gemabl

gegenüber seht Klytaimnestra ihr gleißnerifches, heuchlerisches Wesen fort. —

Nur in Folge banger Träume, trüber Ahnungen null sie den einzigen Sohn,

den Orestes, zu seinem eigenen Heile zum Gastfreunde StrophioS nach

Phokis gesendet haben:

„Deswegen steht der Knabe nicht zur Seite mir,

Orestes, mein und Deiner Liebe theurcs Pfand,

Wie's wohl geziemte: wund're Dich darüber nicht" (V. 885—837).

Purpurdecken und allerlei sonstige verschwenderische Pracht hat die

mordlustige Klytaimnestra vor dem triumphirenden Helden Herrichten lassen,

um den Arglosen auf Nofenpfaden den Weg zum schwarze» Tode wandeln

zu lassen. Der bescheidene Sinn des Herrschers will all solchen Prunk von

sich werfen und lehrt uus <V. 884 ff.>:

Auch ohne Purpurdecken und getünchte Pracht

Schallt laut der Nachruhm, und ein arglos weiser Sinn

Ist höchste Gottesgabe. Selig preist den Mann,

Der still in wonnereichem Glück sein Leben schloß!

Wenn Alles so mir glückte, war' ick, wohlgemuth."

Schließlich gesellt klytaimnestra zu aller Lüge und Heuchelei noch

wahren Götterhohn, indem sie den in den todbringenden Palast abgehenden

Agamemnon mit den Worten verabschiedet (V. 931—93^):

Zeus, Zeus, Vollender, mein Gebet vollende Du,

Und was Du willst vollenden, sei Dir heimgestellt!

Tic trüben Ahnungen des Chores gewinnen durch die Königstochter

Kassandra, eine dem Agamemnon mitfolgende Siessesbeute, neue Nahrung.

Der heimtückifchen, eifertigen klytaimnestm will es freilich nicht gelingen,

der Seherin Lippen zu lösen; die Mordlust läßt der Königin leine Rast;

in verhängmßvoller Zweideutigkeit ruft sie es aus (V. 1W3 ff.):

Nicht länger Hab' ich Muße, vor der Thüre hier

Zu weilen; denn in Hauses Mitte steh'n am Herd

Die Lämmer schon zum Feuerovier uns bereit.

Nachdem wir solches Festes Lust nicht mehr gehofft.

Wie nun Cassandra mit dem Chore allein ist, da öffnet sie den Mund

und entrollt in ergreifenden Reden das Geheimnis; ihres leidvollen

Prophetendaseins. Die ganze große >tassandra-Scene ist als Episode zu

betrachten, als ein dramaturgisches Mittel, den Charakter der Klytaimnestra

Heller und greller zu beleuchten. Denn so sehr wußte diese vor allen

N«lb und Ciid, I.XV. I»3. 5

6H ^- Alfr. thr. «alischer in Verlin,  
Großen des Reiches ihr sündhaftes Treiben und ihren tödlichen Haß gegen  
den Gatten zu verbergen, daß der Chor der lebenserfahrenen Greise nach  
immer keine Ahnung von ihren Mordplänen gewinnt, obwohl die Seelen-  
schauerin Cassandra den bevorstehenden Mord des Herrschers in immer  
deutlicheren Nildern und Zügen vorausschildert. So ruft die Seherin aus  
(Vers 1073 ff.):

Ach, ach! O schau, o sckau! Halte die Färse doch  
Vom Stiere fem! Sie hüllt ihn

In Schleier, stöszt mit schwaizgehöruter Wehr nach ihm,  
Und trifft: er sinkt in des Gefäßes Fluth!

Ja, von der Mördeiwannc gausem Trug red' ich Euch!

Im weiteren Strome ihrer prophetischen Begeisterung weiß Cassandra  
vor den erstauuten Greisen alle Greuel des Tantalidengeschlechtes zu ent-  
hüllen, und doch bleibt ihr Sinn vor dem nahenden Verhängnis; verschlossen.  
Der Götterfluch, dein Cassandra vor allen Sehern unterworfen ist, macht  
sich auch hier in vollem Maße geltend, die Greise fassen ihrer dunklen Rede  
Sinn nimmermehr ^ und wie sie das Entsetzliche deutlich bezeichnet hören,  
da glauben sie der Seherin nickt und thun auch nichts, um das scheußliche  
Uuheil vou ihres Königs Haupte abzuwenden. — Immer deutlicher spricht  
die seelenkundige Cassandra (V. 1185 ff.):

Wie sie hell aufjubelte,

Tic AUverwanc, wie im Siegcsruf der Schlacht!

Sie heuchelt Freude, das, er glücklich heimgekehrt! —

Und ob man mir auch Glauben hier versage — sei's!

Sie naht, die Zukunft. Zeuge wirst Tu selbst sofort.

Und nennst mich jammernd allzuwahre Seherin.

Der Chorführer.

Was Du verkündest von Thnestes' gausem Mahl,

Versteh' ich, und mich schaudert und mich saht ein Schreck,

Zu schau'n der Wahrheit treffend nachgeschaff'nes Bild.

Das Andre hörend stürz' ich fort auf irre Bahn.

Kassandra.

Agamemnon, sag' ich, wirst Tu morgcu sterben seh'n.

Ter Chorführer.

Gebiete Deinem Frevclmund, Unselige! —

Und je fester die Seherin ihr Wort behauptet, desto weniger wollen

es die Greise glauben. Schließlich geräth Cassandra in immer leidenschaft-

lichere Gottverzückung, in welcher sie nicht nur ihren eigenen und Agamem-

nons Tod immer deutlicher erschaut, sondern auch bereits die Vergeltung

durch die Himmlischen. So verkündet sie (V. 1228 ff.):

Doch meines Todes Rächer sind die Götter einst.

Denn wieder kommt ein anderer Rächer uns, der Sohn,

Ein Muttermörder, der des Vaters Tod vergilt.

Ein irrer Flüchtling kehrt er heim aus fremdem Land,

Den Götterfluch zu krönen, der dies Haus verfolgt.

Mit hohem Eibe schwuren ja die Himmlischen,

Das! ihn des Vaters Todesstnrz heiniführt dereinst. —

Die Vresteia des Aeschylos und das Tragische, 65

Doch all solche Roden verschlagen hier nichts. Die Greise verharren in Zweifel und Unglauben, auch wie sich Cassandra todesmuthig und todesbewusst in den Palast hineinbegiebt, von dem sie soeben gesungen hat: Mord hauchen diese Mauern, blutumtrieften Mord (V. 1258).

Doch kaum ist die Seherin ihren Augen entschwunden, kaum will etwas wie Ahnung in ihnen aufdämmern, da vernehmen die entsehten Greise schon aus dem Palaste Agamemnons Dodesrufe <V. 1292):

Weh! tief in's Herz des Lebens traf mich Mörderhand! —

Nun wird das Wort der unglücksvollen Seherin zur Gewißheit; doch die Greise hegeu noch immer keinen Verdacht gegen die Königin. Während sie noch unentschlossen sind, was in diesem Wirrsale zu thun ist, erscheint die grause Wahrheit selbst in Gestalt der Klutnimnestra, die das Mordbeil über den Schultern trägt; die zugedeckten Leichen Agamemnons und Knsandras folgen ihr nach.

Da erzählt denn die entmenschte „Klutnimnestra in frechen, düren Worten, dah und wie sie selbst den König ermordet hat. Ein nebhähnliches langes Gewebe habe sie um ihn geschlungen und dann den Wehrlosen durch dreimaligen Schlag mit dem Beile getödtet. Die Blutstrahlen des Gatten, die sie mit bespritzen, sind ihr hohe Freude; voller Jubel ist die freche Mörderin:

Und wie des Blutes jäher Strahl aussprudelte,  
Bespritzt er mich mit dunkeln Tropfen rothen Thau's,  
Die mich erfreuten, wie Kronions feuchter Süd  
Die Saaten, wenn's im Mutterschos« der Knospen schwillt.  
Ob solchen Glucks, ihr grauen Häupter dieser Stadt,  
Freut euch, wofern ihr Freude fühlt: ich jubel laut!

Ja, zienite sich's, Trantopfer über Leichname

Zu sprengen, war' es hier gerecht, ja vollgerecht. (V. 1338 ff.) \*)

\*) Es mag „dura“ erinnert werden, dasz die weit ältere homerische Dichtung den Tod Agamemnons nicht als im Bade so heimtückisch, sondern als offen am Festgelage zu Ehren des heimgekehrten Trojabezwingers geschehen schildert. Dreimal meldet Homers Odyssee den Tod Agamemnons. Das erste Mal, in der Erzählung, die Nestor dem jungen Telemachos vorträgt, erfahren wir, dasz Agamemnon seinem Weibe einen ehrbaren Sänger als Hüter zurückgelassen hatte (Odm'scc III, V. 2»>?si.): erst als es der Schlauheit des Aigisthos gelungen war, den Sänger auf ein fernes Eiland zu schaffen, gelang ihm die Verführung Klutaimnestras:

Und die Willige fühlte der Willige nun nach Hause. (Vers 272).

(1'^v 3'134'/.u>v iftQ.«u-«v äv^-s^lv 5/2l 3^N>/3^). — Im zweiten Berichte — Menelaos erzählt's dem Sohne des Odysseus, wie er es vom Meergerise Proteus vernommen hatte — wird Aigisthos als eigentlicher Mörder hingestellt. Er hatte zwanzig tapfere Männer in einen Hinterhalt gestellt; diesem gegenüber besorgte er das Ehrenmahl für Agamemnon. Im Palaste wird der Veltchirte von Aigisthos gefällt — „wie wenn an der Krippe man tödtet den Farrer“ — (IV; V. 7>351: (»>; i>; n ««lixlav? 5«üv i^ 7<i^). Von Klutaimnestra ist hierbei gar nicht die Rede. — Erst der dritte Bericht im XI. Gesänge, wie ihn der das Schattenreich besuchende Laertiade aus Agamemnons Munde erfährt (Vers 405ff.), stellt die Ruchlosigkeit Klytaimnestras in den Vordergrund, hier wird das zum Morbnahl werdende Festmahl eingehend geschildert. Hier heißt es:

5\*

66 Alfr. Chr. «alischer in Veilin.

III.

Der Dichter stellt uns Klytaimnestra als die alleinige Mörderin hin, die selbst, wohl berathen von ihrem Verführer Aigisthos, die grause Thai vollbracht hat und die nickt müde wird, wenn auch die Häupter der Stadt sie schmähen und verwünschen, sich ihres gottlosen Werkes zu rühmen. — Also ruft sie es wieder aus:

O schmäht mich immer als ein sinnverblendet Weib!

Ich sag' es unerschrocken, was ihr Alle selbst

Hier seht, und ob ihr's loben, ob ihr's tadeln wollt,

Gleichviel! Da liegt er, Agamemnon, mein Gemahl,

Als Leiche, hier von meiner reckten Hand entseelt.

Ein Werl der edlen Meisterin! So steht es hier! (Vers 1350 fi.)

Und nuu begiuut klytaimnestra ihre Rechtfertigungsrede. Sie wirft den Vätern der Stadt vor, daß sie kein Schuldig über ihren Gatten ausgesprochen haben, der sein eigenes Kind, ihr liebstes Kind, gemordet habe, „gleich als war's ein Lamm“, um die wildeu Stürme Thraciens zu bändig. Einen solchen Uebelthäter hätte der Nath der Alten aus der Stadt verbannen müssen und nicht also ehren. Die Drohungen der Greise schreckten sie mit Nichten — sonder Furcht stünde sie da und würde so fort-leben, so lange ihr „holder“ Aigisthos ihr als Hort zur Seite stünde.

Agamemnon sei der wahre Eheschänder gewesen:

Da liegt der Eheschänder, der mein Recht verhöhnt.

Der Chryscstöchter Augenlust vor Ilion;

Da liegt die kampferrungne Zcichenschaucrin,

Geiwssin seiner Nächte, zukunftdeutnde

Getreue Buhlin, die des Schiffes Steuerbord

Mit ihm getheilt hat! Ihren Lohn empfangen sie.

Mir schuf Tod und Verderben Aigisthos, er lud mich in's Hans ein

Und erschlug mich im Bunde mit meiner verderblichen Gattin,

Mein Bewirthcr, wie wenn an der Krippe man tödtet den Farren.

(Vers 4«!»-411).

Der ganze Boden schwamm von Blut; Kassandm wird vor dem Könige von Klytaimnestra getödtet:

„Die Bcrrätherin Klytaimnestra

Würgte sie neben mir ab, da erhob ich am Boden die Hände,

Griff nach dem Schwerte, bereits ein Sterbender, aber das Unwcib

Wandte sich ab, nnd obgleich ich zum Hades entschwebte, sie drückte

Nicht mit den Händen die Augen mir zu und schloß mir den Mund nicht.

Nichts Grauenrollcres drum, nichts unverschämteres gielt es,

Als ein Weib, das sich trägt mit solcherlei Werten des Frevels,

Wie denn eben auch jene den schmähhlichen Frevel sich ansann,

Tcch sie den rechten Gemahl ermordete. (Vers 422—430).

Welch' ein Unterschied in den Epithetis für Klytaimnestra. Zuerst heint sie in milder Betrachtung die göttliche (5:«) Klytaimnestra; jetzt hier die verderbliche, — die Verräthem (loXi^i!.;, eig. verschlagen) nnd endlich Unwcib (x^vm-ix, cig. hundsiiugigc, schamlos).

wie Vresieia des Aeschylos und das Tragische. 6?

Ihm wurde dieser; jene, die dem Schwane gleich,

Zum letztenmal anstimmte Tobesklageton,

Ruht ihm gesellt, sein Liebchen, und gewährte so

Mir noch ein süßes Neigcricht zu meiner Lust! (Vers 1389 ff.).

Hiermit tritt die Klytaimnestratragödie in ihren Angelpunkt ein. Ein

tiefes tragisches Problem berührt hier der Dichter, ein Problem, das

auch gegenwärtig durchaus noch keine Lösung gefunden hat. Soll die Frau

allein gehalten sein, die eheliche Treue zu hüten, oder der Mann ebenso wie

die Frau? Es ist ein steter Beweis für die sittliche Hoheit des Aeschylos,

das; er es zu allen Zeiten offenbar macht, wie der Dichtergeist nur im

Dienste des göttlich ordnenden Weltgeistes dichten und lehren soll. Daher

sind alle Aeschyleischen Dichtungen, mögen sie auch uralte mythische Stoffe

behandeln, zugleich Spiegelbilder der Kulturbestrebungen feiner Epoche. Dem

Ethiker und Politiker Aeschulos war die Stellung der Frau im Staate

durchaus kein gleichgiltiges Ding; er kannte die darauf bezügliche Gesetz-

gebung von Männern wie Lykurg in Sparta und Solon in Athen. Be-

kanntlich war Lykurgus hinsichtlich der ehelichen Treue nichts weniger als

rigoros und pedantisch — freilich stets im Hinblick auf das Staatsganze,

welchen, kräftige und gesunde minder geborene und auferzogene werden sollten.

Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Lykurg theilt uns darüber unter

Anderem mit (Eap. 15): „So führte nun zwar Lykurgus beim Ehestande

Schamhaftigkeit und strenge Ordnung ein, aber nichtsdestoweniger fruchte er

die eitle und weibische Eifersucht ganz davon zu verbannen. Er hielt es

freilich für rathsam, das; der Frechheit und Ausschweifung in der Ehe ge-

steuert würde, auf der anderen Seite aber fand er es dem Staate zuträg-

lich, wenn unter würdigen Männern eine Gemeinschaft der Binder und deren

Erzeugung stattfände, und insofern lachte er diejenigen aus, welche bei solchen

Dingen durchaus keine Theilnahme gestatten und sich deshalb durch Krieg

und Blutvergießen rächen.“ Auch die Solonische Gesetzgebung enthält

Mancherlei, woraus hervorgeht, daß absolute eheliche Treue nicht nach seinem

Sinne und Geiste war; man denke nur an das von den Einen für unge-

reimt und lächerlich, von Anderen wieder für gut und weise erklärte Gefeh,

wonach eine reiche Erbin, wenn ihr Ehegatte den ehelichen Pflichten nicht ge-

nügen konnte, sich einem nahen Verwandten ihres Gatten angeloben durfte.

Reichen Erbinen waren also unter gewissen Umständen gesetzlich Liebhaber

gestattet (Vgl. Plutarchs Solon Cap. 2<>>. Manche andere Frauengesetze

des Solon fanden mit Recht schon manche Philosophen, Dichter und Historiker

für ungereimt. So durfte Jeder, der in feinem Haufe einen Ehebrecher

betrif, diesen tödten; für Vergewaltigungen von Frauen dagegen bestimmte

er nur eine Geldstrafe. Mit Recht bemerkt Plutarch dabei (a. a. O. Eap. 23):

„Aber einerlei Verbrechen bald mit der größten Härte und Strenge, bald

wieder gelind und gleichsam zum Scherze zu bestrafen und nur eine geringe

Geldbuße darauf zu fetzen, ist doch in der That sehr ungereimt.“

68 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte Aeschylus zu denjenigen, welche die ganz ungleiche Beurtheilung desselben Vergehens bei Männern und Frauen übel empfanden. Einen derartigen Schrei der Empörung stößt seine im Nebligen so schuldbeladene Klytaimnestra aus. Man vergegenwärtige sich die Lage der Kriegerfrauen während des trojanischen Krieges, der zehn Jahre andauerte. Es war selbstverständlich, das; alle Helden von Troja, obwohl sie Gattinnen in Hellas zurückließen, vornehme Landestöchter, die ihr starker Arm erbeutet hatte, zu Liebhaberinnen, Nebengattinnen besaßen; aber den einsam zurückbleibende» Gattinnen im fernen Griechenland wurde es schwer verdacht, wenn sie es hier und da ebenso wie ihre Männer trieben. Gegen diese Gesellschaftstheorie bäumt sich hier der Stolz und Trotz Klytaimnestras auf. Sie nennt ihren Gatten in erster Reihe „Ebefchänder“, der „Ehrpestüchter Augenlust vor Ilion“. Dem Völkerhirten Agamemnon war ja Ehryseis, die Tochter des Apollopriesters Ehrpses, als Ehrengeschenk zuerkannt worden. Diese Priestertochter nennen die Scholiasten zur Ilias auch wohl Astynome. Damit nun, daß Aeschylus sich hier des Ausdrucks „Ehrysestöchter“ (des Pluralis) bedient — genau genommen heißt es „Ehryseiden“ <X^6v^?lov ^eIX'.!ii«), — will er uns vor Augen führen, daß Agamemnon es nicht allein mit jener Ehryse's gehalten habe, sondern mit verschiedenen derartigen lieblichen Frauen; versteht man unter Ehryseiden doch überhaupt Troerinnen von der Art der Ehrusestöchter Ehryseis (Astynome)». Solch einen Vorwurf erhebt hier nun Klytaimnestra neben dem Vorwurfe der Iphigeneia-Opferung zu ihrer Vertheidigung. — Letzteres Moment hebt die furchtbare, nicht ohne Heroismus erscheinende Klytaimnestra immer markiger, wüthender hervor. Wildtrotzig ruft sie den Stadthauptern entgegen: Kein schmachvoll Todcschick war, traun, Agamemnons Loos!

Spann er nicht blutige Tücke zuerst

In dem Hause mir an?

Der das Kind mir erschlug, das von ihm ich empfang,

Das ich ewig beweine, Iphigenien, ach!

Nahm würdigen Lohn für würdige That:

Er brühte sich nicht in des Hades Haus,

Da der mordende Stahl

Tas Verschuldete nur ihm vergolten! (V. 1472 ff.)

Selbst der den König heißliebende Chor, im Tiefsten ergriffen und erschüttert, kann sich der Eindringlichkeit dieser furchtbaren Anklagen von Seiten Klytaimnestras nicht ganz verschließen. Hangen und Vangen scheint seine Losung zu sein. Er muß es betenueu:

Schmahwort erhebt sich hier gegen Sckmachwort.

Tunket umhüllt den Ausgang.

Was fällt:, fällt: wieder büßt der Mörder.

So lange Jeus waltet, waltet dies Gesetz:

Was Jeder that, also mus; er leiden.

Wer stößt ein 5!ind rom Hause, mag's dem Fluche weihn?

Unlösbar haftet Zweig am Stamme.

Vie Vresteia des Aeschylus und das Tragische. 6H  
Zintaimncstiu.

Wohl sprachst Tu nnt Wahrheit, was Tu mir jetzt  
Kuudthatst. — (Vers 1510 ff).

Den Beschluß der ersten und zugleich größten Tragödie der Oresteia-Trilogie bildet das Auftreten des Aigisthos im Königsglanze. Die Blutrache, die ja ein wesentliches Moment der ganzen Trilogie ist, vertritt im Agamemnon so recht und eigentlich Aigisthos, der Sohn des Thyestes, also ein Neffe des Völkerhirten Agamemnon. Die Brüder Atreus und Thyestes hatten wider einander die unglaublichsten Greuel verübt; äußeren Erfolg hatte erst Atreus oder Pleisthenes mit seinen Söhnen Agamemnon und Menelaos, späterhin Aigisthos, der den Atreus tödtet und die Atriden verjagte. Das Scheußlichste hatte ja Atreus verbrochen, der seine beiden Neffen Tantalos und Pleisthenes, deren eigenen, Vater Thyestes zum Mahle vorsetzte, nachdem er sie selbst geschlachtet hatte. Aigisthos, der Bruder dieser ärmsten Opferlämmer, erschlug ihn aber schließlich; doch sein rache-glühendes Herz verfolgt die ganze Atridenbrut, und so sinnt er dem Agamemnon, dem Sohne oder Enkel des Atreus stets das Verderben. — So rühmt er denn jetzt vor den greisen Häuptern der Stadt, indem er die Hauptgreuel des Atreusstammcs aufzählt, sein Werk also:

Ich bin der Meister, der des Mordes Faden spann,  
Ten» mich, den dritte», nach den zwei Unglücklichen  
Verbannt er samnit dem Vater, klein in Windeln »och. (V. 1555 ff.)

Und weiterhin:

Ihn überli'le» ziemte ja den« Weibe nur:  
Ich schien verdächtig als des Mannes alter Feind.  
Toch nun niit seinem reichen Schatz versuch' ich es  
Das Nürgeruolk zu knechten! (V. 1587 ff.)

Doch der Ehorführer weist schon prophetisch auf den Rächer Aga-  
memnons hin, der diese beiden Mörder fällen wird:  
Schaut nicht Orestes irgendwo die Sonne »och.

Auf daß er, heimwärts kehrend auf des Glückes Pfad,  
Mit starkem Arme Mörder sci der beiden hier? (V. 1597 ff.)

Zwischen die kühn trotzendenden beiden Parteien, die des geliebten Herrschers  
Agamemnon und die de-? Aigisthos, tritt uuu beschwichtigend die wieder herbei-  
eilende Klytaimnestra.

Nimmermehr laß neues Leid uns sä'u, Geliebter, »immcrmchr! (V. 1605)  
ruft sie dem Königsmörder Aigisthos zu, und dann beiden Parteien:

Gehe Du, geht ihr, o Greise, nach dem euch besäncdnen Herd,  
Eh' ihr liniecht üabend leibet. Was wir lilten, g'nügte wohl.

Hätten wir »och nicht genug an dieser Mühsal, tragen wir's,  
Wenn des Gottes schwerer Ingrimms uns mit hartem Schlage trifft.

Also lautet meine Meinung, hört ihr auf des Weibe» Wort. (V. 16<sup>8</sup> ff.)

Doch mit Nichten gelingt es ihr; die treuen Häupter der Stadt setzen  
ihre ganze hoffnungsvolle Zukunft auf die rachegeheilgte Wiederkehr des  
Agamemnonsohnes Orestes. Und so bleibt auch Kintaimnestra nichts Anderes

70 Alfr. Chr. «»lischei in Verlin.

Übrig, als ihren Buhlen mit diesen letzten Schlußworten der Tragödie zu trösten (Vers 1623—1624):

Achte weiter nicht des eitlen Schwatzens; ich und Tu vereint

Werbe» Alles wohl bestellen als die Herrn in diesem Haus! —

Damit hat die große Exposition der eigentlichen Tragödie ihren Abschluß gefunden. Das Erpositionsdrama ist die größte von den drei Tragödien der Trilogie, sie umfaßt 1624 Verse, nach der M'chhoff'schen Recension sogar 1644 Verse, während der II. Theil, die (Ihoöphoren 1079 Iresv. 1073) Verse, der III. Theil, die Eumenioeu, nur 999 (resv. 1022» Verse umfaßt.

IV.

Das zweite Stück dieser tragischen Didaskalie hat der Dichter die Chioiphoren benannt <X57ss6^>. Alle namhaften Aeschpulosübersetzer sind in der Verdeutschung dieses Tragödiemitels „Lho^phoroi" (Ehoephoren! nicht glücklich gewesen. Dieses Nouwu ec»mpo8inim ist gebildet aus Olio^ (/5>/) — biuß, Ausgießung, besonders Trankopfer, Todtenspende, und aus pn«ro8 (?c>p6?> ^^ darbringend, tragend; also bedeutet Lhoi)phóroi (Choöphoren): Die das Trankopfer oder Todtenopfer Tragenden I Darbringenden). Der Aeschyleische Ausdruck müßte also deutsch etwa heißen: Die Trantopfer-Darbringenden oder die Todtenopfer-Spendenden. Freilich sind es Frauen, die hier den Chor darstellen; aber es ist nicht nöthig, dieses durch den Wortcmsdruck erkennen zu lassen, da ja auch das griechische Wort ^en6ii8 corumriniL ist. Sonst müßte man sagen: Die Tootenopfer-Spenderinnen. Die meisten Uebersetzer haben nun den Tragödiemitel: Lhosphoren ganz einfach mit: Todtenopfer überseht, wie Donner, Marbach, Wolzogen, Bruch und Mahl». Nicht glücklicher sind Dropsen, der es durch: birabesspenderinnen wiedergiebt und Miuckwih, der dafür „Die Todten-spenderinnen" seht. Man hat also nur die Wahl, den Aeschyleischen Ausdruck: Die (5ho»'pl,oren beizubehalten, oder dafür die Todtenopfer-Darbringenden zu sagen.

Treten wir nunmehr in den Kreis dieser Dichtung selbst ein.

Der Hauptheld der idrestcia, Orestes, eröffnet die Lhoephoren-Tragödie. Wir werden folglich mit dem furchtbaren (beschick vertraut gemacht, welchem der jugendliche >iönigosohn anheimgegeben ist. Er hat den ausdrücklichen Befehl von Apollo Lorias^> empfangen, den Mord des Vaters an der eigenen Mutter zu rächen. In'o Moderne überseht, würden wir sagen: (iewissenspflicht treibt den Sohn in unentrinnbarer Weise, die am Erzeuger begangene frevelhafteste That zur blutigen Verantwortung zu ziehen.

\*) Loxias (.)5;'>^), Beiname des Apollo, der mannigfach commentirt wird. Tic Mehrzahl leitet es uon >, >>^; ^ dunkel, schief her, womit die dunkeln Orakelsprüche des Apollon bezeichnet sein sollen; Andere uon dcr Schiefe der Ekliptik, wie Macrobius: 3!euere auch uo» ),i-, '« sagen, also der Orakelsagende. Vgl. Paves Handwörterbuch der Griechischen Sprache unter X^iaz.



Die Vreftaia der Aeschylos und das Tragische.?!  
Der Keim zu einem der schwersten tragischen Conflictte ist hiermit in des Orestes Seele geworfen. Soll ein Kind die von der eigenen Mutter am eigenen Vater begangene Uebelthat selbst rächen oder nicht? Die Entstehung, Entwicklung und endliche Lösung dieses die ganze Menschheit sympathisch berührenden Conflicttes ist das eigentliche Object der Oresteia, und jetzt in den Ehoiphoren befinden wir uns mitten in der verhängnißvollen Handlung.

Orestes ist mit seinem herrlichen Freunde Pylades, einem Sohne seines Oheims Strophios in Phokis, wo er so lange ein zweites Heim gefunden hatte, in's Vaterhaus zurückgekehrt. Die Freunde in Wandererstracht sehen wir am Grabmale des gemordeten Königs Agamemnon. Hier betet Orestes zu Hermes Psychopompos, dem Ieussohne, der mit Charon die Seelen der Verstorbenen zur Unterwelt geleitet. Da verkündet es Orestes:

Im Gmöhügel ruf' ich hier den Vater an:

Er höre mich vernehme meines Mundes Schwur!

Nein Blut zu rächen, Vater, bin ich heimgekehrt,

Von Loxias gesendet, dessen Spruch gebot.

Daß Dir die Mörder fallen durch Orestes' Hand. (V. 7 ff.)

Sehr bald erscheinen die schwarzgekleideten Frauen, die Ehoiphoren, um am Grabe des Herrschers zu opfern. Elektra, des Orestes Schwester, ist mit ihnen. Die von schweren, bangen Träumen heimgesuchte Mörderin Klytaimnestra hat dieses Opfer veranstaltet, um die Manen des Erschlagenen zu beschwichtigen. Der Gedankengang des Chores bewegt sich um den noch immer ungesühnten Mord des theuren Völkerhirten Agamemnon, wobei Jungfrauen-Vergewaltigung und Mord als allerschwerste Sünden gebrandmarkt werden. So singen die Ehoiphoren:

Tritte Strophe.

Der Strom des Alutes, den die Mutter Erde traut,  
Gerann zum Nächermale, das nicht mehr zersticht.

Der Fluch, grimmvoll, zerreißt, zerfleischt

Den Mörder, das; ihn Jammer ohne Maß umwoigt.

Dritte Gegenstrophe.

Wer keusche Nrautgemäcker kühn erstürmt, wird nie

Gesühnt: und strömten alle Ström' auf Einer Vahn

Vereint, mordrother Hände Fluch

Hinwegzuspülen: strömten all' uinsohnst daher. (V. 71 ff.)

Im Zwiegespräch mit dem Ehore stellt sich Elektra als ebenbürtige

Schwester des Orestes dar. Nicht Heil für die angstvolle Mutter geziemt

es ihr hier am Grabe des Vaters zu erstehen, sondern Vergeltung für den

an ihm begangenen Mord; darin wird sie vom herrschertreuen Ehore auf's

nachdrücklichste bestärkt. Die Enthüllungen Elektrens lassen nun auch die

Schuld der Klytaimnestra immer größer erscheinen. Deren Treulosigkeit,

ihr Hah gegen Agamemnon geht so weit, daß sie ihr eigenes Fleisch und

Blut verachtet und hetzt. So ist das Loos der Elektra im Königspalaste

ein bejammernswerthes. So begleitet die Jungfrau denn beim Todtenopfer

72 Alfl. Chr. «alischei in Verlin,  
ihre Gebete an den Schatten des Vaters mit schweren Anklagen gegen die  
eigene Mutter:

Ich ströme diesen Weihetrank den Todtcu aus  
Und rufe: Vater, schau mitleidroll auf mich  
Und Deinen Sohn Orestes, daf> wir wiederum  
Zurück den Theuren führen in der Väter Haus!  
Tenn flüchtig unstät irren wir und wie verläuft  
Von unfrei Mutter, und zum Manne hat sie sich  
Nrtlluscht Acgisthen, welcher Dich mit ihr erschlug.  
Mich halt sie gleich der Sklavin, nnb Orestes lebt  
Verbannt von seinem Erbe; sie voll Uebermuth,  
Sic schwelgen hoch in Deiner Mühen reicher Frucht. (V. 133 ff.)  
Von Rachedurst gegen die ruchlosen Mörder des Vaters ist Elektra  
nicht minder beseelt als ihr Nruder. Auch weiterhin, als sie die von Orestes  
auf das Vatergrab gelegte Locke betrachtet und Hoffnungen ihre Nrust durch-  
ziehen wollen, schleudert sie über die Mutter diesen heftigen Vorwurf hin:

- Und nimmer sämmt sich dieses Haar die Mörderin,  
Ha, meine Mutter, die, des Mutteniamens ganz  
Unwerth, ein gottvergc'ss'nes Herz den Kindern zeigt! (V. 1W f.)  
Ebenso bricht ihr Has; gegen diese Rabenmutter aus, nachdem sich  
Orestes zu gesegneter Stunde der Schwester und den andern Choßv'horen  
zu erkennen gegeben hat. Ihr Eines und Alles, ihr ganzer Herzenstrost ist  
allein Orestes. Die Geschwister sind in der schrecklichen Vergeltungsthat  
ein Herz und eine Seele"). So rühmt sie ihn denn:

O süßes Auge, Tir gebührt vierfacher Thcil  
An mir: Des Vaters Name kommt Tir zu von mir.  
Und Tein gehört die Liebe, die der Mnttcr erst  
Gebührte — denn ich hasse sie mit vollem Recht —  
Dein auch der Schwester Liebe, die geopfert ward;  
Und treuer Bruder bist Du, Licht in meiner Nacht!

O stehe Kraft nur, stehe Dir Gerechtigkeit  
Zur Seite, snmmt dem dritten Allcigröi'stci!, Feus! (V. 242 ff.)  
Das, aber Orestes nicht übereilt, in leichtfertigem Antriebe der Zornes-  
wallungen das Vergeltungswert übernimmt, daß er vielmehr erst lange mit  
sich gerungen, gekämpft und sein Innerstes anhaltend geprüft hat: darüber  
lcis,t uns der Dichter durchaus nicht im Zweifel. So verkündet der Jüng-  
ling feiner geliebten Schwester ausdrücklich:

Nie, wahrlich, täuscht mich Phöbos' allgewaltiger  
Orakelsviuch, der solches Wagnis; mir gebot,  
Ter laut mich aufrief, und iu heihdurchglüh'ter Brust  
Stnrmvollcr Qualen Marter mir verkündigte,

Wenn meines Vaters Mörder ich nicht züchtige,  
\*) In der Sophokles'schm Tragödie „Elettm", worin ebenfalls dieses Rachedmma  
dargestellt wird, tritt die kräftige slachlcldcilschaft der Glettra noch weit mehr in den  
Vordergrund, »vorauf schon der Tragödientitel „Elektro" hindeutet.

vi« Viesleia des Aeschylus und das Tragische, 73  
 lind nicht die Frevler morde durch denselben Mord,  
 Da schon des Vaters Raub zur Rache trieb.  
 Ich werde, wenn ich säumte, sprach der Gott, es einst  
 Am eignen Herzen büßen durch viel herbes Leid. (33. 273 ff.)  
 Und so malt Orestes fort und fort in düsteren Farben die schweren  
 Folgen aus, die ihn, sein Vaters und ganz Agamemnon treffen müßten, wenn er  
 dieses heilige Pflichtgebot nicht erfüllen wollte. In diesem Geiste spinnt  
 sich die Klage am Grabe fort; Orestes, Elektra, Pylades und der Chor sind  
 einmüthig. Agamemnon's Kinder und die Eho-phoren sind fast unerschöpf-  
 lich darin, diese entsetzliche Missethat, namentlich auch im Hinblick auf den  
 erstaunenswürdigen Heldenruhm des Vaters, zu verdammern und immer mehr  
 die Rachegeißel zu schüren: denn immer schimpflichere Einzeldinge des grausen  
 Mordwerks werden vor Orestes offenbar. Ehrte man doch nicht einmal die  
 Leiche des hingemordeten Königs. So läßt der Dichter in der 8. Gegen-  
 strophe hier Elektra, sagen:  
 Verstümmelt ward, höre noch, dein Leichnam,  
 Begraben so, wie sie ihn erschlagen;  
 Sie sann für dein Leben Tob,  
 Der Schmerzen schmerzvollste» aus.  
 Tu Horst das schmachvolle Leid des Vaters. (V. 441 ff.)  
 Nach vollendeten Klagen und Verheerungen am Grabe deutet der fest  
 entschlossene Orestes auch Klytaimnestras Traum vom Drachen, der sich aus  
 ihrem Schoße wand, im Geiste der gerecht waltenden Nemesis also <P. 541 ff.>:  
 So fleh' ich, Dirde, Muttergrust, dich fleh' ich an,  
 Das Ziel vollenden möge mir das Traumgesicht.  
 Ich deut' es also, das; es wohl eintreffen mutz.  
 Demselben Muttersechsz, wie ich entstammt,  
 In meine Windeln eingehüllt der Drache lag,  
 Dieselbe Brust umgähnte, die mich einst genährt,  
 Und Klumpen Milch einsaugte sammt der Muttermilch,  
 Daß sie, von Angst ergriffen, laut aufschrie vor Schmerz:  
 Dann mich sie wahrlich sterbe», die solch grause Brut  
 Ernährt, gewaltsam sterbe»: ich, die Drache selbst,  
 Ermorde sie, wie jenes Traumbild kundgetha».  
 Du sei der Zeichendeuter mir für solchen Traum!  
 Darauf entrollt Orestes seinen sieben die Wege, die zum Gelingen der  
 schweren Rache that einzuschlagen sind. Die Freunde «erlassen die Grabes-  
 stätte, um bald darauf als fremde Wanderer Einlaß in die Königsburg zu  
 begehren. Wie Klytaimnestra aus dem Munde ihres unkenntlich gemachten  
 Sohnes vernimmt, daß dieser gestorben sei, heuchelt sie erst tiefen Schmerz,  
 wie ihr Glück von Grund aus zertrümmert wäre. Doch traut sie dein  
 Frieden nicht recht, das beweisen all ihre Anordnungen, besonders die, daß  
 sich der neue Gatte nur im Gesolge von Kriegern nahen soll. Allein jetzt  
 ist die ganze Königsburg vom Walten der erhabenen Nemesis durchzogen;  
 alle Frauen des Palastes, nicht nur die Leuchphoren, nicht die alte treue  
 Amme des Orestes, die hoffende Xilissa, durch den vermeintlichen Tod des

?H Alfl. thr. «alischei in Verlin.

Königssohnes der Verzweiflung entgegengetrieben: Alle sind nun bereit und gläubig gerüstet, das schreckliche Vergeltungswerk zu unterstützen. Unermüdlich namentlich ist der Chor, die bietreuen des Agamemnon, den anwesenden wie den abwesenden Orestes anspornende (lebete anzustimmen, immer in diesem Sinne:

O vernimm, Sohn, und gehorch' ihm,

Der Dich zu Rache ruft

Zur Vollendung, — dem Ruf des Vaters! (V. 821 ff.)

Kaum hat nach Aigisthos' Fortgange die Chorführerin zum Preise des Orestes ausgerufen:

In so mächtigem Kampf will kühn er allein

Sich messen mit Zwei'», der erhabene Held

Orestes. Kröne der Sieg ihn! (V. 860 ff.)

da hört man schon aus dem Palaste die Weherufe des vom Tode getroffenen

Aigisthos. Ein Timer stürzt heraus und verkündet's, das; der Fürst drinnen

in seinem Vlute erschlagen liegt; ahnungsvoll erschaut er auch schon den Tod

der Königin. Bald tritt auch diese heraus — und nun entspinnt sich die

entscheidende Katastrophe in lebendigster Tragik. Tie Mutter steht jetzt dem

racheglühenden Sohne gegenüber, dessen erstes Eindringen sie noch durch den

Hinweis auf ihr Mutterthmn beschwichtigen kann. Ta wendet sich in zweifelnder

Angst Orestes an seinen Freund Pylades (V. 892 ff.):

Freund, was beginn' ich? Soll ich scheu'n der Mutter Mord?

Und Pylades antwortet:

Wo blieben denn des Pythotcnwels übrige

Orakelsprüche? Wo des Eides heilig Band?

Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht!

Orestes.

Tu redest Wahrheit, seh' ich, und gemahnst mich recht.

(Zu KIntaimncstra)

Dn folge mir; verbluten sollst Tu neben ihm!

Im Leben war er theurer als niein Vater Dir:

Im Tode ruh' auch ihm gesellt! Tn liebst ihn ja,

Ten Menschen; den Tu lieben solltest, hassest Tu.

Vergebens ist es, daß Mitnimnestra fleht und bittet und alle möglichen

zarten Saiten des Kindergemüthes in Orestes anzuschlagen bemüht ist,

vergebens ihr Streben, sich rein zu waschen, vergebens endlich auch die

Warnung vor der Mutter Nachegöttinuen. Tenn auf die angedrohten „grimmen

Hündinnen" der Mutter hat Orestes die Gegenfrage:

Wie meid' ich die des Vaters, Iah ich ab von Dir? (V. 918.)

Und nun weiß Klvtnimnestra, das, sie von des Sohnes Hand, vom

„Tmchen, den ihr Schoß trug", fallen muß. Mit den Worten:

Ja, recht ein Seher wurde Dir der Schreck im Traum!

Tu schlügst, den Du nicht solltest; Weiches büszc nun!

wird sie von ihm in den Palast hineingedrängt, um da drinnen den Todes-

streich zu empfangen. Nachdem die grause That vollendet ist, tritt Orestes

Vie Viesteia des Aeschylos und das Tragische. 75

vor die Getreuen des Hauses und macht die Nothwendigkeit solch ungeheuren Thuns klar. Noch ist sein Geinüth voll vom göttlichen Nichtamte, noch rast er fort im Iornesmuthe gegen die unnatürliche Mutter:

Wie? Stammt sie nicht ron Wvern, nicht von Nattern ab.

Daß ungbissen faule, wen sie nur berührt,

Ob ihrer Frechheit, ihres kühn ruchlosen Sinn's? (V. 994 ff.)

Doch bald weis; die Chorführerin andere Geister in seiner Seele wachzurufen. Die Vaterlehre war allein mächtig in ihm, so daß der Sinn für die Mutterlehre ganz in ihm zurückgedrängt ward. Jetzt beginnt der Gedanke an ihm zu uageu, daß Mutter doch immer Mutter bliebe, selbst wenn schwere Sünden auf ihrer Seele lasten. Darf der eigene Sohn der blutige Richter der fündenbeladenen Mutter sein oder nicht? Innere Unruhe beginnt des Orestes Herz zu bestürmen. Das absolute Gefühl der Sicherheit, eine ruhmvoll sittliche That vollbracht zu haben, beginnt mehr und mehr von ihm zu weichen; schon ahnt er, daß die nagende Macht solcher Gedanken seinen Geist umnachten will und muß:

Schon beginnt in meiner Brust

Das Lied des Wahnsinns, und vor Schrecken hüvft(?) das Herz.

Vevoi mein Geist eiduntelt, hört, o Freunde, noch:

Der Mutter Leben mordet' ich nicht ohne Nccht,

Der Gottverhaßten, die der Vatermord befleckt. (V. 1018 ff.)

Er muß sich's immer wiederholen, daß ihn des Gottes Stimme entschieden zur Rachethat angespornt habe; Avollon allein soll auch an seiner geheiligten Stätte zu Delphi die endgiltige Entscheidung fällen:

Und jetzo seht mich: frommgeschmückt mit diesem Kranz

Und diesem Oelzweig will ich hin zum Mittelraum

Der Erde wudem nach Avollons Heiligthum,

Zn jenem Feuerglanze, den man ewig nennt.

Der Mutter Blut zu fliehen. Einem andern Herd

Mich zuzuwenden, wehrte mir des Gottes Spruch. (V. 1028 ff.)

Und mehr und mehr gernth der Geist des Orestes in Verwirrung; schon erschaut er im Geiste die furchtbaren Nacheweiber, die Gorgonen mit dem Schlangenhaar; vergeblich sucht ihn der Chor zu beruhigen. Mit den Worten:

Ihr seht die Groungestalten nicht, ich sehe sie;

Mich treibt's von hinnen, nicht verweil' ich langer hier! (Vers 1055 f.)

stürzt der geistverwirrte Orestes fort.

Den Nefchluß der Lhoiiphoren bilden die Worte der Chorführerin, die noch einmal die dreifachen Vlutthaten zusammenfaßt, wie sie diesen Königspalast durchstürmt haben; erst die von Atreus bewirkte Zerfleischung der Thnestestinder und das blutige Mahl des Thyestes; zum zweiten den am Könige Agamemnon im Bade vollbrachten Mord durch Klytaimnestra und Aigisthos. Und

76 Alfr. Äli, Italischer in Verlin.

Zum Dritten erschien — wie nenn' ich ihn doch?

Dem Erretter? Den Fluch?

Wo endet sie noch, wo findet sie Ruh,

Die entschlummerte Wuth des Vertheidens? (Vers 1007—1070).

Mit diesen Schlußversen der erschütternden Dichtung legt der Dichter

durch den Mund der Ehorführerin den Zweifel in unsere Brust: ob die

That des Orestes ein Segen oder ein Fluch sei. Die Lösung dieses Näthsels

bleibt dem dritten großen Theile der Oresteia vorbehalten,

V.

Das dritte Hautstück der Zeschyleischen Oresteia, die Eumeniden

<L'^evl35?) bewegt sich im Grunde um das ethisch-religiöse Problem, ob

ein Kind dem Erzeuger größere Ehrfurcht entgegenbringen müsse, als der

Mutter oder nicht. Darf die Schuld des Muttermörders Orestes gesühnt

werden oder nicht? Und in welchem Sinne und Geiste ist diese Schuld

zu sühnen?

Auf all solche Fragen antwortet die tiefsinnige Eumenidendichtung in  
reichlichem Maße.

Der Dichter führt uns zum Tempel des Apollon nach Delphi hin.

Die Seherin Pythia erscheint in den Vorhallen des Tempels und ver-

kündet im Gebete die hochwaltenden Götter des Orakelsitzes, die Urprophetin

Gain, dann Themis und besonders Phoibos Apollon; dann begiebt sie sich in's

Heiligthum, um schnell wieder entsetzt zurückzukehren. Denn dort hat sich

ihren Augen ein grauenvolles Bild dargeboten. Am geweihten Altare des

Tempels sah sie einen fluchbeladenen Mann sitzen, dessen Herz Erlösung von  
einer Blutschuld suchte.

Und vor dem Mann liegt eine wundersame Schani

Von Frauen, schlummernd auf die Sessel hingestreckt.

Nicht Fralich wahrlich, nein, Gorgonen nenn' ich sie;

Doch auch Gorgoneiwildem gleicht ihr Aeuß'eres nicht. (Vers 4s ff.)

Es sind vielmehr die gransen Erinnuen, die sich an die Ferse des

Muttermörders Orestes heften. Die entfetzte Priesterin will sich an Apollon  
selbst wenden:

Das Weit're sei dem Fürsten dieses Heiligthums,

Selbst heimgestcllt, dem hochgewalt'am Lozias!

Wahrsagcarzt und Leichenbeutcr ist er ja,

I'nd kann die Häuser Andrer auch entsündign. (Vers 00 ff.)

Es sei hier gleich mit Nachdruck darauf hiugewiefen, daß man dem

Verständnis! der Dichtung durchaus näher kommt, wenn man alle hierin

auf tretenden Gottheiten in anthropomorphem Sinne deutet und anschaut; um

so mehr, als hier Götter und Menschen in stetem persönlichen Verkehre er-

scheinen. Phoibos Apollon also < — Morias) ist als ein König von außer-

ordentlicher Weisheit anzusehen, der im ganzen Erdenrund das allerhöchste

Ansehen genießt; wurde er ja seiner Zeit bei seinem Einzüge in Delphi

Die Vreftei» des Aeschylos und das Tragische.??

neben dein dortigen Könige Telphos von allein Volke verherrlicht und gepriesen. Dieser Herrscher Phoibos verkündet aller Welt, wenn sie ihn um Rath fragt, was ihr Noth thut. Und was Phoibos mit Sonnenklarheit verkündet und entschieden hat, das sollen seine Schutzbefohlenen thun und dürfen gewiß sein, das; der weise, seelenmuthige Gott sie nimmermehr in Noth verlassen wird. So, von diesem Gesichtspunkte aus betrachte man Phoibos Apollon, späterbin ebenso Pallas Athene und die Erinnen, und man wird bald mit Entzücken begreifen, wie dadurch die ganze Tragödie in ihren Hauptträgern uns menschlich immer näher rückt, also durchaus unsere Sympathie erwecken muß. —

Nach dem Fortgange der Seherin treten Apollon und Orestes aus dem Hintergrunde des Tempels hervor. Klar und deutlich versichert Apollon dem verfolgten Orestes feinen unverbrüchlichen Schutz:

Nie weid' ich Dich verlassen; nein, ich stehe stets

Zur Seite Dir als Hüter, auch entfernt von Dir,

Und »verde Leinen Feinden nie befreundet sein. (Vers 84 ff.)

Der göttliche Fürst des Pnthiasitzes ermutigt Orestes, sich vor den weiblichen Schreckgestalten, vor den „greisen Mädchen, die kein Gott umarmt und denen liebend weder Mensch noch Thier naht,“ keine Furcht zu hegen; sie würden wohl fortfahren, ihn rastlos zu verfolgen, doch würde er ihrer Wnth nicht unterliegen. Die Entscheidung und Erledigung von all seiner Pein soll die weise Pallas Athene in ihrer Hauptburg zu Athen vollführen. Torthin zu ihr soll sich Orestes begeben und das Weitere vernehmen.

Dort werden wir die Richter über solche Schuld,

Das Wort der Sühne finden und erspäh'» die Bahn,

Die Deiner Mühen aller Dich erledige.

Denn auch zum Muttermordc trieb ich selbst Dich an. (Vers 81 ff.)

Neubelcbt und ueugestärkt verläßt nun Orestes das Telphische Heiligthum, Apollon ebenfalls, nachdem er ihn dein Schutze des Hermes anempfohlen hat. Toch kaum sind die segnenden Gottheiten verschwunden, da erscheint das Schattenbild der Klnnminnestra, um die ruhenden und schlafenden Erinnen zu neuer Nachethütigkeit zu entflammen. Die Fluchweiber müssen von ihr das schlimme Wort vernehmen:

Tu schläfst so fest, erbarmst Dich meincs Leidens nicht.

Orestes, mein, der Mutter Mörder, ist entflohn! (Vers 118 f.)

Kaum ist Klvtaimnestras Schatten verschwunden, da erwachen die

Erinnen mehr und mehr und stimmen zornentbrannte, wüthende Gesänge um den entflohenen Orestes und seinen Beschützer Apollon an. So fahren sie diesen an:

Tu stahlst den Muttermörder uns und bist ein Gott!

Wer priese je solches Thun als gerecht? (Vers 148 f.)

Noch eine ganze Fluth böser Schcltworte schlendern sie ans das Haupt des Phoibos Apollon, verdammen mit uud in ihm überhaupt das Schalten

78 Alfr. Chr. «alischer in Nerlin.

und Walten der neuen, jungen Götter, die da Gewalt üben, „allein Recht zum Hohn" (Vers 157), bis endlich der beleidigte Fürst selbst hervortritt und sie aus dem Heiligthum hinauswirft, hier wäre keine Stätte für fluchentfesselte Graungestalten, der heilige Prophetensitz werde durch ihre Anwesenheit in unerhörtem Maße entweiht. Doch der Chorführern! Vitte, auch ihr Nechtfertigungswort anzuhören, willfahrt der delphische Gebieter — und nun entspinnt sich ein bedeutsames Zwiegespräch über die Schuld oder Nichtschuld des Orestes. Die Ehorführerin vertritt das Recht ihrer Schnur, welche einen Muttermörder rastlos verfolgen will und muß. Auf die Entgegnung Apollons, das; hier eine Mutter getödtet ward, die ihren eigenen Gatten gemordet, beruft sich die Erinnys auf die Heiligkeit der Blutsverwandtschaft: Nicht eines Blutsverwandten Mord ist solche That. (Vers 203).

Doch dem setzt der delphische Gott die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe auf's Allernachdrücklichste entgegen:

Ter Bund, in dem das Schicksal Mann und Weib lieieint,  
Ist heilig mehr als Eibe, wenn das Recht ihn schirmt. (Vers 208 f.)

Mit diesen Dingen ist die eigentliche Peripetie der Tragödie der Idee nach berührt. Freilich ist Mntaimnesira doppelt schuldig; doch darf ihr pflichtschuldigster Blutsverwandter, der eigene Sohn, den sie in Schmerzen getragen und mit Schmerzen geboren hat, sie zur blutigen Verantwortung ziehen? Darum erscheinen die Leideusgualen des Orestes nicht ohne höhere Gerechtigkeit. Freilich sehen die Erinnuen hier des Orestes That unverhältnißmäßig schlimmer an als diejenige seiner Mutter. Und Phoibos ruft es ihnen mit Recht zu:

Das Eine, weif; ich, hasset Ihr als schwere That,  
Tills Andre seht Ihr offenbar gelinder an.

Die hohe Pallas prüfe, was hier Rechtens ist! (Vers 21» f.)

Darauf verlassen nach und nach die Furien und auch Phoibos Apollon das delphische Heiligthum. Und damit wird der Schauplatz der tragischen Handlung nach Athen in's Heiligthum der Pallas Athene verlegt.

Kaum hat hier am Bilde der jungfräulichen Zeustochter Orestes sein Flehen um Gnade beendet, da erscheint auch schon der Chor der nimmer rastenden Erinnen. Sie wanken und weichen nicht von ihrer Wuth, obwohl sie ihn vor den; Bilde der Göttin erblicken. Doch der tragisch leidende Orestes gewinnt mehr und mehr seine Ruhe wieder; voll heiliger Zuversicht erwartet er hier den erlösenden Spruch der Weisheitsgöttin, denn hier bat es ihm ja „ein weiser Meister laut zu reden" geboten. IVers 2(>8>. Doch der grause Furienchor fährt fort, ihn trotzend zn höhnen und zu plagen, nicht Apollon, auch nicht die hohe Pallas könnten ihn vor ihrem gerechten Zorne schützen. Und in diesem dämonischen Siegestrotze stimmen die Eumeniden jetzt hier ihren furchtbaren Gefang an, wozn sie den entsprechenden Reigen aufführen. Da singen sie denn in schauerlichen Weisen von der grimmen Pein, die jeden Blntvcrgießer tödtlich treffen nrm:



Die Giesteia des Aeschylus und das Tragische. ?9

Um des Schlachtopfer schlingt

Euer Lied, Wahnsinnshauch Wahnsinns laut der Bethörung,

Schlingt Erinyenfestgesang

Han'ellos, der Geister Band, der des Hörers Mark verzehrt. (V. 316 ff.)

Für die Entwicklung dieser vielseitigen Trilogie ist aus diesen Erinnyengesängen, worin die ganze Art und Bedeutung dieser Wesenheiten zum Ausdruck gelangt, besonders der Umstand beachtenswerth, daß die Erinnyen als unerbittliche Vergelter jedweder Blutthat immer noch von allen Göttern und Menschen verachtet dastehen, obwohl sie ja für die göttliche Weltordnung so nothwendig erscheinen. Man denke doch an die sociale Stellung, welche der Scharfrichterstand im Mittelalter und zum Theil auch noch in der Gegenwart einnimmt. Er gehörte bis in die Neuzeit hinein zu den sogenannten „unehrlichen“ Verufszweigen. Man kann die Erinnyen auch mit den Vehmrichtern des Mittelalters vergleichen. So werden uns folgende Klagen dieser schrecklichen Frauen menschlich verständlicher, als:

Bei der Geburt ward uns uom Gesckicke beschieden,

Ewig zu flichn der unsterblichen Götter Gemeinschaft. (V. 329 ff.)

Ferner:

Ein ungeehrt, «erachtet Amt

Verwülten wir, das, Göttern fern, der Sonne Glanz fliehet.

Schwer zu erklimmen den Menschen im Lichte,

Wie dem blinden Volt der Nacht. (V. 361 ff.)

Und endlich ihr wildtrotziger Trost:

Mein warb ein altes Ehrenamt, von keiner Schmach weis; ich.

Wenn auch unter der Erde mein Haus ist.

Tief in sonnenloser Nacht. (V. 370 ff.)

Nachdem die Fluchgöttinnen ihren grausen, erschütternden Gesang vollendet haben, erscheint Pallas Athene selbst in ihrem kriegerischen Ornate und sieht staunenden Blicks, welches ein furchtbar eigenthümliches Schauspiel sich in ihrem eigenen Tempel zuträgt. Mit Geduld hört Tritogeneia aus den: Munde der führenden Erinnyen die schweren Anklagen gegen den Muttermörder Orestes an, und da auch die Eumeniden die, Weisheitsgöttin auffordern, den Orestes ebenfalls zu verhören und dann nach Gerechtigkeit zu richten, wendet sich Pallas also an die Ehorführerin:

Mir stellt ihr denn des Streit's Endurtheil anheim? (V. 410.)

worauf diese antwortet:

Sehr gerne: würdig ehren wir die Würdige. (V. 411.)

Nun wendet sich Athene an Orestes, der über Ursache und Ausführung seiner unseligen That das bereits Bekannte vorträgt, um sich ihrer mastgebenden Entscheidung zu überlassen. Doch die aigisführende Göttin wagt es nicht, eine so schwierige Sache allein zu entscheiden:

Der Handel ist zu schwierig, wenn ein Sterblicher

Ihn wähnt zu schlichten; aber nur auch ziemt es nicht.

Den Spruch zu fällen über solch ergrimten Mord,

Nillid und Eiid. I.XIV. 193 6

80 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

Zumal Du meinem Hause rein und fleckenlos

Nach wohlerfülltem Brauche Tich als Schützling nahst,

Und Dich Gesühnten meine Stadt aufnimmt mit Fug. sV. 446ff.»

Pallas beschließt deshalb, daß die Bürger der Stadt selbst richten

sollen; zu diesem Zwecke wird ein eigenes Blutgericht eingesetzt, das für

alle Zeiten bestehen soll; die würdigsten Bürger werde die Göttin selbst

auswählen. So wird — das ist eine Nebenabsicht in dieser Tragödie, —

die Einsetzung des berühmten Areopags von Aeschylos mit der Orestes-

tragödie in Verbindung gebracht. Ehorgesänge der Erinnen, worin be-

sonders Verehrung gegen Eltern und Gastfreunde gepredigt wird, beschließen

diese Scene.

VI.

Der Dichter führt die Helden seines Dramas nunmehr vor den

Areovag, so daß wir hier das Bild einer althellenischen Gerichtssitzung

empfangen, deren Vorsitzende Pallas Athene selbst ist. Auch Phoibos, der

getreue Helfer des Orestes, ist zur Stelle, um für diesen zu zeugen. Die

chorführende Erinnys kann durch Ausfragen den Orestes leicht zum offenen

Geständnis; seiner That bewegen und muß ihn schwer peinigen. Doch fehlt

es auch den» jungen Königssohne nicht an tüchtigen Gegengründen. Kommt

die Chorführerin mit dem Sophisma, daß der Muttermörder Orestes sa

noch lebe, während die Gattenmörderin Klutaimnestra durch ihren Tod die

Schuld gesühnt habe, so darf ihr dieser mit Recht entgegenhalten, warum

denn die lebende Klutaimnestra Mcht von den Rachegöttinnen verfolgt

worden war. Diese bringen nun das Motiv der Blutsverwandtschaft vor;

Klutaimnestra habe keinen Blutsverwandten getödtet, wie er. Ungeschickt ist

des Orestes Gegenfrage:

Ich aber bin mit meiner Mutter blutsverwandt?

Die (5hoiführerin.

Wie? Hat sie nicht, o Mörder, Dich in ihrem SckM

Genährt? Der Mutter theurcs Blut verleugnest Du? (V. 576f.)

Die nun folgende Apostrophe des geprüften Orestes an Apollo« dürfte

man füglich Weise wohl etwas anders erwarten, als eo hier geschieht.

Orestes mußte zugestehen, daß er Mutterblut vergossen habe, schweren

Herzens zwar, aber Jeus Panomphaios habe es durch Apollon Lorias also

gewollt, uni zu verkünden, daß der Sohn seinem Vater, zumal einem Vater,

der sich um ganz Hellas unsterbliche Verdienste errungen habe, mehr Ehrfurcht

und Treue zollen müsse, als der frevelnden Mutter. In der Dichtung

überläßt nun Orestes alle Fürsprache und Rechtfertigung allein dem hier

anwesenden Orakelbeherrscher von Delphi:

Doch ob gerecht Dir oder nicht, der Mord erscheint,

Entscheide, dan ich's sagen taun, dm Richten» hier. (V. 582 f.)

Und nun wird Apollon seinen: Schützling ein vortrefflicher Anwalt.

Wenn wir nun die von diesem vorgeführten Vertheidigungsargumente von

Die Viefteia des Aeschylos und das Tragische. 3^

de»! allein maßgebenden Gesichtspunkte aus betrachten, d. h. insofern diese und alles wesentlich Tragische uns (Gegenwärtige noch sympathisch berühren können: dann werden wir manches noch heute Mustergiltige zu verzeichnen haben. Anderes hingegen nur vom Standpunkte der mythologische» Weltbetrachtung der Griechen begreiflich finden.

Apollon setzt also vor diesem erhabnen Gerichtshöfe auseinander, daß sein an Orestes ergangener Gottesruf, den Tod Agamemnons an der eigenen Mutter zu rächen, im Geiste des Göttervaters geschehen sei. Denn hier war ein außergewöhnlich berühmter, edler Fürst zu schauen: Agamemnon, der sieggekrönt, nachdem er so Vieles ums Vaterland ertragen, heimkehrte, um dann von seinem eigenen ehebrecherischen Weibe schimpflich erschlagen zu werden, als sie ihm in heuchlerischer Freude ein stärkendes Bad bereitete. —

Der Anschauung, daß alle Gottheiten des Vaters Mord für belastender erachten, als den Mord der Mutter, sucht die Chorführerin damit zu begegnen, daß ja Zeus selbst seinen Vater Kronos gebunden und vom Throne gestürzt habe. Hier kann sich Apollon leicht verantworten:

Ihr alluerhülßte Gräuelbrut, der Götter Grauen'.

Die Bande kann man lösen; da giebt's Hülfe noch.

Gar manches Mittel bietet sich zur Lösung an.

Doch wenn vergoss'ues Menschenblut die Erde trank.

Des einmal Hingeswrb'nen harrt kein Auferstehn. (V. 614 ff.)

Und da die chorführende Erinny's nicht müde wird, an die verlebten

Mutterrechte zu erinnern, die Orestes zu scheuen habe, an „seiner Mutter blutsverwandtes Blut“, das er vergoß, da antwortet Apollo in folgenden

tiefsinnigen Worten:

Auch das verlünd' ich: höre, denn ich rede wahr.

Die Mutter ist dein Kinde, das sie Mutter neimt.

Nicht Quell des Lebens, sondern hegt den jungen Keim.

Der Vater zeugt ihn: ffe bewahrt den Sproß, ein Pfand

Vom Freund die Freundin, wenn ein Gott ihn nicht verletzt. (V. 627 ff.)

In dieser Anschauung begegnet sich Aeschylos mit dein berühmtesten

Philosophen der Neuzeit, mit dem 'genialen Arthur Schopenhauer, der den

Vatermord für das Ungeheuerste erklärt, ihn auch weit härter verdammt,

als Muttermord.

Wenn dann Phoibos fortfährt, die Superiorität des Erzeugers vor der

Erzeugerin damit zu erhärten, daß man auch ohne Mutter Vater sein könne

und sich dabei auf Pallas Athene beruft, die dem Haupte des Zeus ent-

sprungen sei, so gehört dieses Argument zu denjenigen, die für uns lediglich

ein historisches, aber kein tragisches Interesse in Anspruch' nehmen können.

Ueberdies ist schon die spätere Mythenbildung genügend, das Nichtigte dieses

Arguments blozulegen. Gab es ja auch späterhin „Mutter ohne Vater“,

wie ja Hera den Hephaistos nur aus und durch sich selbst erzeugt haben

soll. Auch der Mariencultus der Christenheit ist wohl geeignet, in diesem

Sinne die Mutter dem Vater mindestens gleichzustellen. — Nachdem aber

82 Alfr. Lhr. «alischer in Veilin.

Lorias des Orestes Sache zu Ende vertheidigt hat, fordert die Gebieterin des Areopags, Pallas Athene, die Bürger auf, frei von jedweder Voreingenommenheit, frei von aller Bestechung und Einflüsterung das Urtheil in diesem Blutstreite zu sollen, wobei der Areovag für solche Verbrechen nie» hoher Rath ein für alle Mal feierlichst eingesetzt ward.

Verehrt ihr solches Heiligthum mit rechtem Sinn,  
Ein festes Bollwerk eurem Land gewinnt ihr dann,  
Ein sichres Heil des Staates, wie kein Sterblicher,  
Nicht bei den Skythen, noch in Pclops' Landen hat.  
Nicht hohen Räch dann, ungerührt von Goldesglanz,  
Ehrwürdig, strengen Sinnes, über Schlummernden  
Wachsam, des Landes treue Hut, verordn' ich so.

Das ist die Weisung, die für alle Zeiten ich  
Zurufe meinem Volke. Nun erhebet euch,  
Nehmt euren Stimmstein, und entscheidet diesen Streit  
Getreu dem Eidschwur. Alles habt ihr nun gehört. (V. 670 ff.)

Zufrieden ist auch Phoibos und gebietet den richtenden Bürgern noch» ausdrücklich hinzu, seinen eigenen Ausspruch und damit denjenigen des Allvaters Zeus wohl zu ehren. Auch der immer noch weiter grollenden chorführenden Erinny's gegenüber fährt der Mufaget fort, die milderen Seiten des Gemüthes zu preisen und an's Herz zu legen. Da erfolgt denn durch Pallas Athene das gewichtigste, bedeutsam entscheidende Wort in diesem Seelenstreite, für die tragödiurgische Schuldfrage von hauptfächlichster Kraft. Athene nimmt einen Stimmstein zu Gunsten des schwer bedrohten Orestes in die Hand, indem sie spricht (V. 704 ff.):

Mir liegt die Schlußentscheidung ob in diesem Streit,  
Und für Orestes leg' ich diesen Stein hinzu.  
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar;  
Den Männern bin ich zugewandt mit Herz und Sinn,  
Nur nicht zur Ehe; denn im Vater leb' ich nur.  
Dum acht' ich minder sträflich auch des Weibes Mord,  
Das ihn, den Mann, erschlagen, der dem Haus gebot.  
Es siegt Orestes, ständen auch die Stimmen gleich.

So schüttet aus der Urne flugs die Loose nun,  
Ihr Richter, denen dieses Amt geboten ist!  
Bald folgt das Ergebnis?, das eine gleiche Stimmenzahl für beide  
Parteien besagt — und da verkündet Pallas Oromopatre, indem sie ihren  
Stimmstein zu den freisprechenden legt, vernehmlich also die Erlösung des  
Orestes:

Schuldlos erkannt ist dieser Mann im Blutgericht;  
Denn gleich von beiden Seiten ist der Loose Zahl. (V. 721 f.)  
Zufrieden gestellt entfernt sich der pylhische Fürst und nach einem  
Dankeshymnus an Pallas Athene, die Retterin seines Hauses, auch der zu  
Gnaden aufgenommene Orestes. Ewigen Schutz und stete Freundschaft ge-  
lobt der «önigsoh» auch der Stadt Athen, in der sein Leid und Weh eine  
erlösende Grenze fand:

Die Viefteia des Aeschylos und das Tragische. 83

Nun fahre wohl, o Göttin, summt dem Volt der Stadt:

Ten Femben unentrinnbar steht im Sturm der Schlacht,

Tic Freunde schirmend, eurem Speer zum Sicgesruhin! (V. 745 ff.)

Damit verläßt der tragische Hauptheld Orestes, die eigentliche Haupt-  
persönlichkeit der Oresteia, den Schauplatz dieser dramatischen Begebenheiten.

Doch damit hält der Dichter seine Aufgabe noch nicht für vollendet;

auch die das allgeheiligte Vlutrecht vertretenden Erinneu sollen versöhnt  
von dannen ziehn. Den auf's Neue in Zorn und Empürnung ausbrechenden  
Chor der Rächerinnen sucht Pallas Atrytone immer eindringlicher zu be-  
schwichtigen. Die Oleichzahl der Stimmen sollte ihnen den Beweis abgeben,  
das; sie nur durch höheren (Mterbefehl überwunden seien, so sei der Aus-  
gang ehrenvoll für sie. Auch sollte ihnen ein Heiligthum gegründet werden,  
welches die Bürger dieses Landes stets verherrlichen und pflegen sollen.

Schwer nur gelingt es der unermüdlichen Weisheitsgöttin, die zornent-  
flamnten Erinnyen zur Ruhe und Friedensstimmung zu bringen. Immer  
wieder kehrt in ihnen der alte Grollgedanke zurück:

Vernimm, Mutter Nacht,

Dm Groll! Göttertrug, unüberwindlich, hat

Das uralte Recht um Nichts uns geraubt. (V. 804 s.)

Doch endlich wird auch die starre Rinde dieser rachsüchtigen Herzen

erweicht; die Sonne der Milde umzieht und umleuchtet auch die Herzen der  
Erinnyen. Die Chorführerin bekennt es endlich:

Tein Wort erweicht mich, glaub' ich, und mein Groll entflieht. (V. 858.)

Und nun wird die geistige Umwandlung über die wilden Rachedämonen  
ausgesprochen. Die wilde Rachsucht soll sich in hochwaltenden, segnenden  
Rechtshort, in göttliche Gerechtigkeit verwandeln, die aus Liebe zu den Mit-  
menschen strafen und vergelten muß! So lehrt's Athene (B. 866 ff.):

Tic Frevler aber schaffe schonungslos hinaus;

Denn gleich dem treuen Gärtner mag ich's gerne seh'n,

Wenn, unversehrt von diesen, blüht der Guten Stamm.

Das sei denn Teines Amtes!

Und damit zieht himmlische Freude in die Seelen der Erinnyen, und  
dankbar nehmen sie die hohe Ehre der Stadt und ihrer Neschirmerin Pallas  
an, segen- und gnadenuoll wollen sie nunmehr dem Lcbensglücke dieser ge-  
weihten Stätte zur Seite stehen. In diesem hehren Zwiegespräche, im ge-  
dankenvollen' Melodrama fahren Athene und der Erinnyenchor fort, den  
Segen über die Stadt zu verkünden und dabei den Geist der sittlichen  
Ordnung und Gerechtigkeit zu predigen. Beachtenswert!) mag es noch be-  
sonders erscheinen, daß Aeschylos durch Athenas Mund auch das Wesen der  
Erbsünde anerkennt (B. 89N ff.):

Denn die Sünde, vererbt von den Vätern, sie treibt

Ihn den Schrecklichen zu, und so laut er auch prahlt.

Stumm faßt ihn der Fluch

Und zermalmt ihn feindlichen Grimms.

8H Alfr. Lhr, «alischei in Veilin.

In großen, weiten Zügen entrollen die Erinnyen dann ein Bild von der zukünftigen Art ihres Segnen? und Vergeltens, besonders schön in folgender Strovhe (V. 913 ff):

Maimestraft welle nicht, eh' die Bliithc reift zur Frucht!

Holder Mädchen Vlunc schent

Bräutliches Glück und ein Loos, durch Freuden gesegnet,

Ihr Erinnen, ihr Moiren,

Töchter der Nacht wie wir.

Göttliche Ordner des Rechts,

Jeglichen Hcuscs gedenkend,

Jeglichen Tages dem Wandel

Frommen Menschen zugeneigt.

Allzeit hochverehrte Göttinnen!

Entzückt ist Pallas Athene, beseligt und beglückt die Vergelterinnen, die nun überschwänglich sind, das Füllborn ihrer Segnungen über das geweihte Athen auszugießen. Und gleich muß ihr Heiligthm eingeweiht werden. Auf den Wink der herrlichen Zeustochter treten fackeltragende Priesterinnen heran, um den hehren uralten Gottheiten ihren Tempelsitz bei Athen zu zeigen und zu weihen. Und Pallas Athene, dankerfüllt ob des Segens aus den» Mnnde der Erinnyen, wandelt jetzt auch diesen schreck- erfüllten Namen in denjenigen der „Eumeniden“, der Wohlwollenden“\*) um. So ruft es die Weisheitsgöttin aus: (V. 978 ff.)

Trete denn hervor der Stolz

Des ganzen Thesen«landes, eine fromme Schaar

Von «indem, Frauen, und ein Zug von Greisinnen!

Von Mrpurheller Festgewandc Schmuck umhüllt,

Verehrt der Eumenidcn Macht — dies sei Hinsort

Ihr Name — lichter Fackeln Glanz erhebe sich.

Tan diese Mithcrrinnen eures Landes hold

Und gnädig fortan schaffen an der Männer Gluck!

Wie der Festzug sich ordnet, treten die Priesterinnen hervor und geben in einigen Strophen den Emucniden das segnende Geleit zu ihrer neuen Stätte — der segnenden, richtenden und ordnenden Gerechtigkeit. Und mit den Schlußversen der Priestcrinnen (V. 996—999):

Stets reicht Pallas' Volk bei Fackelglanz euch

Treiden hinfort. So »rollte das Schicksal,

So Zeus' Illcsduichschaucndcr Blick.

Nuu schalle der Jubel zum Fcstlied!

sei von der erhabenen ^resteia-Trilogie des Aeschylos hiermit Abschied genommen.

\*) n! Lü^evZ?':, uon IÄ ^ wohl und ii,L-,5? - Kraft, Mnth, Streben, Gesinnung:

lü^v>^ — wohlwollend, gnädig. So würde auch der Name des berühmten Gumenes

(IÄ^ivs,?) , des Fldherni Alexanders des Granen, soviel wie „der Wohlwollende“ bedeuten.

Bemerkungen über Regie und Inscenirung.

von

Paul Lindau.

— Viesden, —

I.

^n den dramaturgischen Abhandlungen von Lesung und Goethe an bis auf Laube und Dingelstedt finden sich über die Kunst, ein Werk der dramatischen Dichtung zur Darstellung auf der Bühne gerecht zu machen, viele überaus werthvolle Bemerkungen über diese und jene Einzelheit, aber sie sind eben zerstreut und eigentlich nur durch die Gelegenheit herbeigeführt. Nach einem Werke, das sich systematisch mit dem Wesen der Regie und Inscenirung befaßt, wird man sich in unserer dramaturgischen Literatur vergeblich umsehen. (Es wird wohl kein Zufall sein, daß es uns an einer solchen Schrift gebricht. Wenn ein entschiedenes Bedürfnis; dafür vorhanden gewesen wäre, so wäre das Werk auch ohne Zweifel längst geschrieben worden. Berwunderlich bleibt diese Erscheinung indessen auf alle Fälle, selbst wenn die Arbeit entbehrlich gewesen wäre. Denn das Theater, das wohl von allen Künsten an den >Ulnstuerstillnd des Einzelnen die geringsten Anforderungen stellt, und das den künstlerischen Genuß in der denkbar bequemsten Weise darbietet, hat seiner Beschaffenheit nach die größte Anwartschaft auf die lebendige Theilnahme aller Kunstfreunde. Das Theater ist denn auch das Schooßkind des Publicums. Es übt die größte Anziehungskraft aus; ihm werden die erheblichsten Opfer mit willigem Herzen dargebracht. Das Interesse für das Theater hört bei der Verkörperung des dichterischen Wortes nicht auf; es erstreckt sich auch auf das Persönliche. Daß unsere jugendlichen Helden und Liebhaber und unsere sentimentalen und tragischen Liebhaberinnen in der menschlichen Schätzung eine bevorzugte Stellung einnehmen, wird uns jeder Backfisch und jeder junge Lebemann sagen tonnen. Ueber das Theater, wie es sich dem Zuschauer beim hellen

86 Paul Iindan in Dresden.

Lichte der Rampe darstellt, bringen die Zeitungen fast täglich längere und kürzere Berichte, und auch eine kleine Iudiscretion über das hinter der Eoulisse Erspähte und Erlauschte ist den Zeitungslesern willkommen. Hier haben wir also das Theater in seiner fertigen Leistung, wie es sich dein Ilrtheil des Publikums und der Kritik darbietet, und das Theater im Seitenlichte der Eouliffe, das uns eigentlich gar nichts angeht.

Wir wollen nun die Räume, die das Publicum nur in der festlichen Beleuchtung des Abends kennt, während der ernsten, schwierigen vorbereitenden Arbeit auf den Proben, im freudlosen, grauen Tämmerlichte des Tages betreten, wollen uns das Theater in seinem vielleicht nicht kleidsamen, aber dafür um fo respectableren Werkeltagskleide etwas näher ansehen. Wir wollen das große Räderwerk in dem Zeitpunkte betrachten, der zwischen dem Augenblicke liegt, da der Dichter sein Bühnenwerk am Pulte für abgefchlossen erklärt, und dem Augenblicke, da der Vorhang am Abend der ersten Auf-führung sich zum ersten Male hebt. Während dieser Zeit ist der Regisseur der nahezu unumschränkte Herrscher, und von seinem Schalten und Walten hängt das Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Stückes sehr wesentlich ab. lieber die Aufgaben der Regie bestehen selbst unter den Berufensten, wie ich mich durch persönlichen Verkehr mit einigen der ersten praktischen Dramaturgen in Teutschland und Frankreich überzeugt habe, weitgehende Widersprüche. Steigt man aber von dieser obersten Plattform der Regie auch nur einige Stufe» herab, so stößt man schon ans das Nichts.

Ter Regisseur der mittleren und kleineren Prouinzialbühne kann sich um nichts Anderes kümmern, als das rein Handwerksmäßige auf den Proben festzustellen. Zu uoruehmerer künstlerischer Arbeit fehlt ihm die Zeit, fehlt ihm das Material, Seine Thätigkeit beschränkt sich ungefähr auf das, was der felige Fürst vom Wiener Bolkstheater so schön ausdrückte: „Tu kommst von rechts. Tu kommst von links, ich komme durch die Mitte, das giebt ein schönes Bild". Was soll so ein bedauernswerther kleiner Provinzialregissenr auch von den Geheimnissen der Regiekunst wissen! Es giebt keine Regieschule, es giebt nicht einmal eine Regieüberlieferung. Jeder Regisseur ist mehr oder minder Selbstlerner und zugleich Selbstlehrer. Tie Individualität entscheidet Alles. Tas ist schön und gnt, wenn eben eine Individualität vorhanden ist. So begünstigt ist indessen wohl kein Beruf, daß er unter den paartaufend feiner Mitglieder gleich ein paarhundert genügend bedeutsame Individualitäten anfnweisen hätte, die die thatsächlich wichtigste Rolle im Theater aus ihrer eigenen Eingebung heraus auszufüllen befähigt wäreu.

Tie Regie ist die Knust, durch die Tarstellung deu geistigen Inhalt der Bühnendichtung so anschaulich, leicht faßlich und eindriuglich wie möglich zu machen und zugleich ein dem Inhalt entsprechendes, möglichst echtes und schönes Bild herzustellen. Schön im weitesten Sinne des Wortes, also auch schön im Häßlichen, wenn es erforderlich ist. Tie Arbeit der Regie hat



Bemerkungen über Regie und Inszenierung. 8?

sich daher sowohl mit dem innern Gehalt, als mit der äußern Gestalt des Dichtwerkes zu befassen. Die Arbeit für Ohr und Auge oder besser gesagt, für das geistige und für das leibliche Auge, die Herausarbeitung des Inhalts und die Herstellung des echten äußern Bildes soll ihre Aufgabe sein. Die vollkommene Regie wäre also die Vereinigung einer zwiefältigen, der Inhaltsregie, gewöhnlich schlechtweg „Regie“ genannt, und der Formregie, die man „Inszenierung“ zu nennen pflegt.

Fassen wir zunächst jeden dieser beiden Theile besonders in's Auge.

Die vornehmste und wichtigste ist unstreitig die Inhaltsregie. Sie ist die einzige, auf die unser verstorbener Meister Heinrich Laube Werth legte. Mit Unrecht, wie ich gleich hinzufügen will, denn auch die Formregie hat, wie wir noch sehen werden, ihre weittragende Bedeutung. Laube war unter allen Regisseuren des modernen Theaters wohl der geistig fleißigste und liebevollste. Er kümmerte sich eigentlich um nichts Anderes, als daß das ihm anvertraute Bühnenwerk seinem geistigen Inhalte nach auf der Bühne zu vollster Klarheit und Wirkung käme. Aber es hat wohl selten einen bedeutenden Menschen gegeben, der ein so wenig ausgebildetes malerisches Auge gehabt hätte wie Laube. Wenn er auf feinen: Regiestuhl faß, hörte er Alles, er sah aber nichts. Er hörte mit einer Feinfühligkeit sondergleichen. Die krassesten Farbenzusammenstellungen indessen, die gähnende Leere da, wo gemüthliche Fülle am Platze gewesen wäre, die unschönsten Linien in der Gruppierung, Alles das war ihm gleichgiltig. Er sah es gar nicht. Das Äußerliche kam für ihn nur dann in Betracht, wenn es für die Veranschaulichung des Inhalts bedeutend war. In der Herausfchälung des Inhalts aber, in der Durchglühung des dichterischen Wortes mit der Wärme seiner eigenen Dichternatur war der alte Laube unvergleichlich. Wenn er auf die erste Probe kam, kannte er das Werk, das er zum Bühnenleben erwecken wollte, beinahe schon auswendig. Er hatte es sozusagen bis in die dunkelsten Winkelchen durchleuchtet, und keine Verborgenheit, keine noch so zarte Andeutung war ihm: entgangen.

Damit hatte er die erste und schwerste Pflicht des Regisseurs erfüllt: das Werk, dessen Umgestaltung vom Nuchdrama zum Bühnenstücke er zu unternehmen im Begriff steht, nicht bloß kennen zu lernen, sondern sich mit ihm zu befreunden, bevor er noch an die praktische Arbeit auf der Bühne herantritt.

Man kann getrost sagen, es giebt kein Bühnenwerk, das am Platze fertig zu machen wäre. Mag der Bühnendichter auch eine noch so starke Kraft der Vorstellung besitzen, mag sich seinem geistigen Auge das Bühnenbild auch mit vollster Schärfe bei seiner Arbeit vergegenwärtigen, mag er die Stimmen feiner Künstler hören, ihre Bewegungen sehen, es wird ihm doch nimmermehr gelingen, ein Drama bühnenfertig und bühnenreif zu gestalten. Erst ans der Bühne selbst, erst auf der Probe erlangt das Bühnenwerk seine Reife. Erst da wird es fertig.

Der gewöhnliche, der unausbleibliche Fehler aller Bühnendichter ist:

88 Paul Lind«» in vresden.

sie werden zu breit. Ter Autor hält es beim Schreiben für nothwendig, dies und das des Breiteren zu motiviren, was, wie das Bühnenbild später zeigt, einer besondern Motivirung überhaupt nicht bedarf oder doch durch ein paar Worte, ja durch ein einziges Wort allgemein verständlich wird. Er fühlt unbewußt das Bedürfnis; auf dies und das schon besagte hinzuweisen, und wenn er dann das Stück auf der Probe sieht und hört, so merkt er erst, wie unvergleichlich stärker das Bühnenwort wirkt als das geschriebene, wie tief es sich einprägt, wie der Zuhörer und Zuschauer das einmal (Gehörte und Erblickte nicht wieder vergißt und daran also auch nicht mehr erinnert zu werden braucht. In dem engbemessenen Raum aber, innerhalb dessen sich die Bühnenhandlung abspielen muß, ist äußerste Knappheit geboten. Jede Motivirung, die nicht durchaus nothwendig, jede Ausschmückung, die auf eine künstlerische Liebhaberei des Dichters zurückzuführen ist, jeder Hinweis auf schon besagtes, das wie eine Wiederholung wirkt, muß unbarmherzig ausgemerzt werden. Alles Entbehrliche ist vom Nebel. Ter Dichter steckt aber viel zu tief in seiner Arbeit, er ist zu innig mit ihr vertraut, er hat sie zu lieb gewonnen, um die Fehler und Schwäche seines jüngsten verzärtelten Kindes überhaupt nur wahrzunehmen. Es ist für ihn daher von unberechenbarem Werthe, wenn nun eine von der Dichtung losgelöste Persönlichkeit, ein sachverständiger Bühnenpraktiker, vom bühnentechnischen Standpunkte aus das Werk in die Hand nimmt und die schädlichen Entbehrlichkeiten und Breiten beseitigt. Ter vielverschiedene Rothstist des Regisseurs — ich weiß nicht, weshalb man das Streichen so nennt, denn es wird immer mit dem gewöhnlichen Bleistift gestrichen — wird nur von Neulingen gefürchtet und verdient seinen schlechten Ruf durchaus nicht. Die meisten Striche sind für das Wohl des (Ganzen förderlich, ja oft nothwendig. Mit dem sogenannten „Einrichten des Buches“, das also hauptsächlich in den nothwendigen Kürzungen und der Regulirung des Aeußerlichen beruht, beginnt die Arbeit des Regisseurs. Der gewissenhafte Regisseur wird nach dem bloßen Lesen mit seinen Strichen und den ihm etwa nothwendig erscheinenden kleinen Veränderungen, Umstellungen und Zusätzen sehr vorsichtig sein. Denn wenn er auch die Bühne ganz genau kennt und auf den Brettern alt und grau geworden ist, so wird er sich doch sehr oft irren, gerade wie sich der Dichter geirrt hatte, wenn er seine Arbeit am Schreibpult zu erledigen vermeinte. Es läßt sich mit dem Auge gar nicht beurtheilen, was auf der Bühne als Länge wirkt; das sieht man erst, wenn man den Schauspieler vor sich sieht, man hört es erst mit dem Ohr. Daher die Mitzlichkeit der Leseprobe, die wenigstens die größten Verstöße in dieser Beziehung schon erkennen läßt, wenn freilich auch lange noch nicht Alles, die aber außerdem den Zweck hat, alle beschäftigten Schauspieler mit der Dichtung, in der sie auftreten, bekannt zu machen. Das ist sonst oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja mitunter beinahe unmöglich. Das im Manuscript eingereichte und zur Aufführung bestimmte

Vemeikungen über Regie und Inscenirung. 8H

Schauspiel ist nur in der Originalschrift vorhanden und in den nothwendigsten Abschriften, die für die Bühne gebraucht werden. Das Buch kann bei der oft übergroßen Anzahl der Schauspieler nicht cursiren. Es kommt daher vor, daß, wenn keine Leseproben abgehalten werden, die Schauspieler auf die Probe kommen, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in dem Stücke eigentlich vorgeht, daß lässige Schauspieler, die sich, sobald sie auf der Bühne fertig sind, sogleich abschminken und den Verlockungen nach dem Stammtisch folgen, es überhaupt nie erfahren. Man kennt die typische Anekdote: Ein naiver Mann fragt einen ihm bekannten Schauspieler: „Wie ist denn das eigentlich mit Fabale und Liebe', endiet das lustig oder traurig?“ „Ja, das weiß ich selbst nicht,“ antwortet der Gefragte, „ich spiele den Hofmarfchall Kalb. Ich gehe nach dem vierten Act nach Hause, ich habe im letzten Act nichts zu thun.“ In Wahrheit ist's nun freilich nicht so schlimm, aber es hat immerhin etwas entwürdigend Handwerksmäßiges, daß dem Künstler, der an einem Kunstwerke mitwirkt, die intime Bekanntschaft mit diesem Werke erschwert wird.

Erst während der Proben stellt sich heraus, was schleppt, was überflüssig, was schädlich, was zu breit oder was ungenügend motivirt ist. Nirgends zeigt sich die capriciöse und unberechenbare Natur der Bühne deutlicher als gerade hier. Eine Rede, die auf dem Papier endlos aussieht, von der sich der Dichter selbst gesagt hat: so wird's wohl nicht bleiben können, zeigt sich auf einmal im mündlichen Vortrage unter den richtigen Bedingungen als in hohem Grade fesselnd, belebend und auffrischend. Eine lächerliche Geringfügigkeit dagegen, die der Beachtung gar nicht werth erschien, zerstört auf einmal durch ihre Ungehörigkeit die Wirkung einer ganzen Scene. Ein einziger Satz, zuviel gesprochen, kann wie Blei die Empfangsfreudigkeit niederdrücken, ja ein schlecht gewähltes oder entbehrliches Prädicat, ein einziges Wort, über das das Auge ruhig hinwegliest, kann verhängnißvoll schaden. Da hat der Dichter etwas niedergeschrieben, von dem er voraussetzt, daß es freundlich und lustig wirken wird, und auch der Leser gewinnt dieselbe Ansicht. Er hat die Empfindung: da muß das Publicum mitgehen. Auf der Probe aber hört nun auf einmal der Regisseur, daß es gar nicht wirkt. Er kann sich das Geheimniß nicht erklären! Es ist doch Alles gnt gesagt! Nun, dieses Verpuffen der Wirkung kann an der bloßen Wortstellung liegen. Eine einfache Umstellung, die Beseitigung irgend eines schleppenden Beiwortes, die Ausmerzung eines Relativsatzes — und dem Uebel ist abgeholfen. Die bei der Lectüre erwartete Wirkung ist nun auf einmal auch auf der Bühne da.

So hat also der Regisseur dem oft unbeholfenen Freunde von der Feder zu helfen. Er hat das ungenügend Klare zu verdeutlichen, er hat dafür zu sorgen, daß die dichterische Absicht erfüllt wird, wenn sie durch eine technische Ungeschicklichkeit vereitelt werden würde. In diesen Fällen hat der Dichter auf die einseitige und uerständnißvolle Mitwirkung des Regisseurs zu zählen,

HO Paul Lindllu in vresden.

und es sei gleich hinzugefügt, daß sie ihm stets mit vollster Freudigkeit gewährt wird.

Bühnenautor und Regisseur sind die geborenen Freunde, zusammengeschiedet durch die Solidarität ihrer künstlerischen Interessen. Der Dichter will ein möglichst gutes Bühnenstück schreiben, der Regisseur will es in möglichst guter Darstellung herausbringen. Der richtige Regisseur ist immer in das Stück verliebt, das er gerade in Scene setzt. Laube hielt jedes Stück, auch das schwächste, so lange er sich mit der Inszenirung beschäftigte, für ein Meisterwerk. Vorher, wenn es sich um die Frage der Annahme oder Ablehnung handelte, hatte er ein gntes objectives Urtheil. Hatte er es aber einmal — oft nach langen Schwanken — angenommen, und beschäftigte er sich nun damit, dann war er für alle Schwächen blind und erlangte seine kritische Objectivität erst wieder, wenn es längst aufgeführt und für ihn abgethan war.

Nach dieser Arbeit im Etudirzimmer des Regisseurs beginnt die Dhatigkeit auf der Bühne.

Zum bequemen Erfassen dessen, was auf der Bühne vorgeht, ist die erste Bedingung Deutlichkeit, also die scharfe und eindringliche Aussprache und die genaue Wiedergabe des Dichterwortes.

Der Regisseur hat also zunächst dafür zu sorgen, daß der Schauspieler seine Rolle mechanisch und technisch vollkommen beherrscht, daß der Schauspieler, wenn er auf die Probe kommt, sich um das Wort nicht mehr zu kümmern braucht. Diese Forderung wird von den Schauspielern, die sich respectiren, und die an unseren beachtenswertheren Kunstinstituten beschäftigt sind, in unserer Zeit allseitig anerkannt und auch fast immer erfüllt. Die Ausnahmen sind in der Theaterwelt bekannt. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sich unter diesen, den Halblernern und den Richtlernern, leider einige unserer bedeutendsten schauspielerischen Begabungen befunden haben und noch befinden, Künstler, deren sichtliches Bestreben es ist, von dem Augenblicke an, da sie die Bühne betreten, sofort auf die Mitte loszuschießen und sich ans dem Souffleurkasten jedes Wort herauszuholen. Es sind die „Schwimmer“, wie es im Schauspielerjargon heißt. Sie bringen wohl ungefähr den Sinn des dichterischen Wortes, aber sehr oft nicht den genauen Wortlaut. Zum größte« Dheil sind es ältere Schauspieler aus einer abgeschlossenen Periode. Einem jungen Künstler würde es heutzutage bei den vollberechtigten Forderungen der Regie wohl schwerlich gelingen, sich jemals zu einer ersten Stelle emporzuschwingen, wenn er diese Unart besäße. Heutzutage muß der Schauspieler seine Rolle bis auf's „und“ kennen, wie man hinter den Eoulissen zu sagen pflegt.

Der Grund, daß einige unserer ersten Bühnenkünstler diesem natürlichsten und unabweislichsten Ansprüche nicht genügen, ist nicht etwa blos

Vemeikungen über Regie und Insceniung. 9!

— oder auch nur hauptsächlich — in der Faulheit zu suchen. Faule Schauspieler gehören zu den seltensten Vögeln. Ueber diesen wie über viele andere Punkte herrschen in Betreff der Schauspieler im Publicum die unberechtigtesten Vorurtheile. Es giebt kaum einen Beruf, in dem so viel unermüdlicher Fleiß, ein solcher Ernst, eine solche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit vereinigt wäre, wie gerade im schauspielerischen. Die genial bummelnden Schauspieler, wie sie sich der Philister vorstellt, sind fast immer Phantasiegebilde. In Wahrheit sind gerade die Schauspieler zum größten Theil Philister. Wenn die Schauspieler ihre Rollen nicht beherrschen, so ist der Grund dafür vielmehr in der Berbildung von vornherein oder in der ursprünglichen oder mit dem Alter eintretenden Gedächtnisschwäche zu suchen.

Die meisten Schauspieler fangen auf kleinen Bühnen an, den sogenannten „Meerschweinchen“. Das Merkwürdige ist nun, daß gerade die kleinsten Bühnen die größten Anforderungen an ihre Künstler stellen müssen. Wer einmal auf einer Theateragentur Gelegenheit gehabt hat, einen Blick auf das Repertoire der Schauspieler zu werfen, die sich oft vergeblich um ein Engagement an Theatern fünften und sechsten Ranges bewerben, schlägt die Hände über den Kopf zusammen. Man kann dreist behaupten, es giebt kein menschliches Gehirn, das fähig wäre, diesen Memorirstoff zu beherbergen. Thatsächlich haben die Bewerber den größten Theil der von ihnen bezeichneten Rollen gespielt, wie sie sagen: studirt, das heißt, sich genügend damit beschäftigt, um mit der oberflächlichsten Vorbereitung, die in den kleinen Provinzialstädten eine Nothwendigkeit ist, vor das Publicum hinzutreten und unter unausgesetztem Beistande des Mannes im grünen Kasten, so gut es eben gehen mag, die Rolle zu bewältigen.

In diesen kleineren Städten kann thatsächlich nur in den seltensten Fällen ein Stück ein- oder gar zweimal wiederholt werden. An jedem der drei oder vier Spielübende der Woche muß immer etwas Neues gegeben werden. Und bei dem ebenfalls nothgedrungen beschränkten Personal spielt unweigerlich der Künstler in jedem Stücke die Rolle seines Faches oder irgend eine andere. Sechzig bis siebzig verschiedene Rollen in einem Jahre in den ungefähr zwanzig Wochen der Wintersaison gehören zur Regel. Zur Vorbereitung ist immer nur eine ganz kurze Zeit gegeben. Nach zwei, drei Proben muß das Stück heraus. Es wird also verlangt, daß der Schauspieler in den wenigen Stunden, in denen er vom Theater nicht in Anspruch genommen ist, also am freien Nachmittag des Nichtspieltages, seine Rolle studirt, das heißt, mechanisch so weit beherrscht, daß er eben auftreten kann. Natürlich muß er dazu noch die Stundeil der Nacht verwenden. Wenn ihm der Theaterdiener einen Stoß Rollen in's Haus bringt, so kann er sie zunächst kaum oberflächlich lesen. Sofern es sich nicht um ältere Stücke handelt, kommt er daher gewöhnlich mit der Rolle in der Hand auf die erste Probe. In den freien Stunden sucht er sie sich nun, so gut es gehen will, einzuprägen. Auf der zweiten Probe spielt er mit stärkster Nachhilfe des Souffleurs, in

92 Paul Lindau in Die «den.»

der dritten und letzten versucht er sich davon ein wenig mehr zu emanzipieren, und dann nüt Gott! So geht's einen Tag wie alle Tage.

Bei dieser Art von Bühnen ist die künstlerische Regie von vornherein ausgeschlossen. Da kann es sich eben nur um die äußere Anordnung handeln: daß sich die Leute nicht auf die Füße treten, nicht rempeln und wissen, wo sie zu stehen, zu gehen und sich zu sehen haben. Der Künstler selbst ist in nahezu allen Fällen dazu verurtheilt, sich mit dem bloßen Ungefähr zu begnügen. Es ist ganz unmöglich, das; er die Rolle wirklich auswendig kennt — so auswendig, daß er sie wortsicher mit Hilfe des Souffleurs spielen kann. Er ist vielmehr beständig darauf angewiesen, sich zu helfen, zu improvisiren, nicht stecken zu bleiben, durch seine (Geistesgegenwart Verlegenheitspausen zu vermeiden.

In dieser schlechten Schule wachsen nun nahezu alle Schauspieler auf. Das Erste, was sie da lernen, ist der größte Fehler, den sie später abzugeben haben. Die Bevorzugten, die das (Rück haben, aus diesen Verhältnissen bald herauszukommen und in Verhältnisse einzutreten, in denen eine kunstgerechte Vorbereitung möglich ist, Schauspieler, die an eine große Bühne engagirt werden, wo auch nicht ein Zehntel dessen von ihnen verlangt wird, was sie an Memorirstoff an den kleinen Bühnen zu bewältigen hatten, die also aus der mechanischen Handwerksarbeit in die künstlerische Arbeit vorrücken, haben denn auch nichts Eiligeres zu thun, als das, was sie gelernt haben, möglichst schnell wieder zu vergessen, daß heißt, die Unart der incorrecten Wiedergabe abzulegen. Bei Einigen hat sich das jedoch schon so tief eingefressen, daß es gar nicht mehr auszumerzen ist. Sie können beim besten Willen nicht mehr genau lernen; die bisherige Übung hat sie zu sehr an das Ungefähr gewöhnt; und wenn sie meinen, daß sie ganz genau Alles wissen, bleibt es doch immer nur beim Ungefähr.

Das sind die Verbildeten. Unter diesen giebt es erste Talente, die jetzt die gefeiertsten Künstler an unseren allervornehmsten Bühnen sind. Sie sind die Unart, die ihnen aus der sogenannten „Echmierenzeit“ noch anklebt, nie wieder losgeworden. Bei ihnen überwiegen eben andere hervorragende künstlerische Eigenschaften: eine echte, vollfaftige Schauspielernatur, Wahrheit und Schlichtheit der Empfindung, so daß man ihnen, wenn auch mit tiefen Bedauern, diese Todsünde wohl oder übel nachsehen muß.

Bei Anderen ist es das Alter, die Abnutzung des Gehirns, die die Incorrectheit verschuldet. Die Anforderungen, die an das Gedächtniß des Schauspielers gestellt werden — ich spreche einstweilen nur von den Anforderungen an das Gedächtniß, nicht an die anderen physischen und psychischen Kräfte —, sind ganz ungeheuerlich und unuerhältnißmäßig. Es ist geradezu wunderbar, daß sich bei dieser unausgesetzten Anspannung des Gehirns für die einseitige Thätigkeit des Wortelernens so viele Schauspieler bis in ihr spätes Alter ihre vollige geistige Frische und Sicherheit des Gedächtnisses bewahren. Weniger robuste Naturen unterliegen allerdings diesen

Vermelkungen über Regie und Inszenierung. 92

unausgesetzten und einseitigen Anstrengungen. Bei den unglücklichsten opfern ihres künstlerischen Berufs führen diese Ueberanstrengungen zur völligen Zerstörung der geistigen Kräfte, zur tiefen Umnachtung. Tragische Beispiele dafür stehen vor Jedermanns Augen.

Bei vielen Anderen nehmen sie zum Glück eine mildere Form an: auch die alten Künstler bewahren sich ihre geistige Frische und Regsamkeit, aber das Gedächtnis; versagt mit der Zeit nach seiner allzu gewaltigen Dienstleistung zunächst zögernd den Dienst, bis es sich geradezu gegen neue Zumuthungen rebellisch auflehnt. Ich habe einen bedeutenden Schauspieler gekannt, einen überaus gewissenhaften Lerner, dem während der Blüthe seiner Jahre fast niemals auch nur ein Versprechen unterlief. Auch in späteren Jahren kam er noch vollkommen fertig auf die erste Probe. Er brachte den Tert fast ganz correct ohne Hilfe des Souffleurs. Von Probe zu Probe wurde er unsicherer. Am Abend der ersten Vorstellung frischte die Aufregung das Gedächtnis; momentan wieder auf, dann aber ging es rapide bergab, und bei der zehnten, zwölften Wiederholung des Stückes blieb er regelmäßig stecken. Solchen Künstlern gegenüber, die entweder niemals haben lernen oder infolge des übermäßig angespannten Gedächtnisses das Gelernte nicht bewahren können, ist der Regisseur ohnmächtig. Einzugreifen hat er nur da, wo er beim Künstler ein ungenügendes Pflichtgefühl, mangelhaftes Verständnis, Leichtsinn in der Vorarbeit und Trägheit wahrnimmt. Dazu bietet sich ihm übrigens zum Glück an unseren ersten Bühnen nicht oft Veranlassung.

An den Kunstinstituten, die mir vor Allem in's Auge zu fassen haben, gehören Schauspieler, die den Wortlaut ihrer Rolle am Abend der ersten Vorstellung nicht beherrschen, zu den großen Seltenheiten. Was aber häufiger vorkommt, ist eine gewisse Unsicherheit und Schwankung im Text, ist Falschgelerntes. Jedermann, der die Bühne vom Regiestuhle oder von einem Sitz des menschenleeren Hauses aus, nicht bei der Beleuchtung der Rampen, sondern bei den grauen Lichte des hereindämmernden Tages, kennt, weiß, daß diese Unsicherheit, diese Versprechungen und Schwankungen, die bei der Vorstellung später stören, fast in allen Fällen schon auf den Proben vorkommen und regelmäßig wiederkehren. Wenn ein Schauspieler auf den Proben zwei-, dreimal nicht pünktlich auf das Stichwort einsetzt und erst durch den deutlichen Zuruf des Souffleurs oder die Mahnung des Regisseurs geweckt werden muß, oder wenn er mehrfach in einen bestimmten Satze sich verspricht oder stockt und diesen Satz mit einer ungehaltenen Bewegung noch einmal wiederholen muß, so kann man darauf schwören, daß ihn bei der ersten Aufführung das gleiche Schicksal ereilt. Auf diese Unebenheiten hat der Regisseur mit großer Aufmerksamkeit zu achten. Er darf niemals fünf gerade fem lassen, er muß die betreffende Stelle so oft wiederholen lassen, bis es klappt.

Es kommt vor, daß der Dichter, der ja nicht immer hört, was er schreibt, diese oder jene Wendung achtlos auf's Papier wirft, die dem betreffenden Künstler, der sie auf der Bühne zu sprechen hat, absolut nicht

9H f>aul Lindau in Dresden.

!

mundgerecht ist. Trotz aller Mühe bringt er es nicht Heralls. Er lernt den Passus mit eiserner Zähigkeit, spricht ihn zmanzigmal durch, und jedesmal, wenn die gefürchtete Stelle naht, wird er schon vorher unsicher und unruhig, wie der Nenner, der weiß, daß er einen sehr breiten Graben zu nehmen hat, über den er vielleicht doch nicht hinwegkommt. In solchen Fällen ist das geringere Uebel dein größeren vorzuziehen. Und wenn ein Dichter wie Laube und Dingelstedt die Regie führt, oder sonst ein tüchtiger Mann mit pietätvollem Respect vor dein Bühnenwerke, so darf ihm der Autor auch ruhig die Freiheit einräumen, das geschriebene Wort umzugestalten, daß es zu einem leicht sprechbaren wird.

Noch auf Eines hat der Regisseur bei dieser ersten und elementarsten Beschäftigung mit der richtigen Wiedergabe des Wortes zu achten. Beim Ausschreiben der Rollen kommen sehr oft Versehen vor, die nicht so stark sind, daß sie selbst der intelligente Künstler sogleich bemerken müßte, die aber dennoch sinnenstellend sind. Hat aber der Schauspieler einmal das Falsche eingelernt, so ist es unglaublich, wie fest es sitzt. Er wird es nur mit äußerster Anstrengung wieder los. Es handelt sich da allerdings anscheinend nur um Geringfügigkeiten, aber auch diese können von großer Wichtigkeit werden. Das Nühnenwort wirkt so unuerhältnißmäßig stark, daß die Per-tauschung irgend eines Eigenschaftswortes eine stimmungsvolle Schönheit zu einer trivialen und banalen Wirkungslosigkeit macheil kann. Gerade weil es sich hier um Kleinigkeiten handelt, die sich der oberflächlichen Betrachtung leicht entziehen, hat der Leiter der Proben besonders scharf aufzupassen.

Wenn nun der Regisseur dafür geforgt hat, daß feine Schauspieler das dichterische Wort mechanisch vollkommen beherrschen, so hat er die erste feiner Aufgaben erfüllt, und die zweite tritt heran: für die Deutlichkeit der Wiedergabe zu sorgen, die gute und correcte Anssprache zn pflegen.

Die Klage der Bühnenleiter darüber, daß die Schauspieler undeutlich und schlecht sprechen, ist so alt wie die Bühnenkunst selbst. In der interessanten Schrift „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung“ von Julius Wable, die unlängst im Berlage der Goethe-Gesellschaft in Weimar erschienen ist, wird die folgende Stelle aus einin Briefe, den Goethe an den Regisseur Vohs gerichtet hat, mitgetheilt, die im Znsammenhang mit vielen anderen Borschriften des Dheaterdirectors Goethe beweist, wie auch er gegen diese abscheuliche Unart bei seinen Künstlern anzukämpfen hatte: „Auch haben sich die Schauspieler zu befeißigen, durchaus laut und vernehmlich zu sprechen Worauf die Direction künftigen Winter ohnnachlässlich dringen wird.“

„Es ist noch meine letzte Klage,“ sagt Ludwig Dieck zu Laube, „daß unsere Schauspieler nicht sprechen können.“

Laube hatte deshalb auch, wie man weiß, für fein Theater einen eigenen Posten zur Erzielung der deutlichen, scharfen nnd richtigen Aus-



Vemeitungen über Regie und Inscenirung, 95

sprache geschaffen: den Bortragsmeister. Die Zweckmäßigkeit der Anstellung eines besondern „Einpauker:" ist zwar von vielen Zeiten bestritten worden, und das Laube'sche Experiment hat keine Nacheiferung gefunden. Es ist daher auch nicht möglich gewesen, Erfahrungen über diese Einrichtung zu sammeln. Die Thatsache aber läßt sich nicht in Abrede stellen, daß; unter Laube Stratosch erhebliche Dienste geleistet hat, daß mit verhältnißmäßig oft bescheideneren Kräften Leistungen zu Stande kamen, die über das Niveau des berechtigten und Erwarteten weit hinausgingen, daß von Stratosch unterwiesene Schauspieler unter ^anbe besser gespielt haben als später, wenn sie ihrem eigenen Genius überlassen waren, und daß, allgemein gesprochen, auf den Bühnen des Leipziger und wiener Stadttheaters unter Laubes Leitung die Rede der Schauspieler durch Schärfe, Bestimmtheit und Leichtverständlichkeit rühmlich hervortrat. — Ganz dasselbe gilt auch von Meinigen, das in der Person der Gemahlin des Herzogs, der künstlerisch feingebildeten Freifrau von Heldburg, eine ungemein tüchtige und unermüdllich fleißige Bortragsmeisterin besitzt.

Ob nun mit oder ohne Bortragsmeister, jedenfalls hat der Regisseur seine vollste Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß vor Allem deutlich gesprochen wird. Auch deutlich im Pianissimo, auch mit dein Publicum abgewandtem Gesicht, auch wenn der Schauspieler zum Fenster hinaus oder vor die Dhür spricht. Verstandenwerden ist Alles, und zwar mühelos verstanden werden; denn die Anforderungen, die das Bühnenwerk an den Zuschauer stellt, sind ohnedies so starte, daß dem Publicum nicht zugemthet werden kann, sich noch besonders anzustrengen, um überhaupt zu verstehen. Es muß ihm leicht gemacht werden. Die vollkommen mühetose Verständlichkeit ist die Borbedingung des ungetrübten künstlerischen Genusses im Schauspielhause. Diese einfache Deutlichkeit, die ich vorläufig noch ohne Rücksicht ans den geistigen Inhalt in's Ange fassen will, wird nun auf fehr verschiedene Arten zu erzielen sein, je nach den Bedingungen, unter denen der Schauspieler zu sprechen hat. Steht der Schauspieler in einer dichterisch gut vorbereiteten Situation, in der ohnehin alles Interesse auf ihn hingelenkt ist, etwa allein auf der hellbeleuchteten Bühne, auf der Höhe der erste» Gasse in der Nähe des Souffleurkastens, fo wird ein Minimum von Stinnstärke und Articulation fchon genügen, um ihn überall durchaus verständlich zu machen. Da sorgen schon die äußeren Bedingungen für die Deutlichkeit, und der Regisseur braucht da kaum noch mitzusprechen. Je nach den veränderten Umständen aber verändert sich auch die Deutlichkeit. Stellung, Umgebung, Beleuchtung, Alles das hat seinen besondern Charakter und erheischt besondere Leistungen, um die Deutlichkeit zu erzielen.

Venu der Schauspieler vom Hintergrunde aus oder mit abgewandtem Gesicht oder aus der Bühne heraus in einen benachbarten Raum oder auf die Straße spricht, so hat er, um vollkommen verständlich zn sein, schon ganz andere Anstrengungen zu machen. Es ist auch etwas Anderes, ob er Nort, und Süd. I.XV. 193. 7

96 Paul Lindllu in Dresden.

allein oder im Zwiegespräch oder in einer volksbewegten Scene zu sprechen hat. Hier werden schon beträchtliche Anforderungen an die Einsicht und Findigkeit der Regie gestellt, um zunächst die bloße Deutlichkeit hervorzurufen. Das Gleiche gilt von der Beleuchtung. Es ist etwas Anderes, ob die Rede bei der gewöhnlichen hellen Rampenbeleuchtung oder bei gedämpften« Lichte, beim Sonnenuntergang oder beim Morgengrauen oder gar in finsterner Rächt von den Lippen des Schauspielers kommt. Denn das Auge ist der starke Vermittler aller Sinne und besonders des Gehörs. Der Deutlichkeit, die sich unter den gewöhnlichen und günstigen Bühnenbedingungen beinahe von selbst ergibt, muß dann auf künstliche Weise nachgeholfen werden, wenn diese besonderen Bedingungen eintreten. Ein Satz, der unter diesen gewöhnlichen Bedingungen vollkommen verständlich wäre, würde unter den ungewöhnlichen nur mit äußerster Anstrengung vom Zuhörer erfaßt werden, wenn er unter diesen ungünstigen Verhältnissen ebenso gesprochen würde wie vorher.

Ein großer Irrthum wäre es nun, zu glauben, daß diese Schwierigkeiten der Stellung, der Umgebung, der Beleuchtung schon durch einen höhern Stärkegrad der angewandten Stimmittel zu überwinden wären. Schreien hilft auch beim Theater nichts. Jeder Zuhörer weiß, daß im Fortissimo hervorgestoßene Tiraden oft unverständlich bleiben, während im leisesten Pianissimo gesäuselte tief eindringlich wirken. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Deutlichkeit auf diese künstliche und künstlerische Art in viel höherem Grade durch das Tempo, als durch das laute Schreien erreicht wird.

Allgemeinere Regeln lassen sich da nicht aufstellen. Das Einzelne wird jedesmal durch den concreten Fall bestimmt werden müssen und die Entscheidung immer von Fall zu Fall erfolgen. Das aber ist als allgemein richtig festzustellen, daß die Deutlichkeit für die besonderen Bedingungen immer auf besondere Weise angestrebt werden muß, daß also der Schauspieler, wenn er seine Stellung verändert, wenn er sich zum Beispiel im Monologe von der Mitte der Bühne von gedankenvoll nach hinten wendet, um in demselben Maße verständlich und deutlich zu bleiben, nicht mehr ebenso sprechen darf, wie er zuvor gesprochen hatte, sondern anders reden muß, daß er, wenn er sich hinten in einer Ecke niederläßt, um so deutlich zu bleiben, wie er vorher gewesen war, entweder lauter oder langsamer oder auch leiser oder schneller als vorher sprechen muß.

Auf diese Veränderung des Vortrags nach den veränderten Bedingungen legen die Franzosen den größten Wert, und Dutzende von Proben werden lediglich darauf verwandt, die Abstimmung der Stärke des Organs und die Feststellung des Tempos scharf zu regeln.

Ist nun einmal die mechanische Deutlichkeit des Wortes erzielt, so rückt die nächste ungleich wichtigere Frage in den Vordergrund: wie ist die

Nemerkungen über Regie und Inscenirung. 9?

Verständlichkeit des dichterischen Inhalts durch die Hilfsmittel der künstlerischen Technik zu erleichtern? Laube nannte das in seiner derben Manier: der Regisseur muß dein Publicum Alles in's Maul schmieren. Der Kunstgenuß im Theater hat seine eigenthümlichen Bedingungen. Ursache und Wirkung folgen blitzschnell aufeinander. Die Worte fliegen pfeilgeschwind. Für das Publicum giebt es kein Rasten, keinen Stillstand, keine Umkehr. Es wird von der unaufhaltfamen Strömung der Handlung im Vortrage mitgerissen. Was im Augenblick nicht verstanden wird, bleibt überhaupt unverstanden. Man kann nicht fragen: wie war das gleich? ist nicht vorher das und das gesagt worden? Das einmal Ueberhörte erschwert oder vernichtet das Verständnis, des Späteren, ruft Mißverständnisse hervor und verdirbt vielleicht die Empfangsfähigkeit für das Wichtigste.

Das, worauf es ankommt, was das Publicum unbedingt verstehen soll und muß, muß also auch durch die Art des Vortrags wichtig wirken. Wichtig, aber nicht aufdringlich. Alle Absichtlichkeit muß im Gegentheil streng vermieden werden.

Das Publicum ist nicht dumm, - es ist sogar unerhört feinfühlig und fcharfsinnig. Das Wthfel, daß die Summirung einer großen Anzahl verschiedenartigster Elemente, sogar zerstreuter, blasirter, mittelmäßiger, einfältiger Köpfe mit einer Minderheit hervorragender Intelligenzen als Facit eine ganz ungewöhnlich entwickelte Intelligenz ergiebt, hat schon tiefsinnige Denker ernsthaft beschäftigt. Erfahrungsgemäß fest steht aber der Satz, daß in letzter Instanz das Publicum das beste und auch das gerechteste Urtheil fällt. Von Voltaire, dem man das Eompliment machte, der geistvollste Mann feiner Zeit zn fein, stammt das bekannte Wort: „Es giebt noch Jemand, der mebr Geist bat als Voltaire: alle Welt — tuut ie muncks/' Das Publicum hat daher auch das Recht, es sich zu verbitten, für dumm gehalten zu werden. Es will sich nicht mit beleidigender Deutlichkeit Dinge vorsagen lassen, die es bei seinem feinen Verständnis; auch ohne diese Anstrengung von Seiten des Darstellers vollkommen verstehen würde. Jeder einzelne Zuschauer soll vielmehr glauben, daß er eigentlich der Einzige ist, der diese Feinheit, diese Anspielung sogleich bemerkt hat. Der Zuhörer darf nicht die Empfindung haben, daß man ihn auf etwas ganz bcfonders aufmerksam macht. Gleichwohl muß der Darsteller dein Publicum beständig den Punkt auf's i setzen, aber eben ohne daß es bemerkt wird. Das Unterstreichen darf nie etwas Absichtliches haben.

In dieser Beziehung der unmerklichen Unterweisung des Publicums durch die Darstellung war Laube der unerreichte Meister. Alles, was in dem Stücke war, brachte er durch seine Künstler auch so heraus, daß alle Zuhörer es capireu mußten, und daß wiederum jeder Einzelne sich sehr geschieht vorkommen durfte, die unmerkliche Kleinigkeit, auf die es ankam, fo schnell erfaßt zu haben.

?»

98 f>aul lindau in Dresden.

Die unerläßliche Vorbedingung zu dieser vergeistigenden Regie ist natürlich die allergenaueste Kenntnis; und das vollkommenste Verständnis; der Dichtung. Mit dem bloßen Lesen ist es nicht gethan. Ehe Laube auf die erste Probe kam, hatte er das Stück für sich schon bearbeitet, und zwar nicht auf das bloße Streichen und Zusammenziehen hin, nicht auf die Regulirung der Aeusierlichkeiten, sondern ganz besonders und zunächst ausschließlich auf die Herausschälung des Wichtigen, des für die Handlung Bezeichnenden, ich möchte sagen.- des sachlichen Kernes. So hat denn auch Niemand eine Exposition herausgebracht wie Laube. Er ging da mit pedantischer Sorgfalt vor.

Ich besitze ein von Laube in Scene gesetztes Stück mit seilten Streichungen und Randbemerkungen. Alle auf die Haupthandlung bezüglichen Vorbereitungen in der Dichtung, die willkürlich in so und so viel Scenen zerstreut sind und oft weit auseinander liegen, sind von Laube blau unterstrichen worden, einzelne Wendungen, ja einzelne Wörter, auf die später irgendwie einmal Bezug genommen wird, sind schwarz angemerkt mit der Randbemerkung: siehe Act xx, Scene x, paZina so und soviel.

Es kam also vor, daß Laube im ersten Act auf der Probe einen Schaufpicler unterbrach und ihm zurief: „Das Wort xx müssen Sie schärfer markiren.“ Und antwortete der erstmmte Schauspieler: „Ja, aber das giebt doch keinen rechten Sinn, ich kann's doch nicht betonen!“ so antwortete Laube: „Das brauchen Sie auch nicht zu betonen. Sehen Sie meinerwegen während des Satzes nach der Uhr, so daß Sie beim Sprechen der vorhergehenden Worte schon zerstreut wirken und dann das entscheidende Wort zwanglos dehnen können oder vor dein Worte eine unmerkliche Pause machen. Dann sitzt das Wort beim Publicum. Und wir brauchen das Wort für den vierten Act, fünfte Scene. Da wird es von dem und dem in ein ganz andern Sinne gebraucht, und dann wird es da komisch belebend wirken.“

Ich führe hier nur eine winzige Einzelheit an, die aber doch für die ganze Regieauffassung und Regieführung Laubes charakteristisch ist und zur Erklärung der von Allen gemachten Erfahrung beitragen kann, wie es kam, daß die Stücke unter Laube ein merkwürdig scharf ausgearbeitetes Relief, eine auffallende Klarheit und Durchsichtigkeit besaßen, wie bei ihm Scenen zur Geltung kamen, die an anderen Theatern oft ganz unbemerkt vorübergingen. Das geistige Unterstreichen kann durch die verschiedensten Mittel erreicht werden. Das einfachste, aber gewöhnlich auch das roheste und deshalb auch das wenigst geeignete Mittel ist die bloße Hervorhebung, das lautere und schärfere Hervorheben. Da merkt man aber auch am leichtesten die verstimmende Absichtlichkeit.

Tft ist aber gerade das Umgekehrte wirkungsvoller und zweckmäßiger, das Leisesprechen. Der Schauspieler muß wie jeder gute Redner das Orlir des Auditoriums besitzen. Wenn es ihm durch einen geschickten Uebergang

Vemerkingen über Regie und Inscenirung, ^— 99

gelingt, das Publicum dahin zu bringen, ihn: bis zum Pianissimo zu lauschen, wenn er es dahin bringt, daß es die Ohren spitzt, dann ist die Wirkung des Piano immer die eindringlichste.

Auch durch den Wechsel des Tempos wird derselbe Zweck der Hervorhebung erreicht, durch langsames, stockenderes, schleppenderes, nnter Umständen aber auch durch hastigeres und nervöseres Sprechen.

Ebenso durch die Mimik. Wenn das Auge des Sprechers, das bisher auf den Partner gerichtet war, nun plötzlich in die Weite blickt oder am Boden schweift, so wird das, was er jetzt sagt, sich von dem bisherigen Vortrage ebenfalls abheben und eindrucksvoll für das Publicum werdeu.

Ebenso durch die Geberde, durch die Veränderung der Stellung, also dadurch zum Beispiel, dast der Schauspieler, der bisher gesessen hatte, nun aufsteht, oder umgekehrt, wenn er gestanden hatte, sich nun setzt. Alles das wird in vernünftiger, kunstgerechter Ausführung zweckdienlich sein lind das Veachtenswerthe von dem Gewöhnlichen für das Verständnis; des Publicums abheben.

Mit einem Worte: in der Veränderung der Sprache, des Vortrags, der Haltung hat sich das Wissenswichtige und Wissensnüthige vom Uebrigen unmerklich, aber doch sehr eindringlich zu unterscheiden.

Mancher mag von diesen äußerlichen Mitteln und künstlichen Notbochelfen geringschätzig denken und glauben, auf das Alles käme ja wenig an; die innere Wahrheit sei die Hauptsache.

Ja, das ist schön gesagt: innere Wahrheit! Aber mit Pilatus fragen wir: Was ist Wahrheit? Die Wahrheit auf der Bühne ist eben eine Scheinwahrheit, wie die Ntthnenwelt die Welt des Scheines ist. Die Bühne bat nicht die Aufgabe, wahr zu fei», sondern wahr zu wirken, und zur Heruorbringung der wahrhaften Wirkung sind allerdings künstliche Mittel geboten. Mit den einfachen und natürlichen, die sich von selbst ergeben, ist's nicht gethan.

Die Natürlichkeit auf der Vtthne ist keineswegs die photographisch getreue Wiedergabe der Wirklichkeit.

„Ter Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,  
Und siegt Natur, so nmk die Kunst entweichen,“

sagt Schiller. Die Bühnennatürlichkeit ist vielmehr eine modincirte Wirklichkeit, eine nach den besonderen Bedingungen der besondern Vühnenoptik und Vühnenllknstik umgestaltete Wirklichkeit. Wie die Schminke der (Gesichtsfarbe nachhelfen muk, um für das Auge das richtige Bild der ungeschminkten Wahrheit hervorzurufen — ich lasse die Verschönerungszwoccke der Schminke ganz auner Acht —, so sind auch künstliche Verstärknngsmittel nöthig, uni ans der Vülme die natürliche Sprache hervorzurufen. Und gradeso verhält es sich mit der Mimik und mit den tteberden. Um zum Eindruck der Wahrheit zu gelangen, mu»! der Ausdruck auf der Vülme über das Wahre hinaus verstärkt werden.

^00 Paul Lindau in Dresden.

Die richtige Abmessung des Grades der anzuwendenden Verstärkungsmittel, — das ist das Talent des Schauspielers. Der Begriff „schauspielerisches Talent“ ist mit diesem einen Satze ungefähr erschöpfend definiert.

Das Bestreben, die Wirklichkeit so zu copiren, wie sie in Wahrheit ist — dieser schauspielerische Verismus — hat neuerdings manche Unarten bei uns eingebürgert. So das jetzt viel beliebte Spiel mit dem Rücken gegen das Publicum. Es lässt sich natürlich nichts dagegen einwenden, wenn damit ein besonderer künstlerischer Zweck angestrebt und erzielt wird. Unbedingt verwerflich ist es aber, wenn zu dessen Motivirung nichts weiter angeführt werden kann, als der bedenkliche Gemeinplatz: im Leben ist's ja auch so!»!

Das beweist gar nichts. Das Lebensrichtige ist noch lange nicht bühnenrichtig. Die Bühnennatürlichkeit ist eine Mischung der Wahrheit und der Convention. Wie bei jedem Bühnenzimmer die vierte Wand ausgebrochen ist, um dem Publicum den Einblick in das Interieur zu gewähren, und wie die drei verbleibenden Wände auch bloß ungefähr richtig sind, so ist es um die ganze Bühnenkunst bestellt. Drei Viertel ist ungefähr richtig, ein Viertel ist ehrlich falsch. Das stimmt beinahe im Verhältnis?. Wie man den Schauspieler hören und verstehen will, so null man ihn auch sehen, bequem sehn, Ob der Rock in: Nucken Falten schlägt oder nicht, interessirt uns nickt, wir wollen das Gesicht sehen. Das ist des Zuschauers wohlverworbenes Recht.

Die Regie hat also bei der Anordnung der Stellungen immer darauf zu achten, daß die Darsteller womöglich von allen Plätzen des Hauses mühelos gesehen werden können. Die Schwierigkeiten, die da zu überwinden sind, sind oft groß, denn hier werden die Sünden der Architekten heimgesucht an den Regisseuren, und mit ihnen, vielleicht in noch höherem Grade, an den Künstlern, und im höchsten Grade an dem Tichter.

Das anfringliche Spiel auf dem Profcenim, in der nächsten Rachbarschaft der Rampen und des Sonffleurkastens, ist zwar als unschön und unfein möglichst einzuschränken, aber es ist immer noch ein geringeres Uebel als das Hineinkriechen in Ecken und das Verschwinden im Hintergrunde, das die Insassen der wenig begünstigten Plätze zu den abenteuerlichsten Stellungen und Halsuerrenkungen nöthigt, wenn sie die Künstler überhaupt sehen wollen.

Wie beim Schauspieler, so zeigt sich auch beim Regisseur das eigentliche Talent vor Allein darin, die richtige Mitte zu treffen und zwischen der durch die Vühnuerhältnisse gebotenen Unwahrheit und der Lebenswahrheit, deren Bild die Vühn.' sein soll, einen möau.8 vivsncli herzustellen. Die Stellungen müssen also so geordnet werden, daß sie wahr wirken. Sie dürfen aber nicht der Abklatsch der Wirklichkeit sein, wenn sie eben den Eindruck des Wahren und Schönen machen sollen.

Abscheulich würde es aussehen und entsetzlich langweilig wirken, wenn sich die Personen in einem Vühnensalon so setzen und so lange auf ihren Stühlen sitzen bleiben wollten, wie es in Wahrheit bei wohlgezogenen Leuten

Vemeilungen über Regie und Insceniung, ^0^

in der guten Gesellschaft geschieht. Die Bühne erfordert eine viel stärkere Bewegung. Wie sich in der Dichtung die Vorgänge hart aneinander schieben, die Stimmungen beständig wechseln, die Handlung in unwahrscheinlicher schnelle unaufhaltsam vorwärts drängt, wie hier alle Mittelglieder der Wirklichkeit ausgeschieden werden, so herrscht auch in der Bewegung der handelnden Personen auf der Bühne eine Lebhaftigkeit, die der viel bedächtigeren Wirklichkeit gar nicht entsprechen kann. Wir sehen ja auf der Bühne eigentlich nur ungewöhnlich erregte Personen, freudig oder schmerzlich ungewöhnlich bewegte. Sind sie normal, dann sind sie langweilig. Dieser unausgesetzten Erregung entspricht es, daß sie sich mehr bewegen, daß sie sich also öfter setzen, öfter aufstehen, öfter die Plätze wechseln, als es in der guten Gesellschaft der Wirklichkeit der Fall ist, auch wenn sie der allerbesten Gesellschaft auf der Bühne angehören. Bewegt muß das Bühnenbild immer sein, aber es darf nicht in quecksilberne Unruhe ausarten.

Ueber das Aufstehen-, Eichsetzenlassen, den Wechsel der Stellungen, über alle diese Dinge, die von aroner Wichtigkeit sind — denn es ist etwas ganz Anderes, ob eine Rede stehend oder sitzend gesprochen wird —, läßt sich allgemein Zutreffendes natürlich nicht aufstellen. Der einsichtige Regisseur hat an der Hand der Dichtung genau an den betreffenden Stellen die Weifungen zu geben und immer zu beachten, daß eine jede Veränderung der Stellung dem Zuschauer auffällt, ob dieser sich mm Rechenschaft davon ablegt oder nicht. Es stellt sich dem Ange eben ein neues Bild dar. Wenn der Dichter den Zuhörern etwas Neues zu sagen hat, so hat also der Regisseur den Zuschauern auch das neue Bild für die Augen zu bieten.

Wie man sich auf der Bühne anders bewegt als im Leben, fo kann auch die Bühnenuuterhaltng nicht die Bedingungen der Wirklichkeit erfüllen. Die frühere Schauspielschule trieb mit dem Rechte der nachgedrungen conuentionellcn Vühnenunterhaltung schrecklichen Mißbrauch. Der Schauspieler der alten Schule sah seinen Partner, mit dem er sich unterhielt, eigentlich nie an. Er sprach beständig in's Publicum hinein, und, der Mitspieler verhielt sich passiv und that so, als ob ihn die Sache gar nichts angehe, bis das Stichwort fiel, auf das er einzusehe» hatte.

Goethe verlangte vom Schauspieler stete Rücksicht auf das Publicum.

„Dieses ist nicht seinetwegen da, sondern der Schauspieler um des Publicums willen.“ „Die Schauspieler sollen nicht aus mißverständener Natürlichkeit unter einander spielen. Profil- und Rückenstellung ist verboten. Wo es das Charakteristische oder die Rothwendigkeit verlangt, geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.“

Goethe geht offenbar viel zu weit, wenn er als Regel ohne Ausnahme aufstellt: der Schauspieler soll nie in's Theater hineinsprechen, sondern immer mit dem Publicum! Nach unseren modernen Auffassungen wäre dieser Satz zum mindesten so zu modificiren: der Schauspieler soll nie vergessen, daß das Publicum im Hanse ist-, aber er soll nie in das Publicum selbst hineinsprechen.

^02 Paul Lindau in Dresden.

Auch andere Vorschriften von Goethe erscheinen sehr pedantisch und mit unseren heutigen Auffassungen unvereinbar. Goethe «erlangt, das; auf der rechten Seite immer die geachtete» Person stehe: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Darum kümmert sich heutzutage mit Recht kein Mensch mehr. Die Stellung auf der Bühne wird nicht durch den äußern Rang bestimmt. Wenn sich der Narr im „^ear“ beständig links vom König halten müßte, so würde das mit der Zeit sehr langweilig werden.

Der Goethe'schen Regie haftete ja überhaupt trotz aller unverkennbaren Vorzüge etwas unbegreiflich bürokratisch pedantisch Steifes an. WMe erwähnt in feiner schon genannten Schrift über Goethes Bühnenleitung eine Tradition, die sich in einer mit Kirchs verwandten weimarischen Familie erhalten hat: das; Goethe beim Einstudiren sich des Taktstockes bedient bade! Auch Pins Alexander Wolfs erzählt, das; Goethes Art, eine dramatische Dichtung für die Aufführung vorzubereiten, ganz die eines Kapellmeisters war: „Er liebte es, bei allen Regeln, die er festsetzte, die Mnsit zum Vorbild zu nehmen und gleichnistweise von ihr bei allen seinen Anordnungen zu sprechen. Der Vortrag wurde von ihm auf den Proben ganz in der Art geleitet, wie eine Oper eingeübt wird: die Tempi, die Fortes und Pianos, das Crescendo und Diminuendo :c. wurden von ihm bestimmt und mit der sorgfältigsten Strenge bewacht.“

Das; diese Art der Regieführung die schärfste Kritik hervorrufen durfte, kann nicht in Erstaunen versetzen. Als kühnste der polemischen Schriften gegen die Goethe'sche Wirksamkeit als Theaterdirector erwähnt Julius Wähle das im Jahre 1898 erschienene Pamphlet: „Saat, von Goethe gesäet, dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aesthetiker und junge Schauspieler.“ Wähle urtheilt den Neid, die Bosheit und Ungerechtigkeit des Kritikers, aber er gesteht ihm doch zu, das; in seiner gehässig absprechenden Beurtheilung ein gutes Stück Wahrheit steckt. Der anonyme Verfasser — es war der Schauspieler Karl Reinhold — machte der Goethe'schen Schule zum Vorwurf, das, in ihr der einseitigste Idealismus, die pathetische manierirte Declamation und eine in angelernten Äußerlichkeiten bestehende, nicht minder manierirte Mimik und Körperbewegung die natürliche Wahrheit, die in Schröder ihren idealsten Vertreter der Zeit fand, verdrängt habe.

Das „Sprechen in's Publicum“ galt bei den Schauspielern des vorigen Geschlechts noch als ziemlich allgemein gültige Regel. Eine rühmliche Ausnahme machte Emil Deurient, und er hatte ganz Recht, wenn er als Marquis Posa dem Darsteller des Philipp, der in der Probe zerstreut um sich blickte, in seinem wohltonenden Singsang zurief: „Ich bitte um Ihr Auge.“ Mit diesem Unfug des Sprechens in's Publicum bei den Einen und des Nichtzuhörens bei den Anderen hat nun allerdings unsere junge Schule gründlich aufgeräumt, manchmal sogar zu gründlich. Es kommt wohl vor, daß sich die Schauspieler auf der Bühne so wahrheitsgetreu ihre Geschichten erzählen, daß sie ganz vergessen, wie noch so und soviel hundert Menschen zugegen



Vemerlungen über Regie und Inscenirng. ^03

sind, die auch gern wissen »wchten, w.is da erzählt wird. Daran ist wieder das „unverständene Bestreben der Natürlichkeit schuld. Nur scheinbar haben die Künstler miteinander zu sprechen, tbatsächlich sollen sie aber doch für's Publicum reden, aber so, das; das Publicum die Meinung gewinnt, sie sprächen ganz unter sich.

Der Regisseur hat sich nun aber hauptsächlich mit denen zu beschäftigen, die zuhören. Der Zuhörer auf der Bühne ist gewissermaßen der Mandatar des Zuhörers im banse. Macht er da oben ein gelangweiltes Gesicht, dann langweilt sich auch das Publicum.

Mit der Herstellung der correcten Wiedergabe des Textes und der wichtigeren Verdeutlichung des geistigen Inhalts geht die Anordnung der Aeußerlichkeiten, die der handwerksmäßige Regisseur im Gegensatz zum künstlerischen Dramaturgen für feine Berufsarbeit hält, beständig Hand in Hand.

Es handelt sich da um die Frage, ob die Schauspieler von rechts, von links oder durch die Mitte auftreten und abgehen sollen, wie sie sich zu einander stellen, wann sie an einander vorübergehen, wann sie sich zu setzen und aufzustellen hnbeu, die Handhabung der Requisiten, die Stellung des Mobiliars u. s. w. Alles das klingt sehr einfach. Der Fernstehende meint, daß sich das nnter verständigen Leuten auch ohne feste Verabredung erledigt.

Das ist aber ein sehr großer Irrthum. Diese Aeußerlichkeiten sind, wenn auch nicht die Hauptsache, doch für die scenische Wirkung sehr erheblich.

Die Frage, ob für den Rahmen des Kunstwerkes das große oder das kleine Schauspielhaus das zweckmäßigste sei, hat mit der Aufgabe, die ich nur gestellt habe, nichts zu schaffen. So gestellt ist die Frage auch gar nicht zu beantworten. Sie wäre gerade so thöricht, als wollte man fragen, ob ein Bild in einem fehr großen hellen oder in einem behaglich matter beleuchteten kleinen Räume am besten aufzuhängen fei. Das hängt eben ganz vom Bilde ab. Einen in größten Verhältnissen durchgeführte« und auf Fernwirkung berechnete« Rubens wird man nicht in ein kleines Boudoir hängen, ebenso wenig ein liliputanisches Meisterwerk von Meissonier, das die Prüfung durch die Lupe verträgt und jedenfalls in nächster Rahe gesehen werden muß, in einen Niesensalon von schwindelnder Höhe. Für ein großartiges Shakespeare'sches Drama mit johlenden Volksmasfen und Schlachtgetümmel langt natürlich nicht die Umrahmung, die für ein intimes Proverb von Feuillet oder Musset die geeignetste wäre. Aber der Rahmen steht ja fest, das Haus ist da, der Zuschauerraum ist unveränderlich. Das ist ein gegebener Factor, mit dein der Regisseur zu rechnen hat, an dem er nichts modisiciren kann.

Anders allerdings der Schauplatz, die Bühne, die er voll, das heißt, so groß sie ihm der Architekt gebaut hat, bcnutzeu oder auch nach seinem

^UH Paul Lindau in Wiesden.

Ermessen räumlich vermindern, einengen kann. Tu kann es als Regel gelten, was auch von der Bühnendichtung gilt: alles Ueberflüssige ist immer Uebel, alles Entbehrliche schädlich, nur das Allernothwendigste ist richtig.

Unter allen Umständen soll der Raum für den Schauspieler so knapp wie möglich bemessen werden, das erleichtert das Spiel ungemein, verbreitet Behaglichkeit und stellt den Zusammenhang zwischen Bühne und Zuschauer-  
raum am mühelosesten her.

Für unsere modernen Stücke, die gewöhnlich in der Gegenwart spielen, sind kleine Theater mit kleinen Bühnen von unberechenbarem Vortheil. Von der hohen und breiten Oeffnung der großen Bühne strömt eine eisige Kälte in den Zuschauerraum hinein. Die Bühne gähnt einem förmlich an, wie ein weitgeöffneter Mund.

Nur da, wo die Massenentfaltung nöthig ist, ist die große Bühne als unvermeidliches Uebel anzusehen und auch da noch mit größter Vorsicht zu benutzen. Der kunstverständige Herzog von Meiningen, der in der Belebung der Boltsmeuge auf der Bühne, der geschickten Gruppierung und der künstlerischen Ausnutzung des Raumes das Beste geleistet hat, was die Inszenierungskunst überhaupt kennt, hat gezeigt, wie er gerade die größte Wirkung der Menge dadurch erzielte, daß er sie auf einen möglichst beschränkten Raum zusammenpferchte. Wie verbaute er in den großen Volksszenen die Bühne mit allerhand Versatzstücken! Einen kleineren Spielraum für Massen hat wohl Riemann beansprucht als der Herzog. Und doch wirkte das Forum im „Cäsar“ wie ein unermeßlicher Platz, der von einer zahlreichen Volksmenge dicht bevölkert war, obwohl er in Wahrheit einen nur kleinen Raum hergestellt hatte und im Verhältnis zu dem Massenaufgebote vieler anderen Bühnen mit einer beschränkten Anzahl von Ehorführern und Statisten sehr wohl auskam. In der „Hermannsschlacht“ ließ er die römischen Ehorten durch eine ganz vollgebaute Bühne aufziehen. Da rief der Zug die Täuschung hervor, als ob wirklich tausende und abertausende von Römern in die cherustische Niederlassung eindringen. Bei den Meiningern quetschte sich der Aufzug in der „Jungfrau“ durch enge verwickelte Gassen, die bis hart an das Portal des Thoms von Rheims geführt sind. Auch da erzielte der Herzog bei verhältnißmäßig bescheidenem Material die überraschendste Wirkung der Massenhaftigkeit. Ich habe hier Stücke genannt, die im Aufgebote der Eomparferie die höchsten Anforderungen stellen, und auch hier sind die Meiningern mit der kleinen Bühne durchgekommen, ja sie haben sie künstlich verkleinert, wenn sie ihnen zu groß war.

Bei unseren modernen Lust- und Schauspielen, die derartige Ansprüche nicht erheben, ist die Herstellung kleiner intimer Räume aber geradezu geboten. Sie allein wecken die behagliche Stimmung.

Die Franzosen gehen in der Verkleinerung der Bühne mitunter bis an's Extrem. Das reizende Proverb von Alfred de Musset, „Zwischen Thür und Angel“, spielt im Boudoir einer vornehmen Frau zwischen zwei

Nemerkungen über Regie und Inscenirung, ^05

Personen, einer jungen Wittve und ihren, Courmacher. Im TIMtre Fran», 'ais wird das Stück nun in einer Decoration gegeben, deren Hintergrund gleich hinter der ersten Gasse abschließt. Der Raum hat also gerade die Breite eines Fensters. Man kann sich nicht darin umdrehen. Aber dadurch kommt das intime Geplauder erst zu seiner rechten und unmittelbaren Wirkung. In einem großen Talon würde das Stück gar nicht verstanden werden, es wäre einfach langweilig; in dieser gemüthlichen Enge wirkt es allerliebste. Auch für den Schauspieler ist der enge Raum überaus forderlich. Nichts ist beschwerlicher, als wenn der Schauspieler gleich beim Auftreten, ehe er noch irgend etwas Veachtenswerthes hat sagen können, so und fouiel Schritte von der Thür zn machen hat, bis er die Person erreicht, mit der er sprechen soll. Auf der Vühne ist der erste Eindruck immer der stärkste. Das Merkmal, daß der Schauspieler bei seinem Auftreten oder in der ersten Scene durch das Publicum bekommt, wird er gar nicht wieder los. Wenn man Nenuenuto Eellini auftreten ließe und zeigte, wie er bei seinen: ersten Auftreten an eine Vase stieße, die er umwürfe, so würde man nie und nimmer glauben, daß dieser Mann mit knnstgeschickter Hand die feinsten Werke schaffen könne; er würde in den Augen des Publicums ein Tolpatsch bleiben. Es ist daher ein Gebot der Regie, den Schauspieler, wenn nicht eine ganz besondere Absicht vorliegt, so auftreten zu lasseu, daß es möglichst unauffällig geschieht, und daß man eben nur die Empfindung hat: es ist Jemand da, und sich erst später das Urtheil über ihn bildet. Muß er gleich bei seinem ersten Erscheinen einen weiten Raum durchschreiten, so wirkt er fast immer affectirt oder pedantisch oder ungelenkt, kurzum er bekommt seine besondere Marke. Die Franzosen beachten das mit großer Aufmerksamkeit und forgen dafür, daß der neu auftretende Schauspieler niemals viel Schritte zu machen hat.

Liegt eine besondere Absicht vor, will man meinetwegen einen unangenehmen Menschen einführen, der gleich unangenehm wirken soll, nun, so mag man ihn den langen Weg von der Thür bis zu der Person, die er aufsucht, zurücklegen lassen. Dann sieht das Publicum schon, daß es mit Jemand zu thun hat, dem man nicht recht trauen darf. Liegt aber keine besondere Absicht vor, dann ist es immer rathsam, den Auftretenden möglichst schnell und unmerklich in Eontact mit den auf der Vühne befindlichen Personen zu bringen.

Ich erinnere mich einer meisterhaften Eharakterisirung durch das Auftreten in der französischen Aufführung der „Kams aux camö1i»8". Marguerite hat sich in ihr Landhaus zurückgezogen. Ein Herr wird gemeldet. Sie erwartet den Mann, der ihre Pariser Geschäfte erledigt, und fagt gleichgiltig: „Ich lasse bitten." Das Mädchen geht ab. Es tritt eine kleine Panse ein. Marguerite geht langsam nach vorn links. Sie sieht sich um und wundert sich, daß der Herr nicht kommt. Da geht die Thür auf. Der Vater ihres Geliebten tritt ein. Er bleibt an der Schwelle stehen.

<06 f>aul lindau in Dresden.

Die ganze Breite der Bühne trennt die Beiden von einander. Auf der Schwelle nennt er seinen Namen. Marguerite fährt zusammen. Nun tritt er durch eine Handbcwegnnng Marguerites veranlaßt, das ganze Zimmer langsam durchschreitend, an Marguerite heran. Da wußte Jedermann ganz genau: jetzt uaht das Verhängnis;.

ttanz ebenso verhält es sich mit dem Abgang der Schauspieler. Es ist fast immer vom Uebel, wenn der Schauspieler das letzte Wort auf der Bühne vom Ausgang entfernt spricht. Auf den: Wege bis zur Thür kühlt sich bei der Alles übertreibenden und vergrößernden Eigenthümlichk.'it der Bühne die Wirkung merklich ab. Das Publicum wartet noch; es glaubt, er werde am Ende doch noch etwas fagen, und die überflüssige Secunde verwirrt es. Das Spontane und Unmittelbare, das Eigcnthümlichste der Bühne, wird geschädigt.

Auch hier muß natürlich bei besonderen Fällen anders verfahren werden. Wenn Tartüff im vierten Acte, als er von iDrgon aus dem Kaufe gejagt wird, sich plötzlich aufrichtet, bis an die Namp.' vortritt und den betroffenen und entsetzten Mitgliedern der Familie i>gon die fürchterlichen Drohungen in's Besicht schleudert, wenn er dann den weitesten Weg von dem einen Ende der Bühne bis znm andern stumm zurücklegt, mit erhobenem Haupte, und unter tiefstem Schweigen die Thür zuschlägt, so ist das natürlich vollkommen gerechtfertigt, künstlerisch richtig und überaus wirksam. Im Allgemeinen aber ist es immer gut, wenn für den Abgang möglichst wenig Zeit beansprucht wird, wenn also der Sprecher, nachdem er das letzte Wort gesagt hat, den Ausgang schnell und ungezwungen erreichen kann.

So wird also auf den vorbereitend.>n Proben das aufzuführende Stück in allen Einzelheiten nnd Kleinigkeiten zerstückt, und jedes einzelne Stückchen des Stücks wird sorgfältig ausgearbeitet. Der noch bühnenunkundige Autor, der zum ersten Mal der Einstudirung seines Stückes beiwohnt, kommt denn auch von den ersten Proben in der denkbar katzenjämmerlichsten Stimmung «ach Haufe. Es macht auf ihn den Eindruck, als ob das Gefäß, das er gebildet hat, in tausend Scherben zerschlagen vor ihm läge, und er hält es für undenkbar, daß der Schaden wieder gut gemacht werden könne. Nun aber tritt der Regisseur bei dem weiteren Fortgänge der Borbereitungen an die allerschwierigste seiner Aufgaben heran: das für die Bearbeitung notwendigerweise bietrennte wieder zu verbinden, aus den Stücken eine Einheitlichkeit herzustellen und sie in richtigen Uebergängen stimmungsvoll abzu-<sup>1</sup>tönen. Das ist das wahre Ensemble. (echM8 -°igt,>

Vauerndichtung.

von

Ola Dansson.

— Vcrlin'Fricdrichshagen. —

oldige, stille, kühle Morgenfrühe. Der kleine Damvfer, der zwischen Göteborg und Lbristiana alle Küstenorte anläuft, läßt die Ankerkette rasselnd niedergehen und legt sich zur Ruhe. Er ist am Ziel. Vor mir liegt Christiania, ein Häufchen Hänsen, eingeklemmt zwischen mächtigen!, grünen, runden ^jeldwölbuugen. ES ist drei Uhr. Alle Passagiere schlafen in ihren Kojen; ich bin allein auf dem Hinterdeck und hungrig. Aber zu essen giebt's nichts, auch nichts zu trinken. Anch in Ehristicmia giebt's nichts zu essen nnd zu trinken vor sechs Uhr. Ich sehe hinauf zu den mächtigen, runden, grünen Vergwölbungen, deren Grün mit jedem Augeblick saftiger nnd leuchtender wird; rothe Häuschen liegen darauf verstreut, iu dichten Massen, und wie in geschlossenen Eolonnen rückt der Nadelwald zn den Gipfeln hinauf und uostirt sich da in langen welligen Kettenlinien. Ganz oben, über Ebristiana, dämmert aus schwärzlichen Waldmassen etwas hervor, das letzte Gebäude vor den ewigen Waldungen, wo Niemand mehr wohnt. Ich schlage im Ingvar Nielsen, dem norwegischen Bädeker, nach. Ich finde den Namen, aber ich vergesse ihn im selben Augenblick, denn nun wird das Roth über den schwärzlichen Spitzenumrissen der höchsten Baumwivfellinie tiefer und voller uud blutäbulichcr, mattrothe Lichter legen sich über das stahlgraue, blanke Wasser des Fjords, durch die Luft geht ei wie eine verbaltener Athemzng, ein Schweigen, eine Stille, uud dann eine kühle, reine frische, wie ein ruhiges Ausathmeu — uud auf ciumal eine leuchtende, blendende, silberblanke, erhitzende Helle. Die Tonne ist aufgegangen. Der wachthabende Matrose toffelt schläfrig anf Holzschnhen

^08 Vla kzansson in Verlin'Friedrichsbagen.

an mir vorüber, spuckt das Priemchen aus und sagt: „'s wird 'n Heiner Tag.“ „Und Ehrstiania ist eine heiße Stadt,“ erwidere ich. „Der Herr kann ja da hinauf,“ und er wies mit der Hand nach dem letzten Gebäude, hoch über Ehrstiania, hinter dem die ewigen Waldungen anfangen. „Nach 'm Frogner-säter. Hier vom Schiff können wir dem Herrn 'n guten Wagen schaffen, 'n Doctorwagen. Er miethet ihn meist aus für Fremde!“

Eine halbe Stunde ging und eine ganze. Ehrstiania schief weiter, und auf dein Schiff schief auch noch Alles, mit der Zuthat, daß nun auch der Eapitän zu Nette gegangen war. Nach einer weiteren halben Stunde kam der Wagen, eine zweifpännige Kalesche von den colossalsten Verhältnissen. Ihr Gerassel auf dein unebenen Steinpflaster weckte einige Hafenlungerer, die auf den Bänken in der Sonne schliefen, aufstanden und zwecklos und hungrig am Ufer herumzutrotten ansingen. — Durch winklige, holprige Straßen ging es vorbei am prächtigen Karl-Johann, der sich hinabsenkt in einer unendlichen schrägen Linie vom Schloßberg zum Fjord, und über dessen südlich weißen Fayaden und grünen Hainen die frühe Hitze schon zu brüten begann, durch das schlafende, langweilige Villenviertel der Homansbn — und jetzt fing es an zu duften, stärker und stärker, beraufchend, bezwingend, so frisch und süß und mandelartig und eigen, wie nur die Wiesen des norwegischen Erdbodens duften, herb und betäubend zugleich, mit Salzlucht und Höhenluft und Daunenduft und Nordlandluft in einer unauflöslchen Vereinigung, Und der Weg stieg und stieg, und als der Wagen auf St. Hane-Haugen hielt, da schwohlen die grünen Bergrücken ringsum, soweit das Auge reichte, in unüberschaulicher Breite an, als wäre der ruhige Wogengang des Meeres hier zu gigautischen Rundungen erstarrt; und darunter dehnte sich glitzernd in zahllosen Zacken und Wieken und Fjorden einschneidend und in eine endlose Fläche schwimmend, das wirkliche Meer. Unter St. Hans-Haugen aber lag es wie ein Häufchen Geröll und Steine aus der Sckürze einer Niesin verstreut, etwas Unwesentliches, Nichtssagendes zwischen diesen gebieterischen, mächtigen Natnrformeu; man fah nur mit halbem Äuge bin und dann darüber weg, wie über eine zwecklose Zufälligkeit, daß es gerade Ehrstiania, die Hauptstadt war, die da die mächtigen Linien einer großen und stolzen Natur mit ihren paar Kirchthurmspitzen und Steinwürfeln zu unterbrechen versuchte.

Und weiter ging es, und die Pferde fchnanften, die Wiesen verschwanden, und der Wald schloß sich um Einen zusammen, that sich ans und schloß sich wieder, saftig, üppig, sumpfig, mit einer Vegetation wie die füdlicher Gegenden. Dann blieben die Edeltannen und das Laubholz zurück, die Kleilerpflanzen verschwanden, die lauge, dürre, zähe Fichte kam herau. Der Wagen hielt vor dein Froguersäter, die Pferde fraßen und traukeu, der Kutscher aß und traut, und ich aß und trank. Es gab da ein paar altertbümliche Blockhäuser mit Sammlungen von Altcrthümern, aber was soll man mit Alterthümern in Norwegen? Nicht die Kunst der Vorzeit lockt hier und

Vanerndichtung, ^09

nicht die Cultur der Vorzeit, sondern die Gegenwärtigkeit dieser mächtigen Berggrundungen mit ihrer salzigen, harzigen See- und Höhenluftfrische und ihren starken, armen, einsiedlerisch lebenden Menschen.

Der Fahrweg hörte auf, und die Fichten wurden niedriger und dürrer.

Mau steigt noch eine halbe Stunde, dann ist man am Luginsland. Ein hohes (Gerüst ist aufgebaut, und von dessen oberstem Stockwerk sieht mau Norwegen vor sich liegen. Keine Schornsteine, keine Fabriken, keine Städte. Ein starker, tiefblauer Luftschleier über den Höhen, ein weißer Silberflor über den: Meer; und aus dem weißen Silber tauchen die blauen Höhen auf und die rothen Klippen; und aus dem blauen Schimmer wachsen sie empor, Millionen und Millionen fein gezackter Spitzen, in unendlichen Columnen, eine hinter der andern rücken sie höher und höher empor, und in weiter, unabsehbar weiter Ferne schließen sie gegen Norden hin in großen Wellenlinien den Horizont ab: die Wälder und der Reichthum Norwegens, seine blauschwarzen, harzigen Fichten.

Und wenn man nach Osten blickt, so sieht man hinüber nach Schweden, und wenn man nach Westen sieht, so stehen die Höhenzüge von Hallingdal und Telemarken da, und alle Alpenerinnerungen und alle Alpenausblicke verschwinden vor dieser unendlichen Weite, und alle mitteleuropäischen Bergländerinnerungen kommen Einem freundlich, beinahe lieblich und etwas coulissenhaft vor neben dieser ruhigen, großen, unüberschaulichen Monotonie. Hier pfeift keine Eisenbahn, hier rennen keine Dampfschiffe, hier verschwinden die Touristenströme wie ein Tropfen im Meer. Neberall, wohin man kommt, steht die Einfamtheit um Eine herum, steinern, wipfelrauschend, gießbachschäumend: Bergeiusamkeit, Waldeinsamkeit, Meereinsamkeit. Dies ist das Land der Fischer und der Bauern.

Aber je weiter ich nach Norden hinauf und je mehr ich herumkam, zu Fuß und per Stöps, häufig allein, häufiger in (Gesellschaft mit Baucru, die eine Zeit lang dieselbe Strecke hatten und sich zu Führern erboten, auf Wegen, die mir eingeborene Norweger und Gewohnheitswanderer Abends beim Ziegenkäse und gedörrten Lammfleisch auf der Holzbank eines Sätcrs in's Notizbuch zeichneten, halbe Tage lang durch steinige Einöden ziehend, wo das Quiaken des Lemmings der einzige Laut und auf eine besondere Art übereinandergelegte Felsstückchen zwischen einem (<haos von Steingeröll die einzigen Wegmerke» sind, um dann spät Nachts in einem Jäter von dem jungen Bauern und seinen Schwestern, hohen, blonden, linienschönen Gestalten, mit adeliger, fernhaltender Würde empfangen und bewirthet (die Alten bleiben auch Sommers daheim auf ihren Höfen) und nach einem eingehenden und fachkundigen Gespräch über die Literatur und Politik des Landes discret ausgeholt zu werden: ob ich vielleicht auch „Verfasser“ sei? je mehr Einblick ich in das sichere Selbstbewußtsein und das gar nicht unmittheilsame Insiehselbstnhe» dieser Nation unabhängiger und arbeitsamer freier Grundeigner gewann, desto öfter und verwunderter fragte ich mich:

<^d Via Hansson in VelliN'Friebrichshllgen.

wie kommt es, daß den norwegischen Bauern Keiner schildert? Neil Ibsen Bourgeoisdispositioun, weil Ajornson Pastorendispositionen, weil Garborg NohZmedispositionen hat? weil alle berühmt gewordenen nordischen so gm wie anderen Dichter erst durch das Bürgerthum durchsiltrirt werden, erst bürgerlich sehen und empfinden lernen mußten, ehe sie berühmt wurden? iDder liegt es noch tiefer? Liegt es darin, daß das differenzirte Gehirn des Dichters und des modernen Dichters die primitiven Werkzeuge einge- büßt hat, womit das vegetative Leben, die Unaufgelöstheit des Menschen, sich allein fassen und festhalten läßt? Liegt es daran, weil alle Dichtung Gehirndichtung, Anstrengung geworden ist, weil kein Dichter mehr den Ruhe- zustand des ungeahnten, ungewollten Empfcmgens und des halbschlafenden Gestaltens, die Halbwachheit, das Vitalität anhäufende Begetiren des Land- arbeiter mehr erlebt und kennt?

Einmal auf den (bedanken gekommen, fing ich an, mich umzusehen — Bauerndichtung ? ja, allerdings, von Bürgerlichen, aus bürgerlichen Ge- sichtspunkten, vorhanden! Deutschland hat Auerbach und Jeremias Gotthelf — lassen wir die Todten ruhen. Frankreich hat Zolas, dieses solidesten aller literarischen Geschäftsmänner: „Ia tsri-y“, Dänemark hat des Pastorensohnes Pontoppidan ausgezeichnete Schilderungen seiner Klein- und Großbauern, Schweden hat Almaust und Strinberg (die nordischen Bauernländer stellen eben das größte und beste Contingent). Ja, die Bücher dieser Männer ent- halten, wo sie am besten sind, Züge aus dem Banernleben. Den Bauern enthält keins von ihnen: es ist immer der Blick der einen Klasse auf die andere Klasse der Blick, der nur Einzelheiten wie durch einen Opern- gucker, der nur vergrößert oder gefärbt, nur durch Hilfsmittel sieht. Die Stimmung, das Tempo des Vauernlcbens war in keinen« Buch, das ich gelesen.

Und ich reiste weiter in Norwegen und lebte mich tiefer hinein in diese strenge, schroffe, nndienstbare A'atur mit ihren großen Einsamkeiten und ihren gehärteten Menschen.

EinigeMonate nach meiner Heimkunft kam ein Bücherpacken aus Bergen an mich an. >^ch machte ihn auf — Dialekt, unbarmherziger norwegifcher Dialekt mit seinen starten Anklängen an's Schwedische und Altislndische, wie er im Kampfe gegen die dänisch-norwegische Schristssprachc sich dort jetzt Bahn bricht. Die Titel waren norwegische Banernnamen: „Tengill Houda“, „Hamna Tjonet“, der Autor hieß Jens Tvedt. Die Bücher blieben zwischen anderen lange ungelesen liegen. Als sie mir einmal wieder in die Hände geriethen, war es abermals Sommer geworden, ein schwüler Tag, an dem man zu keiner Anstrengung aufgelegt war. Ich steckte sie in die Tasche und schleuderte i« den Wald. Die Sonne brannte auf dem märki- schen Sande, uud die langen dünnen Fichten dufteten trocken und betäubend. Ich streckte mich in ihrem kärglichen Schatten ans das Preißelbeertraut aus.



Vaueindichtung. ^^

gedachte seufzend der kühlen Buchenwälder meiner Heimat, zog Jens Tvedt hervor und fing an zu lesen.

Ich las und las — ohne Spannung, ohne Anstrengung für Gedanken oder Empfindungen, las unter einem steigenden körperlichen Wohlgefühl, unter einem wachsenden seelischen Gleichgewicht, las, ohne zu merken, daß ich las, während das vegetative Behagen wuchs und sich über mich ergoß wie ein warmes Bad. Etwas ging von diesen Büchern aus, das die Seele klar und gelassen und voll schläfriger Ruhe machte, etwas, das einen unendlichen Fernblick um sie herum stellte und das Individuelle und Persönliche zu einer humoristischen Kleinheit zusammendrückte — und auf einmal sah ich vor mir die unendlichen Weiten des norwegischen Hochlands, die großen Einsamkeiten und Ausblicke der norwegischen Natur, in der die Menschen sich als etwas Kleines und Nebensächliches fühlen und keine Gelegenheit finden, viel Wesens von sich zu machen.

Als ich „Tengill Hovda und „Hamna Tjonet“ aus der Hand legte, sagte ich zu mir: Das sind die gesündesten Bücher aus der Gegenwart, die mir vorgekommen.

Es sind auch die einfachsten. Ihre ganze Eigenthümlichkeit und Vorzüglichkeit beruht in ihrer Einfachheit. Die einfachsten Vorgänge in der einfachsten Weise dargestellt und angeschaut (dura) eine einfache Seele. Nichts Zusammengesetztes, Problematisches, nichts Aufgebauschtes, Verschieftes; aber in jedem Zuge das Auge des geborenen, naiven Psychologen, der ein so großer Humorist ist, weil er Alles so gut versteht.

Und dabei selbstverständlich solch ein Gleichgewicht zwischen Körper und Seele, solch eine frohe Kraft der in sich selbst ruhenden Persönlichkeit, solch ein überlegenes Verständnis; für die Relativität aller Dinge und insbesondere aller menschlichen Dinge und soviel wirkliche Tiefe in dein Verständnis? der Rolle, die das Vegetative im Menschenleben spielt.

Ich wurde neugierig auf diesen Schriftsteller. Ich schrieb nach mehreren von seinen Büchern und bat zugleich um biographische Einzelheiten.

Die Bücher kamen und ein dicker Brief dazu. Die Bücher waren originell und unterhaltend, der Brief war es noch mehr. Denn darin gab Jens Tvedt eine ausführliche Lebensgeschichte, die Lebensgeschichte eines norwegischen Bauern, der Dichter wurde, weil sein Sinn so sehr danach gestanden hatte.

Jens Tvedt war aus einer gebildeten Familie. Sein Vater war alles, wozu man einen „Häusler“ brauchen konnte: Districtskassirer, Vergleichscommissär, Obervormund und vieles andere“. Außerdem war er, wie der Großvater, der eigentlich „Adelsmann zum Väterhof“ gewesen, sich aber mit den Eltern nicht vertragen konnte, weil er während seiner Dienstzeit ein Smaalensmädchen festgekriegt und auch geheiratet hatte, weshalb er auf den Väterhof verzichten mußte, Militär gewesen. Der Stammvater war um's Jahr 1810 aus Lütland eingewandert. Die Familie war also genügend mit

3wid und Süd, uxv. 193. 8

f<sup>2</sup> Vla I<sup>^</sup>ansson in VeiliN'Friedrichshagen.

fremdem Blut durchsetzt, um dem zum Dichter veranlagten Sohn den nöthigen Vlick der Distance mitgeben zu können. Den hatte denn auch Jens frühzeitig, und er distancirte ihn zunächst von dem, was der Bauer „arbeiten“ nennt, machte ihn dagegen hitzig, streitsüchtig und lernlustig. „Prügel gab's, wenn er ungehorsam war, und das kam oft vor.“

Die Lust, Vücher zu machen, stellte sich vor der Fähigkeit des Schreibens ein und wurde im Eonfirmationsalter so mächtig, dah Jens Buchbinder für die Baronie Rosendal in der Nachbarschaft wurde. Dabei bekam er eine Masse Schönliteratur zu lesen.

Nach der Confirmation ging er in die Abendschule bei einem trauten Vauernstudenten, wo er eigentlich Rechnen, norwegisch, d. h. dänisch und Geschichte und daneben „aus, gewissermaßen ein bischen Deutsch“ lernen sollte, aber meist blieb's für Lehrer und Schüler beim Vücherlesen, wobei Björnson einen großen Platz einnahm. „Verse machte Jens auch, aber ungewöhnlich leere und inhaltslose“, die Märchen waren besser, denn die holte er aus dem Voltsmund, mit den Erzählungen ging es aber garnicht; er mußte sie immer wieder verbrennen.

Mit 17 Jahren kam er zun, Amtsschreiber auf's Eomptoir und saß eine Zeit lang unter den Schreibern. Die Nächte vertrieb er sich nn't Kartenspiel und Herumstreifen, was ihn bei feinen Altersgenossen sehr beliebt, bei den alten Leuten seines schwarz-pietistischen Heimatsdorfes aber äußerst unbeliebt machte. Darauf errichtete der Baron Rosentrans auf Nosendal eine höhere Volksschule, die Jens Tuedt besuchte, zugleich war er aber auch Krambude-Eommis im „Handelsverein“, dem einer seiner Brüder vorstand. „Das war eine lustige Zeit, in der viel Schelmstücke ausgeführt wurden“, die seinen Ruf nicht verbesserten.

Inzwischen aber wurde Jens doch ein so erwachsener Kerl, daß er an seine Zukunft denken mußte. Er begab sich also auf's Seminar von Stods, wo er in Berücksichtigung der Zukunft sich alsbald verlobte. Sie war die Tochter eines verstorbenen Seminarlehrers, Jens aber dachte nicht daran, Lehrer zu werden, weshalb er auch nichts lernte, was ihn dazu anleiten konnte. Wurde er kein „Dichter, so mußte er eben einen Comptoirstuhl reiten — aber Schulmeister, Gott bewahr Ein'n!“ Er schrieb Kleinigkeiten, am liebsten Verse. „Und die Verse fingen ein klein bischen an, mehr Sinn zu bekommen als früher, obgleich sie noch schwach genug waren, weiß Gott.“ Außerdem ward er Begründer und Hauptredacteur eiuere handschriftlichen Zeitung für Seminaristen.

Als er aus dem Seminar heraus war, hatte er nichts zu thun und mcarirte daher für einen Freund in einer Schule bei Bergen. Dort verkehrte er „mit Eisenbalmarbeitern, Herumtreibern und Nergensern“. Später unterrichtete er stellvertretend in einer Schule am Hardangerfiord; auf Dichten und Träumen aber verwandte er mehr Zeit, fuchte nach Form und Stil, stuoirte Volksleben und Literatur und was sonst dazu nutzen konnte.

Nauerndichtung. ^3

Aber geheirathet sollte auch werden — und darum suchte er den Lehrer-Posten in seinem Heimdorf. Die mächtigen Pietisten hatte er gegen sich: er war ein gefährlicher Kerl, er konnte die Kinder nicht zu Jesus führen; die regulären Pastoren hatte er auch gegen sich, — aber gewählt wurde er doch. Mit der Schule ging es klein; am meisten arbeitete er an „seiner eigenen Entwicklung und führte dabei vielleicht auch die Entwicklung in: Dorf ein klein bischen vorwärts; aber weit war es nicht“.

Darauf wurde er des „Oeffentlichen“ überdrüssig. Er zog nach Stavanger, wo er Lehrer an einer Privatschule geworden war. Und da blieb er.

Unterdessen fingen „auf eigene Kosten“ Bücher von ihm zu erscheinen an. Alsbald schrieb er nur noch im Volksdialekt. Er war lange mit seiner norwegisch-dänischen Schriftsprache unzufrieden gewesen, die „weder Fisch noch Vogel“ mar, sollte er's zu „künstlerischer Forin“ bringen, so mußte es durch „reines Norwegisch“ sein. „Jedes Jahr machte ich ein neues Buch, zugleich arbeitete ich an meiner Entwicklung. Aber die Zeiten waren schlecht; neben der Schule hatte ich noch den Assistentenposten an der Eommunebibliothek, fodaß ich nur die eine oder andere Freistunde zum Schreiben hatte. Ganze Kraft habe ich nie an ineine Bücher gesetzt“.

„Diese halbe Kraft war fein Glück. So, wie er in seiner Selbstschilderung vor uns steht, war Jens Tuedt nickt perfectibel genug, um ein ganz großer Künstler zu werden. Seine intellectuelle Spannkraft steht nicht auf der Hohe seiner Intuition und vrodnciuen Gestaltungskraft. Er „arbeitet an seiner Entwicklung“ wie ein strebsamer Pedant, aber er sieht wie ein Genie. Und daß er keine Zeit hatte, seine Geschichten durch's Gehirn passiren zu lassen, sondern sie den kürzeren Weg durch seine feinen, empfänglichen Sinne in die Schreibfinger machen ließ, das giebt ihnen das Halb aufgewachte, das vegetative Wohlgefühl, die ruhigen, gesunden Athemzüge, worin sie einzig, ein Anfang, sind.“

„Meine ganze Entwicklung,“ schließt Jens Tuedt, selbstbewußt wie ein echter Norweger, seine Selbstbiographie, „habe ich auf eigene Hand geführt, niemals Andere um Nath oder Wegweisung gefragt, oder Urtheile über meine Bücher eingeholt, ehe sie heraus waren. Ich war zu blöde und — zu stolz dazu. Was ich wurde, wollte ich mit eigener Hilfe werden — und der Frau ihrer,“

Jens Tvedt's Bücher schildern recht vollständig die verschiedenen Klassen der norwegischen Bauern. Ans einem der naturschönen, heiteren Striche Norwegens, zwischen Bergen und Hardanger gebürtig, wo die Landschaft abwechslungsreich, der Menschenschlag aufrecht und lebensstark ist, wo wohlhabende Höfe in tiefen Thälern, auf offenen weiten Höhen, an einsamen Fjorden liegen, schildert er, was in der ganzen nordischen Literatur noch ungeschildert ist, die eigentliche feste Basis des Landes, den unzugänglichen, stolzen, behäbigen Hofbanern, den Adelsbauern, der Keinen, der nicht mit

5\*

!^H <vla kjansson in Veilin.Fiedrichslagen, ihm aufgewachsen, in seine Häuslichkeit und seine Sitten hineinschnüffeln ätzt, dessen Nachbarn und Verwandten, unechte und Mägde und die kinderreiche Armut!) der Strandbauern, aus der letztere hervorgegangen. Er schildert ihr Tagewerk und ihre Sonntage, Schulleben, Eonfirmationsunterricht, Einsegnung und die seelischen und physischen Vorgänge dabei. Er schildert die nächtlichen Besuche der Bursche bei den Mädchen und die Brautwerbungen im Bett, die Hochzeiten und die in nächster Zeitverbindung mit ihnen stehenden Kindtaufen, auch die unehelichen mit nachfolgender Hochzeit, wobei der Kinduater keines Rolle spielt. Er schildert comvlette Lebensläufe, wie die Geschicke ganzer Familien, und bei Allem, was er schildert, wird es Sommer und Winter, Regen und Sonnenschein mit allen dahingehörigen Eonjuncturen, wird gegessen, getrunken, ausgewaschen, schlafen gegangen, aufgestanden, gesät, geerntet, gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet in Unennüdlichkeit und vegetativem Halbschlaf, wird gegrübelt und verlangt und erreicht, — aber gesprochen wird nicht mehr als das höchst Nothige.

Jens Tvedts Bücher sind, ich erwähnte es schon, wie ein Mensch, der aus dem Schlummer aufwacht und noch nicht ganz wach ist; alle wesentlichen Vorgänge gehen halb unter der Bewußtseinsschwelle vor, alle hauptsächlichen Ereignisse des Lebens vollziehen sich, ohne datz der Betreffende recht weitiz, wie oder warum. Da ist z. V. die Erzählung: „Hamna-Tjonet“, was soviel heißt, wie: das Hamna-< Hafen-Unwesen. Die Hamna-Leute sind eine kinderreiche, hungrige Fischerfamilie, die ihren Stolz hat. Die älteste Tochter, Nrita, dient bei den reichen Knuta-Leuten, ein starkes, dickes Mädchen, rund von Gesicht und schwer von Körper. Sie ist in einer stetigen Verlegenheit, spricht Einer zu ihr, wird sie roth, sieht ein Mannsbild sie an, läuft sie davon, man sieht sie daher meist laufend, und wenn die andere Magd sie neckt, daß Einer wohl den Weg zu ihrer Kammer fände, antwortet sie schnippisch: sie hätte gelbe Vutter wobl schon früher gesehn und dock niclit davon geschmeckt.

Aber eines Tages kommt M- Sckreiner-Ola ans den Hof und bleibt da lange, denn die Knuta-Leute lassen sich ein neues Wohnhaus bauen. Der Schreiner-Ola kriegt sie gleich fest und will sie küssen und singt immer ^iebeslieder, wenn sie vorbeigeht, so daß sie sich gar nicht zu lassen weitiz. Und eines Tages schmeckt Brita die gelbe Butter, die sie sich vermessen, nie anzurühren. Und das thut so wohl, und Brita läßt sich von seinen Bartstoppeln stechen und giebt Alles aus einein guten Herzen und denkt, er thut es ebenso.

Aber eines Tages, mitten in der Ernte', wo alle Menschen daheim vollauf zu thun haben, kommt ein Boot angefahren, und darin siven der alte Torstein und seine Tochter, und wie der Ola das Boot kommen sieht, geht er gleich weg vom Vau. Aber der Torstein sucht ihn, und der Ola muß mit ihm hinab zum Voot; da sprechen sie lange zusammen, während das Mädchen weint, darauf giebt Torstein dem Ola eine hinter die iDhren, und

Vanelndichtung, ^5

Ol« dem Toistein eine vor die Brust, das Mädchen wirft sich dazwischen, und darauf beruhigen sie sich wieder. Aber am Abend kommt Ola diesmal nicht zu Brita an den Elf, sondern er leiht das Boot vom Wirth und rudert über die Bucht, und am andern Sonntag ist Aufgebot, und ein paar Wochen später hält Ol« Hochzeit mit Torsteins Tochter, und wieder ein paar Wochen später halten sie auch gleich Kindtaufe. Und wieder ein paar Wochen später wird Brita vom Hof geschickt, denn es ist nur eine Zeitfrage, wann Brita Kindtaufe haben wird. Daheim bei ihren armen Eltern und sieben unbändigen Geschwistern hat Brita es gar nicht gut, aber im Grunde nehmen sie und die Alten und alle anderen ^eute das Alles doch als Selbstverständliches; und als das Kind erst da ist, arbeitet Brita auf den Nachbarhöfen auf Tagelohn, und Sonntags geht sie zu ihrer Zerstreung auf die Betverslmmmlungen, wodurch sie sich viele Sympathien erwirbt und wo sie immer Anders trifft, der früher schon ein gutes Aug auf sie gehabt und auch zu den Netleuten gehört. Und unter freundlicher Nachhilfe ihrer früheren Nrotmutter und anderer guter Menschen kommt Anders, der nur Knecht war, zu eine»» eigenen Haus und geht auf Freiersfüßen; nur Brita allein kann sich nicht denken, wen er meint. Eines Tages aber regnen sie zusammen in einer Scheuer ein, und es regnet lange und gründlich und wird immer dunkler. Und schließlich regt sich Anders, der lange still gesessen und rührt dabei an Brita. Und wieder nach einer Weile legt er den Arm um ihren Leib, und sie merkt, wie seine Faust zittert.

Da vergißt Brita alle heiligen Gedanken und ist blos froh und bang: „Wenn er sie nur nicht auch anführt?“ — Aber der Einfall war fo rasch vorbei, wie er gekommen.

„Brita,“ sagt er, und auch seine Stimme zittert, und auf einmal preßt er sie an sich.

„Gott verzeih mir armer Sünderin — aber ich Hab Dich so gern!“ antwortet Brita, schlug die Arme um seinen Hals und wußte von nichts mehr. —

Oder eine andere Geschichte; sie heißt „Vanheppa“ (Mißgeschick). Der Bauer Per Dosi hat den Hof und hat ihn doch nicht, denn Mutter Durdei regiert ihn. Per möchte gern Manches verbessern, sowohl die Wirthschaft wie sich selbst, aber er darf nicht, denn Mutter Durdei und Schwester Ili <die außerdem verwachsen ist) sind zwei Drachen, die streng darauf halten, daß nichts anders wird, ehe M verheirathet ist. Daran arbeiten Mutter Durdei und Ili fleißig, obgleich sie sonst in Allem uneinig sind. Schließlich sind sie soweit, daß eine andere regierende Mutter ihre altgewordene Tochter nn Per absetzen will, und dafür soll Ili an den Sohn abgesetzt werden. Aber der Sohn will Ili nicht, und Per will die Tochter nicht. Und so bleibt Alles, sammt täglichem Unfrieden im Hause, wie früher. Aber eins ändert sich. Es kommt eine neue Magd, Sanna, und sie bleibt jahraus jahrein, trotz Mutter Durdeis und Ilis Bissigkeiten. Denn Sanna und Per haben

^6 VIII kzansson in Verli'FiiedrichLhagen.

ein gutes Auge auf einander. Per hat aber bei Mutter Turdei Geduld gelernt, und darum wartet er darauf, daß sie erst sterben soll. Und Jahr «ergeht auf Jahr, und Mutter Turdei lebt immer weiter. Auch Scrnna wartet lange und geduldig, aber eines Tages ergreift sie doch die Initiative — und da führt sich Per altjüngferlich auf. Schließlich stirbt die Mutter, und nun läßt Per bedeutungsvoll das große elterliche Ehebett in die beste Stube bringen. Aus Naserei über diese symbolische Handlung erhängt sici> Ili. Das Haus ist nun ganz rein, und Per ist ganz frei, und nun soll die Freierei losgehen. Aber wie er so vorsichtig bei Sanna anklopft, bekommt er zur Antwort, daß ihre Nrüder ihr aus Amerika ein Villet geschickt hätten, und nun müsse sie reisen.

„Das Nillet tonne sie wohl wieder loswerden,“ meinte Per, „denn — er hätte die Absicht, sie zu fragen, ob sie nicht Frau auf dein Hof werden wolle?“

Aber Sanna antwortet gekränkt: damit fei's jetzt zu spät, denn nun müßte sie reisen; er folle sich doch an die Andere halten, die seine Mttter ihm ausgesucht — ehe es auch dort zu spät wäre. — Und Sanna reifte. Und Per war's zu leer im großen Ehebett, er verschwand ganz darin. Ta ließ er sich einen großen Eschenklotz hineinbringen lind legte ihn in'i> Bett an die Wand. Der füllte es gut. „Und nun Hab' ich auch 'n Nettgenöß,“ sagte Per.

So sind alle Geschichten Jens Tuedts. Kleine Ausschnitte aus de», Leben, so tief, weil sie so wirklich angeschautes Leben sind. Alles wird direct beim Namen genannt, aber decent sind sie trotzdem, denn der Bauer will das nicht beschrieben lesen, was er ganz gut aus Erfahrung kennt. Und es sind die Bauern, die Jens Tuedt lesen. Dieselben Bauern, die jetzt die Union mit Schweden zerreißen wollen und in Norwegens äußerer und innerer Politik mit rathen und thaten, ein von uraltersher freier Vauernstand, aufrecht, selbstbewußt, arbeitsam an einer eigenen Eultur. Jens Tuedt ist in der europäischen Literatur der erste Bauerndichter au>> erster Hand. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er Nachfolge haben wird, fo wenig es unwahrscheinlich ist, daß die drei nordischen Länder in immer strengerem Sinne Nauernländer werden.

Ob er aber "Nachfolger haben wird in jenen psychologischen Feinheiten, ans die ich hier gar nicht eingehen tonnte? Seine Bücher sind voller nn-beabsichtigter Leckerbissen, seine Frauenpsychologie vor Allem ist voll intuitiver Erkenntnisse. Sie ist grundlegend, denn es ist nicht blos die Bäuerin — eine Gesellschaftsschicht — die er schildert, sondern es ist das Weib, das, was tiefer als alle socialen Bedingtheiten liegt. Vorläufer hat er auf diesem Gebiet wenige gehabt.

^^

Die Elektrizität und die Mikroorganismen.

von

Lheo S»eelmann.

— leipzig, —

^Der Kampf gegen die Mikroorganismen wird auf der ganzen Linie geführt, immer wieder stndirt man die Entwickelungsorgänge, die sich bei diesen kleinsten organischen Gebilden abspielen und sucht Mittel und Wege zu ergründen, durch die es gelingen möchte, ihre Lebensfähigkeit zu beeinflussen und zu schwächen, daß sie nicht mehr im Stande sind, dein menschlichen Organismus zu schaden, und zu Grunde gehen. Als Lister seinen antiseptischen Verband erdachte, kam es ihm eigentlich darauf an, die Mikroorganismen im wahrsten Sinne des Wortes von der Wunde abzuschließen, später, als man mit der antiseptischen Wundbehandlung vertrauter wurde, legte man mehr den Nachdruck auf die antiseptischen Mittel selbst, die nun in reicher Auswahl zu Tage traten. In anderen Fällen glaubte man durch Inhalationen zum Ziele zu gelangen, sei es, daß man bestimmte Kämpfe oder nur heiße Luft einathmen ließ. Oder man griff auch zu den Injectionen, durch die man gewisse Stoffe direct der Blutbahn einflößte. Zu diesen Kampfmitteln ist in letzter Zeit ein neues getreten, die Elektrizität.

In einer Epoche, wie der unferigen, wo die Elektrizität von Tag zu Tag eine größere Bedeutung erlangt, lag es nahe, ihre Anwendung auch auf die Mikroorganismen zu erproben. Zuerst suchte man zu erfahren, ob es möglich wäre, die Mikroorganismen, die in einer aus Bouillon und erwärmter Gelatine bestehenden Mhrflüssigkeit oder in einer physiologischen Kochsalzlösung aufgeschwemmt waren, dadurch zu vernichten, daß man galvanische Ströme durch das Mhrsubstiat leitete. Es konnte also hier nur

<^8 Che« 3eelmann in leipzig.

von einer Fernwirkung des elektrischen Stromes die Rede sein. (5s wurde nun die Nährflüssigkeit in ein kleines, sterilisiertes Necherglas gebracht, das einen Glasdeckel trug, an dem kleine, an Platindraht aufgehängte Platinplättchen hingen, die die Elektroden, die beiden Pole, darstellten. Der so eingerichtete kleine Apparat war mit einer elektrischen Batterie in Verbindung gesetzt. Vor, sowie nach der Einwirkung des Stromes wurden jeweilig drei Platinösen voll von der Aufschwemmung entnommen und auf Gelatineplatten ausgesät. Zunächst war der Widerstand, der sich dem Strom entgensetzte, nach der Beschaffenheit der benutzten Nährsubstrate verschieden. Bei Verwendung von sterilisiertem Wasser und voller Ausnutzung von 25 Elementen konnte man nur eine Stromstärke von 4 Milli-Amptzre erreichen, bei physiologischer Kochsalzlösung, Bouillon und Gelatine gestalteten sich die Verhältnisse viel günstiger, indem man, namentlich bei Bouillon, bis auf 25l) Milli-Amp^re steigen konnte. Man versteht unter einer Milli-Ampere den tausendsten Tlieil einer Stromstärke-Einheit. Die Einwirkungsdauer wechselte zwischen 6 und 129 Minuten. Die ersten Versuche wurden mit dem Heubacillus angestellt. Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurde die Beweglichkeit der Heubacillen in hängenden Tropfen geprüft und wurden dann Gelatineplatten gegossen. Auch das Nährsubstrat wurde vorher und nachher einer Prüfung unterworfen und zeigte sich, je nachdem man das Material nach der Stron-, Wirkung aus der Gegend des positiven oder negativen Pols entnahm, sauer-, beziehentlich alkalisch. Um ein Vergleichsobject zur Veurtheilung der Beeinflussung durch den Strom zu haben, legte man noch Controlculturen von Heubacillen an, die nicht der elektrischen Einwirkung ausgesetzt wurden. Das Ergebnis, war das, daß, wenn es auch schien, als ob das Wachsthum der Heubacillen ans den nach der Stromeinwirkung gefertigten Platten ein langsameres war als auf den Eontrolptatten, dennoch ein wesentlicher Unterschied nicht festgesetzt werden konnte. Indes; ersah man aus der Beobachtung im hängenden Tropfen dennoch insofern eine Veränderung, als die sich zuvor sehr lebhaft bewegenden Batterien sich nach der Einwirkung des Stromes, besonders wenn er eine hohe Intensität besah, ganz bewegungslos oder wenigstens sehr träge in ihrem Bewegungsvermögen zeigten. Erst nach einigen Stunden kehrte allmählich die ursprüngliche Beweglichkeit zurück und hatten sich die Mikroorganismen von der elektrischen Erschütterung erholt. Die nächste Versuchsweise galt dem 8tnpu,^100onu.8 pvossu68 »nr«u8, dem kleinen goldgelben Traubencoccn und dem Milzbrandbacillus. Bei beiden war trotz der Benutzung stärkster Ströme und mehrstündiger Anwendung eine Abnahme des Wachsthums oder irgend eine Entwicklungsstörung nicht zu bemerken.

Eine interessante Ergänzung haben diese Untersuchungen durch die Beobachtungen gefunden, die M. Berworn an niedrigsten Lebewesen anderer Art, den sogenannten Protisten machte. Die Protisten bestehen bekanntlich in ihrer einfachsten Form als Amöben aus einem mikroskopisch kleinen, form-



vie «Llektricität und die Mikroorganismen. — — ^9

losen, beweglichen .Aümpchen eines eiweißartigen Schleims, von dem nach Belieben an allen Punkten der Oberfläche ftngerartige Fortsätze oder feine Fäden, die Pseudopodien oder Scheinfüße ausgesandt werden können. Die Amöben antworteten nun auf schwache elektrische Reizungen dadurch, daß ihre Fortbewegung auf kurze Zeit stockte und erst nach einer Pause in normaler Weise aufgenommen wurde. Waren die Inductionsschläge stärker, so kam es zur Annahme der Kugelgestalt mit Unterbrechung aller anderen Bewegungen, bis nach einiger Zeit die Scheinfüße wieder gebildet wurden. Bei ganz starken Inductionsschlägen aber fand ebenfalls die Kugelbildung statt, jedoch zerplatzte die Kugel, und es trat ein wurstförmiges Gerinnsel hervor. Der genannte Forscher stellte seine Experimente direct unter dem Mikroskop an, indem er zwei poröse Thonleisten auf dem Objecttrciger festklebte und ihre Enden durch einen Kittstreifen verband, so daß ein vierseitiges Kästchen entstand, das die Flüssigkeit mit deni Untersuchungsobject aufnehmen konnte. Durch zwei Pinselelektroden wurde den Thonleisten der Strom zugeführt. Hierbei ergab sich denn, daß der galvanische Strom auf die Protisten, es waren in diese,» Faul Paramäcien, eine richtende Wirkung misübte. Wurde nämlich in der beschriebenen Form ein Tropfen Wasser, das Paramäcien in möglichst großer Individuen-Anzahl enthielt, zwischen die Elektroden gebracht und der Strom durch einen zwischen die Kette und das Oobject eingeschalteten Quecksilberschlüssel geschlossen, so sah man schon mit bloßem Auge im Augenblick der Schließung sämmtliche Paramäcien den positiven Pol, die Anode, verlassen und als dichter Schwärm auf die Kathode, de» negative» Pol, zueile», wo sie sich i» großen Massen ansammelten. Hier blieben sie mährend der ganzen Dauer des Stromes. Wird der Strom geöffnet, so tritt die Umkehrung ein, der ganze Ichwarm verläßt wieder die Kathode und schwimmt nach der Richtung der Anode hinüber. Hierbei findet aber keine vollkommene Ansammlung an der Anode statt, sondern ein Theil der Protisten bleibt gleichmäßig im Tropfen zerstreut. Anfänglich nähert er sich nicht der Kathode, sondern thut dies erst allmählich, einige Zeit nach der Stromschließung. Zuletzt sind wieder alle Protisten gleichmäßig im Tropfen vertheilt.

Um den Versuch vor dem Einwurf zu sichern, die Protisten richteten und sammelten sich nicht selbst an, sondern wurden nur mit dem Strom der Flüssigkeit, in der sie sich befinden, fortgetragen, ätherisirte Verworn seine Untersuchungsobjecte, so daß ihre Wimperbewegung vollständig aufgehoben wurde. Der Erfolg war der gehoffte, in diesen» Zustand fand nicht die geringste Bewegung nach einen» Pole hin statt. Die Protisten werden also nicht von der Wasserströmung mit fortgerissen, was ja auch bei der Betäubung hätte eintreten müssen, sondern sie bewegen sich selbstständig in der angegebenen Weise.

Dieselbe Thatsache wird auch durch die mikroskopische Betrachtung bestätigt. Hierbei bemerkt man, daß im Augenblick der Schließung des

^20 Theo Zeelmc>nn in leipzig,

Stromes plötzlich alle Paramäcien ihr vorderes Ende der Kathode zuwenden und nim diese Richtung ihrer Körperachse beibehalten mit nur unbedeutenden Schwankungen nach seitwärts, die sich aus der Art des Schwimmens dieser Protisten erklären. Sie bewegen sich nämlich in der Weise, daß sie beim Vorwärtsschwimmen ihren vorderen Körper immer abwechselnd etwas nach rechts und dann wieder nach links von der geraden Richtung abwenden, wodurch eine wellenförmig um die gerade Richtung verlaufende Bahn zu Stande kommt. Sind die Pammäcien an einem Pole angelangt, so schwimmen sie gegen die betreffende Elektrode an, tummeln sich in der dichtesten Nähe der Elektrode umher, schwimmen wieder an und so fort wodurch ein lebhaftes Durcheinanderwimmeln entsteht.

Bei einem anderen Erveriment benutzte Verworn zwei bewegliche Spitzenelektroden, die er verschieden in den beobachteten Wassertropfen einstellte. Indem er nun beständig die Einstellung wechselte, hatte er die Bewegung der Paramäcien vollständig in der Hand und konnte sie nach Schließung des constnnten Stromes hindirigiren, wohin er wollte, da sie immer dem negativen Pole folgten. In wenigen Sekunden hatten sich alle um einen Punkt versammelt. Die betreffende Elektrode wirkte alw gleichsam wie eine Falle. Diese Beeinflussung äußert sich aber nicht nur in einem kleinen Tropfen, fondern sie zeigt sich noch in voller Geltung an den Rändern einer Wassermasse von über 19 Enbikcentimeter Inhalt. Vei dieser Sachlage vermag man also die zerstreuten Protisten einer größeren Flüssigkeitsmenge zu sammeln nnd sie aus ihr zu entfernen.

Um Vieles aber noch wichtiger war die Beobachtung, die der genannte Gelehrte machte, als er bei seinen Versuchen Kupferelektrode benutzte. Hier zeigte sich nämlich die auffällige Erscheinung, daß sich um jede Elektrode ein sich immer weiter verbreitender Hof von Iersetzungsprodkten bildete, der auf die Protisten giftig einwirkte. Wenn man nämlich die Paramäcien in einen Tropfen fetzt, durch den man mit Kupferelektroden vorher den Strom längere Zeit hatte gehen lassen, so kehren sie, wenn sie an die Sphäre der Zersetzungsproducte gekommen sind, um. Sobald aber die Zersetzungsstoffe sich mehr im Tropfen uertheilcn, sterben die Infusorien unter starker Achsendrehung. Dasselbe tritt ein, wenn man den Strom aus Kupferelettroden gleich durch einen Tropfen mit Paramäcien fchickt. Dabei zeigt sich, daß die Protisten trotz der giftigen Stoffe in gewöhnlicher Weise zu der Kathode hinüberschwimmen, wo sie dann ihren sicheren Tod finden. Sobald sie in den Wirkungskreis der giftigen Zersetzungsproducte kommen, tritt beschleunigte Achsendrehung ein, bis der Protist seine Bewegungen allmählich ganz einstellt und todt ans der Stelle, meist noch vor dem Ziele, liegen bleibt. Die Protisten stürzen sich förmlich in ihr Verderben, denn man sieht sie ohne Zögern in die giftige Sphäre eindringen. Nach kurzer Zeit der Einwirkung des Stromes liegen alle Paramäcien aus dem ganzen Tropfen todt nm die Kathode herum.

Die Elektrizität und die Mikroorganismen. <sup>2</sup>

Wir kennen also hier den elektrischen Strom als die Ursache vom Absterben von Mikroorganismen, denn »lögen diese sich eigentlich durch die Zersetzungsproducte zu Grunde gehen, so werden eben jene Producte doch erst durch die Einwirkung der Elektrizität geschaffen. Zu welcher hervorragender Bedeutung diese Eigenschaft des elektrischen Stromes werden kann, werden wir sogleich einsehen. Wir haben gehört, daß die Experimente mit dem Heubacillus und dem Milzbrandbacillus, die durch Fernwirkung ein Wachstumshemmniß herstellen wollten, erfolglos blieben. Allein damit beruhigte man sich nicht, sondern man bemühte sich nun, festzustellen, ob nicht eine Nachwirkung durch unmittelbare Berührung der Elektrode mit den Bacillen erzielt werden könne. Zu diesem Zweck übergossen Prochnownik und Späth die Platinelektroden mit Agar-Agar und ließen den Nährboden erstarren. Darauf impften sie ihm die Mikroben ein. Am anderen Tage wurden die Elektroden, an denen inzwischen unter Anwendung der Bruttemperatur ein runder Bacterienberd gewachsen war, in einer Versuchsbüchse an Platindrähten aufgehängt und dem Strome ausgesetzt. Als flüssigen Bestandteil benutzte man sterilisirte physiologische Kochsalzlösung, weil man dadurch den Verhältnissen im thierischen Organismus am nächsten zu kommen glaubte. Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurden Culturen auf Agar- und Gelatineröhrchen verpflanzt. Zu den ersten Experimenten verwendete man den rasch wachsende goldgelbe Traubencoccus. Gleich bei ihm zeigte sich ein auffälliger Unterschied zwischen Proben, die der Einwirkung des positiven Poles unterworfen gewesen waren, und denjenigen, auf die der negative Pol seinen Einfluß ausgeübt hatte. Während nämlich die letzteren in Vergleich zu den Controlculturen nur eine geringe Abnahme der Wachstumsenergie zeigten, blieben die vom positiven Pol stammenden Nöhrchen vollständig ohne jede Spur von Mikroben, selbst wenn solche in großer Menge verimpft worden waren und auf Agarplatten tage- und wochenlang der Bruttemperatur ausgesetzt wurden. Von Einfluß war die Stromstärke und die Einwirkungsdauer. Ströme von 10 Milli-Ampere waren bei viertelstündiger Einwirkung noch im Stande, eine Neincultur des goldgelben Traubencocci zu vernichten, während 50 Milli-Ampere dies nicht mehr vermochten. Trotzdem konnte auch bei letzteren eine beträchtliche Verminderung der Lebenskraft der Mikroccoen insofern festgestellt werden, als auf den vom positiven Pol entnommenen Culturen erst nach drei Tagen vereinzelte Colonien auftauchten, während die Controlkultur schon nach 24 Stunden einen weitansgedehnten dichten Pilzrasen darbot. Bei einer Intensität von 15—25 Milli-Ampere ließ sich keinerlei Beeinflussung erkennen. Mitunter wurde die positive Elektrode noch längere Zeit aufbewahrt, ohne daß auf ihr, wenn vorher Ströme von mindestens 60 Milli-Ampere angewendet wurden, irgend welche Mikroben erschienen. Zudem wurden nach einigen Tagen abermals Culturen von ihr angelegt, aber auch sie blieben von jeder Pilzspur frei.

<22 Theo Leelmann in Leipzig.

Eine andere Versuchsweise wurde mit dem Eiterkettencoccus angestellt.

Der Erfolg war derselbe wie im ersten Fall, denn schon schwache Ströme richteten ihn bei viertelstündiger Einwirkung zu Grunde.

In ähnlicher Weise experimentirte man mit dem heftig ansteckenden und stark sporentreibenden Milzbrandbacillus, den man als einen der widerstandsfähigsten Vitroben betrachten muß. Bei ihm mußten weit höhere Stromstärken in Anwendung kommen, um die Bacillen mit den Sporen zu tödten. Eine Viertelstunde genügte nicht, schwächere Ströme hemmten nur das Wachstum, ohne es völlig aufheben zu können, dagegen erwies sich ein Strom mit einer Intensität von 200—230 Milli-Ampère bei einer Zeitdauer von  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde als höchst wirkungsvoll, so daß die Bacillen zum Absterben gebracht wurden.

Wie die deutschen Aerzte, so haben auch die Franzosen Apostoli und Laquerrière an Untersuchungen über den Einfluß der Elektrizität auf den Milzbrandbacillus gearbeitet, die außerdem noch Vorkehrungen trafen, durch die sie die bei der Elektrolyse entstehende Wärmewirkung ausschalteten. Hierdurch ergibt es sich, daß nicht etwa die Wanne, sondern der elektrische Strom als solcher der die Pilzkeime zerstörende Factor ist. Das Ergebnis ihrer Arbeit faßten sie dahin zusammen, daß ein Strom von 109 Milli-Ampère und darunter trotz einer Anwendung von 30 Minuten nicht die Ansteckungsfähigkeit aufhebt, sondern es kommt nur zu einer Abschwächung, die mit der Intensität des Stromes steigt. Wurden mit so behandelten Milzbrandbacillen Meerschweinchen als Controlthiere geimpft, so sterben sie nur ein bis zwei Tage später, als der gewöhnliche Verlauf der Krankheit währe. Ein Strom von 200—250 Milli-Ampère, 5 Minuten lang angewendet, vernichtete nicht immer und sicher die Ansteckungsfähigkeit. Einige Meerschweinchen starben noch, aber längere Zeit nach den Controlthieren, die mit einer Eultur geimpft wurden, die der Wirkung des elektrischen Stromes nicht ausgesetzt worden war. Dagegen vernichtete ein Strom von 300 Milli-Ampère und mehr während fünf Minuten stets die Milzbrandbacillen. Uebertrug man diese Culturen auf Nährboden, so erschienen niemals auf ihnen Milzbrandbacillen. Ebenso blieb die Impfung auf Meerschweinchen ohne Wirkung.

Die Untersuchungen ergaben demnach eine örtliche, antiseptische Wirkung der Elektrizität, und zwar ist es der positive Pol, der unmittelbar mikrococcen-tödtend zu nennen ist. Das Resultat ist für eine Reihe von Krankheiten von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Ueberall da, wo die Anwendung von anderen antiseptischen Mitteln, die die Entwicklung der Krankheitskeime verhindern, unmöglich und mit einer Gefahr für den Kranken verbunden ist, wird man jetzt in der Elektrizität ein Mittel in der Hand haben, das einen sicheren Erfolg ohne schädliche Nebenwirkungen verbürgt.

Es ist jetzt nur noch die Frage zu beantworten, auf welche Ursachen die antiseptische Kraft der Elektrizität zurückzuführen ist. Es lag von An-

Vie «Lleltricität und die Mikroorganismen. ^23

fang an nahe, die Erklärung der Anodemvirklmg in der Zersetzung der bei den Versuchen benutzten physiologischen Kochsalzlösung zu suchen. Denn da am positiven Pol freies Chlor ausgeschieden wird, das sich in dem Erperimentirglas stets dnrc durch dm Geruch bemerkbar macht, so darf man wohl annehmen, daß diesem sehr energischen Antiseptikum, das bei seiner Entstehung sicherlich noch viel kräftiger wirkt, die Ursache für das Erlöschen der Lebensfähigkeit der an der Anode angebrachten Eultur zuzuschreiben ist. Daß in der That auch freies Chlor bei Anwendung am menschlichen Körper abgespalten wird, beweist ein hellgrüner Ueberzug, der die Kupferelektroden umkleidet und dessen Hauptbestcmdtheil bei der chemischen Analyse und bei der Flammenprobe sich als Chlorkupfer herausstellte. Auf der anderen Seite ist dem in Wasser, also auch in den Gewebssäfteu des menschlichen Organismus löslichen Kupferchlorid eine gewisse antiseptische Kraft nicht abzusprechen, da es sich zeigte, daß geringe Mengen von diefem Salz Agar und Gelatine für die Entwicklung von Mikroorganismen unempänglich machten. In die Reihe von Mitteln, die gegen die Lebenskraft der Mikroben ankämpfen, reiht sich die Elektrizität als werthvolles Glied ein. Zwar wird auch sie nicht im Stande sein, in jedem Fall ihre antiseptische Wirkung auszuüben, sondern ihre Anwendung wird voraussichtlich nur auf bestimmte Krankheitsformen beschränkt bleiben, aber auch hierdurch ist schon genug gewonnen, denn je mehr die Zahl der Gegenmittel anwächst, desto sicherer kann der Arzt für den beabsichtigten Zweck die Auswahl treffen oder durch den vereinten Gebrauch mehrerer Hilfsmittel desto nachdrücklicher^ auf die Hellung hinarbeiten.

Die Stimme Allahs.  
Lilie türkische Erzählung

Rudolf Lindau.

— Ronslantinopel, —

In einem kleinen Dorfe in Anatolien lebte auf seinem Hofe, ohne Weib und Kind, ein braver Bauersmann, Namens Abdullah, der sich im Schweiß seines Angesichts recht und schlecht durchschlug, dabei aber immer mit einigem Bedauern daran dachte, wie traurig es doch sei, das; er sich jahraus, jahrein von früh bis spät abzuarbeiten habe, nur um immer für die allernächste Zeit genug zum Leben zu gewinnen. Er hätte so gern ein ruhiges, würdiges Dasein geführt: — aber dazu gehörte Geld, — und er besaß nichts als das geringfügige Erbe seiner Väter: eine elende Hütte auf einem kleinen Hofe, einen Esel, eine Kuh, einige Gänse, Hühner und Enten und ein Stückchen schlechten Bodens, — das, wenn er es nicht düngte, pflügte und besäte und wenn die Ernte nicht durch Hagel, Regen oder Sturm vernichtet wurde, gerade so viel einbrachte, daß er mit dem Ertragnis, desselben seine Bedürfnisse, die wirklich recht bescheiden waren, armselig befriedigen konnte. Gab es aber eine Mißernte, so war das für ihn ein Hungerjahr, und es war dann schon einige Male so weit gekommen, daß er seine Kräfte verdingen, für fremde Leute arbeiten mußte, um nicht elendiglich zu Grunde zu gehen. — Das war sehr hart und sehr traurig. Eines Abends, als Abdullah nach eines heißen Tages Mühen vor seiner Thüre saß und sein Leben ihm wieder einmal aufs Äußerste bejammernswert!) erschien, trat ein alter Bettler auf ihn zu und bat mit kläglicher Stimme um eine kleine Summe. — Abdullah war ein guter Mann. Er gab dem Armen zehn Para, etwas weniger als fünf Pfennig. „Der Herr wird es Dir tausend Mal vergelten,“ sagte der Bettler und zog seiner Wege.

Die Stimme Allahs, < 25

Der Manu hatte eine laute, tiefe Stimme, und seine Worte klangen in Abdullahs Ohren nach. — „Der Herr wird es Dir tausend Mal vergelten,“ wiederholte er unwillkürlich. Dasselbe war ihm schon oftmals gesagt worden, aber er hatte nicht mehr darauf geachtet, als auf das Rauschen des Flusses und das Sänseln des Windes in den Bäumen. Er hatte sich nichts dabei gedacht. Er hatte überhaupt mehr zu thun, als ihn: behagte. — Was sollte er noch denken? — An jenem Abend, zum ersten Male wog er die Worte in seinen Gedanken, und langsam, wie das in seiner Natur lag, bildeten sich aus den ersten Gedanken einige andere und endlich ein Entschluß. — Wenn der Bettler die Wahrheit sagte, wenn aus den zehn Para zehntausend würden! War das denkbar? . . . Hätte er nicht, wenn dem so wäre, schon zu verschiedenen Malen zehntausend Para von Allah erhalten müsse«, da er doch schon häufig einem Armen zehn Para gegeben hatte? — Die Frage war unlösbar für ihn. Er wollte den Schulmeister, den Hodscha, oder noch besser den Gottesdiener, den Imam um Rath fragen; aber nicht den dummen Imn vom Dorfc, der nicht klüger war als Abdullah selbst, mir das; er eine schönere Stimme besaß als dieser. — Nein, ein gelehrter Imam, einer aus Stambul, aus einer ehrwürdigen, heiligen Moschee, der sollte ihm Auskunft geben.

Abdullah verschloß seine Hausthür, vertraute die Sorge um sein Viel» einem freundlichen Nachbar an, griff zum schweren Wanderstabe und zog gen Stambnl, gerades Weges nach der großen Hagia Sophia. Dort fand er bald, was er suchte — einen Imam. Dieser Gottesdiener in der heiligen Moschee mußte ein gelehrter Mann sein!

„Ehrwürdiger Imam,“ sprach Abdullah, „ist es richtig, daß mich Allah für das, was ich den Armen gebe, tausendfach belohnen wird?“

„So lauten die Worte des Propheten; fo steht es im Koran. Es ist ja und wahrhaftig wahr.“

Abdullah schwieg einen Augenblick, während der Imam ihn von der Seite beobachtete. Dann fuhr er bedächtig fort: „Wie kommt es, daß ich noch nie in meinem Leben zehntausend Para erhalten batte, wenschon — Allah ist mein Zeuge! — ich oftmals einem Armen zehn Para geschenkt habe?“

Der Imam antwortete sogleich: „Und als Du die zehn Para gabst, gabst Du sie um Gottes willen, dachtest Du dabei an Allah?“

Denken war Abdullahs schwache Seite. Er hatte, wenn er einem Armen gab, dabei niemals an Allah gedacht. Und da Abdullah sehr einfach und ehrlich war, so antwortete er auf die Frage des Imam: „Ich habe derartige barmherzige Gaben nicht um Gottes willen gemacht; und ich habe dabei auch nicht an Allah gedacht.“

„Thor! Und Du erwartest, daß Allah sich Deiner Erbärmlichkeit erinnerte, wo Du seiner Größe nicht einmal gedachtest! Ziehe heim und bessere Dich und vertraue der Barmherzigkeit Allahs.“

I.26 Rudolf Iinoau in Konstantinopel.

Abdullah zog heim. Jetzt wußte er, weshalb seine Almosen ihm bisher keine Zinsen getragen hatten. Das sollte nun anders weiden! Er wollte den Armen geben, mit vollen Händen geben, um Allahs willen, Allah gedenkend, ans daß dieser ihm seine barmherzigen Gaben tausendfach vergelten sollte, wie der Prophet es versprochen hatte und es im Koro» stand.

Abdullah verkaufte sein Hab und Gut und mit dem Erlös von tausend Piaster — etwa 180 Mark — kehrte er nach Stmbul zurück. Auf dem Wege dorthin traf er mit vielen Armen zusammen. Er gab allen: diesem fünf, jene», zehn Piaster, und er sagte dabei jedesmal halblaut: „Um Allahs willen!“ und der durch die Größe des Geschenks überraschte Arme rief ihn» jedesmal dankend nach: „Allah wird es Dir tausend Mal vergelten.“

Als er in Stambul ankam, blieben ihm von den tausend Piaster noch achthundert. Diese trug er nach der Hagia Sophia, denn er sagte sich, daß in den Händen der Diener Gottes in einer so heiligen Moschee seine Gaben Allah unmöglich verborgen bleiben könnten. — Im Vorhof der Hagia begegnete er einen« Imam. Er redete den heiligen Mann an: „Ich habe eine Summe Geldes bei mir, die ich den Iman der Hagia Sophia zur Vertheilung an die Armen übergeben möchte. Wäre das ein gottgefälliges Werk?“

„Allah wird es Dir tausendfach vergelten,“ fagte der Imam, Nun war Abdullah seiner Sache ganz sicher und schritt rasch der Moschee zu-, aber ehe er die Thür erreicht, war der Imam, mit dem er soeben gesprochen hatte, an seiner Seite: „Du kannst auch mir einen Theil des Geldes geben. Ich werde es in Deinem Sinne gut verwenden.“

Abdullah gab ihm fünfzig Piaster: „Um Allahs willen.“

„Er wird es Dir tausendfach vergelten,“ sagte der Imam.

In der Hagia entledigte sich Abdullah mit großer Leichtigkeit, immer „um Allahs willen“, der noch übrigen siebenhundertundfünfzig Piaster und empfing von neuem aus dem Munde heiliger Imam die bestimmte Zusicherung, Allah werde es ihm tausend Mal vergelten; und nachdem er alles, was er besaß, den Armen unter den vorgeschriebenen Bedingungen geschenkt hatte, ging er leichter Tasche und leichten Herzens in eine Herberge, in der Nähe der Moschee und wartete.

Er wartete geduldig und nicht sehr lange, denn die wenigen Piaster, die ihm übrig geblieben waren, nachdem er den Armen den vollen Erlös seiner irdischen Habe geschenkt hatte, waren in einer kurzen Reihe von Tagen vollständig aufgezehrt worden. Um der Unannehmlichkeit zu entgehen, feinem vertrauensvollen Wirthe zur Last zu fallen, verließ er besten Haus am sechsten Tage und wanderte zwecklos umher. Bei der Gelegenheit gelangte er gegen Abend nach Hissar und dort an das weit und breit bekannte alte Kloster der Nettaschi-Derwische.

Diese Mönche erfreuten sich nicht des besten Rufes. Man sagt den alten Freunden der Ianitscharen nach, sie seien Schlemmer, Erbschleicher,



die Stimme Allahs, <2?

Freidenker, ja, man wollte sogar wissen, sie besäßen in ihren Zellen und in verborgenen Winkeln der Moschee sogenannte Heiligenbilder, wie man sie in griechischen Kirchen und Klöstern findet, und sie verrichteten vor diesen ihre Andacht. Aber Abdullah, wenn schon sein Vertrauen zu Allah keineswegs erschüttert war und er nur bedauerte, daß die versprochene tausendfache Vergeltung seiner Gaben an die Armen nicht so schnell erfolgte, wie er angenommen hatte, — Abdullah war in dem Augenblicke nicht geneigt, sehr streng auf die Beobachtung gewisser Cultus-Vorschriften zu achten.

Ihn hungerte und dürstete. Er klopfte an die Pforte des Klosters, und als diese ihm von einem langen Verwisch geöffnet wurde, sagte er einfach, er sei hungrig und müde und bäte um eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Der wohlgenährte Abdullah sah in seinen ordentlichen, reinlichen Kleidern nicht wie ein gewöhnlicher Bettler aus.

„Wie kommt ein Mann wie Du dazu, um Almosen zu bitten?“ fragte der riesige Derwisch.

„Das ist eine lange Geschichte, heiliger Mönch. Gib mir erst etwas zu essen und zu trinken, denn ich fühle mich schwach von langem Fasten — dann sollst Du sie hören.“

Der Derwisch ließ ihn ein und führte ihn in eine Halle, in der noch mehrere andere Mönche versammelt waren. Man ließ Abdullah sich dort nach Herzenslust stärken; als er sich aber gesättigt vom Tische zurücklehnte, trat der Pförtner wieder auf ihn zu und sagte:

„Nun die versprochene Geschichte, Bciuerlein! Denn wenn Du mich getäuscht hättest, so würde es Dir übel ergehen. Du weißt, oder Du würdest dann sogleich erfahren, daß die Nektaschi-Derwische nicht mit sich spaßen lassen.“

Abdullah feufzte, strich sich die Augen und erzählte seine kurze Geschichte. Die Derwische lauschten aufmerksam und blinzelten sich von Zeit zu Zeit verständnisvoll zu.

„Also den Imam der Hagia Sophia gabst Du Dein Geld?“ fragte einer von ihnen.

„Ja, heiliger Mönch. Denen gab ich den Rest meiner ganzen Habe, siebenhundertundfünfzig Piaster. Sie werden es Dir bestätigen, wenn Du sie fragen willst.“

„Du bist ein guter Mann — aber Du hast Dich wie ein Narr benommen.“

Abdullah blickte den Sprecher fragend an.

„Wärs Du,“ fuhr dieser fort, „anstatt zu den dummen Imam der Hagia Sophia zu gehen, zu uns gekommen, so würdest Du Deinen Lohn schon erhalten haben.“

„Es ist traurig für mich, daß ich noch warten muß; aber darau kann ich nichts mehr ändern. Der Wille Allahs geschehe! Wann glaubst Du, Nektaschi und Bciuerlein, I.XV. 183. il

^28 Rudolf Lindau in Konstantinopel,  
heiliger Mönch, dah ich die hunderttausend Piaster, die er mir schuldet, bekommen werde?"

„Vor Deinem Tode, will ick Dir wünschen. Vestimmteres weiß ick auch nicht.“

„Aber, was soll ich thun, wenn er mich noch lange warten läßt? Ich besitze nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trage. Ich kann nicht lange ausharren, ohne großem Elend preisgegeben zu werden.“

Der Derwisch, der eine dicke rothe Nase hatte und wässerige Augen, war ein gutmüthiger Mann. „Du kannst die Nacht über hier schlafen,“ sagte er, „und morgen früh sollst Du gestärkt werden, ehe Du von bannen ziehst. Kehre dann gerades Weges nach Deiner Heimat zurück. Allah wirb Dich auch dort finden; Dir aber wird es unter Deinen alten Bekannten leichter werden. Dich zu ernähren, als hier, wo Du ein Fremdling bin, den die Reichen mit Argwohn, die Armen mit Mißgunst betrachten. Nicht alle Gläubigen sind so mildthätig, wie die armen Vektaschi-Derwische.“

Abdullah seufzte tief, legte sich nieder und schlief ein.

Bei Tagesanbruch wurde er von dem Pförtner geweckt, der ihm zu essen und zu trinken vorsetzte und ihn sich ungestört daran laben ließ. Als dies geschehen war, sagte der Mann, der Tag werde wohl sehr heiß werden, worauf Abdullah seinen Stab ergriff und die gastfreundlichen Derwische verließ.

Abdullah zog wunden Fußes seine Straße. Müde, halb verhungert, mußte er sich erbetteln, was er zu seines Leibes Nothdurft gebrauchte. Aber sein Vertrauen blieb unerschütterlich. Er fand überall bannherzige Seelen, die ihm gestatteten, unter Dach und Fach zu ruhen, und die ihm, wenn er wieder aufbrach, ein Stück Brod und einen Schluck Wasser mit auf den Weg gaben. Es war magere Kost. Aber Abdullah war nicht an viel bessere gewöhnt, und er murrte nicht. Er wußte, daß seine Zeit kommen würde.

Endlich näherte er sich seinem Dorfe. Er hoffte, es am Abend zu erreichen; doch hatte er vorder noch eine weite öde Strecke Landes zu durchziehen. Er war dazu am frühen Morgen aufgebrochen, um nicht zu sehr von des Tages Hitze belästigt zu werden, und er schritt nun schon seit Stunden seines Weges, geduldig und nicht schneller, als seine Müdigkeit es ihm bequem machte.

Da erblickte er, noch in weiter Ferne, drei Männer, in langen, fliegenden Gewanden, die kräftigen Schrittes auf ihn zukamen. Abdullah balle nichts mehr zu verlieren als sein Leben und die bestäubten Kleider, die er auf dem Leibe trug, aber die langeil Fasteil hatte« feinen Muth gedrückt. Die großen bärtigen Gestalten, die sich ihm näherten, waren ihm unheimlich; er wollte ihnen aus dem Wege gehen und fuchte nach einem Versteck. — Nicht weit vom Wege standen, dicht neben einander drei alte, mit dichtem Laub bedeckte Nume, von denen der schönste einen Brunnen beschattete. Ät>

Die Stimme Allah«, !2H

Abdullah bückte sich tief, schlich dorthin, erklimmte den Baum und verbarg sich in dessen Zweigen.

Drei Männer näherten sich. Schon von weitem vernahm der Bauer ihre rauhen starken Stimmen. Es waren Bektaschi-Derwische. Jeder von ihnen trug einen mächtigen, keulenartigen Pilgerstock in der Hand und auf dem Rücken einen Sack — und sie sahen müde und erschöpft aus.

„Hier ist Schatten,“ hörte Abdullah den einen sagen. „Hier dürfen wir in Frieden rasten. Wir können das ganze Land übersehen.“

„Allah sei gepriesen, daß ich mich diesen Männern entziehen konnte,“ sagte der Bauer vor sich hin. „Sie sehen aus, als ob sie jeder Gewaltthat fähig wären, ja, als ob sie soeben eine Vollbracht hätten. Es sind ja fromme Mönche, Derwische — aber es sind Bektaschi, wilde Burschen, kaum besser als ihre Freunde und Beschützer, die Janitscharen. — Allah sei gelobt, daß sie mich nicht erblickt haben.“

Die drei Mönche waren nun unter dem Baume angelangt, auf dem Abdullah saß. Sie warfen die Säcke von ihren Schultern zu Boden, entledigten sich ihrer schweren Gürtel und ließen sich, befriedigt stöhnend, am Stamme des Baumes nieder. „Hier ist es gut sein,“ sagte der eine.

Aus den Säcken kamen nun viel schmackhafte Sachen zum Vorschein, die die Derwische, in Vorfreude schmuntelnd, behaglich vor sich ausbreiteten und dann langsam, laut schmatzend, zu verzehren begannen. Sie aßen viel und aßen lange und lobten einen dem andern, was sie aßen. Abdullah, der seit mehreren Tagen von schmaler Kost lebte, lief beim Zuschauen das Wasser im Munde zusammen. Aber er hielt sich still, mäusestill, denn daß die Derwische nicht fromme, gottesfürchtige Mönche waren, das erkannte der strenggläubige Bauer schon daran, daß sie aus schweren Krügen Rattai zu sich nahmen und zwar in solchen Mengen, daß der bloße Gedanke daran Abdullah verwirrte. Die drei Mönche lachten und spaßten, daß es weit über das öde Land tönte, und einer von ihnen wurde mit der Zeit vollständig trunken. Er sang Lieder, die sich für einen Mönch nicht schicken, er erzählte Schwanke, denen kein Mönch hätte lauschen sollen. Aber die beiden andern waren nicht viel besser als er. Sie lachten aus vollem Halse, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten und stachelten den Berauschten zu immer ärgerem Unfug zu.

„Jetzt werde ich in einer Weise zu Gericht sitzen, die Euch mit Wunder und Schrecken füllen wird,“ sagte der Trunkene. — Er suchte lange Zeit in der Tiefe des großen Sackes, der vor ihm lag, und endlich zog er daraus drei sorgfältig in kleine Tassen verpackte thönerne Bildnisse, die er mit feierlichem Ernste, unter dem jauchzenden Lachen seiner Gefährten, vor sich hinstellte.

„Dies ist Mahomet, der Prophet,“ sagte er, auf die eine Figur deutend; sodann die andern beiden Bildnisse bezeichnend: „dies ist der Erzengel Gabriel, und dies ist Allah! Ihr habt verstanden?“

9\*

^2tl Rudolf lindan in Konstantinopel.

„Wir haben verstanden!“

„Nun wohl! Ich werde jetzt über die drei richten, wie es nie zuvor geschehen ist, aber wie sie es verdienen . . . O, Mahommet, denn mit Tir, der ersten Ursache des Nebels, beginne ich — wie konntest Tu so leiänfertig sein, aus diesem Leben zu scheiden, ohne klare Bestimmungen wegen Deiner Nachfolgerschaft getroffen zu haben? . . . Welche Kriege, welch' ungeheures Blutvergießen, welch' namenloses Elend hat Dein Leichtsinn über die ganze Erde gebracht! Und doch lebst Du im Paradies! Aber ich, der Derwisch Abd-ur-Nahman werde Deinen frevelhaften Leichtsinn gebühren? strafen . . . Hier! Sei vernichtet!“

Und mit einem kräftigen Schläge feines Pilgerstabes zertrümmerte er das Bildnis; des Propheten.

„^etzt kommt die Reihe an Dich, Erzengel (Gabriel!“ fuhr der Ter' wifch schwerer Zunge fort. „Fühlst Du Dich etwa schuldfreier als der Pro vhet? . . . Ich will Dich lehren! . . . Konntest Du nicht erfahren, mutzten Du nicht wissen, welcher Leichtfertigkeit der Mann fähig war, dem Du den Koran anvertrautest? — Und doch gabst Du ihm das heilige Buch! Du bist nicht besser als der Prophet; mit ihm theilst Du die Verantwortlichkeit für alles Unglück, das die Welt nach feinem Tode heimgesucht hat . . . Für gleiches Bergehen, gleiche Strafe! Hier!“

Ein Keulenschlag vernichtete das Bildniß des Erzengel Gabriel.

„Allah! . . . Es wird nur wahrlich schwer, auch Dich anklagen zu müssen . . .“ Der Trunkene lallte nur noch; seine beiden Genossen blickten scheu, aber sie unterbrachen ihn nicht. „Allah . . . war es recht . . . war es nicht sehr unrecht . . . auch Tu . . .“

Tie Worte kamen unverständlich über seine geifernden Lippen. Aber wenn man auch uicht mehr verstehen konnte, was er fagen wollte, mm tonnte fehen, was sein ruchloses Borhabeu war. — Er hob den Pilgerst«! und, schwerfällig taumelnd holte er fchon aus, um auch das Bildnis; Allan? zu zerschlagen, als plötzlich hoch über ihm eine furchtbare Stimme erscholl, die aus den: Himmel zu kommen schien:

„Halt ein. Unglücklicher! Nicht Allah darfst Tu vernichten! ^ch bin sein Gläubiger!“

Tie drei Ternnsche sprangen mit einem jähen Aufschrei furchtbarsten Entsetzens in die Höhe. Ter Schrecken machte sie tanb für den Sinn der Worte, die sie vernahmen. Für sie war es die strafende Stimme MM, die zu ihnen sprach. Sie entwichen in wildester Flucht. — Ter Trunkene siel nach wenigen Schlitten . . . raffte sich mühsam auf — lief weiter . . . fiel wieder nieder und blieb wie entfeelt, regungslos liegen. Aon den beiden andern fah Abdullah nur noch die sich schnell bewegenden Hacke» und die fliegenden Kaftan — dann waren sie verschwunden.

Abdullah kletterte vom Baum hinab und näherte sich zunächst vorsichtig dem gefallenen Terwisch, dem Lästerer. Ter hatte schon seinen Lohn dahin!

Die 2timme Allahs, I.3^

Sein Antlitz, auf das die heiße Mittagssonne brannte, war dnnkelroth; die halbgesclossencn Augen starrten entsetzlich. Er war todt!

Darauf kehrte Abdullah leichteren Herzens nach dein Bmune zurück.

— Die Ueberreste der Mahlzeit der entflohenen Nektaschi waren genügend zu ein ein starken Mahl für mehrere Hungrige. Abdullah labte sich daran — aber er rührte nicht an den Nakki, sondern schöpfte einen kühlenden Trunk aus dein Brunnen, neben dein er saß. — Er hatte keine Ueberraschnng zn fürchten. z2ede und still in der Hitze des Mittags lag das weite Land vor feinen Augen. — Gesättigt lehnte er sich endlich zurück an den Nanmstamm und fühlte sich behaglich, zufrieden, wie seit vielen Tagen nicht mehr. Die gute Mahlzeit hatte ihn, wohlgethan. „Gelobt sei Allah dafür,“ sagte er leise.

Neben ihm lag der große Gürtel eines der Derwische. Er wollte ihn bei Teile schieben, um sich bequemer ausstrecken zn können. Aber der Gürtel war auffallend fchwer. Abdullah fuchte in den Falten, was wohl darin enthalten sein mochte, uud da faud er an Gold und Goldeswerth mehr, als er je beisammen gesehen hatte. Er nickte befriedigt. Er zählte, was vor ihm lag, forgfältig, mit inniger Freude, aber ohne überrascht zu sein; denn das, was er in den Falten des Derwisch-Gürtels gefunden, was Allah ihm gesandt hatte, war genau, was er seit dem Tage erwartete, als er den Annen sein ganzes Vermögen geschenkt hatte: hundert Tausend Piaster! Er trug die Tumme nach seinem Dorfe, kaufte dort einen großen Hof, nahm ein Weib nnd führte bis zu feinem späten Ende ein ruhiges, würdevolles Leben. — Der Leichnam des lästernden Derwisch aber wurde ein Naub der Hyänen und Geier.

Phinilichl« Viol »uf Lypein,

Au«: .Spamli» Illustriitli W«tt»«schlichll'. I. Aufl. Erst» Vund. Lelp,!«, Ott» Cpllmer.

Illustrierte Bibliographie.

Lpamei» Illnftrirte Weltgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Ktacunel und Prof. Dr. Berthold

Volz. Tritte völlig neugestaltete Auflage. — Erster Band: Geschickte des Alterthums. In dritter Auflage bearbeitet ron Prof. Dr. B. Polz, Dr. P. Peteismml

und Dr. U. Stunuhoefel, Mit 400 Textabbildungen und 41 Kunstbeilagen und karten. Leipzig, Verlag und Trnck von Otto Spanier.

Zehn Jahre sind verflossen, seit die 2. Auflage von Spamcr's Illustriirter Welt»

gesckichte ihren Abschluß fand: jetzt erscheint das gros; angelegte Unternehmen in einer textlich wie illustrativ völlig neu gestalteten Ausgabe, die vollständig acht Bände umfassen

wird, von denen der erste bereits vollständig vorliegt. — Tie Spamer'sche Verlogshandling hat sich in diesem Werke wie in ihrem rühmlich durchgeführten Illustrierteu ssonreisationö-

lexiton das Ziel gesteckt, die bildliche Tarstellung in ausgedehnteren! Maße zur Unterstützung des belehrenden Wortes heranzuziehen. Man hat derartige wissenschaftliche Werk

oft etwas geringschätzig als „Bilderbücher" bezeichnet; und dieses Urthcil mag auf gewisse Werte, bei denen der Text zu Gunsten der Illustrationen zurücktrat, und diese selbst ihrer

Auswahl und Beschaffenheit nach ohne wissenschaftlichen Werth waren und nur einen zur Augenweide dienenden Schmuck bildeten, berechtigt sein. Im Allgemeinen aber läßt D

gegen die Illustriirung — namentlich populärwissenschaftlicher Werke — nichts Begründetei

einwenden, vorausgesetzt daß dieselbe in zweckmäßiger Weise nach wissenschaftlichen Grund-

sätzen geschieht: vielmehr können Illustrationen, sobald ihnen authentisches Material zu Grunde liegt, oft rascher und unmittelbarer das Verständnis; für vergangene Zeiten, Personen

und Ereignisse wecken, als seitenlange Beschreibungen. So können wir ein Unternehmen wie „Spamer's Illustriite Weltgeschichte," zumal in der durchgreifenden Neubearbeitung

— wie sie am erschienenen ersten Bande benierkbar — uur svmpathifch begrüßen. Bei allem Reichthum des illustrativen Theils erdrückt dieser den textlichen Thcil durchaus nicki:

derselbe ist in Umfang, Gehalt nnd Form von sclbstständigem Werthe. Der vorliegende erste Band bringt nach zwei einleitenden Abhandlungen über den „vorgeschichtlichen Menschen"

und über „Chronologie" die Geschichte der alten Völker bis zum Verfall der Selbstständigkeit von Hellas. Tiefer Stoff wirb in fünf Büchern nach folgender Anordnung

Illustrierte Bibliographie.

^22

behandelt: China und Indien, Aegypten, Vorderasien (Mesopotamien, Assyrien, Syrien, die Phönizier, Israel, Armenien, Kleinasien, die assyrischen Großkönige, Neubabylonien), Medien und Persien, Hellas.

Es wird uns nicht nur das politische Leben, nicht nur die großen Staatsaktionen und kriegerischen Ereignisse der einzelnen Völker erzählt, sondern auch in ausgiebigem Maße ihr Ringen und Streben auf geistigem Felde, ihre Leistungen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, ihr häusliches, religiöses und sittliches Leben. — kurz, die Geschichte im engeren Sinne ist hier mit der Kulturgeschichte verbunden. Bei einem populären Werke, das seinen Lesern ein möglichst abgeschlossenes vollständiges Bild geben soll, ist dieser Standpunkt durchaus berechtigt, ja geboten. Nur auf diese

Topographie von Sanch'el. Oclammtonsticht von Norden.

Aus: „Die Weltgeschichte“ Illustrierte Weltgeschichte.“ 3. Aufl. von Dr. Otto Spang, in der Weise wird dem Laien ein tieferes historisches Verständnis; und eine Erkenntnis; der verborgeneren treibenden Klüfte in der Geschichte der Völker erschlossen. —

Die textliche Darstellung ist bei wissenschaftlicher Gründlichkeit fesselnd und geschmackvoll, von doctrinärer Trockenheit wie phrasenhaftem Schwulst gleich weit entfernt und bei aller Verständlichkeit nicht oberflächlich. —

Ein ungemein reiches Illustrationsmaterial, das sich über alle Gebiete erstreckt, erläutert sich ergänzt den Text in erschöpfender Weise, 400 Textillustrationen und 41 Kunstbeilagen führen uns landschaftliche Ansichten, Bauwerke, wie Tempel, Burgen, Gräber n. s. w., Statuen und Reliefs, Trachten, Opferräucher, Handwerkszeuge, Gefäße, Waffen, Musikinstrumente, Szenen aus dem häuslichen, dem Kriegs- und Gewerbsleben, Münzen, Urkunden u. s. w. n. s. w. vor.

An Karten und Plänen enthält der Band: Aegypten, die Euphratländer, Phönizien und Palästina, Griechenland und die Küsten des Ägäischen Meeres, Plan von Athen

Nord und Süd.

mit dem Peiraeus, Karte der Thcimopylen, Schlachtfeld von Plataä, Plan der Belagerung von Syrakus 414 U. Chr.

Unter den Kunstbeilagen befinden sich fünf interessante farbige Tafeln, nämlich: „Tribut Mischer Häuptlinge“: die Wiedergabe einer Malerei, die sich in dem Grabe des Hui zur Theben findet, der zur Zeit der 18. Trmastie lebte — ein Gemälde, das in mehrfache Hinsicht interessant ist, zunächst als geschichtliches Document, sodann ethnographisch, weil es den durchaus semitischen Charakter der damaligen Bevölkerung Syriens unzweifelhaft darthut, und schliesslich kunstgeschichtlich durch die Wiedergabe von Gefäßen mit Blumen und Thicrornamenten; ferner eine Malerei aus einer Grabkammer aus der Zeit der IV. Trmastie; eine Tafel mit phönikischen Glasarbeiten; Reliefs auf den Bronzethoren von Balawat (jetzt im Britischen Museum); endlich eine assyrische Wanddecoration: Ziegel mit Schnitzarbeiten und Wandmalerei, auf dem Wurf aufgetragen. — Tiefere Tafeln ist noch die nicht polychromisch ausgeführte Malerei anzurufen, welche die Vorderseite der aus dem 3. Jahrhundert stammenden Tareiosvase, einer zu Lanosa (Apulien) gefundene, jetzt im Nationalmuseum zu Neapel befindlichen Amphora, schmückt.

Von den übrigen Kunstbeilagen, zu deren Herstellung verschiedene kunsttechnische Methoden benutzt worden sind, seien noch die folgenden hervorgehoben:

Tempel zu Mout Abu; der Grotte des Tempels zu Kanak; Grab des Darcios zu Naksch-i-Rustan; Thorhalle des Xerxes zu Persepolis; Gesamtansicht der Pallastbauten von Persepolis; die Höhen des Taugetos; Apollo vom Belvedere; Pallas Athene; Olynthia; Berg Ilion und das Thal von Messene; die Parthenon: der Holbildhauer, vllnehmen Aellyuter, dem ollen Markts zu Athen. — „Scheich“ (die sogenannte „Scheich“), nlfunde „reichhaltig“, dNO Ultuudliche In den OllitN! von s»»»,uh>. Material, das zahlreiche Reproduktionen uns Au.: „vom Illuürii! Weltalchich!“ bictu; von diesen seien erwähnt: Tic „In“ z.Anfl. »rster Bond. L«ip,l«. Qi.o Sv°m«r. schM des Ia° (das älteste Denkmal chinesischer Cultur); ssacsiuic aus einer Handschrift des Rigveda (London); Bruchstück der Inschrift des Königs A-ola auf dem Felsen vor Girnar; Facsimile einer altindischen Palmblatthandschrift (Cambridge); Facsimile aus dem ältesten Buche der Welt, dem Papyrus Pisse (jetzt in Paris); Blatt aus dem Petersburger Propheten-Codex vom Jahre 916 nach Chr. mit babylonischer Punctation (die älteste in Europa befindliche hebräische Nibelhandschrift); Ilrtuude des babylonischen Königs Nabupliddiu (879—855 v. Chr.), gefunden im Sonnenteinpel zu Sippar 1881 n.Chr.; Rückseite eines unversehrten Tafelchens aus Assurbanivals Bibliothek, enthaltend den Schluß einer Hymne auf die Istar und die Bibliothekssignatur; Facsimile einer Seite aus der ältesten Handschrift des Avesta; Inschrift des Xci-xcs u. s. w. Das Gcsllmmtwerk wird acht Bände zum Preise von 8.50 Mk. (geb. 10 Mk.) umfassen, die gegen 400 Textabbildungen nebst 200 Kunstbeilagen, Kurten, Plänen u. s. w.



enthalten sollen. Tic Verlagsbuchhandlung hat das ihrige gcthan, um dem Publikum

Vibliographische Notizen.

<35

Nile-Temuel auf o» Aliovoli» ,u Athen.

Au«: .Spllmci» Illustrlitci Wtugeschichte.« 3. Aufl. Lrstei Band. Lcipzig. Otto Svomei, die Ausckinffung des Wertes zu crleichtem: dasselbe kann nänilich auher in 8 Bänden noch in 23 Abtheilungen zu je 8 Mk. oder in 136 Lieferungen znm Preise von je 50 Pfg. bezogen weiden, von denen je 17 einen Band bilden. Monatlich sollen 3 Lieferungen herauskommen.

Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang und eine freundliche Aufnahme bei den« Publikum. — 1 —

Bibliographische Notizen.

Orientalische Tlizen. Von Theodor Nöldekc. Berlin, Gebrüder Pactel.

18U2.

Tic vorliegende Sammlung von 9 Aufsätzen gehört zu den nicht allzu häufige» Weilen, in denen wahre Wissenschaftlichkeit mit leicht faßlicher und durchweg anregender Tarstellung vereinigt ist. Tic Mehrzahl der Skizzen beschäftigt sich mit dcmIMm nnd dm früheren Epochen seiner Geschichte. Selbst die erste Abhandlung (Zur Charakteristik der Semiten) steht mit diesem Stoffe in einigem Zusammenhange, indem der Verfasser, um die Eigenschaften der femi-

I.36

Nord und Süd.

tischen Volkerrasse hinsichtlich Religion, Staatsleben, Wissenschaft und Kunst zu ermitteln, vornehmlich die Araber, die eigentlichen Träger des Muhammedanismus, heranzieht; Licht und Schatten werden gerecht vertheilt. Darauf werden Entstehung, Inhalt, Stil und Chronologie des Konni behandelt, die Religion des IMm, seine Ausbreitung und seine Spaltungen im Allgemeinen geschildert. Die folgenden Aufsätze (Der Chalif Mansüi; ein Stlcwenrieg im Orient; Iatüb, der Kupferschmied, und seine Dunastie) betreffen einzelne Punkte aus der Geschichte des Lhalifats im 8. und 9. Jahrhundert. In ganz andere Verhältnisse versetzen uns die „syrischen Heiligen“ des 5. und 6. Jahrhunderts; hier erfreut nächst der vorurtheilsfreien Gesinnung ein oft recht humoristisch angehauchter Ton. Der allerneuesten Zeit ist der Schlußartikel gewidmet, über „Theodoros, König von Abessinien“, der sich, von den Engländern besiegt, im Jahre 1868 selbst den Tod gab. — Auch für einen größeren Leserkreis wird Nöldckes Buch eine ebenso belehrende, wie angenehme Lektüre bilden. 8. d.

Klaus Groth's gesammelte Werke. 4 Nbe.

Kiel und Leipzig, Lipsius» K. Tischer.

Die gut ausgestattete und mit einem wohlgetroffenen Bildnis; des Verfassers geschmückte Gesamtausgabe der poetischen Werke Klaus Groth's entspricht in ihren zwei ersten Bänden den beiden Theilen des „Quickborn“; jedoch ist der zweite um viele Gedichte bereichert und mehr noch, als es in der ersten Auflage dieses Theiles (1871) der Fall war, zu einem „Volksleben in plattdeutschen Dichtungen ditmarscher Mundart“ ausgestaltet. Die neu hinzugekommenen Gedichte Uebersetzen sich in die Entstehungszeit auf eine lange Reihe von Jahren, und manche sind noch von recht jungem Datum. Ausier manchen still-friedlichen Stimmung«' bilden („Ostern“ S. 6) seien besonders erwähnt die sehr ausdrucksvollen Zeit- und Strichbilder aus der Zeit der politischen Kämpfe („Flu nie Lccder vor Cleswig-Holstein“ 1848—63; „John Bull“ 1864/65) auf S. 11—20. Auch das (zuerst in „Nord und Süd“, Heft 97, erschienene) hübsche Gedicht „Jung Vismrck“ steht auf S. 272 dieses Theiles.

Der dritte Band enthält Erzählungen in plattdeutscher Prosa („Vertelln“ I. II. und „Um deHeid“!); der vierte die Fortsetzung derselben („Ut min Lungspardies“, „Büsum“, „Sophie Dcthlefs un it“, „Land-

burs Tochter") und die hochdeutschen Gedichte Groths, von denen ein Theil als „Paillivomenll zum Quickborn" bereits 1854 erschienen war, viele anderen ab«? später, zum Theil erst in den letzten Jahren entstanden find. Diese Gedichte geben in klar durchgebildeter Form den Stimmungen und Bestrebungen eines rein und tief empfindenden norddeutschen Gemüthes Ausdruck: sie sind bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden, aber wohl geeignet, dem Dichter noch neue Freunde zu gewinnen.

In gleichem Verlage erschienen bekanntlich 1891 Klaus Groth's „Lebenserinnerungen": mit der wohlgeordneten Gemmmtausgabe der Dichtungen vereint, lassen sie das anziehende Bild dieser dem holsteinischen Volksleben erwachsenen, aber eigenartigen und pocsievoll ausgebildeten Persönlichkeit lebensvoll hervortreten. L.

Im Jahrhundert GriNvarzer».

Literatur- und Lebensbilder aus Oesrer-rcich. Von Adam Müllcr-Guttenbrunn. Wien, Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893.

Die in vorliegendem Büchlein vereinigten Aufsätze über Grillparzcr, Theodor Kümcrc, Ferdinand Raimund, Eduard Bauernfeld, Rob. Hamerling, Anzengrnbcrc, Weilen und Mautner zeichnen sich sämmtlich durch wohlthuende Wärme und feine Eharakteristik ans, die mit wenigen Worten das Wesentliche zu sagen weiß. Man fühlt, das; der Verfasser selbst ein Dichter ist. Ter letzte Aufsatz, „Auch ein Dichter" betitelt, führt uns in die Weitstatt eines Colportage-Nomlln-Fabrikanten, der sich vergeblich bemüht, aus seinem elenden Handwerk herauszukommen. Ein trübes Bild, das durch die liebevolle Tarstellungswcisc des Verfassers unsere rolle Theilnahmcc gewinnt.

K. ,1.

„Neues Leben." Moderner Roman ion EurtGrottcwitz. Berlin, F.KP. Lehmann.

Curt Giottcwitz nennt sein Buch einen modernen Nomon — es will uns scheinen, als ob er hiermit dessen Nahmen ricl zu eng gezogen. „Zur neuen Schönheit", zur Freiheit und Wahrheit „den Weg zu fiuwen". ist kein modernes Bestreben, es ist so alt, wie die Lulturgeschichte dei Menschheit ist! Freilich, die Situationen, z» denen jenes Bestreben hier führt, sind ganz modern, sind in jenem realistischen Stile gestaltet, dessen unsere „jüngsten" Dichter nach fran-

Vibliographische Notizen.

53?

zösischem Muster sich theilhaftig gemacht und der als ein Fortschritt der Dichtkunst gerühmt wird. Glücklicher Weise hat Grotte- witz hier Grenzen innegehalten, die nach unserem Dafürhalten unbedingt lespectirt werden müssen, wenn ron Dichtkunst noch die Rede sein soll, und so tonnen wir sowohl der Durchführung der Ideen, als der theils schön-schwungvollen, theils maßvoll- drastischen Sprache unsere Anerkennung zollen, ohne indessen uns als Gesinnungs- genossen des Dichters zu belnmen. Im Gegentheil, nur der enge Raum hindert uns, ihm energisch zu opvoniren — aber gelesen soll das Buch werden, weil es viel zu verwerfen und viel zu denken giebt.

H.,. VV.

Norrie«. Roman von Olga Wohl- brück. Neilin, Verein der Bücher- freunde.

Freudig haben wir bisher jede Ver- öffentlichung von Olga Wohlbrück begrüßt. Ueberall begegneten wir der Feinfühl igtcit hres Empfindens, graziöser Schilderung und jener warmblütigen Gestaltung, die tiefes und nachhaltiges Interesse erregt. Wir halten Olga Wohlbrück für eine hochtalen- tirt Schriftstellerin und sind überzeugt, bah wir ihr noch viel Gutes zu ver- danken haben werden. Vorläufig aber scheint ihre Schaffenskraft zu größeren epischen Dichtungen noch nicht gereift genug zu sein. Ihr erster größerer Roman, der uns rorliegt, ist in der Erfindung nicht durchweg gelungen. Neben einem Guttheil Lebenswahrem, erscheint Manches uns ge- sucht und nicht folgerichtig. Die Handlung selbst weist nicht jenen temperamentollen Pulsschlag auf, den wir in den Novellen Olga Wohlbrücks so wirkungsvoll empfunden, hier tritt häufig ein Hinschleppen uns ent- gegen, das fast ermüdet, und das hervor- gerufen wird durch das Bestreben der Dichterin, gar zu sorgfältig psnchologisch zu motiviren. In der Darstellung dagegen finden wir ungeschmälert den bekannten Zauber; echt weiblicher Zartsinn, stark ent- wickeltes Empfindungsvermögen schaffen auch hier wieder tief ergreifende und fesselnde Situationen, so daß schließlich ein besonderes Wohlgefallen auch Olga Wohlbrücks neuestem Werke zu Theil werden wird.

Liebeswirren. Novellen ron Hanna Schomacker. Hamburg. Verlags- anstalt und Druckerei N.-G. (vorm. I. F. Richter.)

Von den beiden Novellen, welche das Bändchen enthält, ist die auf russischem

Boden spielenwe die weitaus bedeutendere und bekundet, daß die Verfasserin, welche in St. Petersburg lebt, in der dortigen Gesellschaft mit scharfer Beobachtungsgabe Studien gemacht hat und über ein Darstellungstalent verfügt, das auf dem Gebiet der Seelenkunde Bescheid weiß. Mit glücklicher Hand schildert sie inwischen Frauenkreise aus den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt, denen in üppigem Wohlleben und thatlosem Nichtsthun das Leben zu einem tändelnden Spiel wird und die nicht mehr fähig sind, eine große Leidenschaft zu empfinden.

Neben dieser von wahren Talent zeugenden Novelle erscheint die erste Erzählung doppelt unbedeutend. mz.

Luftige Geschichte» aus dem Dfte«.  
Von Leopold von Sacher-Masoch.  
Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt  
v. S. Schottlander. 18M.

Seiner genauen Kenntniß jener eigenartigen Welt, die sich bis zum heutigen Tage im östlichen Galizien erhalten, verdankt Leopold v. Sacher-Masoch den fesselnden Reiz des größten Theils seiner Geschichten. Nicht als ob, was er dieses Mal Lustiges uns erzählt, auf illicite Vorgänge zurückzuführen wäre, aber es ist so charakteristisch für Land und Leute, bringt so trefflich Sitten und Anschauungen und — das Temperament der Ost-Galizier, insbesondere der dortigen Frauen, zur Erscheinung, daß die Lectüre des Buches, «eben der angenehmen Unterhaltung, auch eine ernsthafte Befriedigung für culturliches Interesse genährt. Von allen Ausschreitungen hält Sacher-Masoch sich in dieser Gefchichtenschilderung fern und bleibt von Anfang bis zu Ende ein lebenswürdiger anregender Erzähler, dem »wir gern noch länger lauschten.

Um Lianrischen Meere. Drei Riviera-Geschichten von Konrad Telmann.  
Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Die drei Erzählungen behandeln Motive aus dem italienischen Volksleben, zu welchen der Verfasser Studien an der Riviera gemacht hat, aber nicht an jenen Orten, in welche der Strom der Fremden sich alljährlich ergießt, sondern abseits von der Landstraße, in einsamen Fischerdörfern und weltabgeschiedenen uralten Felsenstädtchen, die im Laufe der Zeiten nichts von ihrer

Nord und Süd.

Ursprünglichkeit und ihrer charakteristischen Eigenart verloren haben. Hauptsächlich ist es der Wunderglaube, der ihm den Stoff zu seinen Erzählungen liefert, und die natürlichen Ursachen, denen so manches Wunder seine Entstehung verdankt, dessen heilwirkende Kraft noch heute eben so gläubig verehrt wird, wie zu Zeiten der Väter, wie in der Geschichte „Madouua in Rosen.“ Eine andere Erzählung behandelt die Abwege des Wunderglaubens, auf welche ein unglückliches Menschenkind durch eine thörichte Leidenschaft sich verirren kann. — Auch der Seeleulampfe geschieht Erwähnung, die in manchem Menschenleben im Geheimen

4n» s«m>!«» /nnzen. I^in« N»!bmonii!«,(I»r!lt. U«I»U5U, von ,!, KiilzoKnor. 1893, Lest ».

2»!- ziuüilc. li«in!li, !', !i«i««n«^.

N»ui>o, N,, Inünnxor llnit^o^oki^ton, XovoUon, UiiM«, Üc»»u^ von H. Illünäl, 6t »t^ulß, L»!>, ?), H., X« uä! i' !>nv,li. llii^«n«, ?ln<«Ui l»e!l»zl,, l<i>»n6»llu8i^uiin,!on, luzoducioUtt«!', ^Vion. H, llnlüobon, s«»n»zrub«i', H,, U«!>«nto in .«toisizek«' llllni-l»!l«it»n, N,, vi« YiliUn von Uonnov»,! , Diu» t>i>u!u!i^ »u» Hör ü«il l,uH^iz XIV, uuH O«l»«!«l, Kl,, 4u5f»!lt, Diodtun^on, l>l««Ä«n, NI? N«olont^>«re uns Hol »»lt^urll« <l«l slouen NNÄ ll>« Uellunz. ^»u^sllN, >, H!!, (,rlmm, <!«Kl, K,u<l«. >inH U»nzm!>icl>«i>. !!lu«tr. von l>. (jrot ^o!»»nn. I^ioloi-unl; i, sstultz««, U«ut«<:!»« V«il»z»»n»t«>t, l!»!t«nl«t!>, !>,, llnnäKuoK <l»r d«ul»cd«i! ^»ellt. U«l«lUNg !, 8t,iltz»r«, <3, Voigo, l»«i!«n, l^ii!l^, 2 ^!>«!««r Xaout. lz««?»»»», ll., l7nzsi Lrnäol b>«t D»! Honor «in« voll» »wntzblir^olloli», »;«««>l«cb.»tllion« U>l>IU«»»i> l«i>o!iwn. l^ipÄz, Q ^, ziiUlsi. l.ln<len!>«r,, l-., Loilin »l, K!oin«l»ät, llorün, llnvlti«!! H 8l>un, ll!»!b<, lZ^ lloin lwIM« s!«b«l, üeitrllzo «ä!«i-llllnnoi nn>! ?l,ll»n <l«l (j^snv^l, Ftutt» All <>«l ?«»»»?)»nl,.lll!«n!>»!»> i»l lolumb!»» Welt'H««,t«!li,!»z, nodxt !>«««!>«l!>«n<!«» N«> m«ll>nn«n i>!>«r s!« füi<lt« X«»-V«lli, V««!>lll!.'!«», p!>ll!»!ie!i>!>!, 01>!«»z», «««s!« el»«^ »><«sU!>l>fl, en l!««c!»«l!>ili><5 <!«» H»»»> »tollunz«. ri»tl«, nn« s«r Ne!»,»»,!«. Mt Kili-lou unä ll>u»ti-»tioi>«ll. ^di!»<!«>i>!l<l, ?s,n-«vlv»n»» l^i««ub»nu-U««oIl«<:!u>lt, sich abspielen, weil ein fremder Wille von Anbeginn an ihm die Wege gewiesen hat, ohne nach Neigung und Beruf zu fragen. Wie oft bestimmt ein Gelübde der Eltern ein Kind für den geistlichen Stand, das mit übersprudelnder Weltlust geboren worden, und doch kann keine Macht der Erde solch ein Gelübde lösen, an dessen Erfüllung

manches Menschenglück zu Grunde geht.

Für alle diese Geschehnisse bietet da»  
üppige, farbenprächtige Landschaftsbild einen  
reizvollen Nahmen, und vermöge des Ge-  
staltungstalentes TcImanns werden dieselben  
zu theils llnmuthigen, theils rührend er-  
greifenden Geschichten. m«.

<1>tel!o!>, Hnt«7 K»m«!>Hcn, liomlln, vl«<lou  
l>»!!>!!^«!-li, nüzoweine« dltolilolle». X«u«  
Hu^zn» »»!> /«t»lt«rn >;oolÄn«l. Lin»  
l3N0 ln« «t«» 1810 n»ü! Hn>.»!>li! von  
>V, von 8»,Hlili, ilit oioüöfl. v»««i> von  
ll, H, lii«!- nnä ll, 'liUm»un, Hbtboüunz l,  
Mncn«n, Vol>i>«z»nz!>! kiil i^>ii>«l n, V>zz»n>  
«cd»tt, v>ilin, t'r!o lr, ll!io^m»»n,

rl«»»!i», K., !H»l»l» in l'i»«, 2llM llUi>H»N-  
^i>liz«>! s70>nwwni3« «oill«z luH«. !l,t H«i  
ll«i!!!«<n, u. b ^bbiU, l>c»3, !>. vomwi^n»,  
N«!««»!»«!!« Nelorm. IM!t»l inr rüläoruuz ä»r  
lwiunnitüt, l>. ^»lii8»!5 Ko, l—l, l^Nmzs-  
lllltl.«!?! , ?r., Hu« 8»»H>z l»v»n, Hol Nrunä ^«^  
Kncll!»«»«« K«l»ll«>f«l;>««u vnu K. H. L»v«.  
N»«!«l, ü,, l<6n!8 liunr»Hin, Nn äontiü'!»«  
lr»u»l«l,!>l in llinl Hntl»e»n, V««!>

8«min!>!!ize»>el»vei!>!!«U. »l»»«»»^, VorliKze.  
X»„« l><!«», VII, 8«ii«, U»sl l«z, »66.

llninK,»-!., Velli>z»»n>!!,!ll«vorm,^.'lll<:n.i«i,! ,  
8n»m«« l»u«i!»'l« V«!<z<!«c»lel««. Ll«<ol U»nä:  
c>«!i<!!,. <!«», Hll<>lt!>»m,, III. Hullllg«. >u  
40» roll H>,i!»^uiiz.'»,! unä <l Kull»td»ll»z»n  
8li!n«b«!-z, H,, Ui»won° ll, !>»!! »»ns, lU»rb«t-  
1"l»»«», ü,, 8o«Kil>!«l »», Vli«i!. V^oizuü» »inoi  
im Nootns'zclloü 8inu» „iclontizülion" l,'«>«r-  
««llunls, iHii^i», N, l'u°!!.

^!el,»»nn, 11^ U«l>«i!!w koliüli o»i» 8i«m»^^

An»!«««»« 18W-»«, lloilin, c. Lliofn!«,  
/el!«nl!N lü> Uv!>n»!l«nn». ^»Kiz. l Holt <

Lollin. U. UrioMr,  
««!»»<>!-, 1^, H., VuNii>z» !>b«i Oiss»!b»n, V>«i>,  
H,, llüitlobon.

Xipsi«»', H., Noiickt«. 2, >nll. l.«!i»i?. U. lv!^!°»l,  
v«s /.i!»«n»n«l. llon»t»»«l>ritt Ni üun»t, Qit«'

«tu Kritik m>ä ^ntüniilc. U»l«>«<l^ »«n  
l>«o ««l unH 0. Ulunor, ^»Kiz, l. X«, 1,  
llomuux, Vei!»z ä«, Ut«l, Vsimittwuzz-  
Nedigir! nn!n verontwoiMchleit des tzlr»u«g«ber».

ichlefilch» Auchoiulte«!, Kunst, und vell!a«,>Anst!!! v, 2. Schoiüoendn, Vre»!»»».

Unbeiechtgt« Nnchoiuck «u» dem ln!,«!» dies« Z«lt<chllft unleis»,!, Ull>,ile!,»n««»cht v»rb»h»ll«!,



Kgtlii-lielie IVlinel-alwgZzel-  
1893er k'liZCKS 5Ü1WNF. 1893«r. ^x  
<W^  
-«-K^^^  
MMMMIM  
läsliober Ver82lls  
üiLLÜLII

«,!,<«! .. zz»°t  
»»iillnil». 3ll .  
l»l>»l>«U«. N »  
lll l»«ll»li^».z3i

8stsUll»l 8»ll  
!ls>«t»ll,lrt.  
l.88zll5N  
u<l«! 8eif».  
X^N!.8»^l)rN  
-«4-  
^D,  
^<l> !!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!MMMMM

»luä » b«l«b«il 6urcli <U«

"

l.öl»el Zelllittlinlls!-. l<2sl8b2ll l/Lül,m«n  
Usberzsoizcn« Dosiöt8 in llvn yi-ülsten 8täclt«n alles Wsltnoll»  
^^^3M^^32^^^

"L^CUNUL ^01041- 0NLI5 1-^NN^NU^!"

Â»

(^Krtn^l, ^Kein-?leu3^en) betrogen an l^I^cnen unÃœ

1^ ^l)l.!.>^^8 Â«MI'^V. !\_^^!i.

!

l

15,622,000 in 1889,

17,670,000 â€ 1390.

/i2H//6>567<5 (7/^/^t7^ i/^/^/Ã¶i?//."

1^ III^I^ 20. He//W//<5^ 1890.

^A»^^ !,

Mai ,8Y3.

Inhalt.

5»!l«

Franz von 5>chönthan in Vlasewitz.

Der General. Line erlebte Geschichte. (Schluß) I,3)

tudwig pietsch in Verlin.

Victor Tilgner ^60

Karl Theodor Gaedertz in Verlin.

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer !?2

König Karl von Rumänien 19^

laura Marholm in Verlin>Friedrichshagen.

vom alten „Jungen Deutschland" 200

Richard Garbe in Königsberg.

Die Weisheit des Vrcchmanen oder des Kriegers? Line cultur«

geschichtliche Vetrachtung 2 I. ^

Paul lindau in Dresden.

Vemerungen über Regie und Inscenirung. (Schluß) , 22?

Otto Roqnette in Darmstadt.

Meines seligen Vnkels Stiefelsammlung. Novelle 2 HZ

Vibliographie 2s?

Meyer, «onnersa!!»n»,tex!!°n. (Mit IllustlaÜoilen.) — Friederike o»n Sesenheim, —

kdimrd üeuß' deulschei Vibelwers.

Musikalische Notizen 272

Vibliogravhische Notizen 2?H

hierzu ein Portrait: Victor Tilgner.

Radirung von wilh. Ilrauskovf in Karlsruli«.

„N«ld und Sud' »ltcheIn» »m Anfang je!», Mo»»««» in heslen mit j» ein« «unflbellag».

^— frei» p« «»anal <3 ü»f<e> i Murl.

All» »uchhundlungen un» psKanKuÜen nebenm jederzeit »estellnngen »».

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Bord und Süd" Vreslcnu

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte

W«»«ann',chc Vuchl>»ndlung in Verlin. (Vulzl und Rouer, tl'dcn der Grieche» und Rom»)



Â°?..^Â»Â»i^>>



EMPTY



Aord und Süd.  
Eine deutsche Monatsschrift.  
Herausgegeben  
Faul tindau.  
l.xv. Vand. — Alai ^893. — Heft M.

Vreßlau  
schlesische Vnchdiuckeiei, Aunst- und vellags»Anstalt  
v. 2. schottlaendei.

EMPTY

Der General.  
Line erlebte Geschichte

Fran; von Schünthgn.

— Vlasewitz. —

<Schluh.)

Jahre waren seither verflossen . . .

Auch sich hatte längst den bunten Nock ausgezogen, nni dem  
(^lück — oder was ich dafür hielt — auf andern Wegen nach  
zugehen. — Sie waren recht mühselig — im Anfang, — aber endlich fand  
ich glattere Straße, und nun ging's rüstig vorwärts.

Um diese Zeit entschloß ich mich, einen kleinen schlesischen Eurort auf-  
zusuchen, von dessen heißen Quellen ich mir Linderung der lästigen Schmerzen  
versprach, die mir mein gebrochener und schlecht geheilter Arm noch manchmal  
verursachte.

obwohl es mitten im Winter war, fand ich doch ziemlich viele Eurgäste.

Meist ältere Offiziere — und unter diesen die Mehrzahl Oesterreicher.

Ich ließ mir die Curliste geben, um nachzusehen, ob nicht zufällig ein  
früherer Kamerad, . . . und richtig, auf den ersten Blick entdeckte ich den  
Namen meines alten Regiments-Eommnndeurs aus Eattaro.

Er wohnte sogar im selben Hotel — und als ich ihn natürlich unver-  
weilt aufsuchte, da war die Freude groß — auf beiden Seiten.

Er drückte und schüttelte mir die Hände und war ordentlich gerührt;  
er hätte so oft von mir gehört und gelesen, — aber daß er mich nun hier  
träfe, das wäre doch wirtlich der merkwürdigste Zufall!

Und dabei sah er wieder sehr erstaunt aus!

Er hotte sich überhaupt wenig verändert.

In dem gutmüthigen (Besicht lag uoch dieselbe behagliche Lebensfreude,  
wie damals. Nur weiß war er geworden, -^ und als er jetzt durck's  
Zimmer ging, merkte ich, daß er den linken Fuß ein wenig nachschleppte.

10'

^H0 Franz von Zchönthan in Vlasewitz.

„Ja, ja,“ sagte er, „das ist ein Andenken aus dem Bochesen-Aufstand! So eine heimtückische Morlachen-Kugel! Nun,“ — fügte er, seinen Iornausbruch gleichsam selber begütigend, hinzu, — „nun, es hätte ja leicht schlimmer werden können! Unserm dicken Major hat's am selben Tag das Leben gekostet! Den« brauen Kameraden! Mir ist doch wenigstens vergönnt, noch ein paar Jahre herumzuhumpeln, hier auf der Erde! Und dafür bin ich unserm Herrgott auch recht dankbar! Denn, sehen Sie, es ist gewiß etwas Schönes, der Tod für's Vaterland, — und wenn's mir beschieden wäre, — zu jeder Stunde wäre ick bereit, — aber leben, — sehen Sie — leben ist halt dock das Beste auf der Welt!“

Und dann erzählte er mir, daß er nach seiner Verwundung als General-Major pensionirt worden und nach Graz übersiedelt sei. Seiner Frau gefällt's sehr gut, da in der herrlichen Gegend, sie wird ordentlich wieder jung, die Prachtfrau. Cr selber hätte auch nicht zu klagen, — nur im Winter meldeten sich immer wieder Schmerzen im Fuß; diesmal sei's besonders arg, darum möcht er's einmal mit dem Vad hier versuchen, das ihm der Toctor sehr empfohlen hat. Die Frau ist nicht mitgekommen, weil's zuviel gekoste hätte. Sie sitzt jetzt allein zu Haus — denn die Töchter haben sick uerheirathet! Alle drei — in einem und demselben Fasching! Tic Aelteste mit deni Postdirector in Eattaro, und die beiden Andern mit zwei Brüdern, wohlhabenden Holzhändlern in Fiume. Nie's die „Racker“ angefangen haben, begriffe er eigentlich selber nicht, denn die übergroße Schönheit hätte sie doch nicht geplagt, und der Reickthum erst recht nicht! Ta müsse nian's denn als ein rechtes Glück ansehen, daß sie nock so gute Parthien gesunden hätten. Freilich fühlen sich die alten Leute jetzt recht vereinsamt — so plötzlich wieder als kinderloses Ehepaar! Man kann sich ja schreiben, ja — aber man hätte dock gern was Lebendiges um sich, für das man sick sorgen, nnd an dem man seine Liebe auslassen könnte, — so den ganzen Tag über!

So erzählte mir der alte Herr und rauchte dabei seine „Virginier“ und trank sein „Schaler!“ schwarzen Eaf5! Und die ganze schöne Jugendzeit stieg wieder lebendig vor mir herauf aus der großen Versenkung, in der unsere Erinnerungen im dämmrigen Halbdunkel liegen, bis sie ein Stickwort auf die Scene ruft.

Ob er denn in Graz nichts von Schüdl gesehen oder erfahren dabei frug ich den General. Ich selbst hatte damals zwei oder drei Briefe an ihn geschrieben, in langen Pausen ziemlich einsilbige Antworten bekommen, — und dann nichts weiter von ihm gehört.

„Ja, ich habe mich nach ihm erkundigt, — gleich in der ersten Zeit, wie wir nach Graz gekommen sind, aber ich habe nichts Rechtes herauskriegen können; die Mutter soll gestorben sein, und er und die Schwestern sind weggezogen. Wohin — weiß ich nicht. Wissen Sie denn übrigens, was aus dem Simovics geworden ist?“

Ver Genetal. ^l.

„Nein,“

„Na, das war ja ein ganzer Roman; hat damals sogar in der Zeitung gestanden. Der hat also richtig zu der festgesetzten Zeit seine kleine Ungarin Heimchen wollen, aber es ist nicht dazu gekommen. Bei der Kirchenthür ist ihm plötzlich die italienische Sängerin entgegengetreten, — na, wie hieß sie denn gleich . . .?“

„Die Oliviera?“

„Richtig — ja! Also diese Oliviera hat mit einem Male vor ihm gestanden mit einem kleinen Kind auf dem Arm und einen« Flascherl in der Hand, in dem wahrscheinlich Vitriol oder so etwas gewesen ist. Das Flascherl haben sie der wüthenden Person noch rechtzeitig wegnehmen können, aber mit der Heirath war's natürlich aus. Er soll dann nach Amerika gegangen sein, — ich glaube als Reitlehrer. Schade um den Menschen! Aber in eine Frau hat's gleich von, ersten Augenblick an gesagt: Aus dem wird nichts! Merkwürdig, was das für eine geschiedte Frau ist!“  
Aus seinen Augen leuchtete die zärtlichste Bewunderung für diese merkwürdige Frau.

Als ich mich endlich empfahl, verabredeten wir uns noch für die nächsten Tage. Er hätte zwar ziemlich viel mit der „verflirten“ Cur zu thun, — baden, massiren, spazieren gehen, aber zwischen 10 und 12 Uhr Vormittags spielte er mit ein paar österreichischen Herren einen „Tapper“, und wenn ich da als Vierter eintreten wollte, würden sie sich alle sehr freuen. — —

Dazu sollte es aber nicht kommen. Ich fand für meine, Vormittagsstunden ganz unerwartete Beschäftigung.

Am andern Morgen ließ sich nämlich Herr Earl Theodor Edelmann, der Director des Stadttheaters bei mir melden. „In einer höchst wichtigen Angelegenheit - ^“ ließ er mich durch den Zimmerkellner sagen.

Es war ein mittelgroßes, hageres Männchen, mit glattrasirtem Gesicht und einer schlecht gebrannten Perrücke. In seinem altmodischen Frack, den engen schwarzen Neinkleidern und dem hohen weißen Halstuch sah er ungefähr aus wie ein Provinzschmied, der sich eine „Geheimraths-Maske“ zurecht gemacht hat. Auf dem Zeigefinger der rechten Hand trug er einen auffallend großen Siegelring.

„Ich möchte es nur ja nicht ungütig nehmen,“ bat er mich im aller schönsten sächsischen Dialekt, „daß er mich so überfalle, — aber, der Roth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb ...“

Ich lud ihn zum Sitzen ein und erfuhr nun Folgendes:

Die Edelmann'sche Gesellschaft spielt schon seit Jahren jeden Winter zwei bis drei Monate im hiesigen Stadttheater; sie hätten auch immer ein ganz leidliches Geschäft gemacht; in dieser Saison aber ginge es gottserbärmlich. Eine Novität nach der andern sei durchgefallen, und auf die alten Stücke kämen die Leute nicht in's Theater. Er wisse sich nur noch

^H2 Franz von Lchönthan in Vlasewitz.

eine Rettung, und die hinge von mir ab: das neue Stück, das sie jetzt am Wallner-Theater in Verlin spielen, wenn er das aufführen dürfte, dann könnte er sich für die ganze Saison herausreißen! Das Buch hätte ihn, der Theateragent auch schon geschickt, aber die Erlaubnis; zur Aufführung könnte er nicht bekommen, — weil er noch von zwei Quartalen im Rückstand sei mit den Tantiemen! Und er sei ja ein ehrlicher Mann, aber er könnte es jetzt nicht bezahlen. Wenn ich aber ein gutes Wort für ihn einlegte . . .

Und weil er wirklich so aussah, wie ein ehrlicher Mann, der ohne allzuviel eigenes Verschulden im Unglück saß, ließ ich ihn nicht weiter bitten und sagte ihm, er möge das Stück nur aufführen, auf meine Verantwortung, ich würde es dem Agenten gegenüber vertreten.

Er war überglücklich. Die Rollen, sagte er, tonnten über Rächt ausgeschrieben sein-, — da müsse die ganze Gesellschaft zusammenhelfen. Uebermorgen, um 10 Uhr früh, wäre die erste Probe, und am Sonnabend hätten wir die Premiöre. Es würde eine Rtustervorstellung werdeu, — darauf könnte ich mich verlassen; besonders wenn ich die Gnade hätte, mich bei der Inscenirung „eigenhändig“ zu betheiligen. Das versprach ich ihm auch noch. Run wollte er gleich die Besetzung mit mir berathen; ich sagte ilnn, das hätte keinen Zweck, da ich sein Personal ja doch nicht kenne.

„Run, da werden Sie Ihre Freude haben,“ beruhigte er mich; „lauter vortreffliche Kräfte; nur bei einer Rolle bin ich in einer gewissen Verlegenheit ... bei dem General! Ta spießt es sich . . .“

„Wieso?“

„Run, sehen Sie, das Stück stellt eben sehr große Anforderungen an das Personal, — und für den General, — ich Hab' mir's schon hin und her überlegt, — da Hab' ich eigentlich gar Keinen mehr übrig. . .“

„Ja, aber lieber Tirettor . . .“

„Herausstreichen können wir ihn wohl nicht?“ frug er ganz schlichten«, — und als ich lachend verneinte, fuhr er fort: „Ra ja, — er gehört eben doch gewissermaßen zur Handlung; es wäre auch schade wegen der schönen Uniform! Ich habe nämlich eine Generals-Uniform ... ich kann Ihnen sagen, da tonnte mich manches Hoftheater beneiden! Ich Imbe sie erst neulich unter der Hand gekauft, — aus dem Rachlasse eines wirklickten, richtigen, preußischen Generals ...“

„Aber wenn Sie keinen Darsteller haben . . .?“

„Gott, einen Ausweg gäb's vielleicht,“ — sagte er nach einigen« Zögern; „wenn wir uns beim Soufflireu abwechseln, — der Eine oder der Andere ist ja immer wieder ein paar Scenen frei, — dann könnte am Ende unser Souffleur den General übernehmen?“

Was das für ein Mensch wäre? frug ich einigermäßen besorgt . . .

„Ru, es ist ein stilles, bescheidenes Kerlchen, — aber er hat doch gewissermaßen etwas Militärisches in seinein ganzen Wesen; — wenn man sich auf den Proben ein bischen Mühe mit ihm giebt . . .“

Der General. I.H3

Wir beschlossen also, es mit dem Souffleur zu versuchen. Herr Carl Theodor verlies; mich mit vielen Danksagungen und versprach, mich übermorgen zur Probe abzuholen.

Das Theater, ein mächtiges Gebäude, das noch aus dein vorigen Jahrhundert stammte, war ursprünglich ein Carmeliter-Kloster gewesen; dann hatte es vorübergehend als Lavallerie-Kaserne gedient, und schließlich wurde es zum Schauspielhaus unigestaltet.

Aus dem früheren Kirchenschiff und der späteren Reitbahn war der jetzige Zuschauer-Raum entstanden. Das einstige Refectorium war zur Vühne geworden, und in den alten Klosterzellen schminkten sich die Schauspieler.

Als ich zur verabredeten Zeit auf die Probe kam, führte mich der Director in ein Foyer, in dem noch die Steinfiguren der Apostel Petrus und Paulus standen, und durch lange finstere Gänge, über eine ausgetretene Treppe, auf die Bühne.

Unterwegs erzählte er nur, daß der Souffleur also richtig den General übernommen hätte:

„Der närr'sche Zwickel war ganz außer sich vor Freuden! Es wäre schon längst sein Wunsch gewesen, einmal selber mitspielen zu dürfen, er hält' sich's nur nicht zu sagen getraut! Und daß es nun gar eine Generalrolle sei, darauf war er besonders stolz. Nur wie ich ihm sagte, daß Sie persönlich anwesend sein würden, da schien ihn die Courage wieder zu verlassen. Ordentlich blaß ist er geworden und wollt' mir die Rolle hinlegen und davonlaufen. Ra, schließlich hat er sich doch noch zureden lassen!"

Auf der Bühne waren fämmtliche Mitglieder versammelt; ich wurde vorgestellt, und die Probe sollte beginnen.

„Welcher von den Herren ist denn nun der, dem Sie den General gegeben haben?" flüsterte ich dem Director zu.

„Ach so," sagte der Director, die auf der Bühne Stehenden noch einmal überblickend, „der ist ja gar nicht da!" Dann rief er nnt lauter Stimme, daß man's auch hinter den Coulissen hören sollte:

„Herr Schodl! Wo ist denn der Herr Schödl?"

„Wer? — Was? — Wie heißt der Mann?" rief ich aus und wollte dem Director naheilen, der sich fuchend nach dem Hintergrund gewandt hatte. —

Aber da wurde ich schon am Rockärmel ergriffen, von einer Hand, die sich rasch aus der ersten Loulisse, unmittelbar neben mir, herausstreckte.

Mit sanftem Druck fühlte ich mich festgehalten und nachgezogen, in den halbdunklen Raum hinein, — und dort, — nun dort stand er wahrhaftig vor mir — mein lieber alter Kamerad!

Und bevor ich noch, aus meiner Ueberrafchung, Freude und Bestürzung heraus, das erste Wort gefunden hatte, umklammerte er mich mit bittenden Händen und tuschelte mir hastig zu:

<HH Franz von Zchsntlzan in Vlasewitz.

„Perrath' mich nicht! Ich bitte Dich, sag' den Anderen keine Silbe, daß Du mich kennst . . .“

„Aber Schödl . . .“ stammelte ich.

„Dhu' mir's zu Lieb', ich bitt' Dich,“ fuhr er drängend fort. „Später sag' ich Dir Alles.“ — Damit schob er mich wieder zur Bühne zurück und verschwand im Dunkel hinter den Eoulissen.

Mir war's wie ein Traum. Während der Director den ersten Act probiren ließ, saß ich an dem kleinen Regietischchen, vorne an der Rampe, und sah und horte nichts.

Schödl! Mein alter Freund Schödl! Hier! Bei dieser reisenden Komödiantengesellschaft! Als Souffleur! Zehn Mal wollte ich aufspringen, hinter die Eoulissen laufen, mit ihm, sprechen, — aber er hatte mich so ängstlich gebeten: Thu's nicht! Mir zu Liebe! — Da bezwang ich mich wieder — und blieb.

So ging der kurze erste Act vorüber.

Im zweiten Act tritt der General auf. Schödl kam durch die Mittelthür heraus, die Rolle in der Hand, wie alle übrigen Darsteller — es war eine sogenannte „Arrangirurobe mit der Rolle in der Hand“ — und während ihm der Director umständliche Belehrungen gab, wie er auftreten müsse und wohin er sich mit den ersten Worten wenden solle, hatte ich Zeit, ihn aufmerksamer zu betrachten.

Lieber Himmel! Er war sehr gealtert. Das spärliche Haar grau durchzogen, in dem blassen Gesicht die deutlichen Spuren von Leiden, Sorgen — Entbehrungen. Das dünne, eng über die Brust geknöpfte Röckchen liest ihn noch kümmerlicher erscheinen, als damals die Uniform. Nur die großen blauen Augen waren dieselben geblieben. Und doch nicht! Als er jetzt mit einem vollen Aufschlag zu mir herübersah, fühlte ich es ganz deutlich: es lag etwas Fremdes, Rührendes in feinem Blick! So etwas Stilles und Frommes! Mehr als jemals erinnerte er mich jetzt an das Bild seines Namenspatrons, Sanct Sebastian.

Aus dem Gespräch mit dem Director heraus, wandte er sich mit einer Frage an mich. Er betonte absichtlich das „Sie“ und sprach mich mit „Herr“ und meinem vollen Namen an. Ich ging darauf ein, erklärte ihm Dies und Jenes in seiner Rolle, gab ihm jede nur mögliche Anleitung und beschäftigte mich während der ganzen Probe fast ausschließlich mit ihm. Darüber verlor sich unmerklich die Befangenheit zwischen uns; ich redete mich in den Regieeifer hinein, und er schien Alles vergessen zu haben, was nicht zu seiner Rolle, zu seinem Spiel gehörte. Er war mit sichtlicher Freude bei der Sache. Immer wieder frug er, ob's denn so recht wäre? Und ob er's nicht nochmal und nockmal probiren solle? Dabei rötheten sich seine Wangen, und wenn er Worte zu sprechen hatte, die sich auf militärische Dinge bezogen oder auf seine Generalswürde, da reckte er sich ordentlich stolz auf



vei General. ^5

in soldatischer Strammheit und war wieder ganz der alte Schödl, in dem der Heldengeist seiner Väter glühte.

Natürlich mußte ich ihn fortwährend zu vorsichtigem Maßhalten ermahnen; denn so ehrlich empfunden sein Pathos auch war, für die Bühnenwirkung konnte es leicht in's Lächerliche fallen. Das sagte ich ihm freilich nicht so gerade heraus, um ihn nicht zu entmuthigen, aber ich nahm mir vor, ihn auf den folgenden Proben nach und nach zu einer noch ruhigeren Auffassung seiner Generalsrolle hinzuleiten.

Inzwischen tröstete ich ihn mit der Versicherung, daß er am Abend der Vorstellung recht gut bestehen und einen schönen Erfolg haben würde.

Das machte den armen Kerl ganz glücklich; er drückte mir wieder und wieder die Hände, nahm mich bei Seite und flüsterte mir zu, ob ich nicht zu ihm kommen wolle. Er würde mich ja gern in« Hotel auffuchen, aber . . . Ich versprach Vormittags zu kommen. Er dankte mir mit einem völlig gerührten Nlick und lief fort.

Die Probe war zu Ende. Während mich der Director nach Hause begleitete, theilte er mir das Wenige mit, das er selber von Schödl wußte. Vor zwei Jahren sei er zu ihm gekommen, durch einen Wiener Theateragenten; im Anfang hätte er ihn gar nicht behalten wollen, weil's mit dem Souffliren so schlecht ging; aber er hätte ihm leid gethan, denn er wäre sichtlich in Noth gewesen, und schließlich hätten sie sich Alle an den bescheidenen pflichteifrigen Menschen gewöhnt. Wo er eigentlich herkäme und was er früher gewesen sei, das wisse heute noch Keiner, denn er hätte mit Niemand vertraulicheren Umgang und lebe ganz still für sich hin, — immer zu Hause, immer nur mit seinem Kind!"

„Ein Kind?" frug ich auf's Höchste überrascht. „Er hat ein Kind?"

„Ei ja! Ein Töchterchen von sieben oder acht Jahren. Ein wahres Bild von einem Kinde! Die Leute auf der Straße bleiben stehen, wenn er mit ihr vorübergeht; er putzt sie auch immer an, wie eine richtige Prinzessin! Er selber natürlich — das arme Luder — läuft in der größten Kälte mit'n Sommerpaletot. Hundertmal Hab' ich ihm schon gesagt, er soll die Kleine doch mitspielen lassen, — man hat doch immer einmal eine Kinder-Rolle zu besetzen, oder zu Weihnachte«, wenn nur unsere große Ausstattungs-Feerie aufführen, — aber meinen Sie, daß er das zugeben möchte? I bewahre! Nicht für schweres Geld! Obwohl er sonst ganz fiebrig ist auf jeden Groschen Nebenverdienst und oft die halben Nächte aufsitzt beim Rollen-Ausschreiben!"

Und so schwatzte er weiter, der mittheilsame Herr Edelmann, und erzählte mir von Schödls rührender Zärtlichkeit gegen das Kind, und von des Letzteren Talenten, und daß es offenbar wie geschaffen sei für's Theater — lauter Dinge, die ich nur noch mit halbem Ohr hörte, weil ich mir in, Stillen unablässig die Frage vorlegte, was es wohl für eine Newandtniß haben tonne nüt diesem Kind? . . . Und mit der Ätntter? . . . War sie

^6 Franz von Schönthan in Vlastwitz.

tot? War sie von ihm geschieden? . . . Oder war sie? ... Ich suhlte, daß mir irgend eine unbestimmte Ahnung vorschwebte, die ich so nicht in Worte fassen konnte, und nach der ich aber auch nicht fester Hinblicken mochte — als ob ich mich scheute, als ob . . .

Da blieb der Director plötzlich stehen, hielt mich fest und zeigte über die Straße hinüber.

„Nu sehen Sie, weil wir gerade von der kleinen Krabbe sprechen — da ist sie!“

„Wo?“

„Herr Ieses, da drüben! Sehen Sie nur, wie sie mit dem alten Herrn kokettirt ...“

Schräg über der Straße drüben, in der Nähe unseres Hotels stand mein alter General und vor ihm, das Gesicht von mir abgewendet, ein kleines Mädchen. Sie sah mit graziös zurückgelegten« Köpfchen zu ihm hinauf, und er, auf seinen Krückstock gestützt, zu ihr niedergebeugt, horchte auf ihr Geplapper. Es war ein hübsches Bildchen, der weißhaarige alte Herr im langen Pelzrock und das zierliche Püpvchen ihm gegenüber. Mit einem ganz eigentümlichen fremdartigen Chic war sie gekleidet. Ein keckes, weißes Barett, unter dem eine Fülle dunkler Locken hervorquoll, ein wolliges weißes Mintelchen, mit drei oder vier übereinanderfallenden Kragen, und darunter der Saum eines blauen Eammtröckchens. Die auffallend kleinen Füße waren in hohe, enganliegende Knopfstiefel gestellt, und in der rechten Hand hielt sie lässig ein Paar blanke Schlittschuhe. Sie mochte eben etwas Drolliges gesagt haben, denn der alte Herr lachte hell auf. Sie lachte mit, »lachte ihn: einen graziösen Knir, wich geschmeidig wie ein Kätzchen aus, als er sie noch zurückhalten wollte, und lief, übermüthig die Schlittschuhe in der Luft schwenkend, die Straße hinauf.

Jetzt hatte mich der General erblickt; er kam lebhaft gesticulirend zu mir herübergehumpelt und rief mir schon von Weitem zu:

„Da habe ich ja ein unglaubliches kleines Frauenzimmer kennen gelernt.“

Und dann erzählte er mir, während sich Herr Edelmann bescheidenlich empfohlen hatte, sein Abenteuer.

Borhin, beim Heraustreten aus dem Hotel, sei er mit der eilig vorüberlaufenden Kleinen „zusammencarambolirt“; er habe sie noch glücklich aufgefangen, als sie hinfallen wollte, habe sie wieder auf ihre Füße gestellt und sich mit „Hopsa“ oder „Pardon“ oder „so was dergleichen“ entschuldigt; darauf hat das Kind zu feiner großen Ueberraschung geantwortet:

„N», uou ta uisnte, Ncoellßn^II!“

Nun srug er sie, ob sie eine Italienerin sei.

„O ich kann auch deutsch, Herr General.“

Und als er sich immer erstaunter erkundigte, ob sie ihn denn kenne, sagte sie mit einem spitzbübischen Lüchen: „Ma, 8icuic>“ und plapperte ganz geläufig des Generals vollen Namen und Titel herunter.

Der General. IH?

Nun wollte er natürlich wieder erfahren, woher sie das wisse. Sie aber legte den Zeigefinger auf das Mündchen und flüsterte: „Geheimnis!“ Und wie sie selber hieße? — „Geheimniß!“ antwortete sie wieder mit derselben Geberde, — „und nun müsse sie fort!“

„Wohin denn?“

„Klauerer holen!“

„Spielst Du denn schon?“

„Erst ein Stückchen; Papa hat mir's einstudirt. Ihre Lieblingsmelodie, Herr General!“ Und dabei fängt sie auch gleich zu trällern an. „Dididom, dididoni, dididom — bombom —“ den Nadetzkmarsch. Damit lief sie lachend weg.

„Nun sagen Sie mir, das ist doch das Tollste, was nur im Leben passiert ist! Wer kann denn die kleine Here nur fein?“

„Ich weiß es, Herr General!“

„Sie?“

„Ja, es ist die Tochter des Lieutenants Schodl!“

Er sah mich mit einem maßlos erstaunten Gesicht an und wußte seiner Ueberraschung keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er mit dem Krückstock aufstieß und ein paar Mal „Nord!su, mord!eu!“ ausrief.

Dann nahm er mich mit hinauf in sein Zimmer, und ich mußte ihm berichten, wie ich Schodl gefunden und was ich von ihm erfahren habe.

Er war gleich wieder voll warmerherziger Theilnahme.

„Aber daß sich der Sappermenter gar nicht sehen läßt, bei seinem alten Regiments-Commandeur!“ fuhr er grollend heraus.

„Gott, Herr General, er wird's eben nicht gewagt haben; bedenken Sie — in seiner Lage! Er ist Ihnen sicherlich mit bescheidener Absicht ausgewichen und wird Sie nur von Weitem seinem Kind gezeigt haben:

„Siehst Du, das ist mein Oberst gewesen!“ Und dann hat er gewiß mit Liebe und Verehrung von Ihnen gesprochen; das haben Sie ja selber herausgehört, aus dem Geplauder der Kleinen!“

„Na ja, ja, ja! Aber das geht so nicht! Wenn Sie ihn wieder sehen, sagen Sie ihm, das geht so nicht! Und das mit dem Ausweichen und dergleichen — das ist Unsinn! Kamerad bleibt Kamerad! Und die treue Kameradschaft ist schließlich noch immer das Beste auf der Welt! Und wenn er sich nicht zu mir traut, dann gehe ich zu ihm. . . . Sehen Sie nur, da kommt sie wieder zurück!“ sagte er eifrig und riß trotz der Kälte das Fenster auf, um auf die Straße hinunterzusehen.

Ich trat zu ihm; drüben auf dem Fußsteig kam das Ding eben angetänzelt; sie hatte uns Beide gleich am offenen Fenster bemerkt, und als ihr der General nun freundlich zunickte, da blieb sie stehen, wandte sich voll zu uns, machte einen zierlichen Knir, den sie mit einer ungemein graziösen Grußbewegung beider Hände begleitete, warf dem General noch eine Kuhhand zu — und trippelte weiter.

IH8 Franz von Zchönthun in Vlasewitz.

Mich aber durchfuhr es in dem Augenblick wie eine Aehnlichkeit — eine Erinnerung — beinahe unheimlich lebendig: Cattaro — das Theater — die Imvrosiatrice Marietta — wie sie sich verneigt — Kußhände in's Parterre wirft — und dieses Lächeln — diese Augen! — Nein! Nein, da ist keine Täuschung möglich! . . .

„Wissen Sie, wer das Kind da unten ist?“ sagte ich zum General.

„Nun?“

„Die Tochter der Oliviera!“

Ich hatte mich nicht getäuscht! Die Kleine, die übrigens wirklich Marietta hieß, war die Tochter der Oliviera.

Schödl selbst hat es mir erzählt, als wir noch am selben Abend — und bis tief, tief in die Nacht hinein — in seiner ärmlichen Wohnung zusammensaßen.

Als er damals — vor nun bald neun Jahren — nach Graz zurückkam, fand er, nach manchem vergeblichen Bittgang, endlich eine bescheidene Stelle als Magistrats-Schreiber. Seiner alten Mutter hatte er eingeredet, es handle sich nur um „ein kleines Uebergangl“; sein unbedeutendes Herzübel bessere sich von Tag zu Tag, und wenn er erst wieder ganz gesund sei, dann könne er sofort wieder als Offizier in die Armee eintreten. Und sie hat ihrem „Basti“, der sie ja nie angelogen hat, auch das geglaubt und ist im nächsten Frühjahr mit der tröstlichen Zuversicht hinübergegangen, daß es ihr Sohn noch recht weit bringen wird . . . recht weit! . . .

Der kleine Hausstand, dessen materielle Basis die Pension der Mutter war, löste sich auf; die Schwestern kamen zu wohlhabenden Verwandten nach Kärnten, wo sie noch heute leben — angeblich als „liebe Hausgenossen“ — thatsächlich als besser behandelte und schlechter entlohnte Dienstboten. Schödl blieb allein zurück in Graz; allein und einsam! Er lebte so für sich hin, ohne Hoffnung für die Zukunft — ohne Freude an der Gegenwart — und meinte, er hätte nichts niehr zu thun, als still und geduldig auf das Ende zu warten.

Da trat die Oliviera zum zweiten Mal in sein Leben! Vor ungefähr vier Jahren war's. Sie kam mit einer italienischen Opern-Gesellschaft nach Graz — als Choristin! Jugend und Schönheit hatte sie eingebüßt — und das bischen Stimme, das sie ehemals besaß, war rau und brüchig geworden; aber für Schödl war sie geblieben, was sie immer war: das Weib, das er geliebt hatte! Das er noch immer liebte!

Abend für Abend faß er im Theater — ganz hoch oben, auf dem billigsten Platz, und sah und hörte von allen Herrlichkeiten nichts, als die kleine Choristin, um die sich sonst kein Mensch im ganzm Hause künnerte.

Eines Abends fehlte sie im Chor — und am nächsten Abend auch!

Da faßte er sich ein Herz und erkundigte sich nach ihr. Sie sei krank, hieß es, schwer krank! . . . Nuu hielt ihn nichts mehr! Nun ging er zu

Ver General. f^9

ihr — und hat sie nicht wieder verlassen, bis sie Niemand mehr brauchte — keinen Pfleger, keinen Freund und keinen Trost!

Zuerst lag sie zwei Monate lang in Graz; jede Minute, die ihm sein Amt frei ließ, sah er an ihrem Bett; und als sie endlich wieder aufstehen durfte und ihn: der Arzt sagte, die letzte Hoffnung für sie wäre eine Cur in Meran, da gab er ohne Zaudern seine Anstellung auf, verkaufte, was er besaß, raffte die paar hundert Gulden zusammen, die ihm aus dem Erbe seiner Mutter noch geblieben waren und brachte die Kranke nach Meran. Dort hat die arme Dulderin ausgelitten. Der letzte Tag ihres Lebens war auch der erste, an dem die finstere Scheu von ihr gewichen ist, mit der sie sich bis dahin — wortkarg und ohne Dank — gefallen ließ, was er an ihr that. Erst die letzten Schläge ihres trotzigen Herzens haben ihm gegolten — ihm und ihrer kleinen Marietta — die er von ihren erkaltenden Lippen weg, an seine Brust zog. . . .

„Und seither bin ich ihr Vater —“ fugte er schlicht und treuherzig und führte mich zu dem Bettchen hin, wo das schlafende Kind, frisch und ruhig, zwischen weißen Decken lag.

„Wie sie ihr ähnlich sieht!“ dachte ich im Innersten. Und als ob er es gehört hätte, flüsterte er dieselben Worte leise vor sich hin. „Wie sie ihr ähnlich sieht!“ Dabei neigte er sich vorsichtig über das liebevolle Kind, küßte es und blickte mit einem stillen Lächeln zu mir hinüber: „Siehst Du, so hab' ich halt doch noch mein bisschen Glück gefunden! Freilich, ich hab' erst redlich drum dienen müssen. Die Kleine hat sich im Anfang auch gewehrt gegen meine Liebe — g'rad so, wie ihre Mutter!“ fagte er mit einem Seufzer. „Und selbst jetzt noch! Wenn man so eifersüchtig wie ich danach hinschaut, merkt man's ganz genau: Derjenige, der giebt — das bin halt immer nur ich! Sie nimmt bloß. — Lieber Gott, vielleicht ist das überhaupt mein Schicksal! Vielleicht muß ich damit schon zufrieden sein, daß ich nur Menschenherzen finde, die sich's wenigstens gefallen lassen, wenn ich mit meiner Liebe an ihnen häng'!“

Und gleich wieder, als ob ihn das bittere Wort reute, sprach er in den zärtlichsten Ausdrücken von dem süßen kleinen Geschöpf. Und was sie ihm geworden sei, in den vier Jahren, seit dem Tode ihrer Mutter! Nun erst hätte sein Leben wieder ein ernstes Ziel) das ihre zu schmücken! — Vorläufig könne er ihr freilich nur das Nothdürftigste bieten, — und das bisschen Putzkram, das dem eitlen Ding wichtiger sei als Essen und Trinken. Aber seine jetzige Stelle sei doch nur ein Provisorium, nach dem er in der größten Noth gegriffen habe. „Denn damals, in Meran,“ erzählte er weiter, „als ich mit Marietta an der Hand vom Friedhof zurückkam, wußte ich wirklich nicht, wovon wir Beide im nächsten Monat leben sollten. Da fand ich in unserer Wohnung einen Brief von Olivieras früherem Director; ich hatte ihm ihr Ende angezeigt, weil der alte Herr immer gut zu ihr gewesen ist und sie auch unterstützt hat, so weit er konnte. Nun schrieb er

150 Franz von Schönthan in Vlasewitz.

„Nur aus Trieb, ich solle zu ihm kommen, wenn ich nichts Anderes halte, er ginge mit seiner Oper nach Oesterreich und Deutschland und brauche einen redlichen, gebildeten Mann, den er als Dolmetsch, Secretär und Lässiger verwenden könne. So bin ich zwei Jahre bei ihm geblieben, bis er schließlich in Wien, vom Unglück «erfolgt, seine Gesellschaft auflösen mußte. Er empfahl mich einem Agenten — und der verschaffte mir die erste freie Stelle, die sich bot: als Souffleur zum Director Edelmann. Da bin ich nun, und wäre auch zufrieden, wenn ich nur an mich allein zu denken hätte! Wer um ihrerwillen möchte ich's gerne weiter bringen; wer weiß, wie lange sie mich noch hat; mit meinem Leiden, Dil weißt ja, da kann es einmal mit einem Schlag aus sein! — Aber — vielleicht — vielleicht stehe ich gerade jetzt vor dem freundlichen Wendepunkt meines Schicksals, auf den ich trotz alledem in Stillen noch immer gehofft habe.

Und als ick nicht recht wußte, wie ich ihn verstehen solle, ergriff er meine Hände und sagte, zögernd und stotternd, als ob er sich kaum herausraue mit seinem Geständnis!:

„Lach' mich nicht aus! Die schwärmerischen Träume von damals, — als wir Veide meinten, wir brauchten nur den Ofsiziersdegen in den Winkel zu stellen, um gleich als große Künstler auf die Bühne zu springen — die sind natürlich vorüber — wie so Vieles, von dem wir damals geträumt haben. Und ich habe auch jahrelang nicht »mehr daran gedacht. Aber jetzt, wo ich täglich hinter die Loulissen komme, wo ich sozusagen im Theater und mit Schauspielern lebe, da ist doch nach und nach die alte Neigung wieder aufgewacht. Oft und oft schon habe ich den Director bitten wollen, er soll' mich doch einmal versuchen lassen mit einer Rolle, für die ich mich besonders eigne, wie z. V. jetzt, der General in dem neuen Stück! . . . Ach, Freund, wenn nur das Glück brächte — und wenn ich dann nur zu einer ganz bescheidenen Stellung an irgend einem Hoftheater käme ...“

„Aber Schödl . . .“

„Run ja, zum Liebhaber bin ich freilich inzwischen zu alt geworden, das seh' ick ja ein; aber e? giebt schon noch Rollen, die mir das Herz warm machen! Weißt Du, diese großen Heldengestalten, in die ich mich so lebendig hineindenken kann, der „Wilhelm Teil“, der „Herzog Alba“, der „Schweizer“ aus den „Räubern“, der „Götz von Nerlickingen“ mit der eisernen Faust! Ja, wenn ich nur die so vorspreche, mit mir gauz allein, so mit der vollen Leidenschaft, ja, da packt mich die helle Begeisterung, und da mein' ich, das Publikum müßt' mir's und müßt' mir's glauben!“ . . .

Dabei war er mit großmächtigen Heldenschritten im Zimmer auf und niedergegangen und staud jetzt stolz aufgerichtet vor mir, blitzenden Auges und mit drohend erhobener Faust, als wäre er wirklick der eisenbändige Götz, der in der Nathsstube zu Heilbroun den zaghaften Häschern zuruft:

„Wer kein ungrischcr Ochs ist, komm' mir nicht zu nah!“ . . .

Und mir wurde ganz trübselig zu Muthe; denn ich sab es ja zum

Der General. ^5^

Greifen deutlich vor nur, wie es meinen armen Freund zu einer neuen Enttäuschung hintrieb — vielleicht zur bittersten seines Lebens. Und ich konnte ihn nicht warnen; es wäre eine nutzlose Grausamkeit gewesen, ihm die Wahrheit zu sagen, — er hätte nicht daran geglaubt. Er fühlte doch in seiner innersten Seele den großen Helden — der er nicht war! Nicht im Leben — nicht auf der Bühne!

Ich nahm mir im Stillen vor, ihn vor dieser schmerzlichen Erkenntnis zu schützen, — wenn's irgend möglich sei; es mußte sich wohl — so oder so — ein sturmsicherer Winkel für ihn finden lassen.

Am nächsten Morgen hatten wir wieder Probe; Schödl war schon vor Anfang da, nahm mich bei Seite und frug mich leise, ob's nicht recht wäre, wenn er gleich in vollem Kostüm probirte? „Man fände sich doch leichter in den Charakter hinein.“

Ich hatte natürlich nichts dagegen, und im zweiten Act erschien er richtig in voller Generals-Uniform auf der Bühne. Sie war ihm freilich ein wenig zu weit, aber er sah doch ziemlich gut aus und schien sich selbst sehr zu gefallen. Auf der Bühne stand ein großer Spiegel, der zum Meublement des Zimmers gehörte, und Schödl versäumte nie, ein paar zärtliche Blicke hineinzuworfen, wenn er an ihm vorüberstolzirte; einmal überhörte er darüber sogar sein Stichwort, und ich mußte den Spiegel schließlich anders stellen lassen. Im Uebrigen wußte er seine Rolle bis „aufs Und“ und sprach sie noch pathetischer, als am Tag vorher. Er fühlte sich augenscheinlich sehr glücklich im Kochgefühl seiner Generalswürde.

„Einen Bart werde ich mir nicht kleben,“ sagte er mir im Zwischenact mit wichtiger Miene; „ich bin nicht daran gewöhnt, und so könnte es mich am Ende stören; übrigens — ein General kann doch auch bartlos sein? Nicht wahr? Moltke, — Friedrich der Zweite“

Und als die Probe vorüber war, kam er mit einem neuen Anliegen:

„Wegen der Orden wollte ich dich fragen . . .?“

„Was für Orden?“

„Nun, es ist doch ein General! Und die Kriege von Vierundsechzig und Siebzig-Einundsiebzig hat er jedenfalls mitgemacht . . .?“

„Ach so, — ja, — ein paar Orden kann er schon haben . . .“

Er nickte mit freudiger Zustimmung, dann nach einer kleinen Pause:

„Ich denke mir, das eiserne Kreuz erster Klasse hat er sicher?“

Meine Meinung war ich natürlich auch, und am nächsten Tag erschien Schödl mit dem eisernen Kreuz und vier anderen Orden auf der Brust, die sich im Laufe der letzten beiden Proben noch um drei Ritterkreuze und eine goldene Tapferkeits-Medaille vermehrten, — ohne daß weiter darüber gesprochen wurde.

Inzwischen hatte ich Schödl auch gesagt, daß ihn unser ehemaliger Regiments-Commandeur zu sprechen wünsche, und daß er jedenfalls hingehen müsse. Das kostete ihm zwar einen schweren Entschluß — aber

^52 Franz von Schönthan in Vlasewitz,  
schließlich ging er doch, und als er wiederkam, war er ganz gerührt von  
der überaus freundlichen Aufnahme, die er beim General gefunden habe. —  
Und zu morgen wären er und Marietta zum Essen eingeladen, — und ich  
sollte auch dabei sein.

Bei diesem Mittagsmahl, — es war am letzten Tag vor der Premiere,  
— ging's sehr lustig her zwischen uns Vieren. Marietta, die zum ersten  
Mal in ihren» Leben Champagner zu kosten bekam, hielt uns mit ihrer  
drolligen Ausgelassenheit in fortwährenden« Lachen, und der General war  
förmlich verliebt in das graziöse Kind.

„Grad' so ein Wurftl," sagte er, „ist unsere Jüngste gewesen, die hat's  
auch immer so getrieben beim Essen." — Und dann fuhr er mit einem leisen  
Seufzer fort: „Jetzt ist es freilich sehr still geworden bei uns — Na ja,  
— jetzt sitzen mir halt ganz allein am Tisch, — meine Frau und ich . . .!"  
Nun brachte die Kleine, deutsch und italienisch durcheinander plappernd,  
ein „Hoch" auf die Frau Generali« aus! Der General stieß mit ihr an,  
schloß das Kind zärtlich in seine Arme, und sie küßte ihn herzlich auf den  
Mund.

Echödl neigte sich zu mir herüber und sagte:

„Siehst Tu," so zärtlich ist sie zum Beispiel nie mit mir . . ."

Tas sollte wie ein Scherz klingen — es lag aber doch eine leise «läge  
darin. Und er sah beinahe eifersüchtig zu unserm guten alten General  
hinüber, der Marietta auf seinen Schoß gehoben hatte und ihr Köpfchen  
liebkosend an eine Brust drückte, während die Kleine mit ganz leiser Stimme,  
wie ein träumendes Bögelchen, vor sich hinsang — ein Lied, das ich lange  
nicht gehört hatte: „Äila, mi!!>, Iliuica, — Kje, inc^a lindioa?"

Plötzlich, — mitten im Bers brach sie ab und bat, ob sie jetzt fort  
dürfe? Auf dem Iohannisteich draußen sei heute Eislaufen mit Musik, und  
da mücht' sie zu gern dabei sein!

Sie sprang davon; der General schlug ordentlich zornig auf den Tisch  
und sagte mit ganz rauher Stimme:

„Merkwürdig! Grad' wie meine jüngste!"

Tann ließ er eine neue Flasche bringen, bot uns (iigarren an — und  
nun wurde erst gemüthlich geplaudert! . . . Bon was? . . . Natürlich —  
von damals! . . . Bon den rothweißen Aufschlägen, der schwarzgelben Fahne  
und dem goldenen Porte-6p6e! Tann wurde auf den Kaiser getrunken und  
auf die tapfere Armee, — und zwischendurch kam's immer wieder dem  
Einen und dem Andern über die Lippen, — wie ein Refrain:

„Es ist doch schön gewesen . . .!"

Schödl war während der letzten Stunde immer stiller geworden, und  
als ich ihn nach Hause brachte, ging er ganz versunken neben mir her. —  
Ich wollte ihn aufheitern, fing vom Theater an und von seinen Zukunft?-  
planen — aber er hörte mich kaum; und als ich mich erbot, noch ein  
wenig zu ihm mit hinauf zu kommen, schüttelte er mit einem stummen Nein



Der General. ^53

den Kopf und wandte sich zur Hnusthür; aber dann plötzlich kehrte er noch einmal um, — ergriff meine beiden Hände, preßte sie an sein Herz und sagte tief aufstöhnend:

„Du glaubst nicht, wie unglücklich ich manchmal bin . . .!“

Und auch am nächsten Morgen, aus der Probe, war er ganz ungewöhnlich ernst und in sich gekehrt. Er hätte schlecht geschlafen und unruhige Träume gehabt! — Vou seiner Mutter! Und auch von seinem Vater, von dem er sich gar nicht erinnern könne, seit seiner Kindheit je wieder geträumt zu haben . . .

„Uud ganz merkwürdig war's! Der Vater wollte mir etwas sage», aber gerade in dem Augenblick wurde ich durch ein eigenthümliches Klirren im Zimmer geweckt — und habe auch nicht wieder einschlafen können. Bis zum Morgen habe ich mich herumgequält: Was hat er Dir nur sagen wollen? ... Und jetzt liegt's mir in den Gliedern, wie eine unbestimmte Angst . . .“

„Das wird weiter nichts sein, als ein wenig Lampenfieber ...“

„Freilich, freilich“ — tröstete er sich selbst, — „ist mir nur fatal, daß sich gerade heute die Geschichte, hier, wieder meldet.“ Er griff nach der Herzgegend: . . . „So stark ist es noch gar nicht gewesen“ . . .

„Tollen wir vielleicht die Vorstellung absagen?“ frug ich nuu doch besorgt . . . Davon wollte er unter keiner Bedingung etwas hören; die Andern sollten nicht glauben, daß er vielleicht aus Angst . . . nein, nein, es würde schon besser werden; er wolle sich gleich nach der Probe hinlegen, um vielleicht noch ein bisschen Schlaf einzuholen, und Abends fei er sicher auf dem Posten! Ich fühlte mich aber beunruhigt, und ersuchte den Badearzt, der mein Tisch-Nachbar an der labls It'lwts war, Nachmittags bei Schöbt vorzusprechen. Wen» irgendwie anzunehmen wäre, daß sich der Zustand meines Freundes durch die bevorstehenden Aufregungen des Abends verschlimmern konnte, würde ich die Vorstellung uoch in letzter Stunde inhibiren.

„Davon kann gar keine Rede sein,“ sagte der Medicinalrath, „ich kenne den Herrn Schödl, — er war schon ein paar Mal in meiner Sprechstunde; er hat körperlich allerdings nicht viel zuzusetzen, das ist richtig, aber das bisschen Lampenfieber wird's auch nicht schlimmer machen; so ein Herzleiden, wie er's mit sich herumschleppt, ist sicherlich keine gemüthliche Sache, aber es gehört doch immer ein derber Stoß dazu — vo» innen oder von außen, — wenn's gefährlich werden soll! Dann freilich kann's auch sofort zu Ende sein. Uebrigens gehe ich gleich nach Tisch hin! Mein Weg führt mich ohnedies vorüber; ich muß zum Iohannesbrunnen hinaus . . .“

„Hat sich das Wasser schon wiedereingestellt?“ frug Jemand über den Tifch herüber.

„Kein Tropfen; — es ist, als ob die ganze Quelle mit einem Ruck in die Erde gerutscht sei!“ —

Ich erfuhr jetzt erst, daß wir i» der vergangenen Nacht ein kleines Erdbeben gehabt hätten, das einige Leute mit leisem Rollen nnd Klirren aus Noid und CNK. I^xv. 194. !1

^5H Franz von Zchönthan in Vlasewitz.

dem Schlaf geweckt — sonst aber kein Unheil angerichtet habe. Nur der Johannesbrunnen sei merkwürdigerweise plötzlich versiegt; — aber das sei schon öfter in diesem Jahrhundert vorgekommen, erklärte der Medicinalräch, und die Quelle hätte sich immer nach ein «aar Tagen wieder gezeigt, „Na, meinewegen braucht sie sich nicht zu bemühen,“ brummte der General, der uns gegenüber saß, „ich bin froh, wenn ich das warme schweflige Zeug uicht mehr trinken muß!“

Und dann bestellte er sich mit seiner lautesten Commandostimme eine Flasche von dem streng verpönten Rothwein und sah dabei den Badearzt so herausfordernd an, als betrachte er sich, nach dem Versiegen des Johannesbrunnen, überhaupt an keine weitere Kur-Vorschrift gebunden.

Im Laufe des Nachmittags schickte Schödl noch einen kleinen Zettel in's Hotel: — ich solle mich um seinetwillen nicht weiter beunruhigen, er fühle sich ganz wohl und sei eben im Begriffe, in die Garderobe zu gehen! Das Theater war ausverkauft, und der glückstrahlende Herr Edelmann hatte dem General und mir die zwei letzten Plätzchen im ganzen Hause — die sogenannte Directions-Loge — eingeräunü; während wir nun in diesem kleinen ftnstern Käsig sahen und mit gespannter Erwartung dem Veginn der Vorstellung entgegensahen, kam ein ungemein lebhaftes Gefühl der Neue über mich: Ich hätte es doch nicht zugeben sollen! Mit aller Kraft hätte iä>

Schödl dieses unglückselige Erperiment ausreden müssen! Es konnte ja kein gutes Ende nehmen! Im besten Falle kam er heute noch mit Heller Haut davon, — denn die Rolle war nicht allzu groß und die gefährlichen Stelle» hatte ich vorsorglich herausgebracht, — aber was war damit gewonnen?

Im Gegentheil! Ein solcher Schein-Erfolg konnte seine Selbsttäuschung nur steigern, — uud dann war ihm die schmerzlichste Erfahrung gewiß! Und wenn sie ihm gar schon heute bevorstand! Wenn er verhöhnt und ausgelacki wurde? Ich wagte es gar nicht auszudenken! . . . Der General neben mir schien auch in gedrückter Stimmung zu sein: „Wissen Sie,“ sagte er, „ich fürchte, die Schauspielerei — das ist erst recht nichts für Schödl. Ja, hab's meiner Frau geschrieben, und die ist auch dagegen! Einen acht Seiten langen Brief hat sie mir heute geschickt — und Alles über den Schödl.

Das Uebel, sagt sie, das die Aerzte in seinem Herzen constatirt haben, dao wäre noch nicht das Schlimmste! Aber, daß ihm der liebe Gott in dao selbige kranke Herz, neben so viel Einfalt und Demuth, einen so unbändigen Stolz gelegt hat, und neben die ängstliche Verzagtheit so eine heiße Begierde nach Ruhm und Ehre, — daran müßt' et zu Grunde gehen, der arnic Hascher! . . . Es ist ja sehr traurig,“ fuhr er seufzend fort, „aber seben Sie, wenn meine Frau so etwas sagt, da glaub' ich d'ra«, wie an's Evangelium!“ . . .

Glücklicherweise sing jetzt das Stück an, und der erste Act, der recht gut gespielt wurde, riß auch uns aus deu trüben Gedanken. — Als der Vorhang fiel, war das Publicum in der heitersten Laune, und ich ging auf

Der General, ^55

die Bühne, um mich nach Schödl unizusehen, der gleich in den ersten Scenen des zweiten Actes aufzutreten hatte.

Ich fand ihn in der besten Stimmung; mit der glänzenden Generals-Uniform schien wieder der alte Geist in ihn gefahren zn fein, und als ich ihm sagte, daß er sehr gut und sehr echt aussähe, nahm er's als etwas Selbstverständliches, mit einein beinahe herablassendem Lächeln hin.

„Merkst Du nichts besonderes an mir?“ sagte er dann noch leichthin.

Ich sah ihn prüfend an — konnte aber nichts finden.

„Nun, ich ineine das hier!“ und dabei deutete er mit einer Handbewegung, die recht uornehm-nachlässig aussehen sollte, nach seinem Rockkragen.

Nnd nun sah ich es: aus der Halsöffnung des Tragens hing das achtspitzige Kreuz des Iohanniterordens heraus.

„Ich dachte mir,“ sagte er wie zur Entschuldigung, „der Mann ist doch wahrscheinlich aus einer altadligen Familie“ . . .

„Gewiß, gewiß,“ beeilte ich mich zu bestätigen, „es wird ja sogar im Stück davon gesprochen.“

Nun war er erst recht befriedigt und strich mit der Hand leise, wie liebkosend, über den emallirten Ordensstern.

Indem wurde das Klingelzeichen für den zweiten Act gegeben, und ich ging mit ihm hinter die Scene, um bis zu seinem Auftreten bei ihm zu bleiben.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, und die Schauspieler auf der Vttlme fingen zu fprecheu an: von da ab wurde Schödl merklich unruhig; er zog mich iu nervöfer Hast zur Mittelthür, durch die er später aufzutreten hatte, spähte durch den schmalen Spalt zwischen den beiden Thürflügeln in's Publikum hinaus, — rückte und zupfte an der Uniform — und zeigte alle mir wohlbekannten Symptome des hochgradigen Lampenfiebers; ich suchte ihn durch meine eigene Sicherheit ruhiger zu stimmen, sagte ihm, es wäre überhaupt noch Zeit, und er brauche auch uicht so ängstlich aufzupassen, — wenn fein Stichwort fiele, würde ich ihn schon auf die Scene herausschieben. Dann, um ihn abzulenken, frug ich nach Marietta; ob sie im Theater wäre?

„Gott bewahre!“ fiel er mir eifrig in's Wort, „was denkst Du denn?“

— Ich lasse sie nie, in's Theater gehen, — und wenn sie mich noch so bettelt. Hellte Abend ist sie übrigens mit unfern Hausleuten auf dem Iohannisteich draußen; da ist Petersburger Nacht! Ein großes Eisfest für die Kinder. Schlittschuhlaufen bei Musik, bunte Lichterballons und ein maskirter Aufzug, auch von Kindern! Unsere Wirthsfrau hat ihr ein Rothkappchen-Coftünl zurechtgestoppelt, — ich sage Dir, zuni Küssen hat das kleine Ding ausgesehen . . .“

In diesem Augenblick geschah etwas Merkwürdiges!

Schödl hatte wirklich, während er von Marietta sprach, sein Lampenfieber vergessen, so völlig waren seine Gedanken mit dem Kind beschäftigt; ich stellte mich auch so, als ob ich ihn« sehr mteressirt zuhörte, lauschte aber

11\*

^56 Fianz von Lchönthan in Vlasewitz.

dabei mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das, was die Schauspieler draußen auf der Scene sprachen, — denn nun fehlten nur noch einige Sähe, dann mußte Schödl's Stichwort zum Auftreten fallen. Plötzlich höre ich statt der Stimme des Schauspielers, der eben noch sprach, — eine andere, fremde Stimme! — Zehn, — hundert Stimmen! — Ein eigenthümliches, dumpfe? Geräusch — Etwas unerklärlich Unheimliches, das — ich weis; nicht von wo, — herkommt? Von unten? Von der Straße? Aus dem Zuschauerraum? Ich sehe rasch durch die Thürspalte hinaus, — ich glaube meinen Augen nicht zu traueu! Der Zuschauerraum ist beinahe leer! Von den melen Hunden dicht gedrängten Köpfen nichts mehr zu sehen! — Ich reiße die Thüre auf und stürze auf die Bühne; die beiden Schauspieler, die ebeu noch sprachen, stehen schreckstarr draußen und stieren in's Parquet hinunter, ans dessen hinterster, weit aufgesperrter Dhür sich eben die lebten Menschen hinausdrängen, — in wilder Hast, — wie auf der Flucht vor etwas Entsetzlichen,! Was ist das? — Feuer! ist mein erster Gedanke! Aber ich sehe keinen Rauch, keine Wamme? Oder das Erdbeben? Oder . . . Jetzt kreischt es laut auf! Eine Weiberstimme! Von hinter den Eoulissen her! Dann ein wildes Durcheinander von Stimmen — ein Rennen, Poltern über die hohlen Bühnenbretter— und dann — auch dort wieder Alles still! Die beiden Schauspieler neben mir sind verschwunden, — ich stehe allein auf der Bühne! Mit einem Sprung bin ich über die niedere Rampenbrüstung unten — und über die Parquetsitze weg — dem Ausgang zu! Dort kommt mir der Director entgegen, — bleich und verstört!

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“

„Der Iohannisteich!“ — stammelt er. „Eingebrochen! — Die vielen Kinder!“ . . .

„Allmächtiger!“

„Die heißen Quellen aus dem Iohcmnisbrunnen sind unterirdisch durchgebrochen — das Eis aufgethaut — und die Kinder — die vielen Kinder!“ Und erst jetzt fällt's mir ein — wie mit einen, Messer fährt's mir durch'? Herz: „Schödl's Kind! Marietta!“

Ich stürze in's Freie. Ich weiß den Weg nicht zum Iohannisteick — aber ich brauche nicht zu fragen! Von allen Seiten stürmen die Menschen herbei — und Alles rennt nach der einen Richtung — und ich „litten unter ihnen. Kein Laut kommt von den Lippen! Nur vorwärts! Durch die engen finsternen Gassen vorwärts! Keuchend, von Schrecken gejagt, vorwärts! Und noch um eine Ecke — da stehen Bäume — dazwischen schimmern schon Lichter — da geht's den Hügel hinunter — da sind wir!

Den ganzen Teich kann man überblicken! Rings am Ufer hängen noch die bunten Lampions! Und in deni ungewissen, dämmerigen Licht wogt's und tobt's durcheinander — ein dunkler Menschentraul! Mt Schreien, Rufen, Weinen drängt sich's auf's Eis, — und zwischen die geborstenen Schollen in's Wasser hinein!

Der General, I.3?

Ich haste hinunter; an mir vorüber Männer mit Leitern und Stangen; mir entgegen ein baarhäuptiger Mann, der etwas in den Armen trägt — in ein Tuch gehüllt — ein gerettetes Kind! Die Mutter läuft nebenher und lacht und weint! Und gleich dahinter drei oder vier — und ein Junge zwischen ihnen, der noch die Schlittschuhe an den Füßen hat.

Und jetzt bin ich am Ufer und dränge mich durch und suche — suche Marietta! Wie im Traum seh' und hör' ich's neben mir und um mich herum: Männer, Weiber, Kinder, — schreckbleich, zitternd! Ein Gewirr von tausend Stimmen, Klagen und Rufen! Und dazwischen immer wieder in heiserer Angst dieselben Worte: „Ist Keines mehr drin?“ „Sind sie Alle heraus?“ „Alle!“ „Zwei sind ertrunken!“ „Nein drei! drüben liegen sie im Fischerhaus!“ „Eins lebt noch — der Doctor ist schon drüben!“ Alles strömt nach dem Fischerhaus.

Plötzlich bin ich festgehalten! — Eine weinende Frau — Schüdl's Wirthsfrau — klammert — sich an mich und schreit mir mit Schluchzen und Stammeln in's Gesicht: „Wir haben sie! Herr Gott, wir haben sie!“

„Marietta?“

„Sie lebt! Trüben im Fischerhaus ist sie — sie lebt! Mein Mann ist bei ihr! Ich laufe um trockene Kleider. Vor meinen Augen ist sie eingebrochen — und ich konnte sie nicht retten! Und Keiner konnte sie retten! Sie hielt sich am Eis fest — so tapfer — so lang! Und die Leute schrien um Boote, aber es war keins da! Keine Stange — nichts Und wer zu ihr hiiuwollte, der brach ein — bis ihr Vater kam . . .“

„Tchödl?“

„Ja! Er lief hinein — das Wasser bis an den Hals — und schob sich weiter — von einer Scholle zur andern! Und sie ihm entgegen — mit Händen und Füßen! Und dann hatte er sie und brachte sie heraus, bis ganz nah' an's Ufer! Da wär's nicht weiter gegangen, er konnte nicht mehr — aber nun waren schon hundert Hände da, die nach ihm griffen und ihn herauszogen — ihn und sie!“

Ich rannte zum Fischerhaus hinüber! Und innerlich jauchzte es in mir! Sie lebt! Er selber hat sie sich herausgeholt! Wie hat er immer gesagt? Das Wasser ist das Einzige, vor dem ich wirklich Angst habe! Und gerade mit dem hat er's aufgenommen — ohne Jucken und Zagen — und hat sein Kind wirklich herausgeholt . . . das Kind des Simouics und der Oliviera! Oh, Tu guter, tapferer Kerl!

Jetzt komme ich an der Teichschenke vorüber; da haben heute Abend die Musikanten gespielt; da hat's Kaffee und Punsch und Nretzeln gegeben; die Gaststube ist noch erleuchtet — aber die große Eingangsthür ist geschlossen, und um die hellen Fenster drängen sich die Menschen und spähen hinein.

„Was ist denn hier geschehen?“

„Sie haben Einen hineingetragen . . .“

^58 Franz von Schönthan in Vlafewitz,

„Er ist ohnmächtig . . .“

„Wie er mit dem Kind aus dem Wasser kam, ist er zusammengebrochen,“

„Und das Blut ist ihm aus dem Mund gestürzt.“

Ich rüttle an der Thür. Verschlossen! Ich laufe um's Haus herum,  
über den finstern Hof — durch die Küche — in's Gastzimmer.

Da liegt er!

Mitten im Zimmer haben sie zwei Holzbänke ohne Lehnen zusammen-  
geschoben, ein Kissen unter den Kopf — und da liegt er! Neber den Körper  
ist ein großes Tuch hingeworfen; nur das blasse Gesicht ist zu sehen, mit  
den geschlossenen Augen — und an den Schläfen klebt das spärliche graue  
Haar. Vier, fünf Menschen stehen um ihn herum: der Medicinalrath und  
die Leute, die ihn hereingetragen haben. Hinten, in der Ecke, neben einem  
Tisch, auf dem noch halbvolle Punschgläser stehen, sitzt der General; auf  
seinem Schoß, fest an seine Brust geborgen, die weinende Marietta. Er  
sieht mich mit einem kummervollen Blick an und nickt dann traurig nach  
Schödl hinüber.

Es ist todtenstill in dem heißen Zimmer; der Arzt, über den Olm-  
mächtigen hingebeugt, horcht auf feine Athemzüge.

„Ich bitte Sie, Doctor,“ flüstere ich ihm zu, „ist denn nicht zu helfen?“

Kann ich nichts thun? Sollen wir ihn ...“

Er winkt mir mit den Augen „Nein“ zu.

„Nicht unnüthig quälen,“ sagt er leise.

Ein leichtes Zittern geht über das Tuch hin, mit dem sie ihn zugedeckt  
haben — ein tiefer Seufzer kommt aus seiner Brust — dann schlägt er  
die Augen auf.

Wir treten zu ihm heran, auch der General und die anderen Leute,  
und die, die jetzt nach und nach von draußen hereiutommeu durch die  
Küchenthür, entblößten Hauptes und auf den Zehen schleichend, die große  
Stube füllen.

Schödl sieht uns an, zuerst mich, dann den General; er kann nicht  
sprechen, aber er sagt uns Adieu; jetzt fällt sein Blick auf die Kleine. So  
zärtlich — so sorgenvoll zärtlich. Der General hat ihn verstanden; er legt  
seine große Hand schützend auf ihr Köpfchen. „Tie gehört mir! Tic gehört  
mir!“ sagt er leise — und es klingt wie ein Schwur. Und der Andere  
hat ihn gehört; er kann nicht sprechen, aber die Arme hebt er aus der  
Tecke heraus und streckt die Hände dem General entgegen, der sie ergreift  
und festhält.

Tabei ist die Tecke zur Erde gerutscht und enthüllt vor Aller Augen  
die glänzende Uniform und die blinkenden Orden auf Schüdls Brust.

Eine staunende Bewegung geht durch's ganze Zimmer — die Leute  
drängen sich heran. „Ein General! Ein General!“ flüstert Einer dem  
Andern zu. „Es ist ein General! Und diese vielen Orden!“

Der General,  
!59

Und auch das hat der sterbende gehört. Ueber sein diesicht zieht's  
wie eine letzte irdische Eitelkeit, eine letzte große Freude.

Seine Augen glänzen in fremdartigem Licht. Sie sind schon von uns  
abgewandt — nach oben gerichtet.

Vielleicht sieht er durch die niedrige Zimmerdecke durch, schon in den  
offenen Himmel hinein; zu der alten Frau hinauf, die dort Hand in Hand  
mit dem tapferen Hauptmann Schödl steht und auf ihren „Vastl“ wartet;  
er strebt ihr entgegen, mit einem stolzen Lächeln um den Mund: „Siehst,  
liebes Mutterl, jetzt komme ich halt doch noch so zu Dir, wie Du Dir's  
immer gehofft hast: als General!“

Hier unten aber, auf der Erde, liegt ein Kind neben ihm auf den  
Knieen und flüstert ihm unablässig schluchzend in's Ohr:

.. 'ly vo^li« benß — te vo^üo dene — w vo^lio dsns . . . N88»i!“

Victor Tilgner.

von

Ludwig Wietsch.

— Verli». —

> dürfte fast ohne Beispiel in der Geschichte sein, daß in einem großen Reich und seiner Hauptstadt ans einen unglücklichen Krieg, welcher es einer Provinz und seines bisherigen Prestiges beraubt hat, eine solche Periode des glänzenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Aufschwunges gefolgt wäre, wie in Oesterreich-Ungarn und Wien nach dem Feldzuge gegen Preußen im Jahre 1861>.

Ein neuer Geist schien in den Kaiserstaat und in die schöne Kaiserstadt eingezogen, eine Fülle neuer Kräfte sich auf allen Gebieten zu entfalten, jede Schranke gefallen zu sein, welche ihre Entwicklung und Verrichtung so lange zurückgehalten und behindert gehabt hatte.

Die Geister erwachten, die Studien blühten und — die Geschäfte erst recht! Man fand in Wien und in Budapest, es sei eine Lust zu leben, wie sie seit lange, lange schon nicht mehr empfunden worden war. Auch auf allen künstlerischen Gebieten regte sich neues Leben. Die Ausführung der neuen großartigen »monumentalen Bauten, welche man nach der Niederlegung der Wälle, Bastionen und Thore Alt-Wiens geplant hatte, wurden energisch in Angriff genommen.

Mit der öffentlichen gewaltigen Thätigkeit ging eine ähnlich schwungvolle private Hand in Hand. Die Freude an, künstlerischen Luxus, an allem prächtigen heiteren Schmuck des Lebens wie seiner Stätten und Schauplätze, das Bedürfnis; desselben wurden stärker und verbreiteter als je zuvor, und die Mittel zu seiner Befriedigung schienen aus unerföhplichen Quellen zu strömen. Ein künstlerisches Genie, in dessen Schöpfungen dieser damals



Victor Tilgner. ^6^

in Wie» herrschende Geist seinen adäquatesten Ausdruck fand, war der österreichischen Malerei in Hans Makart erstanden, der in Wien seinen Wohnsitz aufgeschlagen, hier seine wahre Lebenslust gefunden hatte, von der Gesellschaft verhätschelt und vergöttert wurde und, auf diese wieder zurückwirkend, den allgemeinen Rausch seinerseits noch steigern half durch das, was er und wie er malte, — Man weist, von wie kurzer Dauer diese neue prächtige Blüten- und Glückszeit Wiens gewesen ist und ein wie trauriger Niedergang auf diese» „Aufschwung" folgen follte. Aber der Antrieb, welchen die bildenden Künste und das Kunstgewerbe während jener Jahre in Wien und Oesterreich empfangen hatten, wirkte dennoch weiter fort. Die Production auf dieseu Gebiete» ist »och in den schlimmen Jahren des Urachs, welche gerade damals ihren Anfang nahmen, als Wien mit dein großartigsten und erstaunlichsten Beweise seiner Leistungskraft und seines Reichthums, mit seiner Weltausstellung, vor die Völker der Erde hintrat, nicht zurückgegangen; die Erzeugnisse sind nicht armseliger, kümmerlicher, kleinlicher, minderwerthiger geworden. Sie spiegeln auch heute noch nichts von dem Mistmuth, der Niedergeschlagenheit, dein pessimistischen Verzagen, welche sich so vielfach in Oesterreich und in seiner Hauptstadt tuudgeben. Die Architektur und die Sculptur athmeu im Gegentheil eher noch ein kraftvolleres, feurigeres, prangenderes Leben, als selbst in den glücklichen Jahren von 1867^-1873. Beiden fehlt es nie an großen öffentlichen Aufgaben, in deren Lösung sich origineller künstlerischer Geist und Talent bewähren können; und an letzteren beiden hat es in diesen zwanzig Jahren noch niemals sür jene Aufgaben in Wie», in Budapest und im gauzen Doppelreich gemangelt. Nennt man aber von de» damit gesequete» österreichisch-ungarischen Meistern unserer Zeit die besten Namen, so wird sicher immer an erster Stelle der Victor Oscar Dilgners genannt werden; er, der in Wien, wie Neinhold Vegas in Berlin, die Bildhauerkunst aus ihrer Erstarrung erlöst, dem Dhou und Stein ein so warm pulsirendes Leben einzuhauchen und seine plastischen Gebilde zugleich mit so fesselndem, malerischem Reiz zu schmücken verstanden hat, wie während fast zweier Jahrhunderte kein Anderer vor ihm. —

Auf der Weltausstellung in Wien im Frühling 1878 wurde Dilgners Talent und Meisterschaft zuerst weltbekannt dnrrch die in der Kunsthalle ausgestellte» Bildniß-Nüsten Charlotte Wolters, der gefeierten Künstlerin des Hofburgtheaters, und Heinrich Laubes. In beiden die vollendetste Aehnlichkeit der Formen, des Antlitzes, des seelischen Ausdrucks der Augen, des Mundes, aller Züge. Das Material erschien gänzlich überwunden; in der Wolterbüste hier in sammet- und atlasglatte Haut über warmblütigem Fleisch, dort in »'eich und wellig fließendes seidiges Haar, hier in zartes, kunstvolles Spitzengewebe, in Sammet und Brokat verwandelt. Dazu ein Geschmack, ein instinctiv richtiges Gefühl für das Passende, das Graziöse und Anmuthig im Arrangement der an der Büste sichtbar »'erdenden Tracht

^62 Ludwig Pietsch in Verlin.

und des immer die größten Schwierigkeiten bereitenden Ueberganges zum Nüstenfuß, wie man es in modernen Werken der Bildnißplastik bis dahin überall sonst vergeblich gesucht hätte. Ein prächtiges Gegenstück zu dieser Wolterbüste bildete die des damaligen Stadttheaterdirectors Heinrich Laube, dessen knorrigen, gedrunghenen, nichts weniger als schönen, aber desto charaktervolleren Gesichtsformen der Bildhauer eben so gerecht geworden war, und die er mit ebenso energischen, und wahrhaftigem Leben zu beseelen verstanden hatte, wie den edlen, fein und großartig geschnittenen, classischen Fmuentovf Charlotte Wolters. —

Der Name des jungen Urhebers dieser meisterhaften und ganz eigenartigen Arbeiten, Victor Tilgner, war bald in Aller Munde. Nur in den Bildnißbüsten weniger genialer moderner Franzosen und in den lebenssprühenden Arbeiten der großen Meister der Portraitsculptur des 17. und 18. Jahrhunderts war Aehnliches auf diesem Gebiet erreicht und geleistet worden. Aus welcher Schule war dieser bis dahin außerhalb eines engen wienerischen Kreises fast unbekannt gebliebene jugendliche Meister hervorgegangen? Wie hatte er sich gleichsam im Verborgenen zu einer solchen Größe des bildnerischen Könnens, zu einer solchen Schärfe und Feinheit des Blickes für die plastische Erscheinung und das Wesen der Persönlichkeit herangebildet?

Leicht hatte ihm das Schicksal diese Entwicklung nicht gemacht. Sein bisheriges Leben war ein Leben voll harter Mühen, voll zäh ausdauernden Ringens nach hohen Zielen bei unausgesehmem Kampf um das Dasein, um die unentbehrlichsten Mittel der Existenz. Es bot ein ähnliches Schauspiel, wie das so manches der größten Künstler der Gegenwart und der Vergangenheit: der Kampf mit der Noth und Entbehrung konnte seine wie ihre jugendliche Kraft nicht beugen und brechen, sondern nur stählen und verdoppeln, so daß sie über jeden Widerstand und alle Hindernisse zu triumphiren vermochten, die sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellten.

Victor Oscar Tilgner ist im Jahre 1844 zu Preßburg geboren. Schon in feinem zweiten Lebensjahre übersiedelten seine Eltern mit ihm nach Wien. Die materielle Lage seiner Familie machte es unmöglich, dem Knaben eine höhere Ausbildung geben zu lassen. Seine Begabung für die bildende Kunst bekundete sich schon frühe, und mit ihr zugleich war auch der Wunsch und Wille erwacht, sich dem künstlerischen Beruf zu widmen. Wie der lebhaft und talentvolle Knabe, fast nur auf seine eigene Kraft gestellt, sich so weit durchgearbeitet hat, daß er im fünfzehnten Jahre als Schüler in die Kunstakademie und bei Professor Bauer eintreten konnte, darüber schweigen meine Quellen, und er selbst erst recht. Der Meister, dem er seinen Unterricht in der Bildhauerkunst verdankte, war Joseph Gasser von Walhorn, der vorzugsweise auf dem Gebiet der kirchlichen Sculptur thätig war und mit solchen Werten seinen Ruf erworben hatte. Er erkannte die ungewöhnliche Begabung seines Schülers und widmete ihrer Ausbildung liebevolle Sorgfalt und Aufmert-

Victor Tilgner. ^63

samkeit. Tilgners Eifer im Studium und seine Leistungen auf der Akademie blieben nicht ohne die verdiente Anerkennung. Er errang wiederholt Preise und auch ein Stipendium.

Im Besitz einer gründlichen künstlerischen und besonders auch kunsttechnischen Ausbildung, verließ er die Akademie und seines Meisters Werkstatt, um fortan selbständig sein Heil zu versuchen und sich sein Publikum zu erobern. Zunächst wurde ihm das schwer genug. Mit Arbeiten des Kunsthandwerks hatte er sich durchzuhelfen. Die erhofften Aufträge zur Ausführung größerer künstlerischer Arbeiten wollten sich nicht einstellen, trotzdem gerade in jener Zeit das Leben Wiens einen so mächtigen Aufschwung nahm. In sein rechtes Fahrwasser, in die „Fluth, welche ihn zum Glück führte“, kam Tilgner erst da, als er sein glänzendes und originelles Talent für die Portraitbilderei erkannte und erprobt hatte. —

Mit jener Ausstellung der Büsten Charlotte Wolters und Heinrich Laubes vor nun zwanzig Jahren beginnt die ruhmvolle Laufbahn unseres Meisters, die eine ununterbrochene Folge von künstlerischen Siegen und Triumphen darstellt. Die größten und unbestrittensten darunter sind freilich bis heute noch immer die, welche er auf dem Gebiet der Bildnißsculptur errungen hat. Und doch wäre es falsch und ungerecht, seine Schöpfungen auf dem der Monumentalbilderei deshalb geringer zu schätzen. —

Das erste bedeutendere Werk, mit welchem Tilgner, etwa zwei Jahre nach jenen großen Erfolge auf der Wiener Weltausstellung, vor die Öffentlichkeit trat, war die „Gruppe des römischen Gladiators“, der im Zweikampf einen „Netzfechter“ überwunden und niedergeworfen hat und eben das Schwert zückt, um den Besiegten zu tödten. Dieses interessante Werk, welches ein eindringendes Studium der antiken wie der Renaissance-Sculptur erkennen läßt, ist nach jener italienischen Reise entstanden, die der Künstler in Gesellschaft Hans Makarts im Jahre 1874 gemacht hatte. Die Gruppe der beiden kraftstrotzenden, muskelfchwellenden Gestalten baut sich in kühnen Linien auf. Der fast gänzlich nackte athletische Körper des besiegten „Retiarius“ windet sich über seinen Netz und Dreizack am Boden, die linke Hand erhoben, die rechte auf die wunde Brust drückend, das Haupt zurückgeworfen, die angstvoll flehenden Blicke hinauf zu den Sitzen der Zuschauer gerichtet, von deren Wunsch und deren Daumenbewegung es abhängt, ob der Sieger den tödtlichen Stoß gegen den Verwundeten führen oder ihm das Leben schenken soll. Der andere Gladiator mit den reliefgeschmückten ehernen Beinschienen gewappnet, am linken Arm den Nundschild, in der gepanzerten Rechten das kurze Schwert zum Stoße bereit, setzt den linken Fuß auf den rechten Schenkel seines Opfers, während er das, vom riesigen reich reliefirten Helm beschattete, harte Antlitz mit fragendem Ausdruck über die Schulter hin zu den Logen wendet: soll er zustoßen oder schonen? Man kann kaum etwas Lebensvolleres, energischer Bewegtes und in den Mienen und Stellungen Beredteres sehen, als diese beiden Fechtergestalten. Die

^6H Ludwig pietsch in Verlin.

Durchbildung der mächtigen Korperformen in ihrer elastischen Spannkraft, in denen Alles Muskel und Sehne ist, erscheint von bewundernswerther Vollendung. Die realistische Wahrhaftigkeit in allen Theilen und der leidenschaftliche Ausdruck vereinigen sich in dieser Gruppe mit einem prachtvollen Schwünge der Composition und mit einer herben Größe der Auffassung, um das Werk zu einem der bedeutsamsten Gebilde moderner Plastik zu machen. Zwei Gattungen von bildhauerischen Werken nächst der Bildnißsculptur gehört die große Mehrzahl der bisherigen Schöpfungen Tilgners an: den Brunnen- und den Grabdenkmalen. In der Lösung folcher Aufgaben hat er bis diesen Tag die glücklichste Erfindungsgabe und eine bewundernswerthe Gestaltungskraft bewiesen. Eines seiner phantasievollsten Brunnenmonumente dankt seine Ausführung iu kolossale!» Maßstäbe in Bronze und seine öffentliche Aufstellung im Volksgarten zu Wien einen: Besuch Kaiser Franz Josephs im Atelier des Meisters. Der Monarch, dessen Büste zu modelliren Tilgner beauftragt wurde, fah dies Modell der Gruppe in dessen Werkstatt und fand ein so lebhaftes Wohlgefallen daran, daß er den Bronzeuß bestellte und diesem eine öffentliche Bestimmung gab. Auf einem von Gräfern und Gestein umwucherten, aus Felsblücken und Steinen hergestellten Sockel, der aus der Mitte eines weiten Nrunnenbassius aufragt, erhebt sich die Riefengestalt eines Tritonen mit gewaltigen, in sich zusammengerollten, fisch- oder schlangenförmigen, schuppigen und befloßten Beinen, ähnlich den Giganten des Pergamenischen Altarreliefs. Anf feiner linken Schulter trägt er die nackte prangende Gestalt eines jungen Weibes, dessen fchwellende Hüfte mit dem linken Arm umfassend, während seine Rechte den fortgestreckten rechten Arm feiner fchönen Beute gepackt hält. Vergebens verpflichtet die angstvoll um Hilfe Rufende, die Finger seiner Linken, die sich auf das Fleisch der Hüfte pressen, zu entfernen und sich aus der Umfrickung des Räubers zu befreieu. Mit seinem mächtig gebauten, menschlichen Oberkörper, seinem, mit einem Kranz aus Wasserpflanzenblättern geschmückten, Haupt mit dem fischmäuligen grotesken Antlitz erscheint dies phantastifche Wasserungeheuer als ein echter Verwandter derer, mit welchen Böcklins Phantasie und Pinfel die fchwärzlich blaue, weißschäumende Meereswüste und die aus ihrer Brandung aufragenden Klippen bevölkert hat. Roch drei andere Brunnengruppen führte Tilgner für feinen kaiferlichen Gönner aus. Die eine, in Marmor gemeißelt, besteht aus kolossalen nackten Putten, Buben und kleinen Mädchen von prächtiger Gliederfülle, die in drollig naiven, übermüthigen Bewegungen mit phantastisch gestalteten Delphinen spielen. Im Mittelpunkt der Composition erhebt ein folches Meergefchöpf den gewaltigen Kopf zwifchen einer zu ihm aufstrebenden köstlichen kleinen Dirne, mit dem Züpfchen im rundlichen Racken, und einem lockenkövfigen, kräftigen Bübchen, welches, muthig zupackend, dem Riefenfisch den Rachen auffperrt, aus dem der Strahl des Springbrunnens aufsteigt. Hinter diesem aufgerichteten Obertbeil des Delphins, der, auf den trockenen

vict»r Tilgner. I.65

Fels gezogen, mit dem Flossenschwanz um sich peitscht, sitzt ein anderer derber Bube am Boden, sich halb erschrocken, halb lachend zurückbeugend vor einem, Wasserstrahlen aus den Nüstern aufsprühenden, zweiten Delphin, welchen ein vierter Knabe zu reiten versucht, — eine Gruppe, die sich ähnlich auf der anderen Seite der lang gestreckten Composition wiederholt. Dies Wert, welches wie aus dem Geist eines kühnen Meisters des Narocco geboren erscheint, hat seine Aufstellung im kaiserlichen Park zu Ischl erhalten. Sinn- und stiluerwandt ist diesem Delphinbrunnen die für das kaiserliche Jagdschloß „Dhergarten“ von Tilgner ausgeführte kleinere einfachere Brunnen-Gruppe: ein reizender nackter Knabe, welcher mit aller Kraft seiner Händchen und Aermchen einen jungen Krokodil den Rachen aufsperrt, auf dessen hartschuppigen Leib er den linken Fuß stemmt, während er den Kopf und Obertheil des gemüthlichen Sauriers bis zur eigenen Hüftenhöhe heraufgezogen hat.

Für denselben Park des Jagdschlusses Dhergarten wurde von Tilgner auch das vierte seiner Arunnenmonumente gestaltet. Es hat in seiner Composition nichts mit jenen anderen, lebhaft bewegten Gruppen voll phantastischem und naivem Humor gemein. Ein liebliches, plastisches Idyll voll stiller, heiterer, feiner Anmuth und Grazie. Die schlanke, holde Nymphe ruht, ihre edlen Glieder lässig dehnend, hingelagert auf dem Boden des Haines nahe der Quelle, — hier durch ein nacktes Bübchen versinnlicht, das, ebenfalls hingestreckt. Arm und Köpfchen auf die Urne stützt, aus welcher das Wasser hinab in das Necken rauscht. Während die Nymphe den rechten Arm, auf den sie sich stützt, zugleich um eine barock umrahmte Eartouche mit dem Relief der Kaiserkrone auf deren elliptischem Felde legt, reicht sie lächelnd einem sich zntmuensvoll nahenden Reh die aus der Quelle gefüllte Schale zum Trunk dar. In Auffassung, Stil, Composition und Formgebung erinnert dies lebenswürdige Werk an die graziösesten Schöpfungen der heiteren Kunst des Rococo.

Für die Vaterstadt Prehburg führte Tilgner ein Brunnenmonument aus, das sich in seinem Aufbau mehr der allgemeinen Gestalt solcher Brunnen auf den öffentlichen Plätzen unserer alten Städte anschließt. In der Mitte eines großen Bassins mit steinerner Umrahmung in Vierpaßform erhebt sich die zierliche Brunnenensäule, mit interessant belebtem Profil, in der Mitte ihrer Höhe von einem kreisrunden Becken umgeben, über dessen Rand vier kleine Schildkröten kriechen. Sie trägt die Statue eines Ganymed in grazios bewegter Stellung mit der Schale in der erhobenen Rechten, den Hirtenstab in der gesenkten Linken. Halb freudig, halb erschrocken beugt sich die fast mädchenhaft weiche Jünglingsgestalt in sich zusammen vor dem zu ihr herabgeschwebten Zeus-Adler, der, die mächtigen Schwingen weit ausbreitend, den Liebling des Olympiers mit den Fängen zärtlich umfaßt, um ihn zum Vater der Götter und Menschen hinauf zu tragen. Auf drei Eckuorfrüngen am Fuß der Brunnensäule sitzen

^66 Ludwig Pietsch in Berlin.

ebenso viele nackte Nüchchen, wie sie Tilgner in so unvergleichlicher Lebenöfülle und echt kindlicher naiver drolliger Anmuth zu bilden versteht, jedes in anderer Stellung und jedes mit dem einen Arm einen Delphin an sich drückend, aus dessen Maul ein Wasserstrahl aufsteigt. An dem oberen Theil der Säule über dem Schildkrötenbecken treten vier ornamentale Delphinköpfe heraus, welche Wasserstrahlen in jenes speien. Man sieht, wie der phantasiereiche Meister es verstanden hat, die Aufgabe der Gestaltung von Brunnenmonumenten immer wieder von andern und neuen Seiten anzufassen, und sie in immer wechselnder und immer gleich fesselnder eigenartiger Weise zu lösen. —

Das Weiche gilt von seinen Grabmonumenten, die er in großer Zahl während der letzten zwanzig Jahre ausgeführt hat. Nie wiederholt er sich. Jedes dieser Denkmäler trägt sein eigenes individuelles Gepräge, hat seinen eigenen poetischen Reiz bei gleicher Vollendung der plastischen Durchführung. Eine der frühesten derartigen Schöpfungen Dilgners ist das gemeinsame Grabdenkmal für den Astronomen und für den berühmten Medianeer Oppolzer in Wien (gest. 1871). An einer, von zwei Pilastern und dem sie verbindenden Rundbogen eingefassten, hohen Marmorwand, über welche goldene Sterne, zum Theil in der Gruppierung bekannter Sternbilder, verstreut sind, und auf der links oben eine goldene Sonne in der Mittagshöhe, rechts unten an« Sockelrande eine untersinkende Sonne strahlt, tritt, «ri rsiel gearbeitet, eine bekränzte Grabstele heraus, zu deren Sockel drei Stufen hinauführen. Auf der obersten steht eine, von leichtem, durchscheinendem Idealgewande umflossene, zarte, weibliche Gestalt, welche die Schale mit der Schlange zu ihren Füßen als Hngieia kennzeichnet, in schlichter, halbschreitender Stellung da und schreibt den Namen „Oppolzer“ auf die Front der Stele hin. Den Sockel der letzteren schmücken Flachreliefs: rechts ein Putte, der einem trübselig vor ihn, dasitzenden Nüchchen die Schale mit dem heilenden Trank reicht, während er mit der anderen Hand jenem den Puls fühlt; links ein anderer Putte, der durch ein aufgerichtetes Fernrohr den Himmel beobachtet. — Eine weibliche Gestalt von herrlicher Schönheit und Anmuth ist die von Tilgner gemeißelte Statue an, Grabmal Liebig-Radetk). Sie ist dargestellt, wie sie die letzte Stufe zu der Thür hinaufsteigt, welche von zwei, das Giebelgebälk darüber stützenden dorischen Säulen flankirt wird. Mit der erhobenen Rechten öffnet sie den einen Flügel dieser Grabespforte, während sie das holde Haupt noch einmal wehmuthsvoll zu denen zurückwendet, von denen sie für immer scheidet. In den ersten Achtziger Jahren ist das in ganz entgegengesetzten, Stil gehaltene marmorne Denkmal des Herzogs August von Sachsen-Coburg-Gotha für die Schloßkirche zu Ebenthal entstanden. Der genannte Fürst, in den Husaren-Attila, mit umgehängtem Dolman, gestickte eng anliegende Reiterhosen und Stiefel gekleidet, die Pelzmütze mit hohem Busch in der Linken gegen den linken Schenkel gestützt, die Rechte auf die Brust gelegt.

Victor Tilgner. ^6?

hat sich mit dem rechten Knie auf ein bequastetes Kissen niedergelassen, das auf einer über den Boden gebreiteten, befrcmzten schweren Decke liegt. Ein reizendes Flügelbübchen zur rechten Seite des knieenden Herzogs hält über einer von einem großen Ordensbande umschlungenen Eartouche mit darauf flachrelief gemeißelter Herzogkrone, lächelnd ein Lorbeerzweiglein. Das edle männliche Antlitz mit dein starken Backenbarte und dem energischen freien Kinn, wie die ganze knieende kraftvolle Gestalt des Herzogs sind durchaus realistisch behandelt; ein lebensvolles Marmorbildniß des dargestellten ritterlichen Herrn. In den Linien geht die knieende Statue votrefflich mit dem ihr beigegebenen kleinen Genienbübchen zusammen. —

Eine außerordentlich glückliche Verschmelzung idealen Stils mit Nildnißtreue ist von Tilgner in dein Grabdenkmal für den Gatten Charlotte Wolters, dem Grafen O' Sullivan, erreicht. Es zeigt halb erhaben auf der Fläche der großen Platte, eine Frauengestalt in sie weichfältig umfließenden Idealgewändern, das schöne Haupt, über dessen Haar zur Seite und zum Nacken hin ein Schleier herniederwallt, auf die rechte Hand gestützt, auf einem Sessel vor einer Hermenbüste des verstorbenen Grafen sitzend, zu der das Antlitz voll stiller Trauer aufblickt, während ein mit der rechten Hand locker gehaltener voller Rosenkranz von den Knieen der Trauernden zum Fuß der Herme herabgleitet. Der herrliche Profiltovf dieser trauernden Frauengestalt trägt die nur noch vergeistigten und verfeinerten Züge Charlotte Wolters. Die lateinische Inschrift oben rechts in der Ecke der Tafel unterhalb des dort angebrachten Wappens nennt jene, die „Iloxi tri8ti88iin«, als die Stifterin des Grabdenkmals des ihr im Tode vorangegangenen Gatten. Noch eines anderen schönen Werkes dieser Gattung, das Tilgner im Jahre 1876 ausführte, sei hier gedacht: des in Trautenau aufgestellten Grabmonuments der Familie Faltis. Des Meisters Werk, ein großes Nefief, schmückt die hohe rundbogige Hintergrundwand einer von Streit entworfenen Architektur. Es zeigt die von langein breitfältigem Schleier umwallte, aus weißem Marmor Hochrelief gemeißelte Gestalt der Trauer, die, gesenkten Hauptes an einen einfachen monumentalen Sarkophag hinter ihr den rechten Arm und die rechte Seite lehnend, auf den dazu hinaufführenden Stufen steht. In den flach gemcißelten Wolken ihr zu Häupten schweben geflügelte Cherubsköpfchen und tummeln sich reizende Engelsbübchen; die einen mit betend gefalteten Händen, einer das abgelaufene Stundenglas haltend, ein anderer mit dem Palmzweig aufwärts zeigend zur Höhe des von einer Sternenreihe eingefafßten Bogens. Von dort her schwingt sich in kühner Flugbewegung ein schöner Himmelsbote in flatternden Gewändern mit ausgebreiteten Fittichen herab, mit erhobener Hand nach den Sternenweisend. Das Ganze ist in einem edlen Rocococharakter gehalten. Seine Wirkung wird erhöht durch die glückliche Zusammenstellung der verschiedenfarbigen Materialien, aus denen es gearbeitet ist: Aus rothem Marmor ist der Sockel des Sartophags; dessen Hauptkörper aus schwarzem Syenit, von

168 ludwig pietsch in Verlin.

dein sich die Gestalt aus weiften« Marmor leuchtend abhebt; die Hinterwand mit ihren Reliefgestalten aus Laaser Marmor. —

Grofte öffentliche Denkmale, auf städtischen Plätzen errichtet, zum Gedächtnis; hervorragender, um Nation und Menschheit hochverdienter Männer zu gestalten, ist Tilgner erst in jüngster Zeit berufen worden. Nur ein kleineres anspruchsloseres Monument solcher Bestimmung ging im vorigen Jahrzehnt aus seiner Werkstatt hervor. (5s ist dem Komponisten und berühmten Klavierspieler Hummel geweiht und in dessen und Tilgners Vaterstadt Pretzburg aufgestellt; eine Vildnißbüste des Musikers mit Lorbeerwinden umhängen, auf einem schlanken Piedestal in Hermenform, und ans dessen Sockelstufen, auf denen zur Rechten eine lorbeerbekränzte antike Lira angelehnt steht, ein sitzendes nacktes Flügelbübcheu, das eine auf dein Papier in seiner Linken eingegrabene Hummelsche Melodie singt, zu der der kleine mit der Rechten gleichsam den Takt markirt; und ein daneben stehender Genosse, der mit den Händchen auf die Büste des Urhebers dieser Musik dort oben weist. —

Die beiden monumentalen Bildwerke, an welchen Tilgner gegenwärtig arbeitet, nachdem ihm der Sieg in der Bewerbung um den Auftrag zu ihrer Ausführung zugefallen ist, sind das in Wien zu errichtende Mozartdenkmal und das für den hochverdienten Waffenfabrikanten Werndl, welches diesem die Aktiengesellschaft, in deren Besitz dessen Fabrik übergegangen ist, in Steuer setzt. Beide Monumente bilden in Auffassung und Stil die größten Gegensätze. Das Mozartdenkmal schließt sich in der Art seines Ausbaues und der Formengebung dem zur Zeit des großen Musikers in Wien herrschenden Geschmack an, welcher den Stil Louis XVI. vor Allein begünstigte. Die einfache Grundform des hohen vierseitigen, sich ein wenig nach oben zu verjüngenden Postaments, die schlichte Zierrath seines weit ausladenden elliptischen Sockels und seines obersten Aufsatzes entsprechen demselben genau, wenu das bunte krause Gewirr kleiner Putten an beiden seitlichen Flächen auch mehr im Siun des eigentlichen Hochrococo gedacht ist. Mozarts Nildniftgestalt in der Tracht der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts zeigt den Meister in einer Haltung und Stellung, welche den Zustand schöpferischer künstlerischer Ekstase sprechend ausdrückt. Er steht, im linken Nein ruhend, vor einem niedrigen Notenpult, dessen ^uft mit einer als Karyatide dienenden Ehimärenherme geschmückt ist; greift mit der Linken in die Blätter des auf diesem Pult liegenden Notenbuches, und blickt in Begeisterung oder einer Art Verzückung, als vernähme er himmlische Harmonien, erhobenen Hauptes aufwärts, während die Hand des vom Körper abgestreckten rechten Armes in unwillkürlicher Bewegung auch auf ihre Weise diesen Seelenzustand ausdrückt. Ein Mantel aus scharf knitterndem Stoff wallt von der linken Schulter herab über den Rücken hin in lebendig realistischem Faltenwurf zur Plinthe nieder. Kopf und Gestalt, jener nach dem besten Originalbilde Mozarts gearbeitet, mit seiner Haarfrisur, in der, in



Victor Tilgner. ^6H

Stoff und Sitz treu und der Wirklichkeit nachgebildeten, knappen Zeittracht, fcheinen, abgesehen von dein colofsalen Maßstab, denen des wirklichen Wolfgang Amadeus auf's genaueste zu gleichen, während freilich die ihnen gegebene Stellung keineswegs aus der Persönlichkeit Mozarts und seinem menschlichen Naturell heraus entwickelt, sondern ihm von der Phantasie des Künstlers octroyirt ist. Das ist sein gutes Recht, und was er damit ausdrücken wollte, gelangt auch sehr wohl und wirksam zum Ausdruck. Aber die Empfindung eines gewissen Widerspruchs zwischen dem ganz realistischen, portraitureuen Menschenbilde und dieser Stellung und Bewegung, die ein Mann, und ganz speciell dieser Mann nie, auch nicht in den Momenten entzückten Lauschens auf die seine Seele durchtönenden, ihm von seinem (Genius eingegebenen Melodien und Accorde angenommen haben würde, wird man der, ob auch noch so meisterhaft durchgeführte«, Mozartstatue gegenüber nicht los.

In den prächtig bewegten Putten, welche wie volle Trauben aus reizenden nackten Kindersigürchen, die an beiden Seitenflächen des Postamentes sitzend, kletternd, sich aufschwingend, sich zu überschlagen scheinend, hier an der linken Wand oben eine tragische Maske enthüllend die religiöse Musik, und paarweise singend, das Lied symbolisiren; dort, vor der rechten Seitenwand, die Laute spielend, Tambourin und Pauke schlagend, die Instrumentalmusik versinnlichen, jubelnd, einander umarmend, die heitere und zärtliche Musik, — hat der Meister des Guten etwas zu viel gethan.

Im Einzelnen sind diese lebhaft bewegten Puttengestalten und -Köpfchen von entzückendem Reiz. Aber als monumentaler Schmuck eines Denkmalpostamentes wirken ihre kraufen Gesamtmassen doch gar zu unruhig lustig und spielerisch. Ich hätte zur Veranschaulichung der Größe, Schönheit und Herrlichkeit Mozart'scher Musik eine andere Art von Symbolisirung und plastischer Ausdrucksform der hier von Tilgner gewählten und fo anmuthig durchgeführten vorgezogen.

Die Stirnseite des Postamentes ist unten mit einer antiken Lyra, Notenheften, Blasinstrumenten, Rosen- und Lorbeerkränzen in hohen» Relief geschmückt; darüber, mit einer auf Mozarts Meisterwerk, deu Don Giovanni, bezüglichen Flachrelief-Darstellung; die Rückseite mit einem ebenso flachreliefssgearbeiteten Bilde: Mozart als Knabe und seine Schwester Marianne unter Aufsicht seines Vaters vor der Kaiserin Maria Theresia Clavier spielend.

Das ganze Monnment wird ans weißem Marmor ausgeführt und jeder rein ornamentale Theil vergoldet, die Musikinstrumente in vergoldeter Bronze.

Eine Balustrade wird die elliptische Plattform, in deren Mitte es sich erhebt, umgeben und gegen den starkbelebten Platz am ehemaligen Kärnthner Thor hin, wo es errichtet werden soll, abschließen.

In der Composition des Denkmals für Werndl hat Tilgner alle herkömmlichen symbolischen Ausdrucksformen verschmäh't und ein rein realistisches Monumentalwerk geschaffen. Der darin Verherrlichte ist in seiner gewohnten,

N»ii und ENb. I^v. 194. 12

^?0 Indwig pietsch in Verlin.

bürgerlichen Tracht, im kurzen, offenen Jacket, das Haupt mit dem kleinen weichen Hut bedeckt, wie ihn die Arbeiter in seinen Fabriken kannten unc» am Werk sahen, bargestellt; an einem Ambos stehend, auf den er die Linke stützt, während er den rechten Arm und die Hand mit bezeichnender, einen Befehl oder Zuruf begleitender, Geberde vorstreckt. Die lebensvolle Nildniß-  
statu« ruht auf einem fast schmucklosen cylindrischen Postament von einfachster Gestalt, an dessen Fuß vier Lorbeerkränze niedergelegt sind und an dessen Sockel vier ebenso schlichte viereckige Vorsprünge heraustreten. Auf jedem dieser Viere sitzt die ganz naturalistisch behandelte Gestalt eines Arbeiters der Werke. Der Eine, mit Mühe und Schurzfell, hält eine runde Platte mit der Inschrift: „Arbeit Ehrt" neben seinem Sitz aufgestemmt. Ein Zweiter, in lebhaft bewegter, wenn auch sitzender Stellung, blickt mit dem Ausdruck der Verehrung im Antlitz zu der Statue Werndls auf und hält in der Rechten die abgezogene Mütze. Allerlei Werkzeug liegt neben ihm. Lebendig und trefflich vor Allem ist die Figur des jungen Schmiedes im Schurzfell, der ein Knie auf seinen Sockel setzt, und den Hammer in der erhobenen nervigen Rechten schwingend, wuchtige Schläge auf das Eisenstück, das seine Linke auf dein kleinen Ambos vor ihm hält, zu führen scheint. Unter Tilgners bildhauerischen Schöpfungen verdienen besondere Beachtung auch jene Nildnißgestalten geschichtlich berühmter Menschen der Vergangenheit und seine Verkörperungen mancher, von der Phantasie großer Dichter vorgebildeter dramatischer Charaktere. Derartige Statuen hat er vielfach für decorative Bestimmungen, zum Schmuck öffentlicher Gebäude in Wien und in fremden Städten gearbeitet. Ich nenne hier nur: die Marmorstatuen antiker Geistesgrößen wie Homer, Archimedes, Phidias und Varro für die neuen Parlamentsgebäude in der österreichischen Kaiserstadt; die Statuen Nafaels und Rembrandts für das Museumsgebäude in Savannal, in: nordamerikanischen Staat Georgien; die Statue des Rubens für das Wiener Künstlerhaus; die Peters von Cornelius, M. von Schwinds, Rauck-? und Führichs, Alexander von Humboldts, Leopold von Buchs für die beiden neuen Hofmuseen an der Ringstraße. Zum Schmuck des neuen Hofburgtheatergebäudes modellirte er die von wahrhaft genialen Humor sprühenden Statuen eines Falstaff und des Altwienerischen „Wurstl" in dessen traditioneller Tracht. Auch die der Phädra, im Begriff sich den Tod zu geben, — eine Gestalt voll tragischer Großartigkeit und Anmuth. Das reichste und schönheitvollste rein decorative Werk Tilgners aber ist das große Reliefs, welches er an Ort und Stelle an einem Plafond in der kaiserlichen Villa „Thiergarten" in Stuck ausführte: die Wiederkehr des Frühlings und Sommers. Letzterer ist verkörpert in der Gestalt der Ceres, die in einem niederen Wagen, von vier feurig ansteigenden Rossen gezogen, daher kommt. Vor ihrem Gespann schwebt, von Wolken getragen, von Amoretten und Lerchen umflattert, Blumen streuend, die herrliche hüllenlose graziös hingelagerte Göttin des Frühlings.

Victor Tilgner. 4?j

Doch wie glänzend und eindrucksvoll sich Tilgners Bildhauerkunst auch in allen den hier aufgeführten und theilweise geschilderten Werken bethätigt haben möge, — seinen großen weitverbreiteten populären Ruhm dankt er dennoch mehr als ihnen, seinen Nildnihbüsten. Die Zahl der von ihm theils für den Bronzeguß, theils für die Marmoraussührung gearbeiteten, geht bereits weit über dreihundert hinaus. Ich kann nicht behaupten, daß ich sie alle kenne; aber immerhin eine genügende Auswahl aus ihrer Menge, — und zwar Büsten mir wohlbekannter Menschen — um befähigt zu sein, Tilgners eminente künstlerische Kraft und Leistungen auch auf diesem besonderen Gebiet der Bildhauerei richtig beurtheilen und gebührend würdigen zu können.

Es sind Büsten von berühmten und unberühmten Menschen, von schönen grauen und Mädchen der verschiedensten Klassen, von Männern jedes Alters und Lebensberufs, Künstler, Gelehrte, Industrielle, Dichter und Schriftsteller, hocharistokratische fürstliche und schlichtbürgerliche Persönlichkeiten. Aber ich wüßte keinen einzigen Fall, in welchem es Tilgner etwa nicht gelungen wäre, das wahrhaft Charakteristische, die eigenste Art des Kopfes wie des Naturells und Geistes dessen, dem dieser gehört, herauszuholen und im Thon, in» Marmor, in Bronze mit der zwingenden Ueberzeugungskraft der lebendigen Wahrheit auszuprägen. Was oben von den Büsten der Wolter und Laubes gesagt ist, kann für alle anderen, die ich von ihm kenne, in vollem Umfang gelten. Manche von ihnen gehen in der malerischen Behandlung der Köpfe wie des ganzen Arrangements der Tracht über andere, einfacher, strenger, in einer sich mehr der traditionellen anschließenden Form gehaltene, Büsten des Meisters hinaus. Aber im scharfen Erfassen und genauen Treffen der Erscheinung und in der vollendeten Wiedergabe des persönlichsten Lebens der Dargestellten sind sie alle einander so ziemlich gleich. Einen Eindruck, wie er noch überall durch diese Meisterwerke der Portraitplastik bei der Ausstellung einer Anzahl von ihnen hervorgebracht wurde, sah man durch Büsten auch der besten Künstler, wenigstens unseres Jahrhunderts, mit Ausnahme einzelner von Reinhold Vegas, noch nie annähernd erzeugt werden. Ich vergesse nie den Anblick und den Eindruck jenes Kabinetts im Berliner „Glaspalast“, wo während der Jubiläumsausstellung unserer Kunstakademie im Jahre 1886 gleichzeitig sechs der bewundernswürdigsten Bildnißbüsten Tilgners beisammen standen. Da sah man die in Bronze ausgeführte des Malers Schönn, Brust und Schultern mit einem Pelzrock über einem gesteppten Unterwams bekleidet: die dagegen in ganz einfacher herkömmlicher Büstenform mit nacktem Halse ausgeführte des Malers Leopold C. Müller; die bronzene des Grafen E. Zichy mit dem langbärtigen, prachtvollen, kühn geschnittenen Ungarkopf; die Halbfigur in pelzbesehter reicher nationaler Magnatentracht, in deren samtene Stoffmassen die linke Hand hineinsah, während die Rechte in die Seite gestemmt ist; die bronzirte Gipsbüste des Bischofs Heiler von Preßburg mit dem weichwangigen vornehmen Prälatenantlitz; die Marmorbüste

j?2 Indwig pietsch in Veilin.

der Frau Baurath Wagner, welcher ein zarter Hauch von wärmeren Tönen, hie und da der Oberstäche des Marmors gegeben, ein noch erhöhtes wunderbares Leben verlieh, ein Wert von nicht zu schilderndem feinem Liebreiz und einer unübertrefflichen Kunstvollendung in der Behandlung des Marmors.

Diese Büsten Tilgners erscheinen wie eine für ein modernes Publikum ganz neue Offenbarung dessen, was eines Portraitbildhauers „Geist und Kunst auf ihrem höchsten Gipfel“ in der bildnerischen freien Reproduktion von beseelten Menschenantlitzen zu erreichen vermögen.

Von anderen Bildnerbüsten Tilgners führe ich hier noch einige der vorzüglichsten an: die der schönen Fürstin Karolath in reicher prächtiger Gewandung, deren Stoffmassen in bauschigen Falten über das Postament herabwallen; die desto schlichtere Marmorbüste von idealer und doch so lebendiger Anmuth des Fräulein Martens; die Büsten der Maler Gelli und Brozik; die Franz Liszts in seinen letzten Jahren; die des gelehrten Aim<sup>^</sup> Vouü mit der Mütze auf dein gesenkten Greisenhaupt: die der Frau Schenk<sup>^</sup> einer Wiener Dame sutre äsux a<sup>^</sup>es, in eleganter Gesellschaftstoilette; die Werndls in stolzer Haltung mit freudig selbstbewußt um sich blickendem Antlitz; die wieder ganz schlicht und ohne jene Tendenz zum Malerischen behandelten Büsten der Frau von Clarwill und des Herrn von Wittgenstein-. die Büsten des Schauspielers Girardi, Paul Lindaus, Julius Stettenheims. Wie groß auch die Menge der Werke, welche Tilgner bisher geschaffen hat, und wie bedeutend der künstlerische Gehalt und Werth so vieler von ihnen sei, — ich bin überzeugt, daß der, heute erst im neunundvierzigsten Lebensjahre stehende Meister sein letztes Wort in der Kunst noch lange nicht gesprochen, den Reichthum seiner erfinderischen Phantasie und seine Bildnerkraft noch lange nicht erschöpft hat. Sein Vaterland, Fürst und Volk, haben längst erkannt, was sie an ihm besitzen, die Größe seiner Begabung und seines Könnens nach Gebühr würdigen gelernt; und auch weit über die österreichisch-ungarischen Grenzen hinaus ist der Ruhm seines Raniens und seiner Werke gedungen. An seiner würdigen Aufgaben wird es Tilgner während seiner zweiten Lebenshälfte sicher nicht fehlen. Immer wird sich das Bedürfnis; und der allgemeine Wunsch regen, die öffentlichen Plätze und Gebäude der Städte, die Paläste der Fürsten und Großen mit ernstem oder heiter-prächtigem monumentalem bildnerischem Schmuck geziert, verdienten Männern der Vergangenheit Standbilder zu ihrem Gedächtnis; und ihrer Verherrlichung errichtet, die vergängliche persönliche Erscheinung hervorragender Menschen in treuen dauernden lebensvollen plastischen Abbilden! festgehalten und bewahrt zu sehen. Und man weiß es heute in Wien wie überall in der gebildeten Welt, daß zur Lösung jeder von solchen Aufgaben der plastischen und der decorativen Kuust nur wenige ihrer lebenden Meister so berufeu und in jeder Hinsicht befähigt sind, als Victor Oskar Tilgner.

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer.  
Aar! Theodor Gaedery.  
— Verlin. —

z ein glückliches beschick Iugeudbriefe »Iud Nildniß von Wilhelmine .herzlieb mich finden ließ und zu ernster Beschäftigung mit Goethes Sonetten und Wahlverwandtschaften auf's Neue anregte, erschien nur von der gesammten Literatur über die Nrgestalt der Ottilie ein i» den preußischen Jahrbüchern (Band XXV, 1870) veröffentlichter F. K. Vt. unterzeichneter Aufsatz besonders beachtenswerth und authentisch. Die doil niedergelegte» Ansichten waren offenbar aus persönlichen Beziehungen zur Familie Frommauu in Jena geschöpft.

Mein Wunsch, als Biograph der Wilhelmine Herzlieb\*) mit dem Manne in Berbindung zu treten, der „über Wilhelmineus und Ottiliens gemeinsames Grabmal den reineren und vollere» Schimmer eines stillen Verständnisses auszugießen" versucht hatte, bewog mich zu Nachforschungen, die sich unerwartet interessant entwickelten nnd allmählich einen gewiß weiteren Kreisen willkommenen Beitrag zur Goethetunde cm's Tageslicht förderten. Hinter jenen Chiffren verbarg sich nämlich der am 29. December 1884 zu Berlin verstorbene Königlich preußische Legatiousrath Dr. Friedrich Karl Meyer. Derselbe ist merkwürdigerweise identisch mit dem rätselhaften, enthusiastischen „Studiosus Meyer" in Jena, welcher 1824 die Bekanntschaft des Dichterfürsten machte, dessen Sympathie in hohem Grade erwarb und sich dann im Laufe eines langen, wechselfollen Lebens stets als \*) Goethes Minchn. Am Grund uugcdruckter Briefe geschildert von Karl Theodor (Hoedertz. Mit dem bisher unbekanntem, von Johanna Frommann gemalten Porträt Wilhelmine Herzliebs und Facsimile. Zweit: vermehrte Aussage. Bremen, (5. (5d. Müllers Verlag. 1889.

!H Karl Theodor Gaeoertz in Verlin.

warmer Verehrer und hervorragender Kenner Goethes — wovon nur die nächsten Freunde\*) wühlen — bewahrt und bewiesen hat.

Am 1. Mai 1823 hatte sich in die Matrikel der Universität Jena inscribirt Friedrich Adolph Karl Meyer, geb. 20. März 18N5 zu Rinteln in Hessen, lutherisch. Seine Mutter Christel, geborene Wachler, Kaufmannswittwe, war nach Gotha übergesiedelt, woselbst der Sohn die Schule besuchte, um — frühreif — schon am 16. April 1822 in Breslau Philologie zu studiren. Als er ein Jahr darauf nach Jena zog, führten ihn Empfehlungen in das Frommann'sche Haus und zu dem wackeren Karl Ludwig von Knebel. Letzterer staunte ob des jugendlichen Philologen außerordentlich gelungener poetischer Persuche, die meist seiner Lieblingswissenschaft, der Mythologie, entlehnt waren, und sandte deren etliche an Goethe nach Weimar mit folgender Notiz vom 17. Juli 1823: „Unsere Dichter wachsen hier wie die Saat nach dein Regen auf. Probe von einem derselben will ich hier beilegen. Es ist unglaublich, was dieser junge Mensch für eine Fertigkeit hat. Er macht mehrere derselben, die nicht tief unter beiliegenden stehen, in gar wenig Tagen. Es freute mich, das, er seinen Stoff mehrentheils aus der alten Mythologie nimmt, und so ermuntere ich ihn. Ist sein Talent gleich nur rhythmisch, wie Du es nennst, so ist es doch ungemein.“

Goethes nicht überliefertes Urtheil lautete wahrscheinlich ebenfalls günstig, so daß der durch Knebel davon benachrichtigte und beglückte Musensohn sich ein Herz fassend seinem Ideal diesen Neujahrsmunsch schickte:

Laß mich Dich seh'n! Die wohlbekannte Vitte  
Steigt zu Dir auf im schüchternen Gedicht:  
Neig' ihm Dem Ohr! Du stehst schon in der Mitte!  
Verschmäh' der eignen Lieder Echo nicht!  
Du, dessen Zauber meiner Kindheit Tage  
Schon früh geschmückt mit Wunderton und -Vild:  
Den Fischer lernt' ich fingen, Schäfers Klage,  
Den Jäger nächtlich lauschend im Gefild . . .

\*) Obgleich zu ihnen der kürzlich dahingeschiedene, verdienstvolle Gustav von Loeper zählte, scheint er dennoch in das frühe Verhältnis, Meyers zu Goethe nicht eingeweiht worden zu sein, vielmehr für den Sänger der weiterhin abgedruckten Jugendgedichte einen Sohn von Nicolaus Melier, Goethes Minbener Korrespondenten, gehalten zu haben: denn diesen hat Fräulein Lily von Kietschman, wie sie mir brieflich erklärt, gestützt auf den Ruth und die Autorität Loeppers und des Herrn Director Dr. Burkharde, in ihrem Essay über Weimars Gesellschaft und das „Chaos“ (Westermanns Monatshefte, Novenwer 1891) als den Dichter jener Lieder bezeichnet; auch sein dort entworfener kurzer Lcbcnsabriß enthält Personalien und Umstände, welche nur auf unseren Friedrich Karl Meyer passen. Uebrigcns sind die fraglichen Manuscripte zum Chaos nicht von Meyer und Gries, wie die Verfasserin des interessanten Aufsatzes meint, geschrieben, sondern, nach einer mir gewordenen gütigen Mittheilung des Heim Dr. von der Hellen, Abschriften von fremder Hand. Es ist gewiß ein Mißgeschick, wenn Jemand, über den man Untersuchungen anzustellen hat, dm gemeinen Namen Meyer führt: aber je schwieriger eine solche Arbeit, desto mehr reizt sie den nimmer müden Forschungstrieb.

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer. ^75  
Nun hatt' in Dir ich selber mich gefunden,  
In Deinem Wort all meiner Träume Sinn,  
Du zogst vom Fleiß >md Spiel der Tagesstunden  
Mich still zu Dir; Dir dans ich, was ich bin.  
Von Deinen Höh'n stieg jedes Licht mir nieder.  
An Deiner Hand genoß ich Lust und Schmerz,  
Ich lebte, las, und las und lebte wieder:  
Dich zu versteh'« sich bildete mein Herz.  
Da lies; ich Ritterbuch und Traumgefechte,  
Vom Drang der Wirklichkeit das Herz geschwellt,  
Durchlief mit Dir den Rcgcnsturm der Nächte  
Und ritt wie Meister singend in die Welt:  
Welch reiches Thal! Wie leuchten Strom und Lande»  
Und Frau'n und Männer wandeln, ernst und mild.  
Dort Friederike mit dem Rosenbande  
Und Grctchen, ach, am Mnttergottesbild!  
Ein Engel kniet am Grabe, stumm verglühet,  
Vor Kälte starr: laßt ihm sein Lichtgcwanb!  
Dahin, dahin, wo die Citronc blühet.  
Zieht mich sein goldner Ruf, — kennst Du das Land?  
Dort ruh' ich aus in marmornen Gemächern,  
Der Schatten sinkt, die Berge glüh'n im Duft,  
Und säulenhoch mit bunten Nlumenbächern  
Steigt Vill' an Villa schimmernd in die Luft . . .  
Ja, so dereinst auch ich ein Held zu werden  
Schwur ich, ein edler Kämpfer thatcnreich.  
Hilfreich und gut und groß, und schon auf Erden  
An Seel' «nd Leib, wie Du, den Göttern gleich!  
Ein Held wie Du im Handeln und im Dichten,  
Schwur ich, von Dir gelenkt, durch Schmerz und Wahn  
Mir rein und reiner stets den Weg zu lichten,  
Stets himmlischer zu wandeln meine Bahn , , .  
Du lehrtest mich, still lauschend, unverdrossen  
Im Schein des Tags den höhern Sinn verstch'n  
Und wieder dichtend auch in kecke Possen  
Das Menschenpuppenspiel zusammendreh'n:  
Du wecktest wandernd mir in leichter Leier  
Den Widerklang von Himmel und Gefild;  
Du zeigtest mir im duft'gen Morgenschleier  
Auf goldnen Höhn der Göttin hehres Bild . . .  
So trat ich aus der Kinderwclt in's Weite,  
Weit ohne Maß, mein Maß und Steuer Du!  
Auf wirrer Bahn, durch inn' und äuß're Streite,  
Fand ich bei Dir Klarheit und Scclenruh;

176 Carl Theodor «Laedertz in Veilin.

Ich) sah den Zwiespalt, der die Welt zerrissen,

Wie im Gesetze sich die Freiheit regt;

Tu bliebst mein Stern im Dichten, Glauben, Wissen,

In Mitten stets beweglich unbewegt . . .

Laß mich Dich sehn! — Ach, Dich zu finden,

Hab' ich gelebt, geträumt drei Jahre lang!

Mein Lebn war ein einziges Empfinden»,

War, Dir geweiht, ein einziger Gesang.

Dein Name blas, wie's meine Wang' anfachte!

Was Du gesagt, wie fuhr's durch mein Gebein!

Und was ich hofft' und glaubte, that «nd dachte,

Du mein Begiun und Tu mein Ziel allein!

Tu bist so nah, ich mag nicht langer hoffen,

Mir brennt die Luft von Teines Athems Weh'n!

Ich seh' Dein Haus, dort steht ein Fenster offen,

Die Thüre thut sich auf — laß mich Dich seh'n!

Und wenn ein Ton aus meiner Seele Grunde

Mächtig verwandt an Deine Seele tlingt,

Lah kommen auch die goldne Lösungsstunde,

Wo, Aug' in Auge, Geist dm Geist umschlingt!

Auf diesen Herzenöerguß gab indes; der Meister nicht alsbald Antwort,

welche der Jüngling voll Ungestüm und Ungeduld wohl erwartet haben

mochte; so machte er sich auf den Weg nach Weimar und betrat das

Koethe'sche Haus, um dort — abgewiesen zu werden. Da ließ er aus Jena

unterm 26. Januar 1824 zwei Strophen folgen:

Doch nicht geseh'n! trotz dem Gedicht!

Nun schleich ich heim auf langen, öden Wegen:

Warum auch ging ich? folgte stumm, verlegen

Des Dieners zweifelndem Bericht?

Ich stand in seinem Haus, ich sah die Stiegen,

Die goldnen Götterbilder an der Wand:

Wer konnte hindern mich, hinaufzuflicgen

Und abzubitten über seiner Hand?!

Zu wunderbar noch schien das Glück mir heut,

Mit Träumen erst muß kühner ich's gewinnen,

Wann erst das Herz das Finden uns gebeut.

Ja, woll' es auch. Tu kannst mir nicht entrinnen!

Getäuscht auch, doch flieh'n wir uns entgegen,

Ein Nebelband zerriß, ich sehe Licht:

Nach allem Irr'n im eitlen Hoffnungswegcn

Nah' ich zuletzt vor Deinem Angesicht.

„^ch habe zu diesen Versen," heißt es in den Begleitzeilen, „nur

Weniges in Prosa hinzuzufügen». Ich wollte die Ounst, Vw. (5'icellenz zu

seh'n, Wemandem als mir selbst verdanken; glaubte aber, daß meine Bitte

nicht anders von Ihnen erhört werden würde, als wenn Sie die ganze



Goethe, Gries und Friedlich «all Meyer. !,??

Fülle des Gebens, der Liebe und Bewunderung erkannt hätten, die ich aus Ihren Schriften eingesogen habe. Und wie tonnt' ich die anders auszusprechen wagen, als in einen» (Gedichte? — Erlauben Ew. Excellenz wir jetzt, nächsten Sonnabend in Ihrem Hause anzufragen, ob und wann ich die Erfüllung meines Wunsches erwarten darf."

An Bettina, das Kind, erinnert Vergleichsweise der originelle Vorgang.

Goethe wandte sich den 11. Februar mit der schriftlichen Anfrage an Ernst Weller in Jena: „Mögen Sie wohl mir einige Nachricht geben, ob Sie den Studiosus Karl Meyer, der mir durch ein Gedicht merkwürdig geworden, aufgefunden und ihm eröffnet haben: daß ich ihn, wenn er sich irgend Morgen (Morgens?) um 12 Uhr bei mir anmeldete, gern sprechen würde."

Sonntag den 15. Februar 1824 hatte denn die heiß ersehnte Audienz statt, worüber Eckermanns Gespräche u. A. berichten: „Goethe schien sehr heiterer Stimmung. ‚Ich habe einen angenehmen Besuch gehabt‘, sagte er mir freudig entgegen, ‚ein sehr hoffnungsvoller, junger Mann, Meyer aus Westphalen, ist vorhin bei mir gewesen. Er hat Gedichte gemacht, die sehr viel erwarten lassen. Er ist erst achtzehn Jahre alt und schon unglaublich weit . . . Ich habe ihm meine kolossale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er ist ein prächtiger junger Mensch! Wenn er sich vor Zersplitterung in Acht nimmt, so kann etwas aus ihm werden/“

Mit welcher Begeisterung diese Begegnung den Jüngling erfüllte, zeigt dessen unmittelbar darauf niedergeschriebenes Gesehen!

Eine Stund' in Seiner Seele Schranken," Dieses weiche Lächeln, diese Güte, Eingefaßt in SemeL Athems Weh'n! !Dieses Haupt mir lauschend zugesenkt! Leb' ich auch? Ich zittre beim Gedanken, . Dieses tiefe, sinnend ausgeglühte Zweifle noch, „so Hab' ich Ihn geseh'n?" I Auge, das erloschner Smmen denkt! Heiz, mein Herz, wo war ich in der Stunde? Alles still und mild wie aus der Feme, Saß ich dort so fremd, so eitel-kühl! !Aus des Daseins goldncm Hintergrund:

Stumni die Gluth in meiner Seele Grunde

Und in Aug' und Lippe kein Gefühl.

Und nun wach' ich auf, vom Vlitz getroffen.

Jäh erkennend, was ich all versäumt!

Jäh erscheint mit jahrelangem Hoffen

Jeder Traum von Ihm, dm ich geträumt.

Steigt empor, verjährte Seelenbilder,

Augen, Stini und Lippen und Gestalt:

Ja, so war's; nur traulicher und milder.

Nicht so kühn, so stolz und nicht so kalt!

Augen ihr, entzückte Morgensterne!

Du, begeisterungsuoll, o Grazienmund!

Renn' ich nun, der Liebe Qualen leidend,

Ach, von Drang und Reue so geplagt,

laudre wie der Liebende, der scheidend

Noch zu ihr „ich liebe" nicht gesagt!

Geh'n wohin? was ferner noch erstreben?

Schwindlig zieht's die Seele mir zurück:

Hoffnung Ihn zu finden war mein Leben,

Lieben jetzt, Ihn lieben all mein Glück! —

In Jena genoß der jugendliche Poet auch des vertrauten Umganges

von Johann Diederich Gries, dem trefflichen Uebersetzer des Tafso, Ariost

und Ealderon, welcher an ihn znm zwanzigsten Gebnrtstage mit einem

578 «arl Theodor Gaedertz in Verlin.

Exemplar des Tasso drei Stanzen richtete, worin er den Verlust vieler alter Freunde beklagte, cm deren Stelle er indessen manchen neuen geseht habe:

Vor Vielen Dich! — Du warst noch nicht geboren.

Als ich mit Lünglingsmuth dies Lied begann;

Doch wm zum Freund die Muse sich erkoren,

Schlicht wohl sich gern den altern Freunden an.

Was ich gesucht — das Meiste blieb verloren!

Dm Kranz, den ich erstrebt' und nicht gewann.

Dir gönn' ich ihn, wenn Dir ein Lied gelungen

Wie Tassos Lied, doch eigner Brust mtklungen.

beider näherte sich das Wintersemester seinem Abschluß und damit für

Karl Mener der Aufenthalt in der lieblichen Vcusenstadt an der Saale. Be-

sonders schwer wurde ihm die Trennung von Ories. In den letzten Tagen

flog hin- und herüber folgender Lieder-Cyklus:

Sonett.

Ter Frühling naht, die Seele schlägt nach Süde, ^

Die Flur verjüngt das Herz, das Herz die Flur,

Und draußen wandelnd find'st du manche Spur

Von Lenzen nnd von Rosen, die verblühten.

So sei's denn! auch durch Freuden, welche schieden,

Wird reicher das Gemüth, wie die Natur;

Wenn erster Rausch' und Schmerz uorüberfuhr.

Steht die Erinnerung fest in tiefem Frieden.

Was niht in dir veisentt und abgespiegelt!

Des eignen Lebens volle Liederwelt

Und fremder Dichtung südlich blauer Himmel.

O geh' hinaus, daß dich der Ost umflügelt!

Wenn um und in dir alles treibt und schwellt,

Erkennst du dich in deiner Brust Getümmel.

Lächle nur ob des Versuchs Mißlinge»!

Was ich alles dir zu sagen hätte,

Läßt sich kaum in andre Verse zwingen.

Nimmermehr in's Versmaß der Sonette.

Morgensendung, den 8. April.

Koimt' ich in Sternen lesm, j heut Abend, nach alter Weise,

So ging ich gestern nicht aus; Da sitz' ich lauschend allein:

Dmn du bist hier gewesen, , Da öffnet die Thür sich leise.

Und ich war ferne vom Haus. !Da tritt der Freund herein.

Wie muß't' ich im Stillen fluchen. Ich hab's mir vorgenommen,

Als mir's der Nachbar erzählt! !Nie geh' ich wieder von Haus-,

Das Gute ging ich suchen. Und willst du. Freundlicher, kommen.

Das Beste ward verfehlt. !Bleibt auch die Muse nicht aus.

Goethe, Grits und Friedlich Karl Meyer. I.?9

Antwort.

Wie tonntest fragen du die Sterne?

Sie strahlten durch die Wollen nicht;

Ich sah schon unten, daß du ferne,

Doch glaubt' ich dich vielleicht zu finden

In stiller Dämmerung dunller Ruh:

Ich pochte an, ich llint' und tliulte.

Ten« an den Fenstern war kein Licht, j Vergebens, ach! die Thür blieb zu.

heut brauchst du leinen Stem zu fragen;

Sieh diese Kummen Lettern an!

Dies weiße Blatt soll grüßend sagen,

Was dir lein Himmel tünden kann.

Mich dauert nur der arme Mann,

Guckt so erwartungsvoll mich an!

Erwiderung.

Bcdaur' ihn nicht, den armen Mann, Doch hast du wirtlich nicht gewußt.

Er hat wohl Recht, dich anzugucken; Warum er guckt? Du guter Junge

Und ließest du die Lieder drucken. Hast statt der Leber, Milz und Lunge

So guckte dich gar Mancher an. , Ja nichts als Saiten in der Brust.

Letzter Gruß,

Den letzten Gruß für dieses Scheideblatt

Hab' ich am letzten Tage noch gesungen.

Auf frischem Rasen lag ich sehnsuchtsmatt,

Rückrufen« eines Jahrs Erinnerungen:

Du schönes Thal an sanftgewölbten Hügeln,

Mit diesem Blut schwör' ich dir ew'ge Treu!

Die Wollen, die im Auge sich bespiegeln,

Schau'n schwermuthsvoll wie ich und zieh« vorbei.

All meiner Kinderzeit vergangne Wonnen,

Was ich geliebt, gerungen und geweint.

Hier schlug's zum erstenmal vereint zur Sonnen,

Und meine Sehnsucht fand sich manchen Freund.

Auch dich nun, dessen Namen ich von ferne

Mit fremder Ehrfurcht flüchtig sonst genannt.

Und dem ich näher stehend dann, wie gen«,

Doch schüchtern, Aug' und Rede zugewandt.

Was bist du jetzt mir —! Dieses Lebens Blüthe,

Die Niemand noch, wie du, so ganz erblickt.

Fühlt sich an deiner Liebe, deiner Güte

Zum erstenmal bewuhtvoll und beglückt.

War» dieses Blatt der Spiegel ihrer Freuden!

Doch ach! du siehst es, Geist und Sinn sind trânt.

Eintönig ruft es nichts, als: scheiden, scheiden!

Und meine ganze Seele: habe Dank!

580 Karl Theodor Gaedeitz in Verlin.

Letzter Gruß, den 12. April.

Leb' wohl, leb' wohl! Aus meiner tiefsten Seele

Ruf' ich noch einmal: lebe wohl!

Du, den ich mir vor Tausenden erwähle,

Von dem ich nun so schmerzlich scheiden soll!

O könnt' ich Wonn'crinnrung, Leidvergcscsn,

Hoffnung, Erfüllung, Liebe, Glück

In dieses Eine Wort zusammenpressen:

Leb' wohl! — was bleibt mir noch zurück?

Ist's wahr, ein Jahr lang lebten wir zusammen?

Wir lebten? — Nein! ich kannte dich ja nicht:

Und erst an deines Liedes ächten Flammen

Entzündete sich mir ein neues Licht.

Ja, selbst die träge, längst verstummte Leier,

Von dir erregt, schlug sie noch einmal an

Und klang, sich selbst zum Staunen, Heller, freier.

Als sie seit Jahren nicht gethan.

Du dankest mir? Was Hab' ich dir zu danken

In dieser Wochen kurzem Raum!

Du hast dem Einsamtrüben, Sehnsuchtstranken

Zurückgetäuscht der Jugend schönsten Traum;

Hast ihn geweckt aus seinem dumpfen Brüten,

Ten hlllbveistorbnen Lebcsnmuth erneut

Und deines Frühlings reiche Blüthen

Auf seinen herbstlich öden Pfad gestreut.

So ziehe hin! — Du bist mir »»verloren:

Du bleibst mir ewig, was du warft.

Ich habe dir, du hast dich mir geschworen,

Und dich bewahr' ich, wie du mich bewahrst.

Seh' ich auf Erden oder nie dich wieder:

Aus weiter Ferne reich' ich dir die Hand

Und lausche, freudig stolz, auf deine Lieder,

Jetzt ich — und bald das Vaterland.

Nach der Trennung den 13. April.

Selbst in der letzten Abschiedsschnelle

Hast du mit Blüthen mich erfreut:

Ich fand — kaum warst du von der Schwelle —

Ten durren Boden meiner Zelle

Mit Noseublättern überstreut. . ^ 5.

\*) Gedruckt sind hiervon in Gries' Gedichten (Stuttgart 1828) nur „Morgensendung“

(An einen jungen Lichte. I. Morgcngruh.), „Erwiderung“ (II. Rechtfertigung.) und

„Nach der Trennung“ mit der Jahreszahl 1824, dock, ohne Datum. Das Zwischenglied zwischen den beiden ersten, „Antwort“, liegt außer in obiger ursprünglicher Fassuilg mir auch in einer nachmals ausgefeilten Form vor, von Meyer in seinen! späteren Alter be-

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer. ^6^

Auch Gries verließ bald darauf, im Sommer 1824, Jena, um zeitweise nach Stuttgart überzusiedeln. Seinem Hamburger Freunde Rist schrieb er von dem jungen Dichter Karl Meyer, der vergangenen Winter in Jena studiert habe, und dessen schönes, höchst ausgezeichnetes Talent auch von Goethe anerkannt worden sei.

Studiosus Meyer wurde am 4. Juni 1824 bei der Universität Leipzig immatrikuliert, horte dort ebenfalls im Winter Vorlesungen. Knebel meldete den 30. Dezember an Goethe: „Der kleine Meyer hat mir wieder aus Leipzig geschrieben. Er hat, wie Childe Harold, Reisen durch Deutschland gemacht und befindet sich nun bei Professor Hennann in Leipzig. Ich fürchte nur, daß er uns einmal echappirt; denn es ist ein unruhiges Menschchen.“ Den alten Knebel täuschte seine Ahnung nicht; denn den jungen Freund, der sich mehr und mehr linguistischen und vergleichend mythologischen Arbeiten zuwandte, trieb es weiter, und zwar nach Paris, dann nach England und Italien, wo er die für seine Laufbahn folgenschwere, sich rasch zu inniger Freundschaft gestaltende Bekanntschaft des preußischen Gesandten Christian Karl Iosias Freiherrn von Bunsen machte. Von Windsor Eastle schrieb Nunsen am 9. November 1846 seiner Frau: „Ich eile. Dir eine schöne Nachricht zu geben. Der Prinz hat mir gestern seine Absicht erklärt, Meyer zu seinem Bibliothekar und Privatsecretär zu machen. Siehe, meine geliebte Fanny, so hilft der liebe Gott solchen euf»u8 ä« I» ?r«viäsuco, wie unser theurer Freund ist, und wir dürfen dankbar sein. Ich habe den» Prinzen gesagt, Meyer müßte jährlich zwei bis drei Monate Urlaub haben, um nach Irland und Schottland, wegen Fortsetzung seiner linguistischen Studien, die er in Wales schon so weit gebracht, reisen zu können.“ Dr. Meyer erhielt den Posten beim Prinzen Albert, Prinz-Gemahl der Königin Viktoria, und erwarb sich das Vertrauen seines hohen Gebieters »ud der gesammten Königlichen Familie. In wissenschaftlicher Beziehung fanden seine Dialektforschungen die gesteigerte Beachtung Seitens der Fachgenossen; besonders erntete ein von ihm in der Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu Oxford 1847 gehaltenen Vortrag großen Erfolg; er wurde mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit angehört. Drei Jahre später, 1851, zog sich Meyer als Privatgelehrter nach Heidelberg zurück, bis der König von Preußen durch Allerhöchste Ordre vom 27. December 1861 ihn unter Verleihung des Charakters „Legationsrath“ behufs fortlaufender literarischer Beschäftigung für das Ministerium des Königlichen Hauses nach Berlin berief. Bei dieser Gelegenheit kam es zur Sprache, daß Meyer durch die mehr universelle, von ungewöhnlichen Fähigkeiten und gründlichen Studien unterstützte Richtung Hufs deren Herausgabe angefertigt. Vemcilt sei »och, da« in dli Gries'schcn Sammlung die Lieder Band I, Seite 161, 166—INS und II, S. 61—66 sammtlich an Meyer gerichtet sind und nunmehr, nach Kenntnis; der Person und Zustände, an Ver» ständlichkeit und Interesse gewinnen.

<82 Karl Itieodol Gaedertz in Verlin.

seines Nildungs- und Lebens-Weges sich einen seltenen Schatz der vielseitigsten Kenntnisse angeeignet und sich auf zahlreichen Gebieten des menschlichen Wissen» heimisch gemacht habe.

Goethe war zu allen Zeiten sein Stern gewesen. „Von Ihm zu Ihr!“

betitelt sich ein Gedicht aus dem Jahre 1828, als der Liebe Pein und Qual ihn ergriff, mit gleichem Wonnenweh wie einst Goethe, da er glücklich zu Friederiken flog. Und bei der Trauerbotschaft vom Erlöschen dieses Genius am 22. März 1832 sang er einen dem Andenken des Unvergeßlichen geweihten Morgenhymnus: aus der Quelle Seiner Lieder wollen wir Epigonen Begeisterung der süßen Liebe, zur Wahrheit, zum Großen und Guten schöpfen, täglich besser werden nach Seinem Bild.

Während des Aufenthaltes in Italien, zumal in der ewigen Stadt, erinnerte sich Meyer natürlich oft Goethes, mit ganz besonderer Stärke beim Anblick der Juno Ludovisi zu Nom, im Februar 1836. Hatte doch just zwölf Jahre früher der Meister ihm persönlich vor dem Abguß dieser himmlischen Göttin Lehren der Kunst und Weisheit ertheilt. Jetzt sab er das Original:

So vor mir. Holdselige, standst Du,  
Als Dein Priester und Dichter zuerst  
Dich mir zeigt' und mir mit begeisterter  
Red' und Geberdc Dein Antlitz deutete.  
„Schau sie Dir an, mein Sohn, und bleib' ihr  
Würdig im Leben und Dichten!“ rief er;  
Ich aber stand von heiligen Schauem  
Heiß iiberronnen und schwur Dir, o Göttin,  
Ewige Treu. — Und wie ich dm schwörenden  
Blick zu Dir aufschlug, siehe, da neigte,  
Hold von des Vorhangs moigenrothen  
Wolken umflossen. Dem H<uw< sich leise.  
Dir nun gehör' ich, Dir, holdselige  
Hera, und Ihm, Deinem heiligen Priester!  
Habe, getreu meinem Schwur, an Eurem  
Gängelbande die Welt durchwandert,  
Vis nach Rom! wo jetzt an meinem  
Nächtlichen Lager Dein Haupt, o Hera,  
Mächtig thront und Schlaf und Erwachen,  
Leben und Tod mir heimlich segnet . . .  
Vleibet mir hold, meines Lebens und Dichtens  
Genien beid' und lasset an Eurem  
Blicke, wie heute, dereinst vom letzten  
Schlaf mich erwache»: zum ewigen Morgen!

Den Sommer 1836 brachte er in dem über den Trümmern des Jupiter-Tempels erbauten Netiro der Passionisten zu, auf Monte Cavo IMous 5ovi8 iHtini) und citirte am 28. August Goethes Geist:

Goethe, cöries und Friedlich Uail Meyer. ^83  
Vei jener ew'gen Harmonie der Geister,  
Die Gott geschöpft aus eines Athems Weh'n,  
2er Wahlverwandschaft zwischen Kind und Meister,  
Die einst mich bitten hieß: „Laß mich Dich seh'n!"  
Die heut, in neue Bahnen eingetreten,  
Von Zweifel rings zerrissen meinen Geist,  
Mich, der um Deinen Anblick einst gebeten,  
Dich jetzt um Räch und Rettung bitten heißt:  
Ruf ich Dich an! — Im Drang und Kampf des Lebens,  
Von Lieb' und Sehnsucht, ach, das Herz so voll.  
Harr' ich im öden Dunkel doch vergebens  
Auf einen Blitzschlag, der mich führen soll.  
Komm, hoher Meister Du, mir Licht zn spenden;  
Der Weihe Wort, dem Lehrling einst uerlieh'n,  
O steig herab, es nun mit Götterhänden  
An dem verirrtten Wandrer zu uollzich'n!  
Auf diesem Gipfel, den auch Tu betteten  
Und hingeschaut auf Dein geliebtes Rom;  
Am Tempel Deines Gottes und Planeten,  
Der leuchtend dort mir winlt am tzimmelsdom;  
Wo drunten Sie, von Dir mir zugeschworen.  
Die Gottin, baden geht in heil'gen Sem;  
Beim Moigengraun des Tags, der Dich geboren.  
Fleh' ich noch einmal heut: „Laß mich Dich sch'n!"  
Im Reigentanz unter Gesang tragen Chariten und Musen den Dichter  
herab:  
Ich seh' Dich, Iüngl'ng, hier, der mich gerufen,  
Unschlüssig steh'n an Deiner Zukunft Stufen,  
Glück auf! und Dank Dir für Gebet und Beichte,  
Mein Sohn! — So laß', statt andrer Wort' und Lehr'n,  
Der Göttin Bild, das ich Du damals zeigte,  
Dir lichter jetzt cnthüll'n in ew'gen Sfthär'n!  
Königin Hera erscheint thronend im Hintergrunde; der Jüngling steht  
da, versenkt in seliges Schauen, der Dichter aber ruft:  
So hehr und lieblich Du! so streng und mild!  
So weit und wallend, daß ich, Bilo an Bild,  
Im Spiegel dieser leuchtenden Gebcrdcn  
All meine Schatten seh' lebendig werden . . .  
Du liebst, mein Sohn! So prüf der heil'gen Qual  
Geheimniß nun an diesem Ideal,  
Und stimmt es, wohl! so wahr' es treu im Heizen!  
Doch stimmt es nicht, so reiß es aus mit Schmerzen,  
Wie ich, der süßen Thorheit halbbewußt.  
Philinen, Lilli ritz aus meiner Brust,  
Auf Werthers Grab als Wilhelm neugeboren.  
Zu Lidcm aufstieg und Eleonoren,

18H Rar! Cb,eod°r Gaedertz in Vellin.

Bald, höher noch, an Wilhelminens Hand,  
Auch der Entsagung schweres Wort «erstand.  
Um endlich hier von allen irb'schen Binden  
Durch Margarethen mich erlöst zu fnwen . . .

Du blickst die Göttin an und strebst ihr zu  
Hingebungsvoll: — wohlan, so wag' auch Du,  
O Jünger mein, den, heute neuerloreu.

Schon damals ich der Göttin zngeschworen,  
Ihr würdig stets zu sein, wie ich es war.

Derweilen die (Grazien wieder mit dein Dichter emporschweben, gelobt  
der Jüngling:

Dir nach, Dir nach! Die Ttiruc hoch und hehr.  
Siegreich durch allen Nebelkampf der Sorgen!  
Schon sinkt die Nacht, Seltne taucht in's Meer,  
Und an Sornktcs Zacken blinkt der Morgen:  
Dir nach, dein Ziele nach, wo schicksalsschwer  
Noch Pallas Nike hält den Kinnz verborgen!  
Von Licht zu Licht, zur ew'gcn Morgenröthe,  
Treu Göttin Dir, treu ewig Dir, o Goethe!

Diese poetische Nachfeier findet ein Seitenstück in einer politischen  
Nachfeier: zum hundertjährigen Geburtstage, '8. August 1849, steigt Goethe  
auf die heimatliche Erde nieder, auf die Stätte seiner Kindheit und Ingend,  
die alte Wahl- und Freistadt Frankfurt, als ernster Mahner wider die  
Wühler und Schergen, als begeisterter Ahner eines neuen Deutschen Reiches  
unter Borussias Führung:

Ob Traum, ob Wahrheit ich geschaut? — Tas ruht  
In Mannes Hand: hier frommt kein eitles Wagen;  
frommt nur des Glaubens und Gesetzes Muth,  
Die große Aunst zu wollen und entsagen!

Nie wankend durch der Zeiten Ebb' und Fluth  
Dem Volt das eine Banner vorzutragen,

, In dem es siegen wird nach Ost und West:  
Teutschland, Gluck auf zu Deinem Wiegenfest!

Später, nach der Verwirklichung des Einheitsgedankens, 1871, legte  
unser Sänger seinem Goethe die Worte in den Vtund:

Ein neues Deutschland, langer Nacht entstiegen,  
Mit frischer Taaesplicht für meinen Faust,  
Für meinen Götz mit großen deutschen Kriegen! -^

Aus langem Schlaf zun» zweiten Mal erwacht,  
Schau ich's erlöst ron allen seinen Banden,  
Hör' durch das Morgenrann der Osternacht  
Den Jubelruf: Germania ist erstanden!

Seh' dort in Eos' ros'gem Widerschein  
Das neue Reich mir winken, im erneuten  
Glanz meiner Jugendzeit am Main und Rhein,  
Und hör" die alte Kaiserglocke läuten. —



Goethe, <3ri«5 und Friedrich Karl Meyer. ^85

Aber nicht nur in Poesie, mich in Prosa hat Friedrich Karl Meyer die Goethe-Literatur werthuoll bereichert durch eine Anzahl feinsinniger Aufsätze, welche sämmtlich anonym erschienen sind, und deren Ursprung nur Eingeweihten bekannt war. Diese Aufsätze befassen sich mit lieblichen oder bedeutenden Frauen, die in Goethes Herzensleben eine Rolle gespielt haben, und dürfen durch theilweise persönliche Beziehungen und Berührungen Anspruch auf besondere Beachtung erheben.

Als die Friederike Brian-Forschung durch Professor Näkes Buch „Wallfahrt nach Sesenheim“ 1839 in Schwung kam, brachte die Allgemeine Zeitung (1840, 30. Juni und 1. Juli) eine Abhandlung, worüber Fr. Laun im Morgenblatt für gebildete Leser (1840, 8. September) u. A. bemerkte: „Was ich über Goethe, Friederike, Sesenheim nur schwach und oberflächlich andeutete, das hat der Verfasser auf das Umständlichste und Kräftigste ausgesprochen. Seine Abhandlung ist so voll Seele und Gedanken, daß der ganze köstliche Eingang, nebst den Hauptsachen des Uebrigen, jeder künftigen Auflage von Goethes Werken beigefügt werden sollte . . . Denn zu Anregung des rechten Verständnisses über das Verhältniß Goethes zu Friederike, ja man könnte sagen, über den Charakter und die Erzeugnisse unseres größten Dichters überhaupt, ist schwerlich noch ein so prägnantes Wort in solcher Kürze ausgesprochen worden. Sehr einleuchtend ist u. A. auch das, was der Verfasser auf den Fall, daß die Auflösung des festen Bündnisses zwischen Goethe und Friederike einzig dem ersteren zur Last fallen sollte, geäußert hat.“ Mit Wanne tritt Meyer, demi er ist, wie mir wissen, der Schreiber und zugleich Goethes Bewunderer, für die Unschuld und Treue des holden Mädchens ein und knüpft mit größter Objektivität und Unparteilichkeit nachstehende Schlubetrachtung daran: Aber, wird man ausrufen, fo haftet der Makel jenes Treubruchs nun doch wieder an Goethe selbst, wieder an ihm der schwere Vorwurf, daß er es gewesen, der das Glück eines ihm geweihten Lebens und damit vielleicht einen Theil seines eigenen Lebeusglücks dem gewissenlosen Spiel selbstsüchtiger Leidenschaft und Flatterhaftigkeit zum Opfer brachte? Und womit will man ihn entschuldigen, wenn er, wie in diesem Aufsatz sogar selbst angedeutet ward, nun wirklich als Urbild jenes seines Elavigo und vielleicht auf die Einflüsterungen eines Mephistophelischen Merck-Carlos, der ihm das Verhältnitz mit Friederike als eine Fessel für seine wachsende Berühmtheit schilderte, mit kalter Falschheit dieses Verhältnis; fallen ließ und seiner Verlobten das Herz brach? Gewiß, wir beabsichtigen hier nicht, Goethe gegen eine solche Anklage — auf so wenig bis jetzt sicher bekannten Thatsachen sie auch gegründet erscheint — zu vertheidigen, sondern gestehen gern zu, daß sein Charakter keineswegs ganz ohne Mängel, sein Leben keineswegs ganz ohne Flecken und so vielleicht auch nicht ohne den jener Untreue gewesen sei. Wie hätte auch er, den Gott so durch und durch menschlich schuf, sich aller menschlichen Gebrechen und Irrungen enthalten mögen! Noch NOII> und «Mb. I.XV. ,94. 1'

^86 Karl Theodor Gaedeih in Verlin.

mehr, wie hätte er, der so durch und durch zum Dichter geboren wurde, sich nie veranlaßt gesehen, seine poetische Freiheit durch eine moralische Unfreiheit zu erkaufen! Des Dichters Stärken stehen oft nahe neben des Menschen Schwächen, und gerade aus einer solchen Mischung menschlicher Schwachen mit dichterischen Tugenden läßt sich Goethes Untreue gegen Friederike am besten erklären. Die Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit, mit der er sich von ihr abwandte, war zugleich ein fortstrebendes Feuer, das ihn drängte, seine Leidenschaft an immer höheren Erscheinungen zu prüfen und die Flügel seines Genius zu immer ferneren Gestirnen emporzuheben: das Zersplittern seiner idyllisch um sie geschlossenen Kräfte war zugleich die sich entfaltende künstlerische Sehnsucht nach einem immer weiteren Kreise von Schönheiten, aus deren Mannigfaltigkeit er sich zuletzt das eine vollkommen befriedigende Ideal der Schönheit selbst schaffend erobern sollte: seinen Wortbruch an ihr und der Vergangenheit konnte er durch die neuen Verpflichtungen und Ansprüche, zu denen ihn eine neue glänzende Gegenwart und eine noch glänzendere, früher nicht geahnte Zukunft aufforderte, gerechtfertigt glauben. — Und doch wollen wir Goethe vom Vorwurf der Schuld keineswegs freisprechen; ja, wir sind überzeugt, daß Goethe diese Schuld, wenn er sie anders auf sich lud, auch als Mensch und Dichter hier auf Erden gebüßt hat. Genug, daß wir Friederikens Treue und Unschuld, und mit dieser Unschuld zugleich unfern reinen Begriff von des Dichter--Perfönlichkeit, das prächtige unvergeßliche Bild des „Jünglings“ Goethe gerettet haben.“

Mit demselben Freimuth und Wahrheitsgefühl hat Meyer in dem am Anfang citirten Essay über Goethe, die Wahlverwandtschaften und Wilhelmine Herzlieb geurtheilt. Er hatte Ostern 1823 die Jenaer Universität bezogen und während seines zweiten Studienjahres dort dem Frommann'schen Hause nahe gestanden. Bei seiner Frühreise war er wohl befähigt, die empfangenen Eindrücke verständnißvoll in sich aufzunehmen. Kurz vor seiner Ankunft hatte Wilhelmine Herzlieb ihren ungeliebten Gatten, den Ober Äppellationsrath Walch, und Jena verlassen, zum tiefsten Kummer ihrer Vortrefflichen Pflegemutter, sowie der ganzen Familie. Daß dies frische Ereignis; in engeren und weiteren Kreisen lebhaft erörtert ward und Meyer nicht bloß von Frommanns, sondern auch von Knebel und Gries mancherlei Thatsachen, Ansichten und Muthmaßungen gehört haben mag, erklärt sich von selbst. Wenn wir dies in: Auge behalten und ebenfalls feine Schwärmerei und Verehrung für Goethe, dann muß sein zu Wilhelminens Gunsten abgegebenes Votum doppelt schwer wiegen. Als ihr Nnwalt tritt er auf „nach eigener mittelbarer Erinnerung, dem Munde älterer, nun auch größtentheils verklärter, geineinsamer Freunde und Freundinnen entnommen.“ Düntzer wollte, und mit Recht, dies Halbdunkel, worin der ihm unbekannte Verfasser die Zeugnisse hüllte, nicht gelten lassen, wünschte vielmehr zum Vortheil der Sache die greifbarste Bestimmtheit: denn: „So lange wir nickt

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer. ^8?

wisse», aus welcher Zeit die Zeugnisse stammen, so lange ihre bestimmte Fassung nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenschaft Goethes zu Minna." Das; letzteres doch der Fall war, ja schon früher, hat die von mir nachträglich entdeckte Pfeifenkopf-Reliquie in Bild und Schrift bewiesen. Düntzer wird jetzt auch hoffentlich, nach Namhaftmachung des Schreibers und Klarstellung seiner Beziehungen zu Frommanns einerseits, zu Goethe andererseits, das Alter und die Reinheit der Quelle anerkennen. Mich aber freut es, angesichts der Anfeindungen beim Erscheinen meiner Monographie „Goethes Mincheu", mich in Uebereinstimmung zu befinden mit einem klassischen Zeugen, der ein offener, ehrlicher Mann war, ein Charakter: Friedrich Karl Meyer, über den einmal Kaiserin August« äußerte, daß er „freier von Menschenfurcht sei, als sie je Einen gekannt habe".

Uebrigens hat den Wilhelmine-Ottolie-Aufsatz Alwina Frommann gebilligt. Diefie, Mincheus Pflegeschwester, lebte lange als Vorleserin der Kaiserin-Königin Augusta, welche als Weimarische Prinzessin von Goethe besungen worden ist, in Berlin und verkehrte viel mit dem elterlichen Freunde, der nach ihrem am 2. August 1875 erfolgten Tode einen liebevoll-würdigen Nekrolog\*) in der Allgemeinen Zeitung (13. August) veröffentlichte. Darin geschieht besonders des tiefen Eindruckes Erwähnung, welchen Johannas, der Mutter, Hinscheiden auf Alwina, die Tochter, gemacht. „Noch im Herbst 1873, bei meinem letzten Besuche des Goethe'schen Hauses mit der Freundin, zeigte nur dieselbe in Goethes Arbeitszimmer die Stelle, wo er (anderthalb Jahre vor seinem eigenen Ende) sie sich gegenüber hinsetzen ließ und ihr, in ihrer Verzweiflung, männlichen Trost und frischen Lebensmuth in's Herz redete." Auch weiht er hier seinem unvergeßlichen — vor nuumehr fünfzig Jahren, 1842 gestorbenen — Gries ein Gedenkblatt und sagt von ihm u. A.: „Von den Freunden des Frommann'schen Hauses der dauerndste und vertrauteste war der Uebersetzer und Dichter Diederich Gries, der, mit wenigen Unterbrechungen, vierzig Jahre seines Lebens in Jena zubrachte und mit Frommanns während dieser langen Zeit durch ein nie gestörtes Verhältniß gegenseitiger Neigung, Freundschaft und Gewohnheit, sowie bei seiner zunehmenden Taubheit und Kränklichkeit gegenseitiger kleinerer und größerer \*) Auch ich habe ein Lebensbild von Alwina Frommann mit besonderer Rücksicht auf Goethe nach ihren, Briefen an Varnhagen von Ense geboten (Nord und Süd. Band I.I, Heft 153). Diese „Goethe-Erinnerungen einer Lenenserin" stellt der Bearbeiter der Abtheilung über Goethe in der neuen Ausgabe von Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Dresden 1891. Band IV, Heft II. S. 703) zum Cavitel: Die Wahlverwandschaften und Wilhelmine Heizlieb. Doch ist keineswegs Letztere jene „Lenenserin", sondern ihre Adoptivschwester Alwina. Uebrigens weiß derselbe Bearbeiter nichts von unserem Friedrich Karl Meyer; er meldet nicht, wer hinter dm Chiffren ?. X. II. steckt, hat keine Ahnung von feiner Autorfchaft bezüglich Friederike und Scsenheim und kennt gar nicht die anderen, oben behandelten Aufsätze.

I. 88 Karl Theodor Gaedertz in Berlin.

Liebesdienste fest verbunden blieb. Bei den abendlichen Unterhaltungen wirkte derselbe theils als tüchtiger Klavierspieler und Musikkenner, theils als Vorleser mit und las namentlich seine meisterhaften — nicht minder durch seine Anempfindsamkeit als durch gewissenhaften Fleiß und strengen Stil ausgezeichneten — Uebersetzungen aus dem Italienischen und Spanischen trefflich vor. Von seinen» scherzhaft-innigen, freundschaftlich humoristischen Verhältnis) zu dem weiblichen Theile der Frommann'schen Familie — außer der Mutter noch zu deren beiden Schwestern IVett Wesselhöft und Sophie Nobn» und zu Alwinen selbst — zeugen mehrere seiner eigenen kleineren Gedichte." Noch über eine dritte Goethe'sche Frauengestalt\*) verdanken wir unserem Gewährsmann interessante Einzelheiten: über Marianne von Willemer (Suleika); es sind, nach der Publication von Eizenachs Vuch, in der Allgemeinen Zeitung (1877, 21. November) niedergelegte neue persönliche Anschauungen und vergleichende Betrachtungen: „Sieben Jahre nach dem Advent seiner geliebten, wahlverwandtschaftlichen Wilhelmine-Otilie, im September 1814, fand Goethe Mariannen an seinem Lebenswege und schöpfte vielleicht aus dem noch stark blutenden Schmerz aus jener nur halb geschlossenen Wunde den ersten Reiz zu dieser allmählich sich entwickelnden neuen Neigung, die, nach den Eigenschaften und Verhältnissen ihres Gegenstandes, anstatt abermaliger Leiden vielmehr Trost und Erheiterung verhieß". An diesen Anfang reiht der Verfasser nachher den Schluß: „Fragen wir, wie Goethes höchste und edelste Eigenschaft, sein nicht minder unablässig nach sittlicher als nach wissenschaftlicher Vervollkommnung ringender Vesserwerdtrieb, wie dieser eben erst in der bitteren Schule wahlverwandtschaftlicher Ent-sagung neugestärkte ethische Grundzug seines Wesens und Dichtens sich eine solche doch auch gegen das Ehegesek verstoßende neue Liebe so leicht verzeihen und dieselbe den: dichterischen Verdrüß so rasch habe gestatten mögen, so finden wir die Antwort und Erklärung zunächst in den eigenthümlichen persönlichen Verhältnissen des Willemer'schen Ehepaares sowohl zu einander als zu dem gemeinsamen Freunde. Eine noch viel treffendere, reiner ethische Antwort und Erklärung aber bietet uns dann die Selbstbeherrschung, mit der, nach dem Heidelberger Wiederfinden, Goethe eine jede neue Begegnung streng vermieden hat."

Wir können nur wünschen, daß die gehaltvollen Abhandlungen gesammelt herausgegeben und so allgemein nutzbar gemacht werden, begleitet von einer

\*) Abgesehen von einer geistreichen Charakteristik Charlottens von Stein (Monatsblatt für innere Zeitgeschichte. 1868, Vand 32), worin der bemerkenswerthe Passus: „Mit welcher furchtbaren Schärfe Goethe in späteren Jahren die ganze geheimnißvolle sakramentale Strafbailcit eines solchen Verhältnisses erkannte, das erhellt aus seinem, zwanzig Jahre nach dem Vbruch mit Frau von Stein geschriebenen Roman der Wahlverwandtschaften, in welchem er, unter dem schöpferischen Einfluß einer jüngeren Neigung und deshalb mit Umkehr der ursprünglichen Lage, doch die eigentliche innere Geschichte jener Strafbarkeit unverkennbar an's Licht gezogen und poetisch gerichtet hat,"

Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer. 1.89

Lebensstizze des Verfassers, sowie einer Darstellung seiner Dichtung, Studien und Misen. Zwar sollte sich Gries' Prophezeiung, daß dereinst das Vaterland freudig stolz auf Meyers Lyrik lauschen werde, nicht erfüllen; immerhin zeichnen seine Goethe-Lieder sich durch warmes Gefühl und begeisterte Stimmung aus, ebenfalls die an Gries gerichteten. Erhalten sind hoffentlich noch die im Eingange von Knebel erwähnten poetischen Versuche des Ienenser Studiosus. Dieselben dürften gebildete Leser interessiren, wie auch seine Beziehungen zu namhaften Persönlichkeiten der klassischen ^iteraturepoche, ferner zu hervorragenden Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Gelehrten unserer Zeit bedeutende Momente aufweisen. Ein Porträt des ungewöhnlich begabten Mannes hat leider nie eristirt, in welcher Form es auch sei; so müssen die Erinnerungen seiner Freuude und seine schriftstellerischen Leistungen für ihn sprechen, von ihm zeugen. In wie hoher Achtung er an den Königlichen Höfen von Preußen und England stand, läßt sich aus dem oben angeführten Wort der .Kaiserin Augusta ermessen. Dies Wort ist wohl das beste Bildniß, schreibt mir Georg von Vnnsen. Ihm, wie den Professoren Dünber, Gyldön, Insti, Schwarze und Sliphan, sowie Ernst von Wildenbruch gilt schließlich mein Dank für diese und jene Beisteuer. Mag das Gauze denn als Vorläufer eiuer größereu, von einem Verwandten geplanten Arbeit hingehen und derselben den Weg ebnen, Tyeilnahme wecken! Solche verdient, wer ein langes Leben hindurch seinem Ideal und Iugendstern so treu geblieben ist, wie Friedrich Karl Meyer.

König Karl von Rumänien.

von

on Jugend ans, durch eine lange Reihe von Jahren habe ich die Gestalt König Karls von Rumänien mit beobachtendem Auge «erfolgt. Besser als manch Änderer kann ich deshalb ein Bild dieses Mannes entwerfen, welcher der Staatengruppe Europas ein neues Glied zuführte und die Grenze des westlichen Culturberciches nach ^ftcn verschob.

König Mrl hatte das fünfzigste Lebensjahr erreicht, als ich ihn zum letzten Male sah.

Vielleicht giebt es kein Älter, in welchem ein Mann so sehr er selbst ist, wie gerade dieses, denn die physische Entwickelung eines Fünfzigers ist längst vollendet, er hat nichts Werdendes, Unausgearbeitetes mel,r und andererseits noch keine Einbuste an seiner Kraft und Elastizität erlitten- feine geistige Individualität ist gleichfalls ausgereift und fertig — soweit eine bedeutende, tiefe Natur überhaupt je ihre EntWickelung vollendet: Eine durchaus abgeschlossene, in sich abgerundete Persönlichkeit, steht König Karl vor meinem geistigen Auge da.

Wohl Jeder, dem es vergönnt war. Mannen! gegenüberzutreten, die durch ihre Geburt oder durch ihr Genie oder durch beides auf die Höben der Menschheit gehoben wurden, hat sich manchmal eines Gefühls leifer Enttänschung nicht erwehren können: Ihr Aeufteres fchien ihm nicht mit der Vorstellung zu stimmen, die er sich von ihnen nach ihren Leistungen, ihrer Stellung gebildet hatte! — Diesen Eindruck von Disharmonie zwischen Körper und Geist hat man bei König Karl nicht.

Die Natur hat ihm eine UebereinstimmNiug feiner äußeren Erfcheinung mit dem Wesen seines inneren Menschen verliehen, wie sie vollkommener Niemand

König Karl von Rumänien. ^9^

besitzen und auch durch höchste Schulung, als Resultat eines ganzen reichen Lebens, Niemand sich selbst erringen kann. Ein harmonischer Mensch, ohne jeglichen Mißklang zwischen (Geistes- und Gefühlsleben, ohne den leisesten Zwiespalt zwischen Wollen und Können, ist er schon in jungen Jahren zu diesem Ebenmaß aller Kräfte, zu dieser abgetönten Ruhe des Geistes gelangt, trotz all der Schwierigkeiten, die er auf seinem Lebenswege zu bewältigen fand; nie hat er erst sich selbst zu bekämpfen brauchen, um Andere besiegen zu lernen!

Dein Adel einer solchen Natur, die nichts Erborgtes, nichts Berechnetes hat, entspricht es, daß der erste Eindruck, den König Karl »macht, kein frappirender ist: zu vornehm um aufzufallen, zu echt, um für das rohe Auge der großen Menge zu glänzen. Ein Künstler wird an ihm den „schönen Kopf“ bewundern, aber ihm fehlt die hohe Statur, die imponirende Haltung, die im Märchen dem Helden gebührt und die den Enthusiasmus der Masse herausfordert. Dafür ist seine schlankere, mittelgroße Gestalt elegant, nervig und geschmeidig, sein Gang rhythmisch und rasch, seine Bewegungen leicht und ungezwungen. Nur zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubt und ein außergewöhnliches Gefühl seine gemessene Art durchbricht, umhüllt sein Wesen eine rührende Unbeholfenheit an, wie bei verlegenen Kindern: steckt doch in diesem ernstesten Manne noch dasselbe Kinderherz, das ihn in seinen Jünglingsjahren so unwiderstehlich machte und stets das eigentliche Geheimnis; seiner nie welkenden Frische geblieben ist! — Sturm und Grauen, Leid und Bitternis; — und die hat König Karl mehr als ein Anderer gekostet! — haben seiner Seele die Kindesreinheit und die kindliche Gefühls-Intensität nicht genommen; weil er sein Herz nie auf den Lippen trug, sondern es wirklich unerreichbar im Allerheiligsten seines Innern bewahrte, blieb es ihm unversehr erhalten. Nur Wenige ahnen, daß dies der Quell ist, aus dem der König seine unverwundliche Jugendlichkeit schöpft, nur Wenige haben den Strahl gefehen, der plötzlich, wenn sein Gemüth bewegt ist, seine sonst so kalten, scharfen, unruhigen Augen, durchbricht und ihnen dann den Glanz des blauen, sonnenvergildeten Meeres giebt.

Liefe Augen, die unter starken, buschigen und über der gebogenen Nase zusammengewachsenen Brauen liegen, haben oftmals etwas Unruhiges, man könnte fast sagen Flatterndes, und gleichen dadurch denen des Adlers so auffallend, daß bereits unzählige Male dieser Vergleich gemacht worden ist, zumal da sie auch durch Schärfe und Sehweite an den König der Bögel erinnern. Aber jene unruhige Beweglichkeit seiner Augen spiegelt nur diejenige feiner Gedanken wieder; ist des Königs Aufmerksamkeit gefesselt, dann blicken sie ruhig, ja, träumerisch in die Welt; das schnelle Wechseln seines scharfen Blickes ist nur ein Zeugnis; von der rastlosen Gehirnthatigkeit des abgehetzten Mannes, welcher täglich fürchtet, daß er die Arbeitslast, die ihm obliegt, nicht bewältigen kann. Außerdem ist diese Eigenthümlichkeit noch ein Beweis von der Kindlichkeit seines Wesens, die

unfähig ist, sich zu verstellen: die Gesichtszüge halt er in ruhiger Unbeweglichkeit, nicht aber Richtung und Ausdruck des Blickes! Nie schon des Knaben Augen „flatterten“, wenn beim Unterricht seine mehr für das Praktische veranlagte Natur einer rein theoretischen, abstracten Darlegung nicht zu folgen vermochte, fo heute während der zahllosen Audienzen, wenn er insgeheim berechnet, wie wenig Zeit ihm bleibt, um die Actenhaufen zu erledigen, die feiner auf dem Schreibtische harren! Er hört geduldig die vielen, oft nichtigen Magen und Gesuche an — denn in Rumänien gelangen die geringfügigsten Dinge bis vor das Forum des Königs, in patriarchalischer Weise will man für Alles und Jedes des Königs directe, persönliche Entscheidung — er hört die Beschwerdeführer und Bittsteller an, sein feines, scharfes Ohr ist unendlich geduldig geworden, aber seine Augen entziehen sich der Schulung, die fliegen spähend und forschend voraus: „Was kommt dann? Und was darauf? Und was zuletzt?“ Ja, auch nach dem Zuallerletzt scheinen sie oft zu fragen, aber nicht in banger Sorge, sondern weil die Lebensorgen zu bang!

Als die Natur ihm das Ebenmaß, nach welchem so Viele zeitlebens vergeblich ringen, als ein Geschenk in den Schooß warf, hat sie ihm auch die Antwort auf jene quälendste aller Fragen zugeflüstert, indem sie ihm den frommen Kindesglauben in's Herz pflanzte. Auch ihn, den Glauben seiner Bäter, hat er sich bewahrt, hat ihn nicht fortspülen lassen von den Strömungen des Tages: ihm ist dieses Leben die schwere, vom Himmel gestellte Aufgabe; jenes andere wird fein Lohn fein, wenn er seine Pflichten treu erfüllte! Diese lebendige Ueberzeugung trägt ihn, giebt ihm die Kraft, der Menschen Haß und verleumderische Bosheit lächelnd zu ertragen. — Seine Richter leben nicht hieniedcn! . . . Wie ein Fremder geht er durch diese Welt, sie berührt sein tiefstes Innere nicht, gleich jenen Heiligen findet er in sich Verzeihen für seine Feinde, Mitleid für seine Neider und Verleumder! Ist es ein Wunder, daß ihn die Welt oft schwach genannt hat? Kann die Menge Verzeihung und Milde gegen Feinde verstehen, läßt sie sich nicht meist betrügen durch den Schein äußerer Aehnlichkeit, der zwischen menschlicher Schwäche und fast übermenschlicher Tugend selbstlosen Verzeihen besteht? . . .

Daß König Karl die verantwortlichste und schwerste aller Würden, die des Fürsten- und Negententhums trägt, ist die einzige Ursache, weshalb er jenem Grundzuge seines Wesens nicht bis in die letzten Eonsequenzen folgt: er darf wohl verzeihen, aber nicht vergessen! So hat er mit jedem Jahre seines Lebens den Schrein seiner Innerlichkeit fester verschlossen, um sein eigenes, vornehmes Ich der um ihn wogenden Welt zu entziehen. Sich zu geben, war überhaupt nie seine Sache; Erziehung hatte hier die primitive Anlage noch gestärkt, so daß seine Individualität manchmal Gefahr lief, den, modernen Ideal der Gleichmacherei gemäß sich im Typischen zu verlieren.



Uönig Rail von Rumänien. ^93

Wer gewöhnt worden ist, jegliches (Gefühl nur in ganz bestimmter, conventioneller Art und Weise zu Tage treten zu lassen, jegliche Handlung nur unter gewissen feststehenden äußeren Formen zu unternehmen, der folgt schließlich zu leicht dein Trägheitsmoment, das jeden Menschen innewohnt.

— Er fragt sich bald nicht mehr: entspricht es denn auch meiner Natur, so zu handeln, wie die Routine vorschreibt? fühle ich auch wirklich so, wie man meint, daß ich fühlen sollte?

Gerade bei der Art von Prinzenerziehung, wie König Karl sie gehabt, lag diese Gefahr, daß das Individuelle erstickt würde, sehr nahe, und in manchen Beziehungen spürt man noch heute an ihm die Einwirkung jenes Conventionalen, Althergebrachten, 'obwohl er kaum erst das Jünglingsalter hinter sich hatte, als er auf den rumänischen Thron berufen wurde und somit seine ganzen Mannesjahre in einem jungen Lande verlebte, wo bis zum heutigen Tage jede Individualität reichlich, ja, überreichlich Raum und Zeit, sich zu entfalten, findet! — Vielleicht war es aber auch wieder ein Glück, unter den eigenthümlichen Umständen, die ein späteres Leben bestimmten, daß das Conventionalen ihn nicht nur wie eine leicht zu durchlöchernde Wand umgab, sondern ihn bis in sein Fühlen beherrschte, und daß die eigene, stark ausgeprägte Natur erst sehr spät zum Durchbruch, noch später zum deutlichen Bewußtsein dieser Eigenart kam . . .

Bis heute noch sind die Grundsätze der hergebrachten Moral ihm unumstößliche, ewige Gesetze-, Ausnahmen zu Gunsten des Individuums erkennt er nicht an, und von einem Recht der Leidenschaft dürfte man ihm ebenso wenig reden, wie von der Unfreiheit des menschlichen Willens. Die Philosophen galten ihm lange Zeit als Antichristen, die ganze Philosophie als ein gefährliches Product ungezügelter Geister, und da er sich nichts gern rührt, was er nicht von Grund aus bereits kennt und versteht, ging er jedem philosophischen Problem aus dem Wege.

Tiefe Macht des Conventionalen neben einer alles durchdringenden klaren Intelligenz und dem absoluten Fehlen jeden Kasten-Borurtheils ist aber nicht nur auf Standes- und Erziehungseinflüsse zurückzuführen, sondern sie birgt ihre tiefste und festeste Wurzel im Charakter des Königs selbst: Ein außerordentlicher Mangel an Selbstvertrauen ist der letzte Grund der kühlen Gemessenheit, der vollendeten Correctheit dieses hochbegabten Mannes. Weil seine eigenen Auffassungen und Empfindungen schon in zarter Jugend von strenger Hand zurückgedrängt wurden, begann er an dieser Berechtigung zu zweifeln und baute nun um sich die feste, ihn stets sichernde Mauer der Conventionalität. Außergewöhnlich zart und empfindlich organisirt — darin der echte Sohn seiner Mutter — zog er es vor, sich überhaupt nicht mehr zu geben, statt sich der Gefahr auszusetzen, in seinem Fühlen gekränkt zu werden; auch fürchtete er stets, daß jede Blöße, die er sich gäbe, nicht ihm, sondern der Sache, die er zu vertreten hatte, dem monarchischen Princip schaden müßte.

So ging er durch das Leben, wie er überzeugt war, daß ein Fürst gehen soll! Seine Grundsätze standen in ihm fest, und stets hat er gehandelt, wie er nach ihnen glaubte handeln zu sollen! — Sein staatsmännisches Genie gab ihm: den Impuls niemals direct, sondern immer controlirt und geläutert durch das Medium zäher, langsamer Ueberlegung. Nie hat er dem tosenden Strom des heißen Wollens, der in vielfältigen Formen und Farben aus dem unbekanntem dunklen Innern hervorbricht, sich überlassen: Irren und fehlen, wieder gutmachen und bessern wollen, sich selbst belachen und beweinen — das Alles hat er eingedämmt an seinem Urquell! Er hat den Stein des gebändigten, zielbewußten Willens darauf gewälzt und sich gelobt: Ich will das Instinctive, Unreflectirte in mir ertönen, ich will nur werden, was ich fein foll! . . .

Stets imponirte ihm nur die auf sicherer Spur vorausschreitende Kraft, der in den langen Kkehrbahnen kalten Denkens abgekühlte mächtige, durch nichts zu brechende Porsat;. Schon als Jüngling ließ er selten nur seiner ursprünglich raschen, waghalsigen Natur die Zügel schießen. — Gerade sie war es jedoch, die ihn trieb, dem Ruf des Numäenvolkes zu folgen: vom ersten Augenblicke an, als noch alle Welt dagegen stand, erklärte er lam: Ich bin entschlossen! Ich nehme die Fürstcnkrone an! . . .

Ganz hatte er damals wohl nicht ermessen können, welche furchtbare Verantwortung er damit auf seine schultern lud. Es war fein Thatendraug, dem er folgte; ihn verlangte nach einem Wirkungskreise, wo er die Fähigkeiten entwickeln könnte, die er in sich ahnte und deren Brackliegen ihn quälte und unzufrieden machte.

Das Offiziersleben in Verlin war ihm zur Last geworden; mit welcher Liebe er auch am Soldatenstande hing, ihn beengte dies Dasein als Prinz und Lieutenant: In dem dunklen Vewußtsein, daß sein Veruf auf anderem Gebiete läge, streckte er tastend seine Fühler aus; aber vergebens. — Als sein Vater, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, preußischer Ministerpräsident war (1858—<>1) hatte der damals noch nicht zwanzigjährige Prinz den ersten Einblick in das politische Leben seines Heimatlandes gewonnen; der Fürst selbst hatte ihn, seinen zweiten Sohn mit dem ernstesten Gesicht und den klaren, uorurtheilslofen Augen, zu seinem Vertraute« gemacht und den jungen Mann dadurch früh einen Vlick hinter die Eoulifsen der kleinen und großen Politik thuu lassen. Die eigene glückliche Natur behütete aber den Prinzen Karl vor jener herben Menschenuerachtung, die leicht denjenigen befällt, welcher in zu frühem Alter die Kehrseiten alles defseu sieht, was sich den Anschein des Großen und Echteu giebt; er verstaub es, über das Accidentelle wegzuschauen und das Wesentliche im Auge zu behalten.

Schon damals, vor dem dänischen und dem böhmischen Kriege, war er wie sein Vater, ein glühender Anhänger der deutschen Einheitsidee: Ein einiges Vaterland unter Preußens Führung, Aufgeben aller großdeutfchen

Ilönig tlail von Rninänien. ^9^

Ehimäreu, das war sein nationales Glaubensbetenntniß! Leider stimmte schlecht damit die unmittelbare Gegenwart. — In dem Preußen und Berlin von damals war uud blieb dein jungen Prinzen das verknöcherte Junkerthum, das er bei Hofe allüberall traf, auf das Höchste zuwider. Sein Wesen war ein zu schlichtes, echtes, fast könnte man sagen, trotz seiner halbfranzösischen Abkunft, zu deutsches, um diese hohle Anmaßung, dies Pochen auf veraltete, leere Formen ertragen zu können; er war zu vornehm, um nicht Einfachheit und Natürlichkeit für das Höchste zu halten, zu solide und gesund, um nicht vor Allein den Kern der Dinge zu schätzen. — Daß in Prinz Karl dieser gute Sinn zur Ausbildung kam, dazn hat zwar sicherlich die höchst gewissenhafte Erziehung, die ihm zu Theil geworden, das Ihre beigetragen, allein das Beste that doch die eigene Natur, das Angeborene und von den Eltem Ererbte. Die Liebe, welche den Fürsten von Hohenzollern an seine Gemahlin kettete, die wohlthuende Art, in welcher die Echaraktereigenschaften Beider einander ergänzten, kamen ihren Kindern zu gute, die sämtlich im höchsten Sinne normale Menschen wurden, körperlich und geistig gesund und auf's Beste gewappnet für den Kampf des Lebens.

Fürst Karl Anton lebt in der Geschichte des deutschen Volkes als ein freidenkender, edler Mann, der freiwillig seine Prärogative der deutschen Einheit zum Opfer brachte-, im Herzen seiner Kinder lebt er vor Allem als das ideale Vorbild eines Vaters, der trotz der strengsten Familiendisziplin von seinen Kindern nur geliebt und verehrt, uie gefürchtet wurde, und der seinen erwachsenen Söhnen der beste Freund und Berather war.

Die Fürstin war eine deutsche Mutter: mild und weich, immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge,' immer bangend, sowie sie ferne von ihnen war, immer Gnade vor Recht ergehen lassend, sobald eines ihrer Kinder sich in etwas verfehlt hatte! Von tiefster Frömmigkeit und doch uie frömmelnd, wirkte fie durch ihre Selbstlosigkeit überall Liebe und Verehrung: ihren« Gatten ordnete sie sich unter und schante in frauenhafter Hingebung zn ihm auf, während er fast väterlich sie zu schützen und behüten suchte. — Die große Achtung, welche König Karl dem weiblichen Geschlechte als dem zarter gearteten entgegenbringt, entspringt seiner unbedingten Bewunderung für seine Mutter: die ganze Poesie seines Herzens spricht sich aus in seiner schwärmerischen Liebe zu ihr, der mädchenhaften Matrone, die unberührt durch das Leben gegangen zu fein scheint, die an den Tiefen des Seins vorübergeglitten ist, ohne sie zu bemerken, und die in ihren weißen Haaren mit derselben graziösen Schüchternheit die Menschen rührt und bezaubert, wie sie es als junge Frauenknospe in blonden Locken gethan.

Für ihren ganz besonderen Liebling galt immer ihr Sohn Karl, lange ehe sie stolz sein konnte auf seine Königskrone, die er sich niit den« Lorbeerkrantz von den Schlachtfeldern Bulgariens heimgeholt — sie betrachtete diese Krone vielleicht mit ebenso viel mütterlichem Weh wie Stolz: „Der Lorbeerkrantz ist, wo er dir erscheint. Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks,“

und früher als. Ändere sah sie auf des Sohnes geliebtem Antlitz die Spuren, die das Leiden eingegraben ....

Es ist nicht meine Absicht, hier auf die moderne rumänische Geschichte einzugehen, ich will nur ein Bild der Persönlichkeit des Mannes entwerfen, welcher durch sein Eingreifen während der letzten ^5 Jahre einen so bedeutenden Antheil an der politischen Entwicklung unseres Erdtheils gehabt hat; die Ereignisse seines Lebens sind mir lediglich die Illustration zu seiner Individualität, und nur insofern werde ich sie hier nicht ganz übergehen können. Denn der bedeutende Mensch trägt wohl zu den mannigfaltigsten, ja entgegengesetzten Eharaktereigenschaften die Keime in sich, und vielleicht ist eben diese geistige Vielfältigkeit das bezeichnende Merkmal höherer Organisation; aber da es dann an den Lebensumständen — und an der eigenen Juck — liegt, welche der Keime verkümmern, welche es bis zur Alüthe bringen, und welche endlich auch Früchte zeitigen, so muß eine Eharaiterschilderung immerhin auf diesen äußeren Anzeichen der inneren Entwicklung basiren. Dreimal im Laufe seiner Negierung hat König Karl Stürme zu überwinden gehabt, die eben nur er in seiner Eigenheit siegreich überstehen konnte, und bei denen er vor sich und vor aller Welt bewies, das; er wirklich war, was man bis dahin nur in ihm hatte vermuthen können. Von diesen Stürmen war der nachfolgende jedesmal schwerer als der vorhergegangene. Hätte König Karl sich nicht durch die Krisis des Jahres 1871 durchgerungen, so würde er sein Reich aus den Schrecken des Krieges von 1877 wohl nicht gestärkt errettet haben, und hätte ihm die stähleude Erfahrung dieser zwei schicksalsvollen Entscheidungen gefehlt, fo hätte er vielleicht nicht die Höhe des Eharatters erklommen, die es ihm ermöglichte, die Brandung von 1891, die schwerste seines Lebens, ungefährdet zu durchschiffen.

Als Prinz Karl von Hohenzollern im Frühling 1866 nach Rumänien kam — bekanntlich hatten die rumänischen Staatslenker ^vor der Fürstenthümer, gewandt, und dieser hatte ihnen seinen Anverwandten, dein er sehr zugethan war und dessen Befähigung er schon früh erkannt hatte, als Fürsten empfohlen — fand er ein oesorganisirtes Land vor. Eine zu freisinnige, der bisherigen ^Entwicklung des Landes in keiner Weise entsprechende Eonstitntion hatte alle ^Begriffe verwirrt und Elemente an die Oberfläche getrieben, die für das helle Licht des Tages noch nicht gereift waren. Parteihader und die Gewohnheit unaufhörlichen Wechfels, Widerwillen gegen jedes allmähliche Aufbauen, Jagen nach äußerem Glanz, nach dem Schein der Eultur ohne ihr Wesen\*), dazu Gehässigkeit der mächtigen Nachbarstaaten ließen den jungen Fürsten in den ersten Jahren schon zu einem selbstständigen, sich nur auf sich selbst verlassenden Staatsmann erstarken

\*) T. Majorescu giebt in seiner Kritik: »Gegen die Richtung der neueren rumänischen Cultur" (Bukarest 1874) ein packendes Bild jener Strömungen.

Aöuig Karl von Rumänien, ^9?

und bildeten in ihm jene mit seiner sonstigen Rührigkeit fast unvereinbare, ungläubliche Geduld aus, wie sie meist nur contemplativen Naturen eigen ist. — Contemplativ aber ist er nie geartet gewesen, er hatte sonst auch kein Politiker werden können; ihm ist die That das Höchste auf Erden! — Da nun diese Entwicklung, welche seinem instinctiven Genie durch den Gang seines Lebens aufgedrängt wurde, ihm in der großen Politik nur die reiflich erwogene, wohl ermessene That gestattete, und da sein rastlos beharrlicher Thätigkeitsdrang sich nur zu oft in das Gewand jener zuwartenden Geduld kleiden mußte, entschädigte sich dafür in Gebieten, wo er sich ungehemmter und selbstständiger bewegen durfte, sein heißes Blut mit einer ewig uorwärtstreibenden Thätigkeit: Er schuf sich ein Heer, und nachdem er die Topographie seines Landes studirt, wie kein Rumäne, nachdem er, als unermüdlicher Reiter, jeden Winkel desselben wieder und wieder besucht, jedes Flußthal, jede Gebirgslandschaft wiederholt durchstreift hatte, baute er mit der größten Energie und dem schönsten Erfolge Wege und Straßen und tracirte Eisenbahnen, welche den: Lande, einen ungeahnten materiellen Aufschwung brachten. Und überall, wo es zu helfen galt, wenn Mißwachs und Dürre oder die Heuschreckenplage ganze Districte mit Hungersnoth bedrohten, wenn Feuersbrünste und Hochwasser ganze Ortschaften und Städte verwüsteten, dann zeigte der junge Fürst die Thatkraft, die in seinem Ehamakter lag, er verließ sich auf keines seiner dafür bestellten Organe, sondern eilte selbst hin, traf die richtigen Unordnungen und überwachte deren Ausführung. Was ihn aber noch höher denn als den unermüdlich besorgten, schneidigen Regenten stellt, was ihm auch menschlich die Bewunderung und Liebe Aller sichern mußte, das ist seine nie erlahmende Herzensgüte! Er gab und giebt mit vollen Händen, gab gewiß auch oft, wo feine Mildthätigkeit gemißbraucht ward, und verwandte auf Liebeswerke nicht nur einen großen Theil seiner damals noch knappen Eivilliste, sondern scheute sich nicht, für solche Zwecke seine Mittel selbst beträchtlich zu überschreiten und sich in Schulden zu stürzen; noch heute verwendet er ein Fünftel feiner reicheren Einkünfte zur Linderung all der Roth, die sich dem Landesvater noch weit aufdringlicher offenbart, als den: Privatmanns — Und einem solchen Fürsten hat man sich nicht entblödet den Vorwurf des Geizes zu machen! Blos weil er die Linke nicht wissen läßt, was die Rechte thut, und weil er persönlich äußerst bedürfnißlos ist, um desto mehr für fein Volk und fein Land zu thun! . . . In seiner bedächtigen Weise, Menschen und Dingen gegenüber den eigenen Standpunkt zu gewinnen, ließ er sich durch nichts die innere Stetigkeit beeinflussen. Viele hofften und glaubten, Einfluß auf ihn zu erlangen, ihn in andere Bahnen drängen zu können; die ruhige Freundlichkeit, mit der er stets jedem Rathgeber sein Ohr leiht, hat so Manchen dazu verführt, zu meinen, er habe Eindruck gemacht. Eindruck in gewissem Sinne macht ja ein Jeder; keines Mannes Anschauung, auch des Geringsten nicht, verwirft er unbedacht; als constitutioneller Herrscher erforscht er die Urtheile

der Menge, aber jede EntschlieÙung faÙt er nur mit sich allein. Ihn charakterisirt Festhalten ohne Starrsinn, Beständigkeit ohne Eigensinn und zwar in einer ganz speciellen, individuellen Art, die nie ohne Grazie ist. Denn weit entfernt, trotzig auf den einmal geäuÙerten Willen zu pochen, läÙt er vielmehr die feinste Form gerade da walten, wo er sein eigenes Ich gegen ein fremdes zur Geltung bringen muß. Und dieses eigene Ich hat bei ihm nur die eine Geltung: es soll identisch sein mit dem Staatsinteresse! Niemand ist im Uebrigen gleichgiltiger gegen seine Persönlichkeit; daher auch bei großer Gefühlsempfindlichkeit absolute Unempfindlichkeit für die herbsten politischen Angriffe, nie und Keinem trägt er etwas nach, trotz eines bewunderungswürdigen Gedächtnisses. Das bewies er zuerst im Frühling 1871, nw nach fünfjähriger Regierung, nach unermüdlichem Kampfe für das Wohl feines Volkes, sich eine so heftige Opposition gegen ihn, den deutschen Prinzen in den romanischen, mit allen Sympathien an Frankreich hängenden Lande erhoben hatte, daß ein Jeder erwartete, er werde dem undankbaren Volke den Rücken kehren. Hatte doch selbst Graf Nismarck ihm zwei Jahre vorher gerathen: „Wenn Euere Hoheit aber nicht die Macht in Händen zn haben glauben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Euerer Hoheit gefährden, dann wüÙte ich eigentlich kaum, was einen Herrn von so hohem Hause wie Euere Hoheit bewegen könnte, eine undankbare Aufgabe weiterzuführen!“

Geschwankt hat König Karl damals, und der Entschluß, sich frei zu machen, wäre ihm nicht zu verdenken gewesen, eine weniger unpersönliche Natur hätte den Lockungen der Heimat nicht widerstanden. Seine junge leidenschaftliche Gemahlin und unbewußt auch sein Töchterlein drängten ihn, den so für das intimste häusliche Glück becmagten Mann, hinfort dem öffentlichen Leben zu entsagen und ganz sich selbst und ihnen zu leben; aber die Idee der ihm von Gott durch Volkesstimme übertragenen Pflicht war das Stärkste in ihm, und onrch diese Idee wurde er stärker als alle Schwierigkeiten und überwand sie.

Nicht bloÙe Hartnäckigkeit und Energie war es hier, sondern die höchste sittliche That, die der SelbstentäuÙerung, die ihn über die Wogen der Zeit forttrug. — Im Kriegsjahre 1877 mußte er sich dann als den Fürsten der schnellen, muthigen That erweisen. „Morgen gehe ich mit dem Heer über die Donau!“ lautete sein kurzer Befehl, als aus dem russischen Hauptquartier vor Plewna die Depeschen anlangten, welche ihn um Hilfe anriefen. Manche wagten Einwände, doch jetzt war er Soldat und nicht mehr Staatsmann, es galt nur das Vorwärts!

Als er dann mit feinem im Kampfe nie erprobten, erst vor einem Jahrzehnt geschaffenen Heere ans die öden, ausgesogenen, selbst in Friedenszeiten kerne Hilfsquellen bietenden Gefilde Bulgariens zog, auf denen schon Tausende der stolzen nissischen Truppen in nutzlosem Ringen ihren Tod gefunden, — was

König Karl von Rumänien. ^99

ihn da bewegte, das hat er Niemand anvertraut. Und als, seinen! Nathe entgegen, ein neuer nutzloser Angriff gegen Plewna gemacht wurde, in denen seine Rumänen mit größtem Heldenmuth sich bewährten, den einzigen Erfolg des Tages davontrugen, da durchleuchtete wohl ein stolzes Glück seine bangen Sorgen, er wußte jetzt, daß er recht gehandelt, als er über die Donau ging. Aber der Winter kam, und welch' Winter! In den Laufgräben von Plewna erstarrten seine Leute; die gewaltigen Schneemassen auf dem weglosen Lande drohten die Zufuhr abzuschneiden — König Karl allein trug alle Verantwortung! — Er theilte das Leben seiner Soldaten. Nie gut, daß er nie auf persönliche Bequemlichkeit gesehen und sich abgehärtet hatte gegen die Unbill der Witterung! Nur mit seinem Mantel zugedeckt lag er im Zelt, durch das der Wind so stark wehte, daß man einen Holzstuhl über sein Feldbett stülpte, damit der Mantel nicht davonflog.

Plewna siel, und wenn auch russische Undankbarkeit der rumänischen Hilfe lohnte, so hatte König Karl seinem Lande doch die Unabhängigkeit errungen, und keine diplomatischen Spitzfindigkeiten und Nörgeleien konnten dein neuerweckten Selbstbewußtsein eines jungen Volts, das sich auf dem Schlachtfelde bewährt, den Lorbeer rauben. Ein frischer Zug von Freudigkeit ging durch die Nation, die Erinnerungen alter heldenhafter Kämpfe waren neu belebt worden, und das junge Königreich machte ungeahnte Fortschritte, trotz der ewig wieder aufflackernden Parteikämpfe.

Da, nach 25 jähriger Regierung, brach von Neuem eine Katastrophe über den König herein, welcher er zu erliegen glaubte, angetastet in seinen heiligsten Gefühlen!

Der Welt bot die schwere Krifis sich dar als ein von der Königin befürwortetes unstandesgemäßes Heirathsproject für den Thronfolger (des Königs Neffen); — was für ein Attentat gegen des hohen Herrn Land, Thron und Leben sich aber dahinter verbarg, kann erst ganz enthüllt werden, wenn die Jahre darüber fortgezogen sein werden! . . . Alle staatsmännische Klugheit, alle Energie seines Willens hätte den König nicht stark genug gemacht, diesen Sturm zu bewältigen: es brauchte dazu der Mannes-Hoheit und -Größe, welche schweigend Unrecht erleiden kann, wenn es gilt, eines Andern Schuld zu tragen und eine große Sache zu retten! — Diese Sache das Werk seines Lebens, die Zukunft feines Volkes ist gerettet. Was es den König gekostet, und daß er nicht nur mit dem Blute seiner Krieger vor Plewna das rothe Gold seiner Krone gewonnen, daß das eigene Herzblut daran klebt, wird vielleicht die Nachwelt dereinst ahnen.

Vom alten „Jungen Deutschland“.

von

Laura Marholm.

Nerlin-Fliediichzhagen,

I.

!s war cm uielen Sonntagnachinittagen, als ich vierzehn bis fünf-  
zehn Jahre alt war. Man war fcttt von Suppe und Braten,  
von denen es in den heißen Stuben nachduftete, der (Genick  
von starkem Kaffee machte sich auch schon bemerklick, die Alten saßen  
schläfrig umher, und die Onkel wandten den Vorschlagen der gelang-  
weilten Tanten, anspannen zu'lassen und eine Ausfahrt zu Glühwein und  
Tanz zu machen, das taube Ohr zu. Statt dessen wurden die grünen  
Tische aufgeschlagen und zwei Spiele karten und zwei Stücke Kreide feierlich  
und auffordcrud auf jeden niedergelegt. Die Betten,, halbwüchsige Tolpatsche,  
hockten in einer Ecke und vlatzteu zuweilen blödsinnig aus. Und ich hockte  
auch in einer Ecke, aber nicht bei ihnen, da nur das Männliche an sich  
damals noch kein Interesse einflößte. Mein Ecksitz war im Schlafzimmer  
auf Onkels eisernem Geldkasten. Tort saß ich, weltlich weltabgewandt, und  
verschlang Gutzkow. Die romantische Tante, die in der Leihbibliothek  
abonnirt war, die einzige in der ganzen Familie, die las, hatte einen  
ästhetischen Instinct für schöne Kleider und beunruhigende Bücher, und so  
war Gutzkow unter die Philister gerathen. Tantes damalige Lectüre glaubten  
Mutter und Bater, in diesem Punkt einig, im Interesse meiner sittlichen  
Entwicklung nur verbieten zu müssen; es war daher immer ein unsichere«  
und daher doppelt spannendes Vergnügen, Gutzkow zu verschlingen; es hatte  
nicht soviel zn bedeuten, daß ich ausgescholten werden konnte, aber es be-  
deutete einen unerträglichen, anwidernden Sonntag, wenn mir das Buch  
weggenommen wurde. So verschlang ich auf der eisernen und eisigen Geld-  
kiste „Tic Ritter vom Geist“ und den „Zauberer uou Rom“, immer mit



vom alten „Jungen Veutschland“. 20<sup>^</sup>

eine,» Ohr hinaushorchend, ob nickt Jemand auf der Entdeckungsreise nach mir war, hastig und angestrengt concentrirt den Inhalt in mich aufsaugend, und so kam es, daß Gutzkow einer meiner stärksten Erinnerungseindrücke wurde. Nur Hans Hopfens Novellen brannten sich einige Jahre später — unter ganz anderen Umständen — gleich stark in mich ein, sodaß ich noch immer Vilder, Landschaftsstimmungen, innere Vorgänge in denselben wie etwas persönlich durck mich selbst in der Annen- und Innenwelt Erlebtes empfinde.

Was ist das? Woher diese «»vergeßliche Wirkung einzelner Bücher auf einzelne Individualitäten, eine Wirkung, die nichts mit Beruuuft-erklärungen zu thun hat, eine Wirkung, die weit über den Gedankenkreis und das Denkvermögen der noch ganz verkapselten grünen Individualität hinausgeht, die auf einem völlig anderen Gebiet als dem des objectiven Verstehens, liegt? Und woher giebt es Nüchereindrücke oder vielmehr Persönlichkeitseindrücke von Verfassern, die lange schlafen, die ganz vergessen und verschwunden zu seiu scheinen und, wenn sie wiedererwachen, in uns schwingen, dumpf und beklemmend, wie unfer sich auf sich selber besinnendes Ich, oder uns in so deutlichen überscharfeu Einzelheiten vor Augen stehen, wie eine persönlich erlebte Erkenntnis;? Ist es die unerkannte Spann-fähigkeit, sind es die unentdeckteu Länder des eigenen Ichs, die sich damals zun« ersten Mal beim Namen rufen hörten und sich umdrehten m ihren« Schlummer? Liegt auf diesem Gebiet vielleicht etwas von den geheimen Beziehungen, in denen eine Epoche einer anderen vorlebt? Eine kleine Zahl von Hopfens Büchern betrachte ich jetzt noch als den einzigen Anlauf zu einem frischen, unmittelbaren Naturalismus in Deutschland, einem Naturalismus, der nicht Echnle und Absicht, sondern Natur, die intensive Art des Sehens ist. Und in jenen selben Büchern war Hopfen auch, was keiner unserer jüngsten Naturalisten ist, ein wirklicher, freier und fchöpferifcher Versteher des Geschlechtslebens. War es gerade dies — die doctrinlose Erkenntnis; des Weibes, dieses Grundneue, was den seiner selbst noch ganz unbewußten weiblichen Geist in mir wachklovfte? War es der warme, lebendige Lichtstrahl, der in das hineinfiel, was später mein eigenes Leben ausmachen sollte? war es die erste, rasch wieder von außen verwirrte und verdunkelte Bekanntschaft mit der eigenen Veranlagung auf der Stelle, wo sie productiu war und Zukunft in sich trug? Für mich ist Hopfen in jenen Büchern ein Anfang von etwas Neuem geblieben, mehr Anfang als unser jüngstes Deutschland, denn was für eine neue Erkenntniß giebt uns diese so junge Kunst über das innere Wesen des Menschen? Wo leuchtet sie hinein in die Wellenschläge des Unbewußten? Was giebt sie uns über das Geheimleben der Geschlechtlichkeit; alles, was sie allenfalls thut, ist es zu isoliren; aber es ist das am allerwenigsten Isolirte in uns; es ist in allen unseren Handlungen, Anschauungen, Begriffen, Beziehungen, es prägt den ganzen Menschen freilich nicht fo plump und äußerlich wie die militärische Dienst-  
Noib und Ciid. I.XV. 194. 1-I

202 laura Maiholm in Veilin>Friedlichsh<Igen.

zeit ihm ihren Stempel aufdrückt. Was inachen wir mit allen Fragen und allen Misereen, den socialen und pädagogischen und theosophischen und anti-semitischen, so lange wir blind und stumpf sind für die große Fundamentalfrage aller Fragen, der Frage nach den weder theologisch noch ethisch, noch socialistisch, weder materialistisch noch spiritualistisch sich einschachteln lassenden Menschen? Das, was sich vom Menschen nach außen krepelt, ist nicht die Aufgabe der großen Dichtung, nicht daß Peter sich nur von Kartoffeln nährt und daß Paul sich nicht ehelich verbinden will, sind die großen Probleme, das sind volkwirthschaftliche und praktische Fragen; sondern wie Peter und Paul in ihrem unbewußten Leben sind, welchen Antrieben ihr Wesen gehorcht, worin das Centrale in ihnen, der physiologische Vau, der ihre Handlungs-, Gefühls- und Denkweise bedingt, der in feiner Millionenmannigfaltigkeit das ganze menschliche Leben mit allen seinen Aeußerungsformen bedingt, der, selbst fortwährend in Umwandlung, alle Umwandlungen und Revolutionen hervordrängt, worin der besteht, das ist die Aufgabe der echten Dichtung, es zu offenbaren.

Es giebt Bücher, an die die Erinnerung eine Gedächtnißsache ist, andere, an die sie nur eine Schwingung ist. Ersteres ist das Gewöhnlichere, und weder der Leser noch das Buch nimmt Schaden, wenn sie die Bekanntschaft erneuem. Letzteres gehört zu den Zartesten und Verletzlichsten, was es im Reich der Empfindungen giebt. Ich weiß nicht, ob es Anderen so geht, das wird wohl sehr verschieden sein, aber jedesmal, wenn ich ein Buch, das stark, ich könnte sagen mystisch, in meiner Erinnerung nachvibriert, wieder vornahm, um es durchzulesen, dann war es mit Allem aus. Es wurde nicht mehr in mir lebendig, es fügte sich nicht mehr zum Ganzen, Alles fiel aus einander, das Veraltete, Ungeschickte, Docirende trat hervor, man sah die Theile alle einzeln und deutlich, unorganisch, das Band fehlte, das Leben war weg. Und als ich das wußte, da verließ ich mich auf mein Gedächtniß, auf mein Gedächtniß; der Schwingungen, nicht der Thatsachen; dies Gedächtniß, das so wählerisch war, vergaß, was allgemeinen Ruhm besaß und behielt, was mißachtet oder verketzert wurde.

Auch Gutzkows Name hatte ich seit zwanzig Jahren kaum anders als mit Geringschätzung und Tadel nennen hören; er war nur ein Wollender für eine Zeit, die sich brüstete, vollbracht zu haben, und dabei einen Gewissenswurm hatte. Da erschien vor einigen Monaten „Das junge Deutschland“ von Dr. Johannes Pröhl mit seinem reichen Quellenmaterial und seiner darstellerischen Durchsichtigkeit. Und während ich es las, wachten die alten Schwingungen aus den „Rittern vom Geist“ und der „Zauberei von Ron,“ wieder in mir auf und das, was in mir lebendig wurde, und das, was in der feinfühligsten Darstellung von Pröhl lebendig war — das war ein und derselbe Gutzkow.

Es versuchte mich stark, wieder den ganzen Gutzkow zu lesen — aber zugleich wurde nur, als öffnete ich damit ein Grab und holte ein Dodten-

vom alten „Jungen Ventschlano“. 203

geripp an's Tageslicht — derselbe Grund, weshalb so viele dicke literaturgeschichtliche Bücher so tot sind. So verließ ich mich auf die Schwingung in mir, auf das, was von ihm in einem anderen Organismus lebendig geworden war.

Aus den „Rittern vom Geist“ erinnere ich mich nicht an einen einzigen Vorgang, an keinen Namen, keine einzelne Persönlichkeit. Es ist nur ein Wogen, eine starke zitternde, angespannte Bewegung, eine leidenschaftliche, übertriebene, kranke Rhetorik, aus der wie aus einem unruhigen Meer einzelne menschliche Köpfe auftauchen, Köpfe von Schwimmern in's Ungewisse, nervöse, müde Gesichter ohne Natürlichkeit; und dann verschwinden die Gesichter wieder, und es rauscht ein Wasserfall voll geistreicher, posirender Beredtsamkeit herab und flieht aus in einem großen Meer, und ans demselben steigt es feucht auf, ein Nebel, der bald Alles einhüllt, ein grenzen- und bodenloser Scepticismus. Die Begeisterung ist heiß, aber der Athem dieser Flamme ist kalt.

Das war mein erster, undeutlich-deutlicher Eindruck, wie er sich in meiner Erinnerung erhalten hat. Mein zweiter war bestimmter. Es sind die Gestalten von Klingsohr, von Bonaventura, dem späteren Papst, von dem orthopädischen Edelräulein, von der deutsch-demimondlichen Schulmeister-tochter, die den Faden durch das Riefenwerk „der Zauberer von Rom“ bildet. An diesen Menschen und vielen anderen in Gutzkows großer Production ist das Eigenthümliche und Neue, das Vorausweisende, das Nervöse eben. Es wird mir schwer, mich über etwas so ganz Schwebendes, mit den ungeschickten Worten unserer nur allzu plump gegenständlichen Sprache kaum Faßbares, verständlich zu machen und auszudrücken, worin für mich eben das Neue, Nichtfrüherdagewesene in dem nervösen Leben, das Gutzkow aus sich in seine Gestalten übergehen läßt, besteht. Es liegt erstens in einer anderen Sinnlichkeit, als man sie bis dahin empfunden, als man sie z. B. in Goethe oder sogar in Heine antrifft. Goethe ist nicht frivol, aber er ist vergeßlich, wie das achtzehnte Jahrhundert mit seinen robusteren Nerven in der Erotik vergeßlich war; man liebte und man starb bis in's neunzehnte Jahrhundert auf dieselbe Weise, mit Anstand, ohne nervöse Zuckungen, elegant, mit unverzerrter Oberfläche. Hundert verzärtelter Marguisen, die Blüthe der damaligen Verfeinerung, starben mit der leichtsinnigen Heiterkeit des guten Tons unter der Guillotine. Und den guten Ton in den äußersten Angelegenheiten bewahren ist doch nur robuste Natur, lind wie man starb, so liebte man. Die Liebe war ein schmückendes Bedürfniß. Einen Schmuck kann man ablegen. Aber bei Gutzkow wird die Liebe ein seelischer Nothschrei, die Karte, auf die die zitternden Nerven Alles setzen, die große Hauptforderung an's Leben, die doch der Mensch, der sie stellt, nicht einzutreiben vermag. Warum? Weil er Nervenschwache ist.

Bei Heine finden wir auch noch nichts davon. Heine als Person scheint deutlich ein Detadencetypus gewesen zu sein, aber Heine als Dichter ist in der Erotik nicht einmal nervös. Er ist Frivolität und Sentimen-

2NH Iania Marholm in Verlin>Fliedrichshagen.

talität rein abgezogen, ganz achtzehnter Jahrhundert-Ausgang — Voltaire und Rousseau zusammen, die Beziehung der Geschlechter in ihrer Oberflächlichkeit. Bei Gutzkow ist das anders. Da klingt nicht mehr reinlich die einzelne Saite; da vibriert in dem centralen Gefühl der gauze Mensch in seiner Unzahl dissonirender Stränge.

Für mich hatte Gutzkow unter allen Dichtem jener und der späteren Epochen etwas vom Allermodernsten, für mich ist er, den unser jüngstes Deutschland so vielfältig fortfetzt, in feinem Gefühl moderner als unsere Modernsten. Was will das fagen, daß er in feinem Raifonnement, in feinem Vortrag veraltet ist? Cr fühlte in den Schwingungen, und er schilderte die Schwingungen, in denen sich jetzt, gegen den Schluß dieses Jahrhunderts, das innere Leben des begabteren Menschen in Frankreich, Holland, Skandinavien, Deutschland, Oesterreich, immer allgemeiner und deutlicher wahrnehmbar äußert.

Man nennt dies Jahrhundert das Zeitalter der Nervosität, man wird das nächste Jahrhundert nnt noch ganz anderem Recht so nennen können. Was man aber in der officiellen Sprache der uniformirten Mmmestüchtigkeit damit meint, das ist ballhornisch. Es handelt sich dabei nicht um Hysterie und Nervenschwäche, denen mit einer Sonnenverfiusterung von marfchirenden Vajonnetten zu begegnen ist, Hysterie und Nervenschwäche hat in Zeiten der kriegerischen uud erwerblichen Anstrengung immer gewuchert, der Höhegrad derselben ist immer ein Gradmesser dafür gewesen, wieviel da faul ist im Staate Dänemark. Nein, was unser Zeitalter charakterisirt, das ist die Verfeinerung der Nerven, ihre größere uud mannigfaltigere Empfänglichkeit für Reize, die Dünnhäutigkeit der Seele und des Körpers und durch alles zusammen eine unendlich erhöhte Empfindlichkeit für Schmerz, Unlust uud alle niederschlagenden, die Lebensenergie herabstimmenden Eindrücke. Und Hand in Hand damit und dadurch bedingt geht eine Ungläubigkeit an die Freude, an die Dauerhaftigkeit des Glücks, ein Sichzurückziehen von deu die Lebensenergie erhöhenden Bedingungen, kurzum eine größere Verpersönlichung und dementsprechend auch eine größere Verletzlichkeit des Menschen. Und über Allem ruht wie ein dünner feuchter Schnupfen-Nebel ein Skepticismus ohne Grenzen und ohne Boden. Diefer Skeptizismus macht diefe fo unendlich der Wanne und Zärtlichkeit bedürftigen, diese liebeskrank angelegten Menschen kalt und spröde und das Leben zu einer Kette von Mißverständnissen.

Ob Gutzkow ein großer Dichter war, das wüßte ich nicht zu sagen; ich glaube, er war es so wenig, wie Frankreichs feinster gegenwärtiger Dichter, Paul Nourget es ist. Und fo wenig wie Paul Bourget hatte er in dem, was er Nichtkritisches schrieb, einen sicheren Geschmack. Aber was er mit diesem vielseitigsten und gelehrtesten der modernen Franzosen — mit dem man ihn merkwürdigerweise in sehr Vielem vergleichen kann — theilte, das war die sichere, scharfsinnige Neobachtung, der Infinct für den

vom IIIten „Jungen Veutschland". 205

»riiöi-s luuä« der Seele, das weltverbesserisch priesterliche Pathos und, in höherem Grade als Letzterer, der errathende Blick für die psychophysiologischen Geheimnisse, der später, nach der Aufrichtung des deutschen Militärstaates so gründlich verloren gegangen, und wo er auftauchte, uniformierungsfroh verketzert worden ist.

Und darin dünkt mich, liegt hauptsächlich die Modernität Gutzkows, die noch immer der Zukunft angehört. Unsere jüngsten Deutschen erwachsen im Zeichen des Socialismus, sehen den Menschen recht und schlecht für ein sociales Product an: sociale Frage -!- Erbllichkeit. Das ist klar und deutlich, nur allzu anorganisch klar und deutlich. Für Gutzkow, der sich über diese Dinge bewußt den Kopf schwerlich sehr zerbrach, war der Mensch etwas mehr und etwas weniger einfach. Worauf das beruhte? Auf der Gährung einer Zeit, die geistig intensiver als die unsere gährte, die eine größere Anzahl verfeinerter Typen als die unsere nach oben schleuderte, in der er sich ganz anders heißliebend als unsere lüngstdeutfchen herumtummelte und aus der der empfindliche Spiegel seiner Seele die ausgeprägtesten Typen freizüglerisch auffing. So entstand die Galerie männlicher und weiblicher Uebergangs- und Zwischenformen, die bei Gutzkow so überrascht. Fast alle seine Menschen haben einen physiologischen Untergrund, der deutlich und tief angeschaut ist. Da ist die merkwürdige Begründung der Keuschheit des jungen Papstes in 8p6, da ist das orthopädische adelige Fräulein, da ist Klingsohrs Zerrüttung, da ist ein Gewimmel von Detadencetypen, da ist überall ein Heruorarbeiten des seelisch und körperlich Individuellen an den Menschen, die er schildert, das sonst zu allen Zeiten, nicht am wenigsten gerade jetzt, sehr selten ist. Gutzkow ist ein Pfadfinder der psychologischen Analyse. Wie moderner als modern, wie ganz aus der Gegenwart in dem Problem ist nicht eins seiner ersten Werke, Wally, von dem Johannes Pröbß eins der meisterhaftesten Referate gegeben hat, die geschrieben werden können. Es sind im Jahre 1891/92 zwei große Werke über „Das junge Deutschland" erschienen. Georg Brandes ist der Verfasser des einen, Johannes Pröbß der des anderen. Georg Brandes hat mit dem seinen, dem sechsten Band seiner Hauptströmungen, diese seine umfangreichste literarische Leistung wahrscheinlich definitiv abgeschlossen. Er ist der Demagog unter den Literarhistorikern, und wie in den früheren Bänden hat er auch in diefem in erster Reihe revoltiren wollen. In seinem „jungen Deutschland" ist er der Mann mit den Idealen von 48, der noch immer jugendliche Läufer mit der Fahne. So etwas wirkt wirklich begeisternd auf die fugend, besonders wenn es gut und amüsant vorgetragen wird; und wer Gelegenheit gehabt hat, Brandes dänisch vortragen zu hören, ist auch von ihm hingerissen worden. Gedruckt und deutsch vorliegend aber ist dies aus

206 tauill Marholm in Neilin-Friedrichshagen.

Vorträgen entstandene Buch doch wesentlich ein Buch für die Dänen. Das heißt ein Buch für eine fremde Nation, der die Literatur von 1830—1848 kein intimes inneres Erlebnis; ist, die nicht Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der Männer ist, die ihre Träger waren, die nicht die Umwandlungen erlitten und erlebt hat, die allein genügend sind, jene Dichter und das deutsche Volk in eins zu schweißen, ob auch jene von der Generation nach 1879 vergessen sind und dieses sich dieses Einsseins nur sehr dunkel bewußt ist. Von jenen Männern ist nur einer europäisch berühmt und und nur zwei kosmopolitisch interessant geworden: Heine und Vorne, weil sie sich geistig erpatriirten und in dem Paris der Revolutionen niederließen. Dadurch wurde Heine im doppelten Sinn, was er ist: nächst Goethe der gefeiertste deutsche Dichter im Auslande; durch seine Pariser Verbindungen wurde er früh und dauernd in dem Eentralpunkt des Ruhmes bekannt, und durch feine Abwesenheit von Deutschland erhielt er die Distance, die ihn zu dem überlegensten Geist und Spötter unter seinen Zeitgenossen machte. Heines Witz war echter als seine Empfindung, doch wird er jetzt bei Franzosen und Skandinaven am meisten wegen letzterer geschätzt, denn das feine Ohr für die Unterscheidung des echten und falschen Klanges in der Sprache haben überhaupt nur die Wenigsten und unter diesen fast ausschließlich die allein, die dieselbe Muttersprache mit den: Dichter reden.

Brandes' Buch ist auch darin ein Buch für Ausländer, daß er Börne und Heine die Hälfte des Raumes einnehmen läßt. Heine war der einzige Name, bei dem sich seine Zuhörer etwas dachten und von de»» sie etwas gelesen hatten, und Börne, von dem überhaupt Niemand mehr, weder in: In- noch Auslande, etwas gelesen hat, secundirt ja ein für allemal Heine als das dringend erforderliche tief-sittlich-überzeugungsvolle Gegenstück. Brandes' „Junges Deutschland" ist, wie Alles, was er schreibt, ein unterhaltendes Buch voll nütlicher und unnötiger Anekdoten, die den Eindruck machen sollen, als wären sie Psychologie, ein Buch voller Beweglichkeit, Doppelsinn und Freiheitspathos. Es ist dasselbe Pathos, das durch die gesammten Hauptströmungen geht und nothwendigerweise, je größere Zeiträume sich zwischen 48 und den Zeitpunkt der Abfassung legen, desto abstracter wird. Auch darin ist es ein Buch für Ausländer, denn der acht- undvierziger Bürgerliberalismus mit seinen politischen Errungenschaften bat in Mitteleuropa ganz anders als im Norden geistig abgewirthschaftet, und die Erbschaft des „Jungen Deutschlands" ist längst von anderen staatsfeindlicheren Gruppen und Bewegungen angetreten worden. In dem im „Jungen Deutschland" deutlich hervortretenden Bestreben, zugleich ein vorsichtiges und ein kühnes Buch zu schreiben, hat Brandes sich leider zwischen zwei Stühle gesetzt; die Freiheitsideale von 48 mit Begeisterung zu verfechten, kommt uns doch jetzt ziemlich antiquirt vor, wenn diese Ideale in den bereits verrollten Hauptströmungen, nicht in den immer stärker schwellenden Unterströmungen geschildert werden.

vom alten „Jungen ventschland“. 20?

Man merkt es dein Buch an, das; Brandes — dessen große Wirkungen wir ja aus frühereu Werken kennen — von dein Lande, in dem es spielt, abwesend ist und weder dessen lebendigen Pulsschlag fühleu, noch die Quellen benutzen konnte. Ueber diese uthgedruugenen Mängel hätte eine sehr feine und tiefe psychologische Tivination hinweghelfen können, wie die Franzosen, wie Taine und Nourget sie haben, aber auf diesen: Gebiet arbeitet Brandes allzusehr anekdotisch und mit der Oberfläche.

Etwa ein Jahr nach dem Nrandes'schen „Jungen Teutschland“ erschien „Das junge Deutschland, ein Buch deutscher Geistesgeschichte“ von Johannes Pröbß. Es ist ein Werk, an äußerem Umfang weit mehr als doppelt so groß als das erstere, und in gleichem Berhältniß steht es zu jenem an Werth. Das beruht zum Theil auf dem außerordentlichen Quellenreichtuni, der Pröbß zu Gebote stand, es beruht aber auch auf der Darstellungsweise. Es ist kein Buch, das seinen Verfasser spiegelt, sondern ein Buch, das ganz von den: Nestreben ausgeht, seinen Inhalt durchsichtig zu machen. Pröbß hat ein ungeheueres und höchst werthvolles Material klar, schlicht, mit Ehrfurcht vor feinem Gegenstand, mit sicherem Geschmack und feinem Gefühl für die organischen Zusammenhänge ineinandergearbeitet. Ueberall an dem stillen, zurückhaltenden Vortrag merkt man die innere Wanne und den discreten Tact, der halb gewollt, halb Natur ist. Es ist ein fehr deutsches Buch in Technik und Darstellung, und dadurch steht es iu starkem Gegensatz zu Brandes' französischer Schulung. Aber das ist kein Mangel. Denn eben dadurch wirkt der Stoff so unmittelbar, und statt uns psychologische Analysen zu bieten, in denen doch die Franzosen und besonders die jüngeren unerreichbar sind, läßt Pröbß die Menscheu und Verhältnisse uns ganz aus erster Hand in ihren Briefen und Programmschriften entgegen-treten und vermittelt uns dadurch den ganz individuellen und allgemeinen Duft der Perföulichkeiten und der Zeit.

Auch das ist ein Vorzug dieses Buches, daß dem Leser nicht vorge-dacht, oder ihm der Kopf gedreht wird, wohiu er sehen soll. Der Ver-fasser hält sich zurück und läßt fast immer den Leser sich selbst ein Urtheil bilden. Das ist immer die anregendste Lectttre. Man kann der Sug-gestionen, die Einem von allen Seiten in den Kopf gedrückt werden sollen, so satt werden, daß man oft gar kein Buch mehr anrühren mag. An diefem kann man sich erholen.

Und nuu sieht man es iu diesem Buch überall keimen und aufschießen, werden und welken, die ganze neue Vegetation des Wesens unserer Tage. Und mehr als das. Ueberall sprießen dünne schwanke Schößlinge hinüber in's zwanzigste Jahrhundert und offenbaren die Anfänge des Seelen- und Nervenlebens einer kommenden Zeit. Gegen diese Wachsthums-Ueppigkeit sieht das gegenwärtige Geistesleben Teutschlands fast wie eine Wüste aus. Welch' eine Energie, Unerschrockenheit, Schöpferlust, welch' eine Fülle von

208 Laura Malholm in Berlin-Friedrichshagen.

Problemen in der Seele der jungen Schriftsteller. Welch' eine Begeisterung um sie herum mitten in allem brutalen Druck. Was für Dichter! aber auch was für Verleger! Gutzkow spielt die verlegerischen Möglichkeiten nur so gegen einander aus. Wie stolz und Grenzen ziehend sind seine Briefe an Eotta. Und wie ehren Eotta seine Briefe. Man sollte aus der Gegenwart einmal ein Päckchen Verlegerbriefe des Vergleiches wegen daneben legen! Wie weit sind Eottas Gesichtspunkte, wie fein ist sein Verständnis) des Wesens der dichterischen Productivität, wie nobel sind seine Angebote. Wie ist das setzt Alles ganz 'anders! Man sollte einmal eine Parallele schreiben zwischen dem „jungen" und dein „jüngsten" Deutschland! Was unser jüngstes Deutschland vor Allem ist, das ist: es ist nervös. Und was ihm fehlt, das sind die weiten Perspektiven, die großen Gesichtspunkte, der strömende Reichtum der inneren Erlebnisse. Sie sind alle so jung, die jungen Herr», und sie sind doch alle so unjung. Die Dichtergeneration nach den großen Kriegen mit Frankreich an: Anfänge des Jahrhunderts war so stark und konnte soviel ertragen, die Dichtergeneration nach dem großen Kriege von 1871 ist wie eine überspannte Saite. Damals war das Leben so schwer. Jetzt wird es so schwer ertragen! Und doch ist die Nervosität des sogenannten tieferen Lebens schon in Gutzkow, in Dingelstedt: c. Es sind schon dieselben nach Baumwolle, weichen bitten und wohlbesetzten Tischen verlangenden Nerven. Schon damals verkürzte sich der Dichter mit allen Mitteln die Zeit der Entbehrungen. Und der rasche Ruhm wurde bei Weitem weniger wegen der Ehre als um der Vortheile willen erjagt. Aber anders als in früheren Zeiten ist schon damals das Genußverlangen so groß, wie die Genußfähigkeit klein ist. Keiner kann sich mehr dem Augenblick hingeben; es ist ein ewiges Vorwärts- und Rückwärtsblicken, ein stetes Sicherinnern und Sichsehnen. Ich möchte eine Beobachtung aussprechen«, die sich mir immer wieder aufdrängt, von der ich aber nicht weiß, worauf sie sich gründet. Es ist ein geheimer Zusammenhang vorhanden zwischen Architektur und Eingabe an den Augenblick; in den Zeiten, wo man nicht genießen kann, kann man auch nicht bauen. Mit dem Irtum versank der letzte organisch gewordene, einheitliche Baustil, versank die letzte künstlerische Empfindung des Lebens; seitdem haben wir nur Mckwerk in der Architektur, nur Griesgrämigkeit im Dasein. Mit dem Militarismus und den Siegen von 1866 und 1871 ist dem Deutschen ein strammes Mckgrat unter Verlust seiner feinsten und besten seelischen Schwingungen anerkannt worden, aber diese Straffheit ist nicht echt. Es giebt nicht nur keine Spartaner mehr, man kann sie auch nicht künstlich herstellen. Das Kennzeichen früherer Zeiten war: die Menschen waren zugleich umgänglicher, als sie jetzt sind, und innerlich isolierter. Es war, wie Paul Bourget von den Gemälden der Einqucentisten bemerkt: sie waren da beisammen in prächtigen Kleidern, junge, blühende Männer bei frohen Gelagen oder festlichen Aufzügen, aber Jeder hatte einen Ausdruck in Ge-



vom alten „jungen Deutschland“. 209

ficht und Haltung, als wisse er von keinem Nebenmanne und als seien gar keine Beziehungen zwischen den Personen.

In dein Maße aber wie die Dichtung, also auch die Menschen im Allgemeinen, individualisirt worden sind, sind die Beziehungen erschwerter und freudloser, ist das Bedürfnis; nach Hingabe und Empfangen innerlicher, dringender, wacher geworden. Der moderne Mensch langweilt sich in der Geselligkeit, mit der er sich die Oede seines Daseins ausfüllen läßt, aber er schinachtet nach dem intimen Verschmelzen mit dem einzelnen Wesen, von dein er sich gefühlt weiß. Gutzkow ist voll von solchen Zügen. Wie nüchtern wirken jetzt nicht Schillers Heirathssorgen, wie einfach machte nicht Goethe seine Liebschaften ab, wie oberflächlich ist nicht noch Heine in seinem Schmachten. Was sind dagegen nicht unsere jungen Vertreter des Naturalismus und der freien Liebe für zärtliche, skrupulöse Ehemänner. Und was that und opferte nicht Gutzkow Alles — er, der Autor der Wally — für die Ehe mit jener Nosalie, die Pröbß so fein und anschaulich in ihren Briefen hervortreten läßt. Es sind längst nicht mehr die zweiunddreißig Schönheiten, die dem Mann das Weib begehrenswerth und unentbehrlich machen, es ist ihre Fähigkeit, ihn zu verstehen, zu fühlen, es ist ihre persönlich gewordene, ihrer selbst bewußte Liebe, die für sein innerstes und sein äußeres Leben Alles bedeuten. Eine so verfeinerte, vermannigfaltigte Beziehung der Geschlechter, diese Verinnerlichung der Liebe, deren erste Trägerin Charlotte Stieglitz war, die in den, Grade bewußt, durchreflectirt, gewollt in dem Mann ihrer Liebe aufging, daß sie sich auslöschte, um ihn mit sich zu protenziren, diese Mystik und Freiheit der Verinnerlichung, wo hätten wir sie früher gesehen? Sie kam erst mit dein verfeinerten Nervenleben, mit einem jener scheinbaren Sprünge, die in der Entwicklung der Menschheit immer über die großen inneren Umwälzungen hinwegtragen. Das Intervall von einem solchen Sprung zu einem andern pflegt man dann nachträglich eine Epoche zu nennen. Wie ganz achtzehntes Jahrhundert ist nicht gegen Charlotte Stieglitz mit ihrer uerinnerlichten Hingabe an einen Mann die berühmte Nahel mit ihrem denkenden Verstand und ihren gleich wannen Freundschaftsbeziehungen zu hundert einander ganz entgegengesetzten unvereinbaren Menschen und Ideenträgern, mit ihrem Herzen als Salon.

Ich muß wohl ein Ende machen, sonst würde dies treffliche Buch, in dem nicht über merkwürdige Menschen geschrieben wird, sondern in dein sie sich selbst hinschreiben durften, mich verführen, noch auf Unzähliges, wozu es anregt, zu kommen. Es enthält zugleich ein Stück Zeitgeschichte und ein Stück Persönlichkeitsgeschichte, denen beiden mit gleicher Gründlichkeit aus dem Schutt der Vergangenheit hervorgeholfen ist. Nur auf das Wally-Referat inüchte ich noch einmal zurückkommen. Brandes fertigt Gutzkows Wally als ein „kindisches Buch“ ab, „in dem mit einem leider höchst plumpen, unreifen Trotz gegen die herkömmlichen Anschauungen in der

2^0 Ianra Maih«Im in VerlinFriedrichshagen

Geschlechtsmoral herausgerückt unrd." Prölfi nimmt das ganze Buch in sich auf, um ein Referat davon geben zu können, das in der Genauigkeit und dem Verständnis?, mit dem es alle inneren Hauptmomente spiegelt, musterhaft und Nourget'sch feinfühlig ist. Wally ist in den Seelenschwingungeu eine ungesprochene Sprache, die erst viel später Worte finden sollte, die aber durchsichtig, wie ein Körper unter dem Wasserspiegel, uuter den romanhaften und schwülstigen Aeufferlichkeiten lag. Prölß hat in seinem Referat die Aeufferlichkeiten behandelt als das, was sie sind, und dadurch sehen wir den Körper unter dem Wasserspiegel doppelt deutlich. Und diese Gestalt unter dem Wasserspiegel ist die psychische Gestalt unserer Zeitgenossen von 1890. Darin besteht der psychologische Werth der „Wally“.

Noch ein Verdienst möchte ich an Prölh' Bus) erwähnen. Seine Darstellung ist überall Theilnahme, nirgends Liebe oder Has;. Aber in der Art, wie er das Material über Gutzkow ordnet und ihn hervortreten läßt, hebt er seine Persönlichkeit heraus aus der Verkleinerung, die ihr so lange widerfahren ist.

Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers?

Eine culturgeschichtliche Betrachtung,

von

Richard Garbe.

— Aönigzbcrg. —

HN jedem Staatswesen inuß die Herrschaft einer einzelnen Volts-  
klasse zu einer größeren oder geringeren Uebervorthellung der  
Indern Stände führen; unter allen einseitig ausgebildeten  
Negierungsformen aber ist die Priesterherrschaft die schlechteste; denn der  
Priesterstand opfert rücksichtsloser als die übrigen Klassen das Wohl des  
Volkes der Befriedigung feiner Standesinteressen auf. Das hat uns die  
Weltgeschichte zur Genüge gelehrt, aber vielleicht nirgends deutlicher, als in  
dein Lande, in welchem das Priesterthum zu einer Machtstellung gelangt ist,  
wie sie von ihm auf Erden nicht wieder erreicht ist — in Indien,  
Schon in den frühesten Zeiten des indischen Nlterthums, die wir aus  
den Liedern des Nigveda erschließen, treten uns Priester entgegen, welche  
den Anspruch erheben durften, die Opfer iu eiuer den (Göttern ganz be-  
sonders wohlgefälligen Weife darzubringen und welche um diefer Fähigkeit  
willen zu Ehren, Reichthum und Einfluß gelangten. In diefe älteste Periode  
der indischen Geschichte hinein lassen sich gleichfalls die Anfänge der indischen  
Mstenbildung verfolgen, die im Wesentlichen ein Product priesterlicher Selbst-  
sucht ist und bis auf den heutigen Tag wie ein Alp auf dem indischen  
Volke lastet. Tue Eonsolidirung des Priesterstandes zu einer geschlossenen  
bevorrechtigten (Gemeinschaft jedoch erfolgte ebenfo wie die eigentliche Aus-  
bildung des Kastenwesens erst in der Zeit, die durch die zweite Periode  
der altindischen Literatur repräsentirt wird, d. h. durch die Iadschur-Veden  
oder die Veden der Opfersprüche und durch die Literaturgattungen der  
Ärahmanas und Sutras, welche beide das Opferceremoniell darstellen, die  
ersteren mit, die letzteren ohne theologische Erklärung. Diese Werke ent-  
halten das Material, durch das uns die Entstehung der indischen Hierarchie

2<sup>2</sup> Richard Garbe in Königsberg,  
und der Kastenordnung anschaulich vor Augen geführt wird; freilich muß  
man oft dabei zwischen den, Zeilen zu lesen verstehen. Der beste  
Kenner dieser umfangreichen Literatur, Professor A. Weber in Berlin, hat  
in dem zehnten Bande der von ihm herausgegebenen Indischen Studien  
seine auf diesen Gegenstand bezüglichen und im Folgenden von mir be-  
nutzten Sammlungen in einem höchst dankeuswerthen Aufsatz veröffentlicht  
unter dem Titel „Eollectanea über die Kastenerhältnisse in den Brahmam  
und Sutra“.

Mit wahrhaft verblüffender Offenheit erheben die Brahmanen in  
diesen Werten ihre Ansprüche. An zahlreichen Stellen erklären sie sich —  
um das Gravirendste gleich zu Anfang zu erwähnen — für auf Erden  
wandelnde leibhaftige Götter. „Es giebt zwei Arten von Göttern“, heißt  
es: „die eigentlichen Götter und die gelehrten Brahmanen, welche den Veda  
hersagen“; „der Vrahmane stellt alle Gottheiten dar“, ja, „er ist der Gott  
der Götter“, — wohl ein einzig in seiner Art dastehender Fall, daß geist-  
liche Anmaßung sich zu solchen Ansprüchen verstiegen hat. Befremden kann  
es uns hiernach nicht mehr, daß die Nrahmanen als irdische Götter sich  
hoch über das Königthum und den Adel erhaben dunkeln; eher dürfte es  
überrasschend erscheinen, daß die Könige und Krieger den Brahmanen den  
ersten Rang im Staatswesen eingeräumt haben. Thatsächlich aber haben  
sie es gethan und es ohne Einschränkung thun müssen. Aus dunklen Sagen  
des großen indischen Epos können wir entnehmen, daß um den Vorrang  
blutige Kämpfe geführt sind, in denen der Adel unterlag; diese epischen  
Sagen sind somit für uns eine wichtige Ergänzung der Quellen, mit denen  
wir uns eben beschäftigen.

Wenn dieser Kampf, den die Brahmanen uermuthlich das eigentliche  
Volk für sich haben auskämpfen lassen, daher abgeleitet wird, daß die  
Krieger den Priestern die Schätze geraubt, die diese sich durch die Voll-  
ziehung der Opfer erworben — das Nähere ist in Lassen's Indischer  
Alterthumstuude, zweite Auflage, I. 711 zu finden, — so ist dieser Zug  
der Sage von so hoher Wahrscheinlichkeit, daß wir ihn kaum für erfunden  
halten dürfen, zumal wenn wir die gleich näher zu beleuchtenden Ver-  
hältnisse jener Zeit in Betracht ziehen. Es wäre das also wohl in der  
Weltgeschichte der erste Versuch einer Säcularisation, der den damaligen  
Machthaber schlecht genug bekommen ist.

Eine hierarchische Concentration haben die Brahmanen ebenso wenig  
wie geistliche Rangstufen begründet, auch persönlich an der Staatsverwaltung  
nur insoweit Antheil haben wollen, als der König verpflichtet war, einen  
Brahmanen als Purohita, als Hauspriester anzustellen, der als solcher zu-  
gleich das Amt des ersten Ministers bekleidete. Wenn sie es trotzdem vor-  
trefflich verstanden haben, den Adel und das ganze Volk in ihrem Bann zu  
halten, so galt ihnen als Hauptmittel dazu das höhere Wissen, dessen sie  
sich rühmten, vor allen Dingen die Opferkunst; denn mit den« Opfer war.

Vie Weisheit des Vrahmanen «bei des Kriegers? 2^3

wenn es richtig vollzogen wurde, in jenen Zeiten von den Göttern die Erfüllung aller Wünsche zu erzwingen. Für ein kunstgerecht dargebrachtes Opfer, das Wochen, Monate, ja Jahre in Anspruch nehmen konnte, verlangten die Vrahmanen natürlich anständige Bezahlung. Zehntausend Rinder sind als Opferlohn für eine bestimmte Eeremonie vorgeschrieben, für eine andere hunderttausend, und ein jüngerer Rituallehrer fordert gar für dieselbe Handlung zweihundertundvierzigtausend. Und doch ist damit noch nicht der Gipfel der priesterlichen Habgier erreicht, die in diesen Texten — um einen treffenden Ausdruck Professor Weber's zu gebrauchen — wahre Orgien feiert. Wenn man sich durch die endlose Veschreibung einer Ceremonie hindurchgearbeitet hat kann, man am Schluß die Bemerkung lesen, das; das ganze Opfer keinen Erfolg hat, wenn nicht der Opferlohn zur Befriedigung der Priester gezahlt wird. Und „damit nicht etwa — um „lodern zu reden ^ durch die Coucurrenz der Preis gedrückt, der Markt verschlechtert werde, war es Regel, daß Niemand einen von einem andern zurückgewiesenen Opferlohn annehmen durfte" (Weber, S. 54 der oben citirten Abhandlung.)

Das für uns so ermüdende und öde Opferritual — das einzige literarische Erzeugnis, dieser geistesarmen Jahrhunderte vor dem Erwachen der philosophischen Speculation — hat gerade deshalb für uns fo hohe culturhistorische Bedeutung, weil es uns die moralische Verworfenheit der Brahmanen im klarsten Lichte zeigt. Bis zu welchem Grade seruelle Ausschweifungen üblich gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß während einer für ganz besonders heilig erachteten Eeremonie dem Priester als besondere Observanz auferlegt ist, den Ehebruch mit der Frau eines Andern zu vermeiden! Wer aber nicht im Stande ist, solche Enthaltbarkeit während der Daner der heiligen Handlung zu üben, entschönt sich von aller Schuld durch eine Opfergabe aus geronnener Milch an Paruna und Mitral Ein lehrreiches Seitenstück zu dieser Nachsicht, welche die Brahmanen gegen ihre eigenen Schwächen übten, liefern« die zahlreichen Stellen in den Nitualwerkcn, an denen dem fungirenden Priester ganz harmlos beschrieben wird, wie er beim Opfer zu verfahren habe, wenn er dem Manne, der ihn anstellt und reich bezahlt, diesen oder jenen Schaden zufügen will; in welcher Weise er von der vorgeschriebenen Technik abweichen soll, wenn er seinen Brotherrn seines Gesichts, seines Gehörs, seiner Kinder, seines Besitzthums oder seiner Macht berauben will! Das Vertrauen, welches man sich unter diesen Umständen einander entgegenbrachte, wird denn auch vortrefflich durch eine Eeremonie illustriert, deren Einführung vor dem Beginn eines Opfers man allmählich für nothwendig erachtete, eine feierliche Schwurhandlung nänlich, bei der sich die Opferpriester und der Opferueraustalter gegenseitig verpflichteten, einander während der Daner der heiligen Handlung keiueu wissentlichen Schaden zuzufügen. Nach diesen Proben werden uns die sonderbaren Nechtsbegriffe nicht mehr überraschen, welche die Brahmanen

2<sup>^</sup>H Richard «Laibe in Uönigsberg, in dieser Zeit zum Ausdruck gebracht haben. „Anderer Todtschlag als die Tödtung eines Brahmanen ist kein wirklicher Todtschlag“, und „ein Schiedsrichter hat stets dem Brahmanen, nicht seinem Gegner, der kein Brahmane ist. Recht zu geben“; solche und ähnliche Dinge sind in den Ritualterten mit anerkennenswerther Unverfrorenheit ausgesprochen. Daß auch die gleichzeitig entwickelte Kastenordnung hauptsächlich dazu diene, Macht und Einfluß der Priester zu stärken, liegt auf der Hand, denn wenn in dem Gemeinwesen die einzelnen Stände scharf von einander geschieden sind, so gelingt es dem Priester am leichtesten, je nach Bedarf den einen Factor gegen den andern auszuspielen. Auf die Brahmanen folgten als zweite Kaste die Kschatrijas (wörtlich die Herrschenden, o. h. Könige, Adel, Krieger), als dritte die Baischjas (das eigentliche Volt, Ackerbauer, Handel- und Gewerbetreibende), während die unterworfenen nicht-arische Urbevölkerung des Landes als Schudra oder Knechte, ohne Antheil an bürgerlichen und religiösen Rechten, ihre göttliche Bestimmung erfüllen mußten, den arischen Kasten und namentlich den Brahmanen zu dienen. „Der Schudra ist der Andern Diener, nach Belieben hinauszuerwerfen und zu tödten“; das ist die humane Anschauung, die von den Brahmanen der eingesessenen Bevölkerung gegenüber zur Geltung gebracht wurde. Mit einer solchen Ordnung der Dinge, wie sie uns in den altindischen Ritualterten entgegentritt, hätte der Priesterstand sich füglich begnügen können. Die Brahmanen haben es nicht gethan; sie haben unverdrossen weiter gearbeitet, um sich neue Vortheile zu verschaffen und um die starren ständischen Unterschiede bis zu den grauenhaftesten Consequenzen zu verschärfen. Das Resultat liegt uns in geschlossener Form in dein berühmten Gesetzbuch des Manu vor, das wir noch nicht im Stande sind, genau zu datiren, das aber etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung entstanden sein muß. Die Zustände, die ich im Folgenden kurz skizziren will, haben sich also in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten entwickelt. Wenn nun auch mancherlei unter den Bestimmungen des genannten Gesetzbuches gewiß nur brahmanische Theorie geblieben sein wird, ohne sich in die Praxis umzusetzen, so bleibt doch noch genug übrig, um die gesellschaftlichen Zustände dieser Zeit in einem höchst unerfreulichen Lichte erscheinen zu lassen; und weit werden dieselben in Wirklichkeit nicht hinter dem priesterlichen Ideal zurückgeblieben sein. Koppen hat in dein einleitenden Capitl seines Werkes über den Buddhismus die socialen Verhältnisse, die das Manu Gesetzbuch uns erkennen läßt, scharf, aber gerecht beurtheilt, nur mit einem Irrthum, der durch die damalige Überschätzung des Alters dieses Gesetzbuches bedingt war; Koppen verlegt nämlich die Entwicklung, um die es sich hier handelt, in die urbuddhistische Zeit, während dieselbe in der That erst nach Buddha vor sich gegangen ist. Auch L. v. Schröder bietet in seinem Werke „Indiens Literatur und Cultur“ in der neunundzwanzigsten Vorlesung eine geschickte Gruppierung des hierher gehörigen Materials.

Vie Weisheit des Vrahmanen oder des Xiiegeis? 2^5

Daß im Laufe der Jahrhunderte der Anspruch der Brahmanen auf göttliche Würde nicht geringer geworden war, lehren uns verschiedene Stellen des Gesetzbuches: „Die Brahmanen sind zu jeder Zeit zu verehren; denn sie sind die höchste Gottheit,“ ja, „schon durch seine Abstammung ist der Brahmane eine Gottheit selbst für die Götter.“

Von größerem praktischen Werrhe als diese Anerkennung werden die zahlreichen Bevorzugungen vor dein Gesetz für die Brahmanen gewesen sein. Sie waren unter allen Umständen steuerfrei, „selbst wenn der König dabei verhungern sollte.“ Auch für die schwersten Verbrechen durften sie nicht hingerichtet, gezüchtigt oder durch Üonfiscirung des Vermögens bestraft werden, während das Strafgesetz für die anderen Kasten und insbesondere für die Schudras ein recht hartes war. Die Strafen steigerten sich proportional, je niedriger die Kaste des Schuldigen war, und ebenso erhöhten sich die Bußen für Beleidigungen ini Verhältniß zu der Höhe der Kaste des Beleidigten. Der Gelduerleiher durfte von einem Brahmanen (monatlich! zwei, von einem Kschatrija drei, von einen« Vaischja vier und von einem Schudra fünf Procent Zinsen nehmen. Und so zeigt sich in allen Bestimmungen, wie gut die Brahmanen es verstanden haben, ihren Vorthail zu wahren. Der Schudra war ihnen gegenüber nach unseren: Gesehbuch vollständig rechtlos. „Der Nrahmane darf ihn ganz als seinen Slaven betrachten und ist daher auch befugt, ihn« fein Eigenthum wegzunehmen; denn der Besitz des Slaven gehört seinem Herrn. — Der Schudra soll, auch wenn er dazu in der Lage ist, keine Neichthümer erwerben; denn dies beleidigt den Brahmanen!“ <s. Schröder S. 421).

Alle diese Dinge aber sind uerhältnißmäßig harmlos den Satzungen gegenüber, durch welche die Brahmanen zahllose menschliche Wesen zu dem elendesten Leben verurtheilten, Menschen, die keine andere Schuld auf sich geladen, als daß ihre Abstammung nicht dem priesterlichen Schema entsprach. In früherer Zeit war es deu Angehörigen der drei arischen Kasten erlaubt gewesen, wenn sie als erste Frau ein Mädchen der gleichen Kaste geheirathet, daneben noch Frauen aus deu niederen Kasten zu nehmen; und den Kindern der letzteren haftete darum kein Makel an: der Sohn eines Brahmanen und einer Vaischja- oder gar Schudrafrau war unter diesen Umständen ein Brahmane. Das ist nun nach deni Gesetzbuch des Manu nicht mehr der Fall. Die Kinder von Eltern ungleicher Kaste nehmen weder den Rang des Vaters noch den der Mutter ein, sondern sie bilden eine Mischkaste und finden die Art ihrer Beschäftigung in ganz bestimmter Weise in dem brahmanischen Gesetz vorgeschrieben. Mch dieser Theorie entstand eine große Zahl von Mischkasten, die alle mehr oder weniger verachtet waren. Nun wurde aber die gesellschaftliche Stellung vieler dieser Mischkasten noch durch inen absurden Lehrsatz verschlechtert, der die indische Menschenwelt auf die Stufe von Gras und Kraut herabwürdigte. Guter Same in schlechtem Boden trägt zwar geringere Frucht als in gutem Boden, aber immerhin

2^6 Richard «Laibe in Königsberg.

ist das Erzeugnis noch ein erträgliches. Der Same des Unkrautes jedoch in gutem Boden bewirkt das Erstarren und Wuchern des Unkrautes. Mit einer Frau aus einer höheren Kaste erzeugt deshalb ein Mann nach brahmanischer Anschauung Kinder, die ihrem Werthe nach tiefer stehen als er selbst. Das niedrigste und verabscheuungswürdigste menschliche Wesen auf Erden ist demnach das Kind eines Schudra und einer Vrcchmanenfrau. Wenn schon das Los des Schudra ein hartes und trauriges war, so spottet das Elend des unglücklichen, aus solcher Verbindung hervorgegangenen Geschöpfes, des Tfchandala, jeder Beschreibung.

„Fern von den Wohnsitzen anderer Menschen soll er Hausen, Zeichen an sich tragend, durch die ihn Jeder erkennen und meiden kann; denn die Berührung mit ihm verunreinigt. Nur bei Tage darf er in die Dörfer kommen, damit man ihm ausweichen kann. Er soll nur gemeine Thiele wie Hunde und Esel besitzen, nur aus zerbrochenem Geschirr essen, sich nur in die Gewänder von Todten kleiden u. dgl. Sie sollen Dienste als Henker verrichten. Jedermann soll sie meiden. Es ist Verachtung, Jammer und Elend in höchster Potenz, die der stolze Brahmanne über diese Elenden verhängt.“ (s. Schröder E. 423, 424).

Aber dieses, alle Menschenwürde vernichtende Schema des Brahmanen hat naturgemäß noch bei dem Tschandala kein Ende; denn dessen Nachkommenschaft muß, wenn er auch nur eine Schudrafrau sein eigen nennt, wiederum tiefer stehen, als er selbst. Und so sind denn wirklich eine ganze Zahl verabscheuter Mischkasten — oder vielmehr kastenloser Volksschichten — entstanden, eine immer verachteter als die andere und selbst sich gegenseitig wieder verachtend. Die meisten Arten dieser Outcasts sind mit dem Namen indischer Aboriginerstämme benannt, also mit besonders verachteten Volksstämmen in eine Kategorie geworfen und in der gleichen Weise wie jene jeder Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins beraubt. Mag nun auch dies und jenes über die Entstehung der Mischkasten Gesagte nur ein Ausfluß brahmanischer Systematisirungssucht sein, so ist uns doch das factische Vorhandensein solcher von dem Priesterthum zu thierischem Dasein verdammteter Volksklassen in Indien zur Genüge durch fremde Beobachter bestätigt.

Daß in der Neuzeit die Zerklüftung des Volkes einen rapiden Fortschritt gemacht hat und noch heutzutage macht, der Art, daß jeder einzelne Beruf eine befondere Kaste darstellt, die weder gesellschaftlichen Zusammenhang mit den anderen Ständen hat, noch irgend ein patriotisches Interesse für dieselben fühlt, steht wenigstens mittelbar auch dem Einfluß der Nrnli-mauen zu Buche; denn dieser traurige Zustand ist nur eine Folge und Weiterentwicklung der einstmal von den Brahmanen begründeten socialen Ordnung.

Ich kann es hier nicht als meine Aufgabe betrachten, das Sündenregister der Brahmanen vollständig aufzustellen; ich habe nur so viel anführen wollen, um dem Leser dieser Blätter keinen Zweifel über die Art und Weise



Die Weisheit des Vrahmanen oder des Uriegers? 2<sup>7</sup>

zu lassen, wie der indische Priesterstand für das Glück seines Volkes gesorgt hat. Man wird nun im Allgemeinen geneigt sein, die Selbstsucht und Mcksichtslosigkeit der Vrahmanen zwar streng zu uerurtheilen, daneben aber doch mit Bewunderung anzuerkennen, was die Vrahmanen an geistiger Arbeit geleistet haben; man wird ihnen viel verzeihen um der tief sinnigen Gedanken willen, mit denen sie ihr Land und die ganze Welt bereichert; ist es doch die „Weisheit des Vrahmanen“, die dem Worte Indien einen Klang verliehen hat, der noch heute in den Herzen Aller fort tönt, denen das Ringen um die höchste Wahrheit als die wichtigste Erscheinung in dein Culturleben der Menschheit gilt. Wie nun aber, wenn sich nachweisen läßt, daß die tiefste Weisheit des Vrahmanen, die Lehre von den: All-Einen, die selbst auf das Geistesleben unserer Zeit einen unverkennbaren Einfluß ausübt, gar nicht im Kreise der Vrahmanen ihren Ursprung genommen hat? Schnell dann die Wage, in der der indische Priesterstand gewogen wird, nicht bedenklich in die Höhe?

Ehe ich auf diese culturhistorisch hochwichtige Frage näher eingehe, muß ich kurz die Zeit charakterisiren, in der uns die Gedanken, von denen ich hier spreche, entgegneten.

Jahrhunderte hindurch waren von den Vrahmanen unermüdlich Opfer auf Opfer erdacht, symbolische Erklärungen auf Erklärungen gehäuft, die nur zu deutlich den Stempel priesterlicher Aberweisheit an sich tragen. Mit einem Male treten höhere Gedanken auf; noch wird zwar das traditionelle Wissen und die Vollziehung der Opfer nicht verworfen, aber der Geist fühlt sich nicht mehr wie früher durch die Mysterien des Opferplatzes befriedigt, sondern strebt höheren und edleren Zielen zu. Ein leidenschaftliches Verlangen, das Räthsel der Welt zu verstehen und das eigene Selbst im Verhältnis; zum Weltganzen zu begreifen, macht sich geltend und beherrscht die Gemüther. Die Zeit des tiefsten geistigen Niedergangs wird abgelöst von einer hochgeistigen Zeit, die ganz erfüllt ist von der Frage nach den: Ewig-Einen, das hinter den wechselvollen Erscheinungen ruht und das man in der Tiefe des eigenen Wesens wiederfindet. Es ist das Zeitalter der Npanischaden, jener berühmten Werte, die sofort bei ihren, Vekanntwerden in Europa die größten Denker des Abendlandes mit Bewunderung und 'Begeisterung erfüllten. Ich spreche hier nur von den älteren Npanischaden, die etwa der Zeit vom achten bis zum sechsten Jahrhundert vor Ehr. entstammen, nicht von der großen Masse der gleichnamigen, aber nicht gleichwerthigen Schriften — an Zahl sind es weit über zweihundert —, deren Entstehung bis spät in die nachchristliche Zeit hineinreicht. In den älteren Npanischaden hat das Ringen nach der Erkenntnis; einen in seiner Art einzigen Ausdruck gefunden; und deshalb muß es mit Freuden begrüßt werden, daß die wichtigsten derselben jetzt in trefflichen genauen Uebersetzungen aus der Feder des berühmten Seniors der Indologen, Otto Vöhtlingts, vorliegen. Wohl begegnen uns in diesen Npanischaden manche Speculationen, über die wir verwundert den Kopf schütteln, aber die Ve-

Nord «nd «2d. I<sup>v</sup>., 194. 15

2^8 Richard Garbe in Königsberg.

trachtung kehrt immer wieder zurück zu dem Brahman, — der Weltseele, dem Absoluten oder dem Dinge an sich, wie man nun das inhaltsschwere Wort übersetzen mag; und immer gipfelt sie in dem Gedanken, daß der Ätman, das innere Selbst des Menschen, nichts anderes ist als das ewige unendliche Brahman. Ein wunderbarer Schwung belebt an solchen Stellen die Sprache der Upanischaden und legt Leugniß ab von der gehobenen Stimmung, in der die Denker jener Zeit sich bemühten, das große Geheimniß zu verkünden. Immer neue Wendungen, Vilder und Gleichnisse werden gesucht, um das mit Worten nicht zu Beschreibende doch in Worte zu fassen. So heißt es z. B. in der ehrwürdigen Nrihadaranjaka Upanischad: „Der in der Erde weilt, aber von der Erde verschieden ist, von dem die Erde nichts weiß, dessen Körper die Erde ist, der die treibende Kraft in der Erde ist, das ist dein Selbst, der innere unsterbliche Lenker.“ Mit den gleichen Worten wird dann dasselbe vom Wasser, Feuer, Aether, Wind, von Sonne, Mond und Sternen, von den Weltgegenden, von Donner und Blitz, von allen Welten, allen Wesen und noch von mancherlei anderen Dingen ausgesagt; und dann schließt das Capitel mit den Worten: „Der ungesehen sieht, ungehört hört, ungedacht denkt, unerkant erkennt, neben dein es nichts Anderes giebt, das da sieht, hört, denkt, erkennt, das ist Dein Selbst, der innere unsterbliche Lenker. Alles Anderere ist leiduoll.“ Und gleich darauf tritt in dieser berühmten Upanischad eine wissensdurstige Frau auf, Gargi Vatschatnau mit Namen, und fragt den weisen Iadnjavalkja (nach Schröder's Uebersetzung mit einigen Auslassungen): „Was über dem Himmel, was unter der Erde und was zwischen Himmel und Erde befindlich, was da war, was da ist und was da sein wird, worin ist das eingewebt und verwebt (d. h. worin lebt und webt das)?“ Iadnjavalkja antwortet ausweichend oder um das geistige Vermögen der Gargi zu prüfen: „In dem Aether.“ Aber Gargi weiß, daß damit nicht die letzte Erkenntniß erreicht ist und fragt: „Worin aber ist der Aether eingewebt und verwebt?“ Und Iadnjavalkja sprach: „Das, o Gargi, nennen die Brahmanen das Unvergängliche, das weder groß noch klein, weder kurz noch lang, ohne Verbindung, ohne Berührung, ohne Auge, ohne Ohr, ohne Stimme, ohne Antlitz, ohne Antlitz und ohne Name ist. In dieses Unvergänglichen Gewalt stehen Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tage und Nächte festgehalten; in dieses Unvergänglichen Gewalt, o Gargi, strömen die einen Flüsse nach Osten, die anderen nach Westen und in welche Himmelsgegend immer es sei. Wer aus dieser Welt scheidet, o Gargi, ohne dieses Unvergängliche erkannt zu haben, der ist beklagenswert!“ In der Tschandogja Upanischad, einem nicht minder wichtigen Weck, wird dieselbe Weisheit von einem Manne, Namens Uddalaka, seinem Sohne Schvetaketu in mannigfachen Gleichnissen gelehrt. Wir finden die Beiden vor einem Njngrodha-Baum stehen, jener Species des Feigenbaums, die immer und immer wieder von ihren Zweigen aus Wurzeln zur Erde senkt, so daß neue Stämme entstehen, bis im Laufe der Zeit der eine Baum einer grünen

Die Weisheit des Vrahmanen oder des Kriegers? 2^)

vielsäuligen Halle gleich wird, die Hunderten und selbst Tausenden von Menschen Schatten gewähren kann. Und vor einem solchen Baume, dem schönsten Sinnbilde der sich selbst immer wieder verjüngenden Naturkraft, entspinnt sich zwischen Vater und Sohn das folgende Zwiegespräch (am besten überseht von Deussen, System des Vedanta S. 2W):

„Hole nur dort von dem Njagrodha-Baume eine Frucht.“

„Hier ist sie. Ehrwürdiger.“

„Spalte sie.“

„Sie ist gespalten. Ehrwürdiger.“

„Was stehest Du darin?“

„Ich sehe hier, o Ehrwürdiger, ganz kleine Kerne.“

„Spalte einen von ihnen.“

„Er ist gespalten. Ehrwürdiger.“

„Was siehst Du darin?“

„Gar nichts, o Ehrwürdiger.“

Da sprach der Vater: „Das Feine, was Du nicht wahrnimmst, o Theurer, aus diesem Feinen fürwahr ist dieser große Njagrodha-Baum entstanden. Glaube, o Theurer, was dieses Feine ist, dessen Wesens ist dieses Weltall, das ist das (einzig wahrhaft) Reale, das ist die Weltseele, das bist Du, o Schvetaketu.“

Dieser ewige Grund alles Seins, den ein Jeder in sich selbst trägt, das absolute Sein, das zugleich mit dein abstracten Denken identisch ist, war also als die einzige Realität erkannt. Die ganze wandelbare Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt dagegen ist ein Trugbild, ein Blendwerk (Maja), ein Gebilde des Nichtwissens. Man sieht, es ist der consequenteste Monismus, der hier in den Npanischaden gelehrt wird. Ihn zum ersten Male in der Welt verkündet zu haben ist ein Verdienst, das kaum hoch genug angeschlagen werden kann. Ob nun aber den Nrahmanen dieses Verdienst gebührt oder ob es ihnen mit Unrecht zugeschrieben wird, das ist die Frage, zu deren Beantwortung diese Zeilen dienen sollen.

Zunächst sei bemerkt, daß im engeren Kreise der Fachmänner, von Weber, Mar Müller, Regnaud, Nhandarkar und anderen schon seit längerer Zeit auf die Spuren hingewiesen ist, welche dafür sprechen, daß ein anderer Factor des indischen Volkslebens für die Entstehung der monistischen Lehre der älteren Npanischaden von maßgebendem Einfluß war. Am deutlichsten finde ich diesen Gedanken ausgesprochen von Deussen in seinem schon vorher erwähnten Werke S. 18, 19: „Zahlreiche Anzeichen weisen darauf hin, daß die eigentliche Pflegerin dieser Gedanken ursprünglich nicht sowohl die am Eeremoniell ersättigte Priesterkaste, als vielmehr die der Kschatrijas gewesen ist: immer und immer wieder begegnen wir in den Upanischads der Situation, daß der Brahmcmcme den ttschatrija um Belehrung bittet, welche dieser, nach allerlei Betrachtungen über die Ungehörigkeit eines solchen Verfahrens, demselben ertheilt.“ Vor das größere gebildete Publikum aber ist, so viel ich

15\*

220 Richard Garbe in Königsberg.

weiß, dieser Gegenstand noch nicht in allgemein-verständlicher Darstellung gebracht worden; und dock verdient er meiner Meinung nach eher, als manches andere, denen, die sich für Indien und indische Culturgeschichte interessiren, bekannt gemacht zu werden.

In dem zweiten Buche der Brihadaranjaka Upanischad, aus der ich oben bereits zwei Proben angeführt habe, findet sich die folgende Erzählung, von welcher eine andere, nur wenig abweichende Version im vierten Buche der Kauschitani Upanischad enthalten ist:

Der stolze und gelehrte Brahmane Valati Gargja kommt auf seiner Wanderung zu Mschataschatru, dem Fürsten von Benares, und sagt zu ihm: „Ich will Dir das Vrahman verkünden.“ Der König ist hocheifrig und verspricht ihn reich dafür zu belohnen, mit tausend Kühen, und nun beginnt der Brahmane seine Weisheit vorzutragen: „Den Geist <d. h. die Kraft> in der Sonne verehere ich als das Brahman“; aber der König unterbricht ihn und sagt, das wisse er wohl, davon solle er mit ihm nicht reden. Da spricht der Brahmane von den Geisteskräften in der Luft, im Wasser, im Feuer, im Aether, im Wind, im Wasser, in den Weltgegenden: aber alles das weist der König als ihm wohlbekannt zurück. Und auch was Gargja noch weiter vorbringt, ist dem König nichts Neues. Da, heißt es, verstummte der Brahmane. Adschataschatru aber fragte ihn: „Ist das Alles?“ und Gargja antwortete: „Ja, das ist Alles.“ „Mit diesem Wenigen,“ rief da der König aus, „ist das Brahman nicht erkannt,“ worauf Gargja erklärt, so wolle er denn als Schüler bei dem König in die Lehre treten. Darauf erwidert Adschataschatru: „Es widerspricht der natürlichen Ordnung, daß ein Brahmane bei einem Krieger in die Lehre tritt und erwartet, daß dieser ihn das Brahman verkünden werde; aber ich will es Dich doch erkennen lehren.“ Da nahm der König den Brahmanen bei der Hand und führte ihn zu einem schlafenden Manne. Der König rief diesen an; doch er erhob sich nicht. Als aber Adschataschatru ihn mit der Hand berührte, da stand er auf. Nun fragte der König den Brahmanen: „So lange dieser Mann schlief, wo war da sein aus Erkenntniß bestehender Geist, und woher ist er jetzt wiedergekommen?“ Gargja aber wußte nichts darüber zu sagen. Und nun erklärte ihm Adschataschatru, wie der Geist oder das Selbst des entschlummerten im Traume umherschweift, wie ihm alle Stätten gehören und er nach Belieben bald ein großer König, bald ein großer Brahmane ist; wie es dann aber noch einen höheren, glücklicheren Zustand giebt, wenn man nämlich in traumlosen Tiefschlaf versunken ist und von nichts mehr ein Bewußtsein hat. Das ist der Zustand, in dem das Selbst des Menschen, unberührt von der Welt der Erscheinungen, in seinem wahren Wesen ruht, in dem es keinen Unterschied giebt zwischen dem Atman und dem Brahman.

Vielleicht noch bedeutsamer als diese Erzählung ist eine andere, die sowohl in dem fünften Buche der Tschandogja Upanischad wie im sechsten Buche der Brihadaranjaka Upanischad berichtet wird:

Die Weisheit des Vrahmanen «der des Krieger»? 22^

Der junge Brahmane Schvetaketu kommt zu einer Versammlung, und hier fragt ihn der Fürst Pravahcma Dschaivali: „Junger Mann, hat Dich Dein Vater unterwiesen?“ — „Ja wohl, Herr!“ — „Weißt Du also,“ fragt der Fürst weiter, „wohin die Geschöpfe von hier gehen, wenn sie abscheiden? Weißt Du, wie sie wieder hierher zurückkehren?“ Und noch drei andere Fragen legt er dem Brahmanenjüngling vor, der beschämt bekennen muß, daß er von allein diesem nichts wisse. Und so kehrt Schuetaketu niedergeschlagen zu seinen Vater zurück, der hier unter dem Namen Gautama auftritt, und macht ihm Vorwürfe: „Obwohl Du mich nicht unterwiesen, Haft Du mir doch gesagt, daß Du mich unterwiesen habest. Fünf Fragen hat ein einfacher Fürst an mich gerichtet, und ich habe keine einzige von ihnen zu beantworten vermocht.“ Darauf antwortete der Vater: „Du kennst mich zur Genüge, mein Sohn, um zu wissen, daß ich Dir Alles gefagt habe, was ich weiß. Komm, wir wollen Neide gehen und bei dem Fürsten in die Ehre treten.“ Der Fürst empfängt den alten Nrahmnen nun mit allen (ihren und gestattet ihm, sich ein Geschenk zu erbitten. Aber Gautama weist alles irdische Gut zurück, Gold, Kühe und Pferde, Sklavinnen und Gewänder, und verlangt von dem Fürsten die Antwort auf die Fragen, die dieser an seine Sohn gerichtet: „Ich begeben mich zu dem Verehrten in die Lehre.“ Nachdem Prauhana sich zuerst ablehnend verhalten, läßt er sich doch herbei, den Wunsch des Nrahmcmen zu erfüllen, und fagt, daß Niemand in allen Welten außer dem Kriegerstande über diese Dinge Aufklärung zu geben wisse. Bezeichnend genug sind auch die folgenden Worte: „Mögest weder Du, o Gautama, noch Deine Vorväter fo an uns gesündigt haben, daß dieses Wissen bis jetzt bei keinem Brahmane n seine Wohnung aufschlug. Dir aber werde ich es mittheilen; denn wer könnte Dich abweisen, der Du in dieser Weise bittest?“ Und nun offenbart der König dem Vrahmanen Alles, was er weiß. Dieselbe Geschichte findet sich auch den Hauptzügen nach in. Eingange der .Uauschitaki Upanischad, nur daß hier der Fürst einen anderen Namen führt, nämlich Dschitra.

Ich will nnr noch, um Spuren von geringerer Bedeutung zu übergehen, kurz aus dem fünften Buche der Tschandogja Upanischad den Inhalt des elften und der folgenden Eapitel mittheilen, in denen wiederum ein Mann der Kriegertaste, Asckvapati, der Fürst der Kekaja, in, Besitze der höchsten Weisheit erscheint. Eine Anzahl hochgelehrter Vrahmanen, die mit Namen angeführt werden, heißt es hier, stellten die Betrachtung an: „Was ist unser Selbst? Was ist das Vrahman?“ und sie beschlossen zu Uddalaka Aruni zu gehen, von dem sie wußten, daß er zu der Zeit das „überall wohnende Selbst“ erforschte. Dieser aber sagte sich: „Sie werden mich befragen, lInd ich werde ihnen nicht auf Alles Antwort geben können“, und deshalb forderte er feine Besucher auf, mit ihm zusammen zu Aschvapati, dem Fürsten der «ekaja zu gehen, um von diesem Belehrung zu erbitten.

222 Richard Garbe in Königsberg.

Der König nimmt die Ankommenden ehrenvoll auf, ladet sie ein, bei ihm zu verweilen und stellt ihnen ein Geschenk in der Höhe des Opferlohnes in Aussicht. Diese aber sprachen: „Ein Mann soll das mittheilen, womit er sich beschäftigt. Du erforscht eben jetzt das überall wohnende Selbst, offenbare uns dieses!“ Der König erwiderte: „Morgen früh werde ick darauf antworten.“ Und am nächsten Vormittag fragte er, ohne sie als Schüler aufgenommen zu haben, d. h. ohne die Erfüllung der fönst bei solcher Gelegenheit üblichen Formalitäten, einen nach dem andern: „Als was verehrst Du das Selbst?“ Und die Brahmanen antworten nach der Reilie: „Als den Himmel, als die Sonne, als den Wind, als den Aether, als daK Wasser, als die Erde.“ Da macht der König sie darauf aufmertfam, daß sie alle im Irrthum seien, weil sie das überall wohnende Selbst als etwas, einzelnes, in der Besonderheit Eristirendes ansehen; denn in Wahrheit sei es das Unendliche, zugleich das unendlich kleine und das unendlich Große. Die Bedeutung dieser Erzählungen liegt auf der Hand. Od den einzelnen Berichten wirkliche Borgänge zu Grunde liegen oder ob sie nur als der legendarische Niederschlag einer in jener Zeit allgemein verbreiteten Ueberzeugung anzusehen sind, läßt sich nicht entscheiden; aber die ^rage nach dem historischen ,Nern dieser Erzählungen ist auch für uns von gar keiner Bedeutung. Die Thatsache, daß, in echt brahmanischen Schritten^ in Werken, die in Indien mit Recht als Grundpfeiler des Brahmanenthums gelten, solche Erzählungen enthalten sind, redet zu uns in einer nickt mißzuverstehenden Sprache. Sie zeigt uns, daß die Verfasser der älteren Upanischaden gar nicht auf den Gedanken kamen oder nickt wagen durfte», das zu ihrer Zeit noch offenkundige Verhältnis; zu verschleiern und die monistische Lehre vom Nrahman-Atman für ein Erbtheil ihres Standes auszugeben; vielleicht auch, daß sie die Begründung dieser Lehre noch aar' nicht für ein Verdienst von so weittragender Bedeutung erachteten, um dasselbe für die Brahmanentaste in Anspruch zu nehmen. In späterer Zeit ist nun allerdings dieses Wissen zum vollsten Eigenthum der Brahmanen geworden und von ihnen bis auf den heutigen Tag zwei und ein halbes Jahrtausend hindurch gepflegt und entwickelt, fo daß es noch jetzt als die orthodore Lehre des Nrahmanenthums gilt; aber das ändert nichts an der Thatsache, daß es in den Reihen der Kriegerkaste entstanden ist. Der Kriegerkaste gebührt der Ruhm, in richtiger Eckntuiß des gedankenlosen Opferwesens und seiner albernem Symbolik, durch Erschließung einer neuen Ideenwelt den großen Umschwung in dein geistigen Leben Altindiens bewirkt zu haben. Wenn wir sehen, wie die Brahmanen auch noch, nachdem sie die neue Lehre zu der ihrigen gemacht, das ganze Ceremonienwesen — die große Milchkuh der Priestertaste — weiterpflege«, wie sie diese beiden heterogenen Elemente in unnatürlicher Weise vereinigen, indem sie in ihren« System einen Werktheil als die nothwendige Borstufe des ErkemtnißtheÜes hinstellen, so werden wir nicht fehlgehen mit der Annahme, daß diese Dinge

- Die Weisheit des Vrahmane» oder de? Kriegers? 223

sich im alten Indien in genau derselben Weise entwickelt haben, wie in der übrigen Welt. Die Aufklärung wird von den: Priesterthum, ihrem geborenen Feinde, so lange bekämpft, bis sie im Volke zu mächtig geworden ist, um nicht mehr mit Erfolg bekämpft werden zu tonnen. Alsdann bekennt sich auch der Priester zu den neuen Gedanken und sucht sie, so gut es geht, mit seinen Wahngelbilden in Einklang zu bringen.

Die bisher behandelten Ideen, welche die indische Weisheit im angezeichneten Sinne des Wortes darstellen, sind keineswegs das Einzige, was der indische Kriegerstand für das Denken und die Religion feines Volkes geleistet hat. Der bekannteste aller Inder, der edle Gautama aus Kapilavastu, der gegen 500 vor Ehr. den Buddhismus gegründet, war gleichfalls ein Kschatrija — nach der späteren Tradition, die uns früher allein bekannt war, ein Königssohn, nach den älteren, uns jetzt hauptsächlich durch Oldenbergs verdienstvolle Arbeiten erschlossenen Quellen der Sohn eines reichen Grundbesitzers. Buddha „der Erleuchtete“ — nennen nur ihn unter diesem in der ganzen Welt bekannten Ehrennamen — bekämpfte auf das Entschiedenste das ganze ^pferwesen und alle Borurtheile des Brahmanenthums. Die Eeremonien und das priesterliche Wissen waren ihm Lug und Trug, die Kasteuordnung nichtig; denn er lehrte, daß das höchste Gut dem Niedrigsten ebenso erreichbar sei, als dem Brahmanen und dem Mnig, das; ein Jeder ohne Unterschied der Geburt die erlösende Erkenntnis; durch Weltentsagng, durch Selbstbeziehung und durch Selbstaufopferung für das Wohl feiner Mtgefchöpfe erlangen tonne.

Oldenbergs vortreffliches Bnch über Buddha, das deu neuesten Standpunkt der Forschung vertritt, macht ein näheres Eingehen auf die Lehren des größten Inder überflüssig; nur in einem, gerade für den Zusammenhang unserer Betrachtungen wichtigen Punkte möchte ich meine von Oldenbergs Ansichten abweichenden Anschauungen kurz darlegen. Nach den ältesten Quellen erscheint die Lehrweise Buddhas größtenteils nicht für die Fassungsgabe der Massen berechnet, nicht populär, sondern abstmct-philosophisch. Hier scheint nur nun die innere Wahrscheinlichkeit zn sehr gegen die Darstellung dieser Quellen zn sprechen, die — was wir nicht vergessen dürfen — immerhin durch Jahrhunderte von Buddha getrennt sind. 3) Oldenberg wirft selbst den Zweifel ans, ob der trockene, ermüdende «irchenstil von Buddhas angeblichen Lehrreden wirklich ein getreues Abbild des einstmals gesprochenen Wortes sei. Er sagt darüber S. 181: „Wer die ^ehrreden liest, welche die heiligen Derte ihm in den Mund legen, wird die Frage kaum unterdrücken, ob die Form, in welcher Buddha selbst seine Lehre gepredigt hat, diesen seltsam starren Gebilden abstracter und oft abstruser Begriffsreihen mit ihren endlos über einander gethürmten Wiederholungen ähnlich gewefen sein kann. Möchte man doch gern in dem Bilde jener ältesten Zeiten nichts Anderes sehen, als daß damals ein lebendiger Geist jugendfrischer Kraft in dem Kreise von Meister und Jüngern gewirkt hat, und möchte man darum

22H Richard Gaib« in Rsnigsberg,  
von dieseni Vilde Alles fern halten, was einen Zug des Gezwungenen oder  
Gemachten hineinragen würde." Er kommt dann aber nach der Betrachtung  
der damaligen Zustände (S. 184) zu den, Resultat, es glaublich zu finden,  
„daß die feierlich ernste Redeweise Buddhas jenem Typus der von der lieber-  
lieferung aufbewahrten Reden viel enger verwandt gewesen ist, als dem,  
welchen unser Gefühl des Natürlichen und Wahrscheinlichen an dessen Stelle  
zu sehen versucht sein könnte". Ich habe mich davon nicht überzeugen  
können. Ein so gewaltiger Erfolg, wie ihn das Auftreten Buddhas hatte,  
war auch in Indien nur durch packende Beredtsamkeit und durch allgemein  
verständliche, in Bildern und Gleichnissen sich bewegende Lehrweise zu er-  
zielen. Wenn Buddha sich nur an den Verstand seiner nächsten Um-  
gebung, die wir aus aristokratischen Elementen zusammengesetzt finden, ge-  
wendet hätte, wenn er nicht zu den Herzen des Volkes geredet und die  
Massen fortgerissen hätte, so würde sein Mönchsorden schwerlich ein anderes  
Schicksal gehabt haben, als die andern Mönchsgemeinden seiner Zeit, die  
bis auf eine wieder spurlos verschwunden sind. Denn da die Lehren aller  
dieser Orden oder ihrer Stifter in der Hauptsache von einander nicht ver-  
schieden waren, und da man es wohl kaum einen, Zufall wird zuschreiben  
wollen, daß unter ihnen gerade die Lehre Buddhas sich zu einer Weltreligion  
entwickelt hat, die noch heute die verbreitetste aller Religionen auf Erden  
ist, so bleibt zur Erklärung nur die Annahme übrig, daß die Art und  
Weise Buddhas zu lehren den Erfolg gemacht hat, und daß wir in ihr  
den Keim, zu der fpäteren Ausbreitung des Buddhismus zu sehen haben.  
Erst durch neuere Forschungen ist die früher herrschende Anschauung wider-  
legt worden, daß Buddhas Auftreten in Indien eine in ihrer Art einzige  
Erscheinung gewesen sei und die damaligen socialen Zustände des Landes  
revolutionirt babe. In der That war Buddha nur ein primu8 intei-  
p»r68, einer nnter den zahlreichen Asteten, die zu seiner Zeit, die Mittel  
zur Erlösung aus dem qualvollen Kreisläufe der Teelenwanderung suchend  
und lehrend, in Nordindien umberzogen und Anhänger um sich sammelten.  
Nur noch eine der in jener Zeit gestifteten Gemeinden hat sich, wie  
schon eben angedeutet, bis auf den heutigen Tag erhalten, die der Dschaina,  
die namentlich im Westen von Indien zahlreiche Mitglieder zählt. Die  
Lehren der Dschaina sind denen der Buddhisten so außerordentlich ähnlich,  
daß man bis vor Kurzen, die Dschaina für eine buddhistische Secte gehalten  
hat; in der That aber handelt es sich um eine besondere Religion, die von  
einem Zeitgenossen oder Vorgänger Nuddha's, Namens Vardhamana Dnjata-  
putra — oder in der Volkssprache Vaddhamana Nataputtn — in derselben  
Gegend, in welcher der Buddhismus entstand, gegründet worden ist. Der  
einzige wesentliche Unterschied zwischen den Lehren der beiden Männer be-  
steht darin, daß Vaddhamana großes Gewicht auf Kasteiungen legte, während  
Buddha, als der einsichtsvollere der Beiden, diese nicht nur für bedeutungs-  
los, sondern geradezu für schädlich erklärte. Worauf es uns aber hier an-



Die Weisheit des Vrahmanen «der des Kriegers? 225

kommt, ist die Dhatsache, daß auch der Stifter der in der indischen Neli-gions- und Kulturgeschichte eine bedeutsame Stellung einnehmenden Secte der Dschaina aus der Kriegerkaste entsprossen ist.

Einen völlig anderen Charakter als die bisher besprochenen Lehren trägt ein noch in den Kreis unserer Betrachtungen gehöriges Erzeugnis? des indischen Geisteslebens, das die meisten Leser dieser Blätter wahrscheinlich nicht einmal dem Namen nach kennen werden, das aber seinem Inhalte und seiner Entwicklung nach die wichtigsten religionsgeschichtlichen Probleme darbietet: die Lehre der Bhagavatas oder Pantschamtras. Mit diesen Namen, von denen der erste der ältere und ursprünglichere ist, bezeichnete sich eine nordindische Secte, deren Existenz uns für das vierte Jahrhundert vor Ehr. beglaubigt ist, die jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach in frühere, in uorbuddhistische Zeit hinaufreichen wird. Die Bhagavatas bekannten sich zu einem populären, von der altbhmmanischen Ueberlieferung unabhängigen Monotheismus und verehrten die Gottheit unter verschiedenen Namen: Bhagavamt „der Erhabene“ — von welchen« Worte ihr eigene Bezeichnung abgeleitet ist — Narajana, „Menschensohn“, Puruschottama, „das höchste Wesen“, hauptsächlich aber als trischna Vösudeva, d. h. Sohn des Wsu-deva. Diese Verehrung trug einen solchen Charakter, daß sich aus ihr eine Empfindung entwickelte, die sich vollständig mit dem christlichen Gefühl der gläubigen Liebe zu Gott und der Gottergebung deckte. Das indische Wort für diese Empfindung ist Bhakti, für den von dieser Empfindung erfüllten Bhatta. Da sich ein sicherer Beleg für das Wort Bhakti in der indischen Literatur aus vorchristlicher Zeit nicht findet oder noch nicht gefunden hat, so sind verschiedene Forscher geneigt, die Bhakti für eine Entlehnung aus dem Christenthum anzusehen, vor allen Dingen Professor Weber, der sich um die Erforschung des „rischna-Cultus“ die größten Verdienste erworben hat. Weber hat in verschiedenen Arbeiten, namentlich in einer höchst interessanten Abhandlung über «rischnas Geburtsfest, erwiesen, daß in die späteren Krischnamthen zahlreiche christliche Elemente eingedrungen sind — wozu die ähnlich klingenden Namen Krischna und Christus den äußeren Anlaß gegeben haben —: die Erzählungen von Christi Geburt unter den Hirten, von der Stalle, von der Krippe als seiner Geburtsstätte und manches Andere der Art. Trotzdem kann ich mich nicht der Meinung anschließen, daß die Bhakti aus der Fremde in den überaus fruchtbaren Boden der indischen Gedankenwelt verpflanzt ist, da ihr frühestes Auftreten einer Zeit angehört, in der nach meiner Neberzeugung christliche Einflüsse in Indien noch nicht zu erweisen sind. Da ein näheres Eingehen auf diese hochinteressante Frage nicht ohne Erörterung von allerlei gelehrtem Material möglich ist, so muß ich mir daselbe an diesem Orte versagen und mich auf die Bemerkung beschränken, daß für den mit dem altindischen Geistesleben Vertrauten die Lehre von der Bhakti auch als echt indisches Erzeugniß vollkommen verständlich ist. Nicht nur sind monotheistische Ideen in Indien aus dem frühesten Alterthum nach-

226 Richard Garbe in Königsberg,  
weisbar, es ist mich von jeher — und insbesondere in den Zeiten, die hier  
für uns in Betracht kommen — der indischen Volksseele ein mächtiges Aus-  
streben zum (Göttlichen eigen gewesen, so daß es uns nicht Wunder nehmen  
kann, wenn dieser tief-innerliche Zug sich in einer uolksthümlichen, m'cki  
auf philosophischer (Grundlage beruhenden Religion als Hottergebenheit, als  
Gottesliebe äußert. Ter Begründer dieser Religion war der später zu gött-  
lichem Range erhobene oder besser mit der Gottheit identificirte >trischna  
Msudeva, nach seinem Nameu und den an seinem Namen haftenden Sagen  
ein Mitglied der indischen .^riegerkaste. 3ckon in dem Mahabharam,  
dem großen indischen Rationalepos, hat das Nrahmanenthum sich die Person  
und Lehre >irischna's angeeignet und aus dem vergötterten Helden eiue Er-  
scheinungsform des Gottes Vischnu gemacht, es also auch in diesem Falle  
«erstanden, sich durch Aufnahme eines ursprünglich unbrahmanischen Elementes  
neue Lebenskraft zuzuführen.

Wir haben also gesehen, daß der tiefsinnige Monismus der Nvani-  
schaden, die hochsittlichen Religionen der Buddhisten und Dschainas und  
schließlich der auf reine Gottergebenheit gegründete Glaube der Bhagavatas  
ihren Ursprung nicht in der indischen Priesterkaste genommen haben. Wie  
günstig man auch über die Leistungen urtheilen mag, die von den Nrahmanen  
im Laufe der Zeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft erar-  
beitet sind — und mir selbst liegt nichts ferner, als ihre Beidienste ver-  
kleinern zu wollen —, so viel steht doch fest, daß die größte» geistigen  
Thaten oder vielmehr fast alle Thaten von menfchheitlicher Bedeutung in  
Indien von Männern der ,Kriegerkaste vollbracht sind.

Bemerkungen über Regie und Inscenirung.

van

Paul Lindau.

— Dresden, —

(Schluh,,

II.

ieviel Proben erforderlich sind, um ein richtig abgestimmte? Ensemble herzustellen, bangt natürlich uom Wesen des Stückes selbst ab. Für große Dramen mit erbeblicher Komparserie, mit Volto- müssen und dergleichen, die besondere scenische Schwierigkeiten darbieten, ist die Zahl der erforderlichen Proben auch uicht annähernd zu bestimmen. Ich weiß, daß L'Arronge für den zweiten Theil des „Faust“ nahezu dreißig Proben hat abhalten lassen. Die Franzosen, oder vielmehr die Pariser — die Einzigten, die in Betracht kommen, wenn man uom französischen Theater spricht — bewilligen jedem Stücke dreißig, vierzig, sechzig Proben und mebr. Aber diese Proben sind ganz anderer Art. Die Pariser Proben sind bei neuen Stücken vielleicht noch mehr für den Dichter da, als für die Schauspieler. Da arbeitet der Autor nnausgesekt. Bei uns wäre es eine materielle Unmöglichkeit, ein Stück so lange zu probireu.

In einem guten Theater unseres Vaterlandes werden für ein Lustspiel oder Schauspiel, das unter den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen sich abspielt, wenn nicht ganz besondere Schwierigkeiten vorhanden sind, außer der Leseprobe, die in Frankreich immer vom Autor des Stückes abgehalten wird, im Allgemeinen sechs bis acht Proben als ausreichend erachtet, uud sie sind es gewöhnlich auch.

Nehmen wir beispielsweise ein uieractiges Stück, das keine außerordentlichen Anforderungen au die Inscenirung stellt — ein Stück wie die «leisten der neuen modernen Lust- uud Schauspiele. Da vertheilt sich die Arbeit auf den Proben gewöhnlich so:

228 Paul Lindau in Dresden.

Erster Tag! Arrangirprobe des ersten und zweiten Aufzugs. Stellungen, Auftritte und Abgänge werden regulirt. Bei jedem Satze wird unterbrochen. Die einzelnen Scenen werden so und so oft wiederholt, mitunter der ganze Act noch einmal.

Genau so wird am zweiten Tage für den dritten und vierten Act verfahren.

Am dritten Probetage wird das Stück zum ersten Mal durchprobirt.

Da ist die Probe gewöhnlich am längsten und anstrengendsten. Da wird auch noch sehr viel unterbrochen und Vieles wiederholt.

Nun stellt sich gewöhnlich heraus, daß der eine oder andere Act schon ziemlich glatt geht, während für einen bestimmten Act noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Mit der Wiederholung dieses noch unfertigsten Actes wird am vierten Probetage gewöhnlich begonnen. Dann werden wohl noch zwei oder, wenn es geht, auch die drei Acte hinzugenommen.

Am fünften Tag wird das Stück zum ersten Mal womöglich ohne alle Unterbrechung durchprobirt. Jedenfalls wird es so viel wie möglich vermieden, während der Scenen selbst zu unterbrechen, damit die Schauspieler in Stimmung bleiben und der Regisseur ein Urtheil über die Gesammtarbeit gewinnt.

Am folgenden Tage, wenn es nicht schon der Tag der Generalprobe ist, wird nun noch retouchirt. Einzelnes herausgearbeitet. Es wird wohl auch noch die eine oder andere Kürzung vorgenommen oder ein Wort hinzugesetzt. Alle Einzelheiten werden noch ein paar Mal sorgfältig probirt. Die wichtigsten und noch wenigst befriedigenden Scenen werden noch einmal probirt, bis das Stück, wie es in der Theatersprache heißt, „steht“, bis es also in der Darstellung denjenigen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, den der Regisseur mit den Kräften, über die fein Theater verfügt, erreichen zu können vermeint.

Alsdann kommt zum Schluß die Generalprobe, die, wie es auch bei den ersten Bühnen der Fall ist, wenn irgend möglich nicht am Tage der ersten Aufführung, sondern am Tage vorher stattfinden sollte, damit die Darsteller am Entscheidungsabende mit voller Frische vor das Publicum treten können, nicht abgespannt und abgehetzt von der aufreibenden Thätigkeit auf der Probe. Ein Kunstinstitut, das es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, erachtet es als unerläßlich, daß die Generalprobe bei Eostümen in volle, bei modernen in der richtigen Maske und in den Toiletten, die am Abend der ersten Aufführung getragen werden, vor sich geht — selbstverständlich mit den richtigen Möbeln, Requisiten, den richtigen Decorationen und in der richtigen Beleuchtung. Die Schauspieler sind also geschminkt, tragen ihre Perücken u. s. w.

Es ist unbegreiflich und auf das Entschiedenste zu urtheilen, daß es auch heutzutage noch große Bühnen giebt — Bühnen, die sich auf ihre künstlerischen Leistungen etwas einbilden dürfen, und die doch den alten

Vemerlungen über Regie und Inscenirung. 22)

Zopf noch nicht abgeschnitten haben, die Generalprobe lediglich als eine letzte Probe zu betrachten; daß also auch diese Generalprobe sogar noch mit den provisorischen Möbeln und Requisiten stattfindet, der Vorhang nicht fällt, die Schauspieler in ihren gewöhnlichen Straßenkleidern ohne Maske und ohne Eostüm spielen. Das ist überaus schädlich. Die Generalprobe, wenn sie ihrem wirklichen Zweck entsprechen soll, darf nichts Anderes sein als die erste Vorstellung ohne Publicum. Deshalb hat sich auch der Regisseur die grobe Unart des sogenannten Markirens der Schauspieler entschieden zu verbitten. Das Alles hat schon Goethe als Regisseur sehr richtig erfaßt und unter feinein unmittelbaren Einflüsse von Kinns den nachstehenden Erlaß an das Weimarer Personal richten lassen: „Die Direction besteht darauf, daß künftighin bei neuen Stücken die Hanptprobe vollkommen so gehalten werde als die Vorstellung selbst, weil ohne dem ans die gute Vorstellung eines Stückes niemals mit Gewißheit Rechnung gemacht werden kann.“

Als grundsätzliche Regel darf aufgestellt werden: Auf der Bühne darf nie etwas für den Künstler Unvorhergesehenes geschehen, nichts Ueber- raschendes, es muß vielmehr Alles im Voraus auf's Genaueste festgestellt fein. Wenn der Künstler auf deu Proben mit dem gewöhnlichen inter- imistischen Mobiliar probirt und ihm Abends Polstermöbel hingestellt weiden, die mehr Platz einnehmen, in die der Schauspieler tiefer einsinkt, und von denen er sich mühevoller erhebt, so können diese Aeüßerlichkeiten unberechen- baren Nachtheil nach sich ziehen. Eine ganze Scene kann geworfen werden. Es kann sich ereignen, daß in einem leidenschaftlichen Auftritt, den die Lieb- haberin auf der Probe in kurzer Straßentoilette gespielt hat, der Partner über die unerwartete Schleppe, die ihm auf einmal zwifchen die Beine schlägt, stolpert und dergleichen. Das Ungewohnte, das er bei anderen Mit- spielen: sieht, kann ihn pmoccupircn, zerstreut machen. Der Schauspieler aber bedarf vor Allem der vollsten Eoncentration. Nichts darf ihn confus machen, nichts von dein ablenken, was er in dem flüchtigen unwieder- bringlichen Momente als das allein Richtige zu thuu hat.

Der mit den Bühnenuerhältnissen nicht Vertraute staunt darüber, wie auch der gewandteste und erfahrenste Schauspieler auf den Vrettern un- beholfen, ja hilflos dasteht, sobald ihm etwas Unerwartetes in den Weg kommt. Die einfachsten Handhabungen, die nicht vorher probirt sind, werden ihn» unsagbar mühselig und beschwerlich. Das wird auch der ge- wöhnliche Theaterbesucher schou oft haben merken können. Fällt irgend etwas auf der Bühne hin, so bleibt es mitunter, zerstreuend sowohl für den Zuschauer, als auch für den Darsteller, so und so lange liegen. Der Schau- spieler findet thatsächlich keinen geeigneten Augenblick, um es aufzuheben. Wenn der Stuhl, auf den der Schauspieler beim Eintreten den Hut zu setzen auf der Probe sich gewöhnt hat, Abends nicht auf dem rechten Fleck steht, so ist der Künstler rathlos. Er wird den Hut, der ihn oft stört, vielleicht gar nicht wieder los. Er muß ihn in der Hand behalten.

220 Paul Lindau in Dresden.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist die Generalprobe auch für die Beleuchtungseffekte. Ich habe es selbst erlebt, daß in einem Stücke in einer größeren Stadt die wichtigste Scene, die vor Allem den Misserfolg befestigte, dadurch das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorrief, — nämlich anstatt der poetischen Stimmung eine stürmisch ausgelassene Heiterkeit, — daß der Beleuchtungsinspector ein Versehen beging und anstatt der Abenddämmerung auf einmal tiefschwarze Nacht spielen ließ. Die Beiden auf der Bühne konnten sich selbst kaum noch sehen und hatten nun schöne Worte über das goldige Licht der untergehenden Sonne zu sprechen. Erst wurde gekichert, dann gelacht, und als der Vorhang fiel, war das Stück tot. Das Publicum kam nicht wieder in die Stimmung hinein. Diese Stadt ist die einzige geblieben, in der das Stück durchgefallen ist.

Aber von solchen Verstößen und Unglücksfällen abgesehen ist der Zeitpunkt, in dem der Beleuchtungswechsel vor sich zu gehen hat, überaus wichtig. Unmerklich kann er nie vollzogen werden, auch bei unserer vorgeschrittensten Technik nicht. Das Publicum merkt's immer und wird zerstreut. Der Beleuchtungswechsel muß stets bei Gleichgiltigem vorgenommen werden, niemals bei Stimmungsvollem, das er nur einleiten soll. Die Angaben des Dichters im Buche sind fast immer falsch. Der Dichter vermerkt den Beleuchtungswechsel regelmäßig zu spät.

Am allerwichtigsten aber ist der Zeitpunkt für das Fallen des Vorhangs. Wie wichtig die Actschlüsse für den äußeren Erfolg sind, weiß jeder Laie. An den Abschlüssen erprobt sich vor Allem die Bühnenwirksamkeit des Stückes. Und da kommt es nun tatsächlich auf die Secunde an.

Fällt der Vorhang auch nur einen Augenblick zu früh oder zu spät, so kann er die ganze Bühnenwirkung todtschlagend oder vereiteln.

Bis auf das kleinste Detail muß also Alles im Voraus geregelt und festgestellt sein, und das ist nur zu erzielen, wenn die Generalprobe in Allem, bis auf die Hinzuziehung des Publicums, mit der richtigen ersten Vorstellung vollkommen übereinstimmt.

Ich möchte hier nun noch einige Bemerkungen, die auf überlieferte, eingebürgerte Unarten und Unverständigkeiten von zweifelhaftem Geschmack Bezug haben, einschalten, — man nennt sie gewöhnlich „Nuancen“, — und deren unnachsichtige Bekämpfung das Recht und die Pflicht des guten Regisseurs ist. Diese überkommenen Unarten sind von unseren ersten Bühnen mit den Jahren allerdings immer mehr und mehr abgethan, aber ganz ausgeremert sind sie doch noch nicht. Ueberall findet man noch ihre Spuren, und jeder ernste Regisseur wird wohl daran thun, diesen Ungehörigkeiten energisch entgegenzutreten.

Wenn zum Beispiel der Dichter einer seiner Personen ein öfter wiederkehrendes Gewohnheitswort, eine bestimmte Redensart zu wieder-

Vemerkingen übei Regie und Inscenirung. 23j

holten Malen in den Mund legt, die zu einer Art von scherzhafter Chamk-  
terisirung dienen soll, so darf man sich darauf verlassen, daß; der Schauspieler  
nun dies Unglückswort bis zur Unerträglichkeit abhetzt, daß er diese Redens-  
art, die gewöhnlich schon im Texte übertrieben oft vorkommt, nun noch so  
und so oft ans eigener Machtvollkommenheit einflickt. Das ist eben seine  
„Nuance“, und er merkt gar nicht, wie er durch diese geschmacklose An-  
häufung sich und den Dichter um die beabsichtigte Wirkung bringt.  
Beinahe überall nehmen besonders die Komiker das Privileg für sich  
in Anspruch, mit dem Worte des Dichters freier zu schalten und ihre  
eigenen Einfälle einzustreuen. Es sind die sogenannten Extempores, die  
bei der localen Beliebtheit der Komiker gewöhnlich auch wirken. Diese  
Extempores sind aber doch nur in den allerseltensten Fällen gut, gewöhnlich  
sind es recht wohlfeile und oft recht schlechte Witze. Bei einer Posse, bei  
einem schwankartigen Lustspiel kommt nun allerdings auf den diplomatisch  
genauen Wortlaut manchmal nicht viel an. Bisweilen darf sich der Ver-  
fasser sogar für die witzigen Einfälle feines Darstellers bedanken und sie  
unbedenklich adoptiren. In Bühnenwerken aber, die ernstere literarische An-  
sprüche erheben, in denen der Dialog eine scharfe und charakteristische  
Prägung des Dichters selbst aufweist, sind dergleichen Scherze, die immer  
aus der Donart fallen, als geschmackwidrige Ungehürigkeiten entschieden zu  
rügen. Selbst auf der so strengen Berliner Bühne hat ein hochbegabter  
Künstler wie Vollmer dem Hange nicht widerstehen können, in dem respec-  
tabelsten deutschen Lustspiele unserer Zeit, in Freytags „Journalisten“, als  
Bellmaus die Worte des Dichters mit seinen eigenen Scherzen so zu spicken,  
daß man eigentlich nur noch Vollmer und kaum noch Freytag erkennt.  
Was den italienischen Buffos als Bartolo und Basilio wohl gestattet ist,  
ist dem in einem ernsten deutschen Luftspiel beschäftigten Darsteller noch  
lange nicht erlaubt.

Die Bühne reizt zu Übertreibungen aller Art, und selbst die er-  
fahrenen Schauspieler glauben nicht an den bis zur Langweiligkeit abge-  
droschenen Willrheitsspruch, daß in den meisten Fällen auf der Bühne  
weniger mehr gewefen wäre. Wenn das Unglück einem Schaufpieler  
eine goldene Dose in die Hand spielt, so würde nach den Proben, die  
wir sehen, sein täglicher Consum an Schnupftaback wohl auf vier bis fünf  
Pfund anzuschlagen sein. In zehn Minuten nimmt er gewiß seine fünf-  
undzwanzig Prisen und stäubt ebenso oft mit eleganter Handbewegung das  
Jabot ab.

Diese Uebertreibungen kehren in allen sogenannten „Nuancen“ wieder.  
Auch unsere bedeutendsten Talente und nicht davon frei, besonders nicht die  
Gliffspielvirtuosen, die beständig ihre Paraderollen spielen und dadurch natürlich  
zur Kleinmalerei verlockt werden. Ueberall suchen sie etwas hineinzutüfteln.  
Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines sehr drastischen Ausrufs des  
alten Döring.

222 j)aul lindan in Dresden.

Vor lange» Jahreu gastirte im Berliner National-Theater ein sehr be-  
kannter und sehr gefeierter Künstler als Advokat Verent in Björnsons „Fallisse-  
ment“. Ich war wie alle Welt von der Vorstellung entzückt und sprach  
darüber eines Abends im Lonversationszimmer des Königlichen Schauspiel-  
hauses mit Döring und Hiltl während eines Actes, in dem sie nicht beschäftigt  
waren. Ich erzählte, wie der berühmte (Hast die Hauptscene einleitete.  
Döring sah mich mit seinen blitzenden Augeu fest an. Im Augenblick der  
böchsten Spannung des Stückes, als der Advokat dem Großtaufmann Tjälde  
ziffermäßig nachweisen foll, das; der Bankerott da ist, holt der Darsteller  
des Advokaten sein Taschenmesser hervor, spitzt bedächtig, ohne ein Wort zu  
sagen, seinen Bleistift, während dem unglücklichen Tjälde der Angstschweiß  
auf die Stirn tritt und er tief anathmend feinen, Peiniger gegenüberstzt.  
„Und das gefällt Ihnen?“ fragte mich Döring, als ich mit meinen:  
Berichte fertig war.

Ich antwortete: „Ja. Diefelange peinliche Paufe leitet die große  
Scene sehr wirkungsvoll ein.“

„Mir gefällt's nicht,“ fprach er lauter, und seine Stimme immer mehr  
erhebend, schrie er bei der Wiederholung: „Mir gefällt's gar nicht!“ Ich  
versuchte ein beruhigendes Wort einzuwerfen. „Nein!“ donnerte Döring los.  
„Das sind Männchen uud Mätzchen! Vermaledeite Mätzchen! Das ist keine  
Wahrheit, keine Knnst! Das ist gar nichts! Wenn ich Tjälde bin und dieser  
Advokat kommt zu mir und fängt an, feinen Bleistift zu fpitzen, während  
ich fiebere, dann fage ich ihm: „Herr, bringen Sie sich Ihren Bleistift ge-  
spiht mit, oder schreiben Sie mit einem stumpfen! Ich habe keine Zeit,  
Ihnen zuzusehen! Ich will wissen, ob ich bankerott bin oder nicht! Verstehen  
Sie mich? Herr!“ Und in immer schnellerem Tempo und mit immer lauterer  
Stimme fuhr Döring dröhnend fort: „Und wenn Sie mir nicht sofort Ant-  
wort geben, dann packe ich Sic beim Kragen und werfe Sie hinaus! Sie  
Krüppel!“

Da thllt sich die Thür auf. Der Director Hein erfchien ganz bleich  
auf der Schwelle. „Um ttottes willen! was ist denn los?“ rief er.

„Kinder, macht doch nicht solchen Scandal. Man hört's ja draußen!“

Sehr übertrieben wird auch die Vornehmheit auf der Bühne. Der  
Haushofmeister oder der Hofmarschall, dessen Arm zufällig durch die Be-  
rührung eines Andern gestreift wird, verfehlt niemals, einen entrüsteten Blick  
auf den Plebejer zu werfen und die betreffende Stelle seines Habits mit  
der Hand zu säubern. Der Gang des vornehmen Mannes auf der Bühne  
darf nie anders als auf Stelzen fein, und man hat immer die Empfindung,  
daß Prinzen von königlichem tteblüt auf der Bühne des Morgens, nachdem  
sie sich die Zähne geputzt haben, sofort das große Band ihres Hausordens?  
anlegen.

Für den modernen Gecken und Stutzer ist das Mouocle unerläßlich  
und spielt gewöhnlich eine sehr wichtige Rolle. Bei jedem einigermaßen er-



Nemttlnngen übei Regie und Inscenirung. 233

beblichen Satze macht der Monociemaim eine Kunstpause, verzerrt das Gesicht und klemmt das Glas langsam ein. Da es ihn beim Sprechen genirt, läßt er es alsbald wieder fallen, um es ein paar Minuten darauf wieder bedeutungsvoll vor's Auge zu bringen.

Solche typischen Attribute wie das Monocle für den Gecken sind derartig abgehetzt, daß ein geschmackvoller Regisseur sie bei seinem Kriegsvolk nicht ohne Weiteres dulden sollte. Es ist doch nicht geradezu unerläßlich, daß alle schüchternen Assessoren und alle Gelehrten eine Brille tragen, und es giebt doch noch ab und zu eine alte Jungfer ohne Schmachlocken. Man begegnet doch auch manchmal im Leben einen« Journalisten, der keine Gänsefeder hinter'm <Ohr hat. Immer noch die alte Gänsefeder, obgleich seit dreißig Jahren kaum noch ein Mensch mit Gänsefedern schreibt! Der Maler muß sein Sammetjacket haben. Der englische Lord — nebenbei bemerkt in Wahrheit der Mensch, der sich am besten in der Welt anzieht, am anspruchslosesten und einfachsten — darf auf unseren rechtschaffenen Provinzialbühnen nie anders erscheinen als mit einem rothen oder röthlichen Backenbart, mit ausgeschorenem Kinn und einem auffälligen Anzug in fchottifhcarrirtem Plaidmuster. Sonst ist es kein richtiger Engländer. Dabei hat nie ein englischer Aristokrat eine so polizeiwidrige Tracht angelegt.

In den Ungehörigkeiten, die der geschmackvolle Regisseur unnachsichtig bekämpfen müßte, gehört auch die falsche Eitelkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen, ihr überall deutlich hervortretendes Bestreben, möglichst schön zu sein und der Schönheit, notabene der falschen, der häßlichen Schönheit, die wahre Schönheit, die Echtheit und Wahrheit zu opfern. Ich erinnere mich noch, einen sehr tüchtigen Künstler, der auch als Bühnenschriftsteller große und verdiente Erfolge gehabt hat, als Räuberhauptmann Karl Moor in den böhmischen Wäldern in einer ganz unbeschreiblichen Verfassung gesehen zu haben, ohne daß die Gedankenlosigkeit seines Aufputzes irgendwie gerügt worden wäre. Er sah aus wie aus dem Ei gepellt. Er trug eine funkelneue Pitesche mit blitzender goldiger Verzierung, weiße Spitzen, einen Hut, der in Neuheit glänzte, hohe Lackstiefel, auf denen kein Ständchen zu sehen war, und helle Glacehandschuhe. Das war der Räuber Moor in den böhmischen Wäldern in der Haupt- und Residenzstadt Berlin.

Ich erinnere mich auch, unter Hein, der den Ruf eines klugen und äußerst geschickten Regisseurs hatte, die Amazonen in Kleists „Penthesilea“ mitten im Schlachtgewühl in den zartfarbigsten neuesten Costümen mit hohen Wiener Stiefeletten an den Füßchen haben aufmarschieren zu sehen. Als ick Hein darüber zur Rede stellte und ihm sagte: „Aber um Gottes willen! wie hast Du es denn zugeben können, daß diese wilden Kriegsmädchen, die Marsbräute, in dem modernsten und elegantesten Schuhwerk mit hohen geschweiften Abfätzen auftreten? Es sieht ja aus wie der reine Operettenchor! Weswegen tragen sie nicht wenigstens Sandalen, die gewiß auch nicht richtig sind, aber doch die Erinnerung an den modernen Maskenball nicht geradezu aufnöthigen?“

N»rb »!,!> Süd. I>XV. ,94. 16

23H Paul tindllu in Dresden.

gab er mir zur Antwort: „Es sind doch Reiterinnen! Die müssen doch Stiefel haben!“

Es gehört zu den Ausnahmen und ereignet sich nur unter besonders günstigen und streng künstlerischen Bedingungen, daß sich die Schauspielerinnen richtig anziehen. Ich meine so, wie es durch den Geist ihrer Rolle geboten wäre. Sie thun immer des Guten zu viel. Die Töchter der kleinen Beamten und armen Wittwen tragen in den Momenten, in denen wir sie auf der Bühne beobachten können, Toiletten, die auf eine Schneiderrechnung schließen lassen, deren Höhe das jährliche Einkommen ihrer Eltern um da? Dreifache übersteigen würde. Und während das arme Mädchen verzweifelt die Hände zum Himmel aufhebt und jammert, daß kein Nissen Brot im Hause ist, funkelt ganz gemüthlich an ihrem kleinen Finger ein Brillant, den sie nur auf's Leihhaus zu trageu brauchte, um sich und ihre Familie eine ganze Weile in anständiger Weise durchzubringen.

Solche Gedankenlosigkeiten zeigen sich mehr oder minder stark auch heute noch, sogar auf unseren besten Bühnen. Es ist überhaupt erstaunlich, wieviel Unsinn unbemerkt und jedenfalls unbeanstandet sich auf der Bülme durch Jahrzehnte hindurchschleppt. Daß der alte Moor, der in den Hungerthurm geworfen wird, dort schwerlich Gelegenheit hat, die Toilette zu wechseln, und anstatt in der Tracht, in der man ihn in den Sarg gelegt hat, aus dem Hungerthurm wieder herausgeschleppt zu werden, in dem bewußten ergreifenden grauen Büßerhemd plötzlich zun: Vorschein kommt, ist vor dem Herzog von Meiningen keinem Menschen aufgefallen. Erst der Herzog von Meiningen ließ den alten Grafen aus dem Thurm in demselben Parade-costüm, in dem er unzweifelhaft eingesargt gewesen war, das inzwischen allerdings zerfetzt, verstaubt und zerrissen ist, heraushole«. Die neuesten und geputztesten Waffen, die blinkendsten und unversehrtesten Rüstungen und Helme im Schlachtgetümmel, die saubersten Schurzfelle der Maurer und Steinmetze, die zierlichsten Schürzchen mit geklöppelten Spitzen bei den Sennerinnen, Alles das ist männiglich bekannt, und in dieser Beziehung haben nicht einmal die Meininger reformatorisch gewirkt.

Auch in den Decorationen zeigen sich dieselben Gedankenlosigkeiten. Jedermann kennt unsere Bühnenkerker. Es sind gewöhnlich gewölbte Hallen mit Säulengängen, die sich zu einer Wandelbahn in einem Nade-orte vortrefflich eignen würden. Jedermann kennt die unschöne von einem künstlerischen Regisseur streng zu meideude Bereinigung der gemalten Gegenstände mit der plastischen Wirklichkeit. Was sich daraus mitunter für Perspectives ergeben, ist haarsträubend! Wenn an den: Rosenstrauch die eine Rose, die gepflückt werden muß, eine wirkliche Rose ist und die anderen gemalt sind, dann stört gleich das ganze Bersatzstück durch seine erbärmliche Flachheit.

Ich habe im Berliner Schauspielhause folgende Situation gesehen i Ein unglücklicher Künstler schleppt sich mühsam in sein elendes Zimmer, jammert

Vemerfungen über Regie und Inscenilnng. 225

über sein tragisches Loos und bricht vor Hunger zusammen. Als ich mir den Raum genauer ansah, bemerkte ich, daß zu einen» Theil der Hinterdecoration ein Stück von einer Vorratskammer oder einer alten Küche genommen mar. Da war so eine Art Anrichtetisch, auf dem Gemüse, Kohlköpfe, Mohrrüben lagen. Auf einem Regal standen verschiedene Büchsen. Das schien kein Mensch zu bemerken. Ich hatte immer Lust, dein Künstler zuzurufen: „Aber so sehen Sie sich doch nur um! Da ist ja alles Mögliche, um den Hunger zu stillen!“

Auch in den Decorationen und im Mobiliar herrscht die falsche und übertriebene Prunksucht. Der arme Gelehrte arbeitet in einem Vibliothetzimmer, das mit den kostbarsten Gobelins geschmückt ist, in einen« hohen, prächtigen Räume, der auf eine ganz kolossale Miethe schließen läßt. Jeder einfache Bourgeois wohnt in Räumen, deren Ausstattung nur von einem fürstlichen Vermögen bestritten werden könnte. Das nennt man eben heutzutage eine „reiche Ausstattung“. Eine „unsinnige“ wäre das Richtige. Diese Thorheiten sind nuu die Reguisithorheiten hinzuzurechnen, vor Allem das Trinkgeschirr, die unmöglichen Becher, die nur den einen Vorzug gewähren, daß man nicht sieht, was drin ist. Aber der Vorzug ist zweifelhaft, denn Jedermann weiß ganz genau, daß uichts drin ist. Selbst vorzügliche Schauspieler können nicht eingießen und nicht trinken. Eine rühmliche Ausnahme macht Schweighofer. Gewöhnlich sieht es lächerlich aus. Ich persönlich habe nun noch eine ganz specielle Wuth gegen die Rasenbant, den großen gestrichenen Holzkasten, der wie eine halbirte Guitarre aussieht. Der darf in keinem richtigen Bühnengarten fehlen, obwohl er aus der Wirklichkeit längst verschwunden ist! Auf der Bühne aber behauptet er sich und stört durch seine Häßlichkeit und Steifheit immer das Bühnenbild.

Eine andere Gruppe von Unarten, auf deren Beseitigung der Regisseur hinzuwirken hat, sind die Gesellschaftswidrigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, die durch eiue verständige Regie erheblich gemildert, ja beseitigt werden können. Ueber Witze wird auf der Bühne fast immer viel zu laut und viel zu lange gelacht. Die Sachen sind ja mitunter gar nicht so scherzhaft, wie der Dichter sich einbildet. Lachen über Ungehöriges aber klingt hohl, und wenn das Lachen auf der Bühne nicht kräftigen Wiederhall im Zuschauerraun! findet, so ist es sehr schädlich uud kühlt die Wirkung stark ab.

Auch mit dem Briefeschreiben ist es ein Kreuz. Es ist eine schauerhafte Unart, die einzelnen Wörter, die das Publicum erfahre» muß, auszusprechen, während die Hand sie niederschreibt. Das Tempo, in dem dies geschieht, setzt dann immer die Uebung eines leidlichen Stenographen voraus. Der unvermeidliche große Schnörkel als Unterschrift darf auf der Bühne nie fehlen. Diefе störende Unart ist in den meisten Fällen leicht zu beseitigen dadurch, daß der Regisseur den Schauspieler stumm schreiben und

236 Paul Lindau in Dresden.

Das Ganze im Zusammenhang, nachdem der Brief fertig ist, laut überlesen läßt.

Auch jetzt noch werden bei vornehmen Herrschaften auf der Bühne die Nachmittagsbesuche fast regelmäßig im Frack gemacht. In der Wirklichkeit geschieht dies tatsächlich nie, wenigstens nicht in der guten Gesellschaft. Die jungen Leute geben sich auf der Bühne immer viel zu oft die Hand. Die Hände werden viel zu lange festgehalten. Auch den jungen Mädchen wird die Hand geküßt. Alles das ist ungehörig und häßlich.

Ihre besondere Aufmerksamkeit hat die Regie auf die Behandlung der fremden Sprachen, namentlich des Französischen, zu richten. Wohl in jedem großen Schauspielerverbande sind ein paar akademisch Gebildete, die vor Verstößen gegen die Aussprache der alten Sprachen bewahren. Die slawischen Sprachen kommen, da sie eine besondere Veranlagung oder Schulung der Sprachwerkzeuge erheischen, die man von uns nicht beanspruchen darf, für das deutsche Schauspiel kaum in Betracht, die romanischen außer den Französischen sehr wenig, und Englisch fast nur in den Eigenamen. Da herrscht große Willtür, und das ist nicht zu verwundern. Wenn wir „Richard“ deutsch aussprechen, „König Johann“ und „Heinrich“ sagen, kommt es schließlich auch nicht so genau darauf an, ob wir „Northumberland“ mehr oder weniger richtig ansprechen. Das kann man auch nicht von uns verlangen, denn auch das Englische th liegt uns nicht.

Ernstere Ansprüche aber dürfen an den Schauspieler in Betreff des Französischen gestellt werden, und in den allermeisten Fällen genügt er nicht einmal bescheidenen Ansprüchen. Wir haben ein klassisches Wert, „Minna von Barnhelm“, in dem eine Rolle fast ganz französisch ist, der Marlitzrc. Auch in Freytags „Journalisten“ kommt eine französische Episode vor. Gutzkows „Königsleutenant“, in dem der Held beständig radebrecht, ist eine Lieblingsleistung der gastirenden Virtuosen, ebenso der Nonjour in dem Holtei'schen Liederspiel „Die Wiener in Paris“. Das Französische ist also ein integrierender Theil unserer Bühnenliteratur. Im Allgemeinen wird es schrecklich affectirt und falsch behandelt.

Bei uns herrscht der Köhlerglaube, daß die Franzosen immer nur die letzte Silbe scharf betonen und in die Breite zerren. In Wahrheit aber betonen die Franzosen überhaupt sehr wenig, eigentlich gar nicht. Für den Accent, für die scharfe Betonung besitzen sie ein unglaublich wenig ausgebildetes Ohr. Daher auch ihre eigentümliche Declamation in ihren Gesängen. Sie legen ohne Bedenken den Hochdruck auf ein sogenannt«stummes s und fertigen eine vollwichtige Stamm- und Wurzelsilbe ganz kurz ab. Die Schul- und Vorurtheilsregel, daß die letzte Silbe in französischen Wörtern betont wird, ist, in dieser Allgemeinheit aufgestellt, grundfalsch. In den seltenen Fällen einer schärferen Betonung legen die Franzosen

Vemerfungen über Regie und Inscenirung. 23?

in ihrer sonst ziemlich betonungslosen Sprache gerade nicht auf die letzte, sondern auf die vorletzte Silbe einen stärkeren Accent, nämlich in den auf „»tion“ auslaufenden Wörtern, bei denen sie das » ziemlich auffällig betonen und lang aussprechen, und in den Wörtern mit » Eircumflex. In diesem Falle wird das n immer sehr lang gezogen und schärfer hervorgehoben. Sie sagen also nicht „uniio»,“, „«anlsclci-aiio», „Läisau“, „otMeau“, „d^on^, sondern „n«tion“, conleäs^ation“, „F«wau“, „<Mt«au“, „bäton“- u. s. w.

Als junger Mensch war ich in Paris ein sehr eifriger Besucher des DIMtre Franyais und hatte zufällig das Glück, mit dem damaligen „Doyen“ des französischen Haupttheaters, den ehrwürdigen, hochgefeierten Samson, dem angesehensten Künstler des vornehmen Instituts, öfter in Berührung zu kommen. Samson war auch erster Professor der Deklamation am Konservatorium, der Lehrer der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen des vorigen Geschlechts, der Rachel, der beiden Brohan u. s. w. Er galt als der vorzüglichste Vortragsmeister Frankreichs, als die erste Autorität in der Aussprache des Französischen. Eines Abends kam ich mit Samson, den ich am Abend vorher in seiner unerreichbaren Meisterleistung als Marquis de la Teigliöre gesehen hatte, zusammen. Als Nichtfranzosen war nur gleich die Aussprache in einem seiner ersten Sätze aufgefallen. Er hatte da ungefähr zu sagen: „Ich war in Baden und las die legitimistische Zeitung“ — die „Gazette de France“ — und er sprach das so aus: „,^'6t»i8 i> Lacke < gesprochen: „bnnd“, mit einem kurzen ») et lisais la „Oasetts“ (gesprochen: „gacchsett“, mit einem unendlichen »). Das ganz kurze » in „Ln6e“ und das a, das gar nicht aufhören wollte, in „Oa^ette“, machte mich stutzig, und ich interpellirte Samson darüber. Er verstand mich nicht. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß mein Ohr das erste » sehr kurz höre und das zweite a ungewöhnlich lang. Er zuckte die Achsel und sagte: „Ja, das ist nun einmal so.“

Daran anknüpfend sprach ich allgemeiner über die Betonung der Silben in den Wörtern. Ich nahm absichtlich ein ziemlich langes Wort, ich glaube „LnnFiclsration^“, und fragte ihn, wo da der Accent liege. Er antwortete nicht darauf, sondern sprach das Wort einfach aus und zwar so, daß ich eine scharfe Betonung des a heraushörte: „conzick^ation“. „Also,“ fuhr ich fort, „ist unsere deutsche Auffassung, daß der Accent auf der letzte« Silbe liegt, irrig, daß man also nicht „conZiäolÄtton“ auszusprechen hat?“ Samson sah mich mit seinen klugen Augen an und fragte: „Was sagen Sie?“ Ich wiederholte das Wort mit Betonung der letzten Silbe und fragte: „Ist das richtig ausgesprochen: „oouZiäei-aiio«?“ Vollkommen richtig.“ „Also wäre es ungewöhnlich oder affectirt, wenn man „eon8i-6^ -atiou“ sagte?“ „Bewahre! Sie sprechen sehr richtig aus.“

Ich hatte die Empfindung, daß Samson den Unterschied in der Betonung gar nicht hörte und ging deshalb pedantisch auf die Einzelheiten ein.

238 Paul lindan in Dresden. —

Ich sagte ihm: „Theurer Meister — das war ja die gewöhnliche Anrede — ich bitte Sie, einnial genau zuzuhören. Ich »verde jetzt das Wort in allen möglichen verschiedenen Betonungen aussprechen. Ich werde zuerst die erste Silbe betonen, dann die zweite, dann die dritte u. s. w. Tagen Sie mir nun, was das Neste ist.“ Also ich sprach mit sehr scharfer Betonung der ersten Silbe: „conMöratiou“. Samson nickte zustimmend. Ich fuhr fort, indem ich die zweite Silbe betonte: „.couMöi-Ätion“. Samson nickte wiederum und sagte: „Sie sagen ja ganz dasselbe.“ „Doch nicht.“ Ich habe jetzt die zweite Silbe betont. Jetzt »verde ich die dritte scharf betonen: „oon8i'«i«r»tion/“ „Sehr gut!“ „<2on8i6^ -ation.“ „Vortrefflich!“ „<üou8iä6l»i,on.“ „Aber Sie sagen ja in eine,»» fort ganz dasselbe! Ich verstehe Sie nickt.“

Ich konnte »»ich bei aller Mühe nicht verständlich machen. Dieser unbestrittene erste Meister des französischen Vortrags, der Mann der klassischen Aussprache, war nicht im Stande, die von mir stark übertriebene Betonung auch nur zu erfassen.

Das Bühnen-Französisch, wie »vir es vom Königsleutenant, von» Bonjour, von Riccaut de In Marlinu're u. s. w. zu hören bekommen, mit seinen ungehörigen Drücken» auf alle letzten gedehnten Silben und den ungehörig angebrachten Nasallauten in den von einem Pseudofranzosen gesprochenen deutschen Worten»: „ongd“, „Gongst“, für „und“ und „„«unst“, ist asfectitt und falsch. Das eyte, was die Franzosen bei der Aussprache eines deutschklingenden Wortes unterdrücken, ist der Nasallaut. Wem» nun aber ein Franzose das Deutsche so gut beherrscht wie der ^önigsleutenant, so gut, das; er sogar ein I^oethe'sches Gedicht verstehen kann, dann weis» er ganz genau, daß er nicht „Kongst“, sondern „Kunst“ auszusprechen hat.

Bei der Aussprache des Französischen auf der Bühne hat also der Regisseur darauf zu achten, das» die einzelnen Wörter möglichst wenig und möglichst gleichmäßig betont »verde»». Dam» kommt man der Wahrheit näher, auch bei ungenügender sonstiger Beherrschung der fremden Sprache. In den vorhergegangenen Bemerkungen, die vorzugsweise das, was ick Inhaltoregie nannte, betreffen, habe ich die damit eng verbundene, ja gar »licht von ihr loszulösende Form reg ie, die sich die Herstellung des »nöglichst richtige»» charakteristischen und schönen Bildes zur Aufgabe macht, schon oft streifen müssen. Die Wichtigkeit des äußeren Bildes, die Befriedigung des Auges, erhellt fchon aus deu Bezeichnungen, die unfere Sprache anwendet. W^r sprechen von der „Schaubühne“, von „Schauspielern“, von „Zuschauern“. Es bedarf auch keiner »vetteren Auseinandersetzung, um Jedermann zu gegenwärtigen, wie die Herstellung eines stimmungsvollen Nahmens die Wirksamkeit der Dichtung erhöht, die Verständlickkeit erleichtert und den 5dmstgenuh stärkt.

Vemerkingen über Regie und Inscenirung. 229

Diese Aufgabe der Regie wurde, wie ich schon flüchtig andeutete, von ^aube in einer fast tomisch zu nennenden Weise unterschätzt und vernachlässigt. Er bekümmerte sich' nur um das durch den Sinn oder die besonderen Vorschriften in der Dichtung gebotene Unentbehrliche im Aeüßerlichen. Sein Zimmer brauchte kein Fenster zu haben, wenn nicht gerade Jemand durch die Scheiben zu sehen hatte, und wenn nur zwei Stühle benutzt wurden, genügten ihm die zwei Stühle auch für den Prunksalon eines Millionärs. Mit äußerster Mißachtung sprach er von dem Modc-krimskrams, von den Tapezierkünsten der Regie. Wenn nicht seine Mitarbeiter stillschweigend dafür gesorgt hätten, das; die Bühne unter ihm doch wenigstens einigermaßen möglich aussah, so wäre das Bühnenbild, wie es Laube herstellte, oft bis zur Unerträglichkeit öde und nüchtern gewefen. In Bezug auf diefe Formregie sind die Meininger, die übrigens mit dein Herzog als (Generalissimus und seinein ausgezeichneten Kapitän Ehronegk in der Inhaltregie Hervorragendes geleistet haben, für Deutschland die Bahnbrecher gewesen, die Begründer einer ganz neuen Schule, die großen Lehrmeister und wahren Reformatoren. Sie selbst sind, wie ich beiläufig bemerken null, bei den Engländern in der Schule gewesen. Der eigentliche Begründer der neuesten Regieschule ist Charles Kean. Der Herzog von Meiningen hat aber nicht blos das Verdienst, die Anregung des englischen Künstlers und Bühnenleiters für Deutschland fructificirt zu haben, er hat diefe Regie auch ganz selbstständig weiter ausgebildet, wissenschaftlich vertieft und künstlerisch erheblich verfeinert.

In den Vorstellungen der Meininger ist in Bezug auf die Unterstützung der Dichtung durch die äußerlichen künstlerischen Mittel das Höchste erreicht. In der Schönheit des malerischen Bildes, in der blendenden Pracht da, wo sie hingehört, in der Richtigkeit und Treue und in der Anpassung der Stimmung des Aeüßerlichen an den Inhalt der Dichtung sind die Auf-führungen der Meininger Muster gewesen und geblieben. Der Herzog von Meiningen ist selbst Maler, und sogar ein sehr bemerkenswerther Künstler. Das Malertalent hat sich bekanntlich auch auf seinen Sohn, den Prinzen Ernst, vererbt. Der Herzog hat die Skizzen zu allen bedeutenden Decora-tionen selbst entworfen und die Figurinen zu allen Trachten bis in's Einzelne gezeichnet und aquarellirt. Die von uufereu ersten Malern nach seinen Bühnenstizzen gefertigten Decorationen haben durch ihre Originalität, ihr prächtiges Eolorit und ihre künstlerische Feinheit in der Eomposition denn auch allerorten gerechte Bewunderung erregt.

Ebenso ist es um die Trachten bestellt, die in den Eostümstücken von berückender Schönheit uud wunderbarer Eigenart waren. Bis in die gering-fügigste Kleinigkeit war nach den besten Vorlagen aus der Zeit das Richtige wiedergegeben, und es stellte sich wiederum heraus, daß das Echte immer fchön ist. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde es kaum ein Regisseur haben durchsehen können, unsere jugendlichen schönen und eitlen Künstlerinnen

2HO f)llul lindan in vr«st»en.

in die Costüme hineinzubringen, die ihnen und jedem ungeübten Auge zunächst in Schnitt und Farbe unkleidsam, häßlich und burlesk vorkommen mußten.

Wie waren sie selbst erstaunt, wenn sie, in die richtige Umgebung gestellt, auf einmal auch mit der charakteristischen lind wohlgefälligen Aeüßerlichkeit zur Geltung kamen! Wie reizend sie in den verpönten Reifröcken, in dein unmöglichen Kopffutz aussahen!

Dieselbe Genauigkeit herrschte auch in allein Uebrigen, in den Möbeln, den Stoffen der Vorhänge und Bezüge, den Waffen, Geräthen und anderen Requisiten. Die Aufführung eines Eostümstücks bei den Meinigern war nicht bloß eine Augenweide, sondern zugleich auch ein archäologisches Cvllgium »ä oculo8.

Aber nicht nur durch Form und Farbe, durch Trachten und Dekorationen verstanden es die Meinmger, die Wirksamkeit der Dichtung zu Heben, i» der Handhabung und Anwendung aller anderen scenischen Hilfsmittel führten sie entweder das schon Vorhandene auf eine ungeahnte Höhe oder brachten vollkommen Neues. Man denke an ihre Effecte der Beleuchtung und Akustik. Wer hätte den Bollmondschein im Garten des Brutus, den glänzenden Silberreflei auf der weißen Marmorbank vergessen! Wer das von» Morgen- nebel umschleierte Genua im „Fiesco"! Wer die Wirkung des Regens im „Käthchen von Heilbronn"! Wer das Toben des Gewitters in der „Jung' frau" und den Donnerschlag im „Wintermärchen"!

Wie wußten sie durch Geräusche und Töne die von der Dichtung verlangte Stimmung zu unterstützen! Ich brauche nur an die „Ahnfrau" zu erinnern, an das unheimliche Krächzen der Wetterfahnen, an das Pfeifen des Windes durch das Schlüsselloch, an das Rauschen des eiskalten Lustzugs. Man fühlte förmlich die Kälte, obgleich man doch nur das Geräufch hörte. Und diese nervenfolternden, langgezogenen, wimmernden Saitentöne beim Erscheinen der Ahnfrau! Das haben sich auch andere klinge Regisseure gesagt sein lassen. So hat L'Arronge im zweiten Theil des „Faust" auch durch eine mystisch unheimliche Musik eine unbeschreiblich starke Wirkung erzielt.

Während der schauerlich schönen Scene der Lemuren läßt er unter dem Podium im Pianissimo von vier Brummstimmen den verminderten Septimenaccord aushalten. Man weiß gar nicht, was es ist, was das zu bedeuten hat. Man hört nur ein ganz merkwürdiges Gesumme und Gesurre, das die Arbeit der schaufelnden Lemuren in grausig schöner Weise begleitet. Aber nicht nur die Bilder der farbenprächtigen Vergangenheit kamen bei den Meinigern zu einer bis dahin nicht dagewesenen Wirkung, auch die Herstellung der modernen Bühnenbilder war von demselben malerischen Geiste, vou demselben feinsten Verständnis; der Anpassung des Aeüßerlichen an das Innerliche geleitet. Unvergeßlich steht mir vor der Erinnerung die Decoration der Ibsen'schen „Gespenster": ein ungemüthlicher Raum mit alten nüchternen Möbeln, pedantisch gut gehalten, steif, freudlos; im Hintergrunde ein breites Fenster mit kleinen Scheiben, durch die man den unaufhörlich herabfallenden



Vemeikungen über Regie und Inscenirung, 2<sup>^</sup>

Regen sieht — ein Raum, so traurig, so verstimmend frostig, wie man sich ihn für die Beherbergung des Grausigen nur denken kann; Alles kahl, lustlos, und als einziger Zimmerschmuck die dunkle Bronze des schmerzzerrissenen ^notoon.

Voll einem Regisseur, der sich nicht ganz besonderer Begünstigungen erfreut, kann gar nicht beansprucht werden, daß er es in der Kunst der Herstellung eines malerischen und echten Bühnenbildes bis zur Vollkommenheit der Meininger bringt. Diese Höhe hat überhaupt nur erreicht werden können durch den ganz besonderen Glücksfall, für den unfere deutsche Bühne nicht dankbar genug sein kann, daß einmal ein regierender Herr für die Bühne etwas Anderes gehegt hat als die gewöhnliche Theaterfreude und Liebhaberei, als die dankenswerthe Opferfreudigkeit des kunstliebenden Fürsten, — daß in einen, deutscheu Fürsten ein wahrer, echter Künstler steckt, zugleich ein Maler und ein Bühnenkünstler, ein Mann, der das Theater nicht blos liebt, nicht blos Held dafür hergiebt, sondern es auch gründlich studirt hat und eine ganz ungewöhnliche Begabung dafür mitbringt.

Um folche Erfolge zu erzielen, war eine Kühnheit, ein Selbstvertrauen, eine Sicherheit in den Anordnungen erforderlich, die dem Regisseur, der selbst in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis, zur Bühne steht, gar nicht zu eigen sein können.

Dazu gehörte aber noch etwas Anderes: die Abgeschlossenheit der kleinen Residenz, in der ohne Schädigung kühne Versuche unternommen werden, in der sich die Keime ruhig und stetig entwickeln konnten und nicht sogleich durch großstädtische Blasirtheit und «lugrederei niedergetreten wurden. In den thüringischen Städtchen, in der Stille des unbeachteten kleinen Meinigen konnte erst die Frucht vollkommen ausreifen. Hier konnte sich die Phantasie freisten Lauf gönnen, ohne befürchten zu müssen, mit ihren tollen Launen und übermüthigen Sprüngen höhnisches Gelächter hervorzurufen, ohne durch die Aengstlichkeit vor dem und dem irgendwie gefesselt zu werden. Hier durfte die Naivetät, die völlige Unbefangenheit die Zügel führen, und diese Naivetät, die sorglos drauflos geht, ist die Grundbedingung echten, freudigen künstlerischen Schaffens. Hier brauchte man sich nicht unablässig um das „Hu'sn ckiiA-t'Un?“ zu kümmern und nicht mit Spannung und Beklemmung auf die Kritik am andern Tage zu warten. Hier konnte Alles verfucht.

Alles gewagt werden.

tätlichen, das durch den Bach gewatet ist, durfte sich die Strümpfe ausziehen und am Gesträuch zum Trocknen aufhängen. Der Rüpelulk in

„Was Ihr wollt“ durfte die äußersten Grenzen des Burlesken erreichen.

Die geistvollen Anachronismen durften sich getrost im „Wintermärchen“ heraus-

wagen. Die himmlischen Kindereien in den Kleist'schen Meisterwerken, die

reizvollen Uebersvantheiten des Romantikers waren hier ebenso wohl möglich,

wie die wildesten Ausgeburten der krankhaften Phantasie des Dichters.

Hier war der Bärenzwinger in der „Hermannsschlacht“ berechtigt. Hier

2H2 Paul Lindau in Dresden.

war es auch gestattet, die Zwischenacte, während deren der Vorhang nicht fällt, wie in Molières „Eingebildeten« trüben“, mit scherzhaften Einfällen mimisch zu beleben, das Krankenzimmer lüften und ausräuchern und durch die Magd das Bett des braven Argan kunstgerecht machen zu lassen«. Wer hätte das fürst wohl gewagt? Und die Wirkung? Ueberall erhielt Doinette, wenn sie stumm in aller Ruhe, Würdigkeit und Sorgfalt, wie es dem guten Hausmädchen ziemt, die Decken geglättet, die Kopfkissen geschüttelt und richtig niedergelegt hatte, unter immer steigender Heiterkeit bei ihrem Abgang einen donnernden Applaus. Alles das sind Wagnisse, auf die nur ein fouveräer Regisseur versallen kann, der in seiner vornehmen Höhe die betroffenen und verduhten Gesichter der überlegen achselzuckenden Schauspieler gar nicht sieht, der sich um keine verwirrende Bemerkung eines Generalintendanten und Chefs zu scheeren hat, der die blasirten Mienen der „Gegenbesuch« bei der Premiere nicht kennt und von der Kritik nicht verstimmt wird.

Ein Regisseur, der sich nicht in dieser einzigen Ausnahmestellung befindet, würde auf solche Einfälle gar nicht kommen, und wenn er sie auch hätte, würde er damit vor dem von den Meinungen gegebenen Beispiele gar nicht durchgedrungen sein. Jetzt freilich, nachdem die Meinungen das Vorbild gegeben haben, nachdem Alles ausgereift und Alles gelungen ist, sind auch für die weniger Begünstigten die Wege geebnet. Der Regie sind in Bezug auf das äußere Bild ganz neue Horizonte erschlossen. Sie darf viel mehr wagen, als sie früher gewagt hat, denn nun glaubt man ihr; und deshalb ist auch sie vertrauensseliger geworden, jetzt wagt sie mehr und gewinnt oft das Spiel.

Damit wäre auf einige der Hauptpunkte, auf die der Regisseur bei der Inszenierung eines Werkes sein Augenmerk zu richten hat, um es innerlich und äußerlich möglichst richtig, echt und wohlgefällig zur künstlerischen Freude des Publicums herauszubringen, hingewiesen. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß ich das Thema erschöpft habe. Mir genügt es auch vollauf, wenn es mir gelungen ist, einige Anregungen und zu beherzigende Winke gegeben zu haben und gegen die falsche Anwendung des bekannten Goethe-Wortes anzukämpfen:

Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen

probirt ein Jeder, was er mag.

^^M^^-

Meines seligen Onkels ötiefelsammlung.

Novelle

von

Otto Noyuette.

— vaimstadt. —

ms; mein Ataxie in dein Testamente meines Onkels stehen tonnte, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Eher hoffte ich, daß er meine Schwester, die nach dem Tode unserer Eltern seit drei Jahren in seinem Hause lebte, ein wenig berücksichtigen »verde. Das sand sich denn auch bestätigt. Nun sollte ich erfahren, daß auch ich unter die Erben aufgenommen worden war, und stand sehr überrascht, als ich zuerst andeutungsweise von dieser liebevollen Fürsorge des theuren Abgeschiedenen erfuhr. Denn ich war noch ein ganz junger Arzt, hatte vorwiegend Armenpraxis, und es ging mir so knapp, daß ich bei der größten Einfchränkung kaum durchkommen konnte. Ter Gedanke, plötzlich lachender Erbe zu sein, hatte für mich etwas höchst Wohlthuendes.

Es war einige Tage nach dem Begräbnisse, als die Tante meine Hand ergriff und unter Thränen begann: „Euch Alle hat er in seinem Testamente bedacht, der geliebte, unvergeßliche Mann — euch Alle, Alle! Auch Dich! Ja, wie sehr er Dich geliebt, zeigt er jetzt erst recht.“ — Die Tante brach schluchzend im Sessel zusammen. Die Sprache versagte ihr.

Ich schlug ergriffen die Augen nieder und wollte eben von meinem recht peinlichen Gefühl sprechen, daß das Erbtheil seiner beiden uerheiratheten Töchter durch seine Großmuth gegen mich geschmälert werden sollte, als die Magd hereintrat, um eine wirthschaftliche Frage an die Hausfrau zu thun. Die Tante trocknete schnell ihre Augen, sprang ans und rief mit einem Tone, der nichts mehr von innerer Erschütterung hören lieh: „Der Metzger ist ein Dummkopf! Ich werde kommen und es ihm selber fagen!“

2HH Vtto Roquette in Darmftadt,

Sie verlief; das Zimmer. Ick aber trat zu meiner Schwester, welche abgewendet mit ihrer Stickerei am Fenster saß. „Clärchen!“ begann ich nach kurzer Pause flüsternd: „Weint Du — wieviel auf mick kommt?“

Clara wendete sich um, und als ihre Augen in mein Gesicht trafen, zuckte es durch ihre Züge, und trotz ihrer Trauerkleiung platzte sie lachend heraus i „Ach Gott — Laurentius!“ Sie sprach nicht weiter, sondern suchte ihr Lachen hinter ihrem Taschentuche zu verbergen.

Ich heiße eigentlich Lorenz, aber durch den Onkel war mein Name in'5 Lateinische zurück übersetzt worden. „Na —? Laurentius?“ das war immer sein Gruß, wenn ich in's Zimmer trat. So war ich denn, seit der kurzen Zeit, da ich in seinen« Wohnorte lebte, wenigstens in der Familie, zum Laurentius geworden. — „Liebes Clärchen, warum lachst Tu denn?“ entgegnete ich verwundert. „Tu kennst meine Verhältnisse — es kann mir doch nicht gleichgiltig sein, wie hoch ich bei der Erbschaft betheilt bin?“

„Gewiß nicht — aber schränke Teine Crwartungen ein!“

„Sie sind ja nicht hoch gespannt,“ versicherte ich — „aber —“

„Armer Laurentius!“ rief sie mit vor Lachen fast erstickter Stimmei

„Du bekommst —“

„Nun, Clärcken? Nun —?“

„Fasse Tich, Laurentius — die Stiefel!“

„Wie denn, Kind? — Ich verstehe nicht —“

„Ter Onkel vermacht Tir seine Stiefelsammlung!“

Cin Schreck durchfuhr mein Gemüth. „Um Gotteswillen! Tie

Etiefelsammlung — und weiter nichts?“

Clara schüttelte den Kopf und verfiel bei dem Anblick meiner Ver-  
dutztheit in ein neues krampfhaftes Lachen.

Jetzt aber fank auch ich in den Stuhl nieder, von Enttäufchung und Aerger überwältigt. Zwar hätte ich über meine Situation auch lachen können, aber das Lachen Claras verstimmte mich und machte mir meine Lage nur ärgerlicher. Doch ich wußte ja, daß meine Schwester sich nicht aus Schadenfreude über mich belustigte, sondern daß ihr Lachen nur ein nervöser Rückschlag war gegen den Zwang, den sie sich bei der sentimental, und mehr gespielten als aufrichtigen Fassungslosigkeit der Tante auferlegt hatte.

„Verzeih' mir, Lorenz!“ sagte sie endlich. „Cs ist so schauderhaft komifch!

Und wenn ich mir Deine Ueberraschung ausmalte, so konnte ich selbst vor der Tante ein ernsthaftes Gesicht kaum bewahren!“

Ja, schauderhaft tomifch war es! Seiue Stiefelsammlung hatte mir der Onkel, als ein Zeichen seiner besonderen Zuneigung, zum Erbtheil be-  
stimmt. Und — Gott im Himmel! — am Ende hatte ich selbst die Ver-  
anlassung dazu gegeben! Aber jetzt — wenn es seine Richtigkeit damit hatte, ich konnte ja verzichten, ich tonnte die Erbschaft ablehnen! Doch nein, das ging nicht! .hatte ich selbst durch eiue solche Impietät nichts zu be-

Meines seligen Vnkels stiefelsammlung. 2H5

fahren, so mußte ich auf meine Schwester Rücksicht nehmen, die vorerst an die Person der Tante gebunden, nicht dem täglichen Hader gegen mich ausgesetzt werden sollte. Oder — der Gedanke schoß mir plötzlich durch den Kopf — wäre es der Tante vielleicht ganz recht, wenn ich verzichtete? Sie verstand zu rechnen und zusammen zu halten. Sie konnte die Stiefeln selbst verkaufen — und es waren, wie ich einmal gehört hatte, über hundert Paar! Aber wiederum nein und nein! Ich durfte nicht sofort verzichten, die Sache mußte aus gewissen Gründen behutsamer angefaßt werden. Mein seliger Onkel war, was man einen „kleinen Beamten“ nennt, Vüreauchef bei einer Gerichtsbarkeit gewesen und hatte bei bescheidenen Ansprüchen immer sein Auskommen gehabt. La sich dieses durch einen Lotteriegewinn noch verbesserte und der Tante das Haus, in welchem sie wohnten, durch Erbschaft zufiel, konnten sie in ganz behaglichen Verhältnissen leben. Der Onkel war ein stiller, freundlicher Mann, der, lenksam und zufrieden, sich um die Dinge der Welt nicht kümmerte und sich mit dem begnügte, was das Tageblättchen ihm von ihr zukommen lieb. Leidenschaften lagen ihm fern, nur eine Liebhaberei ging durch seine Mußbestunden — der Sammeltrieb war in ihm erwacht. Andere beginnen mit bunten Muscheln oder Schmetterlingen und Käfern, oder sie werfen sich gleich mit erweiterten» Fernblick in die Welt auf Briefmarken aller Nationen. Schlechte Erziehung nach der Mode treibt sie dann zu dein Unfug, Handschriften von Leuten mit bekanntem Namen zu begehren, gleichviel ob der Umworbene Künstler, Minister, Weltumsegler oder berühmter Scharfrichter ist. Wieder Andere sammeln Bücher, seltene Werte, antiquarische Druckschätze. Und wer viel dran wenden kann, weiß Gemälde, Kunstgegenstände, Alterthümer und Allerneustes für sich zu gewinnen. Mein Oheim aber, fern von allen diesen Richtungen, welche doch immer mehr oder weniger mit der Welt in Beziehung stehen, hatte eine stiller umfriedete Neigung, er sammelte — Stiefel. Nicht alte, von Andern schon getragene, nein, Stiefel, die er sich für seine eigenen Füße machen lieb. Und zwar trat dieser Sammeltrieb ohne alle Vorstufen ganz plötzlich und unbedingt in ihm auf. Noch war das erste Paar vorhanden, welches er vor zwanzig Jahren bei Seite gestellt hatte, zwei ehrwürdige Veteranen, mit starken Rüsterstücken auf jeden, Ballen, die eigentlichen Begründer seiner Sammlung. Ihnen reihte er fortan jedes neue Paar an, welches nöthig wurde. Und die Paare folgten sich bald, denn er wartete nicht mehr ab, bis eins derselben schadhaft geworden. Geflickte Stiefeln wies seine Sammlung nur aus den ersten Jahren auf. Waren die neuen einigermaßen gut ausgetreten, so galten sie für die Sammlung reif und kamen in Reih' und Glied, wobei aber nicht ausgeschlossen war, daß sie gelegentlich für einige Zeit wieder in Dienst gezogen wurden. Nicht lange, so kam er dahin, sich in jedem Jahresquartal ein Paar neue anmessen zu lassen, und in den letzteil Lebensjahren war sein Sammeleifer so weit gediehen, daß er in jedem Monat seinen Schuster

2H6 Vtto Roquette in Varmstadt.

und sich selbst durch einen frischen Zuwachs solcher schwarzen Zwillingen für seine Sammlung beglückte.

Die Tante, welche in allen Dingen genau rechnete und zusammenhielt sah diesen, Lurus mit keineswegs günstigen Augen zu, ja, es hatte darüber manche Conflicte mit ihrem Gatten gegeben. Endlich aber zog sie vor, ihn darin nicht mehr zu stören, da sie durch dies Geltenlassen andere Vortheile für sich selbst gewinnen konnte. Sie ließ ihn gewahren und eroberte sich dafür die unumschränkte Herrschaft über das Haus und — ihu selbst, so lange er sich außerhalb seines Museums befand.

Dieses Museum hatte sich der Onkel in einer Kammer nach dem Hofe hinaus eingerichtet. An der Wand befestigte Bretter zeigten die dunklen Reihen seiner Lieblinge, so wohl geordnet, daß sie nach Jahrgängen und Nummern auf einander folgten. Und es war eine stattliche Folge, denn nach der letzten Zählung stellten sich mehr als hundert Nummern — selbstverständlich Doppelnummern, heraus! Aber eine solche Sammlung wollte auch verwaltet sein. Sie mußte vom Staub befreit, ja, sie mußte von Zeit zu Zeit, Stück für Stück, von Neuem geputzt werden. Dafür stand an der Fensterwand ein Tisch mit verschiedenen Sorten von Wichse in Flaschen, Näpfen, auch wohl auf zerbrochenen Tellern, und dazu Bürsten und Pinsel, Echabemesser, kurz alle dazu nöthigen Geräthschaften. Der Onkel war ein gründlicher Kenner dieser Dinge, ja, man konnte ihn auf dem Gebiete der Wichse, der Bürsten und des Blankputzens unter die ersten Autoritäten seines Fachs rechnen. So verwaltete er sein Museum mit Gewissenhaftigkeit und reiner, hingebender Liebe. Wenn er in seinem säuerlich scharf durchdufteten Museum arbeitete, die linke Hand in einen Stiefel versenkt, mit der rechten die Bürste schwingend, daß ihm der Schweiß ausbrach, dann feierte er die eigentlichen Weihstunden seines Lebens, er fühlte sich einen glücklichen Mann. Und das Geschick gewährte ihm« dieses Glück bis zu seinem Tode, der durch einen Schlaganfall ihn sehr schnell hinwegraffte.

Es war noch kein Jahr her, als ich zum ersten Mal mit irgend einer Meldung in sein Museum eintrat. Ich stand überrascht durch den seltsamen Anblick, sowohl seiner Schätze, als auch seiner selbst, denn er war in Hemdsärmeln und trug eine blaue Schürze und rührte mit dem Holzspan eine dunkle Masse zusammen, mit welcher er auch die Hälfte seiner Nase geschwärzt hatte. Mochte er das letztere nicht einmal wissen — denn ein Spiegel befand sich im Sammlungsraume nicht — die Verdunkelung des ziemlich starken Mittelpunktes in seinem Gesicht, zugleich mit dem Blicke, den er den« unerwarteten Gäste zuwarf, gaben ihm den Ausdruck von etwas Berhängnißvollem. Ich suchte mein Eindringen zu entschuldigen, und die Neugier bewog mich, ein lebhaftes Interesse für seine Sammlung und sein Walten darin zu erheucheln. Seine Züge erhellten sich zur Freundlichkeit. Er legte die Bürste weg, trat mit mir an die Wandbretter, machte mich mit den Principien für die Auf-

Meines seligen Onkels Stiefelammlung. 2H?

stellung bekannt, wies nur auch die eigentlichen Veteranen vor. Ja er holte sogar von einer Art von Strafbank ein Exemplar herbei, mit welchem eine ernste Kur vollzogen werden mußte. Denn dieses unbotmäßige Paar knarrte, wenn man darin ausging. Der Oheim hatte dies, als er es kürzlich einmal in Gebrauch gezogen, mit Schrecken wahrgenommen. Da er aber dieses aufdringliche und wichtigthuerrische Stiefelknarren schon bei Anderen heftig verabscheute, wie hatte er es bei seinem soliden und gelassenen Auftreten an sich selbst dulden sollen? Er wußte auch gegen dieses Knarren die geeigneten Mittel anzuwenden. Da ich für Alles »«eine Dheilnahme zeigte, schien er in der glücklichsten Stimmung, und endlich legte er seine Hand auf meine Schulter, und sagte lächelnd: „Ich freue mich, daß Du Verständnis dafür hast, Laurentius! Es soll Dir unvergessen bleiben!“

Diese Worte sielen mir wieder ein, als mir Clara die erste Mittheilung von meiner Erbschaft machte! Meine eigene Heuchelei hatte verschuldet, daß diese, mir scheußlichste aller Sammlungen, in meinen Besitz übergehen sollte! Ja, wenn ich die hundert Paar Stiefel hätte tragen können! Was an mein Lebensende wäre ich jeder Sckusterrechnung überhoben geblieben! Aber der theure Abgeschiedene war auf möglichst großen Füßen durch das Dasein gewandelt, während ich — ohne Eitelkeit sei es gesagt — zu einem Paar Stiefel kam« die Hälfte des Leders brauchte, welches er für einen beanspruchte.

Kurz, es stand fest, daß ich im Testamente mit den Stiefeln des Onkels bedacht worden war. Die Dante erzählte es mir unter Thränen und mit dem ganzen Aufwände ihrer eraltirten Erschütterung. Ich machte gute Miene, und ließ nur einfließen, daß die Erbschaft mich für den Augenblick etwas in Verlegenheit setze, da ich sie bei nur nicht unterbringen könne, und ein Käufer für die ganze Sammlung sich nicht gleich finden werde.

„Ein Käufer? rief die Dante, wie von Entsetzen ergriffen. Laurentius! Du denkst doch nicht zu verkaufen, was Dein Oheim seit zwanzig Jahren zusammengebracht, was seine Erholung, seine Liebhaberei, sein Glück gewesen? Nein, das wäre ein Mangel an Pietät — nein, oh Gott, das überlebte ich nicht! Alles das nun zerstreut zu wissen« — Laurentius, diesen Kummer, diesen Schmerz, dieses Herzeleid wirst Du mir nicht cmthun!“

Die Dante schien fassungslos. Und doch kannte ich die liebe Frau genau genug, um anzunehmen, daß, wenn die Stiefel des Onkels in ihren Händen geblieben wären, sie dieselben unbedingt losgeschlagen haben würde.

„Nun gut, liebe Dante! entgegnete ich. Ich denke ja garnicht daran, ein Geschäft damit zu machen! Aber ich habe in meiner Wohnung keinen Platz für so viel Glücksgüter. Sie gestatten daher wohl, daß die Stiefel für's Erste in dem bisherigen Sammlungsraum verbleiben, bis —“

„Nein! unterbrach mich die Dante mit Entschiedenheit: Das geht nicht! Ich denke die Kammer nebst der anstoßenden größeren Stube fortan zu vermieten. Ein junger Postbeamter hat sich bereits dafür gemeldet. Ich

2H8 Vtto Roquett« in Daimftadt.

tonnte ihn» das unsauber gewordene Gelaß in diesem Zustande nicht zeigen, doch will er übermorgen wiederkommen. Bis dahin müssen die Räume durchaus gereinigt und neu eingerichtet sein. Ich muß daher darauf dringen, daß Du die Sammlung schon morgen, und zwar in aller Frühe, abwlven lassest, denn ich brauche den Tag fast allein zur Säuberung der Kammer! Und doch — wie werde ich den Anblick überstehen — fuhr sie in erneuter Ueber- spannung fort — diese theuren Lebensspuren meines Unvergeßlichen aus dem Hause entführt zu fehen! Oh, daß ich mich auch davon — davon — davon trennen muß!" Ein neuer Thränenstrom schien ihre Stimme zu ersticken. „Heule Du, daß Dick der Bock stoßt!" dachte ich in der entfesselten Roheit meiner Gefühle; aber ich wußte der Heuchelei gegenüber die Rolle des heuchlerischen Trösters so gut zu spielen, daß Clara das Zimmer plötzlich verließ. Es geschah nicht, um ihre Thrcinen 'zu verbergen. Die Dante hatte gesprochen, und es gab keine Einwendung gegen ihre Beschlüsse.

Allein wohin nun mit dem mir zugefallenen Gute? Ich ging zu einem Spediteur, um mit ihm zu verhandeln. Er schickte zwei Kisten und seine ^eute, welche die Sammlung einpackten. So wurde mein Erbtheil in seinem Lagerraum aufgenommen. Daß ich die Kisten bezahlen mußte, und auch sür das Lagergeld aufzukommen hatte, war mir sehr unbequem. Aber meine Schwester, welche, obgleich sechs Jahre jünger als ich, über ein größeres Taschengeld verfügte, als nieine Praris mir monatlich als Einnahmen brachte, half mir aus der Verlegenheit, wie die gute Seele es auch sonst schon getbcm hatte. —

Ich bewohnte damals eine einzige Stube, und zwar zur Wethe bei einem Schuhmacher. Ihn selbst, den Meister Sperling, bekam ich selten zu sehen, mein Verkehr mit der Familie beschränkte sich, wenn ich nicht etwa ärztlich zugezogen wurde, auf die Frau, welche zugleich die Aufwartung bei nur übernommen hatte. Jetzt aber ging ick einmal in die WertstäUe zu Herrn Sperling. Ich fragte ihn nach dem Ergehen seiner Kinder — das jüngste hatte den Keuchhusten — und pochte leise an, wie und wo man etwa getragene Stiefel verkäuflich anbringen könnte?

Der Meister sah prüfend auf meine Füße und entgegnete: „Ihre neuen, Herr Doctor, sind noch ganz gut, und die alten, die ich erst vorgesckuln bade, können Sie auch noch eine Weile tragen!"

Diese Kenntnis; meiner Fußbekleidung, welche sich allerdings auf nur zwei Paar Stiefel beschränkte, und zugleich der Verdacht des Meisters ent- zückten mich dermaßen, daß ich laut auflachen »nutzte. „So ist es nicht ge^ meint, Herr Sperling!" entgegnete ich. „Was ich trage und Sie für mick überwachen, das behalte ich. Es handelt sich um eine größere Anzahl von Stiefeln, die, in zwei Kisten verpackt, beim Spediteur stehen. Es hat sie mir Jemand anvertraut. Dem Eigenthümer wäre es recht, wenn er sie verknusen tonnte. Sie sind noch wohl erhalten —"



Meines seligen Onkels Ztiefelsammlung, 2H)

„Zwei Kisten voll?“ rief der Meister mit großen Äugen. „Wieviel sind es denn wohl?“

„Es sollen über hundert Paar sein.“

„Donners — tag!“ murmelte der Meister. „Ueber hundert Paar — in zwei Kisten! Auf einmal werden sie nicht zu verhandeln sein. Und schon getragen —?“

„Aber noch wie neu!“

Eigentlich schwebte mir die Frage auf der Junge, wie hoch man wohl den Preis für das einzelne Paar ansehen könnte? Doch unterdrückte ich die gewinnsüchtige Regung.

Der Meister aber kam in seiner Ueberlegung meiner Frage ziemlich nahe, indem er sagte: „Man mühte versuchen, sie dutzendweise anzubringen, oder mit eineni halben, einen» Vierteldutzend anfangen. Wenn sie nur nicht schon zu lange getragen sind! .Könnte ich sie nicht einmal ansehen?“

„Die Kisten sind vernagelt, lieber Meister —“

„Na, ich könnte sie ja doch nicht kaufen! Aber ich will darüber denken.

So etwas geht nicht schnell, doch kann man nicht missen —!“

Ich überließ die Angelegenheit dem Denken des Meisters und war zufrieden, selbst nicht mehr daran denken zu müssen. Wenigstens für einige Zeit. -

Da wurde eines Abends die Stadt durch Feuerlärm erschreckt. Es brannte bei einem Spediteur — demselben Spediteur, dein ich meine Kisten anvertraut hatte. In ein paar Stunden war der Lagerraum völlig ausgebrannt, und selbstverständlich »nein Besihthum von den Flammen mit verzehrt. Eigentlich lachte ich mir in's Fäustchen über meinen Verlust, denn eine Art von Sorge war mit ihm verschwunden. Ich hatte meiner Schwester Abends einen Besuch versprochen, ging nun aber nicht zu ihr, um die Lamentationen der Tante über das entsetzliche Ereigniß nicht anhören zn müssen. Tags darauf mußte ich aber doch in ihrem Hause vorsprechen. Da stürzte mir die Tante mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief: „Laurentius! Sie ist ja gerettet — gerettet!“

„Wer ist gerettet?“ fragte ich, fast erschreckt durch die Vermuthung, meine Schwester könnte in irgend einer Gefahr gewesen sein.

„Du weißt es noch nicht?“ entgegnete die Tante, „Deine Sammlung ist gerettet! Die beiden Kisten stehen beim Schlosser im Hofe. Als das Feuer ausbrach, griff man zuerst nach den zuletzt hereingekommenen Gütern, zumal die Kisten hart an der Thür standen. Oh, der Geist des liebevollen Verblichenen hat als Hüter über ihnen geschwebt und sie vor dem Verderben bewahrt! Freue Dich, daß sie Dir wiedergegeben sind! Schon gleich nach dem Brande empfing ich die Nachricht, und vermuthlich darum zuerst, weil die Kisten aus meinen: Haufe abgeholt worden waren. Laurentius, wie muß Dir gestern Abend zu Muthe gewesen sein, als Du den Dampf aufsteigen sahst, der Dir den Verlust Deines Besitzes verkündete!“

««Ib und Eilt,. I.XV. 194 17

250 Otto Roquette in Varmftadt.

Die Tante spielte ihre Komödie noch eine Weile fort, ich aber knirsche im Stillen, daß ich vergeblich gehofft hatte, die verwünschten Stiefel aue der Welt geschafft zu wissen. Wo sollte ich jetzt hin mit meinem Lederzeug? Der Schlosser, den ich aufsuchte, wollte die Kisten nicht länger in, Hofe behalten. Mein Schuster Sperling hatte auch keinen Platz dafür, da? muhte ich. Mußte ich sie wirklich in die Enge meiner Stube, übereinander gethürmt, aufnehmen? Aus dieser Verlegenheit wurde ich noch desselben Tages von einer Seite her gezogen, an die ich dabei am wenigsten gedacki hatte, doch bevor ich diesen glücklichen Fall erzähle, muß ick Einiges über die Angelegenheiten meiner Schwester nittheilen.

Elara befand sich Hause der Tante in einer keineswegs günstigen Lage. Ihrer Erziehung, ihrer geistigen, Richtung, ihrer Bildung nach, war sie au? dem elterlichen Hause in eine durchaus untergeordnete Sphäre hinabgestiegen. Sorgfältige Erziehung und allseitige Ausbildung unserer Fähigkeiten war Alles, was unsere Eltern uns für das Leben hatten mitgeben können. Davon konnte Clara in ihren neuen Verhältnissen so gut wie nichts verwerthen. Sie dachte daran, selbst Erzieherin und Lehrerin zu werden. Aber als der Plan in ihr auftrat, erschien sie mir doch noch zu jung dazu, und überdies that es mir weh, sie unter fremden Menfchen, vielleicht weit weg zu missen und sie für mich selbst zu verlieren. Der letzte Gedanke war c? denn auch, welcher Elara mit ihrem Entschluß immer noch zaudern ließ, denn wir Geschwister hingen sehr aneinander und mochten uns nur ungern einen Tag entbehren. Glücklicherweise war Elara eine frohmüthige Natur, die mit gutem Humor über Manches hinwegkam, was sie im Grunde anwiderte und abstieß. In der letzten Zeit jedoch lastete Einiges auf ihrem Gemüth, was nicht mehr leicht zu nehmen war. Sie liebte und hatte sich seit einigen Monaten heimlich verlobt. Ich wurde der Dritte in dem verschwiegenen Bunde, den ich nur billigen konnte. Ihr Bräutigam war Gyn»nasiallehrer, freilich noch fehr jung, kaum zwei Jahre älter als sie, aber einer der gescheitesten und liebenswürdigsten Burschen, die ich gekannt habe. Als ein jüngerer Bruder eines meiner Universitätsfreunde, hatte er mick bereits aufgesucht und ganz gewonnen, noch bevor er gewagt, sich meiner Schwester zu nähern. Ihr Verlöbniß machten die jungen Leute dann freilich ohne mich ab, doch wurde ich gleich zum Mitwisser erkoren. Freilich war das Gehalt unseres Fritz Allendorf so gering, daß die jungen Leute an eine Verheirathung für's Erste nicht denken durften.

Durch mich wurde Allendorf, als mein Freund, in das Haus des Ontels eingeführt. Der alte Herr mochte ihn fehr gern, da Fritz der unterhaltendste und fröhlichste Gesellschafter war. Die Tante jedoch zeigte sick von Anfang an gegen ihn eingenommen. Witterte sie nun etwas von seiner Neigung zn Elara — einer Neigung, die sie mißbilligte an einem jungen Menschen ohne Vermögen und Stellung — kurz, sie wurde immer absprechender gegen ihn, und endlich erklärte sie mir, sie verbitte sich Herrn

Meines seligen Vnkels 2li«felsammlng. 25^

Doctor Allenoofs Besuche ei» für allemal. So sahen sich die Liebenden außerhalb des Hauses und hatten sich — auf gut Glück und vielleicht auf eine ferne Zukunft hinaus verlobt.

Als ich dem Freunde bei einer Begegnung auf der Straße von meiner Erbschaft und dein Mißgeschick mit derselben erzählte, lachte er zwar von Herzen, rief dann aber: „Dafür weiß ich Rath! Neben meiner Stube habe ich eine Kammer, die nur mit meinem Koffer und einem Gestell mit ausgerangirten Büchern möblirt ist. Für Deine Kisten wäre noch Raum genug darin. Schaffe sie nur zu nur!“

Ich war ganz glücklich über dieses Anerbieten und brachte »leine Sammlung bei ihm unter. Clara lachte, als ich es ihr mittheilte, dann aber wurde sie etwas nachdenklich, und endlich sagte sie: „Vielleicht kann das dazu dienen, die Tante günstiger für Fritz zn stimmen! Du weißt, bei Allem, was nicht in ihrem Kopfe entsprungen, ist sie immer „dagegen“, und mall sucht umsonst zu berechnen, welcher kleine Porthail sie bewegt, auch einmal für etwas zu sein. Diesmal aber —“ Und Clara flüsterte mir einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Dante zu, die sie ebenso belustigten, als sie mich empörten, und gab mir einige Anweisungen, die ich zu befolgen versprach, obgleich meine Diplomatie der Tante gegenüber immer mehr in Gefahr gerietb, in Grobheit umzuschlagen.

Als sie mich nach einigen Tagen fragte, wie ich meine Sammlung untergebracht hätte, bekannte ich, daß ich sie vorerst einem Bekannten hätte allvertrauen müssen. „Der junge Mann,“ so fuhr ich fort, „hat immer eine ganz besondere Zuneigung für den verstorbenen Ontel gehabt, ja, das Sammeln desselben und das stille Walten in seinen« Museum hatte für ihn etwas lief Rührendes. Jetzt ist der Freund ganz glücklich darüber, etwas von ihm, gleichsam den Ausdruck seines geistigen Theils, bei sich bewahren zu tonnen.“

„Aber wer ist denn dieser vortreffliche junge Mensch?“ rief die Tante gespannt.

„Es ist — Doctor Ällenoorf.“

„Wie? Der ^? Allendorf? Aber das ist ja ganz merkwürdig! Hm, lim! Nu ja, mein unvergeßlicher Gatte mochte ihn eigentlich auch gern, und hat oft über seine Scherze gelacht. Es ist wirklich hübsch von Allendorf — recht hübsch!“

Clara schien die Gelassenheit selbst bei diesen« Gespräche, sie unterbrach dasselbe sogar, wie etwas Gleichgiltiges, um es auf andere Dinge zu lenken. Einige Tage darauf brachte die Tante selbst die Rede auf Allendorf.

Es sei eigentlich schade, daß er ihr Haus nicht mehr besuche. Ich erklärte, daß der junge Mann in seinem Berufe sehr beschäftigt sei und sich wenig auf Gesellschaft einlassen könne. „Uebrigens,“ fuhr ich fort, hat seine Tüchtigkeit und sein Eifer bereits die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten erregt, sodaß er zu einer sehr günstigen Stellung ausersehen sein soll.“ Ich

252 Vtto Roquette in Daimftadt.

sagte dann freilich mehr, als ich wußte, aber ich wünschte es, und die Möglichkeit einer solchen Thatsache war ja nicht ausgeschlossen.

Die Tante aber, welche aus ften Gesprächen ihres Gatten eine böse Meinung von „Vorgesetzten“ und der Bedeutung ihrer Gunst gefaßt hatte, sprach sich jetzt mit schöner Hochachtung über Fritz Allendorf aus. Und nach wieder einigen Tagen richtete sie die Frage an mich, ob der junge Doctor wohl eine Einladung zu Tische annehmen würde? Ich wollte ihn darüber so ausholen, sagte ich, zugleich aber mit der Bemerkung, daß, wenn ich ihm fände, daß es in seinen Wünschen läge, die Einladung nicht von mir, sondern von der Dame des Hauses selbst kommen müsse.

Schon am nächsten Sonntag saß Fritz Allendorf mit Clara und mir am wohlversorgten Tische der Tante. Wo es ihr darauf ankam, zeigte sie, daß sie eine sehr gute Küche führen konnte. Der Wein freilich ließ zu wünschen übrig. Fritz war überaus liebenswürdig, Clara zurückhaltend, wie es einen jungen Mädchen zukommt, die Hausfrau in der allerbesten Laune. Was soll ich von Allendorfs immer häufigeren Besuchen sagen? „ur; nach vier Wochen waren Clara und Fritz ein öffentlich verlobtes Paar, inwieweit die Tante erklärte, die Hochzeit müsse nicht lange ausgeschoben werden. Das Erbtheil, welches der Onkel für Clara bestimmt habe, reichte ja über die Ausstattung hinaus, und im Uebrigen müßten junge Leute sich eben einrichten und auf die Zukunft hoffen. „Durch Claras Weggang werden dann auch bei mir einige Veränderungen eintreten,“ fuhr sie fort. „In meinen, oberen Stockwerk wohnen sichere Leute. Ich selbst begnüge mich mit zwei Stuben und meiner Küche. Ich bin ja so bescheiden in meinen Ansprüchen — ach, so bescheiden! Claras Stube, welche frei wird, denke ich auch zu vermieten —“ Bei diesen Worten der Tante sah mich meine Schwester plötzlich mit einem Blicke an, den ich verstehen mußte — denn hinter die stillen Pläne der Sprecherin waren wir schon gekommen. Sie wünschte, daß Clara bald aus dem Hause käme, um ihre Stube vermieten zu können, und darum hat sie die Verlobung plötzlich begünstigt — die liebe Tante! Doch was that's? Die Liebenden waren glücklich.

Es traf sich fogar, daß meine Prophezeiung einer Beförderung Allendorfs schneller in Erfüllung ging, als ich erwartet hatte. Er wurde zu einer sehr verbesserten Stellung, und zwar in eine andere Stadt berufen. Aber diese Stellung sollte er sofort antreten. In acht Tagen aber konnte die Ausstattung und die Vorbereitung zur Hochzeit nicht vollendet sein, erklärte selbst die Tante. Es war um Ostern, man beschloß die Hochzeit bis zu Pfingsten aufzuschieben.

Nun aber trat meine Stiefelangelegenheit für mich wieder mehr in den Vordergrund. Fritz konnte meine Kisten nicht in seinen neuen Wohnort und nicht mit in die junge Ehe nehmen, er durfte sie auch nicht in seiner Rumpelkammer stehen lassen. Da sehr schnell über ihren Verbleib beschossen werden mußte, fand ich keinen wideren Aufbewahrungsort, als nun wirklich meine

Meines seligen VnkelZ stiefelsammlung, 252

Stube! Sie wurde recht beengt dadurch und nicht sonderlich verschönert. Selbst die verschossene Nettdecke, welche Frau Sperling darüber breitete, bot keinen anziehenden Anblick.

Der Meister aber zeigte sich lebhaft gespannt auf den Inhalt meines neuen Mobiliars. Da ich ihm gestattete, eine der Kisten aufzubrechen, zog er mehrere Exemplare meiner Smnilng hervor, betrachtete sie aufmerksam, und sagte- „Groß, groß! Sehr vollkommen! Unter fünfundzwanzig Mark waren sie nicht herzustellen. Schade, daß sie schon getragen sind! Gut sind sie ja noch — recht gut, aber doch nicht mehr neu!“ Er packte die Stiefeln sorgfältig wieder ein, und mir war es, als hörte ich einen tiefen Seufzer seiner Brust entsteigen. —

In der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten sollte ich nun aber ein Spielball der unerhörtesten Aufregungen werden, unter welchen mir kaum die Fassung blieb, mich selbst psychologisch zu beobachten und zu regeln, so daß mir aus diesem Chaos späterhin genug des Beschämenden übrig blieb. Wenn ich nur Posten aufsetze, wie: Unglückliche Liebe, Schatzgräbern, Halb- wahnsinn meinem Lederzeug gegenüber, Forderung vor das Polizeigericht, ein neuer Frack — fo giebt das eine Summe von Erfahrungen, die denn doch etwas zu bedeuten hat! Aber ich will erzählen, und fo fange ich mit meiner unglücklichen Liebe an, die sich ja durch vieles, die Armenpraxis mit eingerechnet, beseligend und zugleich schmerzlich berührend, hindurch schlang. Ja, beseligend war diese unglückliche Liebe! Denn ich hatte eine Neigung bisher noch niemals mit einer solchen Macht in mir aufsteigen gefühlt. Als ein Unglück aber mußte ich sie betrachten, da sich nicht die geringste Aussicht darbot, damit zu einem günstigen Ziele zu kommen. Ich hatte mich in eine junge Dame verliebt, ohne sie jemals gesprochen zu haben, ohne noch in ihre Nähe gelangt zu sein. In den Anlagen vor der Stadt sah ich sie zuerst bei einem Spaziergange, war gleich hingerissen, lief denselben Weg alle Tage, fand sie nicht wieder, entdeckte sie endlich, da sie aus einem Hause trat, erfuhr, daß sie darin wohnte; und als ich nun gar hörte, daß sie Eufemia heiße, war ich weg vor Wonne, und der Name Eufemia klang Tag und Nacht durch mein Gemüth. Ich machte die ganze Stufenleiter der Verliebtheit gründlich durch.

Nun gehörte aber Eufemins Familie zu den angesehensten und reichsten der Stadt, und sie selbst, als einzige Tochter des Hauses, galt für ein sehr verwöhntes und anspruchsvolles Kind, welches selbstverständlich von Männern stark umworben war. Ihr Vater, Herr Nandolf, war Präsident eines ganzen Eomplexes von Eisenbahnen — und, wie mir gesagt wurde, ein ftudirter und gebildeter Mann. Mir aber, dem jungen Arzte mit der Armenpraris, fehlte jede Beziehung zu den Kreisen, in welchen Eufemia verkehrte. Wie sollte ich es nun anstellen, mich der Geliebten zu nähern? Zunächst blieb es beim Pflastertreten vor ihrem Hause. Meine ärztliche Tbtätigkeit ließ mir manche Zeit dazu. Das Glück wollte mir in so fern

25H Ott« Roquette in Dormstadt.

wohl, als ich ihr wirtlich nicht selten begegnete. Aber anreden durfte ich sie doch nicht, nicht einmal einen Gruß glaubte ich an sie wagen zu dürfen. Nur das Ansehen hatte ich frei, und das wurde zu einen. Anstarren, ;u einer leidenschaftlichen Augensprache. Und — merkwürdig! — Eufemia wendete sich nicht strafend ab, sie hielt meinen Blick ans, sie schien verwundert, aber nicht ungehalten. Da fand sich einmal ein besonders günstiger Augenblick. M sah Eufemia vor mir bersckreiten — die reizende, elastische Gestalt mit dem leichten, schwebenden Gange! Plötzlich verlor sie ein weißes Tüchlein, welches unbemerkt uou ihr am Boden liegen bleibt. Ich stürzte mich ans den willkommenen ^und — oh, ich hätte ihm an die Lippen drücken mögen! Jetzt durfte ich sie anreden. Stammelnd vor Glücksgefühl thllt ich es, und reichte ihr das battistene Dasckentüchlein. Tic stützte ein wenig, nahm es aber lächelnd und sagte: „Oh, ich danke Ihnen recht sehr, Herr Doctor!“

Was? Sie nannte mich Herr Doctor? kannte sie mich denn schon?

Ein Freudenstrahl durchzuckte mich, Ich wollte weiter reden, aber schon war sie vorüber, und ich hatte das Nachsehen.

Dann war sie eine Woche — ganze acht Tage lang für mich verschwunden! All mein Pflastertreten vor ihrem Hause vergeblich! Nichts von ihr zu sehen, noch zu erfahren! Es war eine Zeit der Marter, ja der Verzweiflung!

Da sitze ick eines Morgens in meiner Stube, und zwar — mit einem Gedicht an Eufemia beschäftigt. Ja, so weit war ick bereits herunter, daß ich Verse machen mußte! Plötzlich fahre ick zusammen, denn die Schelle wurde stark gezogen. Hastig verberge ich mein Schriftstück und eile zu öffnen, in der Meinung, zu einem tranken gerufen zu werden. Vor »ur aber steht ein „armer Handwerksburscke“, der mich dringend um ein paar alte Stiefel anfleht, Ick sah auf seiue Füße, die in wirklich trostloser Bekleidung steckten. Mir fiel ein, daß ich ja einen so starken Vorratn von Stiefeln besaß, und ohne timstände holte ich ihm ans der Kiste ein Paar heraus, die er mit gerührtem Dank empfing. Diese Unterbrechung war aber meinem Gedichte nickt fördersam, ick mußte das Reimen für diesmal einstellen.

Am andern Murgen saß ick zwar nicht wieder bei Verse», als die Schelle erklang, aber ein „armer Reisender“ stand auch diesmal vor mir mit der Bitte um ein paar alte Stiefel. Da auch sein lußwert traurig genug bestellt war und ich Eile hatte, um in das Krankenhaus zu gehen, griff ick nochmals in die >tiste uud beschenkte ihn aus meinem Erbschab. Auffallend aber war es mir, als am Tage darauf der dritte Stiefelbedürftige erschien. Hatten diese Gesellen einander Mittheilungen über meine Vorräthe gemacht? Ich wollte den Dritten abweisen — allein dieser arme Mensch sah so hilfsbedürftig aus, und ich hatte in meiner ärztlichen Dbärigkeit so viel Einblick in die Armuth gewonnen, daß ich das Mitleid über

Meine« seligen Vnlels Stiefels»mm!nng. 255

mich siegen ließ und meine Sammlung um ein drittes Paar verringerte. Hinterher freilich wurde ich der Beobachtung inne, daß die Stiefel der drei Reisenden eine große Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten, denn bei allen war die große Zehe am rechten Fuße durchgekommen.

Und wieder schellte es Morgens. Ich springe auf und denke: Na warte, der Vierte soll bei mir schön ankommen!

Mich aber begrüßt der Gerichtsbote mit einer Vorladung zum Zeugenverhör in einer Diebstahlsache. So etwas war nur ganz neu, und recht neugierig war ich auch, was ich wohl zu bezeugen haben würde. Ich verfehlte nicht, rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein, und wurde bald in das so und so numerirte Zimmer geführt. In dem Untersuchungsrichter erkannte ich einen mir bekannten Herrn.

Nachdem er mich freundlich begrüßt hatte, ließ er durch den Gerichtsdiener ein paar große Stiefel, auf den Tisch sehen und fragte, ob es mir möglich sei, dieselben als ein einstiges Besitzthum wiederzuerkennen? Ich zuckte die Achsel«. Die Stiefel sahen ihrer Größe nach freilich sehr nach meinem seligen Ontel aus, aber es gab deren viele, die für einen starken Fuß gemacht waren. Ich entgegnete also, daß ich diese sicherlich nie getragen hätte, daß sie aber wohl aus einer Sammlung sein könnten, die ich — gezwungen sei — bei mir zu bewahren.

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach mich der Untersuchungsrichter mit einem eigenthümlichen lächeln.

Mir aber war dies Lächeln unangenehm und daß er — „wußte“, ärgerte mich geradezu. Am Ende wußte« uoch mehr Leute über meine Erbschaft und spotteten darüber.

Die Frage, ob ich dieses Paar Stiefel einem bettelnden Handwerksburschen geschenkt, konnte ich auch nicht bejahen, sondern nur bekennen, daß ich einem armen Reisenden ein Paar gegeben, welches mit dem corpus cleicti allerdings einige Aehnlichkeit gehabt habe. Dann aber kam eine Frage, die mich fast erröthen machte: Nämlich, ob ich in einen der Stiefel eigenhändig einen Hundertmarkschein gesteckt hätte, oder — zweiter Theil der Frage: Ob es mir wahrscheinlich sei, daß eine solche Banknote darin gesteckt haben könnte? Den ersten Theil der Frage konnte ich verneinen, sogar beschwören: Nein! Ich hatte keinen Hundertmarkschein in den Stiefel gesteckt — aus Gründen, die ich dem Untersuchungsrichter nicht weiter darlegte. Ob aber ein solches Papiergeld ohne mein Wissen darin vorhanden gewesen sein könne, das erscheine nur nicht sehr wahrscheinlich. Und doch durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke, der mich elektrisirte.

Der Angeklagte wurde darauf hereingeführt und mit nur confrontirt.

Ich glaubte den Ersten der drei von mir beschenkten Reisenden in ihm zu erkennen. Er sollte den Hundertmarkschein gestohlen haben — ich übergehe die Vorstufen der Anklage — während er, auch mir gegenüber, behauptete, das Papier in einem der beiden Stiefel gefunden zu haben. Trotz seines

256 Vtto Roquette in Daimftadt.

zuversichtlichen und frechen Auftretens wurde ihm wenig Glauben geschenkt, und der Untersuchungsrichter ließ ihn abführen. Dieser theilte mir daraus mit, daß der Angeklagte ein schon mehrfach bestrafte Strolch sei, den man auch diesmal seines Diebstahls wohl überführen werde. Für mich war die Verhandlung zu Ende, und ich wurde höflich entlassen.

In mir aber war ein Phantasiegebilde aufgestiegen, welches vom ersten Lichtblitz auf, sich zu immer weiteren Zauberkreisen ausdehnte. Wenn nun der Strolch die Banknote wirklich in einem der beiden Stiefeln gefunden hätte? Und wenn der Onkel in einen Stiefel jedes Paares (es mochte der rechte oder linke sein) absichtlich und eigenhändig einen Hundertmarkschein gesteckt hätte? Drei Paar hatte ich verschenkt — dreihundert Mark wären mir sonnt bereits verloren gegangen! Aber ich wollte den Verlust verschmerzen, blieben mir doch noch hundert Paar! Denn — das muß ich hier hinzufügen — von den Einpackern des Spediteurs war mir mitgetheilt worden, daß ich über ein hundert und drei Paar zu verfügen hatte. Ich sing an im Kopfe zu rechnen: Es kam eine ungeheuere Summe heraus — zehntausend Mark! Es waren beinahe so viel, als der Onkel meiner Schwester vermacht hatte. Und warum mir nicht diese Zehntausend? Ein bischen Sonderling war er ja, und ein solches Versteckspiel wäre nicht undenkbar gewesen. Vielleicht sollte die Tante von seiner Freigebigkeit und Großmuth nichts erfahren, und so hatte er sein heimliches Legat der verschwiegensten Forin vertraut, seinen Lieblingen, um sie auch mir lieb, ja, doppelt werth zu machen! Mein Eapital sollte nur jetzt den Weg zur Geliebten öffnen. Ich besuchte im Geiste bereits Theater, Eoncerte, vielleicht Bälle, trat in ihre Nähe, wnrde ihrer Familie vorgestellt, fand Aufnahme in ihrem Haufe, sah sie täglich — und so trat Eufemias leuchtende Gestalt plötzlich in die engste Beziehung zu meinem Stiefelvorrath! Ich stürzte, ich taumelte die Straßen entlang. Ich hielt auch wieder an, schöpfte Athem, ich suchte mich zur Ordnung zu rufen, mich für meine Thorheit zu schelten. Trotzdem trat die Wahrscheinlichkeit meines Phantasiebildes doch wieder hinter den Gedanken an die Möglichkeit zurück. Ich kämpfte in nur nieder, was mich fieberhaft erregte, ich ging den Tag über nicht nach Hause, um mich, meinen Kisten gegenüber, nicht vor mir selber lächerlich zn machen. Als ich aber Abends doch in meinen Wohnraum trat, kam es wie ein Parorysmus über mich, wie unwiderstehlicher Trieb zwischen Hoffnung nnd Furcht — ich mußte die Stiefelsammluug auf ihren Inhalt hin untersuchen! An einen solchen Zustand von halber Verrücktheit würde ich kaum geglaubt haben, wenn ich ihn nicht an mir selbst erlebt hätte. Stiefel um Stiefel wurden nun mit Hast beruorgelangt, und, wenn sie sich als leer erwiesen, bei Seite geworfen. Die Enttäuschung steigerte die Aufregung und erweckte die Wuth. Die inhaltlosen Lederhülsen flogen über die Dielen, flogen gegen die Möbel, polterten gegen die Thüren, kreisten durch die ^nft, rutschten in alle Ecken, bedeckten Sopha, Tisch und Bett.



Meines seligen Vntels »tiefelsammlung. 257

Ich hätte in dieser Nacht nicht mein Stubennachbar sein mögen! Die erste Kiste war umsonst durchwühlt, nun wurde die zweite erbrochen. Mit Krachen ging der Deckel auf. Eine Art von Jähzorn beflügelte meine Hände und ließ sich in empörenden Gewaltthaten an einigen mittellosen Exemplaren aus. Was zwanzig Jahre langer Fleiß zusammengebracht und sauber gepflegt und geordnet hatte, wurde in ein paar Stunden der Nacht roh mißbandelt und durch einander geworfen. Es sah um mich her aus wie auf einem Echlachtfelde, über welches ich immer neue Opfer meiner Enttäuschung und meines Ingrimms streute. Und ich schwitzte bei dieser Motion und griff nur tiefer in die Kiste, wie ein Rasender, der, kämpfend für feine Hoffnung, mit Todesmuth zu seinem Ziele dringen will. Schon war der Boden leer — der letzte Stiefel kam an die Reihe. Halt! Es war etwas darin! Meine Hand fuhr hinein und zog ein dickes Eonvolut in Papier gewickelt heraus. Mit pocheudem Herzen wickelte ich es auf, und fand — einen von Wichse geschwärzten Lappen und in diesem wiederum einen nichtswürdigen hölzernen Pinselstiel mit schäbigen verbrauchten Borsten! Wüthend schleuderte ich das Ding von nnr. Da hörte ich etwas klirren. Der Pinsel war gegen die Fensterscheibe geflogen. Diefes Klirren der zerbrochenen Fensterscheibe — die ich selbstverständlich auch noch bezahlen mußte — gab nnr die Besinnung wieder. Sie kam spät, und sie zeigte mir nur die Schrecken meiner Niederlage. Ich überblickte das Chaos in meinem Zimmer, schlug mich vor die Stirn und schämte mich meiner heillosen Verücktheit!

Aber an ein Wiedereinpacken oder Aufräumen konnte ich in dieser Stimmung nicht gehen. Mit den Füßen nur stieß ich mir einen Weg zu meinem Nette zurecht, befreite dasselbe vou deu Opfern meiner Wuth und legte mich selbst hinein — denn es war gegen zwei Uhr Nachts. Doch sollte nach diesen aufregenden Stunden ein gefunder Schlaf nicht über meine Augen kommen. In halbwachem Traume fetzte ich meine Beschäftigung fort. Durch das Zimmer flatterten lauter Hundertmarkscheine. Sie trugen menschliche Züge und schnitten mir höhnische Gesichter. Alle Stiefel erboben sich, tanzten, drängten, sprangen drohend um mich her, und auf dem Sopha saß die Tante und sang aus der Zauberflöte i „Das klinget fo herrlich, das klinget so schön“, wobei sie den Takt mit den Händen auf die Knie schlug. Ick glaube, ein Fieber schüttelte mich, und aus jedem Halbschlummer fuhr ich entfetzt wieder auf.

Erst gegen Morgen fand ich Schlaf. Als ich aber erwachte und die Gräuel unl mich her überblickte, überkam mich neue Beschämung. Schnell kleidete ich mich au und versuchte einige Ordnung ini Zimmer herzustellen. Aber schon trat meine Wirthin mit dem Frühstück in das Zimmer. Der Anblick des unerhörten Durcheinander, sowie die Zugluft durch das zerbrochene Fenster riefen einen Schrei auf ihre Lippen, und beinahe hätte sie das Frühstück zu Boden fallen lassen. „Ach, um Gotteswillen — Herr

258 Vtto Roquett« in vaimstadt,

Doctor!" rief sie und machte Miene, das zerstreute Gut um» Boden auszusammeln. Ich alier wehrte es ihr. „lassen Sie liegen, Frml Sverling!" rief ich. „Schicken Sie Ihren Mann zu nur, ich habe mit ihm zu sprechen."

Als der Meister bald darauf eintrat, blieb er, nicht minder überrascht, an der Thür stehen. Aber, bald gefaßter, begann er: „Herr Doctor haben über Nacht einmal ausgepackt! findet sich wohl kein Paar darunter, das für Ihren Fuß passen will?"

„Nein, Herr Sperling!" entgegnete ich. „Sie sind wM so gut, mir zu Hilfe zu kommen und die Sammlung wieder einzupacken?"

Herr Sperling machte sich sofort au's Wert. Er suchte die zusammengehörigen Stiefel aus allen Ecken hervor und legte die Paare sauber in die Kiste nieder. Aber das war eine lange Arbeit, uud das ucrständnißvolle Einpacken erwies sich als zeitraubender, als mein zornbeschwingies Ausräumen. Iuweileu schien Herr Sperling etwas sagen zu wollen, richtete sich auf, seufzte tief und fuhr topfschüttelnd in seiner Beschäftigung fort. Plötzlich rief er: „Herr Doctor — ich will Ihnen etwa? sagen! Wegen der Stiefel, mein' ich! Also — wie gesagt — wenn Sie den ganzen Vorrats) auf einmal verkaufen wollen, können Sie ihn noch lange hier sieben haben. Aber in kleineren Partieen, so immer ein lialb Dutzend Paar — mehr oder auch weniger — tonnte es angeben. Herr Doctor, Sie wissen, ich bin nur ein armer Mann! Wenn Sie mich an jedem Paar — zwanzig Pfennige verdienen lassen — verkaufe ich Ihnen mit der Zeit die ganze Geschichte!"

Ich war in diesem Augenblick begeistert von seinem Anerbieten. „Sie kriegen sogar dreißig Pfennige für's Paar," rief ich, „wenn Sie mich von dem Ballast befreien!"

Mein Schuster lächelte. Aber es ging zugleich ein Fug vou Wehmulb durch sein Gesicht, hiuter welchem ich den Gedanken las: „Hätte ich doch gleich fünfzig Pfennige gefordert! Er würde sie mir auch zugestanden haben!"

Es blieb aber bei dreißig. Herr Sperling zog einen Bindfaden durch die Oesen uo» zwölf Stiefeln, stellte sie als Bortrab unseres geschäftlichen Feldzuges bei Seite und fuhr mit dem Einpacken fort. Jetzt aber mit so angeregter Geschwätzigkeit, daß ich mich fertig ankleidete, um auszugeben, und ihm mein Zimmer überließ.

Nach einigen Krankenbesuchen ging ich durch die Anlagen vor der Stadt. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Die Schönheit des Partes im frifch auftnospenden Grün erschien mir aber erst recht schön, als ich durch die Bäume das Nandolfsche Haus schimmern sah, welche? in dieser schönsten Gegend der Stadt gelegen war. Noch hatte die Stunde nicht geschlagen, welche mir zu einer Begegnung Enfemiens hier fchon häufig günstig gewesen. Inzwischen spazierte ich am Rande des Partes auf und

Meines seligen Vnlels stiefelsamlnng, 25)

nieder, lind so reekt im (Gegensatz zu dieser sonnigen Frühlingspracht fiel mir meine Tollheit ein, mein nächtliches Wirtschaften nnter den Stiefeln, und ich sing an, mick uon Neuen» über mein Betragen zu ärgern. Dadurch von meiner Umgebung abgezogen, schritt ich schärfer aus, bis ich inne wurde, daß ich mich uon dem Ziel meiner Wünsche weit entfernt hatte.

Hastig kehrte ich um, die Blicke scharf nach der Seite der Häuser hin gerichtet. Da erblickte ich zwei junge Damen. In der einen erkannte ich meine Schwester Clara, in der anderen — zu meiner Verwunderung — Eufemia! Wie kamen die Beiden zusammen? Wußte ich doch nicht, daß sie miteinander bekannt waren! Und sie schienen im lebhafteste» (bespräche! — Schnell war ich drüben, um ihneu zu begegnen.

„Hüten Morgen, Lorenz!“ rief Clara, als ich mich grüßend verneigte.

„Ich habe Dich ja lange nicht gefehen, böser Mensch! Liebes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Bruder vorstellen? Doktor N . . ., Fräulein . . .“

„Ich habe seiner Mite schon etwas zu verdanken,“ — sagte Eufemia lächelnd — und sie erzählte die ergreifende (beschichte von ihrem verlorenen und von nur gefundeuen Taschentuche. Ich war außer mir vor Freude, ihr so unerwartet schnell vorgestellt worden zu sein und mit ihr reden zu dürfen. Aber ich nahm mich zusammen, «ur den hoflichen jungen Herrn zu spielen. Ich redete auch, und Eufemia sprach ebenfalls — ich glaube, wir sprachen von der Schönheit des Frühlings, und daß die Nachtigallen schon da wären — ich weih nicht mehr, aber ich meinerseits war jedenfalls sehr eifrig und angelegentlich bei der Unterhaltung. Plötzlich aber sagte Eufemia: „Es ist nun doch wohl Zeit für mick —!“ Und zu Elara gewendet: „Also auf Wiedersehen — morgen!“ Sie grüßte und verschwand in ihrem Hause.

„Weißt Du auch, wo ich herkomme?“ fragte Elara, als ich allein neben ihr her schritt. „Du erräthst es doch »icht, also — aus der Hochschule!“

„Kochschule? Du? Wie denn —?“

„Aber was ist da zn verwundern? In vier Wochen werde ich heirathen. Ich muß meinem Fritz doch eine Suppe kochen können! Da die Tante mich nicht gern in ihrer Küche sieht, suche ich mir meine küchenlünstlerische Ausbildung außer dem Hause. Oh, ich sage Dir, ich verstehe mich bereits auf Gerichte —!“

„Sage nur nur, Clinchen, wie kommst Du zu dieser Bekanntschaft? Kennst Du Fräulein Nandolf schon länger?“

„Auch nur durch die Kochschule. Sie ist meine Mitschülerin in den vierzehn Tagen meiner Studien am Herde.“

„Nicht möglich! Sie lernt kochen? Eine so verwöhnte junge Dame — die Tochter des Randolffchen Hauses —?“

„Oh, sie ist gar nicht so verwöhnt,“ sagte Elara. „Trotz des Ueberflusses, in den, sie lebt, ist sie ein liebes, einfaches Mädchen geblieben.“

260 Ott« Roquett« in varmftadt.

Sie hat viel Sinn für Häuslichkeit. Uebrigens ist sie nicht, wie Tu meinst, so eigentlich die Tochter des Randolfschen Hauses —"

„Nicht die Tochter^? Wie das —?"

„Eufemia ist eine Waise. Seit ihrem dritten Lebensjahre hat Frau Randolf sich ihrer angenommen. Sie wurde im Hause erzogen und erhielt darin Kindesrecht. Es sind drei Söhne da, die sie ganz als ihre Schwester betrachten, und die Pflegeeltern lieben sie wie eine eigene Tochter. Ich habe auch in der kurzen Zeit, seit wir uns kennen, eine rechte Zuneigung zu ihr gefaßt. Ja, und denke Dir nur, sie hat auch schon einmal von Dir gesprochen!"

„So? Was sagte sie denn?"

„Sie fragte mich, ob ich nicht einen Bruder hätte, dem eine große Stiefelsammlung als Erbtheil zugefallen?"

Ich war schrecklich enttäuscht. Mußten die verfluchten Stiefel das Einzige sein, was Eufemia an mir interessirte? Doch suchte ich mich zu fassen. „Warum hast Du mir nicht eher von Deiner neuen Bekanntschaft erzählt?" fragte ich befangen und unsicher.

„Wie konnte ich denn wissen, daß Dir etwas daran läge? Und wie konnte ich Dir in der lebten Zeit überhaupt Mittheilungen machen? Gestehe selbst ein, daß Du mich seit drei Wochen sehr vernachlässigt hast! Früher kamst Du den Tag zweimal, seit Fritz fort ist, immer seltener, und jetzt bist Du vier Tage lang nicht bei mir gewesen. Selbst der Tante fällt es auf. Hätte ich nicht so viele Briefe an Fritz zu schreiben, wahrhaftig, ich wäre schon in Deine Wohnung gedrungen! Was geht eigentlich mit Dir vor, Lorenz? Auch jetzt scheinst Du mir nicht in der besten Stimmung —!" Nun konnte ich nicht anders — ich mußte meine Schwester zur Vertrauten in meiner Herzensangelegenheit inachen. Ich zog sie in einen weniger belebten Baumgang und legte ihr ein Oeftändniß ab, indem ich zugleich die Befürchtungen aussprach vor den Schwierigkeiten, die mir im Randolfschen Hause entgegenstünden, selbst wenn Eufemia nur die Pflegetochter desselben war. Elara, obgleich überrascht, zeigte sich doch sehr erfreut und zur Vermittlerin von ganzem Herzen erbötig. Als glückliche Braut, die den jüngsten Brief ihres Liebsten in der Tasche trug, um sich auch in der Kochschule nicht von ihm zu trennen, wollte sie von Schwierigkeiten nichts wissen, zumal sie ein bischen stolz auf ihren Bruder war. Aus allerlei kleinen Redewendungen wollte sie, um mich zu ermuthigen, die Wahrnehmung gemacht haben, daß Eufemia mir Igünstig gestimmt sein müsse. In dem Randolfschen Hause sei man auch garnicht so hochmtthig und ablehnend, und mache dort einen Unterschied zwischen „großer Gesellschaft" und Familien-uerlehr. „Ich jhabe," fuhr Elara fort, „selbst kürzlich einen Abend bei ihnen zugebracht, ganz im engsten kreise, und habe die ungezwungenste und anregendste Unterhaltung gehabt. Es sind wirklich gebildete und natürliche Menschen. Sir Imben auch eine große Sorge, nämlick die um den jüngsten

Meines seligen Vnkels 3tiefelsammlung. 26^

Sohn, der wohl nicht hoch zn Jahren kommen wird. Die beiden älteren waren auf der Universität und sind jetzt auf Reisen, der sechzehnjährige aber ist ein kranker Knabe, um den sich, wenn nicht Alles, doch viel im Hause dreht. Aber er ist sehr gescheidt, Eufemia liest viel mit ihm. Und was Eufemia betrifft, so glaube ich kaum, daß die Eltern sehr hoch mit ihr hinaus wollen, und ihre eigenen Ansprüche sind mir einigermaßen bekannt. Sie hat bereits Anträge gebabt, aber solche, welche sich leicht als Spekulationen auf ihr Vermögen erkennen ließen. Sie hat aber kein Vermögen. Wenn Herr Nandolf sie auch nicht kahl und dürftig ausstatten wird, so ist sie doch keineswegs als eine „glänzende Partie“ zu betrachten. Eine „gute“ Partie aber wird sie bei ihrem Charakter, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem häuslichen Sinn immer sein.“

Mir schwirrte der Kopf, und doch wünschte ich, daß Clara nur fort und fort so von Eufemia reden möchte. „Und nun hör' an —“ fuhr mein Schwesterlein fort, „was für ein Plan in meinem Kopfe entsprungen ist! Eufemia hat mich zu morgen Abend wieder eingeladen. Ich werde hingehen. Du kommst um halb zehn Uhr und läßt Dich als meinen Bruder melden, um mich abzuholen. Dann braucht man mir nicht den Bedienten mitzugeben oder anspannen zu lassen. Man muß das sogar auch rücksichtsvoll nennen!“ Clara lachte vergnügt, dann fuhr sie fort: „Also, Du lätzest Dich zu meiner Abholung melden. Selbstverständlich ladet man Dich ein, einzutreten, es giebt noch ein halbes Stündchen Plauderei, und auch Du wirst ja — sehr liebenswürdig und angenehm sein! So bist Du eingeführt, machst ein paar Tage darauf Deine förmliche Aufwartung — das Uebrige ist Deine Sache! Habe nnr Pertrauen zu Dir selbst, dann kann es Dir nicht fehlen!“

Ich hätte meinen, Elärchen hier im knospenden Frühlingswalde uni den Hals fallen mögen, denn nnr war sehr nach einer Umarmung zu Muthe, aber ich bezwang mich und trennte mich bald von ihr in der gehobensten Stimmung.

Als ich mein Zimmer betreten hatte, stürzte Meister Sperling herein und warf mit triumphirender Miene eine Handvoll Geld auf den Tisch. „So viel für das erste halbe Dutzend!“ rief er, um hastig aus der Stiefelkiste andere sechs Paar zum Kranze zu schlingen. Aus seinem betriebsamen Eifer schöpfte ich die Vermuthung, daß er bei dem Verkauf seinen Vorthail, über das von mir Bedungene hinaus, gehabt haben mochte. Er nahm die dreißig Pfennige für je ein Paar mit einer gewissen noblen Gleichgiltigkeit und enteilte zu neuen Geschäften.

In mir aber erwachte beim Anblick und im Besitz des Geldes eine Regung, die, wie ich glaube, mir bis dahin fremd gewefen war, nämlich die Eitelkeit. Es erschien mir plötzlich nothwendig, um des besseren Eindrucks willen, mehr auf mein Aeußeres zu verwenden. Hastig öffnete ich den Kleiderschrank, und mein Frack war das erste Stück, das mir in die

262 Vtt« Roquette in vaimstadt.

Hände siel. Ich fand, er sei uon veraltetem Schnitt, sähe etwas nach Examen aus und habe mir nie sonderlich gut gestände». Ei» neuer Frack mußte angeschafft werden, es verstand sich von selbst! Und — am besten gleich ein ganzer Gesellschaftsanzug! Freitich, das durch den Pertauf des ersten Halbdutzend Stiefeln gelöste Geld reichte dazu noch lange nicht au? — aber wenn mir Meister Sperling demnächst wieder so viel brachte und immer neue Summen — ei, was! ich hatte das beste Zutrauen z» meiner Hilfsquelle — die Einnahmen mußten ja zu einer ganzen Garderobe ausreichen. Noch desselben Tages ging ich zu einem der eisten Kleideitünstler und ließ mir Maß nehmen. Offen gestanden, ich hätte den neuen Frackanzug am liebsten gleich gehabt. Aber bis morgen war er doch nicht herzustellen und überdies wäre es nicht richtig gewesen, morgen Abend nur zur Abholung meiner Schwester schon im Frack in das Randolfsche Haus zu gehen.

Nun aber kam Alles wirtlich so, wie Clara es vorgeschrieben und vorausgesehen hatte. Der Diener meldete, daß das Fräulein durch den Herrn Bruder abgeholt werde. Darauf tan» mir Herr Randolph felbst entgegen und nöthigte mich in höflichster Weise in das Speisezimmer. Die Familie sah noch beim Nachtisch an der Abendtafel. Der Hausherr stellte mich seiner Gattin vor, Eufemia lächelte, Clara warf mir einen Blick schlauer Genugtuung zu. Der tränke Knabe lag ausgestreckt auf einer Chaiselongue. Ein Glas Wein war nicht abzulehnen, und die Unterhaltung tam gleich in Gang. Ich lenlte in Herrn Randolph einen sehr angenehmen Mann kennen und in der Hausfrau eine Dame voll mütterlicher Freundlichkeit. Plötzlich sagte Herr Randolph: „Wie ist doch das, verehrter Herr Doctor, haben Sie nicht eine merkwürdige Erbschaft gemacht? Eine ganze Sammlung uon Stiefeln?"

Alle lächelten bei dieser Frage, sogar Eufemia, ich aber konnte meinen Mißmuth nur schwer unterdrücken. „Es gereicht mir nicht zum Northeil," entgegnete ich, „daß durch diese abgeschmackte Sammlung- mein Name in der Oeffentlichkeit erst bekannt geworden ist."

„Nun, nun," sagte der Hausherr einlenkend, „zum Nachtheil kann e? Ihnen auch nicht gereichen! Ist etwas Komisches dabei, so fällt es auf den Erblasser zurück. Sie haben eben das Geschick aller Derjenigen, die eine Sammlung übernehmen müssen, zu der sie vielleicht in gar keiner Beziehung stehen. Was wird nicht Alles gesammelt, das Größeste und Wichtigste, uni den Ueberlebenden dann zu einer Last zu werden. Es giebt aber auch Sammlungen, die plötzlich wegkommen, aus der Welt verschwunden sind, man weiß nicht wie und wohin. Darüber kann ich Ihnen eine Geschichte aus meinem eigenen Hause erzählen. Von meinen beiden großen Söhnen war der ältere als Knabe nicht im Geringsten genäschig, der jüngere aber überaus lecker. Der Aeltere verwahrte jedes Stückchen luckerwert und sonstiges „Gute" in einer Schublade und nannte den Borrath seine Coxfect-

Meines seligen Vnkels stiefelsammlung. 263

smmnlung. Da wird eines Tages der Jüngere trank. Er hat sich den Viagen in unerhörter Weise verdorben, während der Zuschnitt des Hauses dazu doch keine Veranlassung gegeben haben konnte. Da kommt der Aeltere und meldet verwundert, das; seine ganze Sammlung plötzlich verschwunden sei. Nim kam es heraus. Sein Brüderchen hatte sich über die zufällig unverschlossene Schublade hergemacht und sie auf ein Mal rein ausgefressen! Er hatte es zu büßen, der Andere aber hörte auf zu fammeln.

Nun lachten Alle, ich selbst am meisten. Bald darauf fragte ich den Hausherrn leise, woran eigentlich sein jüngster Sohn leide? Er gab mir flüsternd Antwort. „Ich bin überzeugt,“ entgegnete ich, „der Knabe wäre bald auf die Beine zu bringen. Sein Leiden ist beilbar — man muß sich nur zu einer gewisse« Kur entschließen —“

Ich hatte nämlich im Hospital kürzlich den ganz gleichen Fall vor mir gehabt und dem Patienten durch eine bis dahin noch nicht angewendete Behandlung wirtlich geholfen. Eilt ganz gesunder Mensch war er freilich noch nicht geworden, hatte aber doch die Fähigkeit erlangt, sich durch leichte Arbeit wieder selbst etwas zu verdienen.

HerrNandolf lockte mich in das Nebenzimmer und wünschte Eingehenderes darüber zu hören. Ich verwies ihn auf den alten Medicinalrath, der das Hospital inspicirt hatte, und der, wie ich erfuhr, auch der ärztliche Nath hier im Hause war. Der alte Herr, zu Neuerungen nicht sehr geneigt, batte sich anfangs mit meiner Methode und den von mir angewendeten Mitteln garnicht einverstanden erklärt, sie sogar gefährlich genannt. Als die Kur aber gelungen war, wollte er mit seiner Anerkennung gegen mich nicht zurückhalten. „Ich danke Ihnen recht sehr für diese Mittheilung!“ sagte Herr Randolf am Schlüsse des Gespräches. „Ich werde morgen mit unserem ärztlichen Hausfreunde sprechen.“

Schon Tags darauf wurde ich durch den Diener zu einer Eonferenz mit dem Medicinalrath in das Randolfsche Haus eingeladen. Ich fand den Hausarzt mit dem Hausherrn meiner harrend. Wir führten eine längere Verhandlung, die nicht hierher gehört, nach deren Abschluß der Hausarzt sagte: „Wenn Sie es sich mit gutem Gewissen zutrauen — wohl, so überlasse ich Innen ineinen jungen Patienten! Dazu aber wird es gut sein, daß wir in ein näheres Verhältnis; treten, welches Ihnen auch mein Vertrauen beweisen soll. Wenn Sie nichts dagegen haben, so er- lenne ich Sie zu meinem Assistenzärzte. Vertreten Sie meine Stelle im Hause!“

Wer war glücklicher als ich? Meine ganze ärztliche Laufbahn schrieb sich von dieser Stunde her. Der dürftige Armenarzt trat fortan in immer größere und weitere Kreise, erwarb später Wohlstand und Besitz — ach, und was sonst nicht Alles! In diesem Augenblicke aber emufand ich nur das Glück, in meiner neuen Stellung täglich das Haus besuchen zu dürfen und Eufemien täglich zu sehen!

2SH Gtto Roqueite in Vaimstadt. —

Es versteht sich, das; ich es mit der Kur meines Kranken sehr ernst nahm. Derselbe schloß sich mir bald herzlich auf, und Arzt und Patient wußten sich auf den fröhlichsten Fuß mit einander zu stellen. Schon nach acht Tagen war eine wesentliche Besserung des Leidenden sichtbar. Ter Medicinalratb kam auch fast taglich — vielleicht zum Theil aus Neugier — schüttelte häusig den Kopf, nickte auch wohl, und schlug mir dann auf die Schulter, mit deu Worten: „Die Courage hätte ich nicht gehabt! Na, ihr Jüngeren geht eben euren eigenen Weg. Und für diese Wege — ja, recht, ich wollte Sie längst darnach fragen — für diese Wege sind Sie ja wohl ausgerüstet durch hundert Paar Stiefel, die Sie geerbt haben? — Die Anspielung des alten Herrn erregte meinen Mißmuth schon nicht mehr. Ich tonnte darüber lachen. „Nun, fuhr er fort, ich wünschte, Sie fänden ein Paar Siebenmeilenstiefel darunter, die Ihre Earriöre beschleunigten!"

Ob sich ein Paar Siebenmeilenstiefel in meinen» Vorrath befanden, weiß ich nicht, denn ich war nicht mehr in der Stimmung, ihn, auf diese Kraft hin, durchzuprobiren. Vielleicht hatte ich sie durch Meister Sperling bereits verkaufen lassen, und ein Anderer freute sich ihrer Wirkung in die Ferne. Trotzdem aber ging es vorwärts mit mir, und hauptsächlich durch die Genesung meines Patienten. Ihm die völlige Rüstigkeit für das Leben zu gebeu, staud nicht in meiner Macht. Aber es war doch schon viel für ihn gewonnen — und auch für mich!

Was foll ich über die Freude der Eltern sage«? Ich war nicht nur täglich Gast, ich gehörte schon fast zur Familie! Ich verkehrte mit Eufemion ohne alle Beängstigung. Sie kam mir freundlich entgegen, wir unterhielten uns viel und wurden dabei von Niemand gehindert—ich werde mich aberhüten, etwas von nnferen Gesprächen zu uerrathen. Eben weil wir uns äußerlich unbeeinträchtigt fühlten, liehen wir glücklich keimen und wachsen, was in unseren Herzen — auch in dem ihrigen, ich wußte es bereits — seinen Tag erwartete.

So kam ich in Gefahr, meine Schwester von neuem zu vernachlässigen. Diesmal aber zürnte sie nicht. Neberdies sahen wir uns häusig im Randolfschen Haufe.

Inzwischen erschien auch mein Geschäftsfreund Meister Sperling säst jeden Morgen in meinem Zimmer, um eine Handvoll Geld auf den Tisch zu legen und in die Stiefelkiste nach neuer Beute zu greifen. Auch der neue Frackanzug wurde gebracht — wunderschön! Und ich tonnte ihn baar bezahlen! Aber, merkwürdig! Das herrliche Kleidungsstück machte jetzt gar keinen Eindruck auf mich. Ich schloß es in den Schrank — für kommende Gelegenheit.

Drei Wochen vergingen mir im Umsehen. Ich mußte nun an einige Vorbereitungen zu Elaras Hochzeit denken, die in acht Tagen stattfinde!! sollte. Die Tante hatte so oft ausgesprochen, daß es wohl schicklich sei, dieses Fest nur ganz klein und einfach zu feiern — fo bescheiden, wie ilir



Meines seligen Vnkels 5tiefelsammlung, 265

Wittwenstand und die Verhältnisse der Braut es «erlangten. Clara fragte mich lachend, ob ich wohl glaube, daß die Tante den versprochenen Rinderbraten daran wenden werde? Was lag den Liebenden an einer Feier mit Gästen und an äußerem Prunk? Fritz freute sich, seiner Braut bald eine freundlichere Stätte zu bieten, und Clara hatte keinen anderen Gedanken, als diese Stätte nur bald zu betreten. Das hübsche und praktische Hochzeitsgeschenk, welches ich ihr mit Hilfe meiner fließenden Stiefelquelle überreichen konnte, empfing sie aber mit Rührung und Freude.

Diese häufigen Hochzeitsgespräche, nicht nur mit Clara, sondern auch mit Cufemia, sowie überhaupt in der Familie Randolph, in welcher man herzlichen Anteil nahm, regten mich aber doch auf. Ich dachte an meine eigene Zukunft, an Haus und Herd — oder, nein! so weit gingen meine Gedanken gar nicht! Sie blieben bei dein geliebten Mädchen, bewegten sich in dein Glück der Gegenwart. Mit Cufemia allein zu sprechen, hätte sich bis vor Kurzem mancher Augenblick gefunden, seht aber, wo Wölfchen, mein Patient, täglich mehr auf die Beine kam, wollte dieser stets um mich und die Schwester sein, und um jeden für uns günstigen Moment war es geschehen. Trotz seiner Jahre noch ganz Knabe, schien er nicht zu ahnen, welche eine Störung er für uns geworden. Endlich lauerte ich es ihm doch ab, um mich in fliegender Hast der Geliebten zu erklären. Was ich sagte und was Cufemia erwiderte, wird mau hoffentlich nicht schwarz und weiß von mir verlangen! Als historische Thatsache aber muß ich hinzufügen, daß ich den neuen Frack nicht anhatte, und daß weder ich noch fönst Jemand ihn an mir vermißte. Erbebend vor Freude und Glück gingen wir zur Mutter. Sie lächelte, wunderte sich gar nicht und schloß uns in ihre Arme. Dann kam Herr Randolph nach Hause — wunderte sich mich nicht, war sehr vergnügt und schien es nicht anders erwartet zu haben. Ich aber begriff kaum, daß etwas so einfach und leicht zum Abschluß kommen konnte, was ich mir als das Allerschwierigste vorgestellt hatte. Der Jubelvollste unter uns war Nülfchen, der lebhaft um uns herumsprang — die Eltern waren so glücklich, daß ich ihn zum Springen gebracht hatte!

Zur Hochzeit meiner Schwester legte ich den neuen Frackanzug aber wirklich an. Doch ging ich nicht allein hin, sondern führte am Arm Cufemien, seit zwei Tagen meine Braut! Räch der Trauung in der Kirche versammelte sich die Hochzeitsgesellschaft in den Räumen der gütigen Tante. Es waren nur fünf Personen, welche sich zu Tische setzten. Die „Brautmutter“, die Reuermählten und das neue Brautpaar. Hatten Fritz und ich nicht für den Schmuck und einige Vervollständigung der Tafel geforgt, wir hätten noch unfechtlicher und einfacher gespeist, als es der „Bescheidenheit der Verhältnisse“ und dem Wittwenstande der Hausherrin gebührte. Die Tante war vielfach pathetisch und thränenreich, und dann wieder zerstreut, als ob ihr Denken schon nach anderer Seite hin schweifte. Nach meinen Stiefeln hatte sie lange nicht mehr gefragt und that es auch nicht Nord und Süd. I.X?., IN. 18

266 Vt«o Roquette in Varmftadt,

an der Hochzeitstafel. Aber sie »erschnappte sich ein paar Mal und liest endlich die Richtung ihrer Gedanken erkennen. Denn gleich nach der Abreise des jungen Ehepaares sollte Claras Stube in Angriff genommen werden, da dieselbe bereits an einen jungen Eisenbahnbeamten vermietet worden war, der morgen einziehen wollte. —

Ich habe den Nohn meines Lebens nur insofern erzählt, als die Stiefelsammlung meines seligen Enkels, die sich wie eine Arabeske durch denselben schlingt, für meine Verhältnisse eine Zeitlang von Bedeutung geworden war. Und wie diese beschickte mit den Stiefeln begonnen, so nun sie auch mit ihnen zu Ende gehen.

Meister Sperling hatte mir von Tag zu Tag eine solche Menge (»eld aus unserem Stiefelhandel! zusammengetragen, wie ich sie selten bei mir überblickt hatte, wenn die Summe auch kaum ein Zehntel dessen betragen mochte», was diese stattlichen Kunstwerke neu gestestet hatten. Am Tage meiner Verlobung aber stellte er sich mit einem tiefen Seufzer vor mir auf. Das Geschäft fange an schwierig zu werden, sagte er. Dann er sich mit allen Trödlern der Stadt in Beziehung gesetzt, alle Widerertaufen oon getragenen! Leder ausgespürt und zum Ankauf geneigt gemacht hatte, mußte ich ihm wohl glauben. Nun» aber meinte er kein Paar mehr los 'zu weiden, zumal der Nest die Spuren der Alterthümlichkeit nicht verleugnen konnte. Er zeigte in die >Uste, deren Boden noch bedeckt war, und hob ein Paar heraus, in welchen ich mit Nüchternheit den Grundpfeiler der Sammlung erkannte, die gewaltigen Beterauen mit den Nüsterflecken an den Ballen. Aber meine Gedanken waren nicht mehr bei diesen Besitzthümern: „Meister Sperling!“ rief ich — „ich schenke Ihnen den ganzen Nest und die .Wien dazu! Ob sie das Gerumpel los werden oder nicht, machen Sie damit, was Sie wollen!“

Der Geschäftsfreund warf mir einen freudigen Blick zu. Seine Hand fuhr über den einen der Veteranen, als ob er ihn streichelte. Dann packte er geschwind die letzten Stiesel zusammen und sah mich darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln an, Waren sie vielleicht doch noch loszuwerden? Ich ließ ihn lächeln und war froh, sie wenigstens für mich endlich losgeworden zu sein.

## Illustrierte Bibliographie.

Von Meyers Konversations-Lexikon erscheint jetzt eine neue, die fünfte Auflage, die nach der guten Gepflogenheit unserer großen encyclopädischen Werke eine vollkommene Neubearbeitung dieser „Encyclopädie des allgemeinen Wissens“ ist. Die ersten Hefte sind erschienen. Der erste fertige Band wird Mitte April ausgegeben, dem regelmäßig alle drei bis vier Monate ein weiterer des auf sieben Bände angelegten Gesamtwerkes folgt. Für diesmal dürfen wir es uns bei der einfachen Anzeige genügen lassen. Das Wesen des Meyers'schen Konversations-Lexikons, seine hervorragenden Eigenschaften, die Gewissenhaftigkeit in der Redaction des Textes, der Geschmack der Abbildungen, die Klarheit und Anschaulichkeit der Illustrationstafeln, die Uebersichtlichkeit und Schärfe des kartographischen Materials, die Vorzüglichkeit der äußeren Ausstattung, des Papiers und Druckes — Alles das ist dem deutschen Publicum längst bekannt. Hat doch das Werk in seinen ersten vier Auflagen bereits eine Verbreitung von weit über einer halben Million Exemplaren gefunden. Das Gesamtwerk wird zwischen 17- und 15,000 Seiten Text mit mehr als 100,000 Artikeln, gegen 10,000 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und 950 illustrierte Tafeln, darunter 150 farbige und 260 Kartenbeilagen, enthalten. Wir behalten uns vor, nach dem Erscheinen der ersten Bände über das Werk selbst, über die Abweichungen von den früheren Auflagen und die besonderen Vorzüge der jetzigen Neugestaltung' eingehender zu sprechen. Einstweilen haben

18\*

— Nord und 5i>d.

NüuUuz Ou!o«) ntlii^ !lia!n>>ui,!t»» mit dUlcl,icl»U!!>»el FmM.

Zu dem Aslilel „Alzneipssanzc,,“, Au» der neueu Aussige »on Meyer« Äouve riuliünl-Leil!«!^

Molchee zu Lord»»».

Zu dem «Inllel „Aräuiellul“, Au« der „eueu Aussage ««n Wexer« Ä°>!»els°t!»»«»Lex>lon,

Illustrierte Bibliographie.

269

Hausitfl<sup>^</sup>adc de» Tempel» z» Lulsor. M»ch LHViez.!

<sup>^</sup>hemolizel Z:ugü»ul zu Berlin, von Behring und de Loo>, 10üt—17N2,  
Zu dem Artitel. Architektur", Ilu» d:i „euen Auflage von Meyer» zlonne»!«t>on»»L<l>lon,

Zum Illtitel „«wttlop«»", Au» du n«uen Auflag« von Hlleylr« «»n«ellc>!ion»'L«x!lo,i.  
 wir es »in für unsere Pflicht gehalten, »»seien Lesern ro» dem Erscheine» der neue»  
 Äuflnne, die i» fünf Jahre» abgeschlossen sein wird, >lc»ut»isj zu gebe» uud aus den  
 illustirten Beilagen der erste» Hefte »Tafel» „Architektur" uud „Afrikanische Kultur")  
 einige Probe» zu bringe»."

Friederike von ^>esenheim.

Nach geschichtliche» Oucllcu ron Dr. I. Froitzheim, Gotha. Perthes. 1893.

Ein unerfreuliches Buch! Wir beneiden den Verfasser nicht »m den traurigen  
 Ruhm, den es ihm vielleicht einbringen wird. Ueber Sittsamkeit und Lebenswandel  
 Erhebungen anzustellen, ist schon bei einem lebenden Frauenzimmer ein leidiges Geschäft:  
 doch da tan» es unabweisbare Nothwendigkeit sei». Bei einer längst Abgeschiedenen —  
 und was für einer lieben Todtc»! — Alles zusammenzusuchen, was für einen Fehltritt  
 spricht, ihr sozusagen attcumäßig de» guten Illuf abzusprechen, urkundlich das Kränzlein  
 zu rauben, die Möglichkeit einer einmalige», zwcimnlian, öftere» 3licdcrk»»ft zu erörtern —

Vibliographie, — 2?l.

das ist, um mit dem Ven'asscr zu reden, eine Detektive-Arbeit: und zu dieser hat er sich — das Zeugniß können wir ihm aeben — recht geschickt erwiesen.

Ob freilich das Forum der öffentlichen Meinung, vor dem er seine Anklage erhebt, so ohne Weiteres das Schuldig aussprechen wird? Er benimmt sich sehr siegesgewig«, spricht von der „unhaltbaren Position“, den „Niederlagen“ seiner Gegner und glaubt Friebrikens Tugendzeugen gründlich ää »!,8uräum geführt zu haben.

Ja — was ist denn eigentlich erwiese»? Ter katholische Pfarrer von Scscnheim bringt im Jahre 1787 einen Knaben — vielleicht sein eigenes Kind — in das Findelhaus zu Stephansfeld. Der Junge wird unter dem Namen Johann Lorenz Blumenhold eingetragen, kommt später nach Strahlung in die Lehre, wird Pastctcnbäckcr und stirbt 18U7 am Scharlachfieber. Soweit die Thatsachcu. W wird ein Indicienbeweis angetreten, das; dieser Knabe Friederitens Sohn gewesen sei, die, von Goethe getäuscht, nachdem ihre sonstigen Bemühungen, einen Mann zu bekommen, ohne Erfolg geblieben, sich von dem gewandten und einnehmenden Wesen ihres Nachbarn hatte bethöre» lassen. Tcchsunddrckig Jahre war sie alt — das will nicht recht einleuchten: aber immerhin, die verschiedenen Zcugncuchöre, die der gewandte Ankläger zusammenstellt, machen die Sache recht plausibel. Am grauirendsten erscheint dem Referenten eine Stelle aus dem ungcdruckten Tagebuche eines Wässer Theologen, der die Pfarrerstochter im Jahre 1778 kennen leinte und von ihr schreibt:

„Sie selbst hatte ihre Gesundheit durch Gram zerrüttet, war schon 27 Jahre alt, und die Iugcndblüthe war ganz verwelkt. ... Ich war ein reiner unverdorbenener Jüngling: meine glühendste Einbildungskraft schweifte nicht über einen Kuß hinaus, und so verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug, im Jahre 178U gab sie mir Blöken, die meine bis dahin nncntweihte Schamhaftigkeit aufschreckten, und ob sie gleich meine Sinnlichkeit reizten, die Achtung, die ich für sie als ein reines Wesen gehabt, zerstörten.“ — Aber für diese späteren Delikte soll doch nicht Goethe verantwortlich gemacht werden? Froitzheim meint es freilich so nnd sucht das bekannte Gerücht, wonach Friederike sich ihm ganz ergeben und ihm ein Kind geboren habe, als glaubhaft darzustellen. Aber hierfür ist der Beweis entschieden nicht geführt; und alle die, welche den Dichter von „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ keiner gemeinen Handlung für fähig halten, werden sich auf's Entschiedenste sträuben, auf diesem Gebiete Froitzheim zu folgen. Der (Sultus von Scscnheim, mit Friederikcns-Rnh und Goethe-Archiv war freilich herzlich überflüssig. Der Student Goethe hat in keinem Falle etwas Vcrchrungswürdigcs — und verdiente auch nicht das Standbild, welches ihm voreilige Schwärmer vor dem Kollegienhans der neuen Straschurger Universität setzen wollten: die Sache ist damals mit Recht in's Wasser gefallen. Auch ist und bleibt es thöricht, sich mit Mannes- und Gelehrten-Ehre dafür zu cngagiren, daß der herrliche Goethe solle überall das Nichtige getroffen, seiner Leidenschaft nie nachgegeben, sondern auf dieselbe — etwa mit „gottlichem Lächeln“, wie in Gensichens Euphiosnnc — solle verzichtet haben. Den Goethomanen mit ihrem von Bischer so köstlich persiflirten Begeigerungseifcr wäre ein rechter „Hineinfall“ schon zu gönnen.

Aber in Froitzhcims Weise darf das nicht gemacht werden. Sein Ton ist ein häßlicher, undelicatei: ja, es blickt so etwas wie Rachsucht durch (S. 44, 45) — und ziemt diese dem wissenschaftlichen Forscher?

Seine Aufgabe leitet er ab aus dem Recht des Historikers; er weist den Spruch <1e mortui» nil ni<i den« ab hinsichtlich der Personen, die „der Geschichte angehören.“ Ja, wer gehört eigentlich der Geschichte an, die alternde Friederike, die nach üblen Erfahrungen, in der Welt herumgestoßen, endlich auf ihr Altentheil in Meissenheim zog, oder die liebeizende Erscheinung, welche in „Dichtung und Wahrheit“ uns entgegentritt, von ihrem greisen Liebhaber mit jugendlichem Feuer geschildert? — „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie — So hell, das, er Unsterblichkeit ihr lieh!“

Liest man in Goethes Selbstbiographie das zehnte Buch, wo er seine Schuld wahrhaftig nicht bemäntelt, liest man besonders seine Briefe an Saltznmnn, so muß es dem Erfahrenen klar sein, das; er sich viel vorzuwerfen hatte. Ob zu diesem Vielen — zu dem unleugbaren Zerstören des Seelenfriedens eines bis dahin reinen, vorwurfsfreien Mädchens — auch noch die bürgerliche Verführung getreten ist: darüber dürfte jeder Leser seine eigene Meinung haben — eine Meinung, die wesentlich von der allgemeinen Vorstellung abhängig ist, die der Einzelne sich von den Beziehungen der Meschlechter zu





272 Nord und Süd.

einander und von Goethes Charakter macht, Dabei sollte es wohl auch bleiben; und meines Erachtens hat Loeber — nicht Düntzer — die richtige Mitte getroffen, das man der Schweben zu lassen, was man wirklich Nichtwissen soll!

Der große Herzuskenner, dem wir die Wahlverwandtschaften verdanken, hat überhaupt dafür gesorgt, das, wir ihn, ethisch genommen, nicht überschätzen. Heuchelei ist ihm nicht vorzuwerfen. Aber nun — frommt es wirklich, den Schleier weiter aufzuheben? War es eine eines ernsthaften Historikers würdige Aufgabe, in dieser Sache die Geburts- und Sterberegister des Elsasses nach außerehelichen Kindern zu durchsuchen? M. Erdmann.

Eduard Reuß' deutsches Vibelwerk.

Das alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlasse des Verfassers von I. Erichson und Pfarrer I. Dr. Horst in Strasburg. Erster Band. Allgemeine Einleitung zur Bibel. Ueberblick der Geschichte der Israeliten von der Eroberung Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems. „Die Geschichtsbücher. Richter. Samuelis und Könige. Braunschweig.

(5. A. Schwetschte K Sohn.

Am 15. April 1891 starb in hohem Alter, aber inmitten rüstigster Thätigkeit der bekannte Strasburger Theologe, Professor Reuß. Seine Lebensarbeit lag in dem französischen Wert: 1. <sup>^</sup> d'ibls, tr. T<imtion nouvelle, nve, ' Intron<l><tion> et commentaire <sup>^</sup> vor, das von 1874—1881 erschien und in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen machte. Die letzten Jahre seines Lebens widmete der Gelehrte der Abfassung eines deutschen Bibeldrucks „um die Frucht einer hundertjährigen Entwicklung theologischer Wissenschaft breiteren Schichten zugänglich zu machen.“ Es war ihm nicht vergönnt, seinen Lieblingsplan zu Ende zu führen, aber das bedeutendste Stück des Wertes, die Uebersetzung des Alten Testaments samt Einleitung und Erläuterung lag druckfertig vor. Zwei seiner Schüler bringen auf Wunsch der Familie diese bedeutende Leistung des Meisters der theologischen Wissenschaft der Öffentlichkeit dar. Reuß' Wert vereinigt die strengste Wissenschaftlichkeit mit einer ausgezeichneten Darstellung und wird wegen dieser Vorzüge, wie die Herausgeber hoffen, sowohl von den Theologen wie von der gebildeten Laienwelt mit Taut entgegengenommen werden.

Für Reuß ist die Bibel kein der Kritik verschlossenes Wert. Er betrachtet sie als eine Quelle der Ethik und der Geschichte. Mit dem ganzen Rüstzeug moderner historischer Forschungen tritt er an das Buch heran, das nun ganze Jahrhunderte ohne Prüfung hinnahm, wie es aus grauer Vorzeit ererbt war.

Reuß erörtert in der allgemeinen Einleitung die Geschichte der Kritik der Bibel oder genauer gesagt, was wir schon mit einigen Worten angedeutet haben, die Geschichte der kritiklosen Betrachtung der Bibel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein, „Das alte Testament blieb auch für den Christen die heilige Schrift, nicht mittelst Ausscheidung der ewig und allgemein gültigen Elemente aus der Masse der bloß nationalen, sondern mittelst Auflösung der letzteren in Allegorien und Schattenbilder der Intimität, und ausschließlicher Beziehungen aller, als weissagender, aus die Erfüllung in Christo.“ Dieser theologische Standpunkt schloß natürlich jede kritische Betrachtung aus. Für die moderne Theologie formuliert Reuß als letzte «nd höchste Aufgabe, „den Idcentris zu ermitteln, in welchen! sich die hebräischen Propheten, Dichter und Weisen bewegten, und sich in dem geistigen Horizont zu orientieren, innerhalb dessen die Uebersetzer der Aussprüche Christi und seiner ersten Sendboten lebten.“ Diese Richtung der Theologie hat in Folge ihrer historischen Betrachtungsweise auch das früher so sehr betonte Princip der Gleichwertigkeit aller einzelnen Theile der heiligen Schrift aufgegeben.

Reuß betrachtet zuerst mit strenger kritischer Methode die Geschichte des Volkes Israel, die er in vier Zeitalter zerlegt — das Zeitalter der Helden, der Propheten, der Priester und der Schriftgelehrten. In dieser Betrachtung nehmen sich die gefeierten Gestalten der Bibel, David und Salomon, recht menschlich aus. Indem der Historiker die Phasen allmählicher, sogar sehr langsamer Entwicklung schildert, zerstört er zwar die Vorstellung, als ob das Volk des alten Testaments stets und in allem die Nachbarvölker überragt hätte, setzt dafür aber das weit einleuchtendere Bild eines steten Fortschreitens von Zuständen niedriger Kultur zur Entfaltung höchster Bildung und Gesittung.

Musikalische Notizen.

273

Reich bietet in seinem Bibelwerk die einzelnen Bücher der Bibel in anderer als in der gewohnten Anordnung. Seine abweichende Einteilung soll in den späteren Bänden begründet werden. Der vorliegende enthält neben der Übersetzung, die reich mit Anmerkungen versehen ist, ganz vorzügliche Einleitungen in die Geschichtsbücher der Bibel. Eine solche unvoreingenommene Betrachtung der Grundlage unseres Glaubens muß, jedenfalls segensreicher wirken, als das kritiklose Festhalten einer blinden Orthodoxie an jedem Buchstaben, jedem Schreib- und Druckfehler ungebildeter Uebersetzer.

Das deutsche Bibelwerk von Reich verdient einen Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten, der ein ernstes und anziehendes Buch über die Bibel zu lesen wünscht. Wir möchten den Herausgebern den Wunsch unterbreiten, das Alte Testament durch das Neue zu ergänzen. Vielleicht läßt sich das in der Weise machen, daß man das Französische zu Grunde legt und die Anmerkungen, die der verstorbene Theologe zurückgelassen hat, dafür benutzt. II, L.

Musikalische Notizen.

Felix Mendelssohn Bartholdy. Sein Leben u. seine Werke. Von August Reichenow. Tübingen, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, Verlag von List & Franke.

Die neue Ausgabe des obgenannten Buches gewinnt dadurch einen erhöhten Werth, durch die ersten Skizzenversuche Mendelssohns mit in den Kreis der Betrachtung gezogen worden sind, und daß auch die neuesten Schriften über Mendelssohn und sein Wirken (Briefwechsel mit Schüling :c.) gebührende Berücksichtigung gefunden haben». Tankenswerthe künstlerische Beigaben sind ein wohlgetroffenes Portrait Mendelssohns und eine Ansicht seines Tentamals in Leipzig.

Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

«59 Briefe von Liszt — das ist eine Gabe, die nicht nur allen musikalischen Kreisen, sondern überhaupt Jedem, der sich für das Kunstleben der modernen Zeit interessiert, hoch willkommen sein muß. Die Bedeutung Liszts als Componist ist von jeher stark angezweifelt worden, seine Bedeutung als universell gebildeter Musiker, als geistreicher Essayist und als unermüdlicher Förderer aller idealen Kunstbestrebungen steht außer jeder Frage. Die vorliegenden Briefe, theils in deutscher, theils in französischer Sprache geschrieben, beginnen im Jahre 1828 und enden Anfang Juli 1836, vier Wochen vor Liszts Tode. Liszt hat fast ganz Europa als Triumphator durchzogen: wo er weilte, bildete er den Mittelpunkt des geistigen Interesses, um welchen sich die vornehmsten Geister scharte», und mit den meisten von ihnen unterhielt er einen regen Briefwechsel. Schon aus diesem Umstände kann man ermessen, welche ungememe Tragweite seine Briefe haben;

werden doch in ihnen fast alle Erscheinungen und Persönlichkeiten gestreift, die auf die Entwicklung der Kunst von Einfluß und Bedeutung gewesen sind. — Es steht zu erwarten, das, in absehbarer Zeit eine weitere, vielleicht noch umfangreichere Folge Lisztscher Briefe erscheinen wird. Liszt erhielt jährlich über 2000 Briefe, die er (wenigstens bis zum Jahre 1882) sämtlich mit bewundernswürthlicher Pünktlichkeit beantwortete. Von Frau La Mara veröffentlichten 659 Briefe bilden demnach nur einen Bruchtheil seiner Korrespondenz. Wagner, wie ich ihn kannte. Von Ferdinand Praeger, Aus dem Englischen vom Verfasser. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. Ferdinand Praeger ist einer der wenigen intimen Freunde Wagners gewesen, vor welchen der Meister keine Geheimnisse hatte. Eine Biographie Wagners aus seiner Feder hat deshalb einen besonderen Werth. lieber den Künstler Wagner wird man in dem Buche wenig Neues finden. Praeger hält Wagner für die imposanteste Erscheinung in der Kunstwelt dieses Jahrhunderts: von einer Kritik seiner Tendenzen und seiner Werke ist keine Rede. Ganz anders verhält es sich mit der Schilderung des Menschen Wagner. Die Mehrzahl der bisherigen Biographen Wagners bringt es über lobhudelnde Redensarten und verhimmelnde Bewunderung nicht hinaus, ob-

27H

Nord und »üd.

gleich sattem bekannt ist, daß Wagner auch seine menschlichen Schwächen, und zwar sehr groß« Schwächen gehabt hat. Prager hat fast ein halbes Jahrhundert hindurch diese Schwächen kennen gelernt, und er hält es für seine Pflicht, auch die Züge in dem eigenartigen Wesen Wagners nicht zu verhehlen, die auf den Meister einen Schatten warfen. Die unbedingte Wahrheitsliebe Pragers, die strenge Objectivität, die überall gewahrt wird, macht das Buch zu einer literarischen Erscheinung ersten Ranges. Manche Fabel, die sich über Wagners und seiner Umgebung Thun und Treiben gebildet hatte, wird zerstört, und manches schiefe Urtheil wird berichtigt. So erscheint die erste Gattin Wagners, die von den meisten Biographen mit Rücksicht auf die zweite mit ausgesuchter Nichtachtung behandelt wurde, in Folge der Mittheilungen Pragers in ganz anderem Lichte. Die überauswüthlichen Verehrer Wagners werden von dem Inhalte des gewandt und spannend geschriebenen Buches zum Theil wenig erbaut sei!»! wem es darum zu thun ist, zu erfahren, wie Wagner war, nicht wie er hätte sein können, der wird sich von der Pragerschen Schrift mächtig angezogen fühlen.

Houston Stewart Lhonlberlain

Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Leipzig, Verlag Von Breitkopf & Härtel.

Bibliographische Notizen.

Das Schriftchen ist der Vorläufer eines größeren Wertes, welches ein Gesamtbild von Wagners Leben und Wirken entwerfen soll. Da das richtige Verständnis Wagners von dem Eindruck seiner Kunstwerk abhängt, so schien es dem Autor nothwendig, zuvor das Wesentliche in denselben — nämlich das Drama — ausführlich zu behandeln. Für Chambeillin ist Wagner vor Allem dramatischer Dichter; seine musikalische und compositivische Bedeutung wird als etwas Sekundäres hingestellt. Das sonderbare Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, enthält aber auch so manche gewagte Ansichten, die allgemeinen Widerspruch hervorrufen werden.

Wiedergeburt in der Vlnftl. Von Heinrich Pubor. Dresden, Verlag der Dresdener Wochenblätter.

Das Vlnftchen enthält 8 Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind und sich zumeist mit der Reform unseres Musiklebens in Theater, Concertsaal und Schule beschäftigen. Wie in allen Pndor'-

schon Schriften finden sich auch in der vorliegenden Sammlung manche nicht üble Gedanken, die einer ernstlichen Erwägung werth waren, wenn nicht der Verfasser nach seiner gewohnten Weise in's Maßlose und Ueberschwängliche verfallen wäre und Forderungen aufgestellt hätte, die cm's Utopische streifen. «. b.

«. F. «esers Weltaeschichte. Bd. I, bis 10. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-gesellschaft.

Die Vorzüge, welche den früheren Banden der Weltgeschichte nachgerühmt werden konnten, müssen in noch höherem Maße dem vorliegenden Bündchen zugesprochen werden. Vielleicht war es gerade bei den hier geschilderten Ereignissen leichter als vordem, den Leser zu begeistern und fortzu- reißen. Schon die gebotenen Stoffe sind ja an und für sich von packender Wirkung, die Erzählung der französischen Revolution eröffnet den Reigen, der Titane Napoleon und die Knechtung fast des gesumnten Europas, die herrliche Erhebung, besonders in Preußen, aus tiefer Niederlage, die Freiheitskriege und ihr Abschluß im Wiener Kongreß, das sind die großartige« historischen Bilder, die an unserem geistigen Auge in klarer Beleuchtung vorüberziehen. Dann folgt die Zeit nach 1815, wo die Völker Europas die Gedanken der großen Revolution und die idealen Errungenschaften der Freiheitskriege auch in die Wirklichkeit zu übersetzen bestrebt sind; es beginnt jenes lange, schmerzvolle Ringen nach Völkerei, jenes heftige Streben des erwachenden Selbstbewußtseins der Völker, das sie fähig erscheinen ließ, an der Bestimmung ihrer eigenen Geschicke mit theilzunehmen. Die Julirevolution in Frankreich schließt den Band ab. — Die in den Text eingefügten Skizzen und Portraits tragen alle den Stempel der Natürlichkeit an sich, ihre historische Treue ist, so weit wir sehen, durch die tüchtigen Werke verbürgt, denen sie meist entnommen sind. ^'ä.

Bibliographische Notizen.

275

«nun Umalia, Herzogin von Tach»  
sen'Weimar« Gisenach, die Ve«  
gründerin des Weimarischen  
Musenhofes. Von P. Weizsäcker.  
Hamburg. Verlagsanstalt und  
Truckerei A.-G. svorm. I. F. Rich-  
ter.!

In Form eines Vortrages und in  
populärer Weise eröffnet uns dies  
und billige Schriftchen manch interessanten  
Einblick in das Weimarische Leben, auch  
schon vor der Goethe'schen Zeit, und macht  
uns verständlich und erklärlich, wie die so  
eigenartig beanlagte Herzogin Anna Amalia  
fast mühelos, nur ihren geistigen Impulsen  
folgend, zum geistigen Mittelpunkt von  
dichterischen und künstlerischen Bestrebungen  
wurde, die für unser ganzes geistiges Leben  
von unermeßlicher Bedeutung geworden  
sind. Wer eine hochbedeutenden Frauen-  
charakter studiren will, lasse dies kleine Heft  
nicht ungelesen. ^^.

Deutschlands Helden in Krieg und  
Frieden. Von K. Neumann-Strela.

1. Band. Mit vielen Brustbildern und  
Textabbildungen. Hannover. Verlag von  
(5. Meyer. ^Gustav Prior.)

Wie der Verfasser in der Vorrede aus-  
drücklich hervorhebt, ist er durch die Worte  
unseres Kämpfers zu seinem Werke begeistert  
worden. Seine Grundtendenz geht dahin,  
die Jugend besonders zu begeistern für die  
geschichtliche Größe des deutschen Volkes  
und seiner hervorragenden Helden in Krieg  
und Frieden. Es ist also in erster Linie  
ein patriotischer Zweck, der erreicht werden  
soll, und unter diesem Gesichtswinkel muß  
wohl das Buch betrachtet werden, wenn  
man dem anerkanntenswerthen Trieben des  
Autors gerecht werden will. Die frische  
Darstellung hebt aus der Fülle der Ereig-  
nisse besonders die beherrschenden Persön-  
lichkeiten und ihre bemerkenswerthen Cha-  
raktereigenschaften hervor, sie wird belebt  
durch (Zitate unserer Literatur aus meist  
moderner Zeit, die wohl geeignet sind, der  
Schilderung ein lebhafteres Kolorit zu ver-  
leihen. Die meist nicht üblen Bilder tragen  
der Zeitlichkeit, die Illustrationen verlangt,  
Rechnung: Druck und Ausstattung sind  
recht gut. ^ <1.

Ich weiß nicht. Die Geschichte einer  
Jugend von Karl Busse. Großhain  
und Leipzig, Verlag von Baumert und  
Rongé.

Karl Busse beweist durch diese Er-  
zählung, daß er nicht bloß ein hervorragender  
lyrischer Dichter ist, als den er sich durch

seine Gedichte in die Literatur eingeführt hat, sondern da er auch auf dem Gebiete der Erzählung zu den besten Hoffnungen berechtigt. Verräth auch hie und da die Darstellung noch die Hand des Anfängers, die mitunter über's Ziel hinausschießt, wie z. B. beim Schluß der Erzählung, so bewährt sich der Verfasser in andern! Partim des Buches, namentlich in der Schilderung psychologischer Vorgänge bereits als fertiger Künstler. X. >I.

Eine Kaiser Traum. Dichtung in fünf Gesängen von Eathinka Gräfin von Haugwitz. Berlin, G. Grotzsche Verlagsbuchhandlung. 18! )2.

Es ist nicht als bloße Aeußerlichkeit zu vermerken, daß dieses Epos in der Grote'schen Sammlung von Weiten zeitgenössischer Schriftsteller erschienen ist. Denn Julius Wolfs, der die ganze Sammlung beherrscht, beherrscht recht vornehmlich auch diesen ihren 40. Band. Auf theils legendarischer, theils geschichtlicher Grundlage baut sich das dürftige Rcmkenwerk einer phantasielosen Fabulirung auf, welche mit ihren conventionellen, ganz schemen- und ! schablonenhaften Figuren das den Besuchern ^ Südbairns wohlbekannte Kloster Mal vergeblich zu beleben sucht. Dabei verfügt die Verfasserin, obgleich durchaus nicht ohne Formegewandtheit, denn doch bei Weitem nicht so uirtuosenhaft über das Klingklang des Verses, daß sie, wie es ihrem Meister und Vorbild zeitweise gelungen, über die ^ Leere des Inhalts hinwegtäuschen könnte! die epischen sowohl wie die selbstverständlich ^ zahlreich eingestreuten Inrischen Theile, ins- ^ besondere die Lieder, weisen nicht bloß häufig die auch bei Wulff vorkommenden drastischen > Trivialitäten des Gedankens und des Ausdrucks, souder» auch — zumal in den Reimen — ganz deutlich schülerhafte Härten und Schwächen auf.

Und dennoch steckt trotz aller Mängel in dieser Dichtung vielleicht mehr wahre Poesie, als in jenen „Meisterwerken". Denn wo dieselben uns geschickte, aber kalte, gleißlerische Mache zeigen, da bricht hier in der ungefügern Art wirkliches Gefühl, Herz und Herzeuswärme durch. Kloster Ettal ist im Besitz des gräflich Papveuhcim'schen Hauses; ein Graf Pappenheim ist es, dem als ihrem Vater die Verfasserin ihr Buch widmet: und so mag schon ein höchst persönliches Interesse dieselbe mit ihrem Gegenstände besonders innig verknüpfen. Aber über dieses hinaus findet

Nord und 3iio,  
 die Liebe zur Natur, zumal zu den Hei-  
 matbergen, die treue Anhänglichkeit an das  
 Vaterland, die heiße Verehrung für das  
 Kaiserhaus volle und ansprechende Tone,  
 Sie gelangen vorzüglich im letzte» besänge  
 zu wirlingsreichem und ergreifende!!! Aus-  
 druck und stellen in ihrer schlichten, ab«  
 empfindungstiefen Einfachheit die Verfasserin  
 auf eine viel stolzere Stufe, als das falsche  
 Pathos und der geborgte Flitter der  
 übrigen Theilc. ?>s'K,  
 lünss«z»nü«n« M«!>»r. 2«i!l0«>!i!Uil »»ob Hn««»!»! H«r ll«äl>rtio,, vi>r!»Q»lt«ll,  
 Le»«et«, 0, O«r XIII»<><»««'!v»nnl, 8»in» ^nt-  
 Vell,!^'H,N«!!^t,  
 Md!!,>!n«ti <!ki «««»>»nt!t»i!»!»! >!e» In- nn>!  
 ,^!!»!«!>H«», Xo, «K-^ü«, lllllw, u, ll»l>H«l,  
 lüerdou!» U, ,!,, >t>iden<«u!x?!o!iw,, lliluü!»!»!,  
 ü, H!l>«t H ('«,  
 No!0lt»z, U,, Di» Nno!,?«it von H!l»r«Kiu,l n und  
 l^»l«l, (>,. l>l^« >"><>!>8teii >V«ü,, iisiullii, L«ll!,>.  
 ««»»«« H,, Nelb«^l^N<>i, X»v«!!<,n, l)c««,l^N,  
 Ullun"« V«^l>«. lllll»t,ii!n^u8^»d«, l>i». ^, ül—<»,  
 ,8c°n!u5,,) ^luv^»!-«, l!^ut««!d« V«r!l>8»-,^n?<!,t,  
 l«it!»!», In, ?l«Ü!>n(!, ^iii »<«ii>!e5 Xulluntti.  
 bilH, 8«c>l!»« H,nü Lre»<!eli, 1^, l'«kr«ni,, »  
 !,»«'!»»», ?, «., KIUNlül!«!, i>il!2«,, und 8tu<li«i,  
 ll, lii,f H^WN. l^illl^, l.l<!<l>l>l, ^N»!ll!t.  
 l»«««nll!»l, !!, H,,»»l!»!« «uz. ^l«terll>ic!i,  
 Ol«»l»N, 1^, l>i«l«Nl!,  
 zlo«en««n>, >^,, Ai^», l^in Nüiüu- ,m,! l^i!»!»»'  
 ^««lliiß, Ui««,!«n, D, ?i«r»c,n,  
 8t«n> <! : Ull«!i<l,,ls,  
 »«d»>« «ob»»«!,!»! in 5 ^Xwn, llszznii,  
 li, ic>l,i»,  
 K«it^«no«l»», .>!!« il l>„ltr»i!<, >Vi»n,  
 ^rn»umd«iz, ti, U!»« >n>« unü «>>H«5» NedicQ«»  
 ^!b«rl H Oo,  
 8tn!lfl» Velt». llnstliit vl n «r«t»n ck>ut?el>«n  
 Kun«U«ln, l.i«s8.:«—^», 3w«z»r^ l!«ut«cl>«  
 V«l!»z!5-äl,»t»ll.  
 !<tb!»l<!, K,, Nor llvinl, Nsor/c«, 6« zl««n  
 l'iell'iN«« <!«l «e»e!!«el»»ll süi i>»fen»lo»i»«de  
 Ü>>«r»»z, It , Voi,l«iw»z«,»l ^ ^iw», l>l)!!i!»!««  
 HdKi!^!,,M,! u^lliu, ?»u! p^l»^,  
 >Vurt« »n Hi« /.«ilMi>ozz»ii, l>w«l«n.  
 5!l«l!»«!, 3,, Noiiinrll l°i,,li«, Ulebtuoe. Ulr«H»!i,  
 8<!^i!»!»>«l«, ^,, Ulilmsn, III, U« 8n>»!» »»it dem  
 l>'«u»l, Vor ä»m l»lo, ll»l!ii>, LüiÜK^l,  
 87l!»!«r!»>«^, l., lvin^sl >!«r ^ünä», 2»ei llo-  
 ü<llli«nl«» ,>u« Heu lilnlei 8»rzoil. l!i«>äei!,  
 ^»lucde!, Di!,, 2^«>KiiuH un>! l)r«i!»iinH, ^«ni»  
 1'l»un>!»!»!>!, ?l,, l>or n«»o >>i«l>«l, l «»sie! in  
 !«>ä X»oK>,"  
 l'!»iitn!»!»!»>, >>, Ueyil^nN, l^ ^»Ql»i>H» Uirutunz  
 »»bbl«l«, 1^, llir >?iü» ui!»! <mä«5« Xl>?«»«il.  
 ^V»!l««!»»«», l,,?,, ll!»!»M8e5o!ue««»i'. Ol«s>!»i!,  
 >s«lss»u<l, VV, ?>i«>!li^K Xieti««!!» Nu pü^clinl >z.  
 V«l«»t«!!!, l., N«li>K!t, Novossoii. lu lsiobt K?>



>V»<!«^!>, V,, L»II>«N3»», IloillIN »HI >I»I !,»>  
»»I!««, ^?, M>I<!>«n »m 8««, I5il»nI5i!6  
^«»»cbltt siir !!si»>»tl»i»i!». ,l»!irz I. U«t z.  
Xlt«!m»>>», K,, Wo lio^'t di» 8«Im!>I? NoiQ»u  
Schlesilche »iichdruite«!, Kunst, und Oei!»g,'Anst2! „, «. ichonloen!»«, Vi»!»»,  
U»b»«ch»!g!« Nilchdluck au, I,»,n Inhal» dies« Zeliichrift un<ers>gl. U»b«ls«,»n^l»ch» «>rb»I^»!»n.

^^^ ^^ ^,

'^U

^ 1893er 5ri3Ck6 ^ÜIWIF. 1893°I,

MM!!!!!!MI!!N!!!!!!NIN!!!!NINIM!MMNII!!!!IU!!N!!!!N!!!!!!NMMIIM

»IIH i» delleli«u üuicl» <U»

>^>^»^D»»'W^»^>°^^^!»^^^M»^>^^^>,^^^>ch^^^

"L50UNU5 ^MOäl' ONLI5 I-^ssN^NU!^."  
(^Krtnal, I^Kein-l'reu3äen) betrogen an I^IHä^nen unä  
15,822,000 in 1389,  
17,670,000 „ 1890.  
/^a^//c?'56'^ (7^<I^<2i7^ ck<55e/ö6/5."  
1^ III^^ 20. ^6//e//ö^ 1890.  
1^ ^0!\_I\_!^^!8 LWS'^V, !\_IM^I),  
-  
»

EMPTY

Juni 1883.

Inhalt.

Seile

Eda Voy. Ld in tübeck.

Vegraben. Novelle 27?

Otto Feld in Verlin.

Fritz von Uhoe 209

Verthold Schutze in Verlin.

Ein vergessener Dichter (Franz von «leist») 322

Moriz ^oernes in Wien.

Illyrische Altertümer 388

Arthur Rleinschmidt in Heidelberg.

Finilon 266

ludwig Filld in Mainz.

Die Volksgesetzgebung in der Schweiz 378

Hjalmar Christensen in Christiania.

Mattes VInt. Novelle 384 ,

ögurd (Alfred Hedenstjerna) in wexiö (ömäland).

Unsere Kinder H05

Vibliograplie. <M

liebe zur Ihierwelt. (Mit Illustrationen,)

Vibliographisch« Notizen ^0)

Hierzu ein Portrait: Fritz von Uhoe.

Radirng von Iotiann lindner in München.

»Nor!« NN» Sld' «schein» »m Anfang jede« Mono!, In tiefen mit je ein« llmstbeilag».

— frei, pro Vnana! (I Yes!)> « Marf.

All» Duchhandlnnaen und p»stanst!len nehmen jederzeit vestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be>

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Vreslau.

öiebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte

Umbr. Nbt! <Ur!l,»r Meiner) in leipzig, (I, Sammlung der Schriften der Gesellschaft für

H, N«rK»l>ll in lciz'zig. (01. Vrandes, Die l)au!»sirö„iu„grn der littcratur d« ^>, laizr.

Nlbt!,«r«vllilckj«» Institut in lcipl,!» und Wien. (Nleyer« «onoersations'lelilon).

Ousta» Vllmm in »udafest, (Linile Hoia'5 lloma»,Serie »Die Ill>u»vn>Macquail").

V<liz K»«!H in Siuüizart, (liebe zur Ihierweit).

5n unsere Mnonnententl

ie bereits erschienenen Vände von  
„Nord und Siid“

können entweder in complet Iroschiltten oder fein gelungenen Bänden  
von uns nachbezogen werden. Preis pro Vand (—2 tiefte) bro-  
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem 3riginal»Linband mit reicher  
Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath  
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle  
Original Ginbanööecken

im 5til des jetzigen Heft«Umschlags mit schwarzer und Goldpressung  
aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand I<sup>^</sup>XV (April  
bis Juni I.8H3), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIV stets  
zur Verfügung. — Ver Preis ist nur <sup>^</sup> Mark 50 Vf. pro Decke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen  
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder  
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshäfte  
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern  
bereit, gegen «Linsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Francatur)  
das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

öchlesische Vuchdruckerei, Runst- und verlagS'Anstalt

v. 5. 5chottlaender.

iVestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

<I, II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,  
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,  
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., xxvm.,  
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,  
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XL.I., XL.II., xim.,  
XL.IV., XL.V., XL.VI., XL.VII., XL.VIII., XL.IX., I., I.I., I.H., I.III.,  
I.IV., I.V., I.VI., QVH., I.VIII., I.IX., I.X., I.XI., I.XII., I.XIII.,  
I.XIV

elegant broschiert zum Preise von »A. 6.—

pro Band (-- 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von «^ 8.— pro Band.

«LpI. Heft 1, 2, 3, ^ 5, e, ?, 8, 9, in, ,, ,2, ,2, ,4, ,5,  
I«, ,7, 1», 19, 20, 21, 22, 22, 24, 25, 2L, 27, 28. 29, 20, 21, 22, 22,  
2, ,22, 22, 27, 28, 29, 50, ,1. 42, 4Z, 44, 45, 4«, 4?, 58, 49, 50, 5,,  
52, 52, 54, 55, 5«, 57, 58, 59, 60, 61, «2, 62, 64, 65, 66, 67, 68, 69,  
70, ?, ,72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, ?9, 80, 8,, 82, 82, 84, 85, 86, 87,  
88, 89, 9«, 9», 92, 92, 94, 92, 9«, 37, 9», 99, 100, 101. 102, 102,  
,04, ,05, ,06, ,07, 108. 109, ,,0, IN, I.,2. 112, 114, »15. 11«, 11?,  
,18, 1,9,120, 121, ,22, 122, 124, 125, 126, ,27, ,28, ,29, ,2«, 12,,  
,22, ,22, 154, 125, 126, ,27, ,28, ,29, 14», 14,, ,42. ,42. ,4'. 145-  
146, 14?. 148, 149, <50, 151, 122, 152, 154, 1Z5, ,56, ,57, ,58, ,59,  
,60, ,6,, ,62, ,62, ,üq, ,65, ,66, ,67, ,68, ,69, ,70. ,7,, ,72. ,72.  
,74, 175, ,76, ,77, 178, 179, ,80, ,8,, ,82, ,82, I.85, 185, ,86, ,87.  
,88, ,89. ,90, 19,, ,92, 192, 194

zum Preise von «^ 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Vd. I^XV. (April bis Zum IMI)

«Ipl. do. zu Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,  
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,  
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,  
xxvm., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,  
XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI... XI.I.,  
XI.II., XI.II1., XI.IV., XI.V., XI.VI., XI.VII., XI.VIII., XI.IX.,  
I... I.I., I.II., I.III., I.IV., I.V., I.V1., I.VII., QVIII. I.IX., I.X., 1X1.,  
I.XII., I.XII1, I.XIV

zum Preise von °K ^ .50 pro Decke.

Wohnung- Name:

tNch<gemimlchl«5 bitten zu l>uechft»»!chen.

Um »est, recht deutliche Namen»» und wohnungsjangabe wird erluchl.





s //VX"/ 1/1/V^/

")4^^

^>

2ij,IrZi2ljleVe^IH^,5an5Ã,,l, v?sin, Z^ckulll^nÃœer in Ãÿie.I<iu

EMPTY



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von Paul Lindau.

I. xv. Vand. — Juni W3. — Heft 05.

IM!« einem poilloi! in Radium«! Hriy uon Uhde),

Breslau

öchlesische Vuchl>iuckerei, Aunst- und ve?lagz»Instatt

v. 2. 5chottlaendei.



Begraben.

Novelle,

von

— Lübeck, —

rau Eggestorff war todt. Sie hatte lange scheinbar gekränkelt, ohne rechten Glauben für ihr Leiden finden zu können, denn sie gehörte zu den Frauen, die gern klagen. Ihr Gatte hörte meist nur mit halbem Ohre hin; es mar ihm stets lästig gewesen, in der knappen Zeit, welche er seiner Familie widmen tonnte, noch mit Berichten über den Stand einer Krankheit belästigt zu werden, au deren Vorhauensciu er gar nicht glaubte. Als Frau Eggestorff nnu starb, sagte der Hausarzt mit einem Lächeln, welches wenig für die ernste Lage paßte, zur besten Freundin der Verstorbenen:

„Schade, das; die gute Frau ihren eigenen Tod nicht miterleben konnte, sie hätte sicher gesagt, wie sie oft zu sageu liebte i seht Ihr, daß ich doch Recht bekommen habe! Ja, ich glaube, wenn sie in ihren letzten Stunden noch geabnt, daß es zu Ende ging, hat der Gedanke etwas sehr Stärkendes für sie gehabt, daß sie ‚Necht‘ bekäme.“

Die Freuudin «erwies den, Toctor seine schlechten Witze und erging sich in Klagen, daß die Verstorbene nie von den Ihrigen den Trost des Mitleids empfangen, ja, sie beschuldigt sich selbst, daß sie es an Mitleid habe fehlen lassen. Darauf tröstete der Doctor sie uud sprach:

„Liebe Frau Hauptmauu, unsere gute Alwine Eggestorff war ganz gesund, soweit eine Frau es sein tan«, die innerlich — wie soll ich sagen? — unharmonisch, uustät, unfriedlich ist. Sie hatte ihre nervösen Schwächlichkeiten, die zu besiegen ihr die Willenskraft fehlte. Sie gefiel sich ein wenig in der Rolle der Unbefriedigten, Daher die Klagen. Alle ihre Organe

19\*

278 Ida Voy-td in lübeck.

waren gesund. Daß sie nun eine Lungenentzündung bekam, war ein Unglück, wie es auch Ihnen und mir, die wir nie klagen, heut zustoße» kann." „Also Alwine ist nicht an ihrem vermeintlichen chronischen Leiden hingegangen? Nicht ein solches hat sie verhindert, die Lungenentzündung zu überwinden?" fragte die Freundin, welche mehr Nefriedigung sür ihr Gemüth darin gefunden hätte, der Todten noch nachträglich eine Märtyrerrolle zuertheilen zu dürfeu.

„I bewahre. Es ist mit dem Tod, der ihr scheinbar Recht gegeben hat, wie mit so manchem Ereignis;: es paßt zufällig auf eine Vorahnung, und man macht nachträglich aus der Vorahnung ein berechtigtes Gefühl." Die Freundin dachte eine Weile nach. „Lassen wir aber den Mann bei dem Glauben, das; er der Frau durch Mißachtung ihrer Klagen Unrecht that. Er hat sich stets so wenig um sie bekümmert, das; ihm Neue nur ein heilsamer Anlas; werden kann, nunmehr wenigstens seinen Söhnen ein wahrer Vater zu werden."

„Ein jesuitischer Handel," sagte der Doetor mit derbem Lachen; „den überlas; ich Ihnen. Fragt der Mann mich, bekommt er die Wahrheit zu hören." „Herr Eommerzienrath Eggestorff ist nicht der Mann, zn fragen — so viel kommt der keinem Menschen entgegen," sprach die Frau und reichte dein Doctor die Hand zum Abschied.

Sie, die beste Freuudin der Verstorbenen, blieb im Hause. Ihr Gatte hatte ihr das bewilligt, gleich ihr von Mitleid für die drei Knaben ergriffen, die der Mutter beraubt waren. Die beiden Knaben des Hauptmanns befanden sich schon im Kadettenhause. Die vereinsamte Frau hatte, seit sie von ihren Söhnen getrennt war, sich noch mehr als vordem den Eggestorff's angeschlossen. Seit die Krankheit der Frau Eggestorff die Wendung zum tödtlichen Ausgang genommen, war Mary von Lühnitz überhaupt nur noch für die Nacht in ihr eigenes Heim zurückgekehrt. Das; sie nun, wo die noch unbeerdigte deiche im Hause war, den verwaiste« Knaben nahe blieb, verstand sich von selbst.

Beileidsbesuche wurden nicht angenommen. Der Eommerzienrath blieb fast den ganzen Tag in seinem Zimnrx. So brachte Frau Mary die Zeit damit hin, die eintreffenden Blumenpenden um das letzte Lager der Verblichenen zu ordnen und dazwischen die Knaben zu beschäftigen, welche in diefen Tagen der Schule fern blieben.

Es waren fchöue >luaben, von überschäumender Wildheit gegen Jedermann, eingeschüchtert, sobald der Vater ihnen seine Gegenwart schenkte. Nupert, der Aelteste, war schon Primaner. Der Keim eines Schnnrrbärtchens zierte seine Lippe, er trug vor seinen dunklen Augen einen Kneifer, ohne es gerade nöthig zu haben, hatte stets zerwühlte Locken und gefiel sich im Genialischeu. Ein großer, schlanker, frühreifer Menfch, begann er fchon das Leben zu kennen und natürlich zu tritisiren. Otto, der zweite, besuchte die Secunda und kämpfte gerade mit aller Ungrazie feiner Jahre. Er

Veglaben, 2?Z

sprach mit rauhem Vas; , hatte einen schlechten Teint und verachtete die Aeusierlichkeiten modischer und eleganter Kleidung, auf welche Rupert und der kleine Gustav so viel Werth legten. Gustav, Gusti oder „der Kleine“ genannt, war ein munterer Junge von einer unzerstörbaren Lustigkeit, die selbst in diesen Tagen, wo im Hause nur gedämpfte Stimmen laut wurden, doch zuweilen durchbrach.

Schon waren sie alle Drei, sie hatten regelmäßige Züge und flammende Augen von unbestimmten, graubraunen Farbentönen, die bald dunkel wie die Nacht, bald hellglänzend aussehen konnten. Gerade solche Augen hatte die Mutter gehabt.

Als die Stunde kam, wo der Sarg geschlossen werden sollte, klopfte Frau Mar» an die Thür des Eommerzienraths. Die Frau mit ihrem guten Gesicht, das nur ein wenig fad durch all die hellen Farben des Haars, der Augen und der langen war, stand so schüchtern da und horchte so bang dem verhallenden Ton ihres Klopfens nach, als wolle sie, einer Bettlerin gleich, eine persönliche Gnade erbitten. Jedermann im Hause wagte sich an den unnahbaren Herrn desselben nur mit Zagen. Auf die Freundin der Frau war diese hier in der Luft liegende Scheu auch unwillkürlich übergegangen.

Jetzt kam noch ein seltsames Schamgefühl hinzu. Sie, die gekommen war, den Gatten und die Söhne zusammenzurufen zu einem letzten Abschied von der Frau und Mutter, sie erbebte vor dem Gedanken, daß sie dem verschlossenen Mann Zeugin werden sollte in einer Schmerzensstunde. Sie verstand recht gut, das; seiner heroischen Hoheit zartfühligste Menschheit beigemischt war, und das; er doppelt leiden würde durch den Gedanken, andere könnten ihm leiden sehen.

„Herein!“ rief eine Stimme.

Frau Mary steckte den Kopf durch die Thürspalte.

„Bitte — die Knaben warten im Wohnzimmer — sie sollen mit Ihnen, dacht' ich — einen letzten Blick — ein Abschiedsgebet — ehe —“

Sie sprach nicht weiter. Es klang ihr selbst zu hart, was sie sagen mußte.

„Ich komme gleich,“ rief er so hastig, als wolle er damit auch ihren etwa beabsichtigten Schritt über die Schwelle seines Zimmers hindern.

Frau Mary schloß die Thür und ging über den Eorridor zurück in das Wohnzimmer, wo die Knaben, zwischen Kummer und Langerweile schwankend, umhersaßen. Sie setzte sich in eine Sophaecke, zog Gusti zu sich heran und legte seinen Kopf gegen ihre Schulter. So wartete sie stumm.

Der Eommerzienrath Hendrik Eggestorff fast noch viele Minuten lang vor seinem Schreibtisch, ehe er sich erhob, um dem Rufe zu folgen. So hatte er schon seit Stunden gesessen, unbeweglich, das Angesicht wie versteinert.

Er war ein Mann von bedeutender Erscheinung, das dunkle, leise mit weißem Schimmer untermengte Haar lag ihm noch voll über der Stirn, und unter dieser wohlgeformten, von Gedankenarbeit durchbildeten Stirn



280 Idll V°y°Ed in lübeck.

blitzten zwei gebieterische Augen. Das regelmäßige Nntergesicht verhüllte ein Bart, der gleich dem Haupthaar begann, si6) mit Hellem Schein zu durchwirken. Vor ihm, auf der grünen Platte seines Diplomatschreibtisches lag ein Haufen von Briefbündel und Papieren — der Inhalt des Schreibtisches seiner Frau. Ihm war eingefallen, daß sie oft davon gesprochen hatte, wie sie ihren frühen Tod voraussehe und Bestimmungen getroffen habe über ihren persönlichen Nachlas; sowohl als auch über ihre Beerdigung. Er hatte das stets ungeduldig belächelt, denn die Aeüßerungen ihrer phantastischen Natur erschienen ihm ineist so spielerisch, kindisch. Nun aber entsann er sich ihrer Worte, war bedacht, ihre Wünsche heilig zu halten, und hatte, da er nicht sofort eine Aufzeichnung der vermutheten Art fand, den gesammten Inhalt ihres Schreibtisches hierhergetragen. Tenn ihr Schreibtisch stand im Salon, und ebenfalls im Salon war die Todte aufgebahrt — die stumme Zeugenschaft einer Verstorbenen scheuen mich starknervige Männer.

Wie fänberlich Alwine Alles geordnet hatte. Da waren einige Briefbündel von seiner eigenen Hand — alle umwunden mit je einem blauschwarzen Band und mit Aufschriften versehen: „Hendrik'» Briefe an mich als Braut“. — „Briefe meines Mannes von feinen Reifen“. Er legte diese alle gleich bei Seite, um sie nachher zu verbrennen, denn es gelüstete ihm wenig, die (beschichte seiner Liebe und Ehe in seinen eigenen Briefen noch einmal nachzulesen. Ihm war sie ohnehin in diesen Stunden völlig gegenwärtig. Ein sehr ernster Mann war er schon mit siebenundzwanzig Jahren gewesen; seine Studien hatten ihm keine Zeit gelassen, sich lachend der Jugend zu freuen. Aber einmal, in einer Zeit, da er nach Jahren der Uebearbeitung für einige Monde ausspannen mußte, einmal war auch in seine Seele ein verführerisches Träumen gekommen. Er war müde und alt und sagte sich, das; man mit siebenundzwanzig Jahren so nicht fühlen dürfe. Zielsicher in Allem, verfolgte er damals auch unbeirrt den Zweck, rasch und völlig wieder zu gesunden. Er enthielt sich mit Eonsequenz der Arbeit. Und in dieser Lebensstille begegnete ihm sein späteres Weib zuerst.

Er entsann sich genau, wie gerade ihr sorglos heiteres Wesen ihn gefesselt, wie er den Gegensatz anstaunte, den ihr Leben und Sein zu seinem Leben und Sein bildete. Sie war die einzige Tochter reicher Eltern, kannte die Worte: Arbeit, Pflicht, Streben nur vom Hörenfagen und blühte, wie eine Blume, der des Gärtners höchste Fürsorge gilt. Sie war davon überzeugt, das; die Menschen nur zum Vergnügt- und Glücklichein auf der Erde lebten.

Mußte ein solches Wesen an seiner Seite nicht wie ein beständiges Gegengewicht zu seinem schwerfälligen Ehnrakter wirken? Konnte je wieder die Uebermüdung und Unfrische zur Arbeit über ihn komme», wenn ein so lachendes Kind ihn in seinen; Hause umschmeichelte?

Alwine hatte sich erst ein wenig vor dem ernstesten Manne gefürchtet, von

Vegioben. 28<

dem ihre Eltern und Alle sagten, daß er sehr bedeutend sei und noch einmal eine großartige Stellung einnehmen werde. Dann aber, als sie merkte, das; sie ihm wichtig wurde, dann spann sie sich in romantische Träume ein: wie schaurig interessant es sei, einen Hatten zu haben, uebeu dem mau sich so Nein fühlt und vor dessen Tyrannei mau sich ein bischen fürchtet, in dessen Liebe man aber selig vergeht, wie irgend eine Jungfrau der griechischen Tage vor einem verkleideten Hott.

Die romantischen Träume, deren Inhalt sie dein Verlobten vor-schwärmte, hatten aber ein anderes (Besicht, als sie in die Wirklichkeit Über-sekt wurden. Alwine wollte den ganzen Dag „tyrannisirt“ sein, sie wollte fortwährend allerhand Gefühlsensationen durch- und mit dem Hatten erleben. Arbeiten sollte er nicht mehr. Das; er sich mit heißem Ehrgeiz den vom Vater ererbten großindustrielleu Werten widmete, daß er seinem Lande durch Erfindungen diene, daß er der Allgemeinheit nützte, das sah sie als ein ihr persönlich angethanes Unrecht an. Zwar hatte er gar nicht gewollt und gehofft, das; Alwine Theil an seinen Bestrebungen nähme, denn er war einer von den selbstherrlichen Männern, die im Weib keine Gefährtin, fondern in ihr nur Ruhe und Erholung suchen. Aber das; ihm anstatt dieser klagen wurden, ermüdete ihn tief.

So waren beide unzufrieden: fie hatte gedacht, er folle mit ihr spielen, und er hatte erwartet, fie werde felbstlos wie der Sonnenschein durch seiü Leben leuchten.

^hre Unzufriedenheit begann sich eine Form zu suche»: Alwiue redete sich und Ändern ein, sie sei kränklich.

Er fuhr fort, sein Weib zu liebeu. Vielleicht liebte er auch nur die Erinnerung an die einzige Frühlingsträumerei seiner Seele. Vielleicht, da er vor Allem sich selbst und fein Dhun und Denken hochzuachten das Bedürfnis; hatte, achtete er auch das Gefühl zu sehr, das ihn eiust zu seinem Weibe getrieben, um es je vor sich zu uerleugueu.

Wie immer seine Neigung für die Frau an feiner Seite auch geartet sein mochte, er nahm und fand felten Gelegenheit, sie ihr zu zeige». Er sah sich gar nicht begriffen, er sah, daß die großen Erfolge feiner Arbeit von ihr nicht aus böfem Willen, fondern aus kindischem Unverstand als etwas Nebensächliches angesehen wurden. Und wenn er eine kurze Zeit seiuen Ehrgeiz beflügelt gefühlt hatte durch den Wunfch, ihr die stolzen Früchte seiner Thätigkeit zu Füßen legen zu können, so wandelte sich das treibende Motiv, als er einen Sohn besaß. Er felbst hatte sich, durch das Genie zum Fleiß, uou jeher berufen gefühlt, eine erste Stellung einzuuehmen. Sein Stolz trachtete darnach, daß seine Söhne noch höher steigen sollten, als er. Ihre Iugeuderziehuug glaubte er der Mutter überlassen zu dürfen, und während er rastlos für die Zukunft der Knaben schaffte, sich kaum die Muße gönnte, sich der schönen Kinder zu erfreuen, rückten sie ihm unmerklich ferner und ferner.

282 Ida Voy-<Ld in liibeck.

Die Mutter lehrte, ohne zu ahnen, daß sie es that, die Knaben den Vater als den schreckensvollen Nichter ansehen, vor dem man sich und Alles, was man that, verstecken müsse. Er merkte die Scheu der Knaben vor ihm, und der Schmerz, den er empfand, machte, daß der Mann keusch noch tiefer seine Liebe zu ihnen verbarg.

Nein — es gelüstete Hendrik Eggeswrff nicht, seine Aricfe an seine Braut und Fran noch einmal zu lesen.

Andere Papiere warm noch da — der Mann warf die Bündel achtlos durcheinander. Er war nicht neugierig auf die Correspondenzen, die Alwine mit Verwandten und Freunden geführt. Endlich ein großer Bogen, vierfach zusammengefaltet — man sah ihm schon von außen an, daß er ein Dokument war.

Den« Manne zitterten ein wenig die Finger. Er las:

„Ich bitte meinen Mann, wenn ich, wie mir ahnt, früh sterben sollte, alle meine persönliche Habe so zu vertheilen, wie ich hier aufgezeichnet. Ferner bitte ich ihn, mir auf mein Grab eine schwarze, abgebrochene Säule sehen zu lassen mit der Anschrift: dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Ich möchte auch mit in den Sarg haben: die kleine goldene Kette, welche ich immer trug, ferner jenes Paket von Briefen, welches mit einem rothen Band umbunden ist und auf welchem steht nach meinem Tode unbesehen zu verbrennen. Dies soll mich mit jenem Briefpaket geschehen, falls diese Anzeichnung erst nach meiner Beerdigung gefunden werden, man mir also nichts mehr in den Sarg legen kann.

Ich bitte auch meinen Mann, nicht so streng gegen die Knaben, meine Söhne, zu sein, minder brauchen Liebe. Sie lieben, ist mehr, als für sie Reichthum sammeln,“

Dann folgte ein Verzeichnis; aller ihrer Schmucksache», Kleider und Wäsche. Alle nahen Freunde und Verwandten bekamen aus dem reichen Vorrat!) ein Andenken, ein Brillantschmuck sollte zu Ringen und Knöpfen für die Knaben verarbeitet werden, Kleider und Wäsche gingen an die treuen Dienstboten.

Dem Mann waren die Augen naß geworden.

Das Alles war so echt Niwinesch. Es war sentimentale Überspanntheit und danach ein gutes, tiefes Wort zu Gunsten ihrer Kinder.

In diesem Augenblick wünschte er ihr noch sagen zu können, daß er seine Binder wahrhaft und unaussprechlich liebe. Daß er fortan weniger arbeiten und mehr ihnen leben wolle.

Ann lag ihm also ob, ihre Wünsche zu erfüllen. Die Vertheilung der Sachen mochte Frau Mary übernehmen, wenn die Todte ihre Ruhe im Grabe gefunden. Jetzt galt es, nach dem Kettchen zu fragen und nach dem Briefpaket mit dem rothen Band zu suchen, um fromm den letzten Wunsch zu erfüllen.

Und wie die Hände des Mannes ein wenig unsicher umhertasteten zwischen den zahllosen Papieren, kam ihm ein halbes Briefblatt zwischen

Vegraben. 283

die Finger. Unwillkürlich fiel sein Auge darauf. Es war das Bruchstück eines Dertes, der in einem Vorblatt und vielleicht in einigen weiteren Bogen Anfang und Schluß gehabt. Das abgerissene Stück eines Briefes.

„ . . . Trennung von Dir wird nur fast unerträglich sein. Um so mehr, als ich Dich in so dürftiger Lage weiß. Denn was ist Neichthum, große Stellung Dir, die Du vor Allem zartfühlendes Verständnis; für Dein poetisches Gemüth brauchst. Du darbst am nützigsten. Ich durfte Dir es eine Zeitlang geben. Du wirst mich nie vergessen. Schreibe mir oft und auch Alles, was deu holden Knaben betrifft. Ich werde . . .“

Nicht wie ein Blitzstrahl kam der Schreck in des Mannes Seele, langsam und eisig breitete er sich aus über alle Nerven, bis sie wie in Lähmung erstarrten.

Wenn diese Zeileu an seine Frau gerichtet gewesen waren, so bedeutete« sie, daß seine Frau einen Andern geliebt hatte und von diesem wiedergeliebt worden war.

Er saß unbeweglich. Eine dumpfe (Gedankenlosigkeit umfiug ihn. Sein Hirn nahm vergeblichen Anlauf, etwas klar zu stellen, die Gedankenreihen zerrannen.

Da ertönte das Pochen an der Thür, Frau Mari, rief ihn zum letzten Abschieosblick an die Todte.

Nies ihn zu dieser Todten, die ihn betrogen. Betrogen? Konuten die Zeilen nicht an ein anderes Weib gerichtet sein als an Alwine? Gehörten sie irgend einer guten Freundin, die sie ihr nur anvertraut hatte? Wer war der Mann, der sie geschrieben? Und was hieß das: schreib' mir oft und auch oft von dem holden Knaben? Bezog sich das ans einen seiner drei Knaben? Seiner? Wirklich seiner? Auf welchen?

Schwerfällig erhob sich der Mann. Seine Hand tappte sucheud zwischen den Papieren. Er vergaß nicht, daß er das rothumwundene Briefpaket suchen und in den Sarg legen sollte. Er fand es. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Scheu huscht sein Auge über die wilden, cnguerschnürten Blätter. Da und dort blitzten aus den Spalten Schriftzüge ans. Ihm schien, als seien es die gleichen wie auf dem Nriefblatt. Vielleicht aber schien es nur so.

Einige Eecunden lang haftete sein Blick auf dem „Testament“ seiner Frau. Die Wünsche der Todten, die dort aufgezeichnet standen, schienen zu drohenden Befehlen emporzuwachsen. Gegen den Willen eines Todten giebt es keinen Anruf. Nicht einmal ein Kampf kam in die Seele des Mannes. Er hätte lieber sein Leben hingegeben, als in der Stille seines Zimmers eine Handlung begangen, die er für ehrlos hielt.

Er hatte vielleicht der Hingegangenen zn Unrecht vertraut gehabt, sie aber folte ihn: zu Recht vertrauen.

Mit eiserner Festigkeit umklammerte er das Briefpaket und schritt hinaus.

28H Ida Voy.«d in lübeck.

Hoch trug er das Haupt wie immer, aber seinen Zügen konnte er nicht gebieten, und sie waren verfallen. Unsicher mied auch sein Mick die minder, welche, an die Freundin geschmiegt, ihm folgten.

Sie traten alle in den Salon. (5s ^r sonst ein festlich beilerei

Mum, groß und mit schönen Sachen angefüllt, die man aber jetzt aus der Mitte fortgeräumt und ausnahmslos an den Wänden aufgestellt hatte, so das, die gemütliche (Grazie entflohen und feierliche Steifheit eingekehrt war.

Die großen Fenster hatte man «erhängt, das Tageslicht drang nicht herein.

Aber überall standen Kerzen, und über dem Sarg schwebte vom Plafond hernieder die Zichterkrone, deren Prismen Frau Marp mit Flor umwinden ließ. Das gelbe Licht der Kerzen schimmerte festlich und gab dem Angesicht der Tobten scharfe Schatten und fcharfe Helligkeiten.

Mit einem weißseidenen Gewand faltig umkleidet, lag sie da, in den zusammengelegten Händen trug sie einen Maiblumenstrauß. Ein bciterer Blumenkranz umzog die ganze ^änge der Gestalt im Sarge und rings um den Katafalk häuften sich die Trauerkränze. Es war ein süßlicher, betäubender Tunst im Mum, ein Gemisch von Blüthendüften, , ^erzeng»alm und Chlor.

Frau Mary trat mit den Knaben nahe heran. Rupert stand bleich, still und gefaßt da, Otto biß in sein Taschentuch, und seine Schultern zuckten wie die eines Menschen, der heftige Thränen niederschlnckt. Gusti weinte laut und versteckte seinen >iopf in Frau Marys Vileiderfalten.

Sie wagte nicht den Mann anzublicken, der wie ein Bild von Stein ;n Häupten neben dein Sarge stand.

Seine Blicke bohrten sich in das stille, weiße, stumme Gesicht. Seine ganze Seele erbebte unter der Wucht des ohnmächtigen Wunsches:

„Lebe! Sprich zu mir! Laß Tich nur Eins noch fragen!"

Das ewige Schweigen konnte auch der wildeste Wnnfch nicht mehr brechen. Seine Mcnschenleidenschaft zerrann, wie Wellen an Felsen, an der Majestät des Todes.

Endlich regte der Mann sich. Seine Hand hob sich und legte bebend ein Bündel Briefe neben die Frau. Tann zog er seine Hand znrück, als habe sie Entsetzliches berührt.

Frau Mary sah sein Thun und sah die Briefe auf dem Gewand der Todten liegen. Lcife und zart ordnete sie die seidenen Falten so, daß die Briefe «erdeckt wurdeu. Warum that sie so? Nnr damit die nachher ihres rohen Amtes waltenden Handwerker nicht etwa das Paket sähen? Oder tannle sie den Inhalt und wollte ihn gleichsam in dieser Stunde noch mit-uerstecken?

Ter Mann sah zu ihr hinüber. Aber es war nicht mehr sein großer, befehlshaberifcher Blick von einst — es war ein zweifelnder, nnficherer Blick, halb von dem Wunsch bewegt, etwas zu erforschen, halb von der Sorge getrübt, daß man in ihm lesen tonne.

Vegraben. > 285

Wen» ich sie fragte! dachte er, und ein Schauer durchraun ihn. Sein ganzer Mensch, der stolze, harte, «erschlossene Mensch bäumte sich in ihm auf und schrie „nein!“

Tein Auge ging weiter — auf die Knaben. Wie sie alle der Mutter glichen. Und keiner ihm — keiner. Und welcher von diesen dreien war der „holde Knabe“, von dem sie jenem Unbekannten hatte erzählen müssen. Der Mann schüttelte sich.

Verfluchtes Phantom. Vielleicht doch nur ein Phantom, ein Nichts, ein falscher Schein.

„Bete, lieber Gusti, das; Mama den ewigen Frieden bei (Hott finde!“ sprach Frau Mary flüsternd.

Laut fchluchzend faltete der Kleine die Hände. Die Andern thaten es ihm nach. Sie beteten schweigend, oder vielmehr sie sahen mit unbestimmten Andachtsgcfühleu auf ihre gefalteten Hände nieder.

Ter Mann betete nicht mit. Bohrend stand sein Blick auf dem weiften Todtenangesicht.

Und dann legte Frau Mary noch ein letztes Eträuftchen von Blumen auf die Brust der Abgeschiedenen, und die stumme Feier war zu Ende.

Die Knaben gingen hinaus, von dem Bater begleitet, Gusti klammerte sich fest an ihn, denn seine Trauer war sehr mit Furcht gemengt, Rupert glaubte als schon männlicher Sohn dem Bater durch eine stumme Umarmung sagen zu müssen: wir tragen das gleiche Leid, laft es uns stark tragen.

Allein Eggstorff fchob sie von sich, mit ängstlicher Abwehr. Er ging in sein Zimmer, und man sah ihn erst am andern Morgen, als er mit untadliger Haltung der Gattin die letzte Ehre erwies und das Beileid der zahlreichen Menschen, die mit zum Grabe gingen, würdig hinnahm.

Wie immer ward die grofte Oede, die in das Haus gekommen, erst nach der Beerdigung ganz bemerkbar. Der Alltag rollte sein Räderwerk ab, es gab keine aufterordentlicheu Aufregungen, keine Pflichten gegen die Dodte mehr. Die Knaben gingen wieder in die Schule — Rupert war im Abiturienteneramen — Herr Eommerzienrath Eggstorff fuhr wieder jeden Morgen hinaus auf das Hütteuwerk. Dies, mit grofteu Gieftereieu verbunden, gehörte jetzt einer Äctiengesellschaft, er aber war der Hauptleiter des einst allein von ihm begründeten Unternehmens geblieben.

Mittags fanden der Bater und die Sohne sich zusammen. Sie hielten seltsame Mahlzeiten mit einander. Der Bater gab sich Mühe, Antheilnahme und ^iebe zu zeigen. Kinder indes; sind feinfühligte Menschen. Diese hier spürten nicht die Antheilnahme, sondern nnr die Mühe.

Es schien fast, als habe der Bater ein vorher ausgedachtes Programm, nach welchem er fragte, fich heute besonders um Rupert, morgen um 5Dtto oder Gnsti bekümmerte. Er lieft sich die Arbeiten zeigen, und wenn er sie einsah, ward sein Blick oft zerstreut, mau merkte, seine Gedanken schweifte» ab, er las gar nicht, was die Knaben in ihre Bücher gefchrieben.

Er sagte Vlittags, daß sie Abends nach der Arbeit alle Drei sich in seiner Stube versammeln sollten, er wolle ihnen etwas vorlesen. Und kamen sie, so schien er ihre Anwesenheit als Pein zu empfinden und schickte sie bald wieder fort. Wollte einer von den Dreien einen Freund besuchen, verweigerte der Vater die Erlaubnis; unter dem hastig ausgesprochenen Wunsch, jetzt seine Kinder stets bei sich zu haben, und doch schien er ihr Dasein im Hause oft ganz zu vergessen.

Rupert sprach sich zu Frau Man, aus. „Früher," sagte er, „war Papa uns so etwas wie ein Gott hinter Wolken, der ab und zu segnend oder donnernd hervortrat. Wir liebten ihn ein wenig und fürchteten ihn sehr. Jetzt, wo er uns so viel näher getreten ist — näher mein' ich nur, weil wir ihn öfters fehen — jetzt ist seine Liebe ein Zwang, dem man nicht entrinnen kann. Denken Sie doch, Dante Mary, ich fühle manchmal Furcht. Es ist, als ob Papa ganz und gar Vcsitz von mir ergnffen hatte, als ob ich selbst Nachts in meinem Zimmer nichts denken könne, was er mir nicht am andern Tag doch von der Stirn läse. Er nimmt mir alle innerliche Freiheit, von der äußeren gar nicht zu reden. Ich juble dem Tag entgegen, wo ich auf die Universität komme. Und doch könnte ich weinen vor Liebe und Kummer über Papa."

„Ja," meinte Fran Mary kummervoll, „Dein Vater hat sich sehr verändert. Es ist etwas so Ungleiches über ihn gekommen. Ter Tod Eurer lieben Mutter hat ihn schwerer ergriffen, als wohl ein Mensch für möglich hielt. Daß Ihr seine Liebe als Zwang empfindet, ist ganz natürlich. Ich habe schon mit meinem Mann davon gesprochen. Mein Mann ist ein Menschenkenner — ja das muß man ihm lassen — der sagti Dein Vater sei in Allem herrisch und gewohnt, Menschen nach seinem Willen zu lenken. Nun sähe er vor Allem seine Söhne als seine fast leibeigenen Geschöpfe an." Die Menschenkenntnis; des Hauptmanns uonLöhnitz war dem jungenNupcrt nicht so maßgebend, als sie Frau Mary erschien. Zweifelnd antwortete er: „Tyrannei, von einem bedeutenden Manne geübt, finde ich fast natürlich. Ich glaube, ich würde auch gern herrscheu mögen über Menschen und Geister. Aber das ist doch keine Tyrannei, wenn Vater manchmal die gröbsten Unarten durchgehen läßt. Neulich prügelten Otto und Gusti sich fürchterlich. Sie hanteu sich blau und braun, und Gusti ist ja so heftig. Wie ein kleiner Panther ging er immer wieder auf Otto los, und ihn beißend und schlagend, schrie er ihm die schrecklichsten Schimpfworte zu. Ich hatte schin dreimal gesagt ‚schämt Euch'. Aber sie hörten nicht und merkten auch nicht, daß Papa in der Thür erschien nnd zusah. Ick» bekam solches Herzklopfen. Denn Papa machte ein schreckliches Gesicht — fast neugierig-freudig. Uud mit einem Male fragte er: ‚Haßt Ihr Euch so'? Als sie seine Stimme hörten, wurden sie still und zitterten vor Angst. Aber es gab keine Strafe. Papa ging still davon, worauf die Beiden weiterprügelten, bis ich es nicht mehr aushalten konnte nnd Jedem eine 'runterhante."

Vegraben. 28?

Diesem Vorfall -gegenüber war auch Frau Marys Weisheit zu Ende.

Aber sie sprach mit ihrem Manu, und der Hauptmann von Löhnitz war ein selbstzufriedener Pedant. Er glaubte, das; die Harmonie der Seele und die Zufriedenheit des Lebens sich nach einem ganz einfachen Necept herstellen liehen. Ohne jemals selbst den geringsten inneren Conflicten ausgesetzt gewesen zu sein, konnte er garnicht begreifen, wie Andere sich mit „Stimmungen“ zu plagen vermochten: „Als Mann und Charakter muß mau sich iu Alles zu schicken wissen,“ war seine Rede, wenn er andere Männer leiden sab. Nun beschloß er, sich des Lommerzieuraths „anzunehmen“. Er war fest davon überzeugt, das; es seiner Weisheit gelingen werde, dem Mann alsbald gleichmäßig Fassung beizubringen.

So machte er sich denn auf den Weg. Durch die Straßen der westfälischen Fabrikstadt fegte der Frühlingswind und brachte die Rauchwolken von den Hüttenwerken mit herein in die Stadt. Russiger Staub und gasiger Dunst erfüllte die Luft. Die Sonne und der blaue Himmel standen in völligem Zwiespalt dazu. Der Hauptmann, welcher sich für einen großen Naturfreund hielt, machte eine lobende Selbstbetrachtung darüber, daß er sich nuu schon seit Jahren mit völliger Ruhe darein finde, in einer ihm unsmpathischen Stadt und Gegend garnisonirt zu sein. Er stellte sich alle Reize vor, die ein anderer Aufenthalt ihm bieten könne, und bewies fich dann, daß er trotzdem keinen anderen begehre, weil er als Mann und Charakter sich in Alles zu schicken wisse. Hiernach war er in der richtigen Stimmung, dem Commerzienrath klar zu machen, daß er sich in den Verlust seiner Frau männlich finden müsse.

Die Begegnung der beiden Männer, die sich seit vielen Wochen nicht mehr gesehen, war höchst eigenthümlich. Ehedem hatte der Hauptmann den gewissen Nespect in sich vor den Leistungen uud dem Neichtlmm des Anderen nicht unterdrücken können und war Eggestorff stets mit dem auch äußerlich bemerkbaren Gefühl der Unterordnung entgegengetreten.

In dein Augenblick, wo Jemand des Mitleids oder des tröstenden Zuspruchs benöthigt scheint, verliert er an der Hoheit seiner Persönlichkeit. Es ist, als ob der Mensch, der groß bleiben will, vor seinen Mitmenschen nickt dem Leiden unterthan sein dürfe. Der Unuermundete erhebt sich über den Verwundeten und glaubt, des bloßen Umstandes wegen, daß zufällig er der Gesunde ist, den Anderen meistern, belehren und strafen zu dürfen.

Ohne es selbst zu ahnen, schlug der Hauptmann einen leutseligen Ton an. Und noch erstaunlicher: Eggestorff schien denselben nicht zu bemerken, oder ihn nicht als etwas Unnatürliches zu empfinden.

Die Männer saßen und rauchten, der Hauptmann in einer Sophaecke, Eggestorff ihm gegenüber in einem Lehnstnhl. Der Tisch mit den Rauckgeräthen war zwischen ihnen. Löhnitz war immer etwas förmlich, und er brauchte stets eine Viertelstunde, um sich häuslich und frei zu fühlen. Sein



288 Id» Voy.Ld in lübeck.

mageres bärtiges Gesicht hatte etwas Schwindsüchtiges, die Dürftigkeit der hohen Gestalt war durch die wohlgepolsterte Infanterie-Uniform versteckt. Seine braunen Augen hatten einen besonderen Blick, etwas zudringlich und selir stetig. Nie schweifte dieser Alick hastig nmher, er klebte sozusagen an den Gegenständen und verliest sie nicht eher, als bis er sie ganz und gar ergründet hatte. Jeder hält seine Sehweite für tief- und weitgehend. So glaubte auch der Hauptmann, daß er bis an die (Grenze sähe und daß außerhalb seines Blickes nichts mehr läge.

„Sie haben, mein lieber Herr (iommerzienrath, mein Haus seit vielen Wochen nicht betreten,“ hob er an, mit der Fragemiene eines Richters.

„Ich gestehe, daß es undankbar und unhöflich war, umsomehr, als Ihre liebe Frau bei dem Tode der meinigen aufopferungsvoll sich uns widmete. Ich bin zu Niemand gegangen und werde zu Niemandem gehen. Allein Ihr Haus mußte eine Ausnahme für mich sein,“ sagte Eggestorff, indem er vor sich hin sah und der zahllosen Stunden gedachte, wo es ihn hintrieb zu der Frau, die allein vielleicht von allen Sterblichen ihm das Geheimniß jenes Nriefblattes enthüllen konnte und wo immer wieder die grauenvolle Neugier besiegt worden war von der schauernden Abneigung, sich zu offenbaren. Der Angeklagte hatte ihm etwas zugegeben — Löhnik war zufrieden und fuhr ermahmend fort:

„So hoffen wir denn, Viani und ich, daß sie fortan oft Ihre Abende bei uns zubringen werden. Das beständige Zuhausesein thut nicht gut. Ein Mann, der soviel arbeitet, braucht das Gegegengewicht gemüthvoller Mußestunden. Ihre liebe Frau kann Ihnen solche nicht mehr bereiten. Es ist hart, sehr hart für Sie, die verständnißnige Gefährtin Ihres Lebens verloren zu haben. Allein ein Charakter muß sich zu schicken wissen. Sie sind es sich, Ihren mindern und Ihren Unternehmungen schuldig, sich wieder dem Leben zuzuwenden, ja das sind Sie!“

Eggestorff saß zurückgelehnt, ein Bein über das andere geschlagen und besah seine Fingernägel. Dabei dachte er erstaunt über die naive Zudringlichkeit des Anderen nach. In den halbdutzend Gemeinplätzen welche derselbe vorgebracht, hatte er offenbart, daß er von dem Wesen der Eggestorffschen Ehe so wenig eine Ahnung hatte, als von dein jetzigen Seelenzustand des verwittwcten Mannes. Und wußte deck, so genau, was der „sich schuldig“ war. Ein leises Lächeln spielte um die Lippen des schweigenden Mannes. Er empfand das bittere Erstannen des Großen, den der kleine nach seinem eigenen Maße mißt.

Der Hauptmann, als ehrlicher und guter Mensch, wollte dem Ändern helfen, sich von seinen Leiden zu befreien: aber er sah die Leiden an, wie Alles im Leben: eine typische Erscheinung, der man mit herkömmlichen Mitteln beikommen muß. Daß ein Wittwer das Gleichgewicht verliert nach dem Tode der Frau, kommt alle Tage vor; ebenso findet sich dann der landläufige Frennd, der die Wage der Lebensstimmng wieder in die

Vegiaben, 28H

rechte Schwebel bringt, indem er etliche Ermahnungen von Pflichten und Freudenreste in die Schale wirft.

Eggestorff richtete sich an. Diese Gedanken hatten ihm zu einer Art selbstnarrisirender Laune uerholfen. Er wollte sich dem Andern als Tröst-object hinleihen.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich werde kommen. Morgen schon, wenn Sie mich haben wollen,“ sagte er.

„Ich wußte es,“ dachte der Hauptmann befriedigt, „ich habe die Art, geknickte Menschen aufzurichten. Man muß es mir recht anfangen.“ Und er sprach mit dem Ton, wie man einem kranken Kinde zuredet, das eine unschmackhafte Medizin nehmen soll:

„Bringen Sie auch die Knaben mit. Es muß Ihre Seele aufrichten, wenn Sie die hübschen, begabten Jungen sehen, in deren Gesichtern Sie das Antlitz Ihrer verstorbenen Frau so wiederfinden. Ich würde Ihnen rathen, sich recht eingehend mit den Kindern zu beschäftigen. Der Verkehr mit der Jugend erfrischt.“

„Seh'ich denn so gramvoll aus,“ dachte Eggestorff, „daß dieser Mann mich schon als Abladestelle seiner geistigen Kleinmünze ansieht!“

Und dies war der vom Hauptmann ungeahnte wie auch ungewollte Erfolg des Besuches, daß Eggestorff sich bewachte, als stehe er vor einem Spiegel und sähe immer die eigenen Mienen. Ein verächtlicher Zorn gegen sich selbst erfüllte ihn, daß er die Menschen in seinem Angesicht hatte lesen lassen. Wußten sie die Schrift gleich nicht zu deuten — daß dort überhaupt etwas geschrieben stand, war seinem Wesen zuwider.

Er schätzte die Menschen so gering, daß er weder die Antheilnahme der Neugier noch des Mitleids von ihnen wollte. —

Der Hauptmann sprach sich überall zufrieden darüber aus, daß seine klarverständige Freundschaft so viel über Eggestorff vermocht und diesen eigentlich dem Leben wiedergegeben habe. Die äußeren Thatfachen gaben dem Hauptmann Recht. Jede Woche brachte Eggestorff mit seinen Söhnen einen Abend bei Löhnitz zu, während die Löhnitz' jeden Sonntag beim Commerzienrath aßen.

Die Scheu, mit Frau Mary zusammen zu sein, hatte sich in die Gier gewandelt, fort und fort sie zu sehen, mit ihr zu sprechen. Die zaghafte Frau, welche ihr Leben lang im Schatten Anderer gestanden, wußte gar nicht, wie sie, die Unbedeutende, plötzlich zu der dringlichen Theilnahme eines Mannes wie Eggestorff kam. Löhnitz wußte indeß auch diesen Fall zu erklären. Seine Frau war doch Alwinens beste Freundin gewesen, der verwittwete Mann konnte mit ihr am besten alte Erinnerungen auffrischen! er erklärte feierlich — obschon Niemand an solche Möglichkeit dachte — daß er nicht eifersüchtig sei und ^eden verachten würde, der die lantere Freundschaft seiner Frau mit Eggestorff bezweifle.

Und um Erinnerungen handelte es sich auch in allen Gesprächen, die Eggestorff mit Frau Mary führte, während der Hauptmann mit Nupperl

290 Iva Voy.Ld in liibeck.

Schach spielte und Otto zu seiner stillen Wuth und groben Langeweile mit Gusti scheinbar friedlich irgend ein Brettspiel vornehmen mußte.

Frau Mary häkelte' sie pflegte aus harten groben Garnen die unzähligen Deckchen und Spitzen für sich und ihre Freundschaft herzustellen, und während Eggestorff scheinbar gedankenlos mit dem bräunlichen Garnknäuel spielte, hätte er in aufkochender Nervosität der stillen Frau die Arbeit aus der Hand schlagen können. Er sah unverwandt auf das Gesicht, welches von Blutarmut!) und Mangel an Temperament ganz fade und ausdruckslos war, und nur, wenn Mary sprach, durch schlichte Güte angenehm belebt wurde. Die Lampe beschien es so friedlich, und die Stirn war so glatt, als ob dahinter völlige InHaltlosigkeit sei und teiu Erinnern, keiu Wissen, keine Mitschuld

Wenn sie wußte, war sie auch mitschuldig. Der Hcblcr ist auch ein Sünder. Wußte sie denn?

Oh, wenn sie sprechen wollte — einmal sprechen! Danken wollte er es ihr, wenn sie die todte Freundin verriethe und ihr Andenken entwerte. Nur wissen — wissen! Nicht ewig die fürchterliche Frage im Kopf umherwälzen: was bedeutet jenes Briefblatt.

Aber Frau Mary verriet!) «ichts. Weder eine Schuld der Dodten, noch ihre Mitwisfenchaft. Nach und nach, in kurz abgebrochenen Fragen, in Rückblicken, die einen Abend schnell gemacht, jäh unterbrochen und nach Tage» hastig fortgefetzt wurden, ging der Manu mit der Freundin die ganze Vergangenheit durch. Jedes Jahr wurde gleichsam auf seinen Inhalt durchgesiebt — nie blieb ein Verdachtsmoment im Netz des Argwohns zurück. Alle Gcstnlteu, die je durch das Eggestorff'sche Haus gegangen, schritten noch einmal vorüber. Aber auf keine fiel der grelle Schein blitzartiger Erkenntnis.: der war's, der!

Und daheim, in der Stille seines Zimmers, trug der Manu alle Bilder seines Weibes zusammen. Er fand viel mehr Photographien Alwinens, als er gekannt hatte — sie besaß die Schwäche, sich gern in neuen und wohlklicidenden Gewändern photographiren zu lassen. Er forschte noch bei Frau Mary nach Bildern. Und endlich hatte er eine ganze Gallerie vor sich, sorgsam nach ihrer Entstehungszeit geordnet, reihte er die Bildchen auf. Er saß davor. Mit bohrenden Blicken durchforschte er die Züge nach den Spuren seelischer Wandlungen, um festzustellen, wann, wann denn ihre Seele sich von ihm gewandt, und seine Augeu begannen zu flammen, wenn er die holden Jugendzüge und die immer noch schönen der letzten Lebensjahre Alwinens sah. Eine namenlose Verzweiflung packte ihn. Er wünschte sich wieder Göttergewalt, um Gräber öffnen, Dodte auferstehen lassen zu können. Sie noch einmal fragen dürfen, Aug' in Auge: warst Du mir treu? Und in dies brennende Verlangen mischte sich ein anderes; erst ganz leise als nagender Schmerz und wuchs bis zur Qual. Nicht nur sie noch einmal sehen und fragen können — nein, sie wieder haben! Wieder haben!

Veglliben. 2HI

Als sie trank ward lind starb, war er stark erschüttert, wie es Menschen sind, die den Genossen verlieren, der ihnen einst lieb und dann durch Gewohnheit vertraut war. Nicht mehr. Vr wußte es jetzt. Es war nur die Hoheit des Todes gewesen, dessen Nahe Jeden klein und demuthsuoll wacht — es war nicht ihr Tod gewesen, nicht ihr Verlust. Seit Jahren waren sie einander doch so fremd gewesen.

Nun aber glomm der Funken der alten Liebe an, die Seele ging zurück zu deu Jugendträumen, lind langsam erwuchs aus dein Funken eine Flamme, die endlich das Wesen des Mannes durchloderte. Er verzehrte sich in Sehnsucht nach seinem Weibe, um es zu lieben wie einst, um es zu quälen, zu lmsen, zu küssen, bis ihre Seele ihm ganz offenbar ward, bis er in ihres Wesens geheimste Falten schauen konnte.

Er zermarterte sein Gedächtnis? mit jenen Momenten, wo er unklug oder rauh ihr gegenüber gehandelt hatte. Er sagte sich, jeden Vorfall ihres gemeinsamen Lebens zergliedernd: „Wenn ich damals so gehandelt hätte anstatt so.“ Er malte sich aus, wie er hätte sein, reden, schweigen müssen, um sich ihre Liebe zu erhalten. —

Die Knaben sahen, daß ihr Vater hager und bleich ward und daß sein Blick unstät blieb. Rupert, von Liebe und Grauen seltsam hingezogen und abgestoßen, suchte oft mit Absicht vollen Auges den Blick des Vaters. Umsonst, den schnell vorbeihuschenden konnte Niemand mehr fangen.

Schon vorgeschritten im Leben über seine Jahre hinaus, im Guten wie im Leichtfertigen, fühlte Rupert oft die Pflicht, seine Brüder zu erziehen, da der Vater es nicht that.

Geschwister sind aber strenge Erzieher, und auch iu Rupert pulste etwas von dem herrischen Blut seines Vaters.

Wenn er Otto das viele Eigarettenrauchen und das heimliche Kneipen-gehen verbot, das sich für einen Secundaner nicht schicke, so höhnte ihn Otto mit den von ihm wohl eontrollirten Abenden aus, wo etwa Rupert erst um zwei Uhr und unsicheren Schrittes heimgekommen war. Wenn Otto liederlich arbeitete und schlechte Zeugnisse mitbrachte, erlaubte Rupert sich, ihn dafür zu ohrfeigen, was Otto sich um so weniger gefallen ließ, als Rupert sein Abiturium nicht bestanden hatte und als Zwauzigjähriger uoch die Schulbank weiter drücken mußte. Rupert hatte mit seiuem Tadel wie mit seinen Strafen immer Recht, aber ihm fehlte die Autorität des Alters oder des guten Beispiels. Zwar nahm er sich dann und wann vor, an sich selber zu arbeiten. Allein dazwischen kamen immer Stunden, wo er sich sagte, warum er sich's denn in seiner Jugend so sauer werden lassen solle, scheine der Vater doch den starken Verbrauch von Taschengeld ganz in der Ordnung zu finden. Die guten Vorsätze beseelten ihn immer, wenn ein langweiliger Abend ihn ohnedies auf die Arbeit als Zeitvertreib hindrängte; die flotten Gedanken kehrten immer wieder, sobald ein Vergnügen mit gleichgestimmten Freunden sich bot.

Nord und Süd. I.XV. 193. 20

292 Ida Voy.Eb in Lübeck,

Otto seinerseits erzog wiederum Gusti, der so das Opfer beider Brüder wurde. Denn auch Rupert kümmerte sich um den Kleinen. Völlig hilflos der Tyrannei Beider preisgegeben, führte der Kleine bald ein Dasein, ausgefüllt von Trotz, Furcht, Heimlichkeiten und Gehässigkeit. Er erkannte die Autorität der Brüder über sich nicht an, mußte sich ihr aber fügen, denn sie hatten die Macht ihrer Fäuste und des Geldes. Eggestorff händigte stel? Rupert das Taschengeld für alle Drei ein, und dieser hielt es als Strafe oder Zwangsmittel zuweilen zurück. Ganz schlimm war es für Gusti, daß die Befehle der Brüder einander widersprachen. Hatte Rupert ihm befohlen, erst den deutschen Aufsatz zu machen, kam fünf Minuten nachher Otto und schickte ihn zu einem Buch- oder Ligaretteneintauf fort. Dabei strafte ihn Neide hart, wenn er nicht gehorchte, und noch härter. Wenn er einmal wagte, sich Bonbons zu kaufen.

So zog nach und nach ein schlimmer Geist ein in den kleinen Kreis der drei Brüder: der Geist des Hasses.

Der finstere Mann sah den Unfrieden unter seinen Kindern, aber er sah nicht die Ursachen. Oft, wenn er beobachtete, wie nur in feiner Gegenwart der brütende Unfriede sich mit Mühe bezwang, sah er langsam vom Einen zum Andern, und er fragte sich, in welchem von den Dreien der Geist der Feindschaft wohne, der sich gegen die Brüder so naturgewaltig kehre. — Er war oft mit ihnen zusammen, immer öfter. Er kehrte nicht in den Club zurück, in welchem er früher verkehrte, nahm den L'hombresvielabend nicht wieder auf und verkehrte nur im Löhnitz'schen Hause. Er konnte lange, scheinbar die Zeitung lesend, in der Arbeitsstube der Knaben sitzen, ohne auch »ur ein Wort mit ihnen zu wechseln. Immer zog es ihm mit einer quälerischen Gewalt in ihre Nähe. Und als Rupert durch das Eramen sie, hatte er sich gefreut — unbewußt vielleicht — aber es war so sättigend, zu denken, daß er min fortfahren könne, sich Rupert beständig zu beobachten.

Manchmal wandelte ihn ein wahnwitziger Wunsch an — er hatte den krankhaften Trieb, laut in die Stille, welche unter den arbeitenden Knaben herrschte, hinein zu fahren mit der Irren Frage:

„Glaubt Ihr, daß Eure Mutter mir treu war?“

Aber nach solchen Anwandlungen traten ihm feuchte, kalte Tropfen auf die Stirn. Und er raffte sich auf und machte sich kaltblütig klar, daß er auf dem Wege sei, sich den Verstand zu rauben.

Jedes Jahr war die Familie Eggestorff für die Monate Inli, Äugusl und September auf das Landgut übergesiedelt, welches zwei Stunden von der Stadt, an der Grenze der Haide lag. Der Commrczienrath selbst blieb in der Stadt und kam nur an« Sonnabend Mittag heraus, um Momag früh wieder fortzufahren. Früher batte er sich oft wochenlang heimlich auf

Vegraben. 2)3

diese Monate gefreut, welche eine Zeit der völlig ungestörten Ruhe für ihn bedeuteten. Wenn seine Frau auf dem Lande war, konnte sie nicht zu den ungeeignetsten Momenten klagend in sein Zimmer treten oder Interesse von ihm fordern für irgend eine Kinderei. Sie hatte das Landleben sehr geliebt und deshalb ihrerseits Grund gehabt, sich lange vorher der Übersiedelung zu freuen.

In diese,« Jahr waren es nur die Knaben, welche drängend daran erinnerten, daß man hinausziehen müsse. Der Commerzienrath wollte nicht. Er zog vor, die Knaben in der Stadt zu behalten, um sich nicht so lange von ihnen trennen zu müssen. Auch fehle es draußen an jeglicher Aufsicht. Rupert versprach, streng auf die jüngeren Brüder aufzupassen, wofür Otto ihm hinter des Vaters Rücken höhnisch die Zunge herausstreckte. Auf die wiederholte Mlehnung des Vaters hin, fing Gusti plötzlich bitterlich an zu weinen. „Mama mochte auch so gern draußen sein. Da war sie immer am vergnügtesten und glücklichsten,“ rief er schluchzend, aber mehr gerührt durch die drohende Entbehrung, als durch die Erinnerung an die Mutter. Eggestorff sah den Kleinen lange und seltsam an.

Dort also, dort war sein Weib am glücklichsten gewesen? Vielleicht nur, weil sie dann fern von ihm war, befreit von ihm? Oder war dort die Spur —

Rupert ersah das Zögern auf dem Antlitz des Vaters. Und zugleich sah er deutlicher als je den Verfall in den geliebten, gefürchteten Zügen. „Wie wäre es, Vater, wenn Du auch draußen bliebest und Dir einmal völlige Ferien nähniest. Es thäte Dir gut. Dhue es mir zu Liebe,“ sagte er und wußte selbst nicht, warum ihm die Stimme zitterte. Aber in seiner jungen Seele regte sich so etwas wie Erbarmen.

Eggestorff hörte den zitternden Ton. Scheu ging sein Blick über das Gesicht des Sohnes, und er sah das schöne, warme Auge des Jünglings voll auf sich gerichtet. Der Mann fühlte, daß besorgte Sohnesliebe zu ihm sprach. Und das that ihm wunderbar wohl.

„Ich werde also mit Euch hinausziehen,“ sagte er und wandte sich rasch ab, um keinen Dank zu hören.

Das Gut, Alwinenthal hatte Eggestorff es getauft, als er es, einem Wunfch feiner Frau nachgebend, gekauft, war keine uortheilhafte Eapitals-cmlage. Es brachte den» Naturfreund mehr Vergnügen als dem Landwirth, und der Inspector, welcher dort hauste, träumte vergeblich davon, daß eine Zeit kommen möchte, wo die Wirtbschaft durch ihre eigenen Ertragnisse zu erhalten sein werde. Dein Eommerzienrath kostete das Vergnügen, Alminenthal zu besitzen, jährlich viele tausend Mark. Viele hundert Morgen Haide-llnd lagen noch brach, ebenso viele waren mit Kiefersämereien cultiurt worden und deckten sich mit den Ansätzen eines Waldes, dessen Baumhohe vor der Hand sich noch von halbwüchsigen Kiefern abstufte bis zu winzigen Pflänzchen, die kümmerlich im Sande mit den, Verdorren kämpften.

20\*

294 — Ida Voy.Ed in Illbeck.

Der große alte Park umschloß ein Herrenhaus, dessen unregelmäßige Bauart das Entzücken von Frau Alwine gebildet hatte, die alles Romantische liebte und auch in das schon halbwegs Nüchterne noch Romantisches hinein-zugeheimnisseu wußte. Und im Park gab es wundervolle Plätze. Baumgrubven von Silberpappeln und dunklen Erlen zusammengestellt, Tannendickicht, Trauereschen und Weiden um einen verschilften Teich, eine evheu-umspinnene Steingrotte. Von der Parkgrenze sah man rechts über die Kieferschönungen hinaus, während der Vlick links über welliges Haideland schweifite. Die Weite war dort begrenzt von einem bläulichen Waldstreifen und unterbrochen durch eine kleine, inmitten der Haide liegende Ansiedelung. Das war ein rothes .Haus mit einem neuen und tadellosen Ziegeldach. Frau Alwine hatte damals fast geweint, als Eggestorff das grüngraue Strohdach und die Lehmwände einreißen ließ, um dem Torfstecher ein freundlicheres, gesundes Haus hinzubauen. Aber der hellrothe Fleck zwischen den hohen Bäumen, die ihn umschrannten, nahm sich in dem Haidebild sehr farbenfröhlich aus. Das Gutshaus sah vorn hinaus auf die wohlbestellten Roggen- und Gerstenfelder. Das war Frau Alwinen zu prosaisch gewesen, und sie ließ, bei der überreichlichen Anzahl der vorhandenen Stülben, alle Zimmer nach vorn hinaus unbenutzt.

Für Eggestorff und seine Söhne lag kein Grund vor, die von der Verstorbeneu getroffenen Zimmerordnungen umzustößen. Man zog ein — Jeder in seinen alten Raum», und das Idyll konnte beginnen.

Eggestorff aber war nicht der Mann, sich einer stillen oder wohl gar sentimentaln Freude an der Natur hinzugeben. Hier in der Ruhe kam sein Wesen vollends aus den Fugeu. In der Stadt hatte der Tag mit seiner vielen Arbeit ihm jede Bewegung vorgeschrieben, wie dem Galcerensclaven die Kette nur einen bestimmten Spielraum läßt. Dort konnte er nur in seinen langen Freistunden sich gramvollen Phantasien überlassen. Hier aber fand er den ganzen Tag Zeit und in der ganzen Umgebung eine fortwährende Aufforderung dazu.

Ging er im Park umher, suchte er sich auf jeder Rafenbank in Alwinens Stimmung hinein zu leben und malte sich aus, zu welchen Schwärmereien sie durch diese oder jene Scenerie verführt worden sein mochte. Ihre Art, jeden Sonnenstrahl, der über ein Blättchen huschte, jedes Raunen, das von Wind durch das Schilf getragen wurde, lang und breit zu beschreiben und ihr Entzücken dabei zu betonen, war ihm oft mehr als lästig, war ihm fast lächerlich gewesen. Jetzt beobachtete er diese kleinen Naturvorstellungen wie ein besonderes Schauspiel, und da seiner Veranlagung nach ihm die Natur ein Todtes war, wenn sie nicht in Beziehung zu Menschen und zu Menschenarbeit trat, grübelte er sich in den Wahn hinein, daß Alwine bei ihrer Naturliebe nicht den Sonnenuntergang an sich, nicht das Herbstlaub als solches, nicht das Frühlingsgrün und des Farbenzaubers willen angeschwärmt habe, sondern all dies für sie die Begleiterscheinung einer Erinnerung gewesen.

Vegiaben, 2Y5

Welcher Erinnerung?! Welcher?

Waren diese dunklen Baumwipfel das schützende Lach eines Verraths gewesen? Konnte dieser Epheu Zeuge sein? Redete hier nicht Alles, Alles von dem, das ihm verborgen war und ewig verborgen bleiben würde? Welch' ein Thor war er gewesen, sich aus der Nähe der einzigen Frau zu verbannen, die ihn« Alles zu sagen vermochte und in deren Nähe allein er eine Art von Nuhe fand in dem Bewußtsein: „Ich brauchte sie ja nur zu fragen". Er sehte sich hiu, schrieb einen Brief an die Löhnitz' und lud das Paar zu sich ein. Löhnitz mußte bald in's Manöver, er konnte nicht kommen und schrieb an Eggestorff einen zwölf Seiten langen Brief, worin er darlegte, daß er seinerseits sich darüber hinwegsetze, falls ein Menfch etwas dabei fände, wenn Mani allein den Wittwer und Freund besuche. Sechs Seiten bewies er das völlig Unschuldige und Harmlose und seine eigene Ueberlegenheit dem Urtheil der Welt vis-u-vis, nm ans den anderen sechs Seiten genau zu beweisen, aus welchen Gründen man dennoch das Mißverständnis; der Welt zu scheuen und die Kritik der Leute zu achten habe und daß also Mary allein nicht kommen dürfe.

Eggestorff lachte ingrimmig über den albernen Brief. Er verachtete die Menschen herzlich, welche die geistige Freiheit im Minde führen und nur den Ätuth haben, an der Leine der öffentlichen Meinung zu handeln. Uebrigens hatte er nicht im entferntesten gedacht, daß der Besuch Marys bei ihm eine Sache sei, die irgend Jemand beschäftigen könne; daß er seit Wochen kaum von ihrer Seite gewichen war, hatte ja für ihn Gründe von so leidenschaftlicher Wichtigkeit gehabt. Tie Leidenschaft — ob sie nnn durch Liebe, Haß oder Wißbegierde erzeugt ist — trägt immer ein auffallendes Gewand. So war der Welt Eggestorffs beständiges Zusammensein mit Frau Mari) von Löhnitz bereits aufgefallen, und Löhnitz befand sich in der wichtigen und ihn sebr befriedigenden Situation eines Mannes, welcher der Welt zeigen darf, daß er die Angcn offen hat und die Gefühlsverwirrung des vereinsamten Freundes schon klug zurückdämmen wird.

Eggestorff sollte also allein bleiben, denn außer Frau Marys Nähe hätte er keine Freunde ertragen. Die Kinder waren ihm hier weniger Gesellschaft noch als in der Stadt, und in den ersten Tagen hatte er auch, hingenommen von der Umgebung, keine Zeit gehabt, sie zu beachten. Während einiger Regentage vernahm er das Toben seiner Söhne oben im Haus, unterdes; er unten sah, um zu „arbeiten".

Eine wunderliche Arbeit. Er kehrte in jeden: Möbel die Schubladen um und um. Da gab es alte Eylinderbüreau und Secretäre, merkwürdige Schreibtische und Nippfchränkchen mit verschließbaren Abtheilungen. Alwine hatte das Haus möblirt gehabt mit Allen«, was ihre Eltern und die Mutter Eggestorffs hinterließen an Gegenständen. Die Möbel waren durchweg vou schweren,, nachgedunkeltem Mahagoniholz, einige mit Messing beschlagen, aus der Zeit nach dem Empire, andere im Geschmack der dreißiger Jahre.



296 Ida Voy><Ld in lübeck.

Die alte Frau Rohling, des Inspectors Mutter, welche im Winter das Haus hütete und im Sommer die Wirtschaft führte, erlaubte sich endlich, als sie den Herrn im Gartensaal dabei fand, eine Schublade wieder in den Secretär zu stoßen, die Frage:

„Der Herr suchen etwas.“

Eggestorff, mit feuchter Stirn und in nervösem Zoni über die Schublade, die immer schief hineingeriet!) und bei dem Herein- und Hermlsstonen kreischende Töne von sich gab, Eggestorff sagte kurz:

„Ja, ja, — ein Papier.“

„Darf ich fuchen helfen.“

„Nein.“

Und er suchte allein weiter. Kein Möbel war ihm zu unwahrscheinlich, nicht das Büffet im Speisesaal und nicht die Nippschränken ließ er undurchsucht. Vielleicht hatte der Zufall fein Spiel getrieben — oder eine Unvorsichtigkeit war einmal begangen worden. Und irgend eine Spur fand sich — ein Briefblatt oder nur ein Zettel — von jener Hand beschrieben wie das eine, das er gefunden und immer bei sich trug. —

Aber wie die Bäume im Part, das Schilf im Weiher, so schwiegen auch die todten Gegenstände.

Der Mann fühlte nach diesen Tagen eine physische Erschöpfung, die ihn erschreckte.

Der Kampf gegen Schatten bringt dem Kämpfer immer Niederlagen.

Müde und todtwund fuhr er sich nach einer Ablenkung um. Er wollte sich den Knaben widmen.

Da sah er, was die Zwischenzeit aus ihnen gemacht.

Rupert trieb sich in der Kaide herum, er hatte — so erlauschte der Vater aus Ottos Redereien — eine Liebelei mit der Tochter des Torfstechers angeknüpft. Otto ritt den halben Tag und jagte zum Entsetzen des Inspectors Pferde ab, die zur Feldarbeit bestimmt waren. Der Kleine lag im Hmdekraut und rauchte Eigaretten. Kamen sie zusammen, war bellodernder Streit zwischen ihnen. An irgend eine nützliche Beschäftigung dachte keiner von den Dreien. Eines Abends sogar hatten Otto und Gusri — verträglich wenn es einen bösen Streich galt — in Ottos Zimmer ein Gelage gehalten und dazu Wein aus dem Keller gestohlen. Sie waren Beide sehr betrunken gewesen und litten schauerhaft nachher. Frau Rohling hielt es für ihre Pflicht, mit Zittern und Zagen dies dem Herrn mitzuthellen. Sie erwartete ein fürchterliches Strafgericht für die Knaben.

Eggestorff aber schwieg. Als er all das beobachtete und die Verwahrlosung seiner Söhne sah, kam ein sonderbares Gefühl in seine Seele — ein wartendes!

Er dachte an seine Jugend. Die war vaterlos gewesen, und neben einer gutherzigen, aber eitlen und mit Gesellschaftssiegen beschäftigten Mutter wuchs er zügellos auf. Von unbändiger Thatenlust erfüllt, mit heftige,«

Vegraben. 22?

Temperament ausgestattet, war sein Kuabenleben eine Reihe von erschreckenden Thorheiten gewesen, und Jedermann hatte prophezeit, daß er ein „verlorener Sohn“ werden würde. Allein die gesunde Kraft in ihm erwachte eines Tages, und er erzog sich selbst mit eiserner Energie zum tüchtigen Mann. Nun wartete er. Er war neugierig darauf, in welchem von den Dreien seine Kraft, seine Energie, seine Haben durchbrechen würden. Oder in welchem von den Dreien die Zügellosigkeit als ein Fremdes und Unbesiegliches sich dauernd offenbaren werde.

Er sah der Entwicklung der jungen Menschenpflanze zu, «»statt mit starker Hand zu hindern, daß sie verkrümmten!

Die Knaben waren der Nachsicht herzlich froh, und Otto und Gusti fühlten sich zu allerlei Unthaten geradezu ermuntert. Nur Rupert, der schon mit sich Kämpfende, sah diese Nachsicht mit einem bangen Staunen.

„Wir sind ihm ganz gleichgiltig geworden. Der Schmerz um Mama macht sein Herz tod für Alles,“ dachte er und würde versucht haben, dein Vater seine Liebe aufzudrängen, — wenn — nicht die hübsche Linka gewesen wäre, die seine Gedanken und seine Zeit so sehr in Anspruch nahm. Der Torfstecher hatte Herrn Eggestorff die Moore abgepachtet, welche in der Haide lagen. Er war ein kümmerlicher Mann, der einen Ann verloren hatte und sein Geschäft nicht mehr selbst zu besorgen vermochte. Sein Sohn Blas und der Knecht Anders besorgten das Torfstechen, Linka mußte helfet«, die Soden zun: Trocknen auslegen und die fast trockenen in Pyramidenform aufbauen. Ab und an fuhr Blas und Anders viele Tage hintereinander mit den Ackervferden des Gutes in die Stadt, um den Vorrath zu verkaufen. Es wäre ein gutes Geschäft gewesen, wenn man nicht den Knecht hätte dazu halten müssen, dessen Lohn einen Theil der Einnahme fortstrich. Auch erzielten die beiden Verkäufer immer nur merkwürdig niedrige Preise, was den Alten zu der kummervollen Betrachtung veranlagte, daß die Steinkohle seinen schönen, trocknen, faserreichen Torf tod mache. Linka war überzeugt, daß Blas und Anders immer einen Bruchtheil der Einnahme vertranken, denn sie rochen oft nach Branntwein, wenn sie heimkamen, und Anders, der Link« heirathen wollte, versuchte dann, sich allerlei Zärtlichkeiten herauszunehmen.

Es war am ersten Tag gewesen, da Rupert mit dem Gewehr über die Haide strich, als er des Mädchens ansichtig wurde. Er hatte sie noch nicht gesehen gehabt, denn Linka war zwei Jahre in der Stadt bedienstet gewesen und erst seit kurzem wieder bei ihrem Vater.

Er beobachtete lange von fern die hübsche Frauensperson. Ihr schlechter Kleiderrock war hoch geschürzt, sie bückte sich und hob die Soden auf, sie eine über die andere bauend wie eine Pyramide von Dominosteinen; dabei kam ihr kräftiger Wuchs zur Geltung. Ihr blondes Haar war im Nacken zusammengedreht, und ihr Gesicht, von frischen Farben, regelmäßig und von schönen, etwas dreisten Augen belebt.

29« Ida Voy><Ld in liibeck.

Sie sah recht gut, daß der junge Herr ihr zuschaute, that aber völlig unbefangen. Sie war nicht umsonst in der Stadt gewesen, nach deren Unterhaltungen sie sich schmerzlich genug zurücksehnte. Ter feine junge Mensch, im kleidsamen graugrünen lägerrock, gefiel ihr sehr gut. Wenn er ihr sagen würde, das; er sie sehr hübsch fände, würde sie es gern anhören. Und Rupert kam heran und sagte es ihr. Ein wenig verlegen zwar, mit Herzklopfen und einer leifen Röthe im Gesicht, denn es war das erste Mal, daß er es einem weiblichen Wesen sagte, und er wagte es auch nur, weil es kein Fräulein war, sondern ein Mädchen in Dienstbotenstellung. Als sie mit einein halb bescheidenen, halb erfreuten Lächeln sagte: „Ach, bei der Arbeit sieht man ja wie 'ne Eule aus,“ glaubte er ihr klar machen zu müssen, daß es sein Ernst sei.

Mit dem Versuch, den leutseligen Herrn zu spielen, griff er ihr unter das Kinn und sah ihr in die Augen, schlug aber schnell die seinen vor ihren, Blick nieder. Eine süße Unbehaglichkeit und Unsicherheit erfaßte ihn, und er ging schleunigst davon.

Von dieser ersten Begegnung an trachtete er täglich darnach, sie zu sehen. Der Gedanke, vielleicht ein Abenteuer erleben zu können, schmeichelte seiner erwachenden Männlichkeit und ängstigte ihn zugleich ein wenig. Und während Linka, eine schon etwas verdorbene und mit angeborener Frechheit behaftete Person, ihm auf allen Wegen entgegenkam und schon erwog, ob er ihr auch etwas Hübsches schenken werde, falls sie ihn darum bäte, quälte er sich mit Zweifeln, ob er ihr wohl einmal einen Kuß geben könne, ohne Gefahr zu laufen, daß sie ihn ohrfeige oder zurückstieße.

Er war gar nicht in sie verliebt, das wußte er aber nicht. In seinen Adern brannte nur der unüberwindliche Wunsch, einmal etwas zu erleben. Er faud Linka jeden Tag hübscher, und darin trogen ihn seine Augen wohl nicht, denn sie begann sich für ihn zu putzen und holte ihre städtisclxm Kleider und ihre unechten Schmucksachen heraus.

Blas, ihr Bruder, und Anders, der Knecht, sahen, wie die Sache lies, und zu welchem Eude sie vielleicht führen könnte. Sie hielten sich nickt damit auf, Linka auszuschimpfen, gegen deren Zungengeläufigkeit sie doch nicht aufgekomen wären. Sie beschlossen, mit einer seltsamen, besonnenen Wuth, es dem „grünen Nengel“ einzutränken, daß er der Linka nicht nachzulaufen habe und daß die nicht für ihn gewachfen sei.

Rupert, mit den, Hochmuth eines jungen Menschen aus gutem Hause, der Leute noch nach äußerem Gewand, nach Vermögen und Gesellschaftsstellung tarirt, kam gar nicht ans den Einfall, daß diese beiden Männer ihm gegenüber etwas Anderes empfinden könnten, als Demuth und Tcmkbarkeit für den gnädigen Gruß, deu er zuweilen spendete.

An einem heißen Augusttag trieben Otto und Gusti sich zusammen in der Haide umher. Sie hatten erzählen hören, daß in den, trag rinnenden Nächlein früher Perlen gefunden seien, und da sie in einer Anwandlung von

Vegraben. 299

wissenschaftlichen Eifer beschlossen hatten, ein Naturaliencabinet zu gründen, ein Vorsah, der zweifellos nach zwei Tagen wieder verlassen werden würde, zogen sie auf die Perlfischerei aus.

Das Büchlein hatte sich ein seichtes, sandiges Nett gegraben, an seinem Ufer stand hie und da ein Erlenbusch, der seine Ruthen über das Wasser neigte, und ein schmaler Rand grüner Vegetation zeichnete den Lauf ab von der bräunlichen Haide. Die Sonne brütete über dem Gelände und trieb die tausend und abertausend Knospen an dem Haidekraut zur Blüthe. Es lag, wenn man die Augen halb zukniff, um nicht mehr das Einzelne, sondern die Totalität des Bildes zu sehen, schon ein bemerkbarer rosiger Schimmer über der braungrünen Weite. Noch wenige Tage, und die Haide hatte sich in Roth getaucht, in das gedämpfte, melancholische Roth der Erikablüthe.

Otto und Gusti waren schon müde und durstig, bevor sie den Nach erreicht hatten, der noch hinter der Torfstecheransiedlung an der Grenze ihrer väterlichen Beszung floß. Otto hatte unterwegs, hinter Gusti gehend, heimlich die mitgebrachte Feldflasche voll Wein und Wasser ausgetrunken und log nun, daß sie ausgelaufen sei. Gusti schlug nach ihm, und sie balgten sich, daß es dem Kleinen, der gewandt wie eine Wildkatze war, gelang, dem Bruder einen solchen Puff zu geben, daß er in's Wasser stürzte.

Hierdurch ward der Friede und die Heiterkeit wieder hergestellt, Otto patschte lachend und prustend heraus und begann sich zu entkleiden, theils, um das Zeug zu trocknen, theils in dem Einfall, daß man die Perlfischerei rationeller betreibe, wenn man ohne Kleider ini Wasser wate. Bald stiegen die beiden Jungen im trägen Wasserlauf hin lind her, ihn trübend und bei jedem runden Kieselcheu, welches sie fanden, ein Geschrei erhebend. Es mar aber immer keine Perle.

Sie waren so beschäftigt, daß sie das Herannahen Ruperts übersehen, der, eine Eigarette im Munde, das Gewehr als Decoration über der Schulter — um das Recht zu haben, seinen hübschen Jagdanzug anzulegen — langsam heranschlenderte. Er befand sich in einer selbstherrlichen Stimmung, Linka hatte ihm eben zugesagt, ihn heute Abend in der Kiefern-schonung zu treffen. Es war das erste verabredete Rendezvous mit ihr.

Er kam sich plötzlich als ganz gereifter Mann vor, der auf seine Brüder als auf dumme Iungens, auf alberne Kinder Herabfehen durfte. In dieser Stimmung fand er die Lage, in welcher er sie traf, unerhört. Sie konnten sich und ihr Zeug nicht mehr vor ihm unter einem Erlenbusch verstecken, als sie ihn bemerkten. So wappneten sie sich denn mit höhnischem Trotz.

Rupert verwies ihnen ein Betragen, welches auf der Höhe von Etraßenjungenbildung stehe, sagte, daß er dem Vater Bericht erstatten werde und dahin vorstellig zu werden denke, daß ein strenger Hauslehrer angeschafft werde.

Otto sagte, daß gar nichts dabei sei, und daß er es viel erlaubter

200 Ida Voy.Ld in lübeck.

fände, in dieser Einsamkeit zu „baden“, als hinter Mädchen herzulaufen, und wenn er, Rupert, klatsche, wolle er, Otto, auch erzählen, was er wisse. Dies empörte Rupert bis zur Sinnlosigkeit. Vielleicht umsomehr, als sein Abenteuer noch gar nicht bis zu einem Punkt vorgediehen war, wo Rupert ein schlechtes Gewissen hätte haben dürfen.

Mit einer bösen Gehässigkeit ging er davon, die Brüder in derselben Stimmung zurücklassend.

„Alles und alles verpurrt er Einem,“ sagte Gusti.

„Er denkt, das; er mehr ist, als wir, bloß weil er älter ist. Merkst Du wohl, er thut seit einiger Zeit, als ob er ein Prinz und wir noch dumme Göhren wären,“ sprach Otto.

„Wir wollen ihm auch mal seinen Kram stören,“ meinte Gusti mit deni festen Vorsatz, dein Bruder nächstens was sehr Aergerliches cmzuthuu.

„Er ist so eitel auf sein Jagdkostüm. Soll ich aus Versehen Tinte drüber gießen?“

„Ach — dann läßt er sich 'n neuen machen und für Vater anschreiben,“ sagte Otto wegwerfend und sann nach.

„Oder wollen wir all' feine Shlipfe caput fchneiden s“

„Das ist alles Unsinn. Es muß 'ne Blamage sein. So 'ne ordentliche, wo er vor Wuth stirbt und doch schweigen muh. Famos — tmrrah!

Ich hab's! Wir schleichen ihn: nach, immer und allerwärts, bis wir ihn dabei abfassen, wie er der Link« Süßholz vorraspelt. Dann schreien wir laut liuchhe“. gerade wenn er so mitten drin ist und laufen weg. Das wird ihn furchtbar ärgern, glaubst Du?“

Ja, Gusti glaubte auch, daß es ihn furchtbar ärgern werde. Daß ein rechter Junge — und für sie war auch Rupert noch ein ‚Junge‘ — einem Frauenzimmer nachlaufen könne, war ihnen an und für stA) fo unbegreiflich wie verächtlich.

Sie zogen sich an, obschon Ottos Kleider nur erst halbtrocken waren, und in die Stiefel wieder hineinzukommen, sich als Unmöglichkeit erwies. Es ward eine dornenvolle Wanderung, auf Strümpfen über die Haide nach Haufe, und obfchon Rupert hieran ganz unfchuldig war, schrieb Otto doch jeden schmerzenden Tritt, den er that, mit auf Ruperts Schuldconto.

Die alte Rohling hate am späten Abend dieses Tages den Kopf fehr voll. Sie hatte mit Frau Eggestorff in einem sehr vertrauten Verhältnis; gestanden und fühlte sich, in Folge der ehemdem empfangenen vettraulichen Mittheilungen, der Familie fehr nahe, was freilich der Commerzienrath mehr abzuweisen als anzuerkennen schien. Aber — so meinte sie zu ihrem Sohn, dem Inspector — „was zu doll, sei zu doli“.

„Die Lungens können einen ja beinah' erbarmen. Wie das Unkraut läßt er sie cmfwachfen. Na, sie machen sich auch danach. Was meine liebe Selige war, die war ja auch man 'ne schwache Frau, lind es fehlte wohl an der rechten Strenge. Sie gab den Knaben viel nach, zuviel, fugte

Vegraben. 20^

ich immer. Aber wenn sie denn zu unartig wurden, sah Frau Eggestorff sich hin und weinte. Das half. Tann schämten sich die Drei und gaben sich Mühe bei der Arbeit und im Betragen. Er, was der Vater ist, laßt es gehen, wie's will. Als ich ihm neulich klagte, daß die beiden Kleinen Wein gestohlen hätten, sah er mich so merkwürdig an. Strafe haben sie nicht gekriegt. Was soll ich nun machen: heut kommt der Otto barfuß nach Haus, mit verdorbenem Anzug und verdorbenen Stiefeln-, Nachmittag komm' ich drüben zu, wie der Kleine dem Rupert Tinte in seinen Crauattencasten gießt; und nun gar sind sie alle weggeschlichen — ich bitt' Dich, Fritz, bei nachtschlafender Zeit! Erst sah ich den Rupert durch den Part gehen — ich machte gerad' die Laden im Eßsaal zu, und das Licht fiel noch auf den Eingang in die Hauptallee. Nun paß' ich auf, ob er wohl gleich wieder kommt! Anstatt dessen seh' ich die andern Beiden hinterher schleichen! Nu sag' mir guten Rath — das muß ich doch dem Herrn stecken! Das kann doch nicht angehen, das; ich dazn schweige. Denn was Rechtes und Erlaubtes haben die doch nicht vor — das ist deutlich." Fritz Rohling, der Inspector, welcher im Zimmer seiner Mutter seine Abendpfeife rauchte, schwieg bedenklich lange. Dann sprach er: „Vtutter, das will ich besorgen. Ich kenne ihn, Männerwort findet besseren Boden bei ihm als Frauenklage. Das kömmt ja wohl, weil die Selige ein büfchen viel und unnütz lamentirte. Da hat er sich das angewöhnt, man halb hinzuhören. )ch will's ihm selber sagen.“ Er erhob sich langsam und reckte sich. Es kam ihm sauer an, seine müden Knochen nochmals in Aeweguug zu setzeu. Aber er sagte sich, daß es schon sehr schlimme (beschichten sein müßten, um die sich die Knaben aus dem Hause bemühte», wo sie im Hans ungehindert tollten. Frau Rohling sah ihm befriedigt nach. Sie wusch gern ihre Hände in Unschuld und mochte bei jedem Unglück gern die Kassandm gewesen sein. Den Eommerzienrath zu finden, war nicht leicht. Fritz Rohling wollte ja gar nicht glauben, das; der Herr — wie das Stubenmädchen behauptete — sich die, aus dem Eßsaal auf die Terrasse führende Thür selbst wieder aufgeschlossen habe und noch in den Park gegangen sei. Mondscheinpromenaden hielt Fritz Rohling bei Jedermann, der sie machte, für eine Berrücktheit. Dan aber sein Herr so allein und aus freien Stücken eine machen könne, hätte er für undenkbar gehalten. Und doch ging Eggestorff langsam im nächtigen Schatten der Wege dahin, die sich bald durch dichtes Gebüsch wanden, bald uuter hoch ragenden Stämmen weiterstreckten und bald an sanft erhellten Nasenbreiten entlang liefen. Der Halbmond schob sich am Himmel empor und gab der schwülen Sommernacht einen leisen Glanz. Wie oft hatte Alwine gebeten: komm', las;' uns noch hinausgehen. Er schlug es immer ab, denn er wußte programmgemäß voraus, daß sie immer am Weiher seufzen werde und sich immer in den Gebüschten fürchten.

202 Ida Voy><LI» in liibeck.

Nun ging er hier allein. Allein? Nein, seine qualvollen Gedanken waren immer mit ihm, und sie redeten umso lauter, als der Tag und die Bilder seiner Umgebung nicht sein Auge beschäftigten und sein Inneres zerstreuten.

Er dachte heute nicht, das; sie hier vielleicht gewandelt sei mit einem Andern oder doch mit der Sehnsucht nach einem Andern. Er dachte in einer Art dumpfer Neugier nach, wie sein Leben werden solle, wie er leben könne!

Klar zu überschauen, was hinter ihm lag und die Gegenwart gab, klar sich zu sein über jedes Gefühl in seiner Seele, das war ihm Daseinsbedingung gewesen — immer. Und nun sollte er vorwärts gehen, mit dem Bewußtsein, das; es ein unenthülltes Geheimnis; in seinem oder seiner Frau Leben — was dasselbe war — gab?

Nie, nie sollte er erfahren, was mit ihr begraben ward?

Die Versuchung, doch einmal Frau Mary zu fragen, hatte er in den letzten Tag ganz besiegt.

Ja, wenn sein Suchen ihm noch eine Emir gebracht hätte — nur die aller kleinste! Aber wie — wenn auch Frau Mary nichts wußte.

Wen» die sonst so mittheilsame Todte gewußt hatte zu schweigen, wo es ihre Ehre galt? Was dann?

Dann hatte er der Freundin gegenüber die Todte blosgestellt und seine eigenen Qualen offenbart. Dies schien ihm noch entsetzlicher als das Erstere.

Versiegelt wie der Mund der Todten, stumm wie das Grab blieb ihm Alles. Keine Frage, kein Grübeln, kein Forschen gab ihm; Aufschluß — aus; er vielleicht einmal ein unberechenbarer Zufall. Sollte er auf den bauen — hoffen?

Und nun; laufendsten Mal wälzte er die Frage in feinem Hirn umher:

„Ist das Vriefblatt wirklich ein Zeugniß, das; sie mich verrieth? Wer ist der ‚holde Knabe^, von welchem sie dem Brieffchreiber berichten soll?

War der Brief an sie oder an eine Andere gerichtet?“

Er, der Thatträchtige, rang mit tiefen; Ekel am Dafein. Seine großmächtige Natur bäumte sich gegen die Erkenntnis; auf, daß man ein Leben lang groß, klar, nützlich gestrebt und gewirkt haben kann und daß ein Ungefähr von Änßen zerstörend den stolzen Bau zu untergraben vermag.

Daß wir uns und unser Wirken nicht vor Krankheit schützen können!

Krankheit des Leibes war ihm, dem eisern Organisirten, etwas Ungeduld erregendes. Er fürchtete Krankheit mehr als den Tod. Aber eine «ngesunde Seele haben, das war ihm schreckensvoll, wie Wahnsinn oder Unfähigkeit.

Und hatte er noch eine gesunde Seele, wenn fortan in derselben ein nie widerlegbares Mißtrauen wohnte? Gleich er nicht fortan einen; Sklaven, der in Ketten geht?

Vegraben, 203

Frei sein!

Wie ein Rothschrei ging der Wunsch durch seine Brust.

Er saß still auf der Vank in der epheuumspinnenen Grotte, die ihr Halbrund den, unfernen Weiher zn öffnete. Auf der stillen Fläche, die teine Welle kräuselte, lag ein metallischer Glanz, unbeweglich stand das Schilf. Kein Lüftchen raschelte in dem Blattwerk. Aber dennoch war ein leises Raunen und Weben nm den einsam grübelnden Mann — das heimliche Leben von allerlei Rachtgethier.

Plötzlich flatterte im Rohr ein Vogel auf, und vor Schreck über das Geräusch sprangen ein paar Frösche vlumusend in's Wasser. Schritte nahten sich. Fritz Rohling trat gewichtig auf.

Er fah die dunkle Gestalt seines Hern, sitzen, und ein Gefühl von mitleidiger Geringschätzung des sonst so Gefürchteten zog durch feine Brust. Alfo solche Verrücktheiten trieb sein Herr.

„Herr,“ sagte er laut — der Zauber der Sommernacht veranlagte ihn zu keiner Schonung des Organs — „ich wollte mir pflichtschuldigst zu melden erlauben, daß die jungen Herren sammt und sonders ausgerückt sind, was nie nich im Leben was Gutes zu bedeuten haben kann.“

Eggestorff sah auf zu den, vor ihm stehenden Mann. Ihre Gesichter tonnten sie an einander nicht erkennen. Wohl aber sah Eggestorff an der breitpurigen Pose seines Inspectors, daß es dem sehr wichtig war. Ueberhaupt — hätte Rohling ihn hier gesucht, zu so später Stunde, wo der Mann sonst schon schnarchte, wenn er nicht ernste Gründe gehabt?

Eine unbestimmte Unruhe stieg in Eggestorff auf. Die Knaben waren fort? für immer?!

Und die Unruhe wandelte sich in einen wahnwitzigen Schreckgedanken.

Wie — wenn sie es nicht mehr ertragen hätten, Liebe zu entbehren? Oder wenn sie in den verflossenen Monaten so venvildert wären» daß sie sich zu irgend einer unerhörten Thal vergessen hätten und nun flohen?

Jäh wie ein Blitz fiel dem Mann die Erkenntniß in's Herz, mit wie dämonischer Absicht er sie habe verwahrlosen lassen. Wie er gefrevelt an seinen heiligen Pflichten.

Diese jungen Seelen waren ihm anvertraut, Welch' Geheimniß auch immer ihre Mutter mit sich genommen, an ihn, war es, aus den Knaben Männer zu inachen.

Von ihm wurde ihr Dasein gefordert und Rechenschaft darüber, ob er ihnen ein liebevoller und strenger Richter gewesen.

„Fort —“ stammelte er, „ganz fort?“ Das wußte Fritz Rohling nicht.

Er berichtete nur, was feine Mutter gesehen, und wiederholte naiv seine Schlußfolgerung, daß die Lungen, die doch zu Hause die gräßlichsten Unarten begehen durften, ohne daß Hund oder Hahn darnach krähe, wohl was ganz Unerhörtes vorhaben würden.

Eggestorff erhob sich.



30H It»a VoyLd in lübeck.

„Wir wollen ihnen nach,“ sagte er heiser.

Rohling schlug nach einer Fledermaus, die schräg und unhörcrr durch die Luft segelnd, gegen seinen Kopf gestoßen war.

„Ja — aber in was für 'ner Richtung?“ fragte er.

„Nun,“ sprach Eggestorff, „Ihre Mutter hat sie im Park gesehen. So dürften sie in die Haide hinaus sein. Wir können rufen — schießen — holen Tic Ihre Flinte. Wenn sie draußen sind, werden sie uns hören.“

„Also in die Haide,“ sagte Rohling.

Rupert ging mit Herzklopfen der Xieferschonung zu. Es war garnicht Link«, die seine Pulse in Bewegung setzte, sondern das Bewußtsein, ein Stelldichein zu haben. Die Persönlichkeit des Weibes, welches dabei in Frage kam, war ihm — unbewußt — so gleichgiltig, daß man ihm diese Persönlichkeit hätte mit einer anderen vertauschen können, ohne daß seine wohlige, erwartende Stimmung sich geändert hätte.

Daß Otto und Gusti ihm aufgelauert hatten und in einer Entfernung von zwanzig Schritt, lautlos und geschmeidig wie zwei junge Panther, hinter ihm drein schlichen, ahnte er nicht. Knackte einmal ein Zweig, rauschte ein Busch, so erschrak er nicht, noch wandte er sich um. Als angebender Jagdfreund dachte er bei jedem derartigen (Geräusch in Haide und Wald, es wechsele ein Wild.

Im Park konnte das Mondlicht nur durch Baumwipfel dringen und gab spärliches Licht.

Draußen die weite Haide war vom hellen Schein Übergossen; in der Richtung der Dorfmoore lag Nebelslor über dein Gelände, der vom Mondlicht durchwirkt war und bläulichsilbrigen Schleiern glich. Die Stille der Naän thronte majestätisch über der flachen Weite.

Das Nadelwerk des Kiefernbruchs gleißte hie und da metallisch in Licht, aber unter den Wipfeln der niederen Bäumchen war schwarze Finsternis;. Dein hochgewachsenen Jüngling reichte der werdende Wald bis an die Schultern. Die nachschleichenden Brüder sahen immer das emportauchend? Haupt und konnten dadurch auch weiter den Bewegungen der Gestalt folgen. Endlich verschwand es. Rupert mußte die verabredete Stelle gefunden und sich gelagert haben.

Die Lust, dem Bruder etwas Tückisches cmzuthun, war schon zur Hälfte zurückgetreten vor den spannenden Aufregungen einer solchen Verfolgung an sich. Sie kamen sich vor wie Indianer auf den» Kriegspfad, und Einer hatte sich vor dem Andern geschämt, wenn er den Spaß durch ein unvorsichtig«-Geräusch verdorben hätte. Ihre Herzen schlugen bis zum Halse hinauf.

Nun erst kam die allergrößte Schwierigkeit: Rupert geräuschlos nabe zu kommen, so nahe, daß sie ihn genau beobachten konnten. Die Minuten, die das kostete, dehnten sich zu Ewigkeiten.

Vegraben. 305

Da endlich war's erreicht. Sie kauerten jeder hinter einer niederen tiefer, die ihre Aeste noch unmittelbar über den Erdboden aus dem Stämmchen reckte, und konnten ziemlich deutlich Rupert bemerken, welcher auf der Grenzscheibe zwischen zwei unterschiedenjährigen Schonungen, auf dem Stein sah, der die Bezeichnung des Schlags trug. Der Mond sandte ungebrochen Lichts einen Strahlenstreifen die Scheibe entlang.

Weitere Minuten vergingen. Da kam etwas heran, sorglos und laut.

Eine Frauenstimme rief, kaum gedämpft:

„Rupert!“

Und schon zugleich mit seiner fast unhörbaren Antwort: „Hier!“ trat Linka in den Lichtstreif. Sie trug weder Hut noch Jacke, der Mondschein fiel auf ihr blondes Haar.

„Jetzt?“ raunte Gusti fragend, als er sah, daß Rupert — recht verlegen, was natürlich Gusti nicht beobachten konnte — Linkas Hand nahm und etwas murmelte.

„Noch nicht. Erst muß er sie mal küssen. Sonst ist der Spaß man halb,“ raunte Otto zurück, in dem, neben der Schadenfreude, auch noch die Neugier brannte, wie zwei Menschen sich denn eigentlich bei einem so nächtlichen Rendezvous benähmen.

Die vier jungen Augen starrten unverwandt auf ihre Opfer, Otto hatte, mit weit ausgestrecktem Arm, mit seiner Rechten Gustis Linke umklammert, damit Gusti nicht am Ende vorzeitig „losgehe.“

Plötzlich ließen sie einander frei und richteten sich auf, wachsam, springebereit mit einem fürchterlichen Schreck im Herzen.

Drüben aus der anderen Schonung schlich ein Mann heran — es schien, als komme ein Zweiter nach zwischen den Stämmen — der Mann trug einen Knüppel in der Hand und näherte sich Rupert, der mit Linka noch immer zaghaft dastand. Auch die Linka konnte den schleichenden Mann nicht sehen.

Aber die Neiden im Busch sahen ihn! Eine Secunde noch — eine athemlose, blitzschnell verstreichende Secunde, und im selben Augenblick, als der Mann den Knüppel hob, erscholl ein Geschrei. Gellende Rufe, fast ein Wuthgeheul — und mit wildem Sprunge, wieder angreifenden Panther gleich, hingen die Knaben an dem Manne. Der Eine kletterte an seinem Rücken empor und schlug dazwischen mit eisernen Fäusten zu, wohin es traf; der Andere hing sich mit ausgreifenden Händen an die Anne des Mannes und machte ihn ohnmächtig zum Schlagen.

Was, der Kerl wollte ihrem Bruder, ihrem Rupert, etwas anthun! Blind und groß, in fanatischem Eifer loderte die Bruderliebe auf. Sie waren da, Gott sei Dank, Jeden niederzuhauen, der ihrem Rupert etwas wollte! In fassungsloser Schnelligkeit entwickelte sich ein tobendes Ringen. Linka stieß einen Schrei aus und lief davon — sie hatte ihren Bräutigam Anders erkannt. Aber noch ehe sich Rupert aus seiner kurzen Schrecklähmung er-

306 —- Ida Voy. Äd in lübeck.

holen tonnte, geschah etwas Neues. Der Zweite, der lauernd im Tann wohl nur Wache hatte stehen wollen, während der Erste den jungen Herrn zerbläute, sprang hervor. Mt bestialischem Zorn sah er den Genossen von den Knaben umklammert, und ein Rachegeilüst an der ganzen Sippe gährte sinnlos in ihm auf.

Ein Messer blitzte. Rupert rang verzweifelt mit dem Menschen, dessen brutaler Kraft er nicht gewachsen war. Und da ersah Otto des Bruders Roth. Er ließ sein Opfer, dessen Genick er mit Fäusten schrecklich bearbeitet hatte; und während der Mann nun leicht den Kleinen abschüttelte und feig entfloh, sprang er den neuen Angreifer an. Es war sein wohlgeübter Kuiff, sich mit kühnem Satz dem Feind an den Rücken zu hängen. Damit hatte er schon manchen Schulfeind zu Fall gebracht.

Und umdrängt von der Kraft beider Brüder, mußte Blas seiü Spiel verloren geben. Thierische Wuth kochte in ihm auf. Eine letzte verzweifelte Wehr — und einen Herzschlag lang die Hand frei — das Messer blitzte.

Ein Doppelschrei ertönte. Einer der gesättigten Rachgier und einer des wildeu Schmerzes.

Rupert lag am Boden, und wie ein fliehendes Naubthier brach der Andere durch die Schonung und verschwand.

Schreiend warfen sich die Brüder iiber Rupert. Sie küßten ihn und weinten und jammerten und dachten, er sei todt.

„Mein Rupert — mein süßer Jung — Rupert, mach' die Augen auf — Rupert, stirb' nicht — ach, hält' er mich doch gestochen — nein, mich — Rupert — Rupert.“

So schrieen die beiden Stimmen durcheinander, und das Weinen ging in wildes Schluchzen über. —

Der Mann, der ausgezogen war, seine verwahrlosten Söhne zu suchen, brauchte nicht durch Schuß oder Ruf die nächtige Stille der Haide zu stören.

Die Luft hallte wider von Lärm. Das noch tönende Jammern der Knaben überdrang einen keifenden Zank, den in der Feme eine Weiberstimme mit zwei Männerstimmen führte und der sich verhallend allmählich verlor.

Der Mann brauchte auch uicht zu suchen nach seinen verlorenen Kindern. Ihr Geschrei lockte ihn und seinen Gefährten deutlich an die Stätte des Unglücks.

Und nun betrat er sie. Nun sah er den Einen am Boden liegen und die beiden Andern daneben hingeworfen, von Liebe und Gram fast um den Verstand gebracht.

Das Herz schien seine Thätigkeit auszusetzen, die Knie schlotterten, und die ganze Gestalt wankte.

Fritz Rohling stützte seinen Herrn. Der Schwindel ging vorüber — ein Schritt noch — Eggestorff kniete neben seinem Sohn.

Diesmal lieh seine Nähe keine Scheu und kein Verstummen aufkommen. Die Naturgewalt des gemeinsamen Schmerzes machte für die Knaben den

Vegraben. 2V?

Vater ganz einfach zum (Genossen. Sie ließen von Rupert ab und hingen sich an den Vater. Sie küßten ihn, und ihre Thronen badeten sein Gesicht. Er war ihnen Trost, Rettung, Schutz. Er konnte helfen. Es war ihnen, als könne er Rupert wieder lebendig wachen.

Fritz Rohling war ein entschlossener Mann.

„Ich laufe, eine Bahre und Leute zu holen,“ rief er und rannte des Weges zurück.

So blieben sie allein. Ter ohnmächtige Rupert, die Brüder und der Vater.

Friedvoll schien das Licht der Rächt hernieder. Das Geschrei verstummte, nur noch ein leises Rachschluchzen hob die Brust der Knaben, die eng an den Pater geklammert verharrten.

Waren es nur ihre Thronen, von denen die gramgeschmälerte Wange, der Bart mit den Silberfäden genetzt war? Nur ihre?

Stumme Minuten vergingen, und ein Kirchenfriede zog in das Herz des Mannes, der sein Auge groß emvorgeschlagen hatte, als sende er ein Gebet oder ein Gelöbniß gen Himmel.

Tann kamen die Leute mit Latenten, einer Tragleiter aus dem Kornspeicher, auf die einige Kisten gelegt waren, und Wein. Fritz Rohling, der seinen Herrn bevormunden zu dürfen glaubte, nahm die Sache in die Hand, rieb Ruperts Schläfen mit Wein, versuchte ihm etwas einzuflößen und stellte fest, daß es sich um einen Stich durch den Oberann handele, der einen starten Blutverlust heruorgenifen uud dadurch eine tiefe Ohnmacht, aber daß die Wunde gewiß bald heile.

Tie jungen Seelen, allmählich durch des Vaters Rüche getröstet, jubelten alsbald in neubeschwingtem Muth auf.

„Unser Rupert stirbt nicht? — er wird besser? — oh, wir wollen ihn mitpflegen — Tu, Otto, ich schenk' ihm meine Schmetterlingssammlung — nich, Gusti, wenn wir doch noch Perlen finden, schenken wir sie ihn: — ich spar' mein Taschengeld und kauf ihm was Feines — —“

Eggestorff hörte wie im Traum. Waren das die feindlichen Brüder, von denen er in dämonischer Selbstquälerei geglaubt hatte, sie verzehrten einander in Haß?

Tie Stimme der Ratur hatte gesprochen! Tie Allgewaltige hatte ihr Recht betont und daß sie ihrer nicht spotten lasse.

Ter erste Moment der Gefahr hatte den Haß niedergeworfen, der nur das Erzeugniß der Verwahrlosung gewesen. Mächtig und siegreich war die Liebe auferstanden und hatte sich in Kampf und Muth bewährt.

Während man Rupert forgsam bettete, erfragte Eggestorff den Hergang.

Mit naivein Eifer erzählte Otto von ihrem Vorsatz, "Rupert mal tüchtig zu ärgern, von ihrer Kenntnis;, daß er mit der Linka was vorhabe und daß sie ihn hätten dabei belauem wollen. Mit der grüßten Unbefangenheit Nord und Liw, I<sup>XV</sup> 19Ü. 21

208 Ida V«y.«d in lübeck,  
berichtete er, daß sie nicht gleich hätten „los" gehen wollen, weil sie doch  
gern erst gesehen hätten, was bei solchem Rendezvous eigentlich „los" sei.  
„Los" war nämlich Ottos Lieblingswort.

Der Vater hörte Alles an. Das Blut in den Adern erstarrte ihm.  
Dahin war es gekommen — dahin. Ungehindert, wie die Kinder der  
Straße, trieben sich die Knaben herum und spielten an Abgründen hin, in  
denen (Giftpflanzen wuchsen. Die Knaben, die den Namen trugen, welcher  
der seine war.

Seine Knaben!

Und nicht er, der Vater, den Gott ihnen zum Führer gesetzt, hatte sie  
bewahrt. Ein Zufall — aus bösen Gelüsten aufgebaut, hatte sie gerettet.  
Wieder schlug der Mann das Auge auf, und es war ein Dankesblick,  
dem Unerforschlichen in Demuth gegeben.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Rupert rührte sich. In athemloser  
Spannung beugten die Seinen sich über ihn.

Er schlug die Augen auf. Er sah seinen Vater, seine Brüder. Ein  
Lächeln spielte matt über sein weißes Gesicht.

„Oh lieber Vater — meine lieben, lieben Jung's"

Und er schloß die Lider.

Nun kamen einige Stunden voll Sorgen und Hast. Der Arzt erschien,  
Anordnungen aller Art muhten getroffen werden.

Sie gingen vorüber wie in« Traum verlebt.

Dann zog die Stille der Nacht in das Haus ein. Niemand wachte  
mehr, als die Pflegerin an Ruperts Bett und der einsame Mann, der vor  
seinem Schreibtisch sah.

Wie ein Licht des Friedens ging es von seinem durchfurchten Gesicht aus.

Seine Hand hielt ein Briefblatt. Neben ihm brannte eine Kerze.

Sein Auge ruhte auf dein Papier, ohne dah er die Schrift darauf las noch  
sah. Erlösende Gedanken gingen durch sein Inneres. Fast formten seine  
Lippen sie zu lautlosen Worten.

„Was Du mir auch gethan, Weib meiner Jugend — ob Dn schuldig  
seiest oder nicht — welch' Geheimnis, sich hier birgt — ich will, dah es  
fortan begraben sei."

Und er hielt das Briefblatt an die Kerze. Das Papier loderte auf.

Die reine, hellflackernde Flamme verzehrte Alles: die äußere Spur viel-  
leicht begangener Schuld, die inneren Spuren tiefer Leiden.

Und mit der Morgenröthe zog der Geist des stillen Glücks und der  
echten Liebe in das Haus.

Fritz von Uhde.

von

Otto Feld.

— Verlin. —

Immer wieder gleitet der Blick in unseren Kunstausstellungen von schwungvollen Idealcomposition zu nüchternsten Naturausschnitt-Snoiden, und neben witziger Anekootenmalerei finden wir dort die „Eindrücke“ jener Allerneuesten, der Jahrhundert-Ueberreifsten, die über den Naturalismus fort zum Mysticismus, zum Symbolismus sich wandten. Hier flimmert und flirrt es auf den Bildern von leuchtenden, breit neben einander gesetzten Tönen, „Phantasien in Blau und Gelb“, „lyrische Gedichte in Rosa und Grün“, mit hastigem Pinsel hingestrichen, sollen dem Beschauer das flüchtige Traumbild einer erregten Phantasie vor die Seele rufen. Hier ward mit sorgsamer Hand ein Stückchen Wirklichkeit liebevoll nachgebildet, dort will eine selbstbewußte Kraft in den Bann einer Stimmung uns zwingen, die andächtige Naturbetrachtung ihr in der Seele wachgerufen, und nebenan schauen aus leereu Augeu uns frostige Allegorien entgegen, todt Symbolen einer untergegangeneu Sprache, und die überlebensgroßen Leiber der „grosten Kunst“ — das Historienbild voll echter Neiterstiefel und voll falschem Pathos.

Nicht weniger verschiedenartig sind die Losungsworte dort, wo der Widerstreit der Meinungen die Theoriegewapvueten auf den Plan ruft. „Hie alte, hie neue Kunst“ tönt uns der Kampftruf entgegen, „hie Naturalismus, hie Idealismus“! — Bon den Erfolgen geblendet, welche die Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten errungen haben, möchten Uebereifrige

^

21\*

31.0 Vtto Feld in Veilin,

die Schranken niederreißen, die die Welt des Erkennens von der Weit des Empfindens trennen, und eine wissenschaftliche Kunst schaffen, die objective Bilder der Wirklichkeit geben soll. Verführt durch die Dienste, welche die Anwendung der inductiven Methode den Naturwissenschaften geleistet, empfiehlt >nan dem Künstler dieselbe« Wege einzuschlagen, die dort zum Erfolge geführt. Andere wieder sehen das Heil der Kunst in einen, schrankenlosen Individualismus. Nur der Künstler soll aus dein Kunstwerk zu uns sprechen, die Natur soll dem Schaffenden nur die Anregung bieten, uns seines Geistes Schätze zu offenbaren. Nicht die Welt, nicht die Wirklichkeit soll der Maler darstellen, vielmehr nur den flüchtigen Schein, den ihr Anblick in ihm erweckt. — Von kühnen Neuerern wird rücksichtsloser Bruch mit den Traditionen der Kunst der Vergangenheit gefordert. In weltfremden Träumereien habe jene die Wirklichkeit mißachtet, in deren hellen, Licht das neue Geschlecht allein nur athmen könne. — Die Vergangenheitsgläubigen aber, denen die Bewunderung der Jahrhunderte der allein giltige Werthmesser ist für die Bedeutung eines Kunstwerkes, weisen höhnend darauf hin, wie jene jugendlichen Stürmer und Träger noch nichts geleistet, was den Werten der großen Meister der Vergangenheit ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte, und sie prophezeien den Untergang einer Kunst, die aus den Höhen der Phantasie und des Ideals in den Lärm und den Staub des Tages hinabgestiegen. —

Solchen klagen schließen diejenigen nur zu willig sich an, die in der Vielheit der Bestrebungen allein schon das Anzeichen beginnender Zersetzung sehen und als das Ende des Kampfes die Vernichtung der Kunst voraussagen. Müssen wir wirklich solche Befürchtungen hegen?! —

Niemand wird leugnen, daß ein Ringen und Kämpfen unfcr Kunstleben bewegt, welches in schroffem Gegensatz steht zu der Geschlossenheit früherer Kunstepochen. Toch „der Charakter der Kunst in einer gegebenen Periode hängt auf das Innigste mit der eben herrschenden Eultur zusammen und kann nicht andere Merkmale aufweisen, als die letztere besitzt.“\*!. Nichten wir nur den Blick auf das Leben, und wir werden begreifen, warum die Kunst unferer Tage nicht das ruhige Bild vergangener Kunstperioden zeigt.

Tie letzten Schimmer der Renaissance hatten im Rococo sich verflüchtigt. Tic Zeit Ludwigs XVI. hatte den Zopfstil gebracht, den Reber\*\*) mit den treffenden Worten charakterisirt: „Er ist dem Gähnen der Ermüdung nach dem langen Festspiel, dem Nückzug von dem glänzenden Balle, dem geringschätzigen Abwerfen der prächtigen Toilette zu vergleichen. Er muthet uns an, wie die traurigste, todteste Zeit der Nacht in den fröstelnden Stunden vor der Morgenröthe, jene Lücke zwischen den» Kerzenschimmer und dem

\*) Springer, Gesch. d. bild. Künste in, XIX. Jahrhundert.

\*\*) F. v. Reber, Gesch. der neueren deutschen Kunst.

Fritz v«n Uh»e. 3^

iviederbeginnenden Tage." — Nun suchte man am Ausgang des 18. Jahrhunderts durch Wiederanknüpfung bei der Antike gleich dein Cinquecento eine neue Kunstblüthe zu zeitigen. Vergebliches Beginnen! Denn in den Tagen der Renaissance ward ein naturgemäßer Werdeproceß abgeschlossen. Die Kunst hatte bis zu jener Zeit den Zusammenhang mit dem Alterthum eigentlich nie ganz verloren, und ein wiederbeginnendes Naturstudium wies jetzt nur der reif gewordenen Bewunderung für die Werke der Alten die rechten Wege. Ebenso wenig konnte an der Schwelle des neuen Jahrhunderts eine andere Richtung Bestand und Dauer haben, deren Voraussetzung die kindlich gläubige Weltanschauung des Mittelalters war.

Naturwissenschaftliche Forschung hatte wie die geocentrische so auch die anthropocentrische Idee erschüttert, mit ihr die Grundlage des Dogmen-  
gnubcns. Der Mensch, nun nickt mehr der feste Punkt, um den die gestimmte Schöpfung sich drehte, hinausgestoßen in die Unendlichkeit des Weltalls, fand sich denselben Gesetzen nnterthan, wie das niedrige Geschöpf, das sein Hochmuth bisher «erachtet. Dasselbe Gesetz ringsum für Groß wie Klein, für Hoch wie Niedrig!

Der Wiege der Revolution war ein neues Geschlecht entstiegen. Mit ungestümer Hand rüttelte der Zweifel an den Ketten der Ueberlieferung, die ehrwürdigsten Dogmen wurden auf ihren Gehalt hin geprüft, in die mystische Dämmerung der Kirche leuchtete die Fackel der Erkenntniß, zu den Stufen des Thrones trat ein neues Geschlecht, das dem ersten Diener des Staates die Hand reichen wollte zu freier Mitarbeit, ein neues Geschlecht, das mit hellen Augen dem Licht der Wahrheit entgegen schaute. Wenn der Zweifel bisher gleichsam ein Vorrecht einzelner erleuchteter Geister gewesen, nun war er in den Herzen der Völker erwacht. Der kindlich reine Gütterglaube, so lebhaft er in Einzelnen noch wohnen mochte, bildete doch nicht mehr das Alle umschlingende Band wie einst. Es fehlte das Allen gemein giltige Ideal, das Wahrzeichen, das allen Bestrebungen ein Ziel, eine Richtung gebeu könnte, wie in vergangener Zeit.

Entdeckungen, wie technische Vervollkommnungen einzelner Zweige der Naturwissenschaften erschlossen nun dem Verkehr, dem Handel, der Industrie neue-»ungeahnte Wege; die politischen wie die socialen Verhältnisse sahen gewaltige Neuerungen herankommen; Bildung und Aufklärung drang in breitere Schichten, selbst bis dahin, wo man bisher willig in dumpfer Unfroheheit gelebt hatte. Neue Ideen drängen sich zun, Licht und kämpfen gegen die Macht der Ueberlieferung. Ein stürmisches Fragen geht durch unsere Zeit, ein heißes Verlangen nach Entwicklung.

Kann in solchen Tagen die Kunst, der Spiegel der Zeiten, ein ruhiges Bild zurückwerfen?! — Neue Wege hat das Leben gewiesen, von neuen Bildern ward die Vorstellung befruchtet, und wie wir mühsam nach einem Ausdruck ringen, wenn neue Ideen dämmernd in uns aufsteigen, fo ringt auch die Kunst nnn nach neuen Formen für den neuen Geist, der sie er-



3<sup>2</sup> Otto Feld in Berlin.

füllt. Klarer gewordene Sinnlichkeit, geschärfte Beobachtungsgabe verlangen nach kräftigerem Ausdruck, als ihnen die altersschwach gewordene Kunst der Vergangenheit bieten kann. Ein mächtig gesteigertes Naturgefühl wies auf den rechten Weg, auf dem man die neue Formensprache erwerben könne, nach der man beehrte — wies den Weg zur Natur. Das dämmerige Atelier wurde geschlossen, der Hypskopf flog in die Ecke, und man zog hinaus in die Natur, mit eigenen Augen die Welt zu schauen. — Nun man aber die Wirklichkeit nicht mehr durch des Lehrers Brille betrachtete, wollten die alten Atelier-Necepte auch nicht mehr ausreichen. Aus eigener Kraft galt es nun die Mittel zu finden, mit denen man wiedergeben könnte, was man vor sich sah. —

Willig ließen die Lernbegierigen im Anfang sich daran genügen, die schlichte Wirklichkeit zu schildern, die einfache Deutlichkeit wiederzugeben, froh, wenn die ungeübten Hände solches vollbrachten. Bald aber erschloß sich den lichtgemohnten Augen auch wieder die Schönheit des Einfachen. Wie der Zauber der Stimmung sich über die Dinge breitet, wie in dem wogenden Aehreufeld, in der dünnen Heide, in den schlichten Formen der heimatlichen Welt die ganze Herrlichkeit der Natur sich offenbaren kann, das schilderten sie, nun sie es wieder empfanden. Sie athmeten den kräftigen Duft des Erdreiches, sie träumten am Waldesrand über die weite Ebene hin, und was sie geträumt und was sie empfunden, mochte der Beschauer in ihren Bildern lesen, die mit seiner, des modernen Menschen Sprache redeten. Denn hierauf vor Allen: war das Streben gerichtet: dem neuen Geschlechte verständlich zu sprechen, das mit offenem Auge die Wirklichkeit anschaute. Eine neue Formensprache zu gewinnen, war das nächste Ziel der neuen Kunst! Solche Formensprache zu schaffen, kann nicht das Werk eines Einzelnen sein, sie gestaltet sich erst aus der Vielheit der Bestrebungen. Nicht alle die Wege, die eingeschlagen werden, zu diesem Ziele zu gelangen, mögen auch wirklich dorthin führen. Aber wenn man den Einzelnen einen Seitenweg nehmen sieht, so rufe man nicht: feht her, wie sie Alle im Dickicht sich verlieren. Denn die Hauptschaar sehen wir auf gutem Wege-, eine Führerin geht ihr zur Seite, die zu allen Zeiten die beste gewesen — die Natur.

Weit voraus den vorwärts Strebenden sind einige wenige, die sich nicht mehr daran genügen lassen, die einfache Wirklichkeit wiederzugeben, oder eine Stimmung zu erfassen und zu schildern, sondern die heute schon die Kraft sich erworben, in eigener Sprache die Ideen auszudrücken, die ihre Seelen bewegen. Dem, der bei uns in Deutschland der Führende dieser tapferen Schaar gewesen, sind diese Zeilen gewidmet — Fritz von Uhde.

Mit reifster Kraft alle Mittel der Darstellung beherrschend, ist ihm das Malerische nicht das Kleid nur, in das er seine Ideen zwängt, aus vollster malerischer Empfindung heraus sind feine Werte geboren. Ein

Fritz von Uhde. 31.2

Künstler, ein Maler betrachtet er die Welt, liest er die schlichten Erzählungen des Evangeliums. Und wie ihm die Idee der allerbarmenden. Alles umfassenden Liebe daraus entgegenstrahlt und ihm die Seele erfüllt, leuchtet ihm diese Liebe aus Baum und Strauch entgegen, aus dein Sonnenschein, der über das Feld sich breitet, aus dem Dämmer des Abends, der leise und mild zu den Hütten der Armen herabsinkt, aus den Herzen der schlichten Menschen, die in schwerer Arbeit dem Boden kärglichen Lohn abringen. Was sich so ihm offenbart, giebt er in seinen Werken wieder.

Tic Abendglocken läuten über das Feld. Milder Schein liegt auf den Stirnen der Landleute; sie haben das Knie gebeugt, voll ist das Herz, müde die Hand, da tritt ein Wanderer zu ihnen und spricht sanfte tröstende Worte. —

Im ärmlichen Zimmer spielt eine Kinderschaar, ein schlichter Mann ist unter die Kleinen getreten: Liebe und Sanftmut!) strahlt aus seinem Auge. Die kleinen reinen Herzen fliegen ihm zu, zutraulich schmiegen die Kinder sich an sein Knie, sie schauen mit hellen unschuldigen Augen den an, dessen Lippen so freundliche Worte entströmen. —

Glühender Sonnenbrand liegt auf dem Felde, es leuchtet und flimmert von Sonne, ein feierlich Klingen geht durch die heiße Luft: in frommem Gespräch ziehen drei Wanderer dahin. —

So schauen die Bilder aus, die der Meister uns giebt, poesieverklärte Bilder, aus deren kraftvoller Deutlichkeit ein unendlich wohlthuender Klang uns entgegenönt. — Ein reifer klarer Geist spricht aus ihnen zu uns, ruhige Kraft, die sich bewußt ist, nicht vergeblich nach dem Höchsten zu greifen. Und doch auch wieder köstliche Frische und Naivität; Schlichtheit und Einfachheit, wie sie nur der besitzt, der aus dem vollen Quell reichen Könnens schöpft. Glanzumflossen oder im Dämmer magischen Lichtes, wie auch immer der Meister seine Gestalten vor uns stellen mag, sind sie von der Phantasie eines Künstlers empfangen, mit dem Auge des Malers gesehen, von der Hand eines Bildners geschaffen. Ueber Allem steht dem Meister sein Kunstwerk. Ob es ihm auch gelang, uns todt-gegläubtes wieder zum Leben zu erwecken, nicht will er ein Vertreter religiöser Auffassungen oder socialer Anschauungen sein, sein Stolz geht nur dahin, ein Maler genannt zu werden.

Wie Alle, die in der Kunst oder im Leben neue Bahnen beschritten, ist Uhde nicht ohne schwere Kämpfe an den Platz gelangt, auf dem er heute steht; aber wie bei allen starten Talenten hat jeder Widerstand ihm nur dazu gedient, seine Kräfte zu stählen.

Fritz von Uhde ist am 23. Mai 1848 zu Wolkenburg im Königreich

Sachsen geboren, woselbst sein Vater Bernhard von Uhde\*) damals Gerichts-

\*) Ein vielfach verbreiteter Irrthum macht den Vater des Künstlers gern zu einem Geistlichen, um aus solcher Abstammung des Sohnes künstlerische Eigenart zu

2<4 Otto Feld in Berlin.

director war. Von früh auf zeigte der Knabe ein lebhaftes Interesse für bildliche Darstellungen sowie das Verlangen, Gesehenes nachzubilden; so ließ der Vater den Knaben, der zuerst in Zwickau, später in Dresden das (Gymnasium besuchte, frühzeitig Unterricht im Zeichnen ertheilen. Voll Dankbarkeit und Pietät spricht der Künstler von dem anregenden und fördernden Unterricht, den er in Zwickau von einem Portraitmaler Namen? Mittenzwei empfangen. Den stärksten und nachhaltigsten Eindruck hat aus den Jüngling jedenfalls wohl die frühe Bekanntschaft mit Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen gemacht. Hier empfing er die Anregung 511 malerischer Naturbeobachtung und zu jenem ehrlichen Naturstudium, auf dessen Basis seine späteren Erfolge sich bauten. — Wieder einmal fehen wir, wie Menzel, ohne je eigentlich Schule gemacht zu haben — dazu ist seine Kunst zu persönlich — auf diesen wie auf manchen anderen hervorragenden Künstler der Gegenwart befruchtend gewirkt hat. — Die Zeichnungen Fritz von Uhdes aus damaliger Zeit sind ein deutlicher Beweis seiner Schwärmerei für den großen realistischen Meister. Als Bernhard von Uhde 1864 mit dem Sohn nach München kam, um aus dem Munde Wilhelm von Kaulbachs ein Urtheil über des Sohnes Talent zu hören, rief Kaulbach beim Anblick jener Blätter zunächst aus: „Scheußlich, das ist ja in der Art wie Menzel in Berlin.“ Indes; erkannte er doch wohl das eigenartige Talent des Jünglings, denn er rieth dem Vater, sich den künstlerischen Plänen des Sohnes nicht in den Weg zu stellen. So trat dieser im Jahre 1866 nach abgelegtem Abiturienten-Examen in die Gypfstufe der Dresdener Akademie ein. Was er dort fand, öden Formalismus und sklavische Nachahmungssucht, stieß ihn heftig ab. Ihn hungerte nach Natur, aber der akademische Schulzwang hielt ihn vor todten Gypstöpsen fest. — Da sank ihm der Muth! Die Ereignisse des Krieges <18C>, > hatten den Jüngling mächtig erregt, er beschloß, Soldat zu werden. Im Sommer 1867 trat er als Avantagieur bei dem sächsischen Garde-Reiter-Regiment ein, wurde im Januar 1865-! Offizier und war nun mit Leib und Seele bei der Waffe. Es kam das Jahr 1870<>; die großen Eindrücke des Feldzuges, den Uhde als Offizier mitmachte, drängten alle künstlerischen Ideen zurück; als aber der Friede geschlossen war, als bequemere Dienstverhältnisse wieder zur Beschäftigung mit künstlerischen Dingen Zeit ließe», flammte auch die alte Liebe zur Kunst wieder empor. Jede freie Stunde wurde zum Zeichnen und Malen benutzt; aber das plausive Arbeiten wollte nicht recht fördern. Ein Versuch, der im Jahre 1875 gemacht wurde, im Atelier von Makart Aufnahme zu finden, mißlang; Makart empfahl, zu Pilotu nach München zu gehen. Endlich 1877 kam ein Entschluß zu Stande. erklären. Bernhard von Uhde ist jedoch 1883 als Geh. Rath und Präsident des evangelisch-lutherischen Landcs> (Consistoriums gestorben und war Jurist, Verwaltungsbeamter. — Die Mutter des Künstlers Anna von Uhde entstammt einer aus Frankreich eingewanderten Familie.

Fritz von Uhde. 3<sup>5</sup>

Die Uniform wurde ausgezogen, und es ging nach München. In den Ateliers von Diez, von Piloty und Lindenschmidt war kein Platz zu finden, so war der Maler wieder auf sich selbst angewiesen. Lenbach gab wohl hier und da einen Rath, die Pinakothek wurde fleißig besucht, indeß das half nicht weiter. Da führte der Zufall den jungen Maler mit Munkacsy zusammen, der in den tastenden Versuchen das starke Talent erkannte und den Künstler einlud, zu ihm nach Paris zu kommen (1879). Einige Monate studirte Uhde in dem Atelier von Munkacsy, dann arbeitete er wieder allein.

Uhde war zu guter Stunde nach Paris gekommen. „L'art pour l'art, ton-  
.l'art pour l'art" war die Losung der französischen Künstler geworden, die nicht länger Enkel, sondern Söhne der Natur sein wollten. Man zog hinaus in's Freie; „en plein air," „en pleine lumière," wurde gemalt, wenn in Luft und Licht der Vorgang des Bildes sich abspielte. Jede Ausstellung brachte neue und interessante Proben der unablässigen Versuche der rüstigen Künstler. Auf Fritz von Uhde machte die neue Richtung zunächst keinen Eindruck. Die jungen Maler in Paris schwärmten damals für die Jeanne d'Arc des Bastien Lepage, Uhde „konnte nichts darin finden", „Hm sollte erst später und aus eigener Kraft das Verständnis; für diese Kunst aufgehen. Vorläufig stand er noch unter dem Einflüsse von Munkacsy und studirte im Louvre fleißig die Niederländer. Auf seinem ersten Bilde, „L'art pour l'art," mit dem er im Salon (1870) zum ersten Mal auftrat, wie in dem folgenden „L'art pour l'art avant l'art," ist Beider Einfluß zu merken. Auch die nächsten Arbeiten „Das Familienconcert" (1881), „Die Gaststube" — beide in München entstanden, wovon Uhde inzwischen zurückgekehrt war — sind nicht ganz frei, davon.

Nun führte das Jahr 1882 den Maler nach Holland, und was er in den Bildern anderer Künstler nicht gefunden, das lehrte ihn jetzt die Natur. Dort, in dem gesegneten Land, über dessen weit hingestreckte Wiesenflächen jene silbrige Luft sich breitet, die bei aller Helligkeit und Fülle des Tones mit einem unendlich zarten Duft Menschen und Dinge umschleiert, die Härte des Umrisses mildernd, verwandte Töne verbindend und zusammenbringend, die Hintergründe in duftiges Grau hüllend — dort offenbarte sich ihm: der Zauber des Lichtes, der Helligkeit. Schon die nächste Arbeit zeigt den Erfolg der neuen Studie. „Der Leierkastenmann kommt", nannte der Maler die Arbeit, die im Salon Aufsehen machte. Da ist nun nichts mehr von Munkacsy'schem oder anderem Necevt. Helles Licht fließt um die Gestalten der Kinder, die von Spiel und Arbeit fortreißen den Tönen entgegen, die der Mann dort oben am Ende der schmalen Dorfgasse seinem Leierkasten entlockt. Alle Convention ist nun abgestreift, aus fleißigstem Studium der Natur ist die Wahrheit der Zeichnung wie des Tones gewonnen, die aus den Figuren spricht. Künstlich beobachtet ist das kleine Mädchen im Vordergrund, das so tief in feine Strickarbeit versunken ist.

## 21.6 <vtt« Feld in Veilin.

daß es nichts hört und sieht von dem, was um sie herum vorgeht; vor-  
trefflich wiedergegeben die Haltung der Frau, die sich ein wenig erhebt, um  
den Klängen zu lauschen. Ein zweites Bild ans derselben Zeit ist gewisser-  
maßen die Fortsetzung des erwähnten. Hier finden wir dieselben Gestalten  
nm den Leierklsternmann versammelt, ein paar kleine Mädchen drehen sich im  
Tanz, die Großen schauau mit fröhlichen Mienen zu. — Noch eine ganze  
Reihe von Bilden: und Studien entstammt den gleichen holländischen Ein-  
drücken, „Aus dem Alteleutehaus iu Zandwoort“, „In einer holländischen  
Küche“, „Holländische Fischerkinder“ u. s. w.

Während man den Künstler zu jener Zeit in Frankreich seiner großen  
malerischen wie zeichnerischen Fähigkeiten wegen bereits außerordentlich schätzte,  
schüttelte man in Teutschland noch immer befremdet den Kopf über seine  
Kühnheit. Freilich war auf seinen Bildern auch nichts mehr von jener  
üblichen geschlossenen Beleuchtung zu spüren, die uur eine Lichtquelle, das  
nach Norden gerichtete Atelierfenster kennt. Hier nmsvielt Helles Licht die  
Figuren, Reflexe erhellen die Schatte«, deutlich sprechen die Lokaltöne, reine  
klare Luft fließt zwischen den Gestalten, die nach dem Leben gezeichnet und  
nicht nach akademischem Schema empfunden sind. — So lange der Künstler  
seine Figuren noch in der fremdartigen holländischen Kleidung brachte, die  
das übliche „Costüm“ doch einigermaßen wenigstens ersetzte, nahm man  
— wenn auch widerwillig — seine „Neuerung hin. Als er aber nun auf  
dein Bilde „Die Tambours“ (1883) die Menfchen der Heimat ohne jeden  
Atelieraufputz in Hellem Tageslicht zeigte, begegnete er lebhafter Mißbilligung.  
Tie stärkste Entrüstung erhob sich aber erst im Jahre 1884 gegen jenes  
Bild, in dem die gesteigerte Kraft des Künstlers zum ersten Mal seine ganze  
Eigenart aussprach, in dem er zum ersten Mal ein Motiv aus der heiligen  
Geschichte darstellte.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen“ hatte der Maler das Bild\*)  
genannt, auf dem er Ehristus unter den Kindern zeigt. Helles Tageslicht  
fluthet durch halbverhüllte Scheiben in ein ärmliches Zimmer, es gleitet  
über die rothen Fliesen des Bodens, über die dürftige Matte, an den kahlen  
Wänden klettert es hinauf nnd dringt erhellend in die fernsten Winkel des  
Raumes. Mit klarem Schein umfließt es die Figuren der Kinder, die um  
den fremden Wanderer sich drängen, der unter sie getreten ist. Leuchtend  
umstrahlt es die Gestalt des Heilands, der im langen schlichten Gewände  
dort auf dem Stuhl sich niedergelassen, und mit unendlich gutigem Blick  
über die Kinder schaut, die vor ihm stehen. Ein kleines Mädchen hat ihre  
Hand in die Linke des Herrn gelegt, die sich liebevoll ihr entgegenstreckte;  
voll Vertrauen blickt sie zu dem fremden Manne auf, aus dessen mildem  
Auge ihr Liebe entgegenstrahlt. An das rechte Knie des Heilands hat sich  
ein Blondküpfcchen gefchmiegt, sanft legt sich der Arm des Herrn um seine  
\*) Im Besitze des Museums der Stadt Leipzig.

Fritz von Uhde. 2<sup>7</sup>

Schulter. Ein wenig Verwirrung und Staunen, doch unbewußte Hingabe drückt in den Mienen der größeren Binder sich aus, Ehrfurcht in den Zügen und Gebeiden der Männer und Frauen dort hinten an der Thür neben dem breiten Herd, an dem ein kleines Kindchen kauert, unberührt von dem Vorgang. Schlichte, derbe Vauerukinder sind es, unter die Ehrstus getreten ist. Mit hellen Augen schauen sie darein; blondhaarige Mädchen sehen wir, Vuben mit rothen Wangen, in schlechten Schuhen, im bunten geflickten Kleidchen, ein wenig schüchtern und doch zutraulich, wo ihnen ein freundliches Wort entgegenkommt. Wir schauen in ein einfaches Zinnner, ein paar schlechte Strohstühle darin, ein altes Bildchen über dem Herd, ein kleiner Spiegel an dem Pfeiler zwischen den Fenstern, an deren Scheiben einige dürftige Blumen stehen. Die schlanke Gestalt des Heilands umwallt ein faltiges Kleid, unter dem die nackten Füße hervorschauen; seine Haltung ist ein wenig gebeugt. Schlichtes Haar fällt ihm zur Schulter herab, an seinen Wangen sprießt ein dünner Bart, seine Züge sind nicht schön, aber unendlich mild und edel. Gütig ist Vlick und Geberde, und die tiefe Empfindung, die von dem Herrn ausgehend in die Herzen sich senkt, die um ihn versammelt sind, weckt einen Widerschein auch in unserer Brust. Hier ist nicht versucht, durch Schönheit der Form zu wirken, nicht durch jene traditionellen Schemen, hinter deren blutloser Holdseligkeit innere Leere oft sich nur nothdürftig verbirgt. Nichts von ethnographischer Studirtheit ist in dem Vilde, nichts von tiefsinniger Reflexion, die in „gemalten Doctordisertationen“ den Inhalt der heiligen Bücher wiederzugeben sich müht. Doch aus der schlichten Wahrheit der Formen spricht eine Kraft des Empfindens stärker zu uns, als alle conuentionelle Schönheit es vermöchte.

Tief hat der Meister den Inhalt der frommen Legenden ausgeschöpft, hier, wie mit immer steigender Kraft in allen den folgenden Bildern, zu denen die heilige Geschichte die Anregung gegeben. In prunkvolle Kircheu werden seine religiösen Schilderungen sich freilich nicht fügen, doch in einen stillen Gemach mag ein sinniges Menschengemüth eine Stunde weihevoller Betrachtung vor ihnen verleben. Das Ewig-Menschliche hat er aus dem Evangelium herausgegriffen, das, was jeden Tag sich immer wieder von Neuem offenbaren mag, die reine, die Alles umfassende Menschenliebe. Von allein Dogmatischen entkleidet, erhebt sich sein Geist in die Sphäre reinen Menschenthms. — Der Lehrer, der Liebe geübt und gepredigt, tritt zu den Kindern, zu den Armen und Bedrückten, in deren Herzen frommer Glaube wohnt. Er bricht den Jüngeren das Brot („Die Jünger von Emmaus“ 1884\*), er tritt in die ärmliche Hütte zu dem Tisch, um den die Familie im frommen Gebet sich versammelt hat, bereit, zu den einfachen Mahl sich niederzusetzen („Komm, Herr Jesus sei unser Gast“ 1885\*\*),

\*) Im Besitze des städtischen Museums Frankfurt ci./M.

\*\*) Im Besitze der Ncitionalgoleiie in Berlin.

31.8 Gtto Feld in Veilin.

er predigt am grünen Wiesenhang den andächtig lauschenden Landleuten und legt ihnen das Wort aus: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn ihrer ist das Himmelreich“ („Bergpredigt“ 1886—87). Zum ersten Mal bat Uhde in dieser „Bergpredigt“ die fromme Scene in's Freie verlegt. — Die Sonne ist fast herabgesunken, leuchtend glühen die lebten Strahlen über die Felder, Im dämmerigen Hintergrund liegt ein stilles Dörfchen, dessen rotbe Dächer zu uns herüberwinken. Auf einer einfachen Bank im Vordergrund sitzt der Heiland. Mit bedeutungsvoller Geberde spricht er zu den schlichte, Landleuten. — Fromme Andacht, einfältiger Glaube kann nicht tiefer geschildert werden, wie in den Zügen des Mädchens, das zu den, Herrn aufblickt, wie in der einfachen Haltung der Frau, die neben ihr steht. Wieder zeigt uns der Maler rüstige Bauern in dem Kleid unserer Tage, dieselben Menschen, denen wir im Felde begegnen, und mitten unter ihnen Ehristus. Doch der Glaube, der aus ihren Augen leuchtet, bebt sie fort über Raum und Zeit. — Des Meisters moderner Geist kann eben nur mit den Formen der Wirklichkeit sich befruchten. Die Menschen, die er kennt, mit denen er spricht, in deren Herzen er zu schauen vermag, nur diese regen sein Schaffen an. Und widerspricht es denn dem Geist des Evangeliums, wenn er den Stifter der christlichen Religion unter den Menschen der Jetztzeit im zeigt? —

Einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeutete das „Abendmahl“, das 1886 auf der Berliner Kunstausstellung zum ersten Mal ausgestellt wurde. Bläuliche Dämmerung füllt einen schmucklosen Raum mit magischen, Licht. In der Mitte der uns zugewandten Seite der Tafel, die der Richtung des Zimmers folgend ein wenig schräg in das Bild zurücktritt, sitzt Ehristus. Seine Hände sind um den Kelch gefaltet. Auf seinem Antlitz fällt ein heller Schein durch das breite Fenster, durch dessen bleigefafte Scheiben eine melancholische Abendlandschaft hineinblickt. Ein feierlicher Ernst liegt über den Jungen, ihre Blicke hängen an den Lippen des Herrn, in ihren ausdrucksvollen Gesichtern, in den schlichten Geberden spiegelt sich mit voller Kraft der Eindruck, den das Wort auf sie gemacht, das Ehristus eben gesprochen. Ein Platz an der Tafel ist leer. Judas Ischarioth ist aufgestanden, wir sehen ihn im Dämmer des Hintergrundes sich verlieren. Die Jünger sind einfache Fischer und Bauern, doch mit welcher Innigkeit hängen sie an den, Lehrer, welche Trauer erfaßt sie, nun sie ihn verlieren sollen. Ergreifender kann die Bedeutung der Stunde nicht zum Ausdruck gebracht werden als in diesen, Bilde, von den, ein geistreicher französischer Kritiker sagt, es könne die Aufschrift tragen: „(.'«mment 80 foncient Is8 i-slissiouF/“! An Tiefe der Charakteristik, an Kraft der Stimmung, in höchster Vollendung malerischer Darstellungskunst muß das Bild den. Besten zur Seite gestellt werden, was die Kunst irgend einer Zeit hervorgebracht hat.

\*) Journal des Debats. Mai 1887.

Fritz von Uhde. 2!)

Wer aber den ganzen Reichthum kennen lernen will, der in der Seele des Meisters lebt, neben starker Kraft lieblichste Innigkeit, neben höchstem können Schlichtheit und Einfachheit, der muh vor feine „Heilige Nacht“\*) (1<sup>^</sup>67) treten. Tönt aus dem „Abendmahl“ ein feierlicher Klang uns entgegen wie ernstes (Glockengeläut, das unsere Seele bewegt, so jubelt und singt es hier von Frohsinn und Heiterkeit. Auf dein rechten Flügelbild des dreitheilig« (Gemäldes sehen wir die Englein, die zum durchlöchernten Dach hereingeflogen, und nnn auf den Sparren umhersitzend, lieblich singen und auf den Heilend schauen, der eben geboren ist. Das Mittelbild zeigt uns Maria, die mit unendlicher Zärtlichkeit das >U«d betrachtet, das vor ihr auf dem Lager liegt. Morgengrauen füllt de» kahlen Raum, nur auf VIutter und Kind fällt das spärliche Licht einer Laterne. Auf dem linken Flügelbild eilen die Hirten voller Neugier herbei. — Das Alles ist so unendlich einfach gegeben, daß man meint, Rembrandt'sche Unbefangenheit und Dürer'sche Innigkeit vereint aus dem Bilde sprechen zu hören.

Will man den Maler, der doch so ganz modern ist, mit einem der früheren vergleichen, man müßte ihn wohl neben den großen Meister stellen, dessen Rainen ein Wahrzeichen deutscher Kunst — Albrecht Tüerer. Dieselbe Schlichtheit, die aus deu Dürer'sche» Bildern nns entgegenschaut, finden wir auch in den Werken unseres Meisters, denselben ehrfurchtsvollen Nespect vor der Natur, dieselbe liebevolle Sorgfalt, sie nachzubiden. Und doch hat der Unverstand Fritz von Uhde zu einem Nachahmer der Franzosen machen wollen. Weil er denselben Weg gegangen wie diese, weil er in ehrlichem Studium der Natur eine persönliche Ausdrucksweise sich erworben, der nichts von conuentioneller Ueberlieferung anhaftet, weil er sein Auge geschärft für die Form, weil er den Neiz des Lichtes, der Farbe begriffen wie jene, sollte er sie nachgeahmt haben. — Wir haben gefehen, wie er von den moderne» Bestrebungen der französischen Kunst unberührt geblieben, da er in Paris lebte, wie er viel später erst, als er in die Heimat zurückgekehrt war, selbstständig zu ähnlichen Zielen gelangte wie die Franzosen. Wenn je eines Malers Art zu empfinde» u»d Empfundenes wiederzugeben, deutsch war, dann ist es die Art Fritz von Uhd's. Wenn je stille Wärme, poetische Durchdringung des Stoffes die Eigenart deutscher Kunst gewesen, dann ist die Uhde'sche >wnst deutsch. Die Franzosen, die de» Künstler seit Langem schon hochschätzen, die ihn mit Auszeichnung«» aller Art überschüttet haben, haben das germanische Element in seiner Kunst früh erkannt. Vielleicht lernt man auch i» Deutfchlcmd allmählich begreifen, welche Kunst eigentlich deutschen Geistes ist. —

Ruhig und unbeirrt wie alle großen Talente, folgt Uhde dem Weg, den eine starke Individualität ihn, vorschreibt. Bisher hat er ihn von Er-\*) Ein« spätere Fassung der „Heiligen Nacht“ (1889) ist im Besitze der Trcsdner Galerie.



320 Vtto Feld in Veilin.

folg zu Erfolg geführt. Immer reicher wird feine Sprache, immer kräftiger feine Palette; in einer der letzten Arbeiten, dem „Gang nach Emmaus“ <1892> entfaltet er eine leuchtende Kraft, eine tiefe Schönheit des Tones, die man staunend sieht, wenn man die fchlichte Färbung feiner früheren Bilder bedenkt.

Es ist nicht möglich, hier auf alle die Werke des Meisters beschreibend einzugehen. > kann man doch auch den Reiz eines Bildes mit Worten nur gar so unvollkommen ausschöpfen. Von Uhdens wichtigeren Arbeiten religiösen Inhalts seien kurz genannt: „Der Gang nach Bethlehem“\*) (1890), der „Heilige Abend“, „Die Frau, vom Grabe Ehrists kommend“, „Am Morgen“. Im Jahre 1891 entstand „Die Flucht nach Egnpten“; 1892 „Die Verkündigung bei den Hirten“, „Bleibe bei uns Herr, es will Mensch werden“, „Tstermorgen“ und der oben genannte „Gang nach Emmaus.“

Außer mehreren Wiederholungen und Umgestaltungen der erwähnten Werte hat der Meister eine ganze Reihe von Bildern profanen Inhalts geschaffen, die alle Borzüge feiner kräftigen Darstellungskunst zeigen. Aus der Fülle derselben seien erwähnt: „Im Herbst“, „Aus einer kleinen Kinderschule“, „Heimkehr vom Felde“, jene künstliche „Kinderstube“, aus letzterer Zeit „Zwei Kinder im Garten sitzend“ (die Töchter des Malers). Bon neuestem Datum ist „Der Schauspieler“ <Portrait des Münchener Hofschauspielers A. W.).

In der vortrefflichen Einleitung zu seiner „Geschichte der Malerei“ weist Muther\*\*) darauf hin, wie wir bei der Beurteilung einer älteren Kunstperiode nicht nach den» fragen, „was sie früheren Zeiten absah, sondern nach dem, was sie Neues hinzubachte“, wie die alten Meister groß geworden, „nicht dadurch, daß sie rückwärts schauten, sondern dadurch, daß sie vorwärts gingen“. So habe auch unter den Neuen nicht denen unser Eultns zu gelten, deren Thätigkeit darin besteht, „die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Borrath fertiger überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und Neues schufen“, denen, die aus dem Geist der neuen Zeit heraus Selbständiges geschaffen haben. Ueberschauen wir von diesem Gesichtspunkte aus das Lebenswerk Fritz von Uhdens, soweit es bis heute vor uns liegt, sehen wir, wie er Anreger und Förderer gewesen in den: Befreiungskampf gegen traditionellen Formalismus, wie er rüstig mitgeschaffen an der Findung der neuen Formensprache, wie er den neuen Empfindungen einer neuen Zeit Ausdruck geliebt, werden wir dann noch zögern, seinen Namen neben den der anderen Pfadfinder im Reiche der Kunst zu stellen? Mit modernem Geiste bat er, der

\*) Im Besitze der Pinakothek in München. — Ausser den Uhdens'schen Bildern, die sich in deutschen Galerien befinden, sind nach und nach die meisten seiner Werte in ausländischen Privatbesitz übergegangen. Werben wir denn in Deutschland noch lange mit ansehen müssen, wie die besten Werke unserer deutschen Meister in's Ausland wandern? —

\*\*) Richard Muther, Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert.

Fritz von Uhde.

221

reife Sohn der neuen Zeit, den Inhalt der frommen Legenden erfaßt, hat er sie uns zu neuem Leben erweckt. Ten Zauber poesieuerklärter ^Schönheit, Reinheit und Wahrheit, der in ihnen liegt, hat er uns wieder erschlossen, da er in einer Sprache zu reden wußte, die auch die unsrige war. Seiner hohen Innigkeit, seiner tiefen Empfindung gesellt sich die Kraft, uns ganz in den Bann einer Stimmung zu ziehen; bei allem bewußten Können spricht eine Naiuetät aus seinen Werken, wie sie nur den großen Talenten eigen. Eine Kunst aber, die solche Blüthe hervorbringt, kann nimmermehr dem Untergang geweiht sein. Viag der Kampf uns umtoben, — er verheißt uns endlichen Sieg. Der Kampf ist Leben, Fortschritt, Entwicklung. Nnuerzagt mögen darum die Vorwärtsstrebenden dem Banner folgen, das der Meister ihnen voran trägt, denn einen guten Spruch lesen wir auf demselben, das treffliche Wort unseres Albrecht Dürer:  
„Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie!“

ij^/ ^ <^^3^^v>-3^^ ^^>^^> ^^»I^?^8»^/ H^«>^

Com vergessener Dichter (Franz von Kleist).

von

Verthlild Schulze.

— Verlin. —

!ur Zeit der höchsten Vlütthe unserer Literatur, als Goethe und Schiller aus Sturm und Drang bereits geläutert hervorgegangen waren, wenige Jahre, bevor die beiden glänzenden Sterne von Weimar und Jena vereint ihr Licht von: deutschen Parnatz strahlen liefen, begann auch ein anderer junger Dichter seine Flügel zu regen: Franz von Kleist. Aber der blendende Glanz des Dopvelgcstirns verdunkelte sein bescheideneres Licht: er sank frühe in die Nacht der Vergessenheit. Im Volk gänzlich vergessen, ist Franz von Kleist auch nur wenigen Gelehrten bekannt, von diesen aber zum Theil iu einer unverantwortlichen Weise mit Verachtung behandelt worden. Verdienstlich ist daher ein vor kurzem erschienenenes Schriftchen von Ackermann, welches eingehender, als irgendwo bisher geschehen, auf den mit Unrecht vernachlässigten oder verachteten Dichter hinweist'!. Ackermann nennt <S. 8 und 14) von ungünstigen Urtheilen der neueren Zeit über Kleist dasjenige Wolfgang Menzels in feiner Geschichte der deutschen Dichtkunst, der da sagt: „Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahre, in welchem Ludwig XVI. auf den» Schaffot blutete und der Eonvent seine Schrecken ausgehen liest, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem Alles, was deutsches Gemüth damals an Nützlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint.“ Eine colossale Ueberreibung einmal und zum andern ein Urtheil, das keinesfalls auf alle anderen Productionen Kleists anwendbar wäre. Ich verweise noch ferner auf M. W. Göhinger, der in \*) „Franz von Kleist. Eine literarische Ausgrabung“ uon Paul Äckermann. Berlin 1W2. (C. F. Conrad; Sonberabdruck aus dem „Bin“, Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark).

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 222

seinen Erläuterungen deutscher Dichter (4. Aufl. Lpzg. 18K8,1, 287 ff.) bei der Behandlung von Schillers Taucher zuerst auf Kleists Bearbeitung der Tauchersage hinwies und Kleists Gedicht als ein ganz elendes Machwerk hinstellte. Durch diese Urtheile ward denn unser Kleist einigen Literarhistorikern wieder bekannt, damit aber auch zugleich manchen sonst selbständig urtheilenden Gelehrten der denkbar schlechteste Begriff von seiner Muse beigebracht. Eine unbefangene Würdigung werde ich unten «ersuchen, wobei sich herausstellen wird, daß der Grund der verächtlichen Behandlung seitens der Literarhistoriker zum Dheil in ihnen selbst zu suchen ist, indem sie sich nicht die Mühe gaben, das gesammte Material durchzulesen, sondern nach dem ersten besten werthlosen Stück ihr vernichtendes Urtheil fertig hatten. Bei einem Dichter unserer Art aber, der nur neun Jahre seines kurzen Gebens\*) — er ward nur 27 Jahre alt — für die Entwicklung seines literarischen Schaffens verwenden konnte (1789 erschien als erste Production sein „Lob des einzigen Gottes“ >, der in dieser Zeit im Suchen nach der festen Richtung seines Producirens bald durch äußere Verhältnisse in die tändelnde Art der Gleimianer hineingedrängt wurde, bald zu Wieland sich innerlich hingezogen fühlte, dann aber beim Anfang der claffifchcn Periode sich unwiderstehlich gedrängt fühlte, der Richtung der beiden führenden Geister nachzueifern, der starb, als er sich hierin fester fühlte und Besseres erwarten liest, — bei einem solchen Dichter muß man von vornherein auf ein Gemisch von Werthvollem und Werthlosem rechnen: da ist nicht nach einem einzelnen \*) Franz Alexander von Kleist, Sohn eines preußischen Gencrallieutcuants, ist geboren am 24. Tccember 17N9 zu Potsdam. Mit seinen berühmten Namensvettern Christian Ewald und Heinrich von Kleist ist er nur insofern verwandt, als die drei von einem gemeinsamen im 14. Jahrhundert lebenden Ahnherrn abstammen. Nachdem er das erste Tccennium seines Lebens auf einem Gute seiner Großmutter in Pommern verlebt und seit 1778 in Magdeburg Unterricht genossen hatte, trat er 1785 als Fähnrich in das vreußische Infanterieregiment des Herzogs von Braunschwcig zu Halberstadt ein. Mit diescin Ncgimcnte ging er 1789 an die böhmische Grenze, als Preußen gelegentlich des russisch-türkischen Krieges niobil machte. Ohne Kampf lehrte die Armee zurück. Da verließ K. den Kriegsdienst. Er studirtc einige Semester besonders die Rechte in Göttingcn und ward dann auf Verreiben des großen Ministers Herzberg, des Urhebers des Reichenbacher Vertrages Vom Juli 1790, als Legatioxsiath nach Berlin berufen: nachdem er bald daraus Albertinc von Jung geheiratet, verließ er den Staatsdienst und lebte von 1793 an eine kurze Zeit auf dem Von ihm erkauften Gute Frankenhagen bei Frankfurt a./O., dann bis zu seinem am 8. August 1797 erfolgten Tode in Ringenwalde bei Ncudamm in der Neumart. Von seinen Lebensumständen kommen für uns besonders in Betracht: d:r Aufenthalt in Halberstadt, wo er in intimen Verkehr mit Glim und dem jüngeren Kreise von dessen Schützlingen trat, und der Verkehr im Hanse des Ministers von Hcrzberg, dessen Sturz ihn» sehr nahe ging; auf diesen großen Staatsmann dichtete er eine begeisterte Ode mid sc! rieb eine Charakteristik desselben, die er als Mitglied der tgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt a.O. in dieser vorlas. Taß der junge Frankfurter Heinrich von Kleist etwa von ihm, der mit Frankfurt in so engen Beziehungen stand, Kunde erhielt, laßt sich nicht beweisen. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie XV?. 121 ff. nnd Ackermann a. a. O. S. 8 ff. Ebenda eine Aufzählung der K'schcn Schriften. N°I>> und Sud, I.XV. 185, 22

32H Neitholo Schulze in Veilin.

Erzeugnis; der Stab über die geschnittenste Production zu brechen. So verdient denn Ackermann für seinen nachdrucksuolleren Hinweis auf Kleist Tank. Eine recht hübsche Entdeckung ist es auch, welche Ackermann uns auf S. lif. und 9 mittheilt.' das; ein Kupferstich des Körnermuseums in Tresden von dem Leiter desselben für ein Bild der Echillerschen Familie gehalten und als solches auch in Könnecks Bilderatlas zur (geschichte der deutschen National literatur wiedergegeben wurde, während derselbe die Familie Franz von Klein darstellt. Damit aber scheinen mir die Verdienste der Äckermanschen Schrift erschöpft.

Wenn Äckermann nämlich ein inneres Verhältnis zwischen Klein und Schiller andeutet, indem er (p. 4 ob.) Schillern „Anlehnung“ an Kleist im Taucher nachredet, so ist das uerfcbt. „Nikolaus der Taucher“ von Kleis: erschien in „Deutsche Monatsschrift“ 1792 im September (p. 53ff.)\*>.

Man könnte nun ja, da Schillers „Taucher“ erst 179? verfaßt ist, an sich vermuthen, das; Schiller dies Gedicht gelesen habe; oder das; Goethe dasselbe gelesen und dann Schillern den Stoff mündlich überliefert habe: denn Goethe las sicherlich die „Teutsche Monatsschrift“ hin und wieder, in der er ja die Beneticinischen Epigramme und einige Kleinigkeiten zuerst drucke» ließ: aber wir wissen ja aus einem in dieser Hinsicht schon mehrfach citirten Briefe Schillers an Goethe «Briefwechsel, 2. Aufl., Nr. 854 vom 7. August 1797», das; Schillern nie der Name Nicolaus Pescecola vorgekommen war, den der Taucher hier wie bei Athanasius Kircher im „mun6u8 8u!itLi'Ä»eu5“ führt. Hier also nicht, wohl aber in anderer Weise kann man Kleist und Schiller in eine berechnigte Beziehung setze«. Toch darüber unten. Nenn ferner aber Äckermann Grillparzers „Tappho“ als ein fast völliges Plagiat der Kleistschen „Sappho“ bezeichnet, so finde ich das unerklärlich. Er schreibt (p. 15>: „Er Grillparzer» nahm einfach Kleists ganze Tisvosilion, bebielt sämmtliche Figuren bei, denen er nur zum Theil andere Namen gab, ohne wesentlich ihren Eharakter zu ändern“ «. Ich behaupte dagegen: von Entlehnung ist nicht die Nede.

Die Borgänge sind grundverschieden motiuirt: bei Kleist erglüht Sappho, als sie ihn in seiner Schöne an Lesbos' Strande erblickt, für Phaon und wirft sich ihm in die Arme; bei Grillparzer ist er ihr zu Olympia uuter dem rauschenden Beifall des Volkes zu Füsten gesunken. Die ganze Olympiasgeschichte kennt Kleist nicht. Bei Kleist ist Phaon ein flatterhafter Liebhaber, der schon einmal Sapphos Liebe mit der der Andromeda vertaufcht hat und beim Beginn des Stückes schon wieder seinen Blick von Sappho abwendet!:

\*) Zuerst hat M. W. Gützing a. ci. 0.1,287p. auf das Gedicht aufmerksam gemacht dann Bor,beracr in Schmorrs Archiv I "U^I—'M; endlich Ullrich in seiner Abhandlung über die Tauchersage ebenda XIV, 80 ff. In den dort angeführten Stellen der Tanckersaae füge ich noch der H,ollstcindia,keit halber hinzu, das; die Sage von Schiller auch erzählt ist in Wüschs „Äosmologifchen Ilntcrhaltunaen für die Jugend“ II, Lpzg. 177'^, p. 52. < welches aber auch nicht etwa Schillers directe Quelle sein kann.

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 225

bei Grillparzer ist der Liebesbund zwischen Sappho und Phaon eben erst angeknüpft, und wir erfahren erst im Stücke selber die Entwickeln««, der Liebe Phaons zur Dienerin der Sappho. Der ganze Plan Tapphos, den Bund beider zu vereiteln, indem Melitta nach Ehios entführt werden soll, ist Grillparzers alleiniges Eigenthum. Desgleichen die Verfolgung und Zurückbringimg der Flüchtigen. Aber „die Figuren sollen beibehalten“ sein ohne wesentliche Eharakteränderung. Welche Figuren wären das? Kleists Alcaeus, der als Nival Phaons eine so wichtige Rolle spielt, fehlt bei Grillparzer ganz! Rhamnes hat bei Kleist keine Entsprechung; Sappho und Phaon waren durch die Ueberlieferung gegeben und doch, wie «erschieden ist der Charakter Phaons bei beiden Dichtern gehalten! Es blieben also nur Damophile und Zidno, die ja scheinbar ihre Entsprechung in (Grillparzers Melitta und Eucharis haben. Aber welcher Unterschied zwischen der leichten, treulosen Damophile und der tiefen, ehrlichen Melitta, die nur in naiver Unschuld dem natürlichen Hange zu Phaon folgt, ohne Treubruch gegen Sappho zu sinnen. Und daß Zidno gleich Eucharis sei, kann Niemand behaupten, da Eucharis eine ganz unbedeutende, fast stumme Rolle spielt, Zidno aber eine Vertraute Sapphos darstellt und eine wesentliche Person des Stücke-? ist. Von einem Beibehalten der Figuren und Eharaktere ist also gar nicht die Rede. Darin aber, daß beide Dichter die Sterbefcene nach Lesbos statt Sicilien verlegten, daß Neide die vorhandenen Fragmente Sapphos verwertheten, ist doch keine Entlehnung des einen vom andern begründet; die Gründe dazn lagen ja so nahe! Die Parallelen aber, in denen Äckermann auch äußerliche, mitunter fast wörtliche Uebereinstimmung finden null, sind nichts beweisend, da bei ganz ähnlichen Situationen selbstverständlich auch die Gedanken sich ähneln müssen. Von wortlicher Uebereinstimmung aber finde ich wirklich, auch in den von Ackermann ausgehobenen Parallelen, keine Spur. In dieser Abweisung einer Benutzung Kleists durch Grillparzer weiß ich mich eins mit Sauer, der sich in der Einleitung zur 5. Ausgabe von Grillparzers Werken (Stuttgart Eotta 1892) I, 39 über das Verhältnis; Beider kurz äußert, allerdings wieder, wie seine Vorläufer Menzel und Göftinger, in obenhin absprechender Weise.

Ich gehe nun zn einer Eharakteristik der Erzeugnisse Kleists über, ohne dabei jedes einzelne Gedicht oder Prosastück berücksichtigen zu wollen. Unter das poetisch Werthlose ist da zunächst zu rechnen das umfangreiche, drei Gesänge umfassende Gedicht- „Denkmal deutscher Dichter und Dichterinnen“, wovon der erste Gesang in der „Deutschen Monatschrift“ 1791 (März) p. 233ff., Gesang 2 ebenda 1791 August 2«Nff. und Gesang 3, 1791 November 231 ff., publicirt wurde. (Alle zusammeu wurden 1797 mit unwesentlichen Aenderungen in die vermischten Schriften p. 155ff, aufgenommen). Für einen Rechtfertigungsversuch der Tendenz, in der Kleist dies Gedicht verfaßte, halte ich fein „Fragment über das Andenken an große Männer“ in von Ärckenholtz: „Neue Literatur und Völkerkunde“ 1790II, 132 22\*

326 Verthold Schulze in Veilin.

bis 14»: es ist ein kurzer Mahnruf an die großen und edlen Geister der Nation, dankbarer zu sein gegen verstorbene Helden und Künstler. Unter anderen: weist Kleist darin auf die unverdiente Vergessenheit hin, in welche Denker deutscher Vorzeit: Noner, Waldis, Grrwhius u. A. versunken seien. Die Pflicht der Dankbarkeit also war es, welche Kleist gegenüber den deutschen Dichtern und Dichterinnen in dem genannten Gedichte erfüllen wollte: er wollte darin, wie er sich in den Anmerkungen ausdrückt (Verm. Schr. 181) ^ „auf eine lebhaftere Art die Namen in jedes Gedächtnis zurückrufen, die Deutchland niit Vergnügen und Stolz nennt.“ Dies zeigt schon zur Genüge, das; hier kein echtes poetisches Erzeugnis! zu erwarten ist. Zudem sagt Kleist ausdrücklich, daß er sich die Aufgabe gestellt, „vergnügend zu belehren“! So ist denn dies jugendliche Product im Grunde nichts als eine uersificirte Literaturgeschichte. Etwas genießbarer wird das Ganze durch den halb elegischen Ton und Eharakter, indem zum größten Theil die Vorstellung obwaltet, daß sich der Dichter auf einem weiten mondbeschienenen Friedhofe wandelnd denkt, wo er von Leichenstein zn Leichenstein geht und jedem tobtten Sänger einige Erinnerungen weiht. In der Vorerinnerung zum ersten Gesang (D. Monatssch. 1791 p. 283) nennt Kleist diese Dichtungsart „historisch-lyrisch“: er will ihren Charakter in einer eigenen Abhandlung behandeln haben, die aber offenbar nicht gedruckt worden ist. Diese lyrische Stimmung fehlt aber da, wo lebende Dichter gefeiert werden, und da artet das Gedicht fast in eine bloße Aufzählung aus.

Dieses Gedicht war nicht das einzige der Art von Kleists Hand: wenigstens sagt er in der Deutschen Monatsschrift a. a. O.: „Das Denkmal deutscher Dichter und Dichterinnen gehört mit zur Folge einer größeren Reihe von Denkmalen:.“ Vielleicht gehört dahin die poetische Nebersicht der Begebenheiten des Jahres 1790, betitelt „Denkmal des Jahres 1790“ (Verm. Schr. p. 86 ff.). Diese Erzeugnisse sind von so unpoetischem Plane eingegeben, daß von ihnen nichts zu erwarten ist. Suchen wir nun nach den hervortretenden Richtungen Kleist'schen Dichtens, so finden wir zunächst in demselben Wieland'sches Vorbild wirksam. So in einem frühen Werke, dem Epos „Die Vcfrepung von Malta“. Davon erschien in der Deutschen Monatsschrift 1790 Febr., p. 165 ff., der erste Gesang: zwanzig waren angekündigt. Der allein erschienene erste (besang schildert die Gesandtschaftsfahrt des proven^alischen Ritters Medran, der von, Großmeister La Valette auf Veschluß des hohen Nathes an die abendländischen Höfe, besonders Philipps II. von Spanien, des Herrn von Sicilien, gehen und Hilfe gegen den drohenden Solimcm erbitten soll. Auf der Fahrt naä, Ticilien wird er von dem Eorsaren Haökem angegriffen, es entspinnt sich ein fürchterlicher Kampf, in dem schließlich Medran Sieger bleibt, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet und Haskem selber beinahe zu Tode gebracht hat. Im erbeuteten Schiffe desselben trifft er ein wonniges Mädchen, Sandra, die Tochter des Vicetönigs von Sicilien, die von den Eorsaren

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 327

geraubt war: er ist entzückt bei ihnen, Anblick, befreit sie, und vereint segeln sie auf Messina los zu ihrem Vater. Die üppige Schönheit der Lianora ist nach Wieland'scher Manier recht sinnlich gemalt. Wohl durch Wieland «ngeregt, dichtete Kleist das Epos in ottavs i-ime, die er äußerst wohl-lautend zu gestalten wußte. Das Gedicht hat große Schönheiten; zunächst iveist es einige prächtige Bilder und Vergleiche auf; mächtig ergreift jenes Bild, wo vor dem entschlafenen Mädchen der leidenschaftliche junge Ritter steht, noch kämpfend den Kampf der Sinne und der Pflicht:

„So steht, gesandt vom seligen Gefilde,  
Der Schutzgeist da, zu dem die Unschuld fleht:  
Sieht knieend sie mit liebevoller Mili>e,  
Hört ehrfurchtsvoll ihr flammendes Gebet.“

Im Ordensrache tritt Medrcm sogleich in den Vordergrund (Str. 17):

„So tritt der Hirsch mit prächtigem Geweih?  
Am Abend aus dem düstem Eichenwald  
Aus'^ Wicsengrün, und blickt mit Stolz in's Freue,  
Und flieht zun Vach, der zwischen Climen wallt.  
Hier bleibt er stchn, trinkt, staunt sich zu erblicken,  
Und sieht sein eignes Bil) mit schweigendem Entzücken.“

Die ganze Anlage des Gedichtes ist sehr geschickt. In kühnem Schwünge versetzt uns der Dichter an die Schwelle der Begebenheiten; er erschließt vor unseren Blicken eine Ccenerie voll südländischer, glühender Farbenpracht:

D)ahin,  
„Wo bald das Auge frei, und schrankenlos  
In Fernen blickt, bald Felsen es umschließen.  
Jetzt das entzückte Ohr auf Philomclen lauscht,  
Jetzt den Ariniro hör-, der hier durch Felsen rauscht,  
Hier, wo im Hain sichduftmdcr Citronen  
Den Wandernden ein kühler Schatten winkt,  
Im Maulbeerbaum die Seidenspinne wohnen,  
Die Weichlichkeit um ihr Gewebe bringt.  
Am Hügel dort des Bacchus Priester thronen  
Und Milluasier der frohe Grieche trinkt,“

in dies Paradies versetzt uns mit einem Schlage der Dichter: da sehen wir in unzähligen Gezeiten das Heer Solimans, der Schweigern ergeben, ohne Lagerzucht und feste Führung. Dann das Gegenbild: auf die kahle Felseninsel Malta werden wir geführt, ein fein beabsichtigter Eontrast. Der greise 3a Valette, der schon manche Nacht in ernsten Sorgen ob der drohendeil (Gefahr hingbracht, versammelt um sich den hohen Nath des Ordens. Dort eine rohe asiatische Vülterwoqe, aus physischer Ueberkraft Europa zu überfluthen drohend, von keiner Manneszucht und weisem Plan eingedämmt, schwelgerisch den Genüssen des Landes ergeben; hier, auf nacktem Fels, der nicht weniger ranh als ihre Tugend ist, von ergrauter Weisheit geleitet, von Ehre und Gehorsam getragen, die muthigen Vertreter europäischer Ge-sittung. (Ob Kleist die Sitten des Ordens wie Schiller in seinem Frag-ment als gelockert hinstellen wollte und La Valette als Regenerator, hätten



328 Verhulo Schulze in Verlin.

erst die folgenden (besänge ergeben.) Was Kleist zu dein Stoffe hinzog, theilt uns der Herausgeber der Zeitschrift in dem Vorwort mit. Aehnliches Interesse empfand Schiller für die Epoche des Ordens, vgl. seine Vorrede zur Aethammer'schen Bearbeitung des Vertot (bei Iboedeke IX, 398 ff.». (5s ist jedenfalls zu beachten, das; Kleist und Schiller hier, wie mehrfach, denselben Stoff unabhängig von einander behandelten, und zwar hier wie im Taucher Kleist als Vorläufer. «Niethammers (beschichte des Malteserordens nach Vertot mit Schillers Vorrede erschien erst 1792/3, und da erst tauchte in Schiller der (bedanke an ein derartiges Trauerspiel auf.) Daß dies (bedicht Kleists nicht weiter fortgeführt wurde, muß man bedauern. Tan man bei seinem Erscheinen mit Spannung auf die Fortsetzung wartete, zeigt folgendes artige Eompliment, das der liebenswürdige Vater (bleim im Märzheft desselben Jahrganges der Tentschen Monatsschrift, p. 274, veröffentlichte:

„Valette heiszt der Held:

Ei heif>e, wie ei heißt!

Am besten hieß ei Kleist!

Er hat, wir weidcn'3 sehn,

Von imsem zweien ^leisten

In seiner Seele viel:

Wenn wir eist ganz ihn sehn,

Tann wird die Frag' entstehn:

Von welchem wohl am meisten?"

Wielands Muster ist auch nicht zu verkennen in „Znmori oder die Philosophie der Liebe. In zehn (besängen." Verlin 1793. (Ter dritte (besang ist mit einigen Abweichungen schon 1792 in der Teutschen Monatsschrift, Octob. p. 14!» ff., erschienen.) Menzels Urtheil darüber ist oben bereits mitgetheilt worden. Weltflüchtig ist allerdings die Stimmung dieses (bedichtes, wie sie sich noch viel stärker in der mondscheinhaften Erzählung von Meist „Ter Einsiedler" zeigt. Aber Kleist läßt ja die Kelden seines (bedichtes zu der Erkenntnis; sich durchringen, daß der Mensch der ISelt angehört, daß er Pflichten gegen Familie und Vaterland hat. Und dann werden fo kernige Ansichten über Freiheit in religiöser und politischer Beziehung geäußert, daß der Vorwurf fast ganz fällt. Man lefe, wie Midoras (bott geschildert wird (III 31 ff.):

„Und diese Gottheit wohnt gleich gern auf jeder Flur,

Braucht keine Priester, und braucht leine Holle,

Man ehrt sie doch, und naht gern ihres Tempels Schwelle;

Tespoten-Wahnsinn nur

Kann, in der Hand das Schwerdt, zum Glauben Menschen zwingen wollen:

Erschaffen einen Gott, den sie verehren sollen,

Ter, wie es Willkür will, bald schaffet, bald verchrt.

Nur Priesterstolz lies; prächt'ge Tempel bauen

lind sprach: ‚Hicr wohne Gott und seh von euch verehrt.'

Vor solchem Gott musz deu Geschöpfen grauen,

Und nur der Heuchler lanu auf sein Versprechen bauen."

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 329

Mit ähnlicher, » Muthe, der jeder Schwächlichkeit bar ist, zieht Kleist noch gegen andere altersgraue Vorurtheile zu Felde. Keck ruft er IX 18 den Fürsten zu:

„Ierbiecht das Tiüdcn, entsagt der Schmeichelei,  
Iind machet euch, die Welt und alle Völtci frei.“

Soll aber Menzels Vorwurf das zärtliche Kosen und die öfters in sehr sinnlicher Weise sich äußernde Liebe Zamoris und Midoras treffen, so mag er in gewissem Grade gelten. Das ist Wielands Schule. Kann es aber eine sinnreichere Allegorie geben für das absolute Ineinandersichversenken und Sichselbstleben junger Liebender, als sie hier gegeben ist in Zamoris und Midoras idyllischem Inselleben, fern von der Welt, auf einer einsamen Insel im weiten Ocean? Liebende fühlen sich ja beglückt in ihrem eigenen Reiche, fern von der Welt; erst wenn der selige Traum verronnen, dann bleibt die Pflicht, der Welt, den: Vaterlande zu leben, ihm nützliche Bürger zu erziehen: so lehren Zamori und Midora auch in ihr Heimatland Spanien zurück. Kleist hat hier Höheres geleistet als Wieland in seiner Musarion, die, sicher Kleists Anregung bildend, auch eine Philosophie der Grazien und der Liebe entwickelt; auch Fantias, der, wie mancher, aus unglücklicher Liebe zu: Cyniker zu werden im Begriff steht, wird durch die schöne und geistreiche Musarion belehrt, daß; nicht das philosophische System das Glück macht, daß weder der Stoiker Klecmtz noch der Pnthagoräer Theophron, wenn die Probe gemacht wird, bei der Fahne bleiben. Liebe und maßvoller Lebensgenuß geben wahres Glück. Indeß streift doch Wielands Lüsternheit in der Schilderung zu sehr an's Extrem, und Musarion selber ist zu sehr Hetäre, Fantias aber im Grunde nur durch ihre sinnlichen Reize zu ihrer Philosophie bekehrt, so daß wir nicht ernst mit einer wahren Belehrung rechnen können. Ein Jüngling, „der einst zu Athen bevm muntern Fest, in durchgeschertzten Nächten dein Komms bald und bald dem Amor glich“, der, „wenn Musarion die spröde Thür verschloß, zur Lindrung seiner Qual nach Tänzerinnen sandte“, das ist Fantias; ob Zamori nicht höher steht. Das Lehrhafte ist in „Zamori“ so interessant verhüllt, daß man das Gedicht auch mit einigem Interesse lesen könnte, ohne zu wissen, daß alle Handlung in demselben nur Allegorie ist. Kleist wählte zur Einkleidung diejenige, die, an die zahlreichen Robinsonaden erinnernd, stets die Phantasie mächtig angeregt hat. Wie den, Robinson ein Wilder zum Freunde gegeben wird, so ist Achmeed ein Schwarzer. Dieser spielt — hier bricht das Rousseau'sche Denken und der Kosmopolitismus durch — eine überaus edle aufopfernde Rolle. Eine Anregung zu dieser Einkleidung gab wohl der siebente Gesang von Wielands Oberon, wo Hüon und Rezia auf eine öde Felseninsel verschlagen werden und lange einsam leben, bis sie endlich in dem alten weisen Einsiedler Alphonso einen Freund und Vater finden. Ganz greifbar und lebendig weiß Kleist diesen spröde scheinenden Stoff zu gestalten. Manches ist sogar recht humorvoll und drastisch; so, wie das

330 Ver<h«l> 2schulze in Verlin.

rohe Schiffsuolk sich lustig «lacht über den sonderbaren Schwänner Zamori, der, den Platon in der Hand, tiefe Ideen wälzt. Während Zamori im Angesichte der Insel schwärmt, wie schön es sein müsse, dort sich und der Natnr allein zu leben, fährt ihn der Bootsmann in ranhem Seemannston cm: „Das kannst dn Freund, . . . wir sind nun bald zwei Stunden herumgeirrt, und haben nichts gefunden, als Thiere, die vor unserm Anblick flchn, und Nlumeu und Gebüsch; für schwärmerische Kunden ist dies ein Land, hier haust kein kluger Erdensohn, und wenn es sonst dein ernster Wunsch gewesen, hier kannst du ungestört von deinen« Spleen genesen." (I., 17). Nicht gering zu achten ist die Naturschilderung; die Schilderung des heranziehenden Gewitters führe ich an (IV 25): „Doch hörst du nichts nur ist, als hört' ich die brausende Fluth; — horch! — horch! wie säuselt's in den Tannenwipfeln so schauerlich; — ach sieh! wie auf den Felsengipfeln dort in der Fern' der düstre Himmel ruht, und immer schwärzer wird; wie rief die Schwalben ziehen, ha, sie verkünden Sturm!" Feierlich schallt dabei der Hymnus: „Preis dir, Natur: dein Gesetz ist die Liebe, deine Schöpfung will Freiheit." Rührenden Ausdruck finden auch die Gefühle des lange Vereinsamten, als er endlich wieder einen Mann im vaterländischen Gewände erblickt (X., 4!)<: „Er ruft: Wo ist mein Weibs ich seh' es wieder, mein Vaterland! Auch du, Midora, auch du, Earlos! — Seht! So gehen meine Brüder, die Spamer, so sehn sie aus! so bieder, so brau, so stolz! Belebe sie doch. Hauch der Wonne! Hauch der Freude! Ja! Ich werde dich wiedersehn, mein Spanien! den Raus) der väterlichen Burg! die Frucht der Muttererde!"

Wie Wieland griff auch Kleist die Don-Quirote-Art ans. Im Jahre 1792 finden wir von seiner Hand in der Deutschen Monatsschrift (Juni, o. 89ff), eine Lebensbeschreibung des Eervantes, anschließend an die Biographie des Franzosen Florian.

Wie Wieland durch Eervantes zu seinem Don Sylvio von Rosalva angeregt wurde, so schrieb Kleist im Anschluß an Eervantes ein „Gespräch des Ritters Don Onirote von la Manch« mit einem Reisenden und seinem Schildknappen Sancho Pansa" (Perm. Schr. 315ff.).

Hatte Wieland das Thema in der Weise bearbeitet, daß er einen durch die Lectüre von Feenmärchen und verkehrte Erziehung schließlich in solchen Hirngespunsten ganz aufgegangenen Jüngling durch die gemeine Wirklichkeit und frivol-sinnliche Verspottung derartiger Märchen heilen ließ, so behielt Kleist in dieser kleinen Episode die bekannten Typen des Don Quirote und seines Gegenstückes Sancho Pansa bei. Der verrückte Idealismus kann sich verschieden äußern: einmal, indem er die nüchterne gemeine Wirklichkeit in einen romantischen Zauber gehüllt sieht; in diesem Sinne sieht Don Quiote Kneipen für Kastelle, Windmühlen für Niesen, Bnhldirnen für bedrängte Jungfrauen an. Komisch wirkt aber diese Schwärmerei auch, wenn sie die Gebrechen der Wirklichkeit ganz richtig erfaßt, diese aber nun aus Ursachen herleiten

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 331.

und in Einklang setzen will mit der erträumten Welt. So läßt Meist den fahrenden Ritter mit einem launigen, geistreichen Baumeister aus Sevilla zusammentreffen, der mit ihm über den verkehrten, überladenen, jeder feinen Einfachheit spottenden Geschmack im Häuserbau sich unterhält. Don Quirote ist fest davon überzeugt, daß eben die feindseligen Zauberer, die den fahrende» Ritter nm seinen Thatenruhm bringen, den falschen Geschmack einfühlten und den Sinn für die edle Einfachheit raubten. Tiefe ernst-komische Mischung ist der Grundzug des kleinen Gesprächs.

Welches sind nun die Beziehungen zwischen Kleist und Schiller? Von der gleichen Wahl der Stoffe in dem Maltsergedicht und im Taucher war oben schon die Rede. Kleists Taucher ist von Götzinger und solchen, die ihm folgten, als ein ganz elendes Machwerk abgethcm worden. Taß Meist selbst kein feines Werk zu schaffen gedachte, beweist die Rachlässigkeit in der Form bei ihm, der sonst äußerst eracte und wohlklingende Verse baut: er wollte ein Scherzgedicht liefern. Dennoch wage ich zu behaupten, daß Kleist eine ganz originale Auffassung dabei gezeigt. Die zahlreichen Fassungen, in denen die Tauchersage überliefert ist (s. Ullrich a. a. O.) gipfeln darin, daß der Taucher aus leidenschaftlicher Gier nach dem ausgeworfenen Preise den zweiten Sprung in die Tiefe wagt und dabei umkommt. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß, so geartet, derselbe keine edle anziehende Persönlichkeit für ein Gedicht sei, und mit Recht Schillers feinere Gestaltung gepriesen. Dennoch lassen die Sage sowohl als auch Schiller den Taucher das Schicksal zum zweiten Male aus eigenem Antriebe versuchen, aus leidenschaftlicher Begierde, hier die Geliebte, da, rothes Gold zu gewinnen. Anders Kleist. Trängt sich nicht, wenn man die Sage von einer anderen Seite betrachtet, dem Unbefangenen die sehr natürliche Empfindung des Zornes auf über die unedle Laune des Königs, der, ohne Achtung für Menschenleben, nur seiner Reugier und Ergehung wegen den armen Mann dem Tode opfert? Dieser Auffassung hat Kleist Ausdruck gegeben: bei ihm treiben das launen-hafte Gebot und die Drohungen des Königs Rikolaus in den Tod. Es war hier Gelegenheit gegeben, Fürstenlaunen mit Spott und Satire zu geißeln. Viag immerhin die Figur seiues Rikolaus uns nicht sympathisch sein, da ihn zuerst Goldgier treibt, — der Taucher selbst und sein Wagniß treten hier in den Hintergrund: »vir sehen das Ganze hier sich abspiegeln in dem Benehmen des Königs, des Kofes, der Schranzen und des Volkes von Messiaa. Kleist wählte, um seine Geißel recht lustig schwingen zu können, ganz passend ein freies Gewand für sein Gedicht: Knittelverse und Wieland'sche komische Erzählung. Strengen Kunstgesetzen folgt das Gedicht daher nicht, und nichts ist verkehrter, als, wie Götzinger that, hier Kleists nnd Schillers Kunst ver-gleichen zu wollen. Wenn Götzinger ihm zum Vorwurfe macht, er habe dem Taucher sogar „das wenige genommen, was die Sage ihm beilegt, nämlich Unerschrockenst und Muth“, so verkennt er wieder Kleists Absicht: Nikolaus sollte gerade gezwungen dnrrch des Fürsten frevelhaftes Gebot zu Grunde

252 Vertholo Schulze in Verlin.

gehe», trotz eigenen« Widerstreben, damit die Schuld allein auf den Despoten fiel. Vergebens fleht er: „Trum laßt in Gnaden mich nach Hause getm und einen Anderen das viele Geld verdienen.“ Und nun zeigt uns der Tichiei mit beißendem Spott, wie auf der einen Seite der arme Nikolaus die Galgenfrist von acht Tagen, die ihm der König bis zum zweiten Sprung gewährt hat, in Kümmernis «erlebt, trotz allen Kostbarkeiten, die ihm die tmu> liche Tafel liefert. Während er seine Rechnung mit dem Himmel macki, zechen im Schlosse die großen Herren:

„Juden der arme Mann so wnderwcisc spricht, . . .

So sitzt der Kaiser schon beim Mittagmahl,  
Erhebt mit schwerem Arm dm schäumenden Pokal,  
Und trinkt im Ernste halb, und halb im Lachen,  
So in dem Ton, wie ein besalbter Mann  
Tcs Niederen Verdienst bcwuudeni kann,  
Tcs armen Schwimmers Wohlergehen.

Ter Hofkaplan, der kaum zu stehe»,  
Viel weniger zu sprechen mehr vermag,  
Will Seiner Heiligkeit so recht ein Anschn geben,  
Und trinkt dem Kaiser zu: der jüngste Tag,  
Wo auch die Todten wieder leben!

Ind fällt, indem er's sagt, dem Todten gleich,  
Bei seinem Stuhle trunken nieder" :c.

„Ter arme Nicolas wird währenddem vergesse»,  
Sitzt sorgenschwer bei seinem Mittagsesse»,  
Tenkt zitternd an sein nasses Grab."

Tiefer Contrast ist mit all seiner Satire wohl beabsichtigt. Mit gleich berechtigtem Spott wird geschildert, wie die Fama von dem großen zu erwartenden Schauspiele das ganze Stadtvolk in Aufruhr fetzt, wie die Hoffchranzen in Aufregung gerathen, wie Gecken und Elegants und ihre Tarnen großes Vergnüge« an dem Schauspiele finden, — stets der gleiche Contrast; hier Sckeri und Kurzweil, dort ein Menschenleben in Gefahr. Wie fein ist der Ton der großen Welt dem armen Schlucker gegenüber getroffen, wenn der Kaiser ihn nach jenem ersten glücklich bestandenen Sprunge herablassend empfängt: „Tu bist ein braver Kerl, und es ist ewig Schade, daß nicht ein Schwert an Teiner Seite hängt!" Tas gemeine Volk empfindet zuletzt weit edlere Regungen als der Tespot; es murrst, und Aufruhr droht. Rikolcms ist verloren. Ta heuchelt der Fürst Betrübniß, betrauert die „Nothwendigkeit, daß oft der Einzelne dem Allgemeinen stirbt.“ Gehorsam wirbt ihm feiner Trabanten Schwert, und er schwimmt ganz vergnügt „in seinem prächt'geii Rachen Messina's Strande wieder zu, indes; Held Rikolas in guter Ruh' bei seinem goldnen Vecher modert und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.“ Unglücklich war nur die Idee, den großen Kaiser Friedrich II. an diese Stelle zu setzen, der nun meist als erbärmlicher Tespot erscheint, während an ein paar Stellen die historische große Auffassung desselben hervortritt. Gotzinger tadelt mit Recht diefe Unachtsamkeit Kleists, solche

Lin vergessener Dichter (Franz von Kleist). 223

Iwitterstellung nicht zu bemerken. Tonst aber ist, wie gezeigt, die Auffassung ganz original, und das Ganze kann neben vielen Scherzgedichten der Art pafsiren.

Zweimal treffen wir den jungen Kleist in einer Polemik gegen Schiller.

Einmal veröffentlichte er 1789 August, p. 113ff., im Deutschen Merkur „Das Lob des einzigen (Lottes, ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands im deutschen Merkur, März 1788, p. 250“, indem er, wie bekanntlich mancher andere, die Bedeutung des Tchillerschen Gedichtes nicht verstand. Wieland deutet in feinem Nachwort dazu auf dieses Mißverständnis; hin.

Sodann aber scheint er in einem Gedichte „An die Freundschaft“

(in der Deutsch. Monatsschr., Dec. 1799, p. 329ff.) gegen Schiller zu polemisieren. Schiller fang mit jugendlicher Ekstase das Evangelium der Sympathie; in dem Gedichte „Tic Freundschaft“ (1781) war ihm die Freundschaftsharmonie ein Bild des Weltensystems, und in dem Üiede „An die Freude“ (1785) diese ein alle Menschen, ja alle Wesen magisch umschlingendes Band. So sang auch Kleist die Macht der Freundschaft. Ganz ähnlich wie Schiller und in Anlehnung an diesen ruft Kleist die Freundschaft — Freude und Freundschaft sind in Schillers Auffassung Geschwister — auf ihrem Throne an:

„Hoher Einklang seliger Gefühle,  
Heil'ge Tröstung harter Tyrannen,  
Süße Labung in der Leiden Schwüle,  
Sanfte Flamme in des Alters Kühle,  
Holde Tochter edler Schwärmerei;  
Freundschaft, komm von Deinem Götterthronc“ :c.

Doch während Schiller alle Wefen gleichsam im Taumel heiliger Gefühle der Harmonie einander in die Arme sinken läßt, während er singt: „Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der gauzen Welt!“ dämpft Kleist die Begeisterung und hört die Stimme der Göttin, wie sie den liebeglühenden Jüngling warnt vor Schmeichlern und verstellten Freunden. Im Gegensatz zu Schiller heißt es:

„Einen nur ron Millionen Wcscu,  
Tausendfach von dem Geschick zerstreut.  
Einen nur mn Millionen Wesen  
Hat die Schöpfung Tir zum Freund erlesen,  
Ter sich Dir mit hcil'ger Wollust weiht.  
Nur mit ihm kann Deine Seele fühlen“ :c.

Wie dann dieses Gefühl der Sympathie in Schillers Liede die edelsten Vorsätze in die Herzen legt, so gelobt auch Kleist, wenn die Göttin ihm den würdigen Freund gewiesen, mit ihm nach der Weisheit Lehren zu handeln, „bis die Stunde der Verklärung naht.“

Unabweisbar scheint mir die Beziehung zu Schiller in dem Gedichte

„Das Glück der Ehe“ (Berlin 1796).

Kleist entwickelt hier in Str. 21—25 die Auffassung, daß sich der erste Begriff des Eigenthums und der daraus folgenden Gesetze ans der ehelichen

33H

Veithold Zschulze in Verlin

Verbindung herleite. Schiller hat im „eleusischen Fest“ den Ackerbau als Anfang aller Eultur hingestellt. Wüßte man nicht, daß Schiller das „Bürgerlied“ erst 1798 gedichtet, so würde man die Strophen 22 und 23 bei Kleist für Nachahmung Schillers halten; das Umgekehrte, Anlehnung Schillers zu behaupten, scheint gewagt, aber unabweislich:

Kleist:

„Hnmen rief aus finstern Hohlen  
Thicrischei Verborgenheit  
Sunfte tugendhafte Seelen,  
lind erschuf die Menschlichkeit:  
Gab dem dämm.rnden Gedanken  
Einer selbst geschaffnen Pflicht  
Klarheit — und die Schleier sanken,  
Tcs Gesetzes heil'ge Schranken  
Fesselten den Bösewicht.  
Ta verlies; der nackte Wilde  
Seines Raubes blutge Spur,  
Suchte lachende Gefilde  
Und benutzte die Natur;  
Auf dcu Hügel pflanzt' er Reben,  
Sä'te Weizengold in's Thal,  
Lernte sich Gewände weben,  
Hütteu bauen, friedlich leben,  
Mäßig sn,n beim Frenchnmahl.“

Schiller:

„Scheu iu des Gebirges Klüften  
Barg der Troglodntc sich:“ —  
„Und die rohen Seelen zerfließen  
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.“ —  
„Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen  
Schritt der Jäger durch das Land.“ —  
„Und nlit grünen Halmen schmückte  
Sich der Boden alsobald,  
Und soweit das Auge blicket  
Wogt es wie ein goldnci Wald.“ —  
„ . . in friedliche, feste Hütten  
Wandelte das bewegliche Zelt. —“  
„Schwelgend bei dem Siegesmahle  
Findet er die rohe Schaar.“

Selbst das Metrum uud die Reime stimmen überein, nur das, bei Kleist der Neim c 3-mal wiederkehrt, indem vor dem 8. nock je ein Vers eingeschoben ist. Ta nun Schiller Meisten, wenn nicht durch etwas anderes, so doch gewiß durch dessen Polemik gegen seine „Götter Griechenlands — diese uud das „Gegenstück“ erschienen beide im „Deutschen Merkur“! — kennen uud beachten gelernt haben wird, so erscheint die Verwandtschaft mit Kleist hier erklärlich. Dies Kleist'sche Gedicht nun ist in einer Necension der Allgem. Lit. Zeitg., 1799, Ad. 2. Num. 115, S. 95f. abfällig beurthcilt worden. Necensent wirft dem Gedichte, dem er im übrigen hohe Formvollendung zuerkennt, inhaltliche Leerheit lind durchgehende Abhängigkeit von Bürgers hohem Liede vor. Was die „Leerheit“ betrifft, so wiese ich diesen Vorwurf am besten durch eine Darlegung des Gedankengangs des an manchen Stellen nicht ganz leicht verständlichen Gedichts zurück; doch würde das zu sehr iu's Detail führen. Wer das Gedicht aufmerksam liest, wird finden, daß in ganz greifbarer Entwicklung die Segnungen der Ehe für den Einzelnen wie für die Gesamtheit poetischen Ausdruck erhalten. Von einer durchgängigen Anlehnung an Bürgers „hohes Lied“ aber kann gar nicht die Nede sein, da der Gedankengang nicht die entfernteste Übereinstimmung zeigt und Bürgers Gedicht ganz persönlich, Kleists aber allgemein philosophisch gehalten

ist. Nur die zwei ersten Strophen Kleists sind stark von Bürger abhängig:



Ein vergessene! Dichter (Franz von Kleist). 335

Bürger:

„Sei willkommen Fackelschwinger!  
Sei begrüßt im Freudchor,  
Schuldversöhner, Grambezwinger!  
Sei gesegnet Wiederbiingei  
Aller Huld, die ich rcrloi! —  
Nrdentöchter, unbesungen,  
3lohcr Faunen Spiel und Scherz,  
Seht, mit solchen Huldigungen  
Lohnt die thcuren Opferungen  
Des gerechten Säugers Herz!"

Kleist:

„Hymen, heil'ger Fackelschwinger,  
Goldgelockter Göttersohn,  
Seeleulenler, Freudebringer,  
Schenk uns Deinen Scgcnsloh»!  
Faune mögen seine Feste,  
Seines Tempels Schwelle stiehn,  
Und im Schatten dichter Aeste  
Für ilotytto's Töchter gliihn."

Als eifrigen Schüler Schillers zeigt sich Kleist in dem Drama Graf Peter der Däne" (Verlin 1791). Im Jahre 1781 erschienen Schillers Räuber, 1787 Don Carlos, 1789 brach die französische Revolution los. An den beiden Schillerschen Dramen hat Kleist seine Vorbilder gehabt; und die Revolution des Volkes lauert in seinem Stücke im Hintergrund. Der Stoff ist aus der mittelalterlichen (beschichte Polens entlehnt. Wahrscheinlich hat Meist ans von Solignacs „Allgemeiner Geschichte von Polen" (Halle 1763) I., 191 ff. geschöpft; das Meiste findet man auch vor in L.Giesebrecht, „Wendische Geschichten" (Berlin, 1848) III., 13ff. Die Idee des Stückes ist die: „Ein edler Vercrtther der Krone, der gegen Despotie und Fürstenlaunen ankämpft, der Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, der Liebling des Volks, der Schrecken der Höflinge und sich krümmenden Streber, wird von Intriganten gestürzt und vernichtet. Auf Mängel und Vorzüge des Stückes gehe ich nur ganz kurz ein. Die Mängel sind insofern entschuldbar, als Kleist, wie er es nennt, nur ein dramatisches „Gemälde" geben und dieses nicht für die Bühne bestimmen wollte. Die Einheit der Handlung ist durch eine nicht recht motivirte Parallelhandlung gestört, indem dem Grafen Peter ein Vrnder gegeben ist, ein Einsiedler, der, schon als Säugling dem Kloster übergeben, selbst seine Vlutsverwandtschaft nicht ahnend, Peters Sehnsucht erregt, die dann kurz vor des Grafen Tode durch die Erkenmmg gestillt wird. Der Ortswechsel ist ein sehr häufiger, und Scenen, die eng zusammengehören, werden aus einander gerissen: so im 1. Acte die Vorgänge in der Einsiedelei. Ein wichtiger Vorgang wird durch Erzählung gegeben, statt durch lebendiges Spiel: das Bekenntnis; der Herzogin. Ein großer Mangel ist Mick, dah ein und dasselbe Motiv vier Mal, ehe die Ausführung erfolgt, erwogen und mitgetheilt wird: vier Mal hören wir den Plan, wie Graf Peter stumm gemacht werden soll <p. 120; p. 127; p. 135 und noch einmal). Die Masse der Sentenzen lenkt zu oft vom Kern der Handlung ab; man merkt hier Schillers Schule; vgl. „Das Maß der Sünde ist die Zeit der Ruhe" <p. 136); „Kühnheit ist der Geist des Edelmuths, hat starke Adlerschwinge, mit denen er zur Sonne Majestät auffliegt" (p. 21); „nur Mangel zeigt des Ueberflusses Werth" (>. 1'); „der stärkste Feind der Liebe ist Genus;" (p. 158) u. A.

236 Verthold Schulze in Verlin.

Ist auch das Stück als Ganzes nicht zu retten, so zeigt es doch Vorzüge. Unaufhaltsam drängt Alles ans den einen Punkt hin: Vernichtung des Grafen Peter, Eine glückliche Situation fand Kleist damit, daß er den Herzog aus dem lauten Gewühl des Hofes in die stille Einsiedelei führte, damit er fict, einmal an feine ganze Menschheit erinnere: dieselbe Idee, die Kleist in seiner Erzählung „Ter Einsiedler“ (Verm. Schr. p. 270) so ausdrückte: „Könnten doch Fürsten die einsamen Stunden denkender Männer belauschen, es würde sich dann ihr Stolz in Bescheidenheit, ihre Politik in Menschenliebe, ihr Schwert in eine Friedenspalme verwandeln.“ — Hatte Schiller in Pofa einen Edeln gezeigt, der Männerstolz vor Königsthronen nicht verleugnet, so stellt Kleist uns zwei Fürsten, einen von feinem hohem Berufe durchdrungenen und einen Schwächling, gegenüber, „Menfch gegen Menfch, entblößt von Purpur“ Ip. 256». Tiefe Scene verdient Beachtung. Kleists Muster war einmal Schiller. Wie Franz Moor seine Hindernisse aus dem Wege räumt, nicht durch Mord, wie er dasselbe Resultat auf einem noch abscheulichen Wege sucht, indem er seinen Vater „nicht gern getödtet, aber abgelebt“ <II, 1>, sehen und den Mord „nicht gern selbst gethan haben will, um der Leute willen“ (II, 1), so überläßt auch Tobeis Ip. 220 > es „dummen Tröpfen“, sich durch „ehrlichen“ Mord zu rächen: „Ter klüg're Mann muß bessere Mittel kennen“ Ip. 220». Hier wie dort soll ein edler Greis lebendig begraben werden; der Nabenthurm wird beide Mal zum Grabe des Edeln gewählt. Wo nie des Wandrers Fuß hintritt, in grausiger Einsamkeit, „dort steht ein Thurin — in: Schatten alter Eichen, romantisch schön, — der Eulen stille Wohnstatt“, verkündet mit fürchterlicher Ironie Tobeis dein Herzog <v. 224). Auch in feinem Charakter zeigt Tobeis große Verwandtschaft mit Franz Moor. Zwar ein so vollkommener Teufel wie jener ist Tobeis nicht. Tic Schlechtigkeit eines Franz Moor als Resultat einer Entwicklung sich zu denken, wird schwer; er scheint uns prädestinirt für fein Wefen, und die Natur hat ihn, schon vorweg auch in seinein Aeußern den Steckbrief mit auf den Weg gegeben. Anders Tobeis. Er muß sympathische Züge besitzen, durch die er ein Weiberherz bethören kann, er muß einst besser gewesen sein, denn er hat einen Freund, der von einer dänionischen Gewalt an ihn gebannt ist und der noch den sterbenden Frevler gerührt in seine Arme schließt. Aus dieses Murawitsch Munde hören wir Ip. 5), daß Tobeis einst in seinen Jugendjahren stark genug war, „der Leidenschaft Gesehe zu verlachen“: greifbare Motive treiben ihn, Verbrecher zu werden. Verschmähte Liebe und unersättliche Ehrsucht sind die Hebel seines Thuns. Im Verfolg feiner Pläne erst entwickelt er sich zu einem zweiten Franz Moor. Sind dies«», Genüssen und Ehrbarkeit „Anstalten, die Rarren in Respect und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gescheidten es desto bequemer haben“ <I, 1>, so erscheint es auch Tobeis als ein Glück, „daß es noch Menschen giebt, die an der Treue hohe Pflichten glauben: — denn ohne sie erlahmte selbst die List“ <z.,. IN, 11). Wie bei jenem spitzfindige

<Lin vergessener Dichter (Franz von Kleist). ---- 23?

Abstractionen die Regungen des Herzens besiegen, so bezwingt auch Tobeis mit ähnlicher Verbrecherphilosophie das fühlende Herz. Er schreckt schließlich selbst vor dem Morde nicht zurück, indem er erwägt (p. 309): „Ha! der Gedanke giebt dem Vorsatz Kraft! Kann eine Sommernacht, in Schwelgerey am Nusen holder Mädchen süß verpraßt, nicht tausend ähnliche Geschöpfe bilden? Kann also nicht ein Abend eins vernichten?“ Vgl. Räuber IV, '2. — Fürst Iara tritt mit der Offenheit Posas vor den Herzog, und wenn er auch den Purpur hat, der ihn schlitzt, während jener bloß im Gefühle feiner Menschenwürde zum Anwalt der Wahrheit wird, so wirkt doch gerade eine so feltene Erscheinung wie die eines gekrönten Freidenkers erhebend. — Aber auch an Shakespeare hat sich Kleist angelehnt. Eine andere Lady Macbeth tritt uns in der Herzogin entgegen. Das Verbrechen, doppelt schrecklich, wenn in eines Weibes Vusen entworfen, erhält hier in der Herzogin dieselbe Förderung wie bei Shakespeare durch jene; wie in jenem sinnreichen Urmythus die Mannheit der ersten Sünde nun so eher verfällt, als das schwache Weib ihr Vermittler ist, so verfällt hier der Weiberknecht Vogislau der List Christinen?; „dann seid ein Weib, und Euer ist der Sieg“ (p. 17), rief ihr Tobeis zu: durch ihr täuschendes Unschuldsspiel triumphirt sie; nur dunkel ahnt er die Gefahr: „Ich will mich einem Weibe anvertrauen! Dein ersten Menfchen raubt' es leider die Unsterblichkeit; ach! mir vielleicht auf immer die Ruhe meines Lebens!“ ruft er, aber er folgt ihr. Lady Macbeth treibt die Liebe zu ihres Mannes Größe; Christines Verbrechen ist schlimmer: Ehebruch und Complot mit dem zukünftigen Mörder ihres Gatten lasten auf ihr; von den Furien ihres Gewissens gepeinigt, nicht wagend, einander anzusehen, so sehen wir Macbeth und sein Weib nach der That; so sehen wir hier die Herzogin unruhevoll mit dem Lichte in der Hand um die Mitternacht im Schlosse umherirren, kurz bevor die That geschehe» soll, und den Herzog, wie er ängstlich zu diesem Weibe huiirt, die Einsamkeit scheuend; aber das Weib rafft seine Kräfte zusammen und spottet seiner Schwachheit. In Lady Macbeth ist noch nicht alle Weiblichkeit erstorben: sie bricht Mammen nach der That. Die Herzogin giebt auch da ihr Spiel nicht auf. Sie leugnet mit arger Verstellung, bis andere Factoren sie zum Geständnis; zwingen. — Wie Shakespeares Mörder ihre Lohngeber öfters beschämen, indem sich ihnen kurz vor der That doch noch eine Art Mitleid mit ihren Opfern aufdrängt, so empfinden auch hier die Räuber Rutowsky und Platschinsky ein menschliches Rühren; sonst gefühllos, können sie zwar von sich sagen: „Morden ist der Zeitvertreib von unseren Abendstunden“ (p. 177), wie Schillers 'Räuber singen: „Stehlen, morden, hnen, balgen. Heißt bei uns nur die Zeit zerstreun“; doch vor des geliebten Grafen Vernichtung beben sie einen Augenblick zurück; und nur der klingende Lohn gewinnt es über sie. — Wie Hamlet erörtert der alte Siedler in ergreifendem Monologe die ewigen Fragen des Zweiflers; es ist keine verächtliche Nachahmung: der alte Weife, wie er den Spaten ansetzt zu seinem eigenen Grabe; er, der ein Menschenleben darauf

228 Verthold Schulze in Verlin.

verwandt hat, schwere Schuld zu büßen, erweckt mit seinen Grübeleien nicht den Schein eines Diradendreschers.

Kleist verfolgte im Drama mit Eifer Schillers und Goethes Entwicklung. Wir haben außer dein Tchäferspiel „Der bestrafte Raub“ (<Verm. Schr. ^39 ff.) nur uoch ein Drama von ihm: „Sappho“, das er bescheiden ein „dramatisches Gedicht“ nennt. Dies, verglichen mit dein uielbewegten, eckigen, ungebundenen Stück „Graf Peter“, zeigt uns eine völlige Wandlung in Kleists Kunstauffassung. Wie Goethe sich von allen rohen Auswüchsen losmachte und in der Iphigenie zuerst mit vollem Bewußtsein dem Ideale griechischer Schönheit nachging, so ist es auch Kleisten, wie man vor allein aus dem Stücke selbst, dann aber mich aus der angehängten Abhandlung „Ueber dramatische Dichtkunst“ ersieht, znr vollen Klarheit geworden, daß Wahrheit am künstlerischsten dargestellt werde im Gewände einfacher, maßvoller Schönheit. Daher gestaltete er in der Sapplw die Handlung klar und einfach verlaufend. Daher ereifert er sich a. a. O. auch für das metrisch gefaßte Drama. Das Drama „Sappho“ athmet den Geist maßvoller Schönheit in Stoff uud Form. Der Dialog zeigt nicht mehr die Weitschweifigkeit und Ueberladung mit Sentenzen, wie in Kleists ersten, Stück; ja an einigen Stellen wirkt der Dichter durch schlagende Kürze Großes. In nur acht Versen des ersten Actes vollzieht sich die Auseinandersetzung zwischen Phaon, Alcaeus und Savpho. Phaon trifft, als er Savpho besucht, auf die beiden; er stutzt, da er Alcaeus sieht: „Alcaeus hier?“ Die arglistige Damophile nährt die kennende Eifersucht: „Er hat benni Frühstück heut mit weisem Scherz uns Weiber unterhalten; wir sind ihm alle dankbar.“ Und nun noch ein Schlag in's Gesicht durch Alcaeus: „lind dn jetzt ein weiser Scherz wohl überflüssig wird, so will ich mich entfernen, um den Spaß von diesem Flötenspieler nicht zu stören.“ Phaons Verdruß bricht sofort hervor, und es wird Damophile leicht, ihn zu gewinnen. Mit wie einfachen Mitteln erreicht Kleist Großes! Im Anfang des zweiten Aufzuges sehen wir Sappho in schwermüthigem Gespräche mit ihrer jungen Schülerin Zidno. Diese kennt noch nicht die verheerende Macht unglücklicher Liebe; sie fchwelgt noch ngetheilt im Entzücken sür ihre Kunst, zu dichten und zu singen. Wir thun hier einen Blick in das schöne Kunstleben, das zu Sapphos Zeit unter Lesbos' heilen» Himmel sich entfaltet; Zidno ist eine von jenen schönen Jungfrauen, die die Meisterin um sich versammelte, um mit ihnen einen Eult der Dichtkunst und Musik aufzurichten. Sie schwärmt mit treuer Hingabe in ihrem Glauben au Orpheu»' Zaubermacht, die Lesbos besonders begnadet und ihm den Terpander, Arion und vor allem Sappho, überall gefeiert als Griechenlands zehnte Muse, erweckt habe. In ihrem Spiegel sehen wir Sappho als die große Dichterin glänzend zurückgestrahlt; Grillparzer brauchte weit pomphaftere Mittel, um Sappho in ihrein Ruhmesglänze darzustellen: den Sieg zn Olymphia nnd den Triumphzng der zurückkehrenden gekrönten Dichtenn.

Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist). 329

Wenn ein Mensch, der durch geistige Größe auf die höchste Stufe der Menschheit gestellt ist, in einem seiner Liebe unwürdigen Gegenstände sein Ideal erblickt und dieser Täuschung, um nicht den Glauben an dies Ideal sich entreißen zu lassen, allen Stolz, alle Hoheit, selbst das Leben opfert, so ist das ein tragisches Sujet. Diese Idee zog Kleist in der „Sappho“ an. Zu charakterisieren galt es also Sappho als große Idealistin. Aus weiblicher Schwachheit liebt sie den schönen, aber unbeständigen Phaon; ihm steht gegenüber als würdigerer Liebhaber Alcaeus, ein echter Mann und ein großer Geist, ersteres in seinen Kriegsthaten, letzteres in seinen Dichtwerten. Von höherer Liebe als Phaon geführt, wirbt er um Sappho: er huldigt ihrer Muse und ihrem Gemüth nicht weniger als ihrer Schönheit. Aber er ist schon nicht mehr Jüngling: seine kühlere Weisheit entzückt das liebe-dürstende, warn« Herz Sapphos nicht. Phaon, schön wie Apollo, hat sie hingerissen: ein Jüngling, der, außer seiner Schönheit, nichts weiter an Charakter besitzt, als unbegrenzte Eitelkeit. Er will von Blume zu Blume fliegen, siegen über jedes weibliche Herz, um es dann zu verlassen. Vor so unwürdiger Leidenschaft sollte Sappho ihre hohe Stellung bewahren; aber gerade ihre Dichterseele ist es, die einer glühenden Empfänglichkeit für äußere Schönheit erliegt. Zwar reine Sinnlichkeit kettet sie nicht an Phaon; nein, ihr Idealismus tritt zu ihrem Verderben in den Dienst der sinnlichen Empfindung. Das Schöne erscheint ihrer Künstlerseele zu leicht auch als das Gute. Sie gesteht selbst (p. 64): „Es ist süß, beim Anblick einer reizenden Gestalt den Wohnsitz einer schönen Seele sich zu denken.“ Sie verleiht daher dem schönen Phaon in Gedanken göttliche Tugenden, die er nicht hat. Dazu stimmt es, wenn in echt griechischem Geiste Zidno den Phaon gemahnt, so gut zu sein, wie er schön sei, zu sein ein x«)^? x«7«> 9-6g (p. 105): „nur bei der Schönheit reift die Güte“, und: „Sieh! das Beste ist im Reich des Unbeseelten auch das Schönste; nur die allein, so schön von der Natur geschaffen, willst dein mütterliches Recht verleugnen?“ Dazu lag zu Grunde das Sappho-Fragment Nr. 32 bei Hiller, ^,ntt>olossia lvi-ica:

i< 3^ xii',"/^ö? »5iix« xn'. x^X5; 5?52^«."

Um noch einmal auf behauptete Entlehnungen Grillparzers aus Kleist zurückzukommen, so liegt zu deren Annahme gar kein Grund vor. Ja, aber Beide haben doch Sappho nnhistorisch auf Lesbos sterben lassen, statt auf den« leukadischen Eiland? Das beweist nichts: Sappho war einmal die große Lesbierin, und so mußte das Stück auf Lesbos spielen; wie komisch würde es sich aber ausnehmen, wenn ein Dichter durchgängig das Stück auf Lesbos spielen und nur zum Schluß die Heldin nach Sicilien und von da nach Leutas gehen ließe, bloß damit sie da von einem Felsen sich in's Meer stürzen könnte! Die ganze Grundauffassung beider Sapphos aber ist verschieden. Während in Kleists Sappho die künstlerische Idealität «orl, unb «nd. I^V. 185. 23

2H0 Verthold Schulze in Verlin,  
sich in den Dienst der sinnlichen Empfindung stellt und zu ihre!» Verderben  
den x«X5? mit den sittlichen Schönheiten des ?7«»>6; ausmalt, kann Grill-  
parzers Sappho nur eins ganz sein, entweder wann fühlendes Weib oder  
unnahbare Gottheit. Kleists Sappho erhebt den Menschen Phaon zu ihrer  
Hoheit empor, Grillparzers Sappho macht den Versuch, von ihrer Höhe in  
die Thäler menschlichen Glückes hinabzusteigen. Diese scheitert, indem der  
Erdensohn Phaon, vor dem verzehrenden Feuer ihres überirdischen Glänze«  
wie Semele vor Jupiters wahrer Gestalt fliehend, ihr ein weniger gött-  
liches Wesen vorzieht, jene, weil sie Phaons Bild sich mit den Farben  
eines Gottes ausgemalt hat und sich dann betrogen sieht. Daher konnte  
auch Grillparzers Phaon sittlich gut sein, während er bei Kleist der Ge-  
schichte entsprechend ein leichtfertiger Treuloser ist. Neide Sapphos be-  
währen sich stärker als das Schicksal, Kleists Sappho, indem sie, nachdem  
ihr leiblich Auge die Täuschung gesehen, mit der ganzen Verzweiflung der  
Idealistin an den» Ideale festhält und, da sie auf Erden dies Ideal zer-  
stört sieht, in den freiwilligen Tod die Ueberzeugung mitnimmt: „Gewiß  
vereint der Tod die Seelen, die das Schicksal hier getrennt“, Grillparzer-:-  
Sappho, indem sie, um nicht hier zum leidenschaftlichen, rachsüchtigen Weibe  
herabzusinken, in den Tod geht. Daß Grillparzer in seiner Sappho eine  
Gestalt geschaffen, die unserm Gefühl von weiblicher Hoheit näher steht als  
die Sappho Kleists, bedarf der Hervorhebung nicht; bei Grillparzer stürzt  
Phaon der Sappho zu Olympia zu Füßen, bei Kleist wirft sich ihm Sappho,  
weiblichen Stolzes vergessend, in die Arme. Wir fragen mit Damophile:  
„Wie aber war es einer Sappho möglich, sich so ganz dem ersten Eindruck  
körperlicher Reize, so ganz und ohne Prüfung hinzugeben?“ Wo blieb da  
das Weib!

Ich bespreche nun noch einige der besten Gedichte Kleists. Eine  
glänzendere Widerlegung des Vorwurfs der „Tüßlichkeit und Schwächlich-  
keit“, als sie Kleists Hymnus „Friedrich Wilhelms Heldenruhm“  
(Deutsche Monatsschrift, May 1790, 9. 57 ff.) liefert, giebt es nicht. Der  
colossale Sturm der Begeisterung, der in Schubarts Hymnus auf Friedrich  
den Großen tobt, stürmt auch in diesem Hymnus auf den großen Kurfürsten,  
der, wie die Vorrede zum Maihefte der Deutschen Monatsschrift 1790  
zeigt, bei Gelegenheit der Feier des hundertsten Todestages Friedrich  
Wilhelms, also zwei Jahre nach dem Erscheinen von Schubarts Hymnus,  
gedichtet wurde. Hier gesellte sich zu Kleists Anlagen noch der glühende  
preußische Patriotismus, der in Halberstadt ja überhaupt feste Wurzeln ge-  
schlagen hatte, und so entstand ein Gedicht, das ich für werth halte, der  
Vergessenheit entrissen zu werden.

Hier strömt Alles vom Herzen, nichts ist conventioneil, außer daß etwa  
die Preußen noch nach Bardenmanier als „Brennen“ erscheinen. Packend  
stellt Kleist vor unser Auge die grauenvolle Verwüstung, welche der dreißig-  
ährige Krieg in Brandenburg angerichtet: „Steinhaufen, noch dampfend

Ein vergessener Dichter (Franz von Uleist). 2H1

vom donnernden Einsturz, Aschengebirge, von nackten Menschen umringt, die schluchzend: Rettung! Rettung! jammerten, waren der glücklichen Städte Schauerdenkmal! Loderndes Flammengeknatter entriß dem weinenden Säugling die Utter, dem zitternden Greise sein Obdach! u. s. w. (vgl. Schubart: „Der Rauch von Friedrichs festen Städten wirbelte mit dem Jammergeächz' der Säuglinge, der Greise, der Schwängern und Kranken gen Himmel.“) Das Bild, das von Friedrich den. Großen in Gleims Grenadierliedern begegnet, wie er in der Stille der Nacht nach gerümpfter Schlacht noch sinnt und sorgt, dasselbe zeigt hier den großen Kurfürsten in der Nacht eines der drei Schillchttage von Warschau:

„Ihn sah im Schlachtthill, mit Leichen besät,  
Blutig die Wange, der Mond!

Und in der grausigen Stille der Nacht  
Hallte fürchterlich der Sterbenden Geächz  
Dem Ohre des fühlenden Fürsten,  
Und das Gelispel geschiedener Seelen  
Hauchte den hohen Gedanken ihm ein:  
Zu wiegen in der Wage des Rechts  
Menschenwerth und Fürstcnpflicht!“

Ohne Zweifel regte Schubart Kleisten an. Im Einzelnen verweise ich auf folgende Uebereinstimmungen: Wie Schubarts Held „Friedrich Wodan“ ist, so hier der große Kurfürst „Preußens Wodan“.

Ist jener der „wolkenfammelnde Zeus“, der „Blitze schüttelt“, so erhebt auch dieser „die blitzschleudernde Rechte“. Stark abhängig ist Kleist in der Schilderung der Friedensregierung, vgl.:

Schubart: „Groß und glücklich zu machen sein Voll,  
War Friedrichs erhabner Gedanke.

In des Landes Wunde traust der Balsam,  
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.  
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.  
Die Musen sonnten sich wieder in  
Friedrichs Strahl.“

Kleist: „Jetzt dachte der hohe Sieger im Schlachtthill

Auch seines Landes Glück,  
Götz Balsam in seine blutenden Wunden!  
Unter seines Adlers starkem Flügel  
Fanden Galliens Flüchtlinge Schutz  
Vor des Fanatismus blutigem Schwert,  
Und der Aufklärung Fackel,  
Nur schwach erst schimmernd,  
Ward Lichtflam' unter seines Auges Strahl  
Iind leuchtete Norussiens Völkern.  
Er schuf den Nausinn der Brennen  
Zu froher Betriebsamkeit um:  
Und die dürftige Hütte ward Pallast!“

23\*

3H2 Veitholo Schulze in Verlin.

Aber sonst ist das Gedicht original. Leicht verfällt sonst der Helden-  
sänger in conventionelle Töne, wo er sich selbst zu höherem Schwünge spornet:  
er ruft in hergebrachter Weise die Mufe an; da singt Kleist:

„O könnt' ich auf Flügeln der glühendsten Phantasie  
Mich mifschli mgen zu der Göttlichkeit Urquell,  
Rauben einen Strahl des himmlischen Feueis,  
Zu durchströmen den Hymnus mit ihm.“

Gekünstelt erscheint die Originalität an einer Stelle, wo er erzählt, day  
Magdeburg dem Kurfürsten zufiel; das ehemalige Bisthum muhte zu dem  
Behufe saecularisirt werden; das drückt er unter Anspielung auf die Ety-  
mologie fo aus: „Magdeburgs Jungfrau warf den Schleyer zurück, gewoben  
vormals aus Mönchstrug und Pfaffenlist; erkannte das glückliche Loos, . . .  
und ergab sich des Helden Schutz.“ Aehnlich gekünstelt ist's, wenn im  
selben Gedicht der Wald bezeichnet wird als „des Wiederhalls Tannenge-  
büsch“ iin Gegensatz zur Feldflur.

Markig ist auch die „Ode an die Deutschen ben denen fran-  
zösischen Unruhen“, Halberstadt, den 24. October 1789 in von Archen -  
holtz „Neue Litteratur und Völkerkunde“ 1790, Strophe 5, p. 412—416.  
Auch Kleist glühte für Freiheit und Menfchenrecht; aber die Greuel der  
Revolution empörten ihn: gleich nach den wilden Aufruhrscenen im October  
1789, als der Pöbel Ludwig aus Versailles fortschleppte, ergriff Kleist in  
obiger Ode in heiliger Entrüstung das Wort. Wie ein anderer Tvrtaeus  
ruft er das deutsche Volk auf zun, Kampfe gegen die Naserei und zum  
Schutze des bedrängten Königs, auf daß nicht auf deutscher Flur dieser  
Wahn Fortsetzung finde. Die Ode ist im gehaltenen Tempo der asklepiadei-  
schen Strophe gedichtet: das klingt wie ein spartanisches Embaterion:

„Gottgeheiligt Volk, Männer TcutonienL,  
Nehmt das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft,  
Ueber trotzende Alpen  
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!  
Schlagt an ehernen Schild, hallend im weiten Thal,  
Daß der tönende Schall schrecke die Kämpfer auf,  
Und die Häupter der Helden  
Drücke glänzender Helme Wucht.“

Strophe 3^12 weisen auf die Gewaltthaten, auf die drohende An-  
steckung, auf den Nuin des großen französischen Reiches, auf den verblendeten  
Wahn hin:

„Freyheit! jauchzet das Volt, Freyheit! der Barden Lied;  
Keiner weiß, was er wünscht, kennet der Göttin Bild;  
Tenn tyrannische Fesseln

Schmiedet thöricht ihr Wille sich!“ (Strophe 12.)

Strophen 13—24 c, ^ «7«>> ^ ?roXux«si«vl^.

Strophe 25 bis zum Schluß. Erneuter Kampfref.



Ein vergessener Dichter (Franz von Uleist), 3H3

Trotz dieses Rufs nach Abwehr besaß Kleist volles Verständnis; für die reinigende Kraft der französischen Revolution; das zeigt sein Gedicht „Auf Mirabeaus Tod“ (Deutsche Monatsschrift, 1791 Mau.). Menzel kannte wohl nur den Zamori von Kleist, wenn er mit Nachdruck seine idyllische, weichliche Stimmung als im Contraste befindlich erscheinen läßt zu der gewaltigen Größe der Zeitbegebenheiten. Außerte Kleist Abscheu vor den Greueln der Revolution, so begrüßte er sie doch hier als eine Erlösung von der Despotie; sein Ideal war ohne Zweifel das, was Frankreich nicht errang und Preußens Volke auch erst viel später zu Theil wurde: ein festes Regiment im Einklang mit der Vertretung des Volkes. Als den Vorkämpfer solcher Ideen besang er Mirabeau bei dessen Tode 1791. Das Gedicht war ein Wiederhath! jener allgemeinen Verehrung, welche den Grafen Mirabeau bei seinem Tode alle Parteien zollten. Es preist den großen Mann zuerst als den Tyrannenvernichter:

„Triumph! sie stirbt, die stolze Tyrannen!

Ich seh' geschmückt mit ew'gen Siegerlänzen,  
O Mirabeau, dein Bild auf ihren Trümmern glänzen.“

Dann feiert der Dichter den genialen Redner, Staatsmann und weisen Gesetzgeber, der auch der Zügellosigkeit Fesseln anlegte. „Da schufst mit weiser Strenge Gesetz und Ordnung Du und bändigtest die Menge.“

Dieses möge geniigen, den Charakter Kleist'scher Dichtung klar zu macheu. Vielleicht trägt dieser Aufsatz dazu bei, daß man gerechter als bisher über Werth oder Unwerth Meistens zu Gerichte sitzt.

1» ^,1 1,! M A! ^ ,» ^1, «^ » «> „> „> >

^Ilyrische Alterthümer.

von

Mnriz tzoerne^.

— Wien. —

Ippian von Alerandrien, ein Rechtsanwalt aus der Zeit des Trajan

und seiner Nachfolger, ans der Höhe seiner Carrière kaiserlicher

Finanzprocurator, ist am Abende seines Lebens, wahrscheinlich

in seiner büchergesegneten Vaterstadt, unter die Geschichtsschreiber gegangen

und ein im Ganzen recht banaler, geistloser Erzähler der verschiedenartigen

Vorfälle geworden, durch welche sich im Lauf der Zeit das römische Welt-

reich zusammengelappert hat. Wir gebrauchen absichtlich diese Aus-

drücke, um dem schriftstellerischen Genius Appians gerecht zu werden.

Er tenut nicht die treibenden Kräfte jenes großen, welthistorischen Processes i

das Geheimniß der Größe Roms ist ihm ein Buch mit sieben Tiegeln,

Für ihn hat vergeblich, schon Jahrhunderte zuvor, in einem ähnlichen Werke

Polvbius die Forderung pragmatischer Historiographie aufgestellt. Es miß-

behagte dem Actenmenschen, daß die Geschichte mit so wenig äußerer Ordnungs-

liebe verfuhr, daß sie nicht an einem Local säuberlich alle Geschäftsstüclc

erledigte, ehe sie sich einer anderen „Section" zuwendete. Er fand es nicht

correct, daß ihn die Erzähler jenes gewaltigen Aufschwunges der römischen

Stadtgemeinde in den letzten Jahrhunderten vor der Gründung der Monarchie

fast zu derselben Zeit an zwei ^)rten festhalten wollten, daß sie ihn

bestenfalls in tollem Neigen um das Mittelmeer herum wirbeln ließen, »in

ihn jetzt nach Afrika und Spanien, dann wieder in die rauhen Alpen, in's

heitere Griechenland, in das alte königliche Asien, und ehe er dort recht

Athem geschöpft, wieder nach Italien zurück oder auf einen ganz neuen

— Ilyiische Alteithiimer. 3H5

Schauplatz führten. Er registrierte daher — wir müssen dieses Wort unterstreichen — die Facta, welche sich in einem Lande vollzogen, complet und ging dann erst zu einen, anderen über. So band er die römische Geschichte in eine Reihe von Fascikeln zusammen, welche doch für die Nachwelt einen doppelten Werth haben. Erstlich folgt er in vielen Stücken guten, für uns verlorenen Quellen, andererseits inauguriert er gewissermaßen eine Disciplin, welche erst in unseren Tagen tiefere wissenschaftliche Begründung erhielt, nämlich die Paläoethnologie oder alte Völkerkunde. Er beschränkt sich allerdings auf den Theil derselben, welcher mit der römischen Geschichte zusammenhängt, aber in seinen: Vorwort sagt er ausdrücklich, daß er die Thaten der Römer bei jeden: einzelnen Volke überblicken wolle, um die Schwäche oder Ausdauer der Völker, die Tapferkeit oder das Glück der Sieger und die sonstigen Zufälle kennen zu lernen, welche dabei mitwirkten. Appian ist immerhin einer von jenen Schriftstellern des Alterthums, welche es bei aller sonstigen Einseitigkeit der Griechen und Römer, glücklich verhindert haben, daß die Paläoethnologie völlig mit der „stummen“ PräHistorie, d. h. mit der Kunde von den namenlosen alten Fundschichten, zusammenfällt. In dieser Hinsicht ist er dem Römer Plinius vergleichbar, welcher, ebenfalls in der sammelfleißigen Kaiserzeit, den ersten Versuch einer Anthropologie entwarf und im siebenten Buch seiner Naturgeschichte, übrigens ganz an der richtigen Stelle zwischen der Geographie und der Zoologie, nebst vielen brauchbaren Daten eine Unsumme von Ammenmärchen aufsticht.

Wir spreche: von Appian, weil wir von den alten Illuriern reden wollen. Appian ist der Erste und der Letzte, der im Alterthum: den Illuriern und ihrer Geschichte eine zusammenhängende Darstellung gewidmet hat.

„H, u6 >vuat 8d.ou.1c1 l cko in Illvria?“ fragt der Lefer vielleicht, wie Shakespeares Viola in „Was Ihr wollt,“ aber wir antworten ihm mit dem Vruder dieser Dame-

„I pr»v ?ou, Ist u» 8l>ti»5^ oui «)««  
>Vitu tus m«Nuii»I» »uä tue tuinß» c>f iams,  
lu»t äo lsnonn tui« eounrv.“

Er mag sich's immerhin gefallen lassen, schiffbrüchig wie jenes Geschwisterpaar an die Küsten Illuriens geworfen zu werden. Die Denkmäler und „berühmten Dinge“ derselben sind es werth. Oesterreich-Ungarn, Italien und die Türkei theilen sich heute in die Wohnsitze der alten Illurier und damit in die Verpflichtung, Natur und Volk, Gegenwart und Vergangenheit dieses merkwürdigen Nachbargebietes der altclassischen Eulturen der Wissenschaft zu erschließen oder deren Erschließung wenigstens Anderen möglich zu machen. Daß die Türken auch mit dieser Schuldigkeit in: Rückstande sindt versteht sich von selbst. Oesterreich-Ungarn und Italien aber haben, sei, der Sinn für Ethnographie und Urgeschichte erwacht ist. Alles gethan, was man in dieser kurzen Zeit billig erwarten darf. Die erstgenannte Monarchie hat überdies zwei bis vor wenigen Jahren türtische Provinzen, Bosnien und

3H6 Msriz ^«ernes in Wien.

Herzegowina, mich in jener rein idealen Hinsicht dem Wesen des abendländischen Geistes eröffnet und durch vielseitige Anstalten zur Landesforschung auf das Niveau alter Culturgebiete gehoben. Ein neuer, besserer Avvian fände heute außer den alten geschriebenen Scharteken und einer Menge anderer literarischer Vorarbeiten in Este und Laibach, in Wien, Triest, Agram und Sarajewo soviel der Erde entrissenen Stoff aufgesammelt, daß ihm nichts übrig bliebe, als seine anderen Völkergeschichten sämtlich liegen zu lassen und eine ganze Lebensarbeit dein Abschnitt „III<sup>i</sup>-ic»<sup>i</sup> zu widmen.

Welch' ein Unterschied zwischen dein, was man früher unter Urgeschichte ioriFm««. «<sup>i</sup>/«loXo-s!«) verstand, und dem, was heute so heißt! Nach der Nuchgelehrsamkeit des alten Alexandriners hatte das Land Illyria seinen Namen von Illyrius, einem Sohne des Kyklopen Polyphemus. Dieser menschenfressende Patriarch Siciliens zeugte mit der Nymphe Galathea drei Kinder, welche Eeltus, Illyrius und Gala hießen und Stammväter der nach ihnen benannten mitteleuropäischen Völker wurden. Eine alberne Erfindung, die aber doch an das zweifellos sichere Zurückweichen barbarischer (auf Sicilien lange erhalten gebliebener) arischer Culturelemente nach Norden anknüpft. Namentlich in den wilden, aber blonden, weihhäutigen Kelten und Germanen mochte man leicht noch spät die Kinder des trotzigem Polyphem und der „milchweihen“ Galathea erkennen. Die Söhne und Enkel des „Illyrius“ führen dann natürlich die Namen der einzelnen illyrischen Stämme. Auf Genauigkeit kommt es dem Genealogen dabei nicht an. So zeugt „Autarieus“ den „Pannonius“ und dieser den „Scordiscus“ und den „Triballus.“ Nu sind die Scordiscer ein keltischer und die Triballer ein thratischer Volksstamm. Aber das ficht unseren Avvian wenig an, und übrigens meint er, „diese Untersuchung bleibe den Alterthumsforschern überlassen.“ Es giebt auch wirklich heute noch Gelehrte, welche sich mit derlei Überlieferungen ernstlich befassen, z. B. der fleißige Herr d'Arbois de Jubainville in Paris, welcher lediglich nach solchen und anderen alten Schriftstellerzeugnissen ein mehrbändiges Vuch über Iss premiLi-8 buditant« 6e 1'Nurope zusammengeschrieben hat, und bei welchem man alle von den Illyriern handelnden Nachrichten classischer Autoren nachlesen kann. Dort findet man auch, das; nach einer andern, von Nvollodor überlieferten Version Illyrius der Solm des Kadnms und der Harmonia, also nicht von westlicher, halb barbarischer, sondern von vornehmer, morgenländischer Abkunft gewesen sei. Es fällt nicht schwer, auch ans dieser mythischen Überlieferung einen quasi-historisäien Kern herauszuschälen. Kadmos stammt aus Aegypten oder Phönikien, kommt nach Griechenland, tödtet dort den Drachen des Ares, bevölkert aber das von ihm: gegründete Theben mit den Männern, die aus der Aussaat der Drachenzähne hervorgehen, gelangt weiter nach Illyrien, wo er wieder eine Herrschaft gründet und endlich selbst in einen Drachen verwandelt wird. Das war das Schicksal der orientalischen Cultur auf europäischem Boden.

## Illyrische Alterthümer. 2<sup>7</sup>

Sie hat in Griechenland nach harten Kämpfen den Grund gelegt zu einer höchst entwicklungsfähigen, westöstlichen Mischkultur und ist weiter im Norden, zunächst bei den Illiriern, zu einer Erscheinung geworden, welche selbst erleuchtete Forscher des 19. Jahrhunderts, wie der verstorbene Hochstetter, für eine autochthone gehalten haben. Das; der Drache Kadmos in Illyrien kein echter Drache, keine Erdgeburt, sondern ein verwandelter Mensch oder Heros sei, und zwar ein solcher, der ans Vorderste, nicht ohne bedeutungsvolle Zwischenstation, nach den Küsten der Adria gekommen, das hat die moderne prähistorische Erforschung erst nach einigen grellen Irrthümern erkannt und damit, wenn man will, die alte Sage gedeutet. Daß die Grotte, in welcher Kadmos und Harmonia als Drachenpaar einträchtig gewohnt, noch heute in Süddalmatien gezeigt wird, versteht sich von selbst. Auch an das zähe Fortleben des Schlangencultus im Nordwesten der Balkanhalbinsel, worüber die Folkloristen berichten, an die Schlangenmärchen der heutigen Albanesen und ihrer nördlichen Nachbarn, ließe sich erinnern. Nach einem serbischen Volkslied findet z. N. der Marko Kraljević in der Brust des von ihm getödteten illyrischen Straßenräubers Musa drei Herzen. Zwei derselben hörten im Tode auf zu schlagen, aus dem dritten aber erhob sich eine Schlange, die zu dem Sieger sprach: „Danke Gott, daß ich während eures Kampfes schlief; denn wäre ich wach gewesen, so lägest Du jetzt am Boden!“ Einen geschichtlichen Drachen besaß Bosnien in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Es war der Husfeiu Berberil Aga von Gradačac, der sich den Ehrentitel „Zmaj dođan, 816“ (bosnischer Drache) sogar auf sein Petschaft stechen ließ.

Aber verlassen wir dieses zweideutige Gebiet; denn es will sich für einen Archäologen nicht recht schicken, auf demselben länger, als unbedingt nöthig, zu verweilen. Der Name der Illyrier erscheint zum ersten Male im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bei Herodot. Nur der Name eines einzelnen illyrischen Stammes, derjenige der Dardaner oder Dardaner, läßt sich, leider wieder nur in sagenhaften Überlieferungen, noch weiter zurück verfolgen. Die illyrischen Dardaner saßen in geschichtlicher Zeit nach Strabo (um Ehr. Geb.) nördlich von den Makedonien: und den Päonien«, also im heutigen Altserbien. Der Name stammt ohne Zweifel von dem noch im heutigen Albanien erhaltenen altillyrischen Worte „äarck“, die Birne, der Birnbaum. Dardania ist das „Birnbaumer-Land“, und wir wissen, daß die wilde Birne einst im Norden der Balkanhalbinsel und darüber hinaus stark verbreitet war. Noch heute heißt ein Alpenausläufer zwischen Adelsberg und Wippach in Kram Birnbaumer-Wald, und im Alterthum hieß er ebenso: Okra (von ä/p«?. altgriech. Birne) bei den Griechen, Virus (lat. Birne) bei den Römern. Auch von dem slavischen Worte bruza (Kruša), die Birne, sind viele Ortsnamen im Norden der Balkanhalbinsel gebildet; eine kleine Ortschaft bei Ajnica in, südöstlichen Bosnien heißt dagegen noch heute mit alterthümlichem Namen Dardagani (Dardanerdorf).

3H8 Moii; Hoe»ne5 in Wien.

Wenn wir mm die Namen „Dardanos“, „Dardanill“ Iweiter südöstlich, im Gebiete des iigäischen Meeres antreffen — cmf Samothrate, woher der mythische Heros Dardanos stammt, in der troischen Landschaft, wo derselbe zur Herrschaft gelangt und seinen Namen auf Stadt und Volk überträgt, — so läßt sich daraus vielleicht der Schluß ableiten, daß in einer älteren Periode illniisches Blut auch an den Zugängen der Propontis geherrscht habe. Dardania, die Vorläufen« Ilions, lag, wie es bei Homer heißt, an den Abhängen' des quellenreichen Ida; erst später zogen die „Teukrer“ in die Ebene hinab, und es mag doch erwähnt werden, daß Pinto diesen Wechsel des Ortes mit einer Veränderung der Lebensweise, d. i. mit dem Uebergange von der Viehzucht zum Ackerbau, in Zusammenhang bringt. Dieser Uebergang hat in den geschichtlichen Wohnsitzen der Illyrier niemals völlig stattgefunden. Die Natur und die Geschichte des illprischen Volkes sind ihm zu sehr im Wege gestanden. Im Jahre 1840 schilderte Ami Boutz den District der Mirditen Oberalbaniens mit folgenden kräftigen Worten: „Das Bergland in diesem Gebiete ist voll Leben, während am Flusse derselben nur allzu häufig Todtenstille herrscht; Ruinen, Feigendickichte und Gesträuche von wildem Wein uerrathen allein die Stelle, wo ehemals Dürfer standen. Aber,“ fügt der gründlichste Schilderer der europäischen Türkei allzu sanguinisch hinzu, „der große Schatten Skanderbegs wird bald gerächt sein und dieses tüchtige Volk die glücklichen Tage seiner Vorfahren wiedersehen.“

In keinen: Falle darf uns die geographische Lage der späteren geschichtlichen Dardaner — ungefähr unter dem 42 « n. Vr. — davon abhalten, für ältere Perioden eine weitere südliche Ausdehnung dieses Volkes anzunehmen. Die historischen Dardani machen in ihrer örtlichen Stellung ganz den Eindruck eines durch thrakische und makedonische Vorschiebungen nordwärts zurückgedrängten Elementes. Umgekehrt erscheinen heute die Albanesen von Nord nach Süd, durch die Slaven, hinabgedrängt. Ueber die Schuld wolle» wir nicht rechten; aber Thatsache ist, daß heilte, wie in alter Zeit, da, wo die Barbarei, d. h. alterthümliche, entwicklungsunfähige Eulturzustände anfangen, die Wohnsitze der Illyrier beginnen. Nach Herodot, den, wir hauptsächlich folgen müssen, weil seine Zeit noch die der szu Ende gehenden) Hallstattcultur in Mitteleuropa ist, entspringt der Angros, die serbische Morava, bei den Illyriern und ergießt sich, nachdem er das Land der thratischen Triballer durchströmt, in den Brongos, die vereinigte serbische und bulgarische Morava. Die Quellen der ersteren liegen zwischen ViZegrad in Bosnien und Novibazar an der Grenze zwischen Serbien und dem Paschalik. Eben dort und weiter südlich bis zum Schardagh sind die Wohnsitze der geschichtlichen Dardaner, welche Herodot aber nicht nennt. Dort ist illurisches Land, welches von den dauernden Eroberungen Philipps von Makedonien ausgeschlossen blieb. Heute Hausen dort Slaven und Anmuten gemischt, und von den Einfällen der letzteren auf serbisches

### Illyrische Alterthümer. 3<sup>9</sup>

Gebiet wisse» die Zeitungen hin und wieder zu berichten. Nordöstlich davon, im mittleren Serbien, wo die Triballer wohnten, ist aber schon thrakisches Land, so daß die Illyrier an den Moravaquellen bereits in alter Zeit, wie noch heute, mehrseitig von fremden Stämmen eingeschlossen erscheinen. Freier konnten sie sich, bis zu dem erobernden Auftreten der Kelten, im Norden ausbreiten. Herodot, der die oberitalischen und die Alpenkelten noch nicht kennt und uns dadurch ein Zeugniß für den Anfangstermin ihrer östlichen Ausbreitung giebt, rechnet zu den Illyriern noch die „Eneter“ (Veneter) am Nordrand der Adria. Die Wohnsitze dieses Stammes bezeichnet der jüngere Skylax genauer, wenn er ihn oberhalb der italischen Kelten um den Eridanos (<Po) sitzen läßt. Die schätzbarsten Nachrichten über diesen Zweig giebt uns Polybios. Nach ihm unterscheiden sich die Veneter nicht nur in Sitten und Tracht von den benachbarten Kelten, sondern sie reden auch eine andere Sprache. Das Gebiet der Veneter ist archäologisch gut durchforscht, ihre merkwürdigen Schriftdenkmäler sind eingehend behandelt; wir werden darauf noch unten zurückkommen.

Die Stämme im Norden der Donau heißen bei Herodot skythische.

Von ihnen nennt er die Sigynnen, welche jenseits des Istros und doch ganz nahe an den Grenzen der Eneter gewohnt haben sollen. Infolge dieser Nachricht müssen wir, wenn anders Herodot von der Lanze der mittleren Donau eine halbwegs richtige Vorstellung hatte, das Gebiet der Veneter nach Nordosten hin weiter in die Gebirge Kärntens, Krams und Südsteiermarks ausdehnen, als man früher annehmen wollte. Die archäologischen Funde reden einer solchen Ausdehnung das Wort. Die Alten zogen ja bei derlei Narbarenstämmen immer nur das Küstengebiet in Betracht und fragten nicht, wieweit sie sich in das Binnenland hinein erstreckten. Sicherlich wurden die nördlichen, freien Illyrier in den letzten Jahrhunderten vor Chr. ebenso von den Kelten zurückgedrängt, durchsetzt und theilweise entnationalisirt, wie ihre südlichen Stammesbrüder von den Hellenen und den hellenisirten „pelagischen“ Völkern, die vielleicht selbst illyrischen Ursprungs waren.

Wenn somit die wahren Volksgrenzen im Norden wie im Süden einfach nicht mehr festzustellen sind, bleibt hinsichtlich des Ostens und des Westens nur noch Folgendes zu erwähnen. Der Osten des nördlichen, compacten Theils der Balkanhalbinsel gilt im ganzen Alterthum für thrakisch. Thraker und Illyrier werden zwar von modernen Forschern für naheverwandte Zweige der arischen Völkerfamilie gehalten und auch die alten Autoren nennen gewisse Stämme manchmal thrakisch, manchmal illyrisch. Doch sind wir nicht berechtigt, hierauf einzugehen; wir müssen vielmehr den großen, plastischen Unterschied hervorheben, der zwischen dem westlichen und dem östlichen Gebiet im Norden der Balkanhalbinsel besteht und in diesen beiden Theilen, trotz einer wie immer grundverwandten Bevölkerung, verschiedene Formen des Culturlebens und der Staatenbildung hervorgerufen hat. Wir sehen diesen Unterschied noch ausgeprägt in den verschiedenen Schicksalen,

250 Merz Hoeinez in Wien,  
welche einerseits ans Bulgarien einen hoffnungsvollen Kleinstaat geschaffen haben, andererseits Bosnien-Herzegowina seine Rettung allein im Anschluß an die österreichisch-ungarische Monarchie finden ließen. Wir müssen dem Namen der Illyrier und den sicheren Denkmälern ihrer Verbreitung nachgehen, gleichviel welcherlei Begriff wir damit feststellen: ob einen wirklich ethnischen, einen geographischen, (was die Begriffe keltisch und skythisch vielfach im Alterthum gewesen sind) oder gar nur — wie es für das spätere Merthum scheinen will — einen Kulturbegriff.

Im Westen, auf der Apenninhalbinsel, bildeten die Illyrier neben den italischen Stämmen und den Etruskern das dritte große alteinheimische (vielleicht von allen das älteste) Element der Bevölkerung. Sie sahen an der Ostküste Italiens unter verschiedenen, zum Theil auf der Balkanhalbinsel wiederkehrenden Namen vom Scheitel der Adria bis hinab an's ionische Meer. Wir finden Ehaonen, Daliner, Peuketier, Messapier, Calabrer. Die Griechen gaben dem illyrischen Italien den Namen Iapygia, die Italiker nannten es, mit demselben nur anders ausgesprochenen Namen, Apulia. Es ist wieder das eminente Narbärenland auf dieser klassischen Halbinsel. Es sind die unwirthlichsten, von der griechischen und der phönikischen Seefahrt gemiedenen Gestade, die rauhen, hafenlosen Küsten, über welchen das „Gai-Banuni lißmus“, heute ein kahles Vorgebirge, endlos rauschte, und wo nur hoch oben an den Mündungen des Padus, Spina und Hatria, die Namen nach Gründungen der Italiker, unter dem Einfluß etruskischer Macht- und Kulturbreitung erblühten. Die griechische Städtegründung fand in diesem Hirtenparadies keinen Boden für ihre kostbare Pflanze. Auch das balkanische Gegengestade ist ja von Apollonia und Dyrrhachium aufwärts an solchen Plätzen arm geblieben. Die Adria war ein illyrisches Meer (111. v. Chr. nennt sie Horaz in dem schwermüthigen Gedicht vom Schatten des Archytas, wo aus den Schlupfwinkeln des dalmatischen Archipels die schnellen Seeräuber der Liburner und Histrer hervorbrachen und von den öden Karsthöhen die Bora schiffzertrümmernd herunterstürzte. Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß die Illyrier Italiens von der Balkanhalbinsel herübergekommen sind, wie die heutigen Albanesen Epiabriens, welche nach dem Tode Stauderbegs wahrscheinlich auf venetianischen Schiffen, — nur über die Zeiten und Pfade dieser Besiedlungen schwanken die Ansichten, — den Weg in die neue Heimat antraten. E. Pauli, der kürzlich den Venetern und ihre Denkmäler eine umfangreiche Untersuchung gewidmet hat, erklärt sich für drei getrennte illyrische Einwanderungen. Zuerst seit, wahrscheinlich auf dem Seewege und wohl noch vor den eigentlich italischen, d. h. umbrisch-latinischen Stämmen, illyrische Liburner, Iapyger, Veneter nach Mittelitalien gekommen und dort von den Italikern frühzeitig in zersprengten Bruchtheilen an die Küste zurückgedrängt worden. Dann kamen, sicher über's Meer, etwa um das Jahr 800 v. Chr., die Iapyger, Messapier, (Sallentiner), Peuketier und Dauner nach Calabrien



Illyrische Altetthümei. 251,

und Apulien, wo sie die etwas später beginnende griechische Kolonisation hemmten, vielfach mit griechischen Pflanzstädten (Tarent) in Kampf geriethen und allmählicher Hellenisirung anheimfielen. Die letzte illyrische Inrasion in Italien, zugleich die einzige, welche sicher auf dem Landwege erfolgte, war die der Veneter in der Poebene. Hier saßen früher die Euganeer, ein fabelhaftes Volt, wie schon der Name (mit „Eugeneis“, die Wohlgeborenen, identisch) bezeugt, dem aber früher doch vielfach die Alterthümer von Este zugeschrieben wurden. Este und Padua sind venetische Gründungen. Ihre Lage im Binnenland« lehrt, daß wir es mit keinen« seefahrenden Illyrierstämme zu thun haben. Auch giebt es directe Nachrichten darüber, daß die Veneter zu Land, um den Nordrand der Adria herum, nach Italien gelangten.

Außer diesen mehr oder minder sicheren Punkten illyrischer Seßhaftigkeit giebt es eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten, mit welchen wir, im Süden für uralte, im Norden für relativ junge Zeiten zu rechnen haben. Hierher gehört die Annahme, daß illyrische Stämme als die älteren, vorhellenischen und voritalischen Vertreter der arischen Familie in Südeuropa die Urbewohner des Peloponnes und des nichtligurischen Italien gebildet hätten. Hierher zählen wir namentlich die Möglichkeit einer einfach undefinirbaren Ausbreitung des illyrischen Elementes nach Nord und nach West in Mitteleuropa. Mit den vorhandenen Spuren und Anzeichen, welche jüngst für die Veneter Pauli gesammelt hat, gelangen wir fast bis zur oberen Donau und bis zum Rheine, ja darüber hinaus bis an die atlantische Küste Galliens, wo es nach Eäsar seetüchtige Veneter gab. Das sind dunkle Fragen, über die wir wohl kaum jemals Gewißheit haben werden. Aber wem es zu kühn erscheint, das illyrische Element über die sicheren Nachrichten der blindtastenden alten Geographie hinaus nach allen Seiten hin soweit sich erstrecken zu lassen, dem antworten wir mit der Frage Mommsens: „Ist es etwa keine Kühnheit, in Fragen dieser Art der Ueberlieferung zu folgen?“

Die Illyrier sind, wie schon die bisherige Uebersicht gezeigt haben wird, ein eminent vorgeschichtliches oder, sagen wir lieber, ein durchaus altertümliches Volk. Das letztere sind ihre Nachkommen, die Anmuten, bis auf den heutigen Tag geblieben: sie sind die Wilden Europa's, die Schande der europäischen Wissenschaft und Staatskunst. Das sind die Leute, zu denen man gar nicht recht gelangen kann, weil eben ihre Wildheit von der Natur und der Politik so recht gegen das Wesen des abendländischen Geistes geschützt und ummauert ist. Ihre Geschichte ist natürlich eine lange; aber sie setzt sich in allen Theilen Europas, wohin Illyrier vor den Erstarren der concurrirenden Völker gelangt sind, zusammen aus lauter Einzeldaten darüber, wie man ihnen mit höheren Eulturmitteln beizukommen gesucht und gewußt hat, wie sie sich der Austilgmig zu erwehren verstanden und wie sie endlich doch zusammenschmolzen und fremde Felder urbar

352 Moiz Hoines in Wien,  
machten, gleich dein Schnee, der zuletzt nur an den höchsten Gipfelhängen  
und in den tiefsten Schluchten des Gebirges liegen bleibt. Wer ein illyrisches  
Eulturbild zeichnen will, muß uns ein düsteres Winterbild entrollen. Illyrien  
ist freilich zu wiederholten Malen als reines Administrativgebilde wieder er-  
standen. Das römische Illyricum des ersten bis dritten nachchristlichen  
Jahrhunderts reicht von Larnuntum an der Donau bis Skodra an der  
Nojana und von der Ostküste Istriens bis Sirmium an der Save, so daß  
es Pannonien und Dalmatien umfaßte, Noricum, Mösien und Makedonien  
ausschloß. Nach der Trennung des Reiches unter Diocletian wurde der  
Name noch viel weiter, namentlich gegen Osten und Süden ausgedehnt.  
Die erste kaiserliche Abgrenzung Nömisch-Illyriens' hat antiquarischen Wert,  
obwohl sie viele keltische und keltisch-illyrische Stämme einschloß und vielleicht  
manches altillyrische Element in Noricum und Rätien, gleich den Venetern  
Italiens, ausschloß. Wir haben keinen Grund, die Pannonier für etwas  
ursprünglich anderes, als Illyrier, anzusehen. Das napoleonische Illyrien  
ist ein zusammengeschrumpftes Abbild des augustischen; es reicht von der  
Quelle der Drau bis zu den Vocche di Lattaro und von Triest bis Sissek.  
Daß der Name „Illyrisch" aus der österreichischen Amtsstatistik noch heute  
nicht verschwunden ist, hat doch einen tieferen Sinn. Es beruht das auf  
der Schwierigkeit, die Wohnsitze eines längst verschwundenen Volkes, das  
es zu keiner höheren staatlichen Einheit gebracht hat, irgendwie anders  
zusammenfassend zu bezeichnen, nachdem sie in Folge natürlicher und ge-  
schichtlicher Umstände, auch unter der Herrschaft der slavischen Zunge, die  
alten Eigenschaften bewahrt und sich einen größeren Staatsganzen ange-  
gliedert haben. Es ist ebenso bezeichnend, daß das italische Illyrien schon  
im Altertum den Namen nicht mehr behielt, und daß das byzantinische, später  
türkische, zwar den Namen nicht mehr führt, aber der Sache nach das  
einzige ist, welchem dieser Name von Rechtswegen gebühren würde.  
Wir wollen die Schatten der Kämpfer für illyrische Freiheit nicht her-  
aufbeschwören, nicht den Schatten der Teuta und des Demetrios von  
Pharos, noch den des tapferen Däsitienhäuptlings Vato, nicht den Helden-  
schatten des Skanderbeg, noch den Räuberschatten des Ali-Pascha von  
Janina oder den Schemen des schwächlichen Mustapha-Pascha Nuschatli von  
Skutari. Wie viel Blut ist nicht in den Schluchten Albaniens geflossen,  
wie vielen türkischen Heeren sind sie ein Grab geworden, und was haben  
die Anmuten von ihrer wilden Tapferkeit geerntet, als die Fortsetzung der  
Zerrissenheit, in der ihr Volk seit Alters her dahinlebt! Wie einst Epirus  
und Präviliana, so stehen heute Tosken und Ghegen, Süd- und Nord-  
albanesen gegeneinander. War Nordalbanien einmal im Lauf der Geschichte  
zur Macht gelangt, so strebte Epirus danach, seine Kraft zu schwächen; und  
das Umgekehrte geschah, wenn in Epirus ein starker Herrscher auftrat. Durch  
solche Zustände cantonaler Zersplitterung mußten alle Culturvölker Europas  
hindurchgehen, um zur staatlichen Einigung zu gelangen; bei den Illyriern«

aber sind jene Zustände das Ziel der ganzen Entwicklung geworden. Die Illyrier sind und waren Hirtenstämme mit patriarchalischer Verfassung. Das Ackerland ist Gemeinbesitz der Phare oder Sippschaft; es wird im Alterthum von kriegsgefangenen Sklaven bestellt und, was für die primitive Wirthschaft noch charakteristischer ist, alle acht Jahre neu ausgetheilt. Der illyrische Mann ist mittelhohen Wuchses oder klein, sehnig, brünett, von Charakter nach den Schilderungen seiner Gegner — und andere besitzen wir nicht — treulos und hinterlistig, räuberisch, grausam, ausschweifend, zumal der Trunksucht ergeben, und träge, aber auch tapfer und freiheitsstolz. Neuere Besucher Albaniens haben den eigenthümlich starren Blick der Bkipetaren bemerkenswert!) gefunden. Unter den Tosken fand Ami Bouö vor Allem bei den kastanienbraunen, schwarzen oder selbst blonden Ehamiden, welche das Eentralgebiet Niederalbaniens von Ianina bis zur Küste bewohnen, jenen falschen, halb schielenden Blick, welcher an Katzenaugen erinnert. Die Ljape (<lapyger?) sind verkrüppelt und schmutzig. Aus Süd- und Mittelalbanien recrutiren sich seit langer Zeit die Verbrecher der Türkei. Dennoch ist Ami Bous geneigt, dem so allgemein ungünstigen Urtheil über den albanesischen Nationalcharakter zu widersprechen. Er nennt die Albanien die schönste Rasse der Türkei und findet ihre physischen Eigenschaften denen der schweizerischen und tirolischen Alpenbewohner ähnlich. Dabei vereinigen sie südliche Lebhaftigkeit und Munterkeit mit hochausgebildetem Spürsinn und Geistesgegenwart. Sie sind das Volk der schlagenden Abfertigungen par sxoslwnoe. Der Mpetarische Nationalstolz äußert sich in den geringsten Reden, in den Gesten, in dem leichten oder selbst theatralischen Gange. Die Fehler des Stammescharakters sind die eines jeden Naturvolkes: eigensinniges Festhalten an hergebrachten Sitten und Anschauungen, Mißtrauen, abstoßende Härte und Haß gegen stammfremde Nachbarn, Neuerer und Unterdrücker. Im Allgemeinen sind die Ghegen edler, aber auch urwüchsiger als die Tosken; doch sind auch jene wie die Kinder und wissen die Mängel ihrer Erziehung nicht zu verbergen. Die reineren Sitten der Nordalbanesen mögen dem Einfluß der slamschen Nachbarschaft, die weniger empfehlenden Eigenschaften der Tosken den, griechischen Einflüsse zuzuschreiben sein. Alle Albnesen sind bekanntlich ausgezeichnete Soldaten, und sie sollen auch treffliche Seeleute werden können. Mit Feuereifer schlugen sie nicht nur die Schlachten ihrer einheimischen Könige und Aufstandshäupter, sondern auch die Alexanders des Großen und des Pyrrhns von Epirus. Berühmt sind die illyrischen Soldatenkaiser Roms: Seutimius Seuerus, Probus, Aurelianus, Marimianus, Diocletianus und Constantinus. Altillyrischen Soldatengeist athmen die Lieder, welche Lord Byron in seinen Child Harold verwoben. Da wird der Trommler gepriesen, der im Arnautenland seine Wirbel erschallen läßt. Er giebt das Signal, auf welches die Stämme alle, ob sie im Gebirge Heerden hüten oder am Strande Seeranb treiben, im Lager des Vezirs zusammenströmen, wie Rudel blut-

25H Moriz I^oeines in Wien.

gieriger Wölfe, Sie begeistern »ich an den Bildern alter Heldenthaten; sie gedenken des Todesschreis der Besiegten, der brennenden Häuserzeilen, der Jungfrau, die an ihrem fliegenden Haare fortgeschleppt wird und später, im Zelt des Siegers, zur Laute ein Lied singen soll von dem Falle ihres Vaters. „Wir kennen weder Mitleid noch Furcht“, heißt es in einem dieser Lieder, und wie zur Bestätigung dieser Selbstcharakteristik erzählt Ann Bouö, daß ein Suliote, der einem Fremden irgend etwas zur Unterhaltung bieten wollte, ihm lachend mittheilte, daß er bei der Vertheidigung von Missolunghi an der Seite seines Bruders eingeschlafen war, während diesen eine Bombe tödtete.

Gearbeitet wird nur soviel, als man zur nothdürftigen Ernährung braucht; es ist daher begreiflich, daß der Feldbau darnieder liegt und der Handel größtentheils in den Händen Fremder, der Griechen und Serben, sich befindet. Und dabei muß man immer bedenken, daß die Illyrier nach Allem, was wir heute wissen, das älteste Volk arischer Rasse sind, welches sich im Süden unseres Continents schrankenlos ausgebreitet hat. Es mag sich von» gemeinarischen Mutterstamme, ob wir diesen nun im Norden oder im Osten heimisch denken, losgelöst haben, ehe dort die ersten Schritte zur intensiveren Bodennutzung gemacht worden sind, und darin lag wohl einer der Hauptunterschiede, welcher es von den später sich ablösenden Gräco-Itallikern trennt und diesen letzteren auf beiden Halbinseln das Uebergewicht verliehen hat.

Aber diesem frühen Verlassen des Mutterfchoßes, diefer Unreife der Geburt zu selbständigem Völkerdasein kann doch nicht alle Schuld an der schattenhaften, unhistorischen Art der illyrischen Nation beigemessen werden. Tiefer Volkscharakter muß von der Urzeit her ein Element störriger, selbstzufriedener Absonderung in sich geschlossen haben, das die Nation als solche von ihren Brüdern und Vettern losriß, sie selbst in hunderte von Stämmen und Sippschaften spaltete und innerhalb der letzteren die harten Gesehe der Blutrache und der schonungslosen Wiedervergeltung nicht nur in's Leben gerufen, sondern bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Wen es gelüstet, sich von einem Hauch illyrischer Vorzeit anwehen zu lassen, in schwermüthigem Sinnen über Völkerglück und Völkerleid an den Gräbern der Erstlinge unserer Rasse in Europa zu weilen, der braucht nicht nach Albanien zu gehen, wo die — man kann nicht sagen entarteten — Abkömmlinge der alten Dardanier, Autariaten, Ehaonier und Taulantier flintenbewehrt auf ihren Felsen herumklettern. In solcher Rückschau bieten sich seit den, Erwachen des Sinnes für die PräHistorie, seit der Begründung der modernen Paläoethnologie, vielmehr die gastlicheren Gefilde Unter- und Oberitaliens, Oesterreich-Ungarns und der von letzterem Reiche für die Eultur zurückgewonnenen Länder Bosnien und Herzegowina. Die archäologische und

epigraphische Hinterlassenschaft verschollener illyrischer Stämme ist heute vom tarentinischen Busen des jonischen Meeres an bis hinauf zur Donau und wieder hinab bis zur Narenta auf der anderen Seite des adriatischen Meeres Gegenstand eifriger wissenschaftlicher Untersuchung. Weiter südlich in Montenegro und, Albanien tlafft allerdings noch eine große Lücke, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch sie nicht mehr lange bestehen wird; denn in allzu vielen Zweigen der Natur- und Völkerkunde regt sich bereits der ungeduldige Wunsch, an Stelle oberflächlicher Einsicht gründliche Kenntniß des Gebietes zwischen den griechischen und den slavischen Wohnsitzen in« Westen der Balkanhalbinsel zu erwerben.

Im Territorium von Sybaris ist 1888 ein halbes Hundert illyrischer Gräber entdeckt worden. Der Zeit nach fallen diese Funde etwa in die letzten fünfzig Jahre vor der Zerstörung von Sudans durch die Krotoniaten (<510 v. Chr.). Die Gräber waren reich an Bronzen und Thongefäßen, die Zahl der Beigaben in denselben schwankt zwischen 20 und 30 Stücken. Der Forin nach gehören sie durchaus in den Kulturkreis der sogenannten Hallstattperiode, welche in Mitteleuropa um 4<X> v. Chr. zu Ende geht. Wie finden einfache und doppelte Brillenfibern aus spiralig gewundenen! Vronze-draht, Doppelscheiben aus feingravirtem Bronzeblech, gegossene und getriebene Anhängsel, Kettchen und verlförmig aufgereichte Ringelchen, kleine menschliche Doppelfigürchen aus Bronze, welche nach Art der siamesischen Zwillinge zusammenhängen, typische Nronzeschwerter in Scheiden, eiserne und bronzene Lanzen spitzen, kurz, eine Menge Sachen, welche den innigen Zusammenhang der materiellen Kultur dieser Leute mit derjenigen aller vorclassischen Bewohner Italiens und der westlichen Nalknhalbinsel und aller Barbarenstämme Mitteleuropas bis zur Donau (und darüber hinaus) allster Frage stellen. Daneben erscheinen einzelne Besonderheiten, welche auf griechischen Einfluß hindeuten. Namentlich die Keramik ist hier wie überall in eigenartiger Weise local entwickelt. Als Beleg dafür haben wir Imnpenförmige Thongefäße mit Vügelhenkeln, bell griechifchen «<?xol ähnlich, welche sonst in prähistorischen Schichten fehlen, aber auch große Halsurnen, Henkelfchalen und dergleichen gewöhnliche Typen. Der illyrifche Stamm, welcher um Sybaris wohnte, waren die Ehaonen, deren bekanntere Namensvettern und Stammgenossen an der Ostküste der Adria, in der Gegend der akrokeraunischen Gebirge saßen.

Die Illyrier Unteritaliens wurden frühzeitig Hellemsirt. Nur die Landes-, Stammes- und Städtenamen Apuliens tragen lange Zeit, zum Theil nach heute, illyrisches Gepräge; auf den Münzen herrscht aber die griechische Sprache, in den Bronzen und bemalten Basen der griechische Geschmack. Daneben geht freilich durch das ganze Alterthum der Ruhm der tarentinischen Schafwolle, die von den Heerden npulifcher Züchter stammte. 317 u. Ehr. wird Apulien definitiv voll den Römern unterworfen; der Widerstand mar gering, da die Bergrieche der römischen Besitzergreifung vor- N°II> und Sud. IHV. 198. 24

256 Moriz Hsernes in Wien.

gearbeitet hatte. Bei Horaz, der selbst aus Apulien stammte, heißen die Canusini „Vilingues“, worunter aber nicht etwa illyrisch-römische, sondern griechisch-römische Zweisprachigkeit zu verstehen ist. Die illyrischen Städte Apuliens, wie Teanum, Arpi, Eanusium, waren schon unter Augustus dermaßen herabgekommen, daß man ihre einstige Größe nur aus dem Umfange ihrer Stadtmauern erschließen konnte.

Eine Ausnahme bilden die Messapier der ealabrischen, d. h. der süd-östlichen von den beiden Halbinseln, in welche sich Italien an seinem südlichen Ende spaltet. Das war ein vorzugsweise harter und widerstandskräftiger Volksstamm, der unter Anderem den Darentinern 473 und 328 vor Chr. schwere Niederlagen beibrachte. Ihrer alterthümlichen Naueit wegen wurden die Messapier von den Griechen für kretensische Colonisten gehalten. Sie erhielten sich ihre Sprache, laut dem Zeugnis, ihrer Gwbschriften, bis in die römische Miserzeit. Diese zähe Erhaltung der Nationalität wurzelt einerseits in der peninsularen Abgeschlossenheit des messapischen Wohngebietes, andererseits aber gewiß in der Nähe des epeirotischen Gegenstades, das einen ganz anderen Voden zum Ersck der schwindenden Voltskraft abgab, als etwa Sicilien für das zweite bruttische Hnlbinselgebiloe Unteritaliens.

In Mittelitalien haben wir nur schwache Spuren des illvriscben Elementes, Nachrichten über — wahrscheinlich versprengte Volkshausen — Liburner in Picenum, Iapyger in Umbrien, Veneter in Latium und gewisse Inschriften, welche man früher für fabellich erklärte, und die Pauli nun als illyrisch (in einem korinthisch-kerkyrciischen Alphabet geschrieben) in Anspruch nimmt. Dagegen ist das östliche Oberitalien, offenbar durch die nahe Landverbindung zwischen der Nalkan- und der Apenninhalbinsel, für uns zu einem Hauptgebiet illyrifcher Funde geworden. Auch hier lmt sich der Illyrismus, d. h. Sprache und Sitte der Veneter, lange Zeit confervirt und der Ausbreitung etruskischer und keltischer Macht, ja selbst der römischen Vesihergreifung des Landes siegreich Stand gehalten. Indessen darf man andererseits das vorgeschichtliche illyrische Venetien doch wieder gar nicht mit dem zeitgleichen und stammverwandten Unteritalien vergleichen. Jenes antike Venetien ist das Glanzgebiet altillyrischer Eultnr, und wer kann sagen, wieviel von der Vultstraft dieses an glücklicher Stelle zur Entwicklung gelangten Zweiges der illyrischen Gruppe auf das eigenartige Staatsgebilde der Seetonigin des Mittelalters, auf das weithin segelnde und herrschende Venedig übergegangen ist! Antik vorgebildet war die herrlich? Lagunenstadt schon in den eben erwähnten Hafenplähen Spina und Hatria, welche ihre Vedeutung ebenso sehr aus dem Welthandel — namentlich dem Verkehr von den Nordküsten Europas zur Mittelmeerzoue — als aus dem gesegneten, flußdurchströmten Hinterlande, der festländischen Wurzel Italien? zogen. Auch äußerlich waren die antiken Städte im Mündungsgebiet des Padus kleine Vorbilder Venedigs. Navenna, die spätere Flottenstation und

Illyrische Alterthümer. 35?

Kaiserresidenz, von Strabo seiner Lage und seines Klimas wegen mit Alerandria am Nil verglichen, lag auf kleinen Inseln und ausgedehnten Pfahlrosten. Andere Städte waren ebenfalls ganz oder zum Theil von Wasser umgeben und von Canälen durchschnitten. Das Land der Veneter reichte nach der geschichtlichen Abgrenzung, die ihnen die Römer gaben, von der Pomündung bis Aquileja und von den Abhängen der karnischen Alpen bis ins Meer. Die flache Strandebene erfuhr seit unvordenklicher Zeit fortgesetzte Ummodelung und Assanirung durch Menschenhand und ist im Allgemeinen heute gegen einst durch Ablagerungen der Alpenflüsse weit vorgeschoben. Die Veneter befuhrten das Meer als kühne Fischer, wie heute die Ehiogioten und hatten auch schon die Inseln am Nialto besetzt, wie uns prähistorische Funde lehren, die bei neueren Palast-Umbauten in Venedig gemacht wurden und bis zur Steinzeit zurückreichen. Ackerbauer, wie die Umbrer und Kelten, waren sie nicht, dagegen trieben sie Handel und Gewerbe (Hausindustrie) in ihren, theilweise durch Teppich- und Gewandwebereien weitberühmten Städten, wie Patavium, Altinum, Ateste, Tarvisium, Vicetia, Opitergium, Concordia. Handelskraft zogen sie aus dem ursprünglich stammverwandten, später von den Kelten eroberten alpinen Hinterlande, aus den nickel-, holz-, Vieh- und menschenreichen Gebieten der Karner, Taurischer, Pannonier, welchen sie davor die edelsten Ackerproducte der altclassischen Cultur: Wein und Oel, vermittelten. Altrenommt war die Pferdezucht der Veneter. Ihre Pferderasse war äußerlich unansehnlich, aber von solcher Tüchtigkeit, daß sie siegreich auf den Rennplätzen Siciliens und Griechenlands erscheinen konnte. Mit den Kelten Oberitaliens, welche die etruskische Macht in der Poebene im 4. v. Chr. getilgt hatten, lebten sie in steter Gegnerschaft; dagegen schlossen sie sich, nach der Unterwerfung derselben durch die Römer (215), auf friedlichem Wege dem Staate der Italiker an, und die Blüthe Roms war fortan auch die Bürgerschaft ihres Gedeihens, bis der Einbruch der Hunnen in der Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts und später die Plünderzüge anderer turanischer Völker die flüchtigen Niesiedler der Lagunen an der Vrentamündung von den festländischen Venetern schieden und so zu einer neuen glanzvollen Entwicklung des Imperiums Venetorum den Grund legten.

Handgreiflich sind uns die illyrischen Alterthümer Venetiens, als eine der erfreulichsten Früchte der modernen prähistorischen Forschung, durch die Ausgrabungen von Este (Ateste), welche Prosdocimi und Ghirardini vor wenigen Jahren publicirt haben, in den Schoß gelegt worden. Schon früher kannte man aus Padua, Nelluno, Oppiano Funde, welche sich der mitteleuropäischen ersten Eisenzeit oder sogen. „Hallstattperiode“ anschließen, aber in ihren Formen theilweise ein böheres, von südlichen Strömungen beeinflusstes Culturleben zeigten und dadurch nahe Verwandtschaft mit den namentlich um Vologna (Felsina) gehobenen Gräberschätzen aus der etruskischen, d. i. vorkeltischen Periode des mittleren Oberitalien an den Tag

258 Moriz Hoernes in Wien.

legten. Teil nunmehr die Netropolen und gabenreichen Heiligthümer von Este bekannt sind, begreift man, daß nach Polybius' Nachricht die attischen Tragiker von den Venetern viel Wunderbares zu erzählen wußten und daß man gern in ihren heiligen Hainen die argivische Hera, die ätolische Artemis und, als besonderen Localheros, den städtegründenden Diomedes gefeiert dachte. Hier herrschte noch in Heller historischer Zeit alterthümlicher, an die Schilderungen Homers erinnernder Glanz und Prunk. Prosdocimi unterschied in der nächsten Umgebung des alten Ateste, welches ungefähr denselben Umfang und eine nur wenig andere Lage hatte, wie die heutige Stadt, fünf verschiedene Gräberschichten, die von Ghirardini in drei zusammengezogen wurden. Die älteste zeigt nahezu dasselbe Inventar, wie die Netropole von Villanova bei Bologna, welche den — einen: roheren Pfahlbau- (oder richtiger Terramara-) Stadium entwachsenen, durch die Aufnahme des Eisens und eines neuen, durch östliche Einflüsse vermittelten Formenschatzes bereicherten — Italikern zugeschrieben wird. Ghirardini nennt daher auch die unterste Gräberschichte von Este eine italische. Sie enthält Bogenfibeln und offene Armbänder aus Bronze, Henkelkrüge mit hohen Hälsen und geometrischer Verzierung, welche durch weiße Ausfüllung eingegrabener Linien hergestellt ist. Es folgt als zweite die eigentlich illyrische oder venetische Graberschichte mit einer viel reicheren Formentriebe. Ein führender Typus unter den Thongefäßen sind hier feine, tonische Eimer (Situlen), roth und schwarz gebändert, oft mit Reifen belegt, auch wohl mit zahlreichen, in zierlichen Mustern eingedrückten Bronzeflöckchen besetzt, was einen schonen Effect hervorbrachte. Neben diesen und vielen anderen, in Form und Farbe geschmackvollen Erzeugnissen der einheimischen Keramik finden wir, wie um des doch bestehenden Unterschiedes gewahr zu werden, importirte griechische Gefäße mit schwarzen Figuren, von welchen die rohen Basenzeichnungen der Veneter, meist nur Reihen von Thierfiguren, recht empfindlich abstechen. Auch die Fibeln sind zuweilen thierförmig gestaltet. Am häufigsten finden wir in diesen Darstellungen das Pferd, von dem übrigens auch ganze schmuckreiche Geschirre und Rüstungsstücke in den Gräbern angetroffen wurden. Die Gewandnadeln sind vielgestaltig, der Bügel häufig aus kleinen, durchbohrten Bernstein- oder Knochenförmchen zusammengefügt, tahnförmig (»ullvieslla) und fein gravirt, schlangenförmig oder in der Gestalt, welche nach ihrem häufigen Vorkommen in den Gräbern der Karthause von Bologna Eertosatypus genannt wird. Die letztgenannten Formen sind relativ jung und gehören etwa den: Jahrhundert von 450—350 v. Ehr. an. Um die Mitte dieser Zeit sind die Gallier in Oberitalien eingedrungen und haben in fortgesetzten, nach Süd und Ost gerichteten Eroberungszügen die Veneter gewaltig umspinnen, ohne die Lücke zwischen ihren Besitzungen in Italien und in den Ostalpen ausfüllen zu können. Im Jahre 1797 hatte die neue gallische Eroberung leichteres Spiel mit den Resten venetianischer Herrlichkeit.



Illyrische Ulterthümer, 35Y

Die Gräber der Veneter in Este enthüllen die ganze Schmucksucht prähistorischer Halbbarbaren und die reichen Mittel, welche zur Befriedigung dieses Triebes vorhanden waren. Wir finden Haarnadeln mit allerlei Köpfen, Zierscheiben und verschiedene Verschlüsse aus Bronze, zuweilen mit Goldfolie belegt, Armringe mit Schlangenköpfen, Colliers aus Bernstein-, Glas- und Knochenperlen, Schnüre aus goldüberzogenen Bronzeröhrchen, Bronze-Gürtel und breite Schlingen lederner Gürtel, fast Alles mit Ornamenten bedeckt, zwischen welchen hin und wieder getriebene oder grauirt Thierfiguren in orientalischem Stil, Eentauren, Sphinxen, Greifen, aber auch menschliche Figürchen — offenbar einem Anlehen bei der etruskischen Kunst entstammend — sich eindrängen. Solche Verzierung, die in fernerer Linie auf den alten Verkehr Mittelitaliens mit den Phönikern zurückgeht, erstreckt sich insbesondere auf Eimer, Eimerdeckel, Gürtelplatten und Dolchscheiden aus Bronze; sie ist am reichsten entwickelt auf einer Situla aus der Villa Benvenuti, auf welcher, (besetzt in 3 Zonen 39 menschliche, thierische und halbthierische Figuren erscheinen. Technisch und stilistisch den berühmten Bronze-Eimern von Bologna, Watsch, Göttweig (Fund von 1891) ?c. ganz nahe verwandt, zeigt sie in den Gegenständen der Darstellung Details aus mehreren verschiedenen Bildreihen sinnlos durcheinander gewürfelt, so daß ein Festschmaus, eine Pferdeschau, Vögel, Kentauren, geflügelte Löwen, Kämpfe, Ackerleute, heimkehrende Sieger und dergleichen sich bunt vermengen und verdrängen. Nirgends ist die Verständnistlosigkeit, mit welcher in Oberitalien technisch geschickte Barbarenhände Vorbilder archaischen Stiles nachahmten, deutlicher zu sehen, als an diesem Stück.

Waffen sind in den Gräbern von Este relativ selten; es waren da bronzene und eiserne Lappenbeile (Palstabe), eiserne Lanzenspitzen, bronzene Messer, ferner Nasirmesser, Nähnadeln, beinerne Epistelwürfel, Siebe u. dergl. Die Leichen verbrannte man und setzte das bronzene oder thönerne Aschengefäß nebst einer Anzahl kleiner Neigefäße und den sonstigen Beigaben in eine aus Steinplatten zusammengestellte Kiste. Daneben finden sich einzelne Skeletgräber. Die eigentlichen Grabdenkmäler sind steinerne, vierseitige PIMmidalstübe mit oder ohne Inschriften. Die letzteren sind gelesen, aber noch nicht weiter erklärt, als daß man den Venetern ein eigenes, in dem eleischen wurzelndes Alphabet zuschreiben konnte, welches sowohl von dem nordetruskischen, als auch von den anderen Alphabeten der Illnrier Italiens verschieden ist.

Da die erobernden Gallier in der Poebene, wie auch in den Alpenländern, eine eigene, ziemlich entwickelte, (aber in ihrer Entstehung noch nicht hinlänglich erklärte) Eultur, die sog. „^a T^ne-Eultur“ der zweiten Eisenzeit, eingeführt haben, darf es uns nicht wundern, daß wir als dritte Periode in den Gräbern von Este eine Schichte mit gemischten gallischen und illnrischen Typen antreffen. In dieser Zeit — etwa von 359 bis 206 v. Ehr. — werden die Tontöpfe bauchiger und einfacher, den späteren

360 Moiz I<sup>o</sup> eines in Wien,

römischen, wie auch modernen Gebrauchsgefäßen ähnlicher. Daneben erscheinen als Lurusgefäße Imitationen griechischer Vasen; auch die Bronzegefäße zeigen geringeren Schwung in der Form als früher. Echt keltische Typen finden wir in der eigenartigen Ausprägung der Gewandnadel, in gläsernen Anringen, breiten Eisenschwertern, eisernen Aerten, Messern, Schildbuckeln und Nüstungsplatten. Doch herrschte, wie die jetzt häufiger werdenden Inschriften lehren, fort und fort dasselbe venetische Volkselement, welches auch noch in der obersten, d. i. römischen Gräberschichte epigraphisch (neben lateinischen Inschriften) bezeugt ist. Die Schichtenfolge der Gräber von Este ist im Allgemeinen, z. B. bei Villa Venvenuti, die folgende: leerer Humus 1 m, römische Gräber 1 m tief, Töne-Schicht (im Alluvialgrund) 1 m tief, jüngere Hallstatt-Schichte bis zu 5, ältere Hallstatt- oder italische Schichte bis zu 5.40 m unter der heutigen Aodenfläche.

Aus der gallischen und der römischen Culturepoche stammen die zahlreichen Weihgeschenke eines atestinisches Tempelbezirkes auf dem Grundstück Varatela bei Este, welche Ghirardini in der Notizi<sup>a</sup> del 1826 der römischen Gesellschaft<sup>e</sup> 1888 publicirt hat. Da fehlen wir eine andere, an Olympia erinnernde Form altillyrischer Pietät, kleine bronzene Götter-, Priester- und Kriegerfiguren, getriebene figurliche Darstellungen von Reitern, Mantelträgern, Köpfen und anderen menschlichen Körpertheilen (letztere vielleicht Votivgaben für glückliche Heilung), Lesefibeln und Schreibgriffeln mit venetischen Alphabeten, Silben und Worten, Schmucksachen, Münzen römischer Kaiser und keltischer Häuptlinge :c. ?c. — alles Künstlerische sehr roh und barbarisch, aber mit deutlicher Anlehnung an den griechischen Culturtreis — bilden die Hauptmasse dieses großen Fundes, zu dem noch die Mauerzüge des alten „Temenos“ gehören.

Tiefes Este ist, seit man es genauer kennt, gleichsam die Stimmgabel, welche uns den Ton giebt zur Beurtheilung der ganzen, reich abgestuften Scala, welche die Alterthümer der anderen illyrischen Wohnsitze in den Alpen und im Westen des baltischen Gebirgssystems vor uns entrollen. Früher führte man in die Betrachtung solcher Fundschichten als Richtschnur immer den Namen und die Charaktere der allerdings sehr reichen und eigenthümlichen Retropole auf dem Salzberge von Hallstatt ein. Heute leisten uns Este und Bologna, Marzabotto und die anderen Fundplätze in Etrurien und Latium bessere Dienste zur Kennzeichnung und Erklärung Desjenigen, was wir in Mitteleuropa noch immer Hallstattcultur nennen. Olympia natürlich nicht zu vergessen! Wir würden die fragliche Periode italo-griechische erste Eisenzeit nennen, wenn damit nicht zu einseitig auf gewisse Gebiete rascher und hoher Entwicklung dieser Cultur Gewicht gelegt, große wichtige Thäler derselben ausgeschlossen und andere für die Genesis der ganzen Erscheinung vielleicht höchst bedentfame Länderräume, die nur noch zu wenig erforscht sind, vorschnell in den Hintergrund gedrängt wären. Darum bleiben wir vorläufig noch bei der alten unpassenden Bezeichnung,

Illyrische Alteithnmer, 36^

stall eine neue, vielleicht etwas besser passende einzuführen, welche aber die Dinge noch immer nicht in der rechten Beleuchtung zeigt.

„Die große Aufgabe des Menschen,“ sagt einer unserer ersten Historiker, „mit sich selbst, mit seines Gleichen und mit dem Ganzen in bewußter Harmonie zu leben, läßt so viele Lösungen zu, als es Provinzen giebt in unseres Vaters Reich; und auf diesem — dem geistigen — Gebiete ist es, nicht nur auf dem materiellen, wo die Eharattere der Individuen und der Völker sich scheiden.“ Richt überall liegt die geistige Differenzirung fo klar vor uns, wie bei Griechen und Römern. Für die innerliche Entwicklung der prähistorischen Völkertypen fehlen uns fast alle Daten, und wir kennen oft nur das Endergebnis; derselben, welches schon tief in der Linie ihrer absteigenden Laufbahn liegt. Es wäre vergebliche Mühe, an der Hand der mitleuroväischen Hallstattfunde zeigen zu wollen, wieweit das illyrische Volkselement reicht und wo es an andere, — rhätische, keltische, germanische oder turanisch-skythische — Elemente grenzt. Ich will nun kurz die Fundorte und Fundgebiete aufzählen, die in sachlichen: und räumlichem Zusammenhange mit dem zulegt geschilderten stehen, welche von dort zweifellos mannigfache culturelle Anregungen oder auch nur äußeren Aufpul) des Lebens in Gestalt unfruchtbarer Importwaare erhalten haben\*). Die falzreichen Verge am Hallstätterfee scheinen nach den physischen Merkmalen der dort Bestatteten nicht mehr zu den illyrischen Wohnbezirken gehört zu haben. Tagegen erblickt man mit Recht eine reiche Fundgrube uenetischer Eulturreste in dem Inhalt der Taufende von Gräbern, welche in St. Luc in und Caporetto am Isonzo für die Museen von Wien und Triest erschlossen worden sind. Dieses Material schließt sich auf's Engste an das Inventar der mittleren Gräberschichten von Este an, und der Isonzo ist noch einer jener südlichen Alpenflüsfe, die zum Aufbau des venetischen Landes beigetragen haben. Vemerteuswerth erscheint hier namentlich das häufigere Vorkommen kostbarer, südlicher Importwaaren: emallirter Glas- und bemalter griechischer Thongefäße.

Jenseits der Alpenpässe, des Plöcken-, Pontebba-, Predil- und Otrafses weht eine rauhere Luft, deren Hauch wir auch in den archäologischen Funden noch zu spüren glauben. Hier saßen Hirtenstämme, einfachere Waldleute, die ihre schlichten Producte, Harz, Pech, .«ienholz. Wachs, Honig, Mse, Viehhäute, Vieh, Sklaven nach Süden verhandelten, wenn sie es nicht vorzogen, räuberisch in die gesegneten Niederungen einzufallen und sich mit Gewalt zu nehmen, was dort zu holen war. In sternförmiger Ausstrahlung finden wir hier die kleineren, für uns namenlosen Eulturcentren nördlich und östlich vom oberen Ende des adriatischen Meeres, meist an Punkten, die für \*) Einen ausführlicheren Ucuerblick s. in meinem Buche „Tie Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft“, S. 580 fs-, wo aber, nach der Natur unserer Quellen, die elhuoaraphische Frage r«r der culturacschichtlichen zurücktritt.

362 Moriz HoerneL in Wien.

dichtere Besiedlung günstig lagen und durch ihre Bodenschätze, wozu wir auch den Metallreichtum der Gebirge, das Eisen, Gold, Vlei der Ostalpen rechnen müssen, vielfache Nahrungsquellen boten. Jenseits des Plöckenpasses liegt der Fundort Gurina, ausgezeichnet durch seine venetischen Inschriften und zahlreiche kleine Weihgeschenke, die jenen vom t'onao Laratel» bei Este ähnlich sind. Jenseits des Predilvasfes finden wir Frögg-Rosegg am Westende des Wörthersees, namentlich berühmt durch seine zahllos in den Hügelgräbern erhaltenen kleinen Bleifturen von Reitern, Vögeln, Männlein u. dgl. Am Okrapafse, der tiefsten Einsattlung der Ostalpen, liegt der methodisch wichtige Fundort St. Michael bei Adelsberg mit seinen umwallten Burghöhen und seinen aus verschiedenen Perioden stammenden Flachgräberfeldern, welche und die illyrischen Iapuden vor und nach ihrer durch Strabo bezeugten Annahme der keltischen Waffenrüstung kennen lehren. Hier im Norden und Osten von Istrien saßen die beharrlichen Kämpfer für ihre angestammte Ungebundenheit, deren hartnäckiger Widerstand selbst einen Octavianus zu heroischer Preis gäbe seiner Person entflammte (vor Metulum, 35 vor Ehr.). Von diesen-Leuten fagt Tibull, offenbar nach guter Onelle, daß, wer sie kennen gelernt, wie sie — arm und in Waffen geboren — selbst dein höchsten Greisenalter Trotz bieten, die Sage von« reisigen Nestor weniger bewundern könne. Denn ob ein solcher Krieger auch hundert segenreiche Lenze gesehen habe, dennoch schwingt er sich noch behend auf fein fchnelles Roß und lenkt es, stramm sitzend, niit den starken Zügeln. Ich gedenke dabei eines hochbetagten arnautischen Moslim, den ich vor zwölf Jahren in Plevlje (Nouipazar) gesehen, wie er, eben aus Afghanistan zurückgekehrt, mit Orden und Waffen bedeckt, sein reichgeschirrtes Pferd zur Tränke führte.

Weiter landeinwärts in Krain haben wir reiche Funde illyrifcher Alterthümer bei Zirknil, und Podsemel, letzteres uuferu des alten Metulum, wo die Iapuden in jenem Feldzuge Octavians ein barbarisches Gegenstück zur letzten Vertheidigung Karthagos lieferten. Die Zeit der Gräber deckt sich allerdings nicht mit der des Flammentodes jener Stadt; sie stammen vielmehr aus der Nlüthezeit illyrischer Seßhaftigkeit in den Ostalpen und sind um Jahrhunderte älter als der Untergang der keltischen und illyrischen Freiheit durch die Römer. Tie reichsten krainischcn Fundgruben liegen aber im Flußgebiet der Save, von Veldes in der Wochein über Watsch (bei Littai», St. Margarethen nnd Ostroschnik bei Nassenfuft, Rovische und Videm bei Gurkfeld, Adamsberg bei Hof u. s. w., kurz, bis au die kroatische Grenze, wo in Folge minderer Ausgrabuugsthätigkeit unser Wissensdurst auf halbe Ration gesetzt wird. In der Hallstattperiode führen die illyrifchen Helden, ganz so, wie sie auf dem Gürtelblech von Watsch dargestellt sind, Helme, Lanzen und Beile (das findet man in ihren Gräbern), dagegen keine Panzer und keine Schwerter, was allerdings in der La T'me-Periode unter keltischem Einflüsse theilweise anders wird. Anch Bogen und Pfeile kommen unter den Waffen häufig vor, und immer noch findet man, wie zur Be-

stätigung jenes tibullischen Dichterwortes, hin und wieder Pferderüstungen und Pferdeskelette neben den Knochen und Grabbeigaben der bestatteten Krieger.

Wir wollen für dies Mal nicht weiter nach Norden hinaufblicken, als die historischen Nachrichten unser Interesse leiten, obwohl wir an der Vorstellung festhalten, daß wir die Funde von Mariarast an der Trau und aus der Umgebung von Wies im Sulmthale Steiermark, dann sogar die reichen, aber vorwiegend keramischen Grabhügelbeigaben aus der Umgebung von Oedeuburg in Ungarn, und was sich von nahegelegenen Fundplätzen Niederösterreichs den letzteren anschließt, illvrischen Bewohnern dieser Alpengebiete verdanken. Je näher der Donau, desto metallärmer sind im Allgemeinen diese Schichten, desto mehr stechen die einzelnen glanzvollen Importstücke, wie die Helme von Negau, der Panzer von Klein-Glein, der Plattenwagen von Judenburg, die Situla von Kuffarn, von dem Uebrigen ab, obwohl wir in den einheimischen keramischen Producten weder Formsinn noch Lust an mannigfacher Variation in Gestaltung und Verzierung der Thongebilde vermissen, ja stellenweise sogar die figurale Plastik und Zeichenkunst, allerdings in bodenlos ursprünglicher Weise, geübt finden.

Wir richten unser Augenmerk von der oberen Adria nach Osten, nach Istrien, Küstenkroatien und Bosnien-Herzegowina. Hier sitzen wieder Stämme, die wir dem Namen — und jetzt auch der Enltur — nachkennnen: die Histrier, die Liburner, die Dalmaten.\*). Die Wohnstätten und Gräber der Histrier sind in den letzten zehn Jahren wieder entdeckt worden. Ihre prähistorische Cultur ist ärmer als die uenetische, aber doch, wie zu allen Zeiten, ein Abbild derselben. Ihre Castellieri waren von der jüngeren Steinzeit bis in die römische Epoche hinein besiedelt, und viele noch heute bestehende Ortschaften Istriens sind nichts anderes, als ausnahmsweise langlebige Castellieri, die noch immer für Hirten besser gelegen sind, als für Ackerbauer. Die Funde stehen theilweise, wie auch die verwandten bosnisch-herzegowinischen, in einem merkwürdigen Zusammenhang mit den ältesten Culturresten, die wir den Italikern in der Poebene zuschreiben dürfen. Es sind hoch-alterthümliche „Terramare-Formen“, die einer metallarmen Bronzezeit angehören, und die uns bezeugen, daß einst die Illyrier und die Italiker über denselben Tnpenvorrath geboten. Der Unterschied zwischen hüben und drüben ist nur der, daß wir die so ähnlicheu Sachen in der Poebene als Hinterlassenschaft fleißiger Pfahlbauern, in Istrien und Bosnien-Herzegowina aber auf umwallten Felshühen als einstigen Besitz kriegerischer Hirten antreffen. Diese Verschiedenheit wiegt allerdings schwer genug. Außer der Viehzucht trieben die Histrier, nach ihren Nahrungsresten zu schließen, noch Jagd, Fischfang und Muschellese, — nach dem Inhalt ihrer Gräber (Nekro-\*) Ausführlicheres über die Fundorte und Fundgegenstände in meinem oben citirten Buche, S. 537 ff.

26H Moriz I<sup>o</sup>ernes in Wien.

polen von Benno und Pizzughi) zu urtheilen, aber auch Handel, zu Land mit den Veuetern) zur Tee mit ihren Stammesgenossen in Unteritalien, so daß wir hier Thongefäße, Bronzehelme, eiserne Becken, Eimer u. s. m. kennen lernen, welche einerseits nach Este hinüber, andererseits nach Tare« hinabdeuten. Daneben ist die locale Keramik keineswegs arm an eigenen, sehr entwickelten Formen und Verzierungen, die einen besonderen, in gewissem Sinne orientalischen (an Funde von Hissarlik erinnernden) Geschmack entwickeln. Jede einzelne der Localitäten, die wir hier anführen oder im Sinne haben, bietet ja dem vergleichenden Studium ihre eigenen für die dunklen Beziehungen prähistorischer Dinge höchst belangreichen Probleme-, aber wir müssen uns an dieser Stelle versagen, darauf auch nur andeutungsweise einzugehen.

Uebersetzen wir den Quarnero und den Quarnerolo, so finden wir zwischen Welita-Kapela und Belebit in Südkroatien, dem alten Wohngebiet seeräuberischer Liburner, das metallschmuckreiche Flachgräberfeld von Prozor bei Oto<sup>ac</sup> (Lila). Diese Leute liebten ganz barocke Ausgestaltungen alter einfacher Zierformen — eine Wahrnehmung, die wir in noch höherem Grade bei den Pannoniern der ungarischen Bronzezeit machen können — sie »lachten verschwenderischen Gebrauch vom Bernstein, den sie sich in ihren schnellen Schiffen von den ängstlichen Kauffahrern der Adria zu holen wußten. Sie grenzten im Nordwesten an die Histrier, im Norden an die Iavuden, im Süden an die Delmaten, mit welchen sie in steter Feindschaft lebten. Landeinwärts von der liburnischen Küste setzt sich diese Culturschicht fort: bei Biha« in der bosnischen Kraina sind ganz ähnliche Gräberfunde gemacht worden, wie bei Oto<sup>ac</sup>. Und wenn wir uns der Ostgrenze Bosniens nähern, so stoßen wir halbwegs zwischen Sarajevo und der Drina auf das öde Plateau des Glasinac, wo etwa 30—40 Grabhügel den Wanderer stundenweit, wohin er sich auch wenden mag, begleiten. Hier sind wir im Herzen des altillyrischen Landes. Hier kann man noch heute, ob auch das Volt in slavischer Zunge spricht und sich in Moslem, orthodoxe und katholische Christen scheidet, den melancholischen Zauber altillyrischen Lebens auf sich einwirken lassen. Tiefes Schweigen herrscht auf der eintönigen Hochebene. Wenn sich die Sonne zur Ruhe senkt, streicht der Seeadler trägen Fluges vom Sumpfe hinweg zu den waldigen Randgebirgen, die dem Plateau nur ihre Kämme zeigen, während sie den umgebenden tiefen Thälern die ganze Pracht ihres Anblicks enthüllen. Ueber fahlgelbe Wiesen und grauen Karst kalk trippeln die ungeheueren Schafheerden blockend dahin. Uebernüthige Füllen springen zu dem Reiter heran. Auf einem Felsblock sitzt der zerlumpte Hirt und entlockt seiner Doppelflöte urzeitlich schwermüthigen Klängen. Plumpe, häuschenartige Grabsteine lasten in imposanten Gruppen über dem Leichen der mittelalterlichen Grundherren des einsamen Weidelandes. Auf isolirten Hügelkuppen ragen die Ningwälle des namenlosen Hirtenstammes, dessen freies, träges Dasein zwischen den Niesenmauern dieser Hochburg schier

Illyische Alteithümer,  
265

unbekannt blühte und hinwelkte. Seine Äsche, seine Waffen und sein Flitterstaat ruhten über zwei Jahrtausende unberührt, ungeahnt unter den zahllosen „Gomilen“, die das bosnische Volk für die Hinrichtungsstätten gesteinigter Verbrecher hält. Jetzt sind auch diese Ueberreste, ineist Bronzen und Eisensachen, theilweise wieder erstanden und füllen das neugegründete Museum von Sarajevo mit kostbarem Inhalts) Sie enthüllen uns verschollene Beziehungen zu den Eulturcharakteren der Tardanellenburg von .öissarlik, zu den unteren Schichten der „Altis“ von Olympia und zu den Terrainaren Oberitaliens. Das sind heute für einen archäologifchen Fundplatz Adelstitel ersten Ranges, und wenn jene Beziehungen felbst für den Augenblick noch halb räthselhaft erscheinen, so hoffen wir doch aus ihnen wie aus allen noch zu gewärtigenden Entdeckungen auf der Balkanhalbinsel die Gestalt der Urgeschichte unserer Rasse in Südeuropa klar umrissen vor uns auftauchen zu sehen.

\*) Zu allernächster Zeit erscheint der I. Band einer groß angelegten Publication der „Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina“ (herausgegeben vom bosn.-herzea. Landesmuseum in Sarajevo), welcher in seinem archäologisch-historischen Theilc eine Tsiille interessanter Taten aus der illnrtschn Vorzeit dieser Länder bringen wird.

Fsnelon.

von

Arthur Aleinschmidt.

— Heidelberg. —

seiner Heimat ivie fremden Nationen ist ^nÄon heute noch theuer, seine Hauptwerke sind in alle Lultursprachen iiberseht, seine Erziehungsschriften bilden die Lectüre der heranwachsenden Generationen, seine religiösen Abhandlungen die Erholung gereifter Geister, ^'NÄon hat nur freunde, der ganze Reiz seiner Persönlichkeit, die himmlische Milde seines Herzens spricht aus jeder Zeile zu uns, wie zu unseren Ureltern und Wem.

Fran«wis de Salignac (auch Talagnac) de Lmnothe-Fönölon entstammte einem vornehmen Geschlechte der Landschaft Pórigord, das der Kirche eine Reihe Prälaten, dem Staate manche Generäle und Staatsmänner gegeben- er wurde auf Schloß ^nölon am 6. August 1651 als jüngerer Sohn Pons' de Salignac, Grafen de Lamothe-Mnülön, von Louise de la Eropte de St. Äbre, geboren. Nach liebereicher «nd einfacher Erziehung im Elternhaus bezog der schwächliche Knabe mit zwölf Jahren die Universität Labors, studirte Humaniora und Philosophie und sehte sein Studium im College du Plessis in Paris fort, wo er sich der Theologie zuwandte und sich mit dem späteren Cardinal von Noailles eng befreundete; feine erste Predigt, die er mit fünfzehn Jahren hielt, erregte Aufsehen, kam» minder als einst die Nossuets im Hutel Nambouillet. Sein ^heim, der Marquis de F^N^lon, der seiner Erziehung vorstand, sandte ihn in's Seminar von St. Sulpiec, das ihm sein Gepräge für's Leben geben follie und das er noch sterbend dein Könige als uerehrungswürdigste Anstalt empfahl; sein Herz zog ihn unwiderstehlich zum würdigen Tirector Tronson hin, und dieser redete dem schwärmerischen Zöglinge den Plan aus, Missionär in Lanada zu werden. Im Besitze der Weihen trat der juuge AM 1675 unter die Priesterge-



Finilon. 36?

meinschaft von St. Sulpice und kam dadurch in Berührung mit allen Ständen, lernte ihre Sorgen und Leiden, wie ihre Hoffnungen und ihre Jagd nach dem Glücke kennen. Er lehrte durch Predigt und Schrift; ein ungewöhnlich edler Stil, eine markige und dabei elegante, klare und fesselnde Diction waren ihm eigen, er schrieb viel und leicht, als Jüngling wie als Greis mit derselben Gewalt, man konnte von einem „Fenslon-Stil“ reden, so meisterhaft handhabte er Form und Gedanken. Seine Blicke wandten sich von Canada nach der Levante, die enthusiastische Liebe zu Griechenland ließ ihn doppelt das Glück empfinden, da zu wirken, wo Paulus gelehrt, aber auch dies Vorhaben kam nicht zur Ausführung, hingegen wurde er mit siebenundzwanzig Jahren Superior der AouvsIIs8'OattioliHu.s8 und der IMs8 6s la U»äslsins äs ^lai8ns1; es waren das Anstalten für Neubekehrte, die im Glauben befestigt werden sollten; Fsnölon fand Geschmack an seinem Posten, und unter seinen Augen wurde mit den Franen sehr hart verfahren. An Pfründen besaß er bis zu: 44. Jahre nur das kleine Priorat Carenac. Jetzt entstand seine erste Schrift, der bei aller Einfachheit fo durchgreifende und praktische Aufsatz „Ds I/Näucation äs8 tillsz,“, der von der Beobachtung ausging, nichts werde mehr vernachlässigt als die Mädchenerziehung, und der zu ihrer Besserung nicht nur echtes Echristenthum, sondern auch erweiterte Keimtnisse dringend empfahl; er schrieb das Buch ans Antrieb seiner tochterreichen Freundin, der Herzogin von Beauvilliers, und gab darin Zeugnis; von hohem pädagogischen Talente. Er kam in nähere Beziehungen zu Bossuet und schrieb auf seine Anregung eine Abhandlung gegen den „1>l,iti> äs l» u»turs st äs la Fiuos“ des Philosophen Malebranche, während er im „Irait^ äu luinizsrs äe8 p28tsui-8“ den protestantischen Geistlichen jeden priesterlicheu Eharakter, jede Autorität absprach; denn bei aller Müde des Herzens war er intolerant gegen Ketzler und übereifrig in, Eonuertiren. Darum fandte ihn Ludwig XI V. 1685, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, auf Nossuets Rath zur endgiltigen Bekehrung der Hugenotten in die Grafschaften Poitou und Saintonge; er hatte den rechten Mann gewählt, denn F«m6lon ging ohne jede Schonung vor; seine Biographen haben ihn oft in dieser Mission als milde geschildert, er war hingegen einer der grausamsten Ketzerverfolger; seine Briefe an den Minister Marquis de Seiguelay, den Sohn Eolberts, sind hierfür schlagende Beweise, sie ermuthigten die Regierung in ihrer Strenge, sie riethen zur Verbannung der Führer in das Innere des Reiches, wo sie als Geiseln dienen sollten, sie empfahlen Isttro8 äs caslist und Deportation nach Canada, fie spotteten sogar über die Tragunaden; während FönsIcm den Anschein der Milde wahrte, mit viel Humanität predigte, Belehrung und guten Rath nicht sparte, war er grausam genug, an Bossuet zu schreiben: „Man ^brauchte ihnen nur Dragoner zu zeigen, wenn man wollte, daß sie das Echristenthum abschwüren und dem Koran folgten.“ Mit dem Ruhme, viele Ketzler bekehrt zu haben, kehrte der Abb5 IWsi in die Anstalt der 5Isn,vs11ß8-(^tlwI!lius5 zurück, publicierte

368 Arthur Aleinschmidt in Heidelberg,  
seine Schriften über die Mädchenerziehung und den Pfarrberuf, und alle Welt sprach von ihm; der Herzog von Neauvilliers, sein begeisterter Anhänger, Eolberts Schwiegersohn und Freund der Frau von Maintenon, wurde im September 1709 (Gouverneur des ältesten Enkels Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, und nahm sofort Fönölon zum Lehrer an, was die Maintenon sehr billigte; allgemein versprach man sich das Beste von der Erziehung, zu deren Lob die Akademie von Angers bereits einen Preis aussetzte. Fönölon war der leitende Mann bei derselben, denn Beauvilliers ließ ihn gern gewähren.  
Sein Werk war kein leichtes, der Prinz war ein unbändiger, bis zur Wuth jähzorniger, genußsüchtiger Knabe, der alle Menschen, kaum mit Ausnahme seiner Brüder, wie Schmutz ansah, dessen Berührung er scheuen müsse: Fönölon fand aber bald hervorragende Begabung an ihm und suchte diese Natur von ihren Schlacken zu reinigen; ohne so überstreng zu verfahren wie Bosquet gegen den Dauphin, des Prinzen Vater, sparte er zwar den Tadel nicht, ließ aber lieber Milde auf den Schüler wirken. Tadel und Belehrung hüllte er in das Gewand von Fabeln und Dialogen, je näher, den augenblicklichen Launen des Prinzen warf Fönölon sie hin und führt, ihm in dieser Verkleidung seine Fehler so charakteristisch wie möglich vor Augen; der Prinz hörte in dieser verbindlichen Form die bittersten Worte, sah, wie er das Glück der Menschen machen könne und sich dabei selbst im Wege stehe und verschloß sich solchen Lehren nicht; es haben sich zwei Gelöbnisse erhalten, die er mit 8 Jahren Fönölon leistete. Alles thun zu wollen, was er ihm befehle, und sich jeder Strafe und Unehre zu fügen, falls er unbotmäßig sei, er gab darin sein „Wort als Fürst“, und er machte es zur Wahrheit. Er wurde leutselig, sanft, geduldig und bescheiden, erfüllte feine Pflicht und arbeitete. Fönölon machte ihn mit allem Wissenswerten vertraut, und als er genügende Kenntnisse in der Geschichte besaß, schrieb er für ihm nach Lueicms Muster die „vialofueß 6ß8 moi-t«“, in denen sich Größen des Alterthums und der Gegenwart unterhielten und neben Staatsmännern, Helden und Geistlichen auch Künstler zum Worte kamen; dabei bildete er den Stil des Prinzen vorzüglich aus, daß Frau von Maintenon dessen Briefe nicht genug rühnen konnte. Auch die jüngeren Brüder des Prinzen wurden von Fönölon erzogen, so Philipp V. von Spanien. Alle Welt sprach voll Anerkennung von einem Lehrer, der so Großes an feinen Schülern, den „Kindern von Frankreich“, vollbracht; später freilich hat man ihn ebenso schnell getadelt, als der Herzog von Burgund ohne Energie in frömmelnder Willenlosigkeit dahinlebte, doch war hieran wohl die Natur, nicht Fönölon schuldig. Am 31. März 1703 nahm die Akademie ihn mit allen gegen 9 Stimmen Fönölon in ihren Schoß auf; was er damals in der Rede auf seinen Vorgänger Mlisson sagte: „Um seine Tugend ganz zu zeigen, mußte er noch unglücklich sein; er ward es!“ klang wie ein Kassandraruß auf ihn selbst.

In den spanischen Klöstern war ein Lultus der Mystik entstanden, der vom äußeren Wege, d. h. der kirchlichen Frömmigkeit, absehend, von einem inneren Wege zum ewigen Leben sprach, man nannte die Lehre den Quietismus, und sie verbreitete sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts über alle katholischen Länder; diese Gottinnigkeit, welche die landläufige kirchliche Frömmigkeit mißachtete, versetzte die Jesuiten in Unruhe, weshalb sie Intriguen zu ihrer Bekämpfung einfädelten. Eine Schwärmerin, Frau von la Mothe-Guyon, warf sich dem Quietismus in die Arme, lernte Klittl in Paris F<m6lon kennen und begeisterte ihn für ihre Anschauungen, denen auch Madame de Maintenon mit Wohlwollen begegnete: wiederholt unterhielt sich F<m<5lon mit dem Bischöfe von Meaur, Nossnet, über die Fortschritte der neuen Lehre, die Bossuet verwarf. Tas fönst fo innige Verhältnis; Nossuets und FÜMous war erkaltet, was täglich mehr hervortrat; Frau von Maintenon ließ, überzeugt uou der Antipathie des Königs gegen den Quietismus, die Guyon fallen. Eine geistliche Eommission prüfte in Issn unter Bossuets Leitung die Guyou'schen Schriften; während uoch die Verhandlungen im Gange waren, ernannte der König den Erzieher feiner Enkel im Februar 1695 zum Erzbischof von Cambrai und bat ihn, die Lelirerstelle auch ferner zn bekleiden, da er nur dreiviertel des Jahres in feiner Diöcese sein müsse; F6n5lon gab die Abtei St. Valern ab, die er seit 1N94 besaß, und Bossuet weihte ihn in der Kapelle von St. Cur am 10. Juni 1W5 in Gegenwart seiner Zöglinge und der Maintenon. Letztere wünschte, daß F^Mon selbst den letzten Zweifel an seiner Nechtgläubigkeit hebe, darum forderte ilm der König auf, nach Issy zu gehen und als Lommissär an den Verathungen theilzuiiebmen. Bossuet batte W Artikel aufgesetzt, welche die ('iuyon'scken Lehreu berichtigten, Fönülon faud zwar mancherlei daran auszufetzen, unterschrieb sie aber, nachdem noch vier von ihm verfaßte „Hlticle8 oxplicatit^“ hinzugefügt worden wareu, am 10. März IliW; es handelte sich lediglich um ein Lompromiß, denn die Gegensätze der streitenden Parteien waren damit nicht beigelegt. Fwn von Guyon unterzeichnete ebenfalls am 15. April, Bossuet, ihr erbarmungsloser Verfolger, stellte ihr am 1. Juli ein Zeugnis; über ihre tadellose Haltung aus, als er aber von der Maintenon bitter getadelt wurde, lenkte er wieder ein, suchte das Zeugnis; der Guyon abzulocken und arbeitete mit allen Waffen der Bosheit gegen sie und Fön6lon; er erreichte die Verhaftung der Frau von Guyon, die in den Kerker geworfen ward, denn er wollte durchaus den Quietismus ausrotten, der König und die Maintenon gingen auf feiue Pläne ein. Mit F<uölou aber mußte es zum offenen Bruch kommen; von allen Seiten aufgefordert, in dem guictistischen Streite Farbe zu bekennen, gab dieser 1N97 seine ..^xplication cle3 maxim<?8 <i68 8>int8 8nr I» vie int^riLure" heraus, sandte sie dem Könige und Bossuet; er fchied die neue Lehre von den Übertreibungen und Entstellungen, die sich in sie eingeschlichen hätten, und bezeichnete sie als fndirt in der Mystik des Mittelalters und in der Lebre der Kirchen-

2?) Arthur Aleinschmidt in Heidelberg.

väter; die Gestaltung des vollkommenen Christenlebens beruhte ihn« zusolge auf diesem Leben selbst und auf dessen unmittelbarer Beziehung zu Gott, die kirchliche Autorität würde jenen« immer fremder. Mit Hilfe der Maintenon trieb nun Bossuet den König gegen seinen Widersacher in's Gefecht, FbMon mit seinem verinnerlichten, ernstesten und gegen sich selbst so strengen Wesen war dem genußsüchtigen loi-Zuleil nie sympathisch gewesen, und es siel Nossuet nicht schwer, die Ungnade gegen den zu kehren, dessen Schrift solch' außerordentlichen Eindruck erzeugte; er schleuderte gegen Mnölon die ,^u-«traotiu zur 168 etat« ä'ora^on", in der er die Irrgänge der falschen Mystik verdammt, es entspann sich eine literarische Fehde zwischen beiden Prälaten, Ludwig verbannte F^nÄon am 1. August von Versailles in seine Diocese, verbot ihm, sich persönlich in Rom zu rechtfertigen, und veranlagte Innocenz XII., sich gegen den Erzbischof zn erklären. Der fromme, wohlgesinnte Papst ging mit schwerem Herzen in's Feuer, unter Gewissensnoth und nach langem Widerstreben verdammt er am 12. März 1L99 die „2x-plicnriön ciss iuax!nie8 6l?8 8lünt8" und hob 23 Sätze derselben als „verwegen, Aergerniß erregend und gefährlich" hervor. Fenölon hatte im Januar 1699 seine Stellung als Erzieher eingebüßt, Frau von Gunon sah in der Bastille, FuMon's Anhang wurde verfolgt, und er fand in sich nicht die Kraft des Widerstandes, denn er hing mit allen Fasern an der Kirche; darum unterwarf er sich ohne Weiteres, verdammt in einem Schreiben an seine Diöcesanen vom 9. April selbst sein Buch und erkannte seine Schuld an, der Quietismus war begraben, Nossuet triumphirte, als F6w'lon das Geständnis; machte: „Weil ich indiscret gesprochen habe, so muß ich die Hand auf den Mund legen und schweigen.“

F6Mon und Bossuet, die Leuchten der gallicanischen Kirche, forden« unwillkürlich zum Vergleiche heraus. Nossuet, der ältere von Beiden, stand auf der Ueberlieferung und den« unerschütterlichen Boden der Kirche, auf den alten römischen Anschauungen, und fühlte sich gewissermaßen dazu geboren, die katholische Tradition zu uertheidigen; für die geheime und innerliche Religion der Reinen und Vollkommenen fehlte dem positiven Geiste jeder Geschmack, ihm war die Religion eine mehr äußere, mehr Form; in seinen kräftigen Armen hielt er die ganze Vergangenheit des Ehristentlms, bereit, mit ihr der furchtbaren Bewegung in der Gegenwart zu trotzen; er ward aus dem Menschen zum Dogma mit aller Schärfe und Unerbittlichkeit eines Dogma, willens, zu herrschen, und sich bewußt, des Himmels Rechte zu vertreten. Nicht minder als Bossuet war FÜMon der katholischen Lehre ergeben, aber in seinem eigenen Gewissen fand er mancherlei Wahrheiten, mancherlei seltene und eigenartige Punkte, die er uoch ergrübeln wollte, das ^icht im Dunkeln suchte er nicht draußen, sondern in sich; ein Apostel innerlicher Inspiration, eine seurige und lebenswarme Seele, neigte er bald der Mmlit zu; er stellte die Religion zu hoch, um für sie irgend einen Eonflikt mit der Wahrheit zu fürchten, und in diese seine Religion ttAg er die ganze

F6nelon. 275

Zärtlichkeit der Mystiker hinein, seine Seele erfüllte die Liebe, die Liebe wurde zum Princip seines Lebens, zum Anker seines Genius; er nahm den Standpunkt Arnold von Nrescias und Savonarolas ein, den natürlich Ludwig XIV. nicht begriff; für ihn war F6n6lon „der chimärische Schöngeist seines Reiches“. F6Mons Stand versagte ihm, sein Herz an eine irdische Creatur zu hängen, und so ergoß er es in Gott, den er lieben durfte; er schied sich und seine Gesinnungsgenossen von den» allgemeinen Ehrstenthume, bekannte ein mysteriöses Christenthum auserwählter schöngeistiger Seelen, eine separate Frömmigkeit, eine höhere Religion als die universelle; den, Fundamentalsatze Vossuets, der UniversMrche, dem Wir, stand bei F6Mon die Schaar der Auserlesenen, die persönliche Erfahrung, das Ich entgegen, F6n^lon machte aus sich eine eigene Tradition, unbekümmert um die allgemein giltige, und gerade in diesen. Ich liegt ein Hauptreiz seiner Schriften, stets tritt er für eigene Ideen, eigene Empfindungen, eigenen Glauben ein; sein Vertrauen zum eigenen Verstande und zur eigenen Meinung ist der Sporn seiner großen Vorzüge und die Ursache seiner Fehler gewesen; es tritt in ihm der Geist der Freiheit in Widerspruch mit dem Geiste der Disciplin; wenn nicht ein tiefer, so war er doch ein origineller Denker und obwohl Katholik, im Grunde frei. Seine Werke und seine Worte drangen aus seinem Herzen direct zu, Herzen seiner Leser und Hörer, und man konnte von ihm, sagen, was Marmontel von Vauvenargues gesagt hat: „Er hält unsere Seele in seinen Händen.“ Und wenn er aus unmittelbarer Eingebung zu schreiben scheint, so durchfluthet doch ein Geist seine Gedanken; von allen Blättern weht derselbe milde Sinn, derselbe feste Glaube, aus allen hallt dieselbe durchdringende Stimme. Man hat den berühmten unitarischen Prediger in Boston, den 1842 verstorbenen William Eltern Ehanning, den „F6n6lon der neuen Welt“ genannt, und gewiß haben wenig Menschen ein auf persönlicher Aehnlichkeit beruhendes, so sympathisches Urtheil über F6m>lon gefällt, ohne etwa seine Schwächen und Extravaganzen zu leugnen. Von hinreißender Liebenswürdigkeit und kindlicher Güte ist F6ndlon in seinen, ungeheuren Briefwechsel, z. N. in den Iritis« 8piritu,s1w8, in den Briefen an den Ehevalier Destouches, an die Gräfin Grammont, an den Herzog von Eheureuse u. A. Am bekanntesten aber wurde der Erzbischof durch eine Erziehungsschrift, die noch heute in, höchsten Ansehen steht und wegen ihres Stils dem französischen Sprachunterricht gern zu Grunde gelegt wird. Wie die Fabeln, in denen F6n6lon seinem Vorbilde La Fontaine nachgeeifert hatte, und die Dialoge, schrieb er für feinen Zögling, den Herzog von Vurgund, die „H.v«Qtire8 6ß lölölmciue, Ä8 ä'M^88s“. Ein untreuer Diener des Erzbischofs, mit der Abschrift des Manuscripts betraut, ließ seit Oktober 1698 die Eovie in tiefstem Geheimnisse in einigen Kreisen circuliren und verkaufte sie, als er den großen Beifall bemerkte, einer Druckerei; diese begann, das Buch im April 1699 anonym herauszugeben «Kid und E«K. QXV., 195, 25

372 Arthur Illeinschmidt in Heidelberg.

als plötzlich der Hof erfuhr, wer der Autor sei. Fönölon hatte sich eben der päpstlichen Verurtheilung unbedingt unterworfen, seine Schriften wurden darum doppelt streng überwacht, er stand unter dem Banne königlicher Ungnade, und so bemächtigte man sich ohne Weiteres der bereits gedruckten Theile, nur wenige Exemplare entgingen der Polizei und erregten, wo immer sie gelesen wurden, verdoppeltes Interesse; die Druckerei verkaufte deshalb einige Handschriften des noch nicht gedruckten Restes, und im Juli kam die erste, höchst unvollständige Ausgabe des ganzen Buches in« Haag heraus die Druckerpressen konnten kaum den Anforderungen genügen, die das Publikum stellte; bald erschienen auch anderwärts Ausgaben, Übersetzungen in alle Sprachen folgten, erst 1717 besorgte Fönölon's Großneffe, der Marquis Fönölon, eine authentische, nach dem Originalmanuscripte durchgesehene Ausgabe. Fönölon war seit seinen Jugendjahren ein begeisterter Verehrer von Hellas, wie Nossuet von Rom, die einfachsten und reinsten Griechen waren seine Lieblinge, Homer, Xenophon und Plato, die Odyssee zog ihn mächtig an und veranlaßt« ihn zu seinen, Telemach. Derselbe bekundet sich auf jeder Seite als pädagogisches Buch und ist speciell für den Herzog von Burgund abgefaßt, im „Mentor“ sehen wir beständig Fönölon vor Augen, im „Telemach“ den Prinzen, der einst Frankreichs Thron bestiegen soll; wir erkennen im Telemach des Herzogs Fehler und Schwächen, die allmählich Mentors weisem Rathe weichen oder durch Unglücksfälle gebessert werden; er soll vor dem galanten Leben des Versailler Hofes behütet werden, darum wird die Liebe kurzweg verurtheilt; uns freilich erscheint Telemach viel zu gefügig und nüchtern, um uns ermannen zu können. Fönölon verschmähte die Alerandriener und schuf eine einfache und elegante Prosa; seine Sprache fließt leicht dahin, ist bei großem Bilderreichtum voll Harmonie; er zuerst in der französischen Literatur pflegte die Sprache um ihrer selbst willen; der Telemach ist ein Epos in Prosa und sichert dem Autor einen Platz in der Literaturgeschichte. Auch politisch war das Buch von Bedeutung, das im Telemach aufgestellte Fürstenideal lief der Richtung Ludwigs XIV. schnurstracks zuwider, Fönölon besaß den Freimuth, das System des für allmächtig und allweife ausposaunten Königs unverblümt zu tadeln; er schilderte Ludwigs Enkel die ganze Thorheit und Verschuldung von Eroberungskriegen und tyrannischen Gewalthabern, den schweren Steuerdruck und das lüderliche Treiben des Hofes, er schilderte so durchsichtig, daß Jedermann in den Personen des Epos den König, Frau von Montesvan ?c. erkannte. Daß Fönölon ein Ideologe sei, wußte Ludwig längst; daß er sich aber untersehe, seine Ehimären und seine Anklagen an die Adresse seines Enkels zu richten, erschien ihm mehr als dreist und steigerte seinen Widerwillen. Fönölon hielt es für möglich, die Menschen zu idyllisch-einfachen Zuständen zurückzuführen und gab in der Verfassung der Handelsstadt Salente das Bild seiner politischen Wünsche; dort Herrschaft, Freihandel, volle Freiheit, Glückseligkeit, dabei freilich, was Fönölon's Irr-

gäuge charakterisirt, Musschluß aller Luxuswaaren, drückender Polizeigeist und strenger Klassenunterschied. Die Ungnade Ludwigs machte sich alsbald Fönölon bemerkbar, Fsnulon protestirte nicht gegen die Publikation des Buches, bekannte sich auch nicht als Verfasser, galt aber allgemein dafür. Auch ein neuer Kirchenstreit bot ihm nicht Gelegenheit, sich bei dem Könige und der Maintenon zu rehabilitiren. Der Zwist der Regierung mit den Jansenisten brach gegen Ende der Regierung Ludwigs nochmals aus, und Fönölon kämpfte in den Reihen der entschiedensten Gegner der Jansenisten; er rieth Papst und König 1702 in einer Denkschrift zur Strenge gegen die Jansenisten seiner Diöcese, beschwor sie aber, ihn an derartigen Maßregeln nicht als betheilligt erscheinen zu lassen; 1713 begrüßte er mit Freuden die papstliche Bulle *Ini<sup>^</sup>nitu*», die den Jansenismus verdammt und eine Art Unfehlbarkeitserklärung enthielt, und als sich sein Jugendfreund, der Cardinal von Noailles, ihr widersehte, spornte F6Mon den König in einer Denkschrift zu unnachsichtiger Verfolgung an; er überfetzte auch Augustins Werk *..vs<sup>^</sup>rati*», unter Beigabe antijansenistischer Erklärungen. Ludwigs Ungnade gegen Ftmülon war zwar eine vollständige, doch blieb der Prälat in innigsten, Verkehre mit feinem Zöglinge, der Hoffnung des Volkes, das unter dem von ihm verurteilten Systeme blutete; insgeheim wechselten sie vertrauliche Briefe, der Prinz und die Herzoge von Ehevreuse und Beauvilliers bewahrten F6Mon lebenslang eine unbegrenzte Freundschaft und hielten trotz feines Erils an ihn» fest. Er lebte in Eambrai als frommer Hirt und fuchte das Wohlgefallen Aller zu erwecken, die ihm nahten, denn er wünschte, beliebt zu sein, und erreichte diesen Zweck besser als irgend ein Zweiter; mit fürstlichen! Anstände und großem Aufwände empfang, er und immer größere Schaaren drängten sich zu ihm. Voll Leutseligkeit besuchte er auf feinen Reifen die Bauern, aß und trank mit ihnen, belehrte sie und hörte ihren Leidensgeschichten geduldig zu, er war der Vertraute seiner ganzen Diöcese, der Vater der Armen und Kranken; oft war fein Sprengel während der Kriege Ludwigs der Schauplatz der Verheerung und des Elends welche feindlichen Truppen aber auch kamen, sie ehrten F6Mon und boten ihm Schutz an, den er freilich nicht brauchte; er ging in die Spitäler und stand selbst der Pflege vor; kein Wunder, daß fein Name das Idol der Soldaten, wie das des kleinen Mannes wurde! Nie sprach er etwas vom Hofe und von Geschäften, was mißdeutet werden oder Anlaß geben konnte, ihn der Schmeichelei zu zeihen; in feinem geistreichen Geplauder erinnerte er nie an das, was er gewesen, nie an das, was noch zu werden er so sehnsüchtig hoffte. Und welche undesinirbare Grazie, welche Gewalt und welch' einfchmeichelnde Schönheit verbanden sich in seinen, Munde; hat doch Vauvenargues geradezu als seinen Lebenswunsch bezeichnet: „zu denken wie Pascal, zu schreiben wie Bossuet, zu sprechen wie F6nölon!" Der Herzog von Burgund hatte sich gut entwickelt, war wenigstens eine Natur voll Ernst und Haltung geworden, erfüllt vom Newußtfein seiner durch

27H Arthur Aleinschmidt in Heidelberg.

hohe Geburt überkommenen hohen Pflichten, frei von Hartherzigkeit gegen den armen Mann; je älter er wurde, um so mehr füllte sich sein Hof mit Bewerbern um seine Gunst, und auch des allbeliebten Lehrers Kreis wuchs um Ehrgeizige und Stellenjäger. Bossuets Zögling, der unfähige Dauphin, fiel den Blättern am 14. April 1711 zum Opfer, der Schüler Fenelon wurde Dauphin. Fénelon hatte ihm in seinem Briefwechsel wenig Schmeichelfhaftes gesagt, ihn fast unablässig getadelt und auf seine Fehler hingewiesen, jetzt hoffte er, die Früchte seiner Lehren reifen zu sehen, und man sah in ihm und dem bekannten Memoirenschriftsteller, Herzog von Saint-Simon, die künftigen Minister Ludwigs XV. Der Dauphin fragte Fénelon in allen politischen und kirchlichen Dingen um Rath, und Fénelon sandte ihm ein Memoire um's andere; er arbeitete mit neuem Feuer, um aus dem Dauphin einen gesegneten Fürsten zu machen, und tadelte mit altem Freimuth die bestehenden Verhältnisse. Im „L'Examen des 1<sup>er</sup> conZoiens à l'usage de l'Empereur“ empfahl er dem Dauphin die Verminderung der Abgaben, die Beschränkung von Heer und Hofhalt, gleichmäßige Bertheilung der Steuern, er rief nach dem seit einem Jahrhundert nicht mehr versammelten *Etats-généraux*, an denen Clerus und Adel alles bedeuteten und der dritte Stand nichts zu sagen hatte; diese Reichsstände sollten die Gesetzgebung, Clerus und Adel in den Provinzen die volle Verwaltung führen, und darum sollten die Intendanten, durch die das Königthum direct in die Provinzialverwaltung eingriff, fallen. Fénelons Plan ging hinaus auf die Abdankung der Krone vor souveränen Ständen, auf die Auslosung der Monarchie in autonome Provinzen, auf die Souveränität des feudalen Frankreich, endlich auf die volle Unterwerfung der französischen Kirche unter Roms Allgewalt; ganz ähnlich dachte sein Bewunderer Saint-Simon, der wie er des Dauphins volle Gunst genoß. Zu Frankreichs Heil wären diese „Chimären“ freilich nicht ausgeschlagen! In der „L'Etat de l'Empire“ besprach Fénelon eine Neugestaltung der französischen Staatsverwaltung; er ermahnte den Dauphin, er solle nach der Thronbesteigung sofort zum Frieden zu gelangen suchen und künftig jedem Zwiste, besonders mit Großbritannien, ausweichen; er forderte Reduction der Steuern und Reform des Steuerwesens, Abschaffung der Salz- und Kopfsteuer und der Zehnten, Erhebung der Abgaben nach festen Röhren wie im Languedoc: in allen Provinzen sollten Provinzialstände die Verwaltung besorgen und so die Intendanten in Wegfall bringen; die Reichsstände sollten sich alle drei Jahre versammeln, aber nur consultative Stimme haben; für Clerus und Adel erwartete Fénelon besondere Begünstigungen, dem Volke blieb lediglich die Pflicht des Gehorsams. ES bleibt ewig merkwürdig, daß diese Ansichten im königlichen Frankreich dem Dauphin gegenüber aufgestellt wurden! Der Freund von Clerus und Adel war ein erbitterter Feind des königlichen Despotismus. Der beste Beleg hierfür ist sein 1693 geschriebener „Brief an Ludwig XIV.“, bei dem freilich auch Ehrgeiz und Aerger, nicht am



Ruder zu sein, ihre Rolle mitspielten; in packenden Worten warnte er den eitlen, von Schmeichlern umringten Monarchen vor Selbsttäuschung und vor Mißtrauen, warf ihm vor, er fürchte sich vor jedem hervorstechenden Talente und wolle die Wahrheit nicht hören, lasse hingegen seit 8N Jahren alle Maximen des Regimentes von gewissenlosen Ministern umstürzen; er schilderte ihm einerseits die Roth des völlig zerrütteten und verarmten Volkes, andererseits den ungeheuerlichen Luxus des Hofes und rief ihm zu: „Man hat Ihren Namen verhaßt und die ganze französische Nation all unseren Nachbarn unerträglich gemacht. Man hat keinen ehemaligen Alliierten behalten, weil man nur Sklaven haben wollte.“ Eingehend sprach er über die Eroberungskriege seit über 30 Jahren, betonte: „Fremdes Gut ist uns nie nöthig,“ und stand nicht an, den König zur Herausgabe seiner sämtlichen widerrechtlichen Eroberungen aufzufordern; er erinnerte ihn in herben Worten an die Reuunionsmanöver und an den Raub Straßburgs mitten im Frieden. Der merkwürdige Brief trägt weder Datum noch Unterschrift, was den Ntnth FenÄons wesentlich geringer erscheinen läßt, als wenn er mit seinem Namen eingetreten wäre; der Brief gelangte in Ludwigs Hände, und man errieth wohl den Verfasser, wie wir aus den Briefen der Frau von Maintenon schließen dürfen; die Ungnade des Königs verminderte sich jedenfalls nicht. Um so mehr setzte F6n6lon alle Hoffnungen auf seinen Zögling. Da brachen diese jäh zusammen, die lebenswürdige Dauphine wurde am 12. Februar 1712 ein Opfer der Nötheln, am 18. d. M. folgte ihr der Dauphin in's frühe Grab, auch sein älterer Sohn starb, es hinterblieb nur ein zweijähriger, der spätere Ludwig XV. Die Papiere, die sich bei dem Dauphin vorfanden, wurden mit Beschlag belegt und seinem mißtrauischen Großvater übergeben, der Dauphin hatte jedoch noch manche verbrannt oder Veauvilliers anvertraut, unter letzteren war FöMons „Nxamsn 6e l» eon-8oi6ne6 ci'un roi“, das Ludwigs Antlitz wohl zu scheuen hatte. Im Dauvhi» begrub Frankreich seine Zukunft, FimÄon alle Hoffnungen der Zärtlichkeit und des Ehrgeizes; aus seinen Briefen spricht ein tiefer, ungekünstelter Schmerz, ehrlich und einfach äußert er: „Ich leide, Gott weiß es . . mir scheint. Alles, was ich liebe, stirbt.“ Die Höflinge, die ihn bisher umringt, zogen sich zurück; sein Zögling konnte ja nicht mehr König werden! Um ihn wurde es stille, er lernte immer niehr die Menschen verachten, und die wenigen Freunde starben einer um den andern, am letzten August 1714 auch Neauvilliers, den er so innig geliebt hatte. Doch ermattete er nicht in seiner Thätigkeit; auf den Wunsch des dein Throne nahe gerückten Herzogs von Orleans schrieb er den „^rait6 8ur l'sxiFtsnce äe visu“, er fand den Grund zur Existenz Gottes in der harmonischen und weisen Ordnung der Natur und in den dem Geiste eingeborenen Ideen. Neben anderen Schriften wären noch „Dialo^us« 8ur !'ölohu.Li><?L" nnd „Mmoirs et Isttrs 8«r l«8 ocour>atiou8 cke l'^oacköinie fruuy»i8e" besonders hervorzuheben. Das beste Charakterbild F6Mons, von dem wir in der Münchener

376 Arthur Kleinschmidt in Heidelberg.

Pinakothek ein gutes Gemälde von Joseph Vivien (^ 1734) besitzen, entstammt der Feder des Herzogs von Saint-Simon: „Ter Prälats war ein großer, hagerer, wohlgebauter Mann, blaß, mit großer Nase, mit Augen, aus denen Feuer und Geist wie ein Strom hervorbrachen, und einer Physiognomie, wie ich keine ähnliche je sah, die auch unvergeßlich war, wenn man sie einmal gesehen. Sie vereinigte alles, und die Gegensätze widerstritten einander nicht. Sie besaß Gravität und Galanterie, Ernst und Frohmuth; sie zeugte vom Gelehrten, vom Bischof und vom Grandseigneur; was da wie auch in seiner ganzen Person prävalirte, war Gewandtheit, Geist, Anmuth, Tecenz, vor Allen» Adel. Es kostete Mühe, sich von seinen« Anblicke loszureißen. Mit jenem Ton und guten Geschmack, den man nur durch den steten Umgang mit der besten Gesellschaft und mit der großen Welt erlangt, verband sich natürliche, sanfte, blumige Beredtsamkeit, einschmeichelnde, aber edle und maßvolle Höflichkeit, leichte, klare und angenehme Aussprache, eine gewisse Klarheit und Präcision auch bei den verwickeltsten und sprödesten Stoffen. Dazu kam, daß er nie mehr Verstand haben wollte, als die, mit denen er sprach, daß er sich immer auf ihre Stufe stellte, ohne es sie je merken zu lassen, und so bezauberte er Alle, man konnte ihn nicht verlassen und sich das Glück nicht versagen, ihn wieder aufzufuchen. Ties ihn: im höchsten Grade eigene Talent fesselte seine gesammten Freunde trotz seines Sturzes so ganz und gar an ihn; in ihrer Zerspaltung versammelten sie sich, um von ihm zu reden, ihn zu bedauern, ihn herbeizuwünschen, sich immer niehr an ihn anzuschließen, wie die Juden an Jerusalem, nach seiner Rückkehr zu seufzen und immer auf ihn zu hoffen, wie dies unglückliche Volk noch nach dem Messias, den es erwartet, seufzt. Turch diefe Prophetenautorität hatte er sich einer Herrschaft über die Seinen beinächtigt, die bei aller Sanftmuth doch keinen Widerstand duldete.“ Mit dein Tode des grollenden königlichen Löwen konnte F6Mou hoffen, noch einmal zu hohem Ansehen bei der Regierung zu gelangen, da der muthmaßliche Regent, Orlöans, ihin sehr gewogen war; die Gesundheit Ludwigs XIV. zerbröckelte, viele Höflinge erinnerten sich F^nÄons wieder, ein neuer Stern schien aufgehen zu sollen.

Tas Schicksal hatte anders entschieden, neben dem flackernden Lichte des Monarchen stand das Fönölons, und der Engel des Todes löschte dies znerst. Auf einer Reise durch die Tiöcese stürzte sein Wagen um, der schwächliche Körper erlitt einen nachwirkenden Stoß, Fönölon kam leidend nach Cambrai zurück, Fieber brach aus, und er ging, unbekümmert um alles Irdische, dem Ende entgegen. Sein letzter Vrief betraf das Heil seiner Tiöcese und war an den mächtigen Beichtvater, Pater Le Tellier, adressirt, um dem Könige unterbreitet zu werden; FönAon wünschte, in Frieden zu sterben, darum betoute er unter Klagen über den Iansenismus: „Ich habe nie andere Gelehrigkeit als gegen die Kirche besessen, und Abscheu vor den Neuerungen, die man mir zugeschrieben hat. Ich nahm die Verurteilung

Fenölon. 37?

meines Buches mit der absolutesten Einfachheit hin. Während keines Momentes in meinem Leben kannte ich etwas anderes für die Person des Königs, als die lebhafteste Dankbarkeit, den ehrlichsten Eifer, den tiefsten Respekt und die unverbrüchlichste Anhänglichkeit." Tags darauf, 7. Januar 1715, hatte er ausgelitten; er starb unter allgemeiner Trauer des In- und Auslandes, nur nicht des Königs, den er zu wahr gezeichnet hatte, um je seine Verzeihung zu finden. Man bestattete ihn unter dem Hochaltäre der Kathedrale von Cambrai; im Jahre XII. der Revolution, 1804, fand man dort seine Gebeine, und es wurde ihnen von Napoleon ein Mausoleum zugedacht; dasselbe unterblieb zwar, doch errichtete die zweite Restauration ihm 1826 ein Denkmal in der Kathedrale, in der so oft seine beredete Stimme erklungen, und unter dem Luikönigthum erhob sich 1849 in P5rigueur, der Hauptstadt seiner engeren Heimat, eine Bildsäule an den Allées de Tourny. In Fenölon war eine der gewaltigsten Säulen von Ludwigs XIV. Zeitalter zerbrochen, es ging immer mehr zu Ende mit dessen Nimbus, und in Fenölon fand die nahende Revolution gegen das »noien r^ims einen ihrer ersten Sturmvoegel, einen der Ersten, die mit Eolbert sagten: „So kann es nicht weitergehen!“

Die Volksgesetzgebung in der Schweiz.

von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

In? i», Laufe des jüngsten Jahres in Belgien, dem lange Zeit als constitutioneller Mnsterstaat betrachteten Lande, in Angriff genommene Verfassungsrevision, welche dem Honig das Recht gewähren foll, die Bevölkerung unmittelbar über die Annahme oder Verwerfung eines Gesetzes zu befragen, mit dein die Hammern bereits befastt gewesen sind, hat die Aufmerksamkeit wieder auf deu Etaat gelenkt, in dem seit Jahrzehnten die directe Volksgesetzgebung eine organische Einrichtung ist. Dieser Staat ist die Schweiz, und die charakteristische Eigentümlichkeit der Entwicklung des schweizerischen Staatslebens seit einem Menschenalter besteht in dem Uebergang von der repräsentativen Demokratie zu der reinen Demokratie. Bekanntlich unterscheiden sich beide Arten der Demokratie dadurch, daß die erstere die gesehgebende und vollziehende Gewalt in die Hände einer von dem Volke gewählten Versammlung legt, während die letztere mindestens die gesetzgebende Gewalt nur durch das Volk als solches ausgeübt wissen will. Dem demokratischen Staatsideal wird nur die reine Demokratie gerecht, die repräsentative ist nur eine unvollkommene Erfüllung des demokratifchen Gedankens, und das Volt kann sich, vom Standpunkte dieser Anschauung aus, selbst nicht, wenn es wollte, des Rechtes berauben, selbst die Gesetzgebung auszuübe». Klar und deutlich hat dies der Mann ausgesprochen, dessen Schriften für die Entwicklung der demokratifchen Ideen fo bedeutfam waren, Jean Jacques Rousseau, uud die praktische Verwirklichung dieses Gedankens wurde in der Schweiz im Laufe des gegenwärtige» Mensckenalters unternommen. Vor dein Ausbruch der französischen Revolution hatte das Verfassungsleben der Schweiz einen ziemlich ausgesprochenen aristokratischen-oligarchischen Charakter, der auch die Stürme der großen Bewegung über-

VI« Volksgesetzgebung in der Schweiz. 379

dauerte und bis zum Jahre 1830 seinen beherrschenden Einfluß ausübte. Eine eigentliche Verfassung im heutigen Sinne bestand für die Eidgenossenschaft von 1798 nicht, das Band, das die einzelnen Kantone verknüpfte, war ein höchst loses, und das Gesamtstaatsrecht beruhte vielfach nicht sowohl auf geschriebenem Recht wie auf Gewohnheitsrecht und Herkommen. Das einzige Organ, das die Existenz eines über den Kantonen stehenden Staatsganzen — wenn man diesen Ausdruck gestatten will — verkörperte, war die sogenannte Tagsatzung, von der man sich in Deutschland aber vielfach eine vollständig irrige Vorstellung macht; die Tagsatzung war nicht, wie man aus dem „Tell“ wohl entnehmen könnte, eine politische, den Gesamtstaat repräsentierende Körperschaft, sondern eine Versammlung von Vertretern der verbündeten Kantone, welche in erster Linie nicht sowohl politische, als schiedsrichterliche Aufgaben hatte. Durch die Revolution und die ihr folgenden Verfassungen wurde dieser Zustand geändert; mehr und mehr wich das Band der völkerrechtlichen Verknüpfung einem staatsrechtlichen, aus einem losen Staatenbund entwickelte sich der Bundesstaat, der sich die ihn repräsentierenden Organe schuf und insbesondere nach 1830 zu einem wirklichen Staate wurde. Während vor 1848 von einer unmittelbaren Gesetzgebung durch das Volk kaum die Rede war und nur ganz vereinzelt Einrichtungen bestanden, welche die Entscheidung über Fragen der Gesetzgebung in die Hände des Volkes legten, machte sich nach dieser Zeit eine immer stärker werdende Bewegung geltend, welche zweck- und zielbewußt die Ersetzung der repräsentativen Demokratie durch die reine zum Gegenstande hatte; zunächst hatte dieselbe Erfolg in den Kantonen, wo entweder das obligatorische oder das facultative Referendum eingeführt wurde, im Jahre 1874 aber auch in dem Gesamtstaate. Die Verfassung dieses Jahres nahm durch Art. 89 und W das Referendum als organische Einrichtung auf und sanctionirte damit auch für die Eidgenossenschaft als solche den Uebergang zu der reinen Demokratie. Inhaltlich dieser Vorschriften bedürfen Bundesgesetze sowie Bundesbeschlüsse der Zustimmung der beiden Räte, aus welchen sich die Bundesversammlung zusammensetzt. Bundesgesetze, sowie allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse, die nicht dringlicher Natur sind, sollen außerdem dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30/100 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von acht Kantonen verlangt wird. Die Frist, innerhalb welcher die Volksabstimmung begehrt werden muß, beträgt 90 Tage, welche von der Veröffentlichung des betreffenden Gesetzes seitens des Bundesrates an laufen. Wie hieraus ersichtlich ist, hat die Verfassung nicht das obligatorische, sondern das facultative Referendum eingeführt; nicht alle Gesetze und Bundesbeschlüsse unterliegen der Entscheidung des Volkes bezüglich Annahme oder Verwerfung, sondern nur solche, in Ansehung deren die Volksentscheidung begehrt wird. Es ist klar, daß vom Standpunkte der reinen Demokratie das obligatorische Referendum den Vorzug vor dem facultativen verdient, denn nur dann, wenn ersteres eingeführt ist, hat das souveräne

280 tndwig Fuld in Mainz.

Volt die Rechtsbildung ganz in seiner Hand, nur dann kann auch nicht das kleinste und unbedeutendste Geseh zu Stande kommen, ohne daß das Volt in seiner Gesammtheit sich über die Annahme oder Verwerfung entspricht. Ebenso klar ist aber, daß in einem größeren Staatswesen die Anwendung des obligatorischen Referendums auf Schwierigkeiten stößt, die sich bei bestem Willen nicht überwinden lassen; in kleinen Gemeindeverbänden mag es an-gehen, alljährlich mehreremale die stimmberechtigten Bürger zusammen zu berufen und sie über alle Gesehe, deren Erlast für erforderlich erachtet wird, abstimmen zu lassen, in einem größeren Staatswesen ist dies einfach un-möglich, soll nicht der (hang des Staatslebens außerordentlich^rschwert werden, will man nicht Verzögerungen in der Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse des staatlichen Lebens heraufbeschwören, welche sich bitter rächen. Eine Unterscheidung unter den Gesetzen, je nachdem dieselben dem Referendum unterwerfen fein fallen oder nicht, ist dieserhalb unbedingt geboten. Hält man dies aber fest, so kann die Form, in welcher in der eidgenössischen Verfassung das facultative Referendum eingeführt worden ist, jedenfalls als diejenige bezeichnet werden, welcher am wenigsten Bedenken entgegenstellen. Das Volt selbst entscheidet darüber, ob die Urabstimmung angemessen ist oder nicht: die IM der Bürger, welche das Referendum begehren müssen, ist nicht sehr groß, sie ist nicht fo erheblich, daß es einer auch nur einiger-maßen rührigen Agitation schwer fallen könnte, die nöthigen Unterschriften dann zusammenzubringen, wenn es sich wirklich nm eine die weitesten Kreise berührende Angelegenheit handelt, und fraglich ist, ob die Ueberzeugung der Mehrheit der Nation mit der Ansicht der Bundesversammlung überein-stimmt. In der That sind denn auch die Erfahrungen, die man seither mit der Anwendung des Referendums gemacht hat, durchaus nicht als un-günstig zu bezeichnen; die Schweizer haben von demselben mit Mäßigung Gebrauch gemacht und selbst diejenigen Politiker, welche mit Mißtrauen auf die Erweiterung der Volksrechte blicken, können nicht umhin zuzugestehen, daß ihre Befürchtungen denn doch nicht schlechthin in Erfüllung gegangen sind. Trotzdem die heutige schweizerische Demokratie stark im Fahrwasser des Radikalismus segelt, ist es doch wiederholt den extremen Radicalen nicht ge-lungen, die zur Vornahme der Volksabstimmung erforderlichen 30 MO Stimmen zu sammeln; in den letzten Jahren bot sich zweimal Gelegenheit, diese Beob-achtung zu machen. Als der Bundesrath einen eidgenössischen General-anwalt zur Ueberwachung der Fremden und insbesondere zur Beobachtung der socialistischen und anarchistischen Bewegung einsetzte, suchte die socialistische Arbeiterpartei vergebens mittelst der Volksabstimmung diese neue Einrichtung zu Fall zu bringen, es gelang ihm nicht, innerhalb dreier Monate die Unter-schriften von 80 000 Bürgern beizubringen; den gleichen Mißerfolg hatte sie bei dein Versuch, das neue Nuslieferungsgefeh mittelst der Volksabstimmung zu beseitige», auch hier erwies sich der gesunde und praktische Sinn der Schweizer mächtiger, als die Wirkung der radicalen Redensarten und der

Die Volksgesetzgebung in der Schweiz. 28^

Einfluß einer rücksichts- und scrupellos. betriebenen Wühlerei. Kann so- nach der Schweiz das Zeugnis; nicht versagt werden, daß ihre Bevölkerung von dem Referendum im Großen und Ganzen einen weisen und maßvollen Gebrauch gemacht hat, so >folgt daraus andererseits natürlich nicht, daß die Einrichtung sich in jedem Staate so bewähren würde, wie sie sich bis jetzt in dem Alpenlande bewährt hat; wir sagen ausdrücklich bis jetzt, denn wie es mit der Bewährung dann aussehen wird, wenn die Socialdemokraten erst einen größeren Einfluß und eine bedeutendere Macht erlangt haben, die sie dazu befähigen wird, die Gesetzgebung, im Sinne ihrer Ideen zu reformiren, muß abgewartet werden: es wäre doch möglich, daß man, wenn erst der Senn und der Kuhhirt, welche natürlich über die Annahme oder Verwerfung der Gefetze ebenso gut zu entscheiden haben, wie der erste Beamte und her- vorragendste Gelehrte, von der Wahrheit des socialistischen Evangeliums durch- drungen sind, andere Ergebnisse erzielte als bisher; das Referendum bietet in Verbindung mit der sofort zu erwähnenden Initiative den Socialisten die Möglichkeit, ihren Forderungen Eingang in die Gesetzgebung zu verschaffen, ohne daß auch nur einer der Genossen die bekannte Heugabel zu nehmen braucht. Vielleicht bietet schon die nächste Entwicklung des Staatslebens in der Schweiz reichliche Gelegenheit, interessante Beobachtungen in dieser Be- ziehung zu machen. Der Radikalismus hat in manchen Kantonen dem Socialismus in der Revision der Gesetzgebung der Art vorgearbeitet, daß letzterer nur auf dem Wege weiterzugehen braucht, den die Kantönligenwaltingen da und dort vorgezeichnet haben.

War mit der Einführung des facultativeu Referendum auch einem guten Theil der demokratischen Wünsche Rechnung getragen, so genügte der dadurch errungene Erfolg auf die Dauer gleichwohl nicht, das Volk hatte allerdings die Entscheidung über die Annahme oder Verwerfung der Gesetze, aber es besaß nicht das Recht, die Vorlegung eines Gesetzes vorschlagen, mit bestimmtem Inhalte verlangen zu können; die Ergänzung des Referendum durch dieses Recht der Initiative wurde seit Jahren eifrigst betrieben, und nachdem die kantonale Gesetzgebung auch hierin vorangegangen war, ist am 5. Juli 1891 in der Volksabstimmung ein Gesetz angenommen worden, welches das Recht der Initiative in die eidgenössische Verfassung einführt. Hiernach können 59,000 Schweizerbürger das Begehren um Aufhebung, Erlaß oder Aenderung bestimmter Artikel der Verfassung stellen, und zwar entweder in der Form allgemeiner Anregung oder in derjenigen eines ausgearbeiteten Gesetzent- wurfes; in« ersteren Falle haben die eidgenössischen Räte, wenn sie mit der Anregung einverstanden sind, einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, der vor das Volk zu bringen ist, im zweiten Falle beschließt die Bundesversammlung die Zustimmung zu dem Entwürfe oder sie lehnt ihn ab; bei der Ablehnung ge- langt er gleichzeitig mit einem von ihr auszuarbeitendem Entwürfe vor das Volk, bei der Zustimmung dagegen ohne Weiteres; auch wenn die Räte mit der Anregung nicht einverstanden sind, wird dem Volke die Frage vor-

382 Ludwig Fuld in Mainz.

gelegt, ob im Sinne der Anregung die Verfassung zu ändern sei. Durch diese Neuerung ist das Referendum nach der positiven Seite ergänzt und damit die Volkssouveränität wesentlich erweitert worden; ein Bruchtheil, wenn auch immerhin ein nicht unerheblicher der Gesamtbevölkerung kann die vollziehende Gewalt zur Vorlegung eines Gesetzes mit bestimmtem Indult zwingen oder selbst ein solches vorlegen, das souveräne Vollmacht damit die Gesetzgebung unmittelbar in seine Hand genommen und von der repräsentativen Demokratie ist hiernach nicht mehr viel übrig geblieben. Wie sich diese Erweiterung der Volksrechte bewährt, muß abgewartet werden, der erste Gebrauch, der von der Initiative gemacht wurde, besteht in dem Verlangen nach Vorlegung eines Gesetzes, welches das sogenannte rituelle Schächten, d. h. die bei den orthodoxen Juden übliche Tödtung von Thieren ohne vorgängige Betäubung untersagt; man würde übrigens sich im Irrthum befinden, wollte man dieses Vorgehen auf antisemitische Motive zurückführen, dasselbe entstammt vielmehr der Thätigkeit der Thierschutzvereine, die in der Schweiz eine einflußreiche Stimme besitzen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die Voraussetzungen, unter welchen von der Initiative Gebrauch gemacht werden darf, manche Bedenken zerstreuen, die an sich gegen diese Einrichtung geltend zu machen sind, so ist und bleibt diese Neuerung doch eine höchst gefährliche; es kann gar nicht fehlen, daß im Laufe der Jahre zahlreiche Vorschläge werden eingebracht werden, welche einen bedenklichen Charakter besitzen; rücksichtslosen Wühlern wird es, wenn auch mit einiger Anstrengung, gelingen, Stimmen zu sammeln, um die Vorlegung eines Gesetzes zu bewirken, der ihren Gedanken entspricht. Auch wenn die politische Bildung größer wäre, als sie es thatsächlich in der Schweiz ist, bliebe die Einführung des Rechts der Volksinitiative ein gewagtes Experiment, das am letzten Ende nur den Radicalsten der Radicalen nützen dürfte, der Umstand, daß in verschiedenen Kantonen die Anwendung der Initiative zu Uebelständen bislang nicht geführt hat, beweist gar nichts; in einem kleinen Staate mit einfachen Verhältnissen kann eine Einrichtung ohne Bedenken eingeführt werden, die in einem großen mit verwickelten Verhältnissen die Stetigkeit der staatlichen Entwicklung schwer gefährdet. Das Erstarken der Socialisten in der Schweiz, mit denen ein Theil der radicalen Demokraten sympathisirt, läßt zudem diese directe Volksgesetzgebung in einem ganz anderen Lichte erscheinen; verstehen die Socialisten die Massen gehörig zu bearbeiten — und hieran zu zweifeln wäre doch mehr als naiv — so dürften die schweizerischen Republikaner da und dort Erfahrungen machen, welche ihnen zwar sehr lehrreich, aber weniger angenehm sein werden. Es ist nach dem natürlichen Entwicklungsgang der Dinge nicht zu bezweifeln, daß die Verwirklichung der Forderungen der reinen Demokratie in der Schweiz noch weitere Fortschritte machen wird; der Stein ist in's Rollen gebracht, und wer möchte wohl die Linie angeben, an welcher seine Bewegung zum Stillstand gebracht wird? Der Initiative dürfte die Umwandlung des facultativen Referendum in das obligatorische folgen.



Die Volksgesetzgebung in der Schweiz. 283

und eine weitere Maßregel zur Demokratisierung des Staatslebens wird in der Wahl der Richter durch das Volk bestehen, wozu die Ansätze bereits vorhanden sind. Ob man sich für die Wahl auf Lebenszeit oder nur für einige Jahre entschließen wird, kann natürlich nicht vorhergesagt werden, aber darüber besteht wohl kein Zweifel, daß, wenn die Wahl der Richter durch das Volk auf die Dauer eines Jahres oder einiger Jahre eingeführt werden wird, die schweizerische Justiz, die in manchen Kantonen ohnehin noch an die schöne Zeit erinnert, allwo die Waldstädte den Bund gegen Oesterreich schlossen, mit der Zeit sich kühn an die Seite der Justiz des Kadi stellen kann, der bekanntlich bei jedem Urtheile denkt: Allah weiß es besser. Die Schweiz kann sich dank ihrer eigenthümlichen, von dem Induftrillismus noch nicht so durchsetzten Verhältnisse, dank ihrer gesicherten neutralen Stellung und — last not least — dank dem Umstände, daß sie eine Bevölkerung besitzt, die zum größten Theile aus tüchtigen, arbeitslustigen, charakterfesten, dabei mit gesundem, praktischem Sinn begabten Elementen besteht, manche demokratische Experimente erlauben, die einen anderen Staat zerrütten würden; ob sie aber stark genug ist, auch die Consequenzen der Initiative und der weiteren Demokratisierung zu ertragen, die nur eine Frage der Zeit ist, dürfte denn doch recht zweifelhaft sein. Daß das Referendum in einem republikanischen Staate ein treffliches Erziehungsmittel der Massen ist, daß es vor Allem dazu beiträgt, zwischen den oberen und unteren Klassen der Gesellschaft einen steten Contact zu schaffen, dessen Mangel in anderen Staaten nicht genug bedauert werden kann, daß er schließlich der wahren Mehrheit die ihm gebührende Stimme und den ihr zukommenden Einfluß auf die Rechtsbildung verschafft, wird auch derjenige anerkennen müssen, welcher in der streng constitutionellen Monarchie nach dem Muster Englands die beste Staatsform zur Zeit erblickt. All' diese Vorzüge entbehrt aber die Initiative, und das Urtheil über sie muß deshalb ein wesentlich anderes sein, wie die Beurtheilung jenes. Es ist einleuchtend, daß das Referendum sich mit den, monarchischen Staatsgedanken nicht verträgt; in der Monarchie, auch in der durch den Parlamentarismus beschränkten, kommt die Souveränität nicht dem Volke, sondern dem Monarchen zu, der (aus) in Verbindung mit der Volksvertretung das oberste der in der Souveränität enthaltenen Rechte, das Recht der Gesetzgebung ausübt. Die Einführung des Referendum in einer Monarchie ist deshalb eine direct gegen das monarchische Princip gerichtete Maßregel, und hierin wird auch durch die Thatsache Nichts geändert, daß die Volksabstimmung nur auf das Verlangen des Monarchen stattfindet, der sich in einer bestimmten Frage mit der Volksvertretung in Widerspruch befindet. Der Staat, welcher das Referendum einführt, anerkennt damit die Souveränität des Volkes; in jedem Staate giebt es aber nur einen Souverän, mit dem Augenblick, in welchem das Volk die Souveränität thatsächlich ausübt, hat der Monarch aufgehört im eigentlichen Sinne Souverän zu sein. Ob man dies in Belgien bei der Revision der Verfassung wohl zur Genüge beachtet hat?

Mattes Blut.

Novelle

von

tzjalmar «I^hristensen/)

i.

il' hatte ein regelmäßiges, fast antikes Profil, die kurze süd-  
ländische Stirn einer Mesfalina und ein starkes und rundes  
Kinn, wie es bei dem nordischen Typus nur selten zu finden ist.

Das Haar, bräunlich blond ohne Glanz, kräuselte sich mit einer eigenen  
leichtsinnigen Derbheit; es war unmöglich, es in die Frisur zu sammeln.  
Locken rissen sich los und spielten mit der bleichen, brünetten Haut der  
Wangen, und lange Haare, lichter als die andern, kitzelten einen Nacken,  
dessen geschmeidige Kraft manchen jugendlichen Beschauer tiefer athnen lieft.  
Der größte Reiz dieses Hauptes waren jedoch ein paar große blaue  
Augen, deren unberechenbar wechselnder Ausdruck ihren Mann, ihre Freunde  
und Bewunderer verwirrte. Diese Augen konnten an ein altkluges trauriges  
Kind erinnern; und an ein junges Mädchen, welches noch träumt — bereits  
erwachsen ist, es aber nicht weiß, und sie konnten bisweilen in unbarm-  
herziger Kälte denselben Ausdruck bekommen, wie der eines koketten Weibes,  
wenn es mit einem eroberten Anbeter fertig ist.

Es war an einem September-Nachmittage.

Sie faß und sah zum Fenster hinaus, welches nach einen, kleinen  
Garten geöffnet war, an zwei alte, welkende, aber noch laubreiche Aborn-  
bäume, welche den Lärm der Straße dämpften.

\*) Einzig autoisierte Uebersetzung von Ernst Nrausewettel.

Mattes Vlut, 385

Ihr Mann stand und betrachtete sie:

„Was willst Du denn?“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn ich nun Dich bitte.“

„Ja — aber ich weiß nicht. Diese Parteen nach Deinem Gut hinaus haben angefangen wick zu langweilen. Die langen einsamen Tage, an welchen Du auf die Jagd gehst. Dort sind keine Menschen.“

„Na ja, ich begreife das. Aber am Abend. Für mich sind das die glücklichsten Stunden — wenn ich dann nach Hause komme, und ich weiß, daß Du da bist — an dem großen Kamin im Eßzimmer sitzen, eine matte Gluth über allem in der Nähe Befindlichen und das Uebrige in schweigendem Halbdunkel — sich gesund und sicher und heimisch fühlen — bei Dir, Helene.“

„Ja — ja, natürlich. Aber ich kann nicht so wie Du sitzen und mich am häuslichen Herde wärmen. Das geht einen Abend oder zwei, im Anfang gefiel es mir dort auch recht gut. Aber nicht Tag für Tag. Du weißt, ich will mich amüsiren, die Leute sollen mir den Hof machen“ — sie sah ihn lächelnd an, „so bin ich nun einmal, das weißt Du ja.“

„Ja, ja, Helene. Aber Du mutzt mich nicht ganz im Stiche lassen, für die Zukunft.“

„Ach nein, ich bekomme schon wieder Lust dazu, wenn einige Zeit vergangen ist. Im Augenblick bin ich nun einmal zu andern Dingen aufgelegt.“

Ihr Mann blieb noch einen Augenblick stehen. Sein längliches, mageres Gesicht, mit den ernsten grauen Augen, und dem großen dunklen, ein wenig hängenden Schnurrbart, der melancholisch wirkte, wurde fast lebhaft, während er seine Gattin betrachtete, soviel Bewunderung und Zärtlichkeit barg der Ausdruck in sich.

Er war noch jung, nur sechszwanzig Jahre, aber sein Wesen hatte für gewöhnlich etwas Zerstreutes, Wortkarges, Düsteres an sich, was ihn älter erscheinen ließ. Er war ein einfacher Jurist, mit Vermögen, und interessirte sich nicht sonderlich für Anderes als eine feine Frau, mit welcher er sich vor einem halben Jahre verheirathet hatte, und für die Jagd.

Er beugte sich nieder, küßte ihre Hand und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Es dämmerte langsam und lange, ein melancholisches Halblicht, welches von den gelblichen Farben des westlichen Himmels genährt wurde; der zur Neige gehende Tag, der blasse Herbst und die Einsamkeit stimmten die junge Frau ganz traurig, ihr war ängstlich zu Muth, so allein, sie konnte sich aber nicht aufraffen, sondern blieb am offenen Fenster sitzen — der Anblick der freudlosen Natur, welche matt zur Ruhe gleitet, der krankhaft glühende Himmel und das todte Laub wirkten fast lähmend auf sie. —

386 Hjalmar Chliffense».

Sie wurde durch einen Besuch erweckt.

„Sind Sie es, Koltzow —“

„Ja, ich bin es —“

„Das ist nett — sehr nett von Ihnen. Ich bin sicher, Sie haben einen feinen Instinct, daß Sie abnten, ich säße allein und wäre unglücklich.“

„Danke, gnädige Frau — ich weiß nicht, ob ich das Lob eincassiren dars. Ich bin in derselben Stimmung, wie Sie selbst, und ich habe gelernt, in derartigen Fällen hierherzuflüchteu. Das ist der Grund.“

Frau Feiring schüttelte den Kopf.

„Dann war es heute sicher nicht klug von Ihnen.“

„Das wird sich ja zeigen. — Ist Niels zu Hause?“

„Ja, das heißt, er packt. Er will mit dem Nachmittagszug hinaus.“

„Sie fahren also nicht mit.“

„Nein, ich sagte Niels, ich wollte hierbleiben und mich amüsiren. ilb- fchon ich eigentlich nicht weiß, womit ich mich amüsiren soll.“

„Aber liebe gnädige Frau, es steht ja eine Menge Menschen bereit, Ihnen zu helfen, Hirn und Beine anzustrengen, falls es etwas geben sollte, wozu Sie Lust bekämen.“

„>)a, aber das ist ja gerade der Fehler: ich bekomme zu nichts Lust.“

Koltzow bedachte sich einen Augenblick.

„Wissen Sie was, Frauchen —“

„Ach, entschuldigen Sie, ich bin nicht Ihr Frauchen. Das klingt so herablassend.“

„Also, gnädige Frau — es ist nnr Einbildung, daß Sie zu mchts Lust bekommen können. Sie haben doch die Welt noch nicht so gründlich kennen gelernt. Ich bin überzeugt, daß es noch eine ganze Menge amüsanter Dinge giebt, welche Sie noch gar nicht versucht haben. Es giebt bunderte eigenartiger gemüthlicher und besonderer Situationen, von denen Sie sich noch nicht einmal weitere Gedanken gemacht haben. Und es giebt noch Menschen, welche Ihre Neugier erwecken könnten, seltene Variationen des menschlichen Wesens, die Ihnen fremd sind, und die Sie ganz bestimm: eine Weile werden beschäftigen können, wenn Sie sie einmal antreffen.“

Frau Helene war aufmerksamer geworden. Sie hatte ihren Platz am Fenster verlassen, glitt in einen großen weichen Sessel nieder und fand einen kleinen Fußschemel, den sie mit der Lehsvitze an sich zog. Koltzow schweig einen Augenblick und verfolgte die Bewegung des Fußes, die stramme Geschmeidigkeit des Muskels, der in dem schwarzen Eidenstrumvf verborgen war. —

„Ja, ja, koltzow, es ist gut. Ich will versuchen, Ihnen zu glauben.“

Aber es hilft ja nichts, wenn Sie weder die seltsamen Menschen noch die gemüthlichen Situationen herbeischaffen können. Sie weiden doch wohl nicht verlangen, daß ich ausgehen und sie aufsuchen soll.“

Mattes Vint. 38?

Koltzow lächelte: „Nein, das würde nicht einmal helfen. Aber sagen Sie nur nun: könnten Sie sich nicht denken, daß ich der rechte Mann des Augenblickes wäre?“

„Sie?“

Frau Helene sah ihn an, ihre Augen nahmen einen kindlich erstaunten Ausdruck an.

„Vielleicht — aber wir kennen ja einander viel zu gut. Sie können mir unmöglich ein neuer seltsamer Mensch werden.“

„Das ist durchaus nicht so unmöglich, Frauchen —“

„Na, denken Sie nicht daran, was —“

„Ja, ich denke daran, aber wenn Sie ein wenig die kleine Frau, so kindlich süß und kindlich dumm spielen wollten, wäre es mir sehr lieb.“

Frau Feiring begann ihren Schaukelstuhl ziemlich rasch auf- und abzuwiegen, den Kopf ein wenig nach hinten übergelehnt, sodaß Koltzow nur den weißen trotzigem Hals sah. Den Fußschemel stieß sie bei Seite.

„Frau Feiring —“

„Na, sehen Sie ein, daß Sie auf Irrwegen gewefen sind?“

„Ich muß in jeden, Falle thun, als wenn ich es einsehe. Es ist übrigens komisch, daß Sie sich absolut langweilen wollen.“

„Ich langweile mich gar nicht. Und wenn dem selbst so wäre, würden Sie in jedem Fall nicht die Befriedigung erleben, meine Zuflucht zu werden.“

„Wer soll denn Ihr Netter werden, wenn ich so frei sein darf —?“

„Ja, ich weiß nicht, wer der Nächste dazu ist. Niels natürlich.“

„Niels, ja selbstverständlich. So, Niels soll Sie amüsiren. Aber sind Sie auch sicher, daß das eigentlich für Ihren Mann paßt? Sie wissen, ich kenne ihn fast ebenso gut wie Sie. Niels ist ein mehr als gewöhnlich sympathischer Mensch, darüber sind wir Beide einig. Und Niels versteht es ausgezeichnet, es den Leuten wohligh und gemüthlich zu machen, welche bereits im Vorhinein aufgelegt sind, sich wohl zu fühlen. Aber Niels versteht es nicht, eine kleine launenhafte Dame zu amüsiren, die bereits im Voraus aufgelegt ist, schlechter Laune zu sein. Oder was meinen Sie?“

Frau Feiring erhob sich und ging langsam zum Fenster. Dort blieb sie stehen und betrachtete das fahlgelbe Laub.

„Sie haben Necht;“ sie sprach leise, fast zu sich selbst.

Koltzow wartete ein wenig, betrachtete Frau Helene und setzte sich im Sopha besser zurecht.

„Darf ich eine Zigarette rauchen und im Uebrigen noch eine Weile hier bleiben?“

Feiring trat herein, zur Neife umgekleidet:

„Guten Dag, Konrad. Ich hoffe. Du bist gekommen, um Helene und nicht mich zu besuchen.“

Die beiden Männer hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit einander, etwas Verwandtes im Ton und in den Bewegungen jene unbestimmbare

Aoid und C!id, I.XV. 19L. 26

288 Bjalmi Christensen in Chrisli»»!«.

Aehulichkeit, welche Leute leicht bekommen, welche lange und intim mit einander verkehren — und doch waren Gegensähe vorhanden, der eine ein großer, etwas schwerfälliger Jägersmann in seinem bequemen hellgraue» Anzug und der andere zierlich elegant, mit einem Duft diplomatischer Correctheit, untadelhaftes Parfüm und beste Gefellfchaft. Feirings Geficht machte den Eindruck der Bravheit und schlichten Intelligenz, Koltzow dagegen erinnerte ein wenig an einen civilisirten Zigeuner — besonder; vielleicht, weil er fast fchwarze Augen hatte.

„Ja, natürlich. Ich denke, Deine Frau und ich können schon ohne Dich auskommen. Wir haben gute Pläne; Dil wirst es schon bereuen, daß Du Dich nicht lieber in einer gebildeten und liebenswürdigen Weise zusammen mit uns amüsirt hast.“

Feiring lächelte. „Adieu, Helene, schreibe mir morgen ein paar Zeilen. Adieu, Kolhow, Du trinkst wohl eine Tasse Thee bei Helene.“

II.

Feiring ging.

Es entstand eine unsichere Pause. Frau Helene ging langsam auf und ab, riß ein Blatt von einer Blume, stellte einige Nippsachen um und sal, Koltzow nicht an, der mit seiner Zigarette dasaß und möglicherweise M wenig nervös war; er wechselte öfters die Stellung, und feine Hand alin an dem gepolsterten Arm des Sophas auf und nieder.

„Können Sie sich einige Jahre zurückerinnern, ungefähr um diese Zeit, gnädige Frau — ein wenig früher, es war milder und der Sommer noch nicht vorbei, wir waren auf dem Lande, auf einem großen Hof mit einem alten Garten, wo die Rosenhecken dichter und wilder und reicher wuchsen, als ich mich entsinnen kann, sie irgendwo gesehen zu haben — sie waren gerade 'ganz verblüht, der Rasen leuchtete noch von nassen Haufen, verblaßt und halb verfault, ihr schwacher Duft mischte sich mit dem der Erde, des Grases und der Bäume, Erinnern Sie sich dreier Menschen, die sich dori im Garten tummelten, ein paar Freunde, welche kürzlich ein eigenthümliches Weib kennen gelernt hatten, das eigenthümlichste, welches sie noch bisner getroffen? Habeu Sie später jemals seit diesem Anfang, wo Ihnen Beide gleich fremd waren, die beiden Freunde verfolgt, welche feit dem Tage auch die Ihren waren, ich meine: das Verhältnis; dieser Männer zu Ihnen selbst verfolgt — oder haben Sie vielleicht nur das im Gedächtnis; behalten, was mit demjenigen zusammenhängt, dessen Gattin Sie heute sind, und das Andere, mit demjenigen, welcher keine Bedeutung für Sie bekam, in die stumme Grabestiefe alles dessen gleiten lassen, was keinen Berührungspunkt mit der Gegenwart besitzt: entschwundener Sommer Sonm und todter Blumen Duft, bewegte Augenblicke und wundersame Gespräche

-mit Menschen, welche nicht mehr eine Rolle in Jemandes innerem Leben spielen."

„Koltzow," sagte die junge Frau-, sie stand an einem der Nlumentische, ihr Haupt war vornübergebeugt, die Augenlider mit den langen Wimpern hatte sie gesenkt, und ihr Mund bebte. „Ich habe nichts vergessen. Aber warum fragen Sie? Sie sollten nicht fragen, das ist nicht einmal nobel von Ihnen."

Koltzow war überrascht. Der sonderbare Ton, die Gemüthsbewegung, das Ganze kam ihm fremd und unerwartet. Er hatte etwas gewöhnliche kokette Melancholie erwartet, dies hier war etwas mehr. Seine erste Ein- gebung war, sie zu beruhigen, die andere, ihre Hand zu ergreifen: „Sie sind nicht glücklich;" aber er bedachte sich, es konnte etwas Klügeres geben. „Frau Helene, es ist nicht leicht, nobel zu sein, wenn die Sache einem so nahe geht. Und diesmal ist es vielleicht gleich richtig zu reden, wie zu schweigen. Wagen wir es zu reden und seien wir ganz aufrichtig — das ist muthig gehandelt, aber ich glaube nicht, daß wir es bereuen werden."

„O Koltzow, das hat keinen Sinn. Wenn ich frei heraus spräche — erstens würde das nichts besser machen, und zweitens würde ich vielleicht heute, in dieser dummen Stimmung, mehr sagen, als ich meine. Ich fürchte mich, Koltzow. Ich könnte noch unglücklicher werden, als ich es schon bin. — Sie brauchen nicht zu gehen — gehen Sie nicht — ich wünsche, daß Sie bleiben — aber Sie sollen munter und lustig und gewöhnlich sein, wie alle Tage, wenn Sie mit Aiels und mir zusammen sind. Sie sollen mich beruhigen, ich will vergessen, wie ich jetzt gewesen bin, ick will munter sein, ich auch. Hören Sie?"

Koltzow hatte sie genau beobachtet. Ihre Haltung batte eine eigene schnelle Elasticität angenommen.

„Frau Feiring — Helene — ich verspreche Alles, was Sie wollen. Und Sie sollen munter werden, wir werden uns amüsiren, dessen können Sie ganz sicher sein. In einer Stunde oder zwei werden wir Beide alle ernstesten Gedanken vergessen haben, wir werden über die dümmsten Tinge lachen, wir werden lustig sein, wie wilde Kinder. Aber Sie müssen mir einen Augenblick schenken, ich bitte nur um ein paar Minuten, in denen ich frage und Sie antworten. Ich kann nicht weiter leben in dieser Weise, ohne mit meiner Vergangenheit fertig zu werden — ich will wissen, wie ich damals und dann und dann zu Ihnen gestanden Imbe — ich mache mir nichts aus der Jetztzeit, ich habe kein Interesse daran. Aber ich vermag nicht, wie so viele Andere mich darein zu finden, daß der wichtigste Theil meines Lebens mir ein Mithsel ist, ich komme deshalb zu Ihnen, welche mir die Antwort geben kann. Helene, seien Sie freundlich und lieb, seien Sie gut. Ich bitte Sie!"

2^0 Hjalmar thlistensen in Christiania.

Frau Feiring durchmaß mit einmal, schnell und plötzlich, das Zimmer und nahm in demselben Sopha wie Koltzow Platz. Sie sagte nichts und sah ihn nicht an, aber er ergriff das stumme Zugeständnis! und fuhr fort: „Sie wissen, es waren einmal zwei Männer, welche Sie beide sehr liebten, gleichviel, wenn auch jeder in seiner Weise — zwei Menschen, die Alles gethan haben würden. Alles, was sie konnten, damit Tic glücklich würden. Diese Beiden, Niels und ich, erzählten Ihnen, nicht gerade in Worten, aber auf hundert verschiedene Arten, aus denen ein intelligentes und feinführendes Weib verstehen kann — was sie fühlten, hofften und erbat. Und sie harrten IBeide des Blickes, des Händedruckes, welcher einem uerständnißvollen Manne die Gewißheit verleiht, ohne welche keiner von ihnen um Ihretwillen, um seiner selbst und des Freundes willen ein offenes Wort wagen wollte. Ich glaube — ich darf glauben, das; es Augenblicke gab, wo Sie soviel bei mir, der Ihnen verwandt und lieb war, fanden, daß Sie sich nicht für den Anderen hätten entscheiden tonnen — es gab einzelne solche Augenblicke. Wenn ich Sie bäte, eine große Bitte, aber die einzige, welche ich an Sie habe — wollen Sie mir sagen, was eigentlich das Entscheidende wurde? Wenn Sic es selbst wissen und dem Gefühl oder Gedanken Ausdruck zu geben vermögen, dann sagen Sie es. — Aber zürnen Tie jedenfalls nicht, weil ich Sie gefragt habe.“

Frau Feiriug fchwieg lange, um sich zu beruhigen und diejenigen Ausdrücke zu finden, welche sie haben wollte, mit jeuer Vergangenheit beschäftigt, von der er gesprochen hatte.

„Ich glaube, etwas Entscheidendes, bei Weitem nicht Alles, sondern nur etwas war das, was ich nun sagen will. Als wir uns trafen, war ich bereits einmal verlobt gewesen. Ich verlobte mich sehr jung, mit siebzehn Jahreu, glaube ich. In gewissem Sinne liebte ich ihn. Er war gutmüthig und schlau, schlau und derb. Er zerstörte viele Feinheiten in mir. Ich war im Anfang verliebt und dachte nicht weiter daran, mich zu wehren. Schließlich aber begriff ich doch, wohin das führte, und brach mit ihm. Später kokettirte ich ein wenig, ich war etwas gleichgiltig geworden; ich hatte bereits ziemlich viel verloren, ich war nicht mehr so achtsam auf mich selbst. Anßerdem amüsirte die Koketterie mich, zn der ich unbedingte Anlage hatte. Nnd das brachte mich dazu, Vieles zu vergessen, was ich gern los sein wollte.

Dann trat eine Neaction ein — ich faud, das Alles läge mir zu niedrig, und wurde ziemlich traurig.

Zu der Zeit traf ich Sie und Niels. Sowohl Sie als auch Niels standen in mehreren Beziehungen höher als die Männer, welche ich bisher getroffen hatte. Die Bekanntschaft interessirte mich, und wir Drei wurden bald ziemlich unzertrennlich.

Als dann der entscheidende Zeitpunkt kam, war es ivohl mein frühere? Leben, welches mich bestimmte. Ich war Ihrer nicht in derselben Weife



Mattes Vlut. 29<

sicher, wie es bei Niels der Fall war. Sie interessirten mich mehr, aber ich hatte zu Niels ein Vertrauen, wie zu keinem Andern. Und ich bedurfte Jemandes, auf den ich mich verlassen konnte. Ich merkte bisweilen bei Ihnen, ich glaubte es in jedem Fall bemerken zu können, wie meine Vergangenheit auf Ihr Verhalten wirkte. Ich war verlobt gewesen, und ich hatte totgetirt: ich fühlte bisweilen zu sehr, daß Tic Neides wußten. Sie behandelten mich niemals beleidigend, aber mit einem gewissen Anstrich von Selbstbewußtsein. Ich weiß nicht einmal sicher, ob Tic immer wünschten, mich zu gewinnen, in derselben Weise, als Niels es wünschte. Ich fühlte mich Ihnen gegenüber nicht selten sehr unsicher.

Mit Niels war das etwas Anderes. Ihm ist die Toleranz in's Blut übergegangen — er ist der toleranteste Mensch, den ich kenne. Er liebte mich ohne einen einzigen Nebengedanken. So nahm ich ihn."

Holtzow saß unbeweglich da; sein scharfes lebhaftes Gesicht hatte einen schwermüthigen Ausdruck angenommen, und als er sich endlich gegen Frau Feiring umwandte, ruhte in seinen Augen etwas unendlich Mildes und Zärtliches, etwas, wie eine sühnende Bitte.

„Und nun?“ fragte er fast tonlos.

„Und nun? — ja, es giebt Zeiten — das haben Sie wohl bereits verstanden, wo ich nicht glücklich bin — wo Niels mir zu arm ist, wo ich an ihm Lebenslust und Muth vermisste, wo sein Vlut mir zu langsam fließt — er vegetirt nur, das kann ich nicht. Er will mich verstehen, und er thut es in gewisser Weise auch, aber er vermag mir nicht zu folgen, ich bin allzu unruhig, ich ermüde ihn, und er ermüdet mich — ich werde von ihm nicht erfüllt, und ich muß erfüllt sein — ach, ich fürchte mich vor mir selbst.“

Koltzow ergriff ihre Hand und küßte sie und ließ sie langsam wieder fahren.

„Aber Koltzow, Sie haben mir versprochen — und Sie sollen halten, was Sie versprochen haben — ich will hier nicht länger sitzen und an das Alles denken, woran ich eigentlich gar nicht denken sollte. Ich bin heute unmöglich, und Sie müssen nur helfen. Amüsiren Sie mich, hören Sie — denken Sie an das, was Sie versprochen haben.“

„Ja — ja, ich werde schon.“ Holhow lächelte ein wenig zerstreut.

„Natürlich, wir werden versuchen, zu vergessen.“

Er sprang plötzlich auf, als wenn er eine Stimmung von sich abschütteln wollte.

„Wir sind. Gottlob, zwei Menschen, welche wissen, wie wenig es nützt, die Dinge ernsthaft zu nehmen.“ Er reichte Frau Feiring die Hand.

„Sie haben mein Wort. Und es steht ja alles Mögliche zu unserer Verfügung: Zeit, Geld und häusliche Gemüthlichkeit. Wir sind alle Beide musikalisch. Sie singen. Tu lieber Gott, wir müssen uns doch wohl amüsiren können. Machen wir nur den Anfang.“

2H2 Hjalmer»» thlistensen in Christiania.

Frau Feiring sah ihn mit einem sonderbaren Ausdruck an, wehmüthig und mueter zugleich: da sie nicht weinen konnte, so muete sie eben lachen. „Wir tonnen zum Beispiel uns denken, Sie wären ein ganz junges Mädchen und ich ein ganz junger Mann — Vetter und Cousine — die sehr erfreut sind, diesen Nachmittag zu ihrer Verfügung zu haben, von allen Anderen ungehindert.“

„Das ist wahr, Koltzow. Fangen wir also an.“

ES war eigentlich nicht so leicht anzufangen.

„Wissen Sie, woran das erinnert?“ sagte Koltzow, „stellen Sie sich zwei Kinder vor, welche an einem großen zugefrorenen Teich stehen. Sie gehen in dein bereiften Grase am Ufer, sie treten es nieder, es sind Spuren hin und her, sie wissen nicht recht, was sie thun sollen. Zu nahe «m Ufer ist es nicht sicher, rings um das hohe Schilf ist das Eis mürbe und durchbrochen, man kann sich demselben nicht anvertrauen. Aber weiter draußen liegt die breite, graublanke Fläche, verlockend glatt, noch von keinem Fuße berührt, von keinem Schlittschuh geritzt. Was sollen sie thun?“

„Sie hüpfen hinüber, sie beachten nicht das Schilf — tommeu Sie, fahre» wir ein Stück aus, Vetter.“

Und so geschah es.

Als Koltzow stand und ihr helfen wollte, den Mantel umzunehmen, hatte er das Gefühl, daß er gleichsam jünger war, als er es lange gewesen. Er empfand beinahe dieselbe sinnlose Freude über die Stellung, über die nahe Berührung, als wenn er siebzehn Jahre alt wäre und sie seine geheime Flamme. Und er ertappte sich in einer erwartungsvollen Unruhe, welche' ihn überraschte, und die er kaum mehr für möglich gehalten hatte. Die Spazierfahrt fiel etwas sentimental aus. Warm gekleidet, in einem eleganten und bequemen Wagen, hinaus nach einem Dorfe, in roth-brannem und blaßgelbem Walde, der Landweg ein wenig einsam — sie fanden Beide, daß die Welt trist war, aber ganz behaglich, in jeden» Fall zu ihren Zeiten. Koltzow sagte ihr viele liebenswürdige Tinge und hätte für eine junge Eoustne wahrlich ein gefährlicher Vetter werden können. Frau Feiring hörte sie mit jener milden Rnhe an, welche oft einem Ausbruche des Schmerzes oder des Kammers folgt, hörte sie mit Zufriedenheit, ohne Freude an, und war mit sich selbst zufrieden, weil im Grunde genommen nichts geschehen war; dieser Nachmittag hätte leicht der Anfang zu etwas Gefährlichem und Neuem werden können, die Gelegenheit war nun vorübergeglitten, und es gefiel ihr an Koltzow, daß er nicht mehr daraus gemacht, mehr gefragt oder das Ganze zu ernst genommen hatte. Sie war sehr sicher und konnte ganz natürlich sein. Aber sie fand die Situation interessant, ihn an ihrer Seite nicht minder — und hatte — wenn es darauf ankam — vielleicht nicht so entsetzlich viel dagegen, daß sie und er

Mattes Vlut, 392.

wieder auf die Probe gestellt würden. Sie fühlte sich ganz obenauf — und es war doch eine wunderliche Stunde, die vom heutigen Nachmittag. Vor Allem hatte sie vergessen, daß sie unglücklich war; das heißt, sie wußte es wohl, aber es lag ihr fern. Niels stand ihr auch fern. Sie war ein junges Mädchen, welches sich mit seinem Vetter amüsirte; sie hatten einen Nachmittag für sich, sie Beide allein — der mußte benutzt werden. Und der Nagen rollte so sacht längs dem Drainmenswege in die gleichmäßige Dämmerung, aber in den Fenstern blinkten mehr und mehr Lichter, „nuu wollen wir sehen, es uns zu Hause gemüthlich zu machen“, fugte Frau Feiring, „wissen Sie was, nur wollen uns ein kleines Souper leisten — mit Champagner.“

Als Sie auf der Treppe standen, bereit, hinaufzugehen, fugte Frau Feiring plötzlich:

„Ich glaube, aufrichtig gefugt, daß wir uuu über das Schilf hinaus sind. Das Eis ist blank und sicher. Was meinen Sie? Ja — denn wen« Sie es nicht glauben, ist es vielleicht am besten, wir trennen uns hier und lassen den Champagner, bis Niels nach Hause kommt. Koltzow stand im Halbdunkel und ärgerte sich darüber, daß er nicht den Ausdruck in Frau Feirings (Besicht zu erkennen vermochte. Sie war doch eine sonderbare Dame, es war unmöglich, sie zu clafsificiren. Cr begann sich im Crnst für sie zu interessireu. Nicht so, daß er etwas dabei meinte oder wollte — sein erotischer Katechismus war freilich fehr einfach und kannte nicht viele „Dil follsl nicht“, aber es gab einige wenige Verhältnisse, die er respectirte, wo die Kurmacherei eine gewisse Grenze niemals überschreiten durste — uud eins der wichtigste» Gebote betraf die Gattin eines Freundes. Aber er mußte darüber in's Reine kommen, welche Möglichkeiten die Situation in sich barg. Außerdem würde das Bewußtsein, daß er hätte siegen können, für ihn fast gleichbedeutend mit dem Siege selbst sein. Die geistige Crobernung war das Wichtigste. Koltzow schwieg einige Secundeu, er bedurfte einiger Bedenkzeit: „Aber, liebe Cousine, das geht unmöglich. Ich habe mich allzu sehr gefreut. Ob das Cis sicher ist? Ja, natürlich. Ich glaube es. lind der Herr behüte mich vor Zweifel.“

Frau Feiring lachte und lief ihm voran die Treppe hinauf:

„Kommen Sie denn. Wir würden es doch bereuen, wenn nur den Champagner für ein anderes Mal miffparten.“

Das Souper war vorüber. Sie hatten sich in die Wohustube gesetzt, saßen beuquem und rauchten, aufgeräumt und liebenswürdig und genossen das

2HH Hjalmar thriftensen in «^hiiftiana,  
Wohlbehagen des Augenblicks, die Wirkung des langen inunteren Abend-  
tisches.

Feine Koketterie, welche niemals zuviel versprach oder zu weit lockte,  
und geschmeidige Courtoisie, welche behutsam das Spiel lenkte — man glitt  
scherzend über alle gefährlichen Passagen, man sprach mit Blicken und  
Lächeln, wenn die Worte zu schwer waren, und jede kleine elegante Wendung  
wurde von dem Andern verstanden und gewürdigt.

Es war eine Art Waffenstillstand, sie sahen und sahen einander  
lächelnd an, gegenseitig vergnügt, und in einer leichten Mattigkeit, in der  
Alles gut und amüsant wurde, alle Eindrücke gedämpft und behaglich, wo  
die Augenblicke hinschwebten, wie leichte Flaumfedern in der Windstille.  
Und einen Augenblick später hatte >loltzow sich in dasselbe Eovba ge-  
setzt wie Helene, und ohne daß eines von ihnen es wußte, hatte er ange-  
fangen, mit ihrer Hand zu spiele« — er hatte damit über seine Wange  
hingestrichen und sie geküßt, und schließlich hatte er sie gebeten, zu singen.  
Sie sehte sich an das Piano und sang, und er stand daneben »no  
hatte seine Hand auf die Stuhllehne gelegt.

Just als ick, umarmt Temen Leib,

Just als ich flüsterte: „Bleib!“

Tein Blick mir entwich.

Just als ich erreicht Temen Mund,

Just in des Geständnisses Stund',

Flohest Tu mich.

Doch nie war Tein Wesen so traut,

Nie habe Dein Äug' ich erschaut.

Wie da es entwich,

Nie Dein Handdruck dem Gast

Dem in Wehmutt) und Hast

Beim Abschiebe glich.

Sie wußte nicht, warum sie gerade das wählte, und sie wußte mich  
nicht, warum sie ihn darnach ansah, und was für ein wunderlicher Aus-  
druck in seinen schwarzen Augen lag, und wie er sie im nächsten Augenblick  
in seinen, Ann haben konnte.

Sie hatte schlecht geschlafen. Sie stand vor dem Spiegel und rrar  
mit dem matten Teint unzufrieden und mit den Augen, welche ein wenig  
verwacht ausfahen.

Sie fühlte sich müde. Sie wunderte sich, daß das, ums geschehen  
war, nicht stärker auf sie gewirkt hatte. Sie war weder bang noch froh  
gestimmt, sie empfand keine geheime Freude, sowie auch keine anklagende  
Furcht vor der Zukunft. Sie fragte sich selbst: — wenn nun Niels das  
erführe, was dann? Oder sie versuchte sich mit einer gewissen Scheu vor-  
wärts: — wenn es noch einmal geschähe? — welchen Eindruck das machen

Mattes VInt, 3^5

würde — wünschte sie es? Sie wußte es nicht. Sie war müde, und ihr kam Alles fremd vor, sowohl er als sie selbst, sogar ihre eigenen Worte, welche bisweilen vor ihr auftauchten — lagen ihr so fern. Und doch war sie unruhig. Sie hatte die Empfindung, daß sie noch schlief, aber bald erwachen würde, und daß ihrer dann etwas sehr Unbehagliches harrte.

Sie badete ihren Hals mit einem kalten, nassen Handtuch und ließ es hart und rasch über das Gesicht gleiten, damit dasselbe mehr Farbe bekommen sollte. Sie wollte bei der Toilette bleiben, bis sie horte, er wäre gekommen — er hatte es für zwölf Uhr versprochen — und wußte, daß er sie in der Wohnstube erwartete! Sie war von allerhand Kleinigkeiten in Anspruch genommen, sie versuchte ei» neues Parfüm, sie ließ ihre starken, marmorweißen Anne langsam in das Wasser herniedergleiten, sie schauerte behaglich zusammen, das war schön — sie steckte ihr Haar mit großer Sorgfalt auf, sie beobachtete den gelben, erfrorenen Bann: vor dem Fenster — so verbrachte sie die Zeit.

Endlich war er da, und sie machte sich schnell fertig. Als sie aber fertig war, ging sie noch ein Weilchen ans und ab. Sie vergaß beinahe, daß er gekommen war.

Als sie vor der Wohnstubenthür stand, wurde ihr ganz sonderbar zu Muth. Nicht so sehr um seinetwillen: er hatte keiuen starken Eindruck auf sie gemacht, sie war ihm vielleicht allzu sehr gewachseu gewesen. Aber sie wollte uermuthlich jetzt zu größerer Klarheit über sich selbst kommen, sie wollte erwachen, und das machte sie ängstlich.

Dann nahm sie sich zusammen, ging hinein, grüßte ihn „guten Morgen, Koltzow," und that so erstaunlich ruhig, sie merkte voll geheimen Stolzes, daß ihre Ueberlegenheit ihm imponirte. Sie sprach ungenirter und natürlicher als er, welcher sich darüber durchaus nicht im Reinen war, wie er mit ihr stand und die Situation allmählig schwierig zu finden begann. Das llmüsirte sie. Denn nun, da sie mit ihm gesprochen hatte, und sie da saßen an einem gewöhnlichen grauen, ein wenig kalten Vormittag, in ihrer Wohnstube, wo sie schon so viele Vormittage zusammen gesessen hatten, da kam ihr vor, es wäre ganz so, wie es sein sollte, ein Donnerstag wie in voriger Woche, als wenn nichts geschehen war.

Aber Koltzow hatte seine eigene Unsicherheit etwas heiß im Kopfe und ein wenig ärgerlich gemacht. Ehe er es selbst wußte, in einer passenden Pause, hatte er etwas gesagt, was er sogleich bereute.

„Helene, haben Sie gedacht, — wie — wozn Sie sich nun entschließen werden —?“

Das war unvorsichtig. In jeder Hinsicht. Und koltzow begriff nicht, wie er etwas so Dummes hatte sagen können. Es lag ihm im Grunde so fern — alles derartige wie Veränderungen und Vbruch und heftiger Zusammenstoß. Er mochte weder mit der Gesellschaft collidiren und deren üblichen

IH6 Njalmai Christensen in Christian»«.

Tillen noch mit betrogenen Ehemännern — er hätte sich höchst unglücklich gefühlt, wenn eine seiner Geliebten die Idee bekommen hätte, mit ihm durchzubrennen. Er fahle überhaupt ungern einen festen Entschluß — er eignete sich nicht dazu, gebunden zu sein.

Und da saß er nun und arbeitete gleichsam gegen sich selbst. Der Teufel mochte wissen, welche Tragweite eine solche Bemerkung bekommen konnte.

Er sah Helene an und wurde ganz entsetzt — sie wechselte die Farbe; die tiefe Röthe, welche einen Augenblick ihr Gesicht deckte, wich, und alles Blut, alle Wärme schien im gleichen Augenblick zu schwinden. Sie blieb kalt und weiß mit bleichen Lippen und einem trocknen Glanz in den Augen sitzen. Es war ihr plötzlich klar geworden, daß der Abend und die Nacht weiterhin noch große Bedeutung hatten, und Koltzows kurze Bemerkung machte ihr begreiflich, wie sie stand: auf unsicher»! Grund, ohne jede Gewißheit über ihre Zukunft, nicht länger daheim in ihrem eigenen Heim — ihr wurde Angst, sie fühlte, wie all' die schönen Stunden in dieser Stube, das ruhige Glück dieses halben Wahres ihr unter den Händen zerrann. Sie dachte an Aiel, an ihn, den sie verloren hatte, an alles das, was nicht länger ihr Eigenheim war.

Sie empfand den Drang, nach dem Allen zu greifen, sich vor diesen alten ausgetrockneten Familienporträts auf die Kniee zu werfen und darum zu bitten, daß dieser eine Tag ihr vergessen werden möchte. Aber es war gerade, als wenn ein unbarmherziger Arm sie hinaussetzte auf die Gasse vor ihr eigenes Haus und die Thüre abgeschlossen wurde.

„Aber Frau Helene —“

Sie fuhr zusammen, ein wenig verwirrt, und plötzlich traten ihr die Tränen in die Augen.

Koltzow erhob sich und wollte zu ihr hinpringen, blieb aber stehen — auch sie hatte sich erhoben. Sie stand ihm gerade gegenüber, hoch und bleich und abwehrend — sie sah ihn bittend an. Er nickte stumm. In diesem Augenblick hätte er gern all' seine kleinen egoistischen Freuden hingegen, um das Weib trösten zu können, dessen Leid er nur halb verstand — um der sein zu können, dessen sie jetzt bedurfte.

Er nahm seinen Hut, blieb aber noch einen Augenblick an der Thüre stehen. Er schien etwas sagen zu wollen, vermochte es jedoch nicht. So verneigte er sich ehrerbietig und ging.

III.

Niels Feiring und Conrad Kolhow waren von allein auf befreundet, schon in den Kindertagen hatten sie zusammen gespielt und als junge Leute zusammen das Leben genossen. Sie waren viel gereist und hatten manches Abenteuer zusammen erlebt, kleine erotische Erlebnisse mit den verschiedensten

Mattes VInt. 39?

Weibern in verschiedensten Ländern, im Orient, wie draußen in Europa und in der Heimat. Sie waren meist glücklich davon gekommen, hatten der Welt keine Veranlassung gegeben, Anstoß zu nehmen, und kein Unglück angestiftet; sie waren vorsichtig und rücksichtsvoll genug gewesen, sodaß sie verhältnißmäßig wenig zu bereuen hatten.

Das Leibel hatte ans die beiden Freunde eine sehr verschiedene Wirkung ausgeübt. Niels Feiring hatte es ein wenig schwermüthig und müde verlassen, mit einiger Menschenkenntnis; als Ausbeute, vor Allem aber als toleranter, nachsichtiger, rücksichtsvoller Mensch, der ungern und vorsichtig urtheilte.

Konrad Kolbow setzte es theilweise noch fort, reich an Erfahrung, mehr und mehr wählerisch, ein wenig blutarm, aber noch sehr bereit, zu genießen: eine Liebesverbindung konnte ihn wohl nicht mehr tiefer ergreifen, oder sonderliche Danc haben, dazu waren seine Gefühle zu wech, und fein Kopf zu kühl und klar; aber sie konnte ihn interessiren, ihm viele reiche Stimmungen schenken und behagliche Augenblicke, und sie konnte, vor Allein, seiner Eitelkeit eine leckere Nahrung bieten.

Niels Feiring war nun bald ein halbes Jahr ein glücklicher Ehegatte gewesen, zwar nicht in derselben Weise, wie in den übereilten und feurigen Augenblicken der ersten Jugend — das Leben wirkte nicht mehr warm und reich auf ihn, wie die Sonne auf rothem Plüsch. Sein Glück war mild und still, er hatte sich beruhigt und zufrieden gegeben, er stellte keine Ansprüche mehr und hatte keine lebhafteren Wünsche. Er hatte ein Weib gefunden, das ihn ganz befaß.

Er konnte an einem lichten Sommermorgen draußen auf seinem Hof, wo er sich am »leisten heimisch fühlte, wo das Leben am besten zu seiner ein wenig kargen Lebensfreude paßte, erwachen und mit stillem Wohlbehagen in ruhigem Gewußtsein seines gesunden, gesicherten Daseins aus dem Bette steigen, sich vor das breite Fenster stellen, in den Strom der Sonnenstrahlen und seine nackten Glieder Wärme trinken lassen voll dem starkell Licht. Und er öffnete das Fenster nach dem Garten, einer alten dicht bewachsenen Parkanlage, damit die von dem Blumenduft, von den Rosen und Springen gewürzte Luft ihm frei entgegenströmen sollte. In solcher Stimmung kleidete er sich langsam an, leise vor sich hin singend, mit klarem Kopfe, lustig, fest entschlossen, gut zum Frühstück zu speisen.

In einer Stunde etwa würde er seine Frau erwarten können, die immer später aufstand, und er freute sich darauf, sie zu bewundern, ihre Toilette zu mustern, ihr in den Garten zu folgen, wo sie nach den Blumen sah — ihr kleine Complimente zu sagen und bescheidene Annehmlichkeiten — eine Eigarette in dem grünen Pavillon zu rauchen und möglicherweise, ehe es zu warm wurde, einen Spazierritt mit ihr znsammen zu machen.

3^8 Hjalmar Chlistensen in Chiisl>»»ill,

Aber in letzter Zeit, namentlich den letzten Monat war nicht Alles gewesen, wie es sein sollte. Helene war unruhig und unzufrieden, er glaubte den Grund zu verstehen, er selbst war ja nicht sehr unterhaltend, so zum täglichen Umgang, das jetzige Leben wirkte im Ganzen zu einförmig — vielleicht konnte eine äußere Veränderung helfen, er wollte es in jeden« Fall versuchen. Eine Reise in's Ausland — ihm graute ein wenig, aber er hatte sich entschlossen, er mußte sich bequemen um ihretwillen. Er hatte es indessen aufgeschoben, davon zu sprechen, die Jagdzeit mußte erst vorbei sein. Als er seinen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich beruhigt. Er hatte das Gefühl, daß er die entscheidende Karte in der Hand hätte; er konnte sie ausspielen, wann er Lust dazu hatte. Daß sie ihn, jetzt das letzte Mal nicht auf das Land hatte folgen wollen, hatte ihn ein wenig verletzt, und es war ihm etwas einsam draußen auf dein geräumigen Hof, aber die Jagd und seine Hunde und die täglichen kleinen Zerstreuungen mußten ihn doch wohl ein paar Tage in Anspruch nehmen können — er freute sich, wieder zurückzukommen, zu einem gemüthlichen Thee in der Dämmersttmde, um sie dann mit seinem Vorschlag zu überraschen.

Helene erhob sich. Tic fühlte sich ermattet wie nach einer physischen Mißhandlung, aber sie konnte unmöglich sitzen bleiben. Sie mußte hinaus ^ heim zu Niels — je eher, je besser. Sie suchte ihre Sachen zusammen, lief, ohne den Mädchen Bescheid zu geben, zum Bahnhof, war allzu zeitig dort und hatte dann noch eine lange Stunde im Eouvö zuzubringen.

Als sie das Gut erreichte, stand Niels gerade auf dem Hof, damit beschäftigt, seine Hunde zu füttern, ein paar schöne Dhiere, von denen jedes seine Schüssel bekommen hatte, die in passende Entfernung von einander gestellt waren, um etwaigen Streit zu vermeiden — er verfolgte ihre Bewegungen mit Interesse und einer gewissen väterlichen Sorgfalt — er stützte sich dabei auf einen biegsamen Stock, welcher den Nespect, mit dem ihn seine Pfleglinge anblickten, wesentlich erhöhte.

Sie ertappte sich bei einem Gefühl der Bewunderung für die schlanke ruhige GOalt; es war etwas Harmonisches, Vertrauenerweckendes an ihm, dessen sie gerade bedurfte. Sie wünschte, er wäre ihr Vater oder ein alter Onkel, den sie um Nach bitten konnte, dann würde sie ihn unterfassen und ihn hineinführen, sich ihm um den Hals werfen und ihm furchtlos Alles bekennen. Ein solch alter getreuer Onkel wäre er gewesen.

Als sie die Dhüre wieder schloß, war sie nahe daran, in Thränen auszuberechen.

„Du hier.“ Er entdeckte sie plötzlich, sein Gesicht leuchtete in frober Ueberraschung auf — erschien dann aber plötzlich ein wenig befremdet, ihr Ausdruck hatte ihn vermuthlich unsicher gemacht.

„Ja, wie Du siehst; nur schien. Du bleibst zu lange draußen.“



Matt«5 Vlut. 399

„Lauge. Zeit gestern Nachmittag, gerade ein Tag.“

„Ach, Tu weihst ja — ich rechne die Zeit nicht auf die Weise, nach Tagen und Stunden. Ich meinte also. Tu bleibst sehr lange.“ Sie hatte ein wenig von ihrer alten Sicherheit wiedergewonnen.

Er bot ihr den Arm. Als sie einige Schritte auf das Haus zugegangen waren, kam einer der Huude, der sie entdeckt hatte, ihr erfreut entgegenge-  
stürmt — sie liebte ihn ungestüm, stieß ihn dann aber hart von sich.

„Komm denn. Ich will uns hineingehen. Ich habe nicht zu Mittag gegessen. Tu muh mir etwas zu essen verschaffen.“

Eine Weile wurde sie von dem rasch improvisierten Mittagessen in Anspruch genommen und plauderte von allerhand, und da sie einander gegenüber sahen, und sie ein paar Mas Wein getrunken hatte, kam sie sich ziemlich muthig vor.

Sie lachte ein wenig laut und unmotiviert, lachte und schwatzte, denn ihr war eingefallen, daß sie eigentlich obenauf war, da sie ihr Geheimnis für sich hatte und es Niemand anzuvertrauen brauchte — und er da, ihr lieber Mann, den sie übrigens sehr gern hatte, sie klopfte ihm auf die Stirn — er war so lieb, und gerade in solchen Tingen eigentlich nicht sonderlich schlau. Er war vielleicht klüger gewesen — früher einmal — und andern gegenüber als ihr — aber nun war er so ruhig geworden, fast schlafmützig — er schlief mit ruhigem Gewissen ein, insofern war er dumm. Sie bekam Lust, ihn ein wenig zu erschrecken, mit dem Ernst der Situation zu tokettieren, sie empfand den Traug, das Geheimnis; zu berühren.

„Sage mir, Niels, wenn Tu aufrichtig seiu willst, bist Tu uicht ein wenig neugierig oder richtiger mihtrauisch? Tu bildest Tir doch ein, es sei irgend eine Tummheit geschehen, das; ich so plötzlich herausgekommen bin. Tu bist im Grunde bescheiden, und dah ich es drinnen nicht diese zwei Tage ohne Tich sollte aushalten können, das glaubst Tu schwerlich. Nicht wahr. Tu sitzest und sinnst?“

Sie betrachtete ihn aufmerksam.

Niels hatte verhältnismäßig wenig gesprochen. Ihm war Einiges aufgefallen, einige Uebergänge, die etwas auffallend schnell waren; ferner, das; sie mehrere Gläser hintereinander getrunken hatte, sowie auch ihre unruhigen .ycmbeweguugen. Aber er dachte langsam und hatte sich noch keine eigentliche Meinung gebildet, kaum eine bestimmte Ahnung. Ihre letzte Bemerkung machte ihm die Situation nicht sonderlich klarer. Außerdem überkam ihn bei solchen Gelegenheiten, wo etwas Unbestimmtes zu befürchten war, eine gewisse leichtsinnige Ruhe. Er lächelte:

„.ach habe nie Näthsel rathen können. >^ch warte daher beständig geduldig ab, bis die Lösung kommt.“

H<X) Hjalmar «^hristensen in Chlisliania.

„Wenn es etwas Verkehrtes wäre — etwas, was ihr Männer für ein Unglück haltet, würdest Du dann auch geduldig abwarten, bis die Lösung käme? Es würde nur Spcch machen. Dich, mein lieber Niels Feiring, in der Situation zu sehen, ob Tu dann Deine Ueberlegenheit zu bewahren vermöchtest, der Du soviel Werth beimisst.“

„Ich bin natürlich neugierig, wie alle Ehemänner. Aber da ich wen;, das; es mir nichts nützt, mich aufzuregen, so will ich nicht, das; eine kokette kleine Dame das Vergnügen haben soll, mich aus der Fassung zu bringen. Du muht bedenken, ich bin eigentlich ziemlich alt, und alte Leute müssen sich beherrschen können.“

„Sie sind ziemlich unleidlich, mein lieber Herr Feiring, nun wissen Sie es. Aber sage einmal — hernach — was dann, wenn Du die Lösung bekommen hast und recht unzufrieden damit bist, wie glaubst Du, das; Du dann die Sache aufnehmen wirst.“

„Verkehrt wahrscheinlich — wie alle Ehemänner. Ich habe noch keinen gekannt, der es in der rechten Weise nahm.“

„Ehemänner, sagst Du — Du redest immer von Ehemännern-, wer hat Dir überhaupt gesagt, daß diese Sache gerade Deine Stellung als Ehemann angeht,“ sie sprach schnell und vermochte es nicht, seinem Nlick zu begegnen.

„Nein, wer sagt das,“ erwiderte Feiring plötzlich in eiskalten; Don.

Im selben Augenblick begann ihre Hand so stark zu zittern, dan ne die Isabel fortlegen mußte. Selbst das Athmen fiel ihr schwer.

Das blanke Messer, welches neben ihr lag, übte eine besondere Anziehungskraft aus. Sie legte ihre Hand auf den Tisch, umgekehrt, sodcch sie das Handgelenk mit den deutlich wahrnehmbaren Adern sehen konnte. Dann nahm sie das Messer und setzte es auf die Ader, lies; es dort stellen, scharf und funkelnd, ohne jedoch zuzuschneiden.

„Sitze nicht und spiele mit dem Dinge da. Lege es fort!“

Er hatte ziemlich hart gesprochen; sie gehorchte.

Nach den; Essen gingen sie in die Wohnstube hinein. Es hatte begonnen zu dämmern, und Helene zündete eine Mondscheinlampe an. Als dies geschehen war, nahm sie eine Eigarette, aber dann Wichte sie nicht? anzufangen. Eo entstand ein langes beredtes Schweigen. Feiring tmtte sich in eine Ecke geseht, und Helene ging auf und ab, indem sie ihre Eigarette rauchte, welche ständig Feuer verlor. Die Lampe leuchtete matt und mild, fast ironifch.

Feiring hatte ein ähnliches Gefüllt wie damals, da er als siebzehnjähriger Jüngling seine Mutter verloren hatte — das; die Welt öde wäre, wie ein neu aufgeworfenes gähnendes Grab — leer wie das Zimmer,

Matte- Vlüt. H01

welches liebe und heitere Leute für immer verlassen haben — man fürchtet, ihre Stimmen von den Wänden widerhallen zu hören, ein Echo der Todten.

„Warum sagst Du nichts?“

Ihre Stimme klang fast gebrochen.

Feiring sah sie an — er folgte langsam beobachtend ihren Bewegungen, den Schultern, deren geschmeidige Eleganz besonders seine Schwäche gewesen, den Armen, den unruhigen Händen; er musterte ihre ganze Gestalt, in sonderbarer Zerstreung — bis ihm plötzlich klar wurde, das er als ihr stummer Henker dasaß.

Er erhob sich und ging einige Schritte auf und ab und »etzte sich in einen kleinen Sofa in der Ecke.

„Helene — so sage es mir.“

Sie wurde beinahe froh. Sie täuschte sich nicht über den Ton.

Sie bedachte sich einen Augenblick, ob sie — sich dort, an seine Seite, setzen sollte, in denselben Sofa, wo sie so viele Male gesessen und nach dem Mittag geträumt hatte» — das war nicht stolz, vielleicht sogar nicht fein, kein ganz ehrliches Spiel. Aber sie konnte nicht anders, sie war wie ein kleines Mädchen, das sich im Dunkeln fürchtet, und sie hatte nur ihm, an den sie sich schmiegen konnte. Und konnte er denn nicht vergessen, daß dieses ihn selbst anging, nur an sie denken, ihr guter alter Freund sein — war das wirklich ein unmögliches Verlangen?

Sie glitt neben ihm nieder.

Und sie erzählte ihm Alles, langsam und umständlich, ohne Furcht zu fühlen oder Abscheu zu zeigen, ohne Vertheidigung ^ matt und betrübt.

Helene sah das bleiche müde Antlitz an, sie fühlte, wie feine Brust sich heftig hob und senkte; sein Blick starrte düster und unbewusst die kleine rothe Lampe vor ihnen an.

Plötzlich erfaßte seine kalte Hand die ihre.

„Helenchen —“

Bei dem Ton, bekümmert und doch weich, wie die Liebkosung eines alten Mannes, welcher das Haar seines Enkels streichelt — Zärtlichkeit ohne Verlangen und ohne Wünsche — wußte Helene Alles: warum sie einmal diesen Mann genommen, warum sie gewagt hatte, zu ihm in dieser Weise zu reden, und warum sie ihn nicht verlassen konnte. Sie legte ihr Haupt stürmisch an seine Brust und schlang die Arme um ihn, und während er ihre Hand klopfte, weinte sie sich aus, ein Kind, welches Linderung für feinen Kummer findet.

Am Abend fasten sie Beide, Hand in Hand, es wurde nicht viel gesprochen, sie sahen einander auch nicht an, ängstlich gleich Verwundeten,

H02 Hjalmar Christensen in Christian!«.

welche wissen, daß selbst die geringste Vewegung eine neue Blutung hervor-  
rufen kann.

Aber Niels hatte etwas, das er sagen mußte. Er hatte das Gefühl,  
daß Helene ihn nicht ganz verstand, daß sie sich mit der einen oder andern  
Illusion trug, welche er ihr nicht lassen durfte.

„Helene — Du denkst vielleicht besser von mir, als ich es eigentlich  
verdiene. Daß ich heute Abend habe so sein können, kommt nicht nur  
daher, daß ich Dich so sehr liebe. Auch nicht daher, daß ich mir selbst  
viel vorzuwerfen habe — wie ich Dir früher ein Mal sagte — oder da-  
her, daß ich vielleicht weniger einseitig, als eine Menge anderer Menschen  
urtheile.

Es ist noch ein Grund, welchen Du noch in Betracht ziehen mußst — der  
»icht gut ist: ich denke. Alles zusammengenommen, etwas trocken, ohne Feuer,  
ohne Naiuetcit in solchen Dingen — ich kann nicht die Empörung fühlen,  
welche einen Liebhaber, einen Ehemann vor Eifersucht wild macht. Ich  
habe Dich gern, ich liebe Dich, wie kein, kein anderer — aber ich könnte  
nicht zornig werden, wenn Du mich verließest, sondern nur betrübt. Ich  
kann überhaupt nicht zornig werden. Nicht einmal auf Konrad. Ich  
habe ihn verloren, und mir dünkt, das thut weh.

Helene, ich glaube. Du verstehst mich. Ich habe Dir nicht viel  
m bieten gehabt. Ich bin arm an Gefühl, an Willen und Lebenskraft.  
Das hat mich traurig gestimmt, daß ich zu arm war. Ich hatte gehont,  
dadurch, daß ich Dir Alles gab, was ich besaß, meine ganze Tecler ohne  
jeden Vorbehalt, Dir auf die Weife doch genug werden zu können. Es ist  
also vergebens gewesen. Du bedurftest etwas Anderen und mehr.“

„Niels, setzt nicht mehr — jetzt niemals mehr. Niels, Du bist gerade  
derjenige, dessen ich bedarf.“

Sie umarmte ihn heftig.

„Helene“, fein Blick ruhte liebevoll auf dem hübschen Kopf, aber um  
den Mund lag ein schwaches Lächeln, wehmüthig, ein wenig zweifelnd.

Unsere Kinder.

von

Sigurd (Alfred Vedin), \*)

— Weri2 (3m»land>. —

heutzutage hat eine Person aus dein schwedischen Mittelstände, die nicht für einen Buben, Racker oder Tyrannen gegen ihre kleinen Lieblinge angesehen werden will, zu Hause gerade nicht so übermässig viel zu sagen.

Erst in den letzten zwanzig Jahren hat es Unserm Herrn gefallen — ich nehme an, daß er es ist, denn daß ein überirdisches Wesen dahinter steckt, das ist sicher — sich so gründlich auf die Kindererziehung zu legen, da« wir selbst auch nicht mehr das Geringste bei der Sache thun tonnen. Sind unsere Kleine» fünf Jahre alt, so sind sie reiner, heiliger und besser als Nur, und darum dürfen wir sie nicht anrühren; sind sie zehn, so sind sie llüger als wir, und da sollen wir sie respctircn; nnd sind sie fünfzehn, sind sie gelehrter als wir, dann sollen wir sie schätzen und achten. Ja, wenn ich das Vermögen, Kleider und Nahrung für die Herrschaften zu verdienen nnd fleißig uud unverdrossen das Hauswesen zu leiten, ausnehme, so wüßte ich wahrhaftig auf der ganzen Welt nichts, was nicht unsere Buben und unsere kleinen süßen Mädchen viel, viel besser als Papa nnd Mama verständen. Könnten unsere Eltern ihre Särge verlassen und nur auf ein vnar Stunden in unser Heim blicken, so würden sie glauben, daß iinder und Eltern den Play in der Familie vertauscht hätten. Nie Jugend ist es, die den Ton angiebt, die sagt, was sich schickt und was sich nicht schickt, die das Urtheil über die Bekannten der Familie fällt, die deren Umgang wählt: sie ist es auch, die, wenn es nothig ist, Papa und Mama einen Verweis ertheilt.

Aber ich will auch nicht ungerecht sein, ich will die Wahrheit nicht verleugnen: ich will nicht verheimlichen, was übrigens jeder selbst sehen kann: die Kinder verstehen sich vortrefflich auf die schwere Aufgabe der Erziehung, denn so höflich, so still, liebenswürdig und aufmerksam gegen ihre Umgebung, wie die Väter und Mütter jetzt allgemein sind tonnten die Eltern in den Zeiten, als man noch den verkehrten Glauben hatte, „die Jugend bedürfe der Zucht“, nur in seltenen Ausnahmefällen ihre Kinder machen. Un-artige nnd aussätzigte Eltern gehören nunmehr zu de» Ausnahmen. Ihr ganzes Leben besteht aus einer fortdauernden Bußübung, einer stummen Bitte um Vergebung dafür daß sie so dreist waren, ihre kleinen Lieblinge zur Welt zu bringen, ohne sie vorher zu Mit Erlaubnis; des Verfassers aus den» Schwedischen übersetzt von Margorethe Langfeldt.

Nord nnb Si>I>. I>xv. 195, 2?

HÖH Ziglild (Alfred Heoenftjeina) in weiio (5m»land).

frage», ob sie auch glaubten, mit so armseligen Leuten, wie Papa und Mama, zufrieden sein zu tonnen.

Und dahin haben es die süßen Kleinen einzig durch ihre moralische Kraft und ihre geistige Ueberlegenheit gebracht. Wenigstens habe „ich“ niemals gesehen, daß sie die Nuthe gebrauchten, selbst wenn die Eltern so abgeschmackt waren, zu verlangen, daß die Kinder erst confirmirt werden sollten, bevor sie sich verlobten, oder wenn sie sich den zur naturgemäßen Ntwicklung so nothwenbigen Straßenliebschaften widersetzen und gewisse Abendpromenaden der Schulkinder beiderlei Geschlechtes nicht leiden wollten, damit diese jedes zweite Jahr in eine höhere Klasse versetzt werden konnten. Es ist ja möglich, daß irgend ein energischer und ernsthafter Gymnasiastencharakter es in diesem Falle für nützig gehalten hat, feinen Papa überzulegen und eine extra judizielle Strafe zu vollziehen, aber das liegt jedenfalls außer dem Bereich meiner Erfahrung. Ich habe stets gefunden, daß selbst sehr strenge Knaben nur eine ernste, mündliche Zurechtweisung anwenden brauchten, um ihre Eltern zur Vernunft zu bringen.

Ich gebe zu, daß alle Uebeigangsprioden im Erziehungssystem Schattenseiten haben. So war es auch, als der Pennalismus aufhörte. Die damaligen Kadetten und Schulbuben waren von ihren älteren Schulkameraden alle recht unangenehm durchgeprügelt worden, und als nun ihre Zeit kam, ebenfalls Schläge auszuteilen, wurde ein Verbot gegen das ganze System erlassen. Ebenso geht es uns, die wir nun Vater und Mutter sind. In unserer Kindheit herrschte noch die Ansicht, daß den Eltern das Regiment im Hause zustände, und da mußten „wir“ gehorchen. Nun, da wir selber Kinder haben, hat man herausgefunden, daß die Kinder die Familie regieren müssen, und nun sollen wir wieder kuschen. Auf diese Weise ist die Reihe niemals an „uns“ gekommen, doch Herr Gott, man muß sich ja in das finden, was zum Heile der Menschheit geschieht. Es thut mir leid, eingestehen zu müssen, daß man „außer Hause“ nicht so willig die berechnete Vefugniß unserer Jugend, die Welt zu regieren, anerkennt. In diesem Falle ist die Frcihandclspartei ebenso wie die der Protectionisten. Gab es auch nur einen Schulknaben im seligen Unterrichtsausschuß? Und doch handelte es sich um das Wohl und Wehe derselbe». Fällt es jemals den Tomapltern ein, einige kundige und erfahrene Gmnasiasten zu Rathe zu ziehen, wenn es gilt, einen Lehrer oder Assistenten anzustellen? Ein dummer, unwissender Vater darf selbst seinen Gemeindecllehrer wählen, aber ein gelehrter, erfahrener Gmnasiast muß mit dem Schund, den ihm das Tomkapitel zu schicken für gut befindet, vorlieb nehmen.

Wie? sollten die Schulknaben die Sache nicht verstehen? Lieber Freund, wenn Tu so denkst, muß Tu nie gehört haben, mit welcher Kraft, welchem Scharfsinne und welchen! gereiftem Urtheil der Secundaner der Familie auf dem Sopha, Schaukelstuhl ober dem besten Lehnstuhl der guten Ttube sitzt und schnell, aber sicher die glänzende Charakterschilderung seiner Lehrer hinwirft, über ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit aburtheilt, sie karrilirt und ihnen Spitznamen giebt, während die andächtigen Eltern mit gefalteten Händen auf kleinen gewöhnlichen Stühlen dabei sitzen und mit Ehrfurcht und Interesse zuhören, sich auch über das Handinhandgehen zwischen Hans und Schule < m neunzehnten Jahrhundert freuen.

Es ist natürlich, daß — alldieweil erst ein paar Jahre verflossen sind, seitdem die «leinen das Kommando in die Hand genommen haben — die Erziehung der Väter und Mütter noch nickt ganz fettig sein kann. So verrothen die Mütter z. V. noch immer ein bctlagenöwerthcs Unvermögen, die Mahlzeiten ini passenden Moment fertig zu haben. Bald ist kein Abendbrot da, wenn es den, lieben Willn einfällt, in's Theater gehen zu wollen, bald findet Gustavchen kalte Kartoffeln vor, wenn er eine Stunde über die Mittagszeit hinans mit einem Zögling des Töchterpensionates ein bischen spazieren gegangen ist. Sind die Kinder bei besonders guter Laune, so kann man es möglicher Wci'e wagen, mit vorsichtig gesetzten Worten beiläufig zu erwähnen, daß Papa und Mama als Kinder «Inwsc bekamen, falls sie die Essensstunden nicht einhielten, und dann ver.

Unsere Kinder. H05

zieht der Herr Oberquartanci das Gesicht zu einem mitleidigen Lächeln, ungefähr wie ein Lieutenant von heutzutage beim Anblick der alten Lederlanonc im Artilleriemuseum.

Unsere jungen Töchter sind ini Allgemeinen häuslich bcanlagt und sehr dafür, im Hause zu helfen. Wenn ihre Mama die Lampe geputzt, den Tocht abgeschnitten, Petroleum aufgegossen, die Lampe angezündet und sie auf den Sophatisch gesetzt hat, und der Locht dann etwas riecht, so fahren sie, wenn sie bei guter Laune sind, die Mama nicht an, sondern sagen ihr freundlich, sie möchte den Tocht niederschraubeu. Und ich habe junge, tüchtige, halberwachsene Mädchen gesehen, die, wenn sie Kaffee- oder Saffflecken auf den Fußboden gemacht hatten, selbst in eigener Person, ohne Lärm und Unistände, nett und anspruchslos — das Dienstmädchen riefen, damit sie die Flecken fonwiske. Manchmal bestellen sie sogar selbst „etwas Gutes“, wenn irgend ein schneidiger Gymnasiast das .Haus durch seine Anwesenheit beehrt.

Tas sind jene jungen, liebenswürdigen Mädchen, die dann später, wenn ihr Papa stirbt und die Familie brotlos dasteht, sich herablassen, in der Zeitung eine Stelle zu suchen, „für ein junges, häusliches, anspruchsloses Mädchen, um in einem feineren Hause der Frau zur Hand zu gehen.“ Sofern sie nicht eine zehnklassige, höhere Töcherschule durchgemacht haben. Denn dann bieten sie ihre Dienste als „Lehrerin in einer gebildeten Familie“ an, um die Kinder in Sprachen, Musik und sonstigen Lchrggenständen zu unterweisen.

Und wenn dann die „gebildete Familie“ in dem „feineren Hause“ — die übrigens ihre Kinder ganz ebenso erzieht — findet, das; die Stütze der Hausfrau ganz besonders linksch zur Hand geht, oder daß die höhere Tochter als Lehrerin nicht da« Geringste weih und kann, dann bekommen Freunde uud Gevattern zu hören, „wie schrecklich nette Kinder besserer Familien bei fremden Leuten behandelt werden!“

Niemand kann ein gemeines Bauernhuhn an Elternliebe übertreffen, und dabei wird es stets für „dumm“ gescholten. Doch so dumm ist es nicht, das; es seine Küchlein von - sich läßt, ehe sie es so West gebracht haben, das; sie sich selbst versorgen können. Aber glaubt Ihr, das; die gemeine Familienhenne mit falsche«! Hopf und Wollkleide viel Verstand hat? Nicht doch; sie steckt den dreimjähriçcn Söhnen Geld zn und kleidet die großen, langen, faulen, breitschulterigen 2', jährigen Töchter mit derselben Fürsorge, wie sie einst die Fünfjährigen in ihre Decken wickelte.

Aber ist es nicht eigenthümlich, das; man in unserer Kinderzcit seine Eltern mehr liebte und höher achtete, damals, als noch Papa nnd Mama Herren im Hause waren, als ein allzuiühriger Mund bisweilen eineil Klavps bekam, und die Ruthe sich in der nächstell Nachbarschaft der Familienbibel befand?

Die Familienbibel! — — Ja, auf der liegt der Staub zollhoch, und unsere Fünfzehnjährigen fragen ihre Mütter ganz überlegen und mitleidig, ob sie wirklich noch ein Wort von solchen Ammenmärchen glauben? Und die Mütter wenden ihr Gesicht ab, damit die Thränen nicht zu sehen sind, und antworten unterwürfig: „Liebe Binder, darüber wollen »vir nicht sprechen!“

Anstatt die kleinen Schlingel bei den Ohren zu nehmen, sie in die Kinderstube zu führen und ihnen dort zu geben, was ihnen gebührt.

2"

^Illustrirte

Bibliographie.

Liebe zur Thier-

wel<. Anregende An-

spiele zur Zählung

und Pflege unserer

Wald- und Gartenvögel

und anderer freileben-

der Thiere. Nachdem

Englischen der Mrs.

E. Brightwen von

B, tzoffmann. Mit L4 Original-

Illustrationen von C h. Vottelcr. Ver-

lag von Felix Kraus <n Stuttgart,

Ein Werk, das aus einer tiefen, mitfühlenden Liebe

zur Natur, insbesondere zur Thierwelt, heraus geschrieben

und geeignet ist, dieselbe auch in Andern zu wecken und

zu starten. Diese Liebe ist nicht der Ausfluß einer mi-

liaren Gefühlsduselei und krankhafter Sentimentalität, die

zu jenen lächerlichen und widerwärtigen Extravaganzen

eines übertriebenen Thier-Eultis führt, dessen Anhänger

zu vergessen pflegen, daß der leidende Mitmensch mindestens

in gleichem Maße ihrer hilfreichen Theilnahme bedarf: es

ist vielmehr seine Liebe, die auf einem durch treue Beob-

achtung geweckten Verständnis! für die Thierwelt beruht.

Die Verfasserin hat auf ihrem, ländlichen, mit «arten

und Part versehenen Wohnsitz reichlich Gelegenheit gehabt,

Thiere, besonders Vögel, zu beobachten», aufzuziehen und

abzurichten. Diese Beziehungen zur Thierwelt sind ihr

— wie sie bekennt — bei ihrer leidenden Gesundheit eine



^Iliistliile Vidi iogiaphie.

^0?

Quelle reinster Freude, des Trostes und der Beruhigung gewesen Die Erfahrungen, die sie im Verlaufe von zwanzig Jahren gesammelt, theilt sie in diesem anmuthigen Büchlein mit, das insbesondere der Jugend in die Hand gelegt werden möge, damit sie

Au«: „A«be „i Thieiwei", Verla« oon Feliz Kroi« in Ctuttgar!, daraus lerne, die Natur beobachten, «erstehe» nnd lieb gewinnen. Aber auch der Ei' wachsen« wird mit Interesse vernehmen, was die Verfasserin von ihre» Pfleglingen und Lieblingen, von „May, dem Stärlein", von „Blanche, der Taube", von „Peter, dem

408

Nord und Sü,

Au! „Liebe zur Thierwelt“. Verlag.», > Feilt Kr«!» Ill swtillrt.

Au«: „Webe zur Thielwelt“, Verla« »0,1 Felix, 5lra>» in Sluttgan,

## Vibliographische Notizen.

409

Dächsel", von „Itsche, der Kröte", von ihrer virginischen Nachtigall, von ihren Springmäusen, Nothkehlchen, zahmen Schmetterlingen und anderen Freunden aus dem Thierreiche erzählt; mancher der mitgetheilten Züge dürfte wohl als werthvoller Beitrag zur Thierpsychologie bezeichnet werden. Wer sich selbst mit der Pflege von Thieren befaßt, der wird insbesondere aus den 'Abschnitten des Buches, in denen die Verfasserin über das Zähmen, das Füttern der Vögel im Sommer und Winter, über das Aufziehen von jungen Nestlingen auf Grund ihrer Erfahrungen Nachschlage ertheilt, Manches lernen können. —

Das gediegen ausgestattete Buch ist mit 04 hübschen Illustrationen von (5H.

Votteler geschmückt, die treffende charakteristische Wiedergabe des Beobachteten mit geschmackvoller Ausführung vereinigen. Der mäßige Preis von 1 Mark wird dazu beitragen, den, liebenswürdigen Buche, das sich namentlich als Geschichtswerk für die Jugend vorzüglich eignet, die Verbreitung zu sichern, die es verdient. — !. —

## Bibliographische Notizen.

Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität in Würzburg. München 1892. (5. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Als der Naturalismus auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand, spielte die Philosophie eine sehr traurige und untergeordnete Rolle. Die 'Religion haßte er; die Philosophie verachtete er. Jene fand gegen die schlimmsten Angriffe immerhin noch einigen Schutz in der Furcht vor dem Paragraphen des Strafgesetzbuches und in einem Nest frommer Scheu, die in den Einwirkungen der Erziehung und der Pietät gegen gläubige Vorfahren und Lehrer wurzelte; diese wurde wehrlos der beliebte Zielpunkt von frechem Hohn und plattem Spott. Ziemlich unuermittelt verkehrte sich die allgemeine Ehrfurcht, die sie als die Krone und unentbehrliche Ergänzung aller Wissenschaft und Bildung genossen, in eine Mißachtung, welche sie bloß noch wohlfeilster Witze würdig befand, wurde sie aus einem Gemeingut aller Gebildeten eine scheinbar angesehenen Specialwissenschaft, die für Viele nur noch eine historische Bedeutung, ja kaum mehr Sinn hatte, als Astrologie und Alchemie.

Die» hat sich bitter gerächt.

Etwa zu derselben Zeit, da die materialistische Weltanschauung in die tieferen Schichten des Volkes zu dringen begann, um dort in» Bunde mit politischen und wirtschaftlichen Irrlehren die Socialoemotrie zu erzeugen, ging ihre Herrschaft über die oberen mehr und mehr verloren. Als das Auge sich an die blendenden Strahlen gewöhnt hatte, die von den Erfolgen der Naturwissenschaft und Technik ausgingen, fühlten Herz und Gemüth, daß

diese ur leuchteten, aber nicht wärmten. Je tiefer angelegt die Naturen, um so stärker war das Gefühl einer entsetzlichen Leere, einer traurigen Oeoe, das nach einer Ausfüllung, einer Erfüllung der sittlichen und idcaln Triebe in der Menschenbiust verlangte.

Tiefes Verlangen zu befriedigen, wäre die naturgemäße Aufgabe der Philosophie gewesen. An der Grenze der Wissenschaft stehend, dort, wn die 'Macht der Sinne aufhört und feinere Kräfte ihr unwägbares Spiel beginnen, ist sie es, die nicht blos die Blicke hinaus und empor lenkt über die niederen Flächen irdischer Wahrnehmung, sondern auch die Verbindung und Versöhnung herstellt zwischen dem rein verstandesmäßigcn Kalkül nnd der Ahnung des höheren, die in unansiottbarer Sehnsucht die Menschen über sich selbst erhebt. Sic erschien dazu berufen, den modernen Menschen mit all seinen Zweifeln hinüber- und zurückzuführen zum Glauben — wenn dieser Glaube auch vielleicht nicht der seiner Altvordcren gewesen wäre. Aber vergebens streckte er die Hände aus nach ihr als seiner Führeri. Wo er eine warmblütige Lebenskraft erwartete, zeigte sich ihm nun eine starre Specialwissenschaft, die, einmal aus den, Leben hinausgestoßen, verschüchtert und vereinsamt sich immer technischer, also immer weltfremder gestaltet hatte; und die Kenntniß der Grundzüge dieser Technik hatte er längst verlernt. Einer unüberstciglichen Mauer gleich drohte ihm die Menge der Schwierigkeiten entgegen, welche in Sprache und Inhalt den spröden Stoff umgaben; und

Nord und 5 üb.

muth- und lachlos lieh er davon ab, zu seinen sonstigen Wissenschaften nun wieder eine neue hinzuzulernen, die tobten Schätze des Seins, das geprägte Gold seines Wissens zu mehre», da sein Inneres doch »ach dem Brote des Lebens beehrte.

So erklärt sich eine Erscheinung unserer Zeit, die sonst fast unbegreiflich wäre: der massenhafte Uebertritt der Gebildeten in das Lager engherzigster und kurzsichtigster Orthodoxie. Von den schwindelnden, eisigen, unfruchtbaren Gestaden des Materialismus »ragten sie den Sprung in das bodenlose Tuntel der Mystik und des Buchstaben-glaubens — mußten ihn wagen, weil sich keinen Brücken fanden, um sie in ein Gebiet zu bringen, wo sich Wissenschaft und Glauben, Verstand und Gemüth vereinigen konnten.

Eine solche Blicke zu schlagen für diejenigen, welche ohne specifisch-philosophische Vorstudien ihrer Gesamtbildung den versöhnenden und verbindenden Schlußstein setzen wolle», hat jetzt Voltelt in der vorliegenden Schrift unternommen, il'on diesem Gesichtspunkt aus ist sie eine über die Grenzen der Wissenschaft hinaus beachtenswerthe und erfreuliche That. In gefälligen, aber vornehmen Formen gestaltet sie den unermeßlichen Stoff — immer in Hinblick auf das große Ganze, um in ihm der Philosophie den ihr gehührenden Platz zu sichern. Ihre Aufgabe als Wissenschaft, ihre Stellung zum Leben, zur Religion und Eultur legt er systematisch eingehend dar, stets verständlich, niemals seicht oder oberflächlich erörternd. Mögen im Einzelnen hie und da seine eigenen Anschauungen Widerspruch finden und verdienen — der Gesammtindruck des Buches ist der eines unendlich fesselnden und anregenden Wertes, das wohl geeignet erscheint, den geistig Strebsamsten im Volte eine bedeutende Hilfe zur harnionischen Ausgestaltung ihres inneren Seins zu »erden. 6^b.

3>a« ästhetische Formgesetz der

Plafteil. Von Johannes Merz. Mit

44 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 18!»2.

Das Buch ist der erste Versuch, die Grundsätze der modernen Formclästhetik für die concrete Kunstbetrachtung auf einem umfassenden Gebiete des Kunstschaffens systematisch zu verwcrthen. Der Verfasser wählte das Gebiet der Plastik, das ihm durch Studium und reiche, auf längeren Reisen erworbene Anschauung besonders vertraut war; aber er verheißt uns, die Anwendung seines Formgesctzes auch auf die Malerei

und die Architektur zu geben. Die glückliche Verbindung philosophischer Markest und Schärfe mit lebendiger Empfindung des Kunstschönen, welche die vorliegend« Untersuchung bekundet, läßt uns von der Fortsetzung dieser Betrachtungsweise die werthvollsten Resultate erhoffen. Sie fesselt auch bei der Lectüre des Buches immer von Neuem, trotz mancher Partien, in welchen die entsagungsvolle Gründlichkeit des Autors den Leser hart an die Grenze der Ermüdung führt. Ein knapper, aber inhaltsreicher theoretischer Theil ist der Abihcilung des plastischen Formgesctzes aus den allgemeinen Bedingungen des Formell-Schönen für die Welt des Sichtbaren gewidmet. Das Hauptgewicht aber fällt auf den zweiten, empirischen Theil, der die Analyse der plastischen Motive enthält. Die Typen der aufrechten Haltung, die Motive der physischen Bewegung, die Tarstcllung des psychisch-geistigen Lebens werden hier an einer überaus großen Anzahl sorgsam gewählter Beispiele entwickelt und nach den Kategorien des theoretisch gefundenen aesthtischen Formsetzes in ihrer concreten Bedeutung für die Erkenntnis; des Kimstschönen gewürdigt. Als ein besonderes Lob für den Verfancr muß dabei hervorgehoben werden, daß ei die Werke der Antike, der Renaissance uno der modernen Kunst ganz gleichmäßig heranzieht. In manche Beschreibungen ist leider durch Laxheit im Gebrauch der Ausdrücke „rechts" und „links" eine empfindliche Vc-wirrnng hineingekommen, wie z. B. 2. 75/76. S. 87. In einem besonders interessanten und an werthrollen Einzelunicr-suchungen reichen Vopitcl werden dann die „Besonderen plastischen Aufgaben", wie sie die decorativc Plastik, das Genre, die Thicrbildung, die Gruppe u. a. bieten, eingehender Betrachtung unterzogen. Las Buch im Ganzen ist eine höchst gediegene, anerkennenswerthe Arbeit, die nach mehr als einer Richtung, Anregung und Belehrung spendet. U. 6.

Iur «lesthetll nnd techn» der bildenden Künste. Academische Reden von Sir Joshua Rcynold. Ueberseyr uub mit Einleitung, Anmerkungen, Register und Textuergleichung versehen von Eduard Lcisching. Leipzig, 13v3. Tie berühmten, „vi8eur«e8 nn »ri". welche der berühmte Bildnißmaler Tic Joshua Reynolo (1723—1792) als langjähriger Präsident der Royal Acabemn zu London gehalten, haben durch die mit dem Tode des Malers verfloffenen hundert Jahre

## Vibliographische Notizen.

<u<

wohl II» unmittelbarer praktischer Bedeutsamkeit, nicht aber an historischem Werthe eingeübt. Wir schützen sie noch heute als eines jener seltenen Zeugnisse über Wesen und Art des künstlerischen Schaffens, die von bedeutenden Künstlern selbst abgelegt worden sind. Wen» daher auch die darin ausgesprochenen Ueberzeugungen »nd ästhetischen Urtheile, die ganz vom Standpunkte eines Akademikers des vorigen Jahrhunderts abgegeben werden, jetzt kaum noch irgendwo auf »eingeschiänkte Zustimmung rechnen dürfen, so ist doch die Wiederhergabe der Reden, welche die Philosophische Gesellschaft an der Universität zu Wien» veranlaßt hat, mit Dank auszunehmen, zuvalda sie mit musterhafter Sorgfalt, unter Beifügung einer biographischen Einleitung, zahlreicher literarischer und limstgeschichtlicher Nachweise, sowie eines ausführlichen Regisseurs erfolgt ist. .u. 6.

Nie künstlerische Erziehung der »menschlichen Ingen». Von Konrad Lange. Dannstadt, 3»«lag ro» Arnold Bergstraeßer.

Die Verheißung eines neuen Zeitalters der Kunst für uns Deutsche im Gegensatz gegen die jetzige Vorherrschaft »er Wissenschaft, welche in dem merkwürdigen Rembrandtbuche zuerst mit visionärer Begeisterung verkündet wurde, hat bereits eine ganze Literatur hervorgerufen. Inner den ernst zu nehmenden Schriften dieser Art beansprucht die vorliegende eine ganz besondere Beachtung. Sie packt kräftig und muh° voll die Frage an ihrer Wurzel an und dringt über die polemische Bekämpfung der herrschende» Zustände zu gesunden Vorschlägen für eine Umgestaltung der Dinge. Den ersten Regungen des künstlerischen Interesses im Svicltrieb des Kindes geht der Verfasser nach und er» öhert, wie man ihn in geeigneter Weise pflegen und für die wätere Eutwickllung «uyvar macheu solle. Das Spielzeug, das Bilderbuch, die Beschäftigung im Fwbcl'schen «iudcrgartcu finden eine sachgemäße, von gesunden und maßvolle» Ansrtenungen getragene Besprechung; der Schwerpunkt der Darstellung aber liegt natürlich in der Frage, wie auf der Schule die Kunsterziehung unserer Jugend zu gestalten sei. !b>it Recht wird hier die Pflege des Zeichenunterrichts in de» Vordergrund gestellt, aber natürlich eine» Zeichenunterrichts, der zunächst obligatorisch durch alle Klassen der Voltsschule wie des Gymnasiums hindurch zu crtheilen sei, und so-

dann himmelweit verschieden sei» müsse rou  
der jetzt durch die seminaristisch gebildeten  
Zeichenlehrer vertretenen Methode. Der  
Verfasser weist mit ei»gehe»dcr Sachkmnt-  
niß nach, wie der jetzige Zeichenunter-  
richt das künstlerische Empfinden in de»  
Schüler» eher crtödie als kräftige, und  
er begründet in eingehender Weise seine  
Gegenvorschläge. Ueber »nd gegen aller-  
hand damit im Zusammenhang stehende  
Einrichtungen, wie die Ausbildung und  
Stellung der Zeichenlehrer, den kunstge-  
schichtlichen Unterricht an Gymnasien, die  
traditionelle Lectür des „Laokoon" u. a. m.  
werde» dabei höchst liehe,zigenswerthe Dinge  
vorgebracht Interessant ist auch der Ueber-  
blick über die Bestrebungen für die >t»«ben-  
handarbeit und ihre bisherige« Erfolge.  
Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit  
dem Betriebe des Zeichenunterrichts »nd  
der .Kunstgeschichte an den Unwersität«.  
Hier berührt sich der Verfasser in wesent-  
lichen Grundanschauunge» mit der an dieser  
Stelle seiner Zeit besprochenen Broschüre  
von Schmarsow, die er aber »icht nennt.  
Alles in Allem müssen wir gestchen, selten  
eine Streitschrift mit solchem Interesse  
und — in den grundlegenden Hauptfragen  
— mit so freudiger Zustimmung gelesen  
zu haben. An praktischem Welche steht  
das Lange'sche Buch überaus hoch; es  
laut seinem Verfasser jedenfalls sehr zu  
statte», daß er auf mehrcreu für diese  
Frage» »richtige» Gebieten, nämlich als  
Architekt und Zeichner, als Archäologe,  
als Professor der.Kunstgeschichte und —  
wir dürfe» wohl hinzufüge« — als Fa-  
milienvater eigene fachmännische Erfahrungen  
besitzt. Möge nun sein Buch auch naeb  
allen Seiten hin anregend wirken und nicht  
von den Künstlern und «nnftgclchrtcn allein,  
sondern ror Allem auch ron Pädagogen,  
Eltern und Erziehern gelesen weiden; es  
kann in dieser wichtigen Angelegenheit,  
die nachgerade eine nationale Lebensfrage  
zu werden beginnt, gradezu bahnbrechend  
wirken! N. 6.

banss'S Werte. Illustrierte Pracht-  
Ausgabe, .verausgegeben von Dr.  
(5aejar Flaischlc». Zweiter Band.  
Deutsche Verlagsaustalt. Stuttgart,  
Leipzig, Berlin, Wien. 2 Bände.

Wir haben schon früher eingehend über  
das schon ausgestattete Werk berichtet und  
müssen uns jeyt, nachdem es vollendet vor-  
liegt, damit begnügen, nochmals kurz darauf  
hinzuweisen. Hauffs allerliebste Märchen nnd  
Geschichten werden noch für eine lange Daner



4<2

Nord und Süd.

cm, geistiger Schatz unseres Volkes, namentlich unserer Jugend, verbleiben Anmuth, Reinheit und Gemüthstiefe sind die hervorragendsten Eigenschaften der Haufs'schen Muse, die trotz ihrer Bescheidenheit in den weitesten »reisen, bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, Eingang gesunden Hit. Hier erscheint sie nun in strahlendem Prachtgewande, reich geschmückt von künstlerischer Meisterhand, und wird darum doppelt überall willkommen sein, X. 5.

Ilharle» Dickens' sämtliche Werte.

Neueste sorgfältigst durchgesehene Ausgabe, Berlin und Wien, Verlag von (5arl Zieger Nachf. (Ernst Rhode).

Wohl kaum ein englischer Romanschriftsteller — Walter Scott etwa ausgenommen — hat auf die Entwicklung des deutschen Romans einen so tiefgehenden Einfluß geübt und zugleich in dem Herzen des deutschen Volkes so tief Wurzel geschlagen. Wie Charles Dickens, Einzelne literarische Feinschmecker und kritische Geister haben seinem großen Rivalen Thackeray, dem unerbittlichen skeptischen Herzenskenner und unbarmherzigen Schilderer menschlicher Schwachen, den Vorzug gegeben. Aber wiegt diese etwas kühle, staunende Bewunderung eines engeren Kreises die warme begeisterte Liebe auf, die das Volk dem Schöpfer der unsterblichen „Pickwickler“, des „Heimchen am Herde“, des „David Copperfield“ entgegenbringt? Gerade das, was die künstlerische Geschlossenheit seiner Werke zuweilen gefährdet: die durchbrechende Subjectivität, das sittliche tendenziöse Pathos, der leidenschaftliche Pulsschlag eines von warmer Menschenliebe erfüllten Herzens, hat einen wesentlichen Antheil an Dickens' Popularität. Und sein goldiger, verklärendertzner, der „die lachende Thräne im Wappen führt“, versöhnt uns leicht mit manchen Schwachen: der gelegentlichen Neigung zur Uebertreibung, zur Weitschweifigkeit, mit der Lockerheit der Composition. Wir haben uns daran gewöhnt, Dickens als den Unfern zu betrachten; und so darf eine neue, sorgfältig vorbereitete Ausgabe seiner Werke in deutscher Fassung einer beifälligen Aufnahme in weiteren Kreisen gewiß sein. Der erste Band dieser von der Verlagshandlung Carl Zieger Nachf. veranstalteten Ausgabe liegt uns der Roman „Oliver Twist“ in der Uebersetzung von I)r. (5arl Kolb vor, die von Dr. L. Freytag auf's Neue durchgesehen ist. Druck und Ausstattung sind durchaus gediegen. Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang.

O. VV.

Argen»». Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen des Iohann Barilap, übersetzt von I)r. Gustav Waltz in Heidelberg. München, Verlag von Fr. Bas sei mann.

„Die Argenis hat sich bei ihrem Erscheinen die Herzen aller Nationen im Sturm erobert und ist über ein Jahrhundert lang das eifrigst gelesene Buch bei allen denen gewesen, die auf höhere Bildung Anspruch erhoben. Richelieu hielt es sehr werth und gestand, es zu seinem Lehrbuch gemacht zu haben; Leibnitz starb mit der Argenis in der Hand, Allmählich aber ließ ihr Zauber nach, und jetzt ist sie nur noch den Literaturhistorikern bekannt. Wie kam das?“

Der Uebersetzer beantwortet diese von ihm selbst gestellte Frage mit dem Hinweis auf die lateinische Sprache, in der das Buch geschrieben, auf die Verlegung des Roman-? in altgriechische Zeit und an Orte, die jetzt mit ganz andere» Augen angesehen werden, endlich ans die eingestreuten Abhandlungen und die Gedichte mit ihren mythologischen Anspielungen.

Die erste Ursache beseitigt er durch seine — übrigens recht oft stark latinisirende — Uebeitragung; die beiden anderen bestehen fort und dürften noch jetzt ihre Wirksamkeit entfalten, und zwar sogar in immer verstärktem Maße. In der That sind sie aber nur einzelne und äußerliche Ausstrahlungen des Gesamtcharakters solcher Ritterromane, die mit geringsten Ausnahmen nun einmal nach Inhalt und Form uns in tiefster Seele fremd sind. Die bloße Phantastik der Fabelbildung kann uns nicht mehr fesseln, die aufgestellten geistigen Probleme lassen als veraltet uns gleichgiltig, die rhetorische Breite, der allegorisirende Bildreichtum ermüden uns. Deshalb dürfte wohl auch durch diese jüngste Uebersetzung die Argenis nicht zu wirklichem neuen Leben gelangen; immerhin werden Manche dieselbe dankbar zu würdigen wissen, sei es daß sie durch sie ihr literarhistorisches Interesse befriedigt sehen, sei es daß sie die Fähigkeit und Aneignung besitzen, sich dergestalt von den herrschenden Streuungen der (sehnhaft frei zu machen und in das Gefühls- und Denklebe» vergangener Zeiten zu versenken, daß sie aus ihm heraus auch seine abgestorbenen Ideale wieder mitfühlen und genießen können. 801>.

„Flotte Nurschen. Eine jcnenser Geschichte von Paul Köhler. Jena, Fr. Maule's Verlag (A. Scheut.)

Das Büchlein gewährt eine recht anmuthende Lectüre! Zwar bringt es das,

Vibliographische Notizen.

4<3

was sein Titel verspricht, eigentlich nicht. Der Titel: „Flotte Burschen“ läßt uns auf eine echte, rechte Studentengeschichte hoffen, in der die Fideleien und alle die Sitten und Gebräuche des Studentenlebens, denen eine gewisse Poesie und ein unvergleichlicher Frohsinn, trotz aller tendenziösen Opposition, unmöglich abzusprechen ist, eingehende Schilderung erfahren. Das ist nicht der Fall: studentisches Leben und Treiben gewährt eigentlich nur den skizzierten Rahmen für die Herzengeschichten, die sich abspielen, und auch das; deren Helden Studenten sind, erscheint nur als Beiwerk; so lieben und erwerben die Söhne anderer Mütter, als einer „Immensität“, eben auch. Aber die Menschentinder, deren Schicksal wir hier sich entscheiden sehen, haben eine durchaus treffliche Gestaltung gefunden; ja, dem! einen Mädchen, in ihrer Natürlichkeit, Tüchtigkeit und Neschultheit, wenn es zu handeln gilt, möchten wir ohne Weiteres in einer großen Konkurrenz den Preis zuerkennen. So ist die „Innenser Geschichte“ weit über ihr locales Kolorit hinaus farbeiläftig und fesselnd componirt. Viele Kran. Studie nach dem Leben ^ von H. K. von Hevdenfeldt. Leipzig, Carl Reißner.

Als eine Erwiderung auf die Kreuzersonate wird das Buch von der Verlags-! Handlung empföhle». Wir vermögen keine andere Verwandtschaft zwischen ihm und dem Tolstoi'schen Werke herauszufinden, als daß beide Erzählungen im Eisenbahnwagen beginnen, hier wie dort werden wir Zeugen des Ab- und Zugangs der Reisenden und belauschen Bruchstücke ihrer Gespräche, die als Einleitung zu dem Gedankeninhalt des Buches zu betrachten sind; was jedoch bei Tolstoj einfach und natürlich geschieht, macht hier den Eindruck des Absichtlichen und Gesuchten. Hinsichtlich der Tendenz des Werkes vermögen wir in den in demselben offenbarten Anschauungen so wenig eine Erwiderung der „Kreuzersonate“ zu erblicken, daß sie uns weit eher als ein Beitrag zur Bestätigung der in dieser enthaltenen Wahrheiten erscheint; wollte der Verfasser den Leser zu einer anderen Schlußfolgerung gelangen lassen, so liegt es an der Unklarheit des Inhalts, wenn er seine Absicht nicht erreicht, auch die Form »«weist recht bedenkliche Schwächen aus: durch unklare Wendungen wird der Sinn geradezu verdunkelt: schon durch diese technischen Mängel gelangt der Leser nicht zu einer unbefangenen Würdigung der vorliegenden

Studie. mi.

Spanische Lieder. Von Gustavo Adolfo Becquer. In's Deutsche übertragen von Richard Jordan. Halle a. d. Saale.

Truck und Verlag von Otto Hendel.

Das kleine Bündchen enthält in vor-  
trefflicher Uebersetzung die Lieder eines  
echten, feurigen spanischen Poeten, der, vom  
Schicksal auf's stiefmütterlichste behandelt,  
frühzeitig den Tod fand. Die Lieder Bec-  
quer's zeichnen sich aus durch glühende Phan-  
tasie, Gedankreichtum und wunderbar  
melodischen Klang, den der Uebersetzer sehr  
wohl zu wahren verstand. Der in seinem  
Vaterlande außerordentlich beliebte Sänger  
wird demnach auch in Deutschland sich zahl-  
reiche Freunde erwerben.

Lieder des großen spanischen Dichters Gustavo Adolfo Becquer.

Die Lieder sind in deutscher Sprache übertragen.

Uebersetzt von Richard Jordan.

Halle a. d. Saale, Verlag von Otto Hendel.

U. 32 Seiten, 1/2

Preis 1 Mark, 10 Pfennig.

Die Lieder sind in deutscher Sprache übertragen.